Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechzigster Band.

Mit den Portraits von:
Heinrich von Sybel, Pietro Mascagni, Julius Duboc.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 60. Bandes.

Januar. — Februar. — März. 1892.

Seite

J. Caro in Breslau.
Heinrich von Sybel. ... 32

Anton Chrouſt in Graz.
Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutſchen Univerſitäten. 363

Felix Dahn in Breslau.
Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. (Schluß.) ... 92

Julius Duboc in Plauen bei Dresden.
Aus L. Feuerbachs Nachlaß. ... 307

Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Aus Emanuel Geibels Studienzeit. ... 186

Julius R. Haarhaus in Leipzig.
Die Venus der Villa Valdarniana. Novellette. ... 113

Ola Hanſſon in Berlin.
Im Huldrebann. Novelle. ... 281

Robert Haſſencamp in Oſtrowo.
Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideiſchen Antiope und ihr Werth für die Deutung des „Toro farnese“. ... 211

Auguſte Hauſchner in Berlin.
Nach dem Tode. Skizze. ... 395

Joſeph Jaffé in Berlin.
Franzöſiſche Gedichte in deutſchen Nachdichtungen. ... 64

Karl Joël in Dresden.
Julius Duboc. ... 318

Alfr. Chr. Kaliſcher in Berlin.
Pietro Mascagni und ſeine Cavalleria Rusticana... 177
A. Chr. Leffler in Neapel.
Ums Brot. Novelle..... 247
Paul Lindau in Dresden.
Ueber die Jüngſten und Neueſten im literariſchen Frankreich..... 340
Max Nordau in Paris.
Chanteuse fin-de-siècle. Ein Beitrag zur Pſychologie der Zeitgenoſſen. 238
L. v. Sacher-Maſoch in Lindheim.
Cerka. Novelle..... I. 143
Bernhard Stern in Wien.
Kútaïs, die alte Königsſtadt von Imeretien. Ein Reiſemoment aus dem Kaukaſus..... 56
G. Weisbrodt in Wien.
Norwegen..... 126
Klimatiſche Veränderungen..... 411
Georg Winter in Marburg.
Die nationale Bedeutung Friedrich des Großen, insbeſondere ſein Verhältniß zur deutſchen Nationalliteratur..... 71
Gebhard Zernin in Darmſtadt.
Erinnerungen an den Grafen Auguſt von Werder..... 220. 381
Bibliographie 130. 270. 415
Bibliographiſche Notizen.....135. 276. 418

Mit den Portraits von:

Heinrich von Sybel, radirt von Luiſe Stolz in München; Pietro Mascagni, radirt von Ludwig Kühn in Nürnberg; Julius Duboc, radirt von Johann Lindner in München.

Bind

Pages 130 - 134 inclusive missing

Band 60. — Heft 178.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1892.

15. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LX. Band. — Januar 1892. — Heft 178.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heinrich von Sybel.)

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Januar 1892.

Inhalt.

Seite

L. v. Sacher-Masoch in Lindheim.
Terka. Novelle 1

J. Caro in Breslau.
Heinrich von Sybel 32

Bernhard Stern in Wien.
Kútaïs, die alte Königsstadt von Imeretien. Ein Reisemoment aus dem Kaukasus 56

Joseph Jaffé in Berlin.
Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen 64

Georg Winter in Marburg.
Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, insbesondere sein Verhältniß zur deutschen Nationalliteratur 71

Felix Dahn in Breslau.
Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. (Schluß.) 92

Julius R. Haarhaus in Leipzig.
Die Venus der Villa Valdarniana. Novellette 113

G. Weisbrodt in Wien.
Norwegen 126

Bibliographie 130
Unter Menschenfressern. (Mit Illustrationen.)

Bibliographische Notizen 135

Hierzu ein Portrait von Heinrich von Sybel.
Radirung von Luise Stolz in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.
(Nordau, Gefühls-Komödie).

H v. Sybel

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Terka.

Novelle.

Von

L. v. Sacher-Masoch.

— Lindheim. —

An einem heißen, ſchönen Sommertage hielt in einem Dorfe bei Prag vor dem Hauſe des Lehrers ein Wagen, dem eine junge, hübſche Dame in einem leichten hellen Sommerkleide entſtieg. Im nächſten Augenblick eilte ihr ein junges Mädchen mit dem Ausrufe „Ottilie!“ entgegen, das ſie lebhaft begrüßte und küßte. Dann gingen beide hinein in das kleine Haus, und nachdem der Beſuch Hut und Sonnenſchirm abgelegt hatte, hinaus in den kleinen Garten und ſaßen jetzt in der dichtbewachſenen Laube, welche keinen Sonnenſtrahl einließ, ſo daß der Aufenthalt im Sommer hier ein beſonders angenehmer und freundlicher war.

Ottilie Seeberg ſtammte aus einem Orte in der Nähe und war jetzt Schauſpielerin an dem Prager Theater. Sie war mittelgroß, mit vollen, faſt üppigen Formen, einem hübſchen Rococogeſichtchen mit kleiner Naſe, kleinem Munde und freundlichen, braunen Augen, von reichem, blondem Haar umrahmt. Terka, die Tochter des Lehrers, war ihre Freundin ſchon von der Schule her, und ſie bildete in jeder Beziehung einen auffallenden Contraſt zu Ottilie. Sie war nur einige Jahre jünger und faſt in derſelben Größe, aber es war ſchwer zu entſcheiden, ob ſie eigentlich hübſch oder häßlich war. Ihr rundes Geſicht mit dem Katzennäschen, den tiefgeſchnittenen dunklen Augen, der leichtgebräunten Haut, dem reichen ſchwarzen Haar, hatte entſchieden mehr einen mongoliſchen als europäiſchen Typus. Wenn man ſie jedoch für häßlich hielt, entdeckte man im nächſten Augenblick irgend einen frappanten Reiz an ihr, und fand man ſie ſchön, erſtaunte man ebenſo raſch wieder über einen harten,

M48422

seltsamen Zug ihres Gesichtes. Wahrhaft schön war nur ihr schlanker, edelgebildeter Venusleib, mit seinen herrlichen, runden Formen, welche an die Antike mahnten.

Nachdem die Mädchen sich das Dringendste mitgetheilt hatten, ging Terka hinein in das Haus, um den Kaffee zu kochen, während Ottilie in der Laube sitzen blieb. Die Freundinnen sprachen jetzt durch das offene Fenster und verstanden sich ganz gut, wenn nicht etwa das Rollen eines Wagens oder das Geklirr der Pfannen in der Küche das Gespräch für einen Augenblick störte.

Der Vater Terkas, Amos Benedikt, war seit langer Zeit Lehrer in dem Orte. Er hatte seine Frau schon vor mehr als zehn Jahren verloren, und so war Terka ausnehmend selbständig geworden und regierte jetzt das ganze Haus. Sie war zur Lehrerin ausgebildet, half ihrem Vater die Kinder in der Schule unterrichten, hielt aber auch Haus und Garten in Ordnung und arbeitete, wo es nöthig war, sogar auf dem Felde. Nachdem Ottilie ihren Vorrath an interessanten Nachrichten erschöpft hatte, fragte sie, was es hier in der Gegend Neues gäbe.

„Oh, eine große Neuigkeit," rief Terka durch das Fenster. „Wie konnte ich nur vergessen, Dir davon zu erzählen. Du kennst ja das kleine Schloß Kostitz hier in der Nähe. Es hat lange Zeit leer gestanden, nun hat es ein Herr Raimund von Meinhof gekauft. Er ist erst seit vierzehn Tagen hier, und doch spricht schon alle Welt von ihm; er scheint ein Menschenfeind zu sein, ja, es giebt Leute, welche behaupten, daß er eine dunkle Vergangenheit habe und hier in der Einsamkeit sich vor den Blicken der Welt verberge. Sicher ist es, daß er mit Niemandem verkehrt und vor Allem die Frauen flieht. Wenn ihm eine in die Nähe kommt, so benimmt er sich, als wäre er zufällig auf eine Kröte getreten."

„Also ein Weiberfeind," warf Ottilie ein, „das ist ja immerhin interessant und dabei wohl ein Sonderling. Weshalb sollte er aber in irgend einer Richtung gravirt sein? Heutzutage ist es nicht möglich, daß Menschen dieser Art sich verborgen halten können. Ohne Zweifel ist es ein Mann, der schlimme Erfahrungen gemacht hat und jetzt zurückgezogen von der Welt leben will. Was ist da weiter dabei? Ich würde ihn aber gern kennen lernen. Die Herren von heutzutage haben den großen Fehler, daß sie einander alle ähnlich sehen, im Aeußern sowohl, wie in ihren Gewohnheiten, Phrasen, ja auch in Bezug auf das leichte geistige Gepäck, das sie mit sich führen."

„Ich wieder," antwortete Terka, „möchte ihm etwas anthun, ich weiß selbst nicht was, ich möchte ihn dafür strafen, daß er unser Geschlecht so sehr verachtet. Wenn ihm irgend eine Frau Böses zugefügt hat, muß er deshalb alle andern verabscheuen? Das ist ein unedler Zug, der mich gegen ihn aufreizt."

Wenige Augenblicke später kam Terka heraus, deckte den Tisch, brachte

den Kaffee, füllte die Tassen, setzte einen schönen Kuchen auf, den sie selbst für Ottilie gebacken hatte, und die beiden Mädchen nahmen nun zusammen den Kaffee.

Mit lautem Geschrei kamen jetzt Terkas jüngere Geschwister, ihr Bruder Wenzel, ein großer, starker, blonder Knabe von zwölf Jahren, und die um ein paar Jahre jüngere Johanna, schwarzäugig wie Terka, herbei und verlangten stürmisch ihren Antheil an dem Kuchen.

„Wißt Ihr nicht, daß Ihr vor Allem Fräulein Ottilie zu begrüßen habt?" rief Terka mit einem Ausdruck von Strenge, der ihre Freundin überraschte. Sofort wurden die Kinder still und standen jetzt mit gesenktem Kopfe da.

„Guten Tag, Fräulein Ottilie," begann die kleine Johanna, und Wenzel fügte hinzu: „Gott zum Gruß!" Dann baten sie nochmals um ein Stück Kuchen, das sie jetzt erhielten.

„Nun macht aber, daß Ihr fortkommt," rief Terka, „Ihr stört uns."

Die Kinder liefen davon, aber statt ihrer erschien jetzt ein junger Mann, klein und schlank, mit blondem Haar, wasserblauen Augen und einem kleinen Schnurrbart, welcher sich etwas verlegen den beiden Damen näherte und Ottilie von Terka als Konrad Geier, Student an der Prager Universität, vorgestellt wurde.

„Sehr angenehm," begann Konrad, nachdem er sich den Mädchen gegenüber niedergelassen hatte, während er mit seinem seidenen Taschentuch sich die Stirn wischte.

„Ich habe schon wiederholt das Vergnügen gehabt, Sie auf der Bühne zu bewundern, Fräulein Seeberg."

„Sind Sie nicht der Sohn des Wirthes Geier hier am Orte?" fragte Ottilie.

„Ja, so ist es, mein Fräulein," antwortete der Student.

„Und womit beschäftigen Sie sich?"

„Ich bin Historiker, und bin jetzt für einige Tage bei meinem Vater zu Besuch."

„Seine Hauptaufgabe," rief Terka, „ist, mir den Hof zu machen. Dieser eine Zug genügt Dir wohl, Ottilie, um den ganzen Menschen zu charakterisiren. Ein Mensch von schlechtem Geschmack, nicht wahr?"

Während Terka laut lachte, rückte Geier verlegen auf dem Stuhl hin und her, fand aber nicht das richtige Wort und zog es schließlich vor zu schweigen.

„Haben Sie auch schon Gelegenheit gehabt, das Ungeheuer kennen zu lernen, das die ganze Gegend hier unsicher macht?" fragte Ottilie. „Diesen Herrn von Meinhof, oder wie er heißt."

„Gesehen habe ich ihn allerdings schon," erwiderte Konrad, „es ist ein großer, stattlicher Mann, mit blondem Bart, er sieht fast wie ein Löwe aus, mit seiner röthlichen Mähne."

„Wissen Sie Näheres über ihn, über seine Vergangenheit?“ fragte Ottilie.

„Ich habe soeben gehört, daß Herr von Meinhof einige Jahre im Orient zugebracht hat und vor kurzer Zeit von dort zurückgekehrt ist. Er soll früher Offizier gewesen sein und vor Jahren in Prag von sich reden gemacht haben. Man spricht von einer Dame, die er in jener Zeit angebetet hat. Es war eine russische Fürstin nach dem Einen, eine Kunstreiterin nach dem Andern. Meinhof soll sie in einem Anfall von Wuth, aus Eifersucht, getödtet haben.“

„Also doch,“ sagte Terka. „Ich habe Dir bereits gesagt, daß ein dunkles Geheimniß um ihn und seine Vergangenheit schwebt. So ganz ohne Grund zieht man sich nicht vor der Welt zurück.“

„Aber Alles, was ich höre,“ sagte Ottilie, „macht mir den Mann nur um so interessanter, und wenn es Dir recht ist, so wollen wir uns auf den Weg machen und ein wenig um sein Schloß herum spioniren. Vielleicht ist uns der Zufall günstig, und wir begegnen dem Löwen selbst.“

Terka war sofort einverstanden mitzugehen. Die Damen setzten ihre Strohhüte auf, nahmen ihre Schirme und gingen, von Konrad begleitet, durch das Dorf und dann durch die Felder auf den kleinen Park zu, welcher das Schloß Kostitz umgab. Als sie sich dem hohen lebenden Zaun näherten, erblickten sie drüben im Park ein halb Dutzend Mädchen aus dem Orte, welche scherzend und kichernd damit beschäftigt waren, Epheu und Immergrün abzuschneiden und ihre Körbe damit zu füllen.

„Was thut Ihr hier?“ fragte Terka, indem sie stehen blieb und über den Zaun hinwegblickte.

„Wir suchen allerhand Grünes für die Kirche zum Johannistag,“ erwiderte eines der Mädchen.

Ottilie und Terka setzten hierauf ihren Weg fort. Sie waren jedoch kaum dreißig Schritte gegangen, als sich Hundegebell vernehmen ließ, und jetzt sahen sie einen großen, athletisch gebauten Mann mit einem von röthlich blondem Haar und Bart umwogten Barbarossahaupte rasch herankommen, eine Peitsche in der Hand, während drei große Hunde vor ihm einhersprangen.

„Was thut Ihr hier?“ rief der Fremde, offenbar der Besitzer des Schlosses. „Wer hat Euch erlaubt, hier den Garten zu verwüsten?“

„Der Herr Pfarrer — es ist uns immer erlaubt gewesen —“ antwortete eines der Mädchen am ganzen Leibe zitternd. „Nämlich für das Fest — um den Altar zu schmücken.“

„Was kümmert mich Euer Fest,“ rief der Schloßherr, „fort mit Euch!“ Und als die Mädchen sich nicht von der Stelle rührten, fuhr er fort: „Soll ich die Hunde auf Euch hetzen?“

Die schönen prächtigen Thiere schienen die Worte ihres Herrn verstanden zu haben, denn sie warfen sich mit lautem Gebell auf die armen Mädchen, und diese flohen so rasch sie nur konnten, theils über den Zaun hinüber, theils durch den Garten dem Gitterthor des Parkes zu, während der Schloßherr mit einem lauten häßlichen Lachen der Scene zusah.

„Das ist ja abscheulich," rief Terka, „die armen Mädchen mit Hunden zu hetzen! Du siehst, daß ich Dir nicht zu viel erzählt habe, das ist kein Sonderling mehr, das ist ein wildes Thier. Ach, wenn ich ein Mann wäre, ich würde ihm jetzt eine Lection ertheilen, die er nicht so bald vergessen würde."

Conrad suchte Terka zu besänftigen. Ottilie wieder fand den Schloßherrn interessant und schön.

„Ja," sagte Terka, „ich gebe zu, daß er ein schöner Mann ist, und es ist keine Frage, daß sein wildes gebieterisches Wesen die Phantasie eines jungen Mädchens erregen kann und einen gewissen Zauber üben muß. Aber ich kann nicht für ihn schwärmen, im Gegentheil, ich fühle jetzt etwas wie Haß gegen ihn, und ich werde nicht ruhig sein, ehe ich ihm irgend Etwas angethan habe."

Die Mädchen gingen nun um das Schloß herum und an dem großen Gitterthor vorbei, das die Einfahrt und zu gleicher Zeit den Eingang in den Park bildete. Das Schloß lag seitwärts mit der Hauptfront gegen den Garten. Unwillkürlich blickten sie hinein, als sie vorüber schritten, und sahen den Schloßherrn, wie er jetzt in einer Art weißem Beduinenburnus, einen rothen Fez auf dem Kopf, auf der Terrasse saß, deren Stufen zu dem Garten herabführten, und einen langen, türkischen Tschibuk rauchte, während die Hunde zu seinen Füßen lagen. Er beachtete die Vorübergehenden mit keinem Blick, keine Miene seines strengen, edelgebildeten Gesichts verrieth, daß er sie nur bemerkt habe.

Die beiden Mädchen unterhielten sich auf dem Nachhausewege und auch dann, als sie wieder in dem Garten des Lehrers saßen, nur von ihm.

Als Ottilie nach Sonnenuntergang aufbrach, um nach Prag zurückzukehren, begleitete sie Terka im Wagen ein Stück Weges, dann nahmen die Mädchen mit zwei herzlichen Küssen Abschied, Terka stieg aus und ging zu Fuß zurück.

Der letzte Sonnenpurpur vergoldete an dem jenseitigen Ufer der Moldau das uralte Schloß Wischehrad und den Libussathurm auf dem überhängenden Felsen. Unten floß majestätisch das gelbliche Wasser der einst Gold führenden Moldau dahin. Rechts zeichneten sich die Trümmer des Divin auf dem leuchtenden Himmel ab. Terka stieg die Anhöhe empor und setzte sich hier in das Gras, ihre Blicke schweiften über den Fluß hinüber zu den Bergen und den Trümmern und Resten altböhmischer Herrlichkeit, mit denen dieselben gekrönt waren.

Die Sage erzählt von dem Thurm drüben, daß dort die Fürstin Libussa gleich einer Semiramis gehaust und ihre Günstlinge, wenn sie ihrer müde war, Nachts in den Fluß hinabgestürzt habe. Auf dem Divin wohnte Wlasta mit ihren Amazonen, als sie nach dem Tode Libussas dem Fürsten Przemisl, ja dem ganzen Männergeschlechte den Krieg erklärt hatte. Hier hatte sie den Ritter Ztirad, den sie einst geliebt und dann verrathen hatte,

nachdem er durch List und Ueberfall in ihre Hände gefallen war, auf das Rad flechten lassen.

Diese Geschichte ging jetzt durch Terkas Sinn. Auch in ihr war Etwas von dem Blute der Wlasta, und dieses Blut empörte sich gegen diesen Mann, der ihr Geschlecht verachtete, dessen brutaler Männerstolz so weit ging, auf junge thörichte Mädchen seine Hunde zu hetzen. Sie verstand selbst nicht, woher mit einem Male dieser Zorn kam, der ihr Herz erfüllte und ihre Pulse rascher gehen ließ. Angesichts der Trümmer der Mädchenburg schwur sie ihm Rache. Wie aber sollte sie ihn strafen? Die Zeit war vorüber, wo sie ihn in einem dunklen Waldesgrunde überfallen und dann streng und blutig richten konnte. Es gab aber noch andere Mittel, moderne, lustige und deshalb nicht minder grausame. Wie wäre es, wenn es ihr gelänge, den Weiberfeind durch ihre Reize zu besiegen? Der Gedanke gefiel ihr ausnehmend. Ja, rief sie endlich, indem sie aufbrach, zur Strafe für alle seine Missethaten soll er sich in eine Häßliche verlieben.

Während sie jetzt auf dem Fußpfad zwischen den wogenden Getreidefeldern einherging und hie und da eine blaue Kornblume pflückte oder einen rothen Mohn, mußte sie über ihren Vorsatz laut auflachen.

Zu Hause angekommen, ging sie in ihre Stube, die im ersten Stockwerk lag, sperrte die Thür und trat vor den Spiegel, um sich selbst mit einem strengen, unbefangenen Blick zu prüfen. Sie wußte, daß sie nicht schön war, ja daß sie als häßlich galt. Aber sie hatte mehr als einmal erfahren, daß ihre Häßlichkeit einen pikanten Reiz übte, sobald sie ihr durch einen bizarren Anzug oder irgend einen phantastischen Schmuck zu Hilfe kam. So that sie auch jetzt.

Sie ging hinab in das Erdgeschoß, holte sich in aller Stille, was sie nöthig hatte, und dann putzte sie sich heraus wie zu einem Ballet oder Maskenballe. Erst schlang sie ein feuerrothes Tuch um ihren Kopf, und dann band sie ein zweites um ihre Schultern. Sie bekam etwas Zigeunerhaftes, Wildes in diesem Aufzug, und sie mußte sich gestehen, daß es ihr ganz gut stand und sie interessant und fesselnd machte. Dann warf sie beide Tücher fort, bekränzte sich mit Weinlaub, schlang eine Guirlande von Rebenblättern von ihrer Schulter zu ihrer Taille herab und hing das Pantherfell, das sonst in der Sammlung ihres Vaters paradirte, um die Schultern. Ja, nun sah sie geradezu hübsch aus, sie hatte einen dämonischen Reiz, und sie fühlte, daß ihre dunklen Augen und ihr herrliches Haar zur Geltung kamen, wie noch nie. So wie sie jetzt war, konnte sie einem Manne gefallen, ja, mehr als das, ihm den Kopf verdrehen.

Während sie noch lächelnd vor dem Spiegel stand, murmelte sie vor sich hin: „Häßlich bin ich, ja, aber deshalb werde ich doch mit ihm fertig werden."

* * *

Eines Abends, als die Ernte bereits begonnen hatte, ging Meinhof durch die Felder, die Flinte im Arm, den Jagdhund an der Seite. Er hatte in

den Rübenfeldern einige Hühner und Wachteln geschossen und kam jetzt in die Nähe des Dorfes. Auf einem Felde, das dem Lehrer Benedikt gehörte, war Terka mit ein paar anderen Mädchen und zwei Taglöhnern damit beschäftigt, das Korn zu schneiden, in Garben zu binden und in Schobern aufzurichten.

Als Meinhof herankam, stand sie als Bäuerin gekleidet, in einem gemusterten Percalrock und einem dunkelblauen Mieder, die Aermel des weißen, bauschigen Hemdes aufgeschürzt, ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen, mit der Sichel in der Hand da, während Wenzel und Johanna aus Stroh Ketten flochten, mit denen die Garben gebunden wurden. Unwillkürlich schweiften ihre dunklen Augen zu Meinhof herüber, und auch er wendete den Kopf und sah sie an.

In dem Augenblick, wo er vorüber wollte, hob Terka eine der Strohketten auf, lief ihm nach, und ehe er sich dessen versah, hatte sie ihn nach alter slavischer Sitte mit der Strohkette gebunden.

Jetzt, da sie vor ihm stand, Auge in Auge, mußte sich Terka doch gestehen, daß Raimund von Meinhof in der That ein schöner Mann war. Seine hohe Gestalt entsprach vollständig dem edlen, schwermüthigen Gesicht, den blauen, gebietenden Augen und dem rothblonden, leicht gekräuselten Haar und Vollbart. Im ersten Augenblick hatte er die Brauen finster zusammengezogen und Miene gemacht, sich mit einer energischen Bewegung loszumachen, doch Terka hielt ihn fest mit ihren braunen Händen und ihren schwarzen muthigen Augen.

„Das ist unser Recht," sagte sie kurz und stolz. „Niemand darf sich dem alten Brauch entziehen. Sie müssen sich loskaufen, wie jeder Andere."

Meinhof blickte sie an, zog dann die Börse hervor und wollte ihr Geld geben. Sie aber trat zurück und lachte hell auf.

„Nein," sprach sie, „an mir ist es, das Lösegeld zu bestimmen, und nicht an Ihnen."

Indeß hatten die anderen Schnitterinnen das Feld verlassen und standen jetzt halb neugierig, halb drohend um Meinhof, wie es schien, bereit, ihre Sicheln gegen ihn zu kehren, falls er es wagen würde, der alten Sitte Hohn zu sprechen.

„Nun, was soll's?" fragte Meinhof halblaut.

„Sie müssen sich mit einem Kusse loskaufen," erwiderte Terka, mit einem spöttischen Lächeln die Oberlippe emporziehend und ihre weißen, schönen Zähne zeigend.

Rasch entschlossen nahm sie Meinhof um den schlanken Leib und küßte sie.

In dem Augenblick war es, als sei ein Zauberwort über ihn gesprochen worden. Er, der so lange keinem Weibe in die Augen geblickt hatte, war unter der Berührung zweier duftiger Mädchenlippen erbebt, und jetzt fühlte er einen leisen Schauer, der durch seine Glieder ging. Fast unwillkürlich

machte er sich los und ging rasch auf dem Pfade zwischen den Feldern seinem Landsitz zu.

Terka blickte ihm ruhig im Gefühl des Triumphes nach. Sie wußte, daß ihr der erste Schritt gelungen war, an diesem Mann, den sie haßte, Rache zu nehmen. Sie hatte mit dem feinen Instinkt des Weibes bemerkt, ja gefühlt, was in Meinhof vorgegangen war. Er hatte die Flucht vor ihr ergriffen, aber er nahm den Pfeil mit, den ihm die wilde Amazone zugesendet hatte, und dieser Pfeil hatte ihn vergiftet; er kehrte nicht als derselbe nach Kostitz zurück, als der er ausgegangen war.

Während die Mädchen fortfuhren, singend das Getreide zu schneiden, kam jetzt Konrad Geier herbei, um Terka bei der Arbeit zu überraschen. Ihm ging es nicht besser als Meinhof. Auf einen Wink Terkas liefen ihm zwei der Mädchen entgegen, banden ihn mit Strohketten, und auch er mußte sich loskaufen. Wie gerne hätte er Terka einen Kuß als Lösegeld gegeben, aber von ihm verlangte sie ihn nicht. Es wurde ihm auferlegt, sofort ein Fäßchen Bier kommen zu lassen, und Konrad sträubte sich keinen Augenblick, sondern schrieb einen Zettel, mit dem der kleine Wenzel in das Dorf eilte, um bald darauf mit einem Wägelchen zurückzukehren, auf dem er das Fäßchen brachte. Es wurde sofort angestochen, und dann füllten Schnitter und Schnitterinnen ihre Krüge und tranken auf das Wohl Geiers, welcher aus Terkas Krug Bescheid that und auf eine glückliche Ernte trank. Dann setzte er sich auf die Garben hin, die über einander geschichtet waren, und sah, den Rücken gegen die scheidende Sonne gekehrt, Terka zu, welche in ihrer kräftigen, energischen Art die Ernte leitete und überall eingriff, wo es nöthig war, hier mit der Sichel arbeitete, dort das Getreide binden half, oder bei dem Aufschichten der Garben, die in Form von kleinen Hütten oder Zelten aneinander gestellt wurden, thätig war.

„Wissen Sie, Fräulein Terka," sagte Konrad nach einer Weile, „daß Ihnen diese Art Arbeit einen eigenthümlichen Reiz verleiht?"

„Wann hätten Sie mich noch nicht reizend gefunden, Konrad?" erwiderte Terka lächelnd, während sie eine neue Garbe band.

„Nein, wirklich, Terka, es ist ein schönes, poetisches, ich möchte sagen, biblisches Bild, Sie so zu sehen in Ihrer ungezwungenen Tracht, ohne Rücksicht auf ihren Teint, der Sonne preisgegeben. Man denkt an die schöne Ruth, an Goethes Dorothea und manche andere Gestalten der Dichtung.

„Warum denken Sie nicht an das Nächstliegende?" rief Terka muthwillig, „an eine häßliche Zigeunerin oder an eine Negerin, welche in der Plantage arbeitet?"

„Sie wollen nur hören, Terka, daß Sie schön sind."

„Ich schön?" wiederholte Terka, „das glauben Sie selbst nicht, mein lieber Konrad." Sie begann laut zu lachen.

„Meinetwegen nicht schön," versetzte Konrad, „aber vielleicht mehr als das. Wie viele unserer Schönheiten haben eigentlich nur einen todten, hübsch-

gefärbten Puppenkopf auf den Schultern, bei Ihnen, Terka, sprüht aber Alles Kraft, Leben und Geist. Man darf Sie vielleicht nicht mit dem Maßstabe strenger griechischer Kunst prüfen, aber die Wirkung, welche Sie üben, ist eine fesselnde, reizvolle, ja berauschende."

„Weil Sie berauscht sind, armer Freund," erwiderte Terka, „so meinen Sie, die ganze Welt müßte es sein, aber die andern Leute finden mich einfach garstig. Ich werde nie vergessen, wie einmal zwei Herren an mir vorübergingen in Prag auf dem Altstädterring, und der eine sprach: „Aber sie hat schöne Augen." Offenbar war das die Antwort auf die Frage des Ersten: „Hast Du je schon ein häßlicheres Frauenzimmer gesehen?" Also geben Sie sich keine Mühe, mein lieber Herr Geier. Mein Spiegel ist aufrichtiger als Sie, und ich versichere Sie, daß er mir noch niemals eine Schmeichelei gesagt hat. Deshalb sehe ich auch nur dann hinein, wenn ich muß."

„Sie sprechen nur so, Terka, Sie wissen sehr gut, daß Sie gefallen, ja, daß Sie schon mehr als einem gehörig den Kopf verdreht haben."

„Ein Beweis, daß es auch Männer giebt, die einen schlechten Geschmack haben."

„Ich zum Beispiel."

„Ja, Sie zum Beispiel." — — —

Meinhof war still und verdrossen nach Hause zurückgekehrt. Er ging an diesem Abend in Haus und Garten umher, unruhig und unzufrieden, wie im Fieber. Als es Zeit war zum Nachtessen und die Glocke längst erklungen war, der Schloßherr sich aber noch immer nicht blicken ließ, ging sein Diener, der alte Xaver, hinaus in den Park, um ihn zu suchen. Er fand ihn auf einer Bank mitten im Dickicht sitzen, vor sich ein schönes, steinernes Weib, irgend eine mythologische Dame, welche der Rococogeschmack einst hier hingestellt hatte, und die im Laufe der Zeiten von Moos überzogen war, so daß sie jetzt einer skytischen Amazone mit dem Thierfell um Schultern und Lenden glich.

„Herr Baron," begann Xaver, ein kleiner, feister Mann mit grauem Haar und kleinen, hellen Augen, welche unablässig blinzelten, „das Essen steht auf dem Tisch."

„Laß mich in Frieden," erwiderte Meinhof.

Xaver strich mit der Hand über sein glattrasirtes Gesicht, zuckte die Achseln und wollte eben sachte den Rückweg antreten, als Meinhof ihn zurückrief.

„Renn' mir nur nicht gleich davon," sagte er. „Warst Du heut im Dorfe?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Wem gehört das Feld am Ende des Dorfes, ein Kornfeld, das unmittelbar an unserer Grenze liegt?"

„Das gehört dem Lehrer, soviel ich weiß."

„Wer kann denn das Mädchen sein, die auf diesem Felde schneidet, groß, schlank, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen?"

„Mit einer kleinen Nase und rothen Lippen, wie Kirschen," ergänzte der alte Diener.

„Ja, ja."

„Das ist Niemand anderes, als Terka, die Tochter des Lehrers."

„Kennst Du sie? Hast Du schon mit ihr gesprochen?"

„Einmal, allerdings."

„Ist es ein Mädchen, das einige Bildung hat?"

„O, Herr Baron, die ist ebenso gelehrt wie ihr Vater, und klug, sehr klug."

„Womit beschäftigt sich denn der Lehrer?"

„Ich denke, gleich Ihnen, mit allerhand Gethier, das er an Nadeln steckt und in Kästen aufbewahrt, und ich glaube auch mit Pflanzen, die er preßt und zwischen Deckel bindet. Sie wissen ja am besten, wie man diese Art Gelehrsamkeit nennt."

„Er ist also ein Naturforscher?"

„Mag sein."

Einige Zeit schwieg der Schloßherr und zog mit seinem Stock Kreise in den Sand, während der alte Xaver, die Hände auf dem Rücken, dastand, und ihn von der Seite aufmerksam beobachtete.

„Erkundige Dich doch einmal nach dem Mädchen," sagte endlich Meinhof, „ich möchte mehr von ihr wissen, es scheint mir, daß sie verschieden ist von den Anderen, ein Wesen für sich, verstehst Du? Kurz, frage nach, und zwar bald."

Meinhof erhob sich jetzt und ging langsam dem Hause zu, während Xaver ihm folgte in respectvoller Entfernung von einigen Schritten und doch insgeheim über ihn lächelnd.

* * *

Terka war müde nach Hause zurückgekommen, hatte mit den Ihren zu Nacht gegessen und saß jetzt draußen in der Laube, um auszuruhen und sich an der kühlen Abendluft zu laben. Ueber ihr war der wolkenlose Sommerhimmel mit goldenen Sternen besät, vor ihr wogten im leichten Winde die Felder und in der Ferne rauschte mächtig die Moldau. Mit einem Male fiel ein Schatten vor ihre Füße hin, und dann erschien Xaver am Eingang der Laube, den Hut in der Hand, und verneigte sich tief vor ihr.

„Kann ich einige Worte mit dem Fräulein sprechen?" begann er.

„Gewiß," sagte Terka, „nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen mit irgend Etwas aufwarten?"

„O, ich danke, mein Fräulein," erwiderte Xaver, „wir haben eben im Schlosse zu Nacht gegessen."

„Sie sind der Diener des Herrn von Meinhof?"

„Ja, der bin ich, und eben deshalb — ich bin gekommen, liebes Fräulein — doch wozu diese Umschweife!“ Er richtete die kleinen, blinzelnden Augen auf Terka nnd lächelte. „Wissen Sie, daß Sie meinen Herrn behext haben?“

„Wirklich?“ erwiderte Terka, während sie die Arme auf den Tisch legte und Xaver fest ins Auge schaute. „Das würde mich freuen, denn ich habe geschworen, ihn zu strafen.“

„Wofür?“ fragte Xaver. „Hat mein Herr Sie irgendwie beleidigt?“

„Ja, indem er mein ganzes Geschlecht mit Verachtung behandelt.“

„Leider, leider,“ sprach Xaver seufzend, „hat mein Herr allerhand Grillen im Kopf. Aber er ist nicht so böse, wie Sie vielleicht meinen. Wenn Sie seine Geschichte kennen würden, würden Sie ihn nicht so hart beurtheilen.“

„Mag sein,“ sagte Terka.

„Sehen Sie, mein Fräulein,“ fuhr Xaver fort, „als er noch sehr jung war, etwa achtzehn Jahre, da war die erste Liebe meines Herrn seine Cousine. Nun, es war ja mehr eine kindische Schwärmerei, aber immerhin ging es ihm nahe. Das Mädchen, zwei Jahre älter als er und sehr verständig, sagte ihm eines Tages, daß es eine Thorheit sei, wenn sie sich liebten, denn von einer Verbindung könnte doch niemals die Rede sein, und lachend, mit einem Kuß, schickte sie ihn fort für immer. Sehen Sie, das war recht klug von seiner Cousine, aber ihm that diese Klugheit wehe, und er hat damals mehr gelitten, als die Sache werth war. Dann nach Jahren lernte er ein Mädchen kennen, welches ihm Trost und Ersatz versprach. Es war die Tochter eines höheren Beamten, gut erzogen, gebildet, schön und liebenswürdig. Mein Herr warb um sie und fand Gehör bei ihr und Ermunterung bei ihren Eltern. Eines Tages mußte er eine Reise unternehmen. Als er nach einigen Wochen zurückkam, dachte er die Geliebte, welche er bereits als seine Verlobte betrachtete, zu überraschen. Er freute sich auf den jubelnden Ausruf, mit dem sie ihn empfangen werde, auf die Freude, die sich in ihrem Gesichte malen würde, wenn er ihr die reichen Geschenke, die er mitgebracht hatte, überreichen würde. Er klingelte. Das Dienstmädchen blickte durch die Glasthür hinaus, öffnete jedoch nicht. Das erschien mindestens sonderbar, und ein gewisses Bangen kam über meinen Herrn. Er klingelte nochmals, da öffnete das Mädchen, und während sie ihm mit einiger Verlegenheit mittheilte, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei, übergab sie ihm einen Brief. Mein Herr stieg die Treppe hinab, öffnete und las. Das Fräulein theilte ihm mit kurzen Worten mit, daß sie sich während seiner Abwesenheit verlobt habe, bat ihn um Verzeihung und ersuchte zugleich im Namen ihrer Eltern, er möchte seine Besuche einstellen. Als mein Herr aus dem Hause trat, sah er oben die Fenster erleuchtet, Schatten schwebten an dem Vorhang vorüber und als er einen Augenblick unten stehen blieb, hörte er oben die Verrätherin laut und fröhlich lachen. Seine Freunde sagten ihm in den nächsten Tagen, daß sich ein sehr reicher Bewerber um die Hand des

Fräuleins gefunden hätte, und sie war so klug gewesen, denjenigen vorzuziehen, der ihr nicht allein eine sorgenlosere Existenz, sondern überdies noch allen Luxus versprach."

„Was ist das für eine Geschichte mit jener russischen Fürstin oder Kunstreiterin?" fragte Terka, welche mit steigender Theilnahme zugehört hatte.

„Russische Fürstin? Kunstreiterin? Unglaublich!" murmelte der alte Diener. „Was die Leute doch Alles zu erzählen wissen. Da meint man, nur die Kinder würden durch Märchen unterhalten, aber auch die Erwachsenen erzählen sich solche, nur leider oft auf Kosten der Ehre und der Reputation ihrer Mitmenschen. Allein ich weiß jetzt, um was es sich handelt. Die Dame, die Sie meinen, ist die Gräfin Libussa von Ostrowitz. Hier in der Nähe wohnt eine Tante von ihr. Sie war damals Wittwe, als Herr von Meinhof sie kennen lernte. Es war in Prag. Die Gräfin war eine sehr schöne Frau, das muß man ihr lassen, voll Geist und voll Talent. Sie spielte sehr schön Piano, malte, trat bei Wohlthätigkeitsvorstellungen in kleinen Stücken auf und entzückte das Publikum durch ihre Munterkeit und ihr elegantes Französisch. Sie hatte meinem Herrn ihre Gunst geschenkt, das ist sicher, aber voll Capricen und unbeständig wollte sie sich nicht wieder binden und spielte mit ihm eine wahrhaft herzlose Komödie. Wenn er sie zu einer Entscheidung drängte, wich sie ihm aus, vertröstete ihn auf die Zukunft oder erklärte gar, sie wolle überhaupt nicht wieder heirathen. Suchte er die Bande zu lösen, die ihn mit ihr verknüpften, warf sie von Neuem die Netze nach ihm aus und verstand es, ihn wieder zu fesseln und an ihren Triumphwagen zu spannen. Und wie sie ihn quälte! Wahrhaftig, er that mir damals leid. Ich war mehr als einmal besorgt um ihn, denn er war nahe daran, sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Und wie endete die Sache?" fragte Terka. „Hat sich Herr von Meinhof schließlich doch aus ihrem Netze befreit?"

Der alte Xaver schüttelte den Kopf.

„Nicht so, mein Fräulein, anders. Es kam ein polnischer Graf, der mehr Glück hatte bei der Gräfin. Da sie meinen Herrn kannte und nicht nur für das Leben ihres neuen Anbeters, sondern auch für das ihre zittern mußte, so verbarg sie diese neue Phantasie mit raffinirter Geschicklichkeit vor Herrn von Meinhof. Während sie den Andern liebte und ihm bereits ihre Hand versprochen hatte, scherzte und lachte sie mit meinem Herrn, und dieser bildete sich noch immer ein, von ihr geliebt zu werden. Ganz plötzlich kam die Entdeckung; Herr von Meinhof forderte seinen Nebenbuhler zum Zweikampf, aber an dem Vorabend des Tages, an welchem das Duell stattfinden sollte, entfloh die Gräfin mit ihrem Verehrer, und seither haben wir nichts wieder von ihnen gehört."

„Was Sie mir da erzählen," sagte Terka, „ist allerdings geeignet, eine ungünstige Meinung von dem Charakter der Frauen zu erwecken. Ich fange

an, Ihren Herrn besser zu verstehen und ihn zu entschuldigen. War es der letzte Roman, den er erlebte?"

„Ja, der letzte," gab Xaver zur Antwort. „Wir gingen dann in die Fremde, bis tief in den Orient hinein, nach dem gelobten Land, nach Klein-Asien, Persien, ja bis nach Indien, und suchten dort Europa und seine Frauen zu vergessen. Finden Sie es nun begreiflich, daß mein Herr, der im Grunde das beste Herz von der Welt hat, die Frauen haßt, weil jede, die er liebte, ihn durch ihre Schwäche oder ihre übergroße Klugheit elend gemacht hat? Er traut keiner Frau mehr Charakter, Kraft und Treue zu. Er hält Alle für haltlos, listig und verrätherisch."

„Das ist eben sein Unrecht," unterbrach Terka den alten Diener, „und wer weiß, ob nicht Herr von Meinhof selbst an den schlimmen Erfahrungen schuld war, die er gemacht hat. Es ist doch auffallend, daß er durchaus Frauen dieser Sorte auf seinem Lebenswege gefunden hat. Vielleicht hatten gerade diese klugen, herzlosen Frauen für ihn einen besonderen Reiz. Wer kann das wissen. Der Geschmack der Männer ist so verschieden. Ich habe schon gehört, daß es Männer giebt, die sich nur glücklich fühlen, wenn sie von den Frauen mißhandelt werden."

„Das mag sein," sagte Xaver, „doch bleiben wir bei der Sache. Ich bin gekommen, mein Fräulein, weil ich von Ihnen Manches, ja Vieles für meinen Herrn hoffe."

„Von mir?" sagte Terka, „was könnte ich ihm nützen?"

„Sehr viel, mein Fräulein," versetzte Xaver, „vielleicht Alles." Er rückte näher und fuhr leise fort: „Sie gefallen Herrn von Meinhof, ich weiß es, ja mehr als das, Sie haben ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Ich kenne meinen Herrn, wenn er so ist, wie ich ihn eben jetzt verlassen habe, dann hat dies immer etwas Besonderes bei ihm zu bedeuten. Sie könnten seinen kranken Geist heilen, ihn der Menschheit wiedergeben."

„Ich?" erwiderte Terka. „Sehen Sie mich doch an, ein häßliches Geschöpf wie ich sollte einen Weiberfeind mit dem schönen Geschlechte versöhnen? Nein, nein!" Sie begann laut zu lachen. „Auch haben Sie sich an die Unrechte gewendet. Ich bin sehr böse auf Ihren Herrn und habe mir vorgenommen, ihn zu strafen. Wie er die Frauen haßt, so hasse ich die Männer, sagen Sie ihm das, und ihn vor Allen."

„Ist das Ihr letztes Wort, mein Fräulein?" sagte Xaver betroffen.

„Ich spreche so, wie ich denke und fühle. Ich leugne nicht, daß ich jetzt milder von Herrn von Meinhof denke, aber deshalb hat er es doch verdient, bestraft zu werden, und ich will mein Geschlecht an ihm rächen. Sollte es wahr sein, daß ich auf ihn einen Eindruck gemacht habe, dann um so besser, dann wird es mir noch leichter gelingen."

Seufzend verließ der alte Diener die Tochter des Lehrers, welche allein in der Laube zurückblieb und, den Kopf in die Hand gestützt, nachsann. Sie fühlte jetzt wirklich etwas Mitleid mit Meinhof, aber ihre energische Natur

wehrte sich gegen dasselbe. Er nannte die Frauen schwach, sie sollte er stark finden! Nein, er verdient kein Mitleid, sondern Strafe, und die sollte ihm zu Theil werden, ohne Erbarmen.

Xaver war indeß nach Hause zurückgekehrt, vermied es jedoch, seinem Herrn zu begegnen. Endlich zog Meinhof die Klingel, und dem treuen Alten blieb Nichts übrig, als derselben Folge zu leisten.

„Nun," fragte Meinhof, „was hast Du erfahren?"

„Nichts Gutes, gnädiger Herr," erwiderte Xaver. „Wenn Ihnen das Mädchen gefällt —"

„Was fällt Dir ein?" unterbrach ihn Meinhof, „komme mir nicht mit solchem Unsinn."

„Also nur angenommen, sie gefiele Ihnen," fuhr Xaver fort, „so muß ich Ihnen empfehlen, recht vorsichtig zu sein, denn wie mir Leute mitgetheilt haben, welche Fräulein Terka genau kennen, so haßt sie die Männer, ebenso wie Sie die Frauen verabscheuen. Gegen Sie aber, gnädiger Herr, hat sie eine ganz besondere Antipathie. Sie soll empört sein darüber, daß Sie so schlecht von ihrem Geschlechte denken, und wer weiß, ob sie nicht an Ihnen dafür Rache nehmen wird. Es ist kein gewöhnliches Mädchen, Herr Baron, sondern ein Wesen voll Ernst und Energie. Die ist nicht schwach, wie Sie von den Frauen im Allgemeinen meinen, ich glaube, man muß von guten Eltern sein, um mit der fertig zu werden."

„Gut," sagte Meinhof und nickte mit dem Kopf, das war das Zeichen, daß Xaver entlassen war. Er verschwand hinter der Portière und ging leise die Treppe hinunter.

Wie wird das enden, dachte er, hier ist der Anfang einer neuen romantischen Geschichte. Gleichgiltig können die Beiden nicht mehr nebeneinander einhergehen. Entweder es giebt eines Tages eine große Freude für mich, oder wieder einen großen Kummer, wenn nicht ein Unglück.

* * *

Terka hatte schon lange versprochen, ihre Schulfreundin Ottilie einmal in Prag zu besuchen. So fuhr sie denn eines Tages mit dem Schiff in die Stadt, stieg auf dem Quai aus und überraschte Ottilie Nachmittags, als sie eben damit beschäftigt war, ihre Costüme für eine neue Rolle vorzubereiten. Nachdem die Freundinnen sich herzlich begrüßt hatten, blickte Terka neugierig und erstaunt um sich, die ganze große Stube war voll von allem möglichen Putz und Tand. Ueberall hingen prächtige Roben in Seide und Sammt, Mieder, Ueberwürfe, Mäntel, der ganze Teppich war mit offenen Schachteln bedeckt, aus denen hier Pantoffel und Schuhe, dort Spitzen und Goldborten, Bänder, Fächer und hundert andere Dinge, die zu dem Staat einer Bühnenprinzessin gehören, hervorblickten.

„Nun sieh Dich einmal satt, Terka," rief Ottilie heiter. „Am Ende bekommst Du auch noch Lust, zur Bühne zu gehen."

„Um der schönen Kleider willen?“ entgegnete Terka lächelnd, „das wäre allerdings ein recht modernes Motiv. Es soll ja heute üblich sein, daß junge Damen sich nur der Bühne widmen, um noch mehr Bewunderer ihrer Reize zu finden, aber ich finde dies nicht nach meinem Geschmack. Die Kunst scheint mir doch zu ernst und zu heilig, als daß man sie durch derlei Dinge entweihen dürfte.“

„Du bist eben noch sehr naiv, Terka,“ unterbrach sie Ottilie, „es ist überall in der Welt viel Humbug dabei, in der Kunst ebenso wie in der vornehmen Gesellschaft oder in der Politik. Wenn Du so mitten drin leben würdest wie ich, Du würdest bald über die Menschen anders urtheilen.“

„Wer weiß,“ sagte Terka, „ich denke schon jetzt nicht allzu günstig von meinen Schicksalsgenossen auf diesem Planeten. Vielleicht würde die Grundfarbe meines Denkens, die jetzt grau ist, sich dann ins tiefste Schwarz verwandeln.“

„Oh! wie philosophisch Du sprichst,“ sprach Ottilie lächelnd. „Du hast am Ende zu viel Schopenhauer gelesen, nicht?“

„Lassen wir das,“ sagte Terka, „ich bin nicht gekommen, um mit Dir zu debattiren, sondern um einmal heiter zu sein, um mich an Deinen Triumphen zu freuen, und an dem Glanz, der Dich umgiebt. Zeig mir doch einmal Deine Kleider.“

„Was willst Du sehen?“ fragte Ottilie.

„Alles wird mich interessiren, ich habe in dieser Art fast noch Nichts gesehen, außer hie und da auf der Bühne, aber niemals in der Nähe.“

„Weißt Du was?“ rief Ottilie, „ich werde Dich einmal nach meiner Idee anziehen. Ich bilde mir nämlich ein, daß Du gar nicht so häßlich bist, als Du Dir immer einbildest. Auf der Bühne z. B. — dessen bin ich gewiß, wirst Du sehr gut aussehen, Dir fehlt nur die richtige Toilette. Auf dem Dorfe freilich kannst Du nicht so herumgehen, wie es Deine Art seltsamer Schönheit verlangen würde.“

„Nun bin ich gar schön!“ rief Terka.

„Ja, für mich bist Du es. Was ist schön? Das, was gefällt, was reizt, und Du gefällst, und ich glaube, daß Du mehr Reize besitzt, als eine strenge griechische Schönheit, die man bewundert, um schließlich kalt an ihr vorüberzugehen. Warte, ich habe gleich ein Costüm für Dich, in dem Du wunderbar aussehen wirst.“

„Und das wäre?“ fragte Terka.

„Das Costüm einer Sultanin, nach einem Gemälde von Vanloo, das ich als Adrienne Lecouvreur trage. Im ersten Act erscheint Adrienne Lecouvreur im Foyer des Théâtre français in diesem Costüm, denn sie spielt eben eine ähnliche Rolle, ich glaube in Bajazet, das ist die Scene, weißt Du, wo sie Moritz von Sachsen das reizende Gedicht von den beiden Tauben vorliest. Komm, Du sollst sehen, wie gut Dich das kleiden wird.“

Ottilie holte das Costüm aus dem großen Schrank und Terka ließ sich

wie eine große Puppe ruhig von ihr aus- und ankleiden. Sie zog ihr knieend die Schuhe aus und die rothen, goldgestickten türkischen Pantoffel an, dann die weiten Beinkleider aus weißer Seide, den kurzen Rock und das Mieder aus demselben Stoff. Alles mit Seidenfranzen besetzt und mit Perlen benäht. Dann reichte sie ihr den Kaftan von gelber Seide mit dunklem Pelzwerk besetzt, in den Terka lächelnd mit zwei graziösen Bewegungen schlüpfte. Nachdem sie ihr noch einen Reiherbusch im dunklen Haar befestigt hatte, von dem ein dichter Schleier über ihren Rücken bis zu den Sohlen herabwallte, hieß sie Terka vor den großen Ankleidespiegel treten.

„Wie gefällst Du Dir?" fragte Ottilie.

Terka stand mehr und mehr erröthend da. Dann zog ein leises Lächeln über ihr pikantes, melancholisches Gesicht, und endlich, den Kopf über die Schulter zu Ottilie gewendet, sprach sie:

„Nicht übel, ich glaube, ich bin fast hübsch in diesen Kleidern."

„Hübsch?" rief Ottilie. „Gefährlich bist Du, Terka, Du siehst geradezu berauschend aus. Wenn Dich ein Mann so sieht, ist er verloren. Du gehörst nicht zu den Frauen, die die Männer umschmeicheln gleich kleinen Kätzchen, Du reißt ihnen gleich mit einem Male das Herz aus dem Leibe, gleich einer Tigerin, und dann gehört es Dir für alle Zeiten."

„Schade, daß Du nicht ein Mann bist," entgegnete Terka, „dann hätte ich allerdings auf der Stelle einen glühenden Anbeter."

„Du hast Recht," sagte Ottilie, „soll ich Dir eine Liebeserklärung machen?" Sie kniete vor Terka nieder und begann mit komischem Pathos verschiedene Verse aus der Rolle des Mortimer zu declamiren.

„Genug, genug," unterbrach sie Terka, „Du machst mich noch ganz toll. Wenn ich Anlage hätte zur Eitelkeit, hier bei Dir könnte ich gründlich verdorben werden."

Ruhig legte Terka den prächtigen Kaftan ab und begann sich dann auszukleiden.

„Nun wollen wir noch ein anderes Costüm versuchen," sagte Ottilie. „Wenn es Dir Spaß macht."

„Ich bin gern bereit. — Warum nicht! Ich habe doch so wenig Gelegenheit, mich zu putzen."

Ottilie holte hierauf das Costüm der Preciosa und half Terka dasselbe anziehen. Die Wirkung war, wenn nicht so blendend, doch eine ebenso überraschende, und nicht minder gut nahm sie sich in dem biblischen Costüm aus, in welchem Ottilie die Judith in Hebbels Tragödie zu spielen pflegte.

Als Terka sich wieder in die bescheidene Tochter des Dorfschulmeisters verwandelt hatte, und die beiden Mädchen beim Kaffee beisammen saßen, schüttelte Ottilie immer wieder den Kopf und lächelte vor sich hin.

„Was hast Du?" fragte Terka.

„Ich werde den Gedanken nicht los," erwiderte Ottilie, „wie viel reizender Du bist, als die schönen Frauen, zum Beispiel als ich. Denn ich

gelte als schön, und bin es auch wohl. Aber ich glaube nicht, daß ich auf einen Mann den Eindruck machen könnte, wie Du, und zugleich denke ich an diesen Weiberfeind in Kostitz. Weißt Du, daß Du ihn bekehren könntest, Terka, wenn Du wolltest?"

„Ich? Ich denke nicht daran."

„Aber ich wette, daß er sich in Dich verlieben würde."

„Wenn Du wahr sprächst, so würde mich das freuen, aber nicht, weil ich ihn bekehren, sondern weil ich ihn strafen will. Ich kenne mich selbst nicht seit einigen Tagen, ich bin so seltsam erregt, ich fühle eine Art Haß gegen diesen Menschen. Er beunruhigt mich, er stört mich in meinem stillen, friedlichen Leben. Ich muß irgend etwas thun, um mit ihm fertig zu werden, im Guten oder Bösen."

„Glück zu!" rief Ottilie, „wir wollen eine Wette eingehen. Ich werde Alles aufbieten, um diesen Wütherich kennen zu lernen, und dann wollen wir Beide versuchen, ihm seine Grillen auszutreiben. Willst Du wetten, daß er mich sehr schön finden wird, und daß er sich schließlich in Dich verlieben wird?"

„Abgemacht," entgegnete Terka, „wir haben dann wenigstens die Aussicht, uns in der nächsten Zeit nicht zu langweilen."

„Ich komme nächstens zu Dir," sagte Ottilie, „und dann wollen wir sehen, daß wir die Bekanntschaft des gefährlichen Mannes machen; ich bringe das schon zu Stande, verlaß Dich nur auf mich."

Als Terka ihre Freundin verließ, traf sie auf der Straße Konrad Geier. Er grüßte sie, blieb stehen und fragte artig, ob er sie begleiten dürfe.

„Warum nicht?" erwiderte Terka, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich habe nichts dagegen, aber ich muß mich beeilen, denn ich will mit dem nächsten Schiffe nach Hause zurück."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, mein Fräulein," gab Geier zur Antwort.

Sie gingen nun zusammen durch die Straßen der Altstadt dem Quai zu.

„Sie haben wohl Ihre Freundin, Fräulein Seeberg, besucht?" bemerkte Geier.

„So ist es," sagte Terka, „ich war ihr ja diesen Besuch schon lange schuldig, und dann hat es mich interessirt, einmal eine Schauspielerin in ihrem Heim zu sehen. Sie wissen ja, daß wir Schulfreundinnen sind und daß Ottilie sich dann später der Bühne zugewendet hat. Ich hatte sie einige Zeit ganz aus den Augen verloren, dann bekam sie ein Engagement in Prag, und so wurden die alten Beziehungen erneuert. Ich glaube, daß wir uns gegenseitig gefallen, weil wir Contraste sind. Mich zieht ihr vornehmes Wesen an, der Nimbus, der Glanz, der sie umgiebt, während sie an meiner ländlichen Einfachheit Geschmack zu finden scheint."

„Sie unterschätzen sich, Fräulein Terka," erwiderte Geier, „Sie scheinen

überhaupt gar nicht zu ahnen, welchen Zauber Sie auf Jeden ausüben, der in Ihre Nähe kommt?"

„Da haben Sie einmal Recht, Herr Geier," sagte Terka lächelnd. „Ich ahne nur Eines, nämlich, daß Sie ein Schmetterling sind, der sich an dem kleinen anspruchslosen Lichte, Terka genannt, die Flügel zu verbrennen im Begriffe ist. Ich warne Sie bei Zeiten."

„Sie können mir doch nicht verbieten, mich für Sie zu interessiren?"

„Gewiß nicht," sagte sie, „aber Sie schwärmen, und das geht zu weit."

„Sie müssen doch eines Tages daran denken, sich zu verheirathen, Fräulein Terka!" fuhr Geier fort, „und wie ich Sie kenne, sind Sie nicht das Mädchen, einen Mann zu nehmen, den Sie nicht lieben und von dem Sie nicht überzeugt sind, daß er Ihnen sein ganzes Herz giebt, — weshalb finden Sie es also so komisch, wenn man Ihre Vorzüge erkennt und warm für Sie empfindet? Das ist doch ganz in der Ordnung?"

„Mag sein, bei anderen Mädchen," sagte Terka, „aber ich glaube nicht, daß ich jemals einem Manne meine Hand reichen werde. Ich bin zu selbständig, Herr Konrad, und die Ehe ist ein Joch."

Geier schwieg hierauf, und sie erreichten den Quai, ohne weiter ein Wort zu wechseln. Erst als Terka im Begriffe war, auf das Schiff hinüber zu gehen, und Geier respectvoll von ihr Abschied nahm, fragte sie ihn, ob er bald wieder nach Hause zu seinem Vater kommen werde.

„Das ist nicht recht, Terka," sagte er jetzt. „Erst verspotten Sie mich, und dann fordern Sie mich förmlich auf, zu kommen."

„Ich weiß nicht," sagte Terka, „vielleicht bin ich herzlos. Aber es macht mir Vergnügen, wenn ein Mann für mich schwärmt und ich ruhig dabei bleibe, genau so, wie wenn ich einen Schmetterling, den mein Vater gefangen hat, an die Nadel stecke und ihn an derselben zappeln sehe. Vielleicht ist es nur, weil ich häßlich bin und es lächerlich finde, wenn man mir den Hof macht."

„Darauf werde ich Ihnen ein anderes Mal antworten," sprach Konrad und nahm den Hut ab. Terka nickte ihm freundlich zu, ging hinüber auf das Schiff, und als dasselbe sich in Bewegung setzte, winkte sie ihm noch spöttisch mit dem Taschentuch zu.

Es war indeß Abend geworden. Terka saß auf dem Verdeck und sah mit ruhiger Freude die prächtigen Paläste, die Kirchen und Thürme der alten Stadt, das goldene Prag zu beiden Seiten der Moldau an sich vorüber ziehen, dann den stolzen Wischehrad, die Schlote von Smichow, und endlich die bewaldeten Hügel, die sich gegen Königsal hinziehen und über denen die silberne Mondsichel im blauen Aether schwebte.

Nachdem sie gelandet war, ging sie langsam durch die Felder dem Dorfe zu, in dem sie wohnte. In einem kleinen Hain unweit desselben setzte sie sich nieder. Sie wollte noch einmal ruhig den Frieden des Abends und der Natur genießen, der um sie war. Um sie lagen jetzt weithin ausgestreckt,

die Stoppelfelder, weiter hinaus der Wald, die freundlichen Hügelketten, in der Ferne der rauschende Fluß, die Thürme der Stadt.

Plötzlich lief ein Thier vorbei, das sie erst für einen Hund hielt und dann, als es am Ausgange des kleinen Hains stehen blieb und in die Gegend hinauslugte, als einen Fuchs erkannte. Gespannt folgte sie dem Thiere mit den Blicken. Sie dachte, daß es wohl auf eine Beute lauerte, und sich im nächsten Augenblick derselben bemächtigen werde.

Da fiel ein Schuß, und der Fuchs verschwand im hohen Grase. Terka sprang auf und lief der Stelle zu, wo er liegen mußte. Wirklich fand sie ihn, hob ihn bei den Hinterbeinen auf, und zu gleicher Zeit sah sie Meinhof herankommen, die Flinte im Arm. Sie ging ihm entgegen, und als er nahe genug war und den Hut abnahm, um sie zu grüßen, reichte sie ihm lächelnd den erlegten Fuchs.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sprach Meinhof, „womit muß ich diesmal mich Ihnen erkenntlich zeigen? Soll ich mich wieder wie damals, als Sie mich bei der Ernte banden, loskaufen?"

„Nein, diesmal nicht," erwiderte Terka trotzig.

„Warum nicht?"

„Damals," erwiderte Terka, „war es eine Strafe für Sie, den Verächter der Frauen, heute wäre es etwas ganz Anderes."

„Wie?"

„Vielleicht ein Lohn."

Meinhof sah sie erstaunt an, und dann faßte er rasch ihre Hand.

„Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt," fuhr er fort, „und lachen Sie über mich, wenn es Ihnen beliebt. Ich bitte Sie aber, geben Sie mir auch diesmal einen Kuß."

Terka begann laut zu lachen. „Sie sind nicht gescheidt, Herr von Meinhof, man küßt sich doch nicht alle Tage? Was ich damals im Uebermuthe gethan habe, kann doch nicht zur Regel werden."

„Nur einmal noch," bat Meinhof. „Sie haben mich damals behext, und nun ist es nicht meine Schuld, wenn ich kühner werde, als es sonst meine Art ist. Ich bitte Sie, Terka, nochmals, küssen Sie mich!"

„Ich glaube, Sie sind verrückt!" rief Terka, und als er sie umschlang, wehrte sie sich heftig. Ihr Gesicht bekam während dieses kurzen Kampfes einen eigenthümlich energischen, harten Ausdruck. Sie biß die Zähne zusammen, und ein wildes Lächeln überflog ihr leicht gebräuntes Gesicht. Endlich gelang es ihr, sich loszumachen, und sie floh in leichten Sätzen einem Reh gleich durch den Hain und die Felder dem Dorfe zu.

Meinhof blickte ihr eine Zeit lang nach, dann hob er seufzend den Fuchs auf, band ihn an den Riemen seiner Jagdtasche, so daß er ihm über den Rücken herabfiel, hängte die Büchse um, und ging langsam, den Kopf gesenkt, seinem Schlosse zu.

* * *

Wieder kam eines Morgens der alte Xaver zu Terka, gerade als sie im Garten damit beschäftigt war, Gemüse für den Mittagstisch zu holen.

Sie stand da, kurz geschürzt, mit bloßen Armen, ein weißes Tuch um den Kopf, das Messer in der Hand, und begrüßte ihn mit einem schalkhaften Lächeln.

„Nun, Herr Xaver, was bringen Sie Gutes?“ fragte sie.

„Schlimmes, mein liebes Fräulein, ich bin recht besorgt um meinen Herrn.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Sollte er wirklich so thöricht sein, sich in ein häßliches Mädchen zu vernarren? Dann geschieht es ihm ganz recht, wenn er einmal an die Unrechte kommt. Er soll erfahren, daß es auch Mädchen giebt, die nicht schwach sind und nicht falsch, sondern stark und ehrlich bis zur Härte. Mich wird er so leicht nicht rühren.“

„Erlauben Sie, daß ich mich setze,“ sagte der alte Diener und ließ sich auf der kleinen Bank nieder, welche in der Nähe des Gemüsebeetes vor dem Rebenspalier stand. „Es ist mir förmlich in die Glieder geschlagen, man wird den Kummer nicht mehr los. Da habe ich mir eingebildet, wenn wir hier sind, von der lieben Menschenwelt ganz abgeschlossen, wird Alles gut gehen, und nun fängt die Komödie von vorne an. Warum mußten Sie auch mit Ihren dunklen Augen meinem Herrn in den Weg kommen? Es ist, als wäre er krank, sag' ich Ihnen.“

Terka zuckte die Achseln und begann laut zu lachen.

„Lachen Sie nicht, die Sache ist nur zu ernst,“ fuhr Xaver fort. „Nachts, wo er sonst ruhig in seinem Arbeitscabinet saß und las oder sich mit seinen Schmetterlingen und Käfern beschäftigte, geht er hinaus in den Wald, wie ein junger Mensch, der Gedichte macht und sie dann in Goldschnitt binden läßt. Dort bei dem kleinen Teich, Sie kennen ihn wohl, sitzt er dann stundenlang im Mondlicht und träumt, von wem, brauche ich Ihnen natürlich nicht zu sagen.“

„Von mir natürlich,“ warf Terka spöttisch ein, „das ist doch gar nicht traurig, das ist lustig! Ein Mann wie Ihr Baron, der immer nur die schönsten Frauen geliebt hat, Damen aus den höchsten Ständen, und nun — die Tochter eines Schulmeisters, häßlich wie die Nacht! — Das ist doch einfach zum Todtlachen.“

„Nein, nein,“ entgegnete Xaver, „ich fürchte geradezu für sein Leben.“

„Pah!“ rief Terka, „es ist noch Niemand daran gestorben, daß ihn ein junges Mädchen geküßt hat.“

„Doch zu Zeiten,“ sprach der Alte, „zum Beispiel ein gewisser Herr von Werther, wie ich einmal in einem Buche gelesen habe, das der Herr im Garten liegen ließ, der hat sich sogar vollständig todtgeschossen. Was mir so bange macht, ist, daß mein Herr gestern Abend zu mir gesagt hat, — als er aus dem Walde zurückkehrte, — Xaver, hat er gesagt, wenn ich so an dem Wasser sitze und blicke hinein, da ist es mir, als langten ein paar

weiche Arme heraus, die mich hineinziehen, — hören Sie, Fräulein Terka, es zieht ihn hinein in das Wasser — und dann fügte er hinzu, wenn ich einmal nicht zurückkomme, weißt Du, wo Du mich zu suchen hast."

Der Alte hielt die Hand vor die Augen und wischte sich die Thränen ab.

„Wer wird denn gleich die Dinge so ernst nehmen," tröstete ihn Terka, indem sie die braune Hand auf seine Schulter legte. „Beruhigen Sie sich, mein lieber Xaver, es wird noch Alles gut werden."

„Wenn Sie es sagen, dann freilich," versetzte der Alte, indem er Terka erstaunt ansah.

„Soll ich Ihren Herrn kuriren?" fuhr Terka fort. „Ich glaube, ich wäre der richtige Arzt für ihn."

„Das glaube ich auch," sagte Xaver, „wenn Sie nur wollten, Fräulein Terka, aber das ist es ja eben —"

„Nun, wir werden ja sehen," sprach sie, indem sie den Korb mit dem Gemüse aufnahm. „Also bei dem Teich im Walde drüben ist er jeden Abend?"

„Ja, sobald der Mond aufgegangen ist."

Terka nickte mit dem Kopfe und reichte dann Xaver die Hand.

„Gott befohlen!" sprach sie, „ich habe jetzt zu thun, wenn Sie aber ein anderes Mal kommen wollen, gegen Abend, wollen wir über die Sache sprechen."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Terka," antwortete Xaver, „Sie haben mir das Leben zurückgegeben, ich kann jetzt wenigstens leichten Herzens nach Hause zurückkehren." — —

Als der Mond aufgegangen war, ging Meinhof durch den Wald, dem kleinen Teiche zu, an dem er fast jeden Abend weilte. Noch war es dunkel, nur hie und da rieselte das Mondsilber an den Zweigen, an den rothen Stämmen herab. Bald theilten sich jedoch die grünen Wände, und jetzt lag der kleine Teich da, von grünem Schilf bewachsen, aus dem hohe Wasserlilien hervorragten und Seerosen.

Der Mond ergoß hier sein Licht aus voller Höhe über Bäume und Wasser und hüllte Alles in einen milden bläulichen Duft. Am Ufer des Teiches lag eine kleine Höhe, vielleicht ein vergessenes Grab, aus einer der vielen Schlachten, die hier in der Nähe der Hauptstadt Böhmens gekämpft worden waren. Hier warf sich Meinhof in das Gras und die Büchse neben sich. So lag er lange in traurigem Hinbrüten. Seine Gedanken schweiften bald zurück in vergangene Zeiten, in weite Ferne, oder sie schwebten um das kleine mit Reben umrankte Haus im nahen Dorfe, in dem sie wohnte, welche seine Seele gefangen genommen hatte wie durch einen Zauberspruch.

Plötzlich ließ sich ein helles, muthwilliges Lachen vernehmen. Meinhof richtete sich auf und erblickte Terka, welche auf einem Kahn durch den grünen Garten, der auf dem Spiegel des Teiches erbaut war, dahin-

schwamm. Sie hatte ihr Kleid von oben bis unten mit grünem Schilf und Seerosen aufgeputzt und Seerosen in ihr Haar geflochten. In der rechten Hand hielt sie eine große Lilie, welche im Mondesglanz einem Scepter gleich schimmerte. Meinhof konnte nur über das Schilf hinweg ihren Kopf und ihre Büste sehen, und wie sie ihm jetzt zulachte und mit der Lilie winkte, schien sie ihm eine Nixe, dem Wasser entstiegen, um ihn hinabzulocken in das feuchte Element, in ihren durchsichtigen Palast.

„Terka!" rief er hinüber.

Sie antwortete ihm mit einem hellen Lachen. Dann sah er sie mitten durch den stillen Nebel auf die kleine Insel zusteuern, welche nahe dem anderen Ufer des Teiches lag, und hier landen. Drüben für ihn unerreichbar, saß sie jetzt auf einer kleinen Anhöhe mitten unter Gräsern und Blumen und sang ein schwermüthiges böhmisches Lied, dessen Melodie wie Geistergruß zu ihm herüberschwebte.

Meinhof ging hinab an das Ufer so nahe zum Wasser, daß es fast seinen Fuß bespülte, und rief nochmals: „Terka!" und als sie ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: „Terka, ich bitte Sie, kommen Sie herüber, ich muß Sie sprechen, ich habe Ihnen so viel zu sagen, was mir auf dem Herzen brennt. Die Stunde ist günstig, ein anderes Mal finde ich vielleicht nicht den Muth, oder nicht die richtigen Worte."

„Ich bin nicht Terka," klang es herüber, „ich bin eine Nixe. Wenn ich komme, dann lock' ich Sie hinab in das Wasser und erwürge Sie mit meinem schwarzen Haar. Danken Sie Gott, wenn Sie Ihre Seele vor mir retten können, fordern Sie mich nicht heraus."

„Kommen Sie, ich beschwöre Sie," flehte Meinhof. „Sie wollen sich an mir rächen? Gut, kommen Sie, ich will Ihnen Gelegenheit dazu geben."

„Wenn ich Sie haben will, werde ich Sie zu finden wissen, verlassen Sie sich darauf, heute bin ich nicht in der Laune, Ihnen Gehör zu schenken, nicht einmal in der Laune, Sie zu strafen."

„Und doch quälen Sie mich, Terka! Weshalb? Was habe ich Ihnen gethan?"

„Alles — und Nichts."

„Sie haben ein Herz von Stein."

Wieder tönte Terkas helles Lachen herüber.

„Ich bitte Sie, kommen Sie doch, lassen Sie mich nicht vergebens flehen!"

„Sie sind komisch, Herr von Meinhof," tönte es zurück.

Meinhof warf sich an dem Ufer auf die Knie nieder und rief nochmals ihren Namen. Sie aber antwortete nur mit einem lauten, diabolischen Lachen, und dann mit der rechten Hand winkend, verschwand sie in dem Dickicht der Insel. Meinhof hob rasch seine Flinte auf, warf sie über die Schulter und ging eilig dem anderen Ufer zu, dort war sie offenbar gelandet, dort mußte er sie finden. Doch er täuschte sich: als er auf der entgegen-

gesetzten Seite der kleinen Insel stand, war keine Spur von Terka zu entdecken. Der Kahn lag da, an einen kleinen Birkenbaum angehängt, und schaukelte leise auf dem Wasser, das wehmüthig um denselben plätscherte und gurgelte.

Auch im Walde ringsum war nirgends eine Spur von Terka zu entdecken. Er rief wiederholt ihren Namen, dann ging er dem Waldrande zu, überzeugt, daß er sie auf den Feldern entdecken müsse, dem Dorfe zuschreitend.

Doch seine Hoffnungen täuschten ihn auch diesmal. Die weite Ebene lag ruhig im Mondlicht da, und weithin war kein menschliches Wesen zu sehen. Nichts regte sich, kein Ton schwebte herüber, Alles war still und todt. Meinhof schritt nun auf dem Pfad zwischen den Stoppelfeldern dahin, dem Dorfe zu, und dann in die Straße hinein, bis zu dem Hause des Lehrers. Auch hier war Alles still.

Die Fenster oben, im ersten Stock, wo Terkas Stube lag, waren dunkel, nur unten war Licht. Sachte trat Meinhof heran und blickte durch die Rebenzweige und das Weinlaub hinein in die Stube. Der alte Lehrer saß vor seinem Tisch. Er hatte ein großes Buch aufgeschlagen mit farbigen Kupfern und studirte dieselben eifrig, von Zeit zu Zeit in die Dose greifend, die neben ihm stand. Die beiden Kinder kauerten zusammen auf dem alten Sopha vor dem Tisch und waren gleichfalls mit einem alten zerrissenen Bilderbuch beschäftigt. Terka war nirgends zu entdecken. Hier ebenso wenig als in der Küche, als im Hofe oder im Garten.

Was war aus ihr geworden? Sie trieb sich vielleicht noch im Walde umher, oder sie war oben in ihrer Stube, ohne Licht, um den Eindruck hervorzurufen, als sei sie nicht daheim.

Schließlich gab Meinhof jede Hoffnung auf, sie zu finden, und ging verstimmt durch die Felder zurück.

* * *

Terka war draußen auf dem Felde, als die kleine Johanna gerannt kam und ihr von Weitem schon zurief:

„Herr von Meinhof ist da!"

„Bei uns?" fragte Terka verwundert.

„Ja, er ist beim Vater in der großen Stube. Sie sehen zusammen die Käfer und Schmetterlinge an."

„Gut," sagte Terka, „gehe nach Hause, ich werde kommen, wenn ich fertig bin."

Sie beeilte sich ganz und gar nicht. Erst, als sie ihre Arbeit auf dem mit allerhand Wintergemüsen bepflanzten Acker beendet hatte, ging sie langsam dem Hause ihres Vaters zu.

In der großen Stube saß wirklich Herr von Meinhof mit dem Lehrer Amos Benedikt vor dem großen Tische, der jetzt mit verschiedenen Käfer- und Schmetterlingskästen bedeckt war. Der Lehrer, ein mittelgroßer, hagerer,

etwas gebückter Mann, dessen schwarzes Haar schon stark ergraut war, glatt rasirt, mit schwarzen Augen, einer stumpfen Nase, mit einer Brille bewaffnet, war einerseits aufgeregt über den hohen Besuch, andererseits im Eifer des Sammlers, welcher einem gleichgesinnten Genossen seine Schätze zeigt. Er erklärte lebhaft und focht ab und zu mit den Händen wie ein Redner in einer Volksversammlung.

Draußen lag die goldige Stimmung eines schönen Herbstabends über dem Garten und der Landschaft, die sich hinter demselben ausbreitete. Die Trauben an dem Spalier hatten sich bereits dunkel gefärbt, die Blätter waren vergilbt und bedeckten massenhaft die Erde. Im nahen Felde blickten große Sonnenblumen über den grünen Zaun und riesige Maiskolben. Ueber dem fernen Wald lag ein leichter Schleier, der röthliche Schimmer des Weinmonats.

Meinhof fand besonderes Gefallen an der Art und Weise, wie Benedikt die Pflanzen aufbewahrte. Er hatte sie erst gepreßt und dann nicht gleich den anderen Sammlern in Bogen gelegt und zwischen Deckeln aufbewahrt, sondern auf einzelne Blätter geklebt, Namen und Fundort darunter geschrieben und sie dann in großen Kästen aus Pappe aufgeklebt, wodurch sich ihre Farben überraschend erhalten hatten. Noch mehr entzückt war der Schloßherr von Kostitz, als ihm der Lehrer die Petrefakten zeigte, welche er in dem nahen Steinbruch entdeckt und gesammelt hatte. Meinhof hatte sich vorläufig damit garnicht beschäftigt, aber jetzt, wo er die Entdeckung machte, daß die Umgegend eine so reiche fossile Fauna bot, erkundigte er sich näher nach allen Umständen und beschloß auch seinerseits mit dem Sammeln versteinerter Pflanzen und Thiere zu beginnen. Der Lehrer, der zahlreiche Exemplare derselben Spezien besaß, beeilte sich, Herrn von Meinhof Duplikate anzubieten und wies jede Entschädigung für dieselben zurück.

Während die beiden Naturforscher noch im lebhaften Gespräch waren, trat Terka ein. Sie hatte sich nicht umgekleidet, sondern war so geblieben, wie sie auf dem Felde gearbeitet hatte, in einem kurzen blauen Bauernrock, einem schwarzen Tuchmieder, die Aermel des groben Hemdes aufgeschürzt, ein buntes carrirtes Tuch um das schwarze Haar geknüpft. Meinhof erhob sich, um sie zu begrüßen, und reichte ihr die Hand. Sie warf einen Blick auf die offenen Kästen und machte Miene sich zurückzuziehen.

„Wenn die Herren erst ihre Käfer und Schmetterlinge vor sich haben," sagte sie, „dann existirt die ganze Welt nicht mehr für sie und somit bin ich hier überflüssig."

„Nein, nein," rief Meinhof, „im Gegentheil, ich habe Ihrem Herrn Vater einen Vorschlag zu machen und würde sehr wünschen, daß auch Sie Ihre Meinung über denselben abgeben."

Terka stellte sich hierauf hinter den Stuhl, auf dem ihr Vater saß, und blickte, die Arme auf die Lehne gestützt, über Benedikts Schulter hinweg auf Meinhof, der sich wieder vor dem Tisch niedergelassen hatte.

„Ihr Vater war so freundlich mir zu versprechen, daß er mich nach dem Steinbruch führen will, in dem er diesen Trilobiten entdeckt hat. Ich möchte nun vorschlagen, daß wir in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, sobald es Ihnen Allen genehm ist, zusammen einen weiteren Ausflug unternehmen, um zu sammeln und zu gleicher Zeit die Schönheiten der Natur zu genießen, jetzt, wo sie in der ersten Herbstzeit ihre vollen üppigen Reize zeigt."

„Ich bin sehr gern dabei," sagte der Lehrer, „es kann mir nur eine Ehre sein, mit einem Herrn, der in allen Dingen so unterrichtet ist, wie Sie, Herr Baron, gemeinsam einen wissenschaftlichen Ausflug zu unternehmen. Ich habe da gewiß Gelegenheit, Manches zu hören und zu lernen, was mir von Nutzen sein wird."

„Was denken Sie darüber, Fräulein Terka?" fragte Meinhof.

„Soll ich mit?" erwiderte sie trotzig mit einem spöttischen Blick. „Ich liebe auch die Natur, aber eben deshalb hüte ich mich wohl, sie zu zergliedern. Eigentlich sind die Naturforscher Vandalen, welche die Schönheiten derselben verwüsten und zerstören."

„Ich glaube, Sie haben diesmal Unrecht, mein Fräulein," sagte Meinhof, „die Natur lieben, heißt ihr nachforschen, in ihre Tiefen hinabsteigen, und wie vermöchte man ihre Geheimnisse zu belauschen, wenn man nicht ihre Geschöpfe mit nach Hause trägt und dort untersucht und studirt."

„Mag sein," sagte Terka, „aber was soll ich bei diesem Ausflug?"

„Uns Freude machen," gab Meinhof zur Antwort. „Denn ich bin gewiß, daß Ihr Herr Vater ungleich mehr Vergnügen haben wird, wenn Sie mit uns gehen, als wenn er sich mit meiner Gesellschaft bescheiden muß, und auch ich würde Sie gern theilnehmen sehen."

„Wenn Sie es durchaus wünschen," sagte Terka achselzuckend, „so will ich meinetwegen daran theilnehmen. Sollen die Kleinen auch mit?"

„Natürlich," sagte Meinhof, „wir Alle. Wenn Sie es gestatten, werde ich Sie morgen in aller Frühe abholen und zugleich bitte ich um die Erlaubniß, für alles Uebrige sorgen zu dürfen."

„Das geht doch nicht," antwortete Terka, „es ist unsere Sache, den Proviant, den wir nöthig haben, mitzunehmen."

„Nein, mein Fräulein, dagegen muß ich mich verwahren," sagte Meinhof. „Um so mehr, als ich die Absicht habe, jetzt öfter bei Ihnen einzusprechen. Sie haben ja dann Gelegenheit, mich zu bewirthen, wenn ich bei Ihnen bin."

„Also wir nehmen an, Herr Baron," sagte der Lehrer, welcher darauf brannte, mit einem Gelehrten seines Faches in nähere Beziehungen zu treten und neugierig war, die Sammlungen Meinhofs kennen zu lernen.

„Abgemacht," sagte Meinhof und reichte dem Lehrer die Hand, in welche dieser freudig einschlug.

Am nächsten Morgen kam Meinhof, begleitet von Xaver, um den Lehrer

und die Seinen zu dem Ausflug abzuholen. Terka kleidete eben die beiden Kinder an, welche mit vor Freude erhitzten Gesichtern am Fenster erschienen, um Meinhof zu begrüßen. Der Lehrer eilte aus dem Hause, um den Baron willkommen zu heißen, welcher sich auf der Holzbank vor der Thür niedergelassen hatte und Xaver noch einige Befehle ertheilte. Bald erschien auch Terka im Sonntagsstaat einer böhmischen Bäuerin und ihr folgten die Kinder auf dem Fuße. Man setzte sich in Bewegung, voran der Lehrer mit Meinhof, dann Terka mit den Kindern, während Xaver, der mit verschiedenen Netzen und Büchsen beladen war, den Zug schloß. Man ging durch die Felder dem Walde zu.

Der Lehrer deutete auf die Nebel, welche aller Orten gleich Opferrauch zum Himmel stiegen. „Das verheißt uns anhaltend gutes Wetter und einen schönen Tag," sagte er.

Meinhof nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Unterwegs blieben die Herren von Zeit zu Zeit stehen, um eine Blume zu pflücken, welche in einer Botanisirbüchse untergebracht wurde, oder einen Käfer zu fangen, der über den Weg lief, während die beiden Kinder, denen Xaver zwei Schmetterlingsnetze eingehändigt hatte, rechts und links ausschwärmten und auf jeden noch so werthlosen Kohlweißling Jagd machten.

Im Walde, den sie jetzt betraten, war es still und feierlich. Um diese Zeit hat das Summen der Insekten aufgehört, die Singvögel sind fortgezogen und die Meisen, die später den Forst mit ihrem bunten Gefieder und ihrem lustigen Pfeifen beleben, sind noch nicht da. Die Luft war warm, erfüllt von Duft, kein Wind regte sich, kein Blatt, kein Halm. Der Lehrer begann an einzelnen Bäumen, deren Rinde Spuren von Verwüstung an sich hatte, die geborstenen Theile abzuritzen und auf Käfer Jagd zu machen.

Meinhof wendete sich zu Terka, welche sich im Grase niedergelassen hatte und aus Blumen, die sie unterwegs gepflückt, einen Kranz wand.

„Wer ist der Glückliche," fragte Meinhof, „dem dieser Schmuck zu Theil wird?"

„Sie bekommen den Kranz nicht," erwiderte Terka kalt. „Sie haben ihn nicht verdient. Ueberhaupt, vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Feindin bin; der Augenblick wird kommen, wo ich Sie strafen werde, und empfindlicher als Sie denken."

„Sie haben mich bereits gestraft, Terka," sagte Meinhof leise.

„Oh! wie schön wäre es, wenn Sie wahr sprächen," erwiderte sie mit seltsam leuchtenden Augen.

Die Kinder hatten soeben einen prächtigen Falter erhascht, den sie in dem grünen Netze triumphirend brachten. Terka stand auf, griff vorsichtig hinein, zog das mit den Flügeln flatternde Thier geschickt heraus, nahm eine Nadel aus dem Kissen, das Wenzel umgehängt hatte, spießte den Schmetterling auf und steckte ihn an den Hut des Knaben.

Während dies geschah, war es Meinhof gar seltsam zu Muthe. Es schien ihm, als sei er selbst der Schmetterling in Terkas Hand, und er fühlte die Nadel, mit der sie dem Unglücklichen Freiheit und Leben nahm.

Nach einem längeren Marsche erreichte die ganze Gesellschaft glücklich den Steinbruch, in dem zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren. Einige von ihnen, die schon manches hübsche Stück Geld bei dem Lehrer verdient hatten, erkannten diesen von Weitem schon und grüßten ihn. Einer von ihnen legte den schweren Hammer hin und ging zu einem Stoß aufgeschichteter Steine, aus dem er ein blaues Taschentuch hervorzog, in das er eine Anzahl Trilobiten und andere Versteinerungen gewickelt hatte. Sofort traten Meinhof und der Lehrer hinzu und wählten unter den Schätzen, was ihnen paßte. Nun kamen auch andere von den Arbeitern herbei, und der Lehrer theilte ihnen mit, daß Herr von Meinhof sich gleichfalls für die versteinerten Thiere und Pflanzen interessire, und forderte sie auf, auch ihm bei Gelegenheit von den gefundenen Petrefakten zu bringen.

Die Sonne warf ihre Strahlen mit aller Kraft, die ihr noch zu Gebote stand, an die hohe Felswand, auf der hundert Hände beschäftigt waren, Steine zu brechen, so daß die Wand wie glühend mitten zwischen grünen Laubbäumen und schwarzem Nadelholz stand. Ueberall hingen Menschen an derselben und von allen Seiten erklangen die schweren Hammerschläge.

Unten zwischen niederen Büschen rieselte ein Quell. Hier hatte sich Terka gelagert. Der Kranz, den sie gewunden, schmückte jetzt ihren pikanten, von den schwarzen Flechten reich gekrönten Kopf, während sie eine Guirlande von Blumen von der Schulter herab um ihre Taille geschlungen hatte. Wieder näherte sich ihr Meinhof und fragte sie, ob er an ihrer Seite Platz nehmen dürfe.

„Warum nicht?“ sagte Terka. „Ich glaube fast, Sie bilden sich ein, daß ich Sie fliehe, Herr von Meinhof? Das ist garnicht der Fall. Ich wünsche sogar, Sie in meiner Nähe zu sehen, damit ich Sie um so leichter beherren kann.“

„Sie wissen also, daß die Natur Ihnen Macht über mich gegeben hat?“ sagte Meinhof.

„Ja, das weiß ich,“ erwiderte Terka. „Ich finde es zwar lächerlich, daß ein Mädchen wie ich im Stande ist, auch nur Ihre Aufmerksamkeit zu erregen, da es aber der Fall ist, und da Sie heute bereits in meinem Banne stehen, so freue ich mich dessen, ja, ich brenne vor Ungeduld, den Tag zu sehen, der meinen Triumph vollständig machen wird.“

„Er ist näher, als Sie vielleicht denken, Terka.“

„Um so besser für mich und um so schlimmer für Sie.“

„Wir wollen nun aufbrechen,“ sagte der Lehrer, „ich weiß einen schönen Platz hier in der Nähe, höchstens zehn Minuten entfernt, eine reizende Waldwiese, dort wollen wir unser Frühstück einnehmen, wenn es Ihnen genehm ist, Herr Baron.“

„Gewiß," sagte Meinhof, „ich habe meine Leute hierher bestellt und begreife nicht, daß sie noch nicht da sind."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da kamen zwei seiner Diener mit einem kleinen Esel, der mit allerhand Körben beladen war.

Nun wurde der Marsch bis zur kleinen Waldwiese fortgesetzt, welche wirklich der Empfehlung des Lehrers alle Ehre machte. Von hohen Bäumen umgeben, lag sie wie ein großer, leuchtender Smaragd da, im Schmuck ihres üppigen, grünen Grases. Man lagerte sich ringsum im Schatten der Bäume, die Vorräthe wurden ausgepackt, und Terka machte, von Meinhof dazu aufgefordert, die Wirthin.

Als sie ihm ein Glas Wein brachte, nahm er es nicht ohne Weiteres aus ihrer Hand, sondern forderte sie auf, ihm dasselbe zu kredenzen.

„Geben Sie Acht," sagte Terka, „meine Lippen werden Ihnen den Wein vergiften."

„Sie haben mich bereits vergiftet," erwiderte Meinhof.

Terka nippte aus dem Glase und reichte es Meinhof, der seine Lippen an dieselbe Stelle setzte, welche sie berührt hatte.

Nachdem das Dejeuner beendet war, brach man wieder auf und zog durch den Wald in einem weiten Bogen, immerfort Blumen und Kräuter sammelnd. Auf einem hohen Hügel lag der Trümmerhaufen einer alten Ritterburg. Diesen Platz hatte sich Meinhof ausersehen, um Mittagsruhe zu halten. Mitten in dem kühlen Gemäuer eines verfallenen Thurmes wurde durch die Diener rasch eine Tafel improvisirt, und bald saßen Alle um dieselbe und ließen es sich wohl schmecken. Dann suchte sich ein Jeder ein Plätzchen aus, um Siesta zu halten, denn es war warm geworden, und die Kinder vor Allem beklagten sich über große Müdigkeit. Bald schlummerte Alles ringsum, nur Terka und Meinhof waren wach geblieben.

Sie saß hoch oben auf einem Trümmerhaufen, von dem aus sie über die Wipfel der Bäume hinweg das breite Silberband der Moldau sah und die Thürme des Wischehrad. Meinhof lag zu ihren Füßen in dem weichen duftenden Grase und Beide schwiegen geraume Zeit. Dann wendete sich Terka plötzlich zu Meinhof und indem sie ihm mit einem Zweige, den sie abgerissen hatte und mit dem sie sich Luft zufächelte, neckend die Stirn berührte, forderte sie ihn auf, ihr von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen im Orient zu erzählen. Meinhof war sofort bereit, ihrem Wunsch zu entsprechen, und sie lauschte immer aufmerksamer, immer gespannter seinen Worten. Er verstand es, gut und lebendig zu erzählen; die Landschaften, die Menschen, die Städte, von denen er sprach, die fremden Sitten wurden in seiner Rede gleichsam lebendig und bekamen Gestalt und Farbe.

Endlich mahnte der Lehrer zum Aufbruch, und man setzte sich wieder in Bewegung. Meinhof reichte Terka die Hand, um sie von der Höhe herabzuführen. Sie nahm es schweigend an, und während sie hinabstiegen, sagte sie plötzlich:

„Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung. Wie gern hätte ich diese Reise mit Ihnen gemacht."

„Wirklich?" fragte Meinhof.

„Ja — warum nicht? Oder trauen Sie mir nicht so viel Muth und Energie zu?"

„Oh gewiß," sagte Meinhof, „es giebt Nichts in der Welt, was ich Ihnen nicht zutrauen würde."

„Nichts Gutes und nichts Böses, nicht wahr?" warf Terka lachend ein.

Die Sonne war eben untergegangen, als Alle zusammen, etwas müde und erhitzt, aber in der besten Stimmung von ihrer Excursion zurückkehrten. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie Ottilie, welche sie erwartete und in ihrem hellen Sommerkleide auf der Bank vor dem Hause sitzend sich damit die Zeit vertrieb, die Hühner und Tauben mit Semmelbrocken zu füttern. Sie eilte ihnen entgegen, und nach dem Terkasie und Meinhof einander vorgestellt hatte, gingen Alle zusammen in das Haus hinein. Terka bereitete rasch einen guten kräftigen Kaffee, während die kleine Johanna den Tisch deckte, und dann saßen Alle in der großen Stube und sprachen eifrig dem duftigen Getränke und dem trefflichen Kuchen Terkas zu.

Meinhof saß einige Zeit schweigend da. Sein Blick ruhte bald auf Ottilie, bald auf Terka; der Gegensatz dieser Beiden drängte ihm immer wieder Vergleiche auf, aber sie fielen jedes Mal zu Gunsten Terkas aus.

Ein schönes Mädchen, dachte er, diese Schauspielerin, und ihre Koketterie giebt ihr noch einen aparten Reiz. In früheren Tagen hätte ich mich leicht für sie erwärmt, heut denke ich nicht daran. Was würde das geben, einen neuen, rosigen Traum und ein häßliches Erwachen, während Terka wahr, herb und treu ist, wie die Natur selbst.

Da er nicht mit ihr sprach, richtete Ottilie an ihn das Wort und verstand es, ihn in kurzer Zeit in ein lebhaftes Gespräch zu verstricken. Als sie endlich Abschied nahm, um nach Prag zurückzukehren, und Meinhof sie in den Wagen hob, neigte sie sich noch einmal lächelnd zu ihm.

„Geben Sie Acht," flüsterte sie ihm zu, „Herr Baron, ich habe mir in den Kopf gesetzt, Sie Ihren Grundsätzen untreu zu machen, wehren Sie sich also so gut Sie können. Hüten Sie sich, sich in mich zu verlieben, denn ich würde dann unbarmherzig mit Ihnen verfahren."

Als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte, rief Terka den Kutscher, und kam rasch heran, um noch einige Worte mit Ottilie zu wechseln.

„Sag' mir," begann sie, „kannst Du mir eines von Deinen Costümen für einige Zeit leihen?"

„Gewiß," erwiderte Ottilie, „Alles, was Du willst. Welches wünschest Du denn?"

„Ich komme morgen Vormittag zu Dir," erwiderte Terka, „wir werden dann eines wählen."

„Ich erwarte Dich also," sagte Ottilie. Sie gaben sich noch einen Kuß und dann rollte der Wagen davon.

Während Meinhof noch in der Stube des Lehrers saß und mit diesem die gesammelten Insekten, Pflanzen und Petrefakten besichtigte, bestimmte und ordnete, war der alte Xaver mit dem Diener in das Schloß zurückgekehrt und saß jetzt etwas müde am Fuße der Terrasse und rauchte sein kleines Pfeifchen. Da klingelte es an dem Gitterthore, und als der Alte den Kopf wendete, sah er zu seiner Ueberraschung eine Dame, die ihm bekannt schien, deren Name ihm aber nicht gleich in den Sinn kommen wollte Er erhob sich, ging ihr entgegen, öffnete das Thor und sie trat herein und nickte ihm mit einem verlegenen Lächeln zu.

„Kennst Du mich nicht?" fragte sie.

Xaver sah sie aufmerksam an und schüttelte den Kopf. Es war eine mittelgroße, üppige Frau mit einem schönen, aber etwas verblühten Gesichte, großen, dunklen, schmachtenden Augen und reichem, dunklen Haar. Sie truge in helles Kleid, über demselben eine Jacke aus weißen Spitzen und einen Strohhut.

„Du kennst mich wirklich nicht?" fragte sie noch einmal.

Jetzt trat Xaver zwei Schritte zurück und murmelte: „Die Frau Gräfin von Ostrowitz!"

„Ja, ich bin es," gab sie zur Antwort, „ich merke, daß ich mich doch sehr verändert habe, seitdem wir uns nicht gesehen haben, mein guter Xaver, Du bist ein aufrichtiger Spiegel, Du schmeichelst nicht. Ist Dein Herr zu Hause?"

„Nein, er ist schon am Morgen fortgegangen," erwiderte Xaver, „und ist jetzt drüben im Dorfe bei dem Lehrer, der gleich ihm allerhand Gethier sammelt."

„Ich bin seit einigen Tagen hier," fuhr die Gräfin fort, „bei meiner Tante, der Baronin Klingenstein, die hier in der Nähe ein Gut hat. Erst heut habe ich durch einen Zufall erfahren, daß Meinhof hier ist. Wann kann ich ihn sprechen?"

„Es ist die Frage, Frau Gräfin," erwiderte Xaver, „ob mein Herr überhaupt auf eine Unterredung mit Ihnen eingehen wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was geschehen ist, aber das weiß ich, daß er Nichts vergessen hat und Nichts verziehen."

Die Gräfin senkte das Haupt und zog mit ihrem Sonnenschirm Kreise in den Sand.

„Gut," sagte sie nach einer Weile, „Du wirst ihm also sagen, daß ich hier bin, und ihn fragen, ob er mich empfangen will. Ich werde in der Nähe warten, dort am Waldrand auf der Bank bei dem Christusbilde."

Wie Sie wünschen, Frau Gräfin," sagte Xaver, „ich werde es ihm sagen und werde Ihnen seine Antwort bringen."

Es war indeß Abend geworden. Die Fledermäuse schwirrten umher. Während der letzte Sonnenhauch auf dem Thurm der Königsstadt verglühte,

lagerten sich auf den Stoppelfeldern graue Nebel, und über ihnen, wie das Licht eines Leuchtthurmes über den brennenden Wogen schwebte der Mond herauf.

Während die Gräfin langsam dem Walde zuging, kam Meinhof durch die Felder heran. Sie sah ihn nicht, aber er sah ihren Schatten, den der Mond auf die Erde warf, als sie selbst ihm gerade durch dichtes Gestrüpp verborgen war. Rasch ging er ein paar Schritte vorwärts, um ihr nachzublicken, und jetzt sah er ihre volle Gestalt auf dem Fußpfad dahin schreiten, er sah dieses weiche, träge Wiegen in den Hüften, die zugleich stolze und etwas müde Haltung des Kopfes, und eine Art Schauer kam über ihn.

Als er durch das Gitter in sein Besitzthum eintrat, kam ihm Xaver entgegen.

„Wer war da? fragte Meinhof erregt.

Xaver zuckte die Achseln. „Es muß ja doch gesagt werden," murmelte er, „die Gräfin Libussa war hier."

„Was will sie von mir?" rief Meinhof heftig.

„Sie wünscht Sie zu sprechen, sie wohnt in der Nähe bei ihrer Tante und ist herüber gekommen, wahrscheinlich um Ihre Vergebung zu erbitten und Sie von Neuem in ihr Netz zu ziehen. Sie wartet drüben am Waldrand auf Antwort."

„Ich will sie nicht sehen," sagte Meinhof schroff und leidenschaftlich, „sag' es ihr, und überhaupt — es ist besser, daß sie mir aus dem Wege geht, rathe ihr das, um ihrer selbst willen."

Xaver ging nun langsamer dem Walde zu und fand wirklich die Gräfin auf der Bank in der Nähe des Christusbildes sitzen.

„Was bringst Du?" rief sie ihm entgegen.

„Nichts Gutes, Frau Gräfin," erwiderte Xaver, „mein Herr will Sie durchaus weder sehen, noch sprechen, es ist besser, wenn Sie ihm aus dem Wege gehen, er ist noch zu sehr erbittert, es könnte Folgen haben, die Ihnen vielleicht unangenehm sein könnten. Der Baron ist nicht mehr der weiche, gutmüthige Träumer, der er war, er ist hart geworden, Frau Gräfin, im Laufe der Jahre, und vor Allem haßt er die Frauen."

„Unsinn!" gab die Gräfin Libussa zur Antwort. „Wenn er mich nicht sehen will, dann ist es nur, weil er eine Andere liebt. Wer ist diese Andere? Kannst Du mir es sagen?"

„Ich weiß Niemand, für den mein Herr ein besonderes Faible hätte," sagte Xaver, die Achseln zuckend.

„Du willst nicht sprechen," fuhr die Gräfin fort, „aber ich lasse mich nicht irre machen, ja, er liebt eine Andere — und diese Andere, ich werde sie zu finden wissen." Sie sprang auf und ging rasch längs dem Waldrand dahin, während Xaver ihr mit einer bedenklichen Miene nachblickte.

(Schluß folgt.)

Heinrich von Sybel.

Von

J. Caro.

— Breslau. —

Zufällige äußere Umſtände haben es veranlaßt, daß in der Galerie von berühmten Männern der Zeit, welche in dieſen Blättern vorgeführt wird, der Name des Herrn von Sybel erſt ſo ſpät — dem Werthe des Mannes nach zu ſpät erſcheint, und zufällige äußere Umſtände haben gerade mich zum Interpreten der geiſt- und gemüthvollen Züge, die aus dem edlen Antlitz des großen Geſchichtsſchreibers ſtrahlen, berufen. Unzweifelhaft hätten Andere, deren perſönliche Verhältniſſe oder geſchäftliche Beziehungen eine nähere Stellung zu ihm vermittelten, eine vollgiltigere Legitimation, von der machtvollen Geiſtesentwickelung und dem überaus fruchtreichen Wirken des greiſen und doch ſo ſtimmkräftigen Meiſters dem größeren Publicum Bericht zu erſtatten. Von allem dem bringe ich nichts mit, und gezwungenermaßen muß ich mich in die Leſſing'ſche Vorſchrift, bei der Beurtheilung und Würdigung eines Buches nicht mehr von dem Autor wiſſen zu dürfen, als in dem Buche ſteht, fügen und die ohnehin anfechtbare Regel dahin erweitern, daß ich die geſammte eindrucksvolle Individualität lediglich nach dem, was in ſeinen Schriften und öffentlichen Reden ſich abprägt, aufzufaſſen ſtrebe. Andere Quellen ſtehen mir nicht zu Gebote, aber was aus anderen kommt, mag immerhin zur Ausmalung, zur feineren Verſinnlichung, auch ſicher zu tieferem Begreifen der Erſcheinung dienen, aber der Schwerpunkt der Perſönlichkeit, die Energie ihrer Eigenthümlichkeit, ſie offenbaren ſich doch nur oder vornehmlich in dem Schriftthum, welches mit der Fülle ſeines Inhalts, mit dem Reichthum ſeiner Ideen, mit dem Glanz und der Symmetrie ſeiner Form und mit der ſtaunenswerthen Univerſalität der Bildung, auf

der es beruht, ein werthvoller Schatz der deutschen Literatur für alle Zeiten bleiben wird. Denn wohin auch immer des Lebens bunter Wechsel ihn gestellt, und welche Aufgabe auch die Bewegung der Dinge, in welchen er ein Factor war, ihm zugeführt hat, wie oft und nah er auch sich mit den Männern der Praxis berührte, Sybel hat den Gelehrten nicht abstreifen wollen, immer blieb er der Vertreter der Wissenschaft.

Wenn einer der geistvollsten Essayisten der Gegenwart in seiner unvergleichlichen Lebensdarstellung Ranke's mit Feinheit die Bemerkung zu erwägen giebt, wie es doch der deutschen Historiographie unseres Jahrhunderts gleichsam im Abbilde der schönen Literatur beschieden sei, zwei führende Geister zu besitzen, die voll verwandter Begabung im Verhältniß Goethes und Schillers zu einander stehen, so hätte man — wäre es erlaubt, das Gleichniß fortzuspinnen — ein fast zwingendes Recht dazu, mit unserem Historiographen den von Lessing eingenommenen Platz zu besetzen. Nicht in Kleinem und Untergeordnetem, nicht in äußeren Parallelen ist diese Congruenz zu suchen, sondern in dem Kern- und Mittelpunkt der natürlichen Ausstattung. Was uns in der Betrachtung des lebenden Historikers den Namen des großen Denkers des vorigen Jahrhunderts unaufhörlich in die Erinnerung drängt, ist die imposante rückhaltlose und siegreiche Entfaltung des gesunden Menschenverstandes, ein fast stürmender Eifer für die Erkenntniß der Erscheinungen in ihrer Wirklichkeit, ein sozusagen erbarmungsloses Abschütteln aller, sei es von Vorliebe sei es von Abneigung, gezeitigten Illusionen. Der einzige Enthusiasmus, auf den er abzielt, ist der Enthusiasmus für die Wahrheit. Wo dennoch der Reiz warmer Empfindungen heranweht, quillt er aus dem Gegenstande selbst, nicht aus der Voraussetzung seines Bildners. Und an welche weltbewegenden Ideenverknüpfungen hat sich doch diese im ursprünglichen Wortsinne schneidige Kraft gewagt! Es besteht eine eigene Correspondenz zwischen seinem Werk der Jugendjahre, der Geschichte des ersten Kreuzzuges, und dem der Lebenshöhe, der Geschichte der Revolutionszeit. Beide behandeln Momente der europäischen Entwickelung, in denen Rausch und Taumel die Ziele der Vernunft zu verwirren schienen. Beide Momente, welche neue Lebensalter einleiteten, wurden bald von den nachlebenden Geschlechtern mit dichtem Epheu der Phantasiegebilde umsponnen. Dankbarkeit und Widerwillen hatten in gleichem Maße daran gearbeitet, die Wirklichkeit zum Zerrbild zu verziehen. Da bedurfte es einer eigenen Kraft und Sicherheit, um das aufgewucherte Gestrüpp von dem Glaubwürdigen und Beweisbaren abzulösen, und in den Orgien des Glaubens wie in den Orgien des Unglaubens, worin sich jene beiden Zeitalter gegenüberstehen, den keimtragenden Kern herauszulösen, aus welchem der wahre Fortschritt der Menschheit sich entwickelt hat. Heute, so sagt man wohl, haben die Gebildeten ein reiferes Urtheil über jene in Nebel verhüllt gewesenen Katastrophen gewonnen, aber wie viel zu dieser Reife die Wege weisende Ueberlegenheit unseres Historiographen gewirkt hat, das entzieht sich leicht demjenigen, der nicht dem Ursprung herrschender Meinungen

nachzuspüren den Beruf hat, und mitunter auch denjenigen, welche den Geist der Gegenwart durch Beleuchtung seiner Quellen zu erläutern unternehmen. Nur einer von der großartigsten Universalität und inneren Freiheit getragenen Begabung konnte es gelingen, jene weltgeschichtlichen Perioden in derjenigen Auffassung darzustellen, die von jedem nicht im Parteigeiste Verlorenen gern zugestanden, von den Entbrannten aber, wenn auch widerwillig, anerkannt werden muß.

Aber auch diese Universalität hat ihren eigenen positiven Charakter. Sie hat nichts gemein mit jener affectirten Eiskühle eines Johannes von Müller, die einer in der Abstraction ihr Genügen findenden Geistesrichtung entsprang, sie ist noch weniger zusammenzustellen mit der scheltenden und polternden Erregtheit eines Christian Schlosser, die mit dem behenden Vorwitz der Aufklärungsepoche sich Völker und eine Menschheit construirte, deren oberer Theil vergiftet und verfault und deren Basis leblos unbeweglich vorgestellt wurde, und so das ganze Weltgericht der Geschichte in einen Polizeiapport umwandelte, sie ist aber auch durchaus verschieden von der feinen und sinnigen Pietät eines Ranke, die in dem Religiösen das Ferment der Entwickelung, den Streit- und Zielpunkt der Völker betrachtet, und aus dem Spiel der Kräfte auf dem politischen Gebiete die Technik der Staatsklugheit als Werkzeug und Maßstab allen andern Urtheilsmaßen vorzieht. Sie beruht bei Sybel überhaupt nicht auf irgend welchem metaphysischen oder aprioristischen Begriff, sondern auf einer unerschöpflichen Energie des Staatsgefühls und im Zusammenhang damit auf einer durchgreifenden sittlichen Würdigung der Persönlichkeiten Darum verliert sie sich auch in keine Form der Weltbürgerlichkeit. Vom Vaterlande ausgehend, bleibt sie immer in Beziehung zu demselben und erfaßt das Vaterland als Ziel, und bei aller Universalität ist Sybel unstreitig der nationalste deutsche Geschichtsschreiber. Ohne die Kraft seiner Eigenthümlichkeit in den Schatten zu stellen, darf man sagen, daß er der Weltanschauung und der Gedankenrichtung nach am ehesten mit Macaulay eine gewisse Aehnlichkeit hat, nur daß dieser auf dem Boden eines „saturirten", im stolzen Genuß voller Blüthe und gesicherter Freiheit sich wiegenden Gemeindewesens stehend, einen zuversichtlicheren Ton anzuschlagen vermag, als der deutsche Geschichtsschreiber, der wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens nur durch den unbedingten Glauben an die unermeßliche geniale Größe seiner Nation sich trösten durfte über die stachelige Empfindung, sie allgemein verkannt und geringschätzig behandelt zu sehen.

Wer zufällige Dinge mit Gedankeninhalt auszukleiden liebt, wird die Thatsache, daß Heinrich Karl Ludolph von Sybel in Düsseldorf am 2. December, an dem Schicksalstage der beiden Napoleon, das Licht der Welt erblickte, mit seinen spätern geistigen Schöpfungen in einen gewissen Zusammenhang bringen und mehr noch das Jahr seiner Geburt, 1817, bedeutungsvoll halten wollen, das Jahr, in welchem Rückert's „Geharnischte Sonette" erschienen waren, der letzte Nachklang und der Beginn der Verklärung jenes Zornes-

donners, der die Nation aus einem Elend sonder Gleichen emporgerissen hatte, das Jahr, in welchem der Bundestag zu functioniren anfing, das Jahr, in welchem die Verfassungsfrage in allen deutschen Staaten auf die Tagesordnung gesetzt war, das Jahr aber vor Allem, in welchem der Gedanke zur Gründung einer Societät für deutsche Geschichte und zur Herausgabe der Monumenta ans Licht getreten ist. Werthvoller aber als diese astrologischen Beziehungen ist für die Geistesrichtung, die er nehmen mußte, der Umstand, daß er einem Hause entstammte, das, soweit es nur zurück verfolgt werden kann, dem Staats- und Kirchendienste eine Reihe von namhaften und charaktervollen Vertretern hergegeben hat, und einer Familie, die während seiner Jugendjahre der vereinigende Mittelpunkt hervorragender, in Literatur und Kunst hochangesehener Persönlichkeiten gewesen war. Sybel rühmte sich in späteren Jahren, als „eine der besten Erinnerungen aus seiner glücklichen Jugendzeit, das Angedenken an jene schönen Düsseldorfer Tage, in welchen auf dem engen Raume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohn's musikalisches Genie, durch Immermann's, Friedrich von Uechtritz' und Schnaase's literarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde". — Bei der freiern Bewegung der damaligen gelehrten Schulen, die noch nicht von dem Uebermaß wohlgemeinter, tief erwogener, aber nivellirender Ministerialverordnungen eingeschnürt waren, konnte es noch geschehen, daß ein talentvoller Jüngling mit 16 Jahren nach achtjährigem Schulbesuch das Zeugniß „der Reife" erwarb, und nach einem Universitätsstudium von 7 Semestern rite zum Doctor der Philosophie promovirt wurde.

Sybel hatte in Berlin studirt und hatte vier Semester den von Ranke geleiteten historischen Uebungen beigewohnt, jenen in der Geschichte der deutschen Historiographie denkwürdig gewordenen Uebungen, die man mit Recht als die Gründung einer geistigen Familie charakterisirt hat. Denn hier sammelte sich um den mit fascinirender Beweglichkeit und überströmendem Reichthum sich gebenden Meister eine Schaar hochbegabter Jünglinge, die in den verschiedensten Disciplinen der Geisteswissenschaften umherirrend von ihm die Richtung auf die Historie empfingen, von ihm die Wege kennen lernten, welche zur Erforschung der Vergangenheit mit Nothwendigkeit beschritten werden müssen, und durch die Betheiligung an den Jahrbüchern des deutschen Reiches in der Periode der Kaiser aus dem sächsischen Hause eine ausgiebige Gelegenheit erhielten, die jungen schäumenden Kräfte unter der weisen Zucht des Lehrers zu üben. Nicht so, wie zuweilen wohl zu hören ist, daß hier eine eigene, bis dahin mit Geheimniß umschlossene und nirgends versuchte Methode und Kunstfertigkeit überliefert und eingeprägt wurde, denn nicht darauf beruht die von hier aus datirende neue Schule, sondern das war ihre Eigenthümlichkeit, daß hier die seit drei Jahrhunderten ansteigend mehr, aber immer schwankend, theilweise und von Rücksichten gehemmt angewandte kritische Methode mit

der Schärfe und Unbedingtheit auf die mittelalterliche und neuere Geschichte angewandt wurde, deren sich andere Disciplinen und namentlich die Philologie, mit welcher die Geschichte des Alterthums aufs engste verbunden war, erfolgreich befleißigten. Die Großthat Niebuhr's wurde hier gewissermaßen überboten und auf ein weiteres Gebiet und namentlich auch auf den vaterländischen Boden übertragen. Diese schranken- und voraussetzungslose Kritik, welche die tiefste Durchdringung und Präcision des Gegenstandes nothwendig machte und, wenn sie nicht in ein Uebermaß verwildern sollte, die weitläufigste Umsicht erforderte, ist mit allen ihren Bedingnissen der Stempel aller aus dem Einfluß des Meisters hervorgegangenen Jünger geworden. Was aber Ranke noch darüber seinen Schülern war, das beruhte auf den besonderen unübertragbaren Eigenthümlichkeiten seines Genies, ein unerreichbares, aber nachziehendes, leuchtendes Beispiel. Bis in ihre spätesten Tage haben sich eine ganze Anzahl ausgezeichneter und selbständig wirkender Lehrer und Geschichtsschreiber dankbar als seine „Schüler" bezeichnet.

Als Sybel in die erste und bedeutendste Generation dieser Lerngemeinde eintrat, war er der Jüngste in derselben, und wenn er auch in vollen Zügen die hier gebotene Geistesquelle in sich sog, wenn er auch mit seinen Mitstrebenden verbindende Beziehungen anknüpfte, die bis zu unseren Tagen ihre fruchtbare und ausgiebige Tragweite hatten, und wenn auch die hier empfangenen Impulse sowohl rücksichtlich der Gegenstände seiner ersten Forschungen und Darstellungen als auch rücksichtlich der Behandlungsart ihn sichtlich beherrschten so hat er doch am wenigsten sich von der Strömung fortziehen lassen, die aus dem Anstoß des Meisters sich erzeugt hatte. Ein tief gehender geistiger Abstand von seinen Commilitonen ebensowohl wie auch von der Auffassung desMeisters ist von ihm alle Zeit eingehalten worden. Daß er an den „Jahrbüchern" weder damals noch später sich betheiligte, daß er weder für kurze noch für lange Zeit Mitarbeiter der „Monumenta Germaniae historica" wurde, hat doch wohl seinen inneren Grund, wenn auch äußere Verhältnisse damit in Verbindung zu bringen sind. Wir finden unter den von ihm gehörten Vorlesungen einen charakteristischen Punkt, der im Zuge dieser Gedanken vielleicht nicht übergangen werden darf. Daß er bei Steffens Anthropologie, bei Ranke deutsche Geschichte des Mittelalters, der neueren und der neuestenZeit, bei Carl Ritter allgemeine Geographie, Geographie Europas, Geschichteder Geographie und Geschichte der Reisen, bei Raumer Universalgeschichte, bei Boeckh griechische Alterthümer, bei Savigny Pandekten, bei Rudorf römisches Erbrecht, bei Klenze Geschichte des römischen Rechts, bei Roestell Reichs- und Rechtsgeschichte und über deutsches Privatrecht hörte — zeugt von einem zwar breit, aber sehr systematisch angelegten Studiengang und fällt nicht aus demRahmen der Verwandtschaft und des subsidiären Verhältnisses der Disciplinen. Daß er aber daneben doch Lust und Antrieb empfand, die Vorlesungen Mitscherlich's „über Experimentalchemie" zu besuchen, spricht doch für eine ungewöhnliche und individuelle Auffassung von den Pflichten zur Vorbereitungfür die Erforschung der Realitäten.

So glücklich die Schule auch gewählt, so mannigfaltig und tief bewegend auch ihre Einwirkungen gewesen sein mochten, sie erschöpfen doch nicht die Summe der Bildungskräfte, deren sich der strebsame junge Geist zu erfreuen hatte. Ihre Steigerung und Vergoldung fanden sie doch durch den Zustrom der Eindrücke in dem von ausgezeichneten Künstlern und Kunstgelehrten aufgesuchten Vaterhause, Eindrücke, die nach dem eigenen Ausdruck Sybel's „ihn unauslöschlich durch das Leben begleitet haben". „Als jungem Studenten war es ihm vergönnt, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innerste Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken, und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen Theil zu nehmen". Hier hat er, wie er hervorhebt, erfahren, „welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinnes angeregt zu werden". Wäre es gestattet, aus den nach alt hergebrachtem Universitätsbrauch bei der Promotion aufgestellten Thesen, für welche freilich erfahrungsgemäß nicht immer die innere Ueberzeugung der Verfasser, sondern öfters nur ihre bequeme Bestreitbarkeit entscheidend ist, wäre es erlaubt, aus den von Sybel bei seiner am 27. April 1838 erfolgten Promotion aufgestellten Thesen einen Schluß zu ziehen, so würde sich ergeben, daß in dem feurigen Geiste des jungen Doctoranden neben den Fragen über Begriff, Methode, Grundlage, Bedingungen der Geschichte sich jene ästhetisch-künstlerischen Reminiscenzen aus dem Vaterhause in hervortretendem Maße geltend machten. Wer möchte sonst nach Sätzen wie die folgenden, die wir ihres bezeichnenden Werthes wegen anführen: „Ohne Philosophie kein Geschichtsschreiber", „Die Geschichtsschreibung blüht, wenn ihr Gegenstand eine hohe Entwickelung erreicht", „Mit Zorn und mit Eifer soll man Geschichte schreiben", „Die Sagen sind ein Zeichen ihrer Entstehungs- und Fortbildungszeit", „Die ethische und poetische Kraft der Sage wird durch ihre Ausmerzung aus der Geschichte nicht gemindert", „Personen, nicht Einrichtungen bestimmen die Geschicke der Völker" — wer möchte nach diesen überaus discutablen, aber innerhalb der eigentlichsten Probleme der Geschichtswissenschaft liegenden Sätzen erwarten, daß es dem jungen Gelehrten trotz Kiesewetter's und Anderer beachtenswerthen Leistungen scheint, daß „eine Geschichte der Musik noch nicht vorhanden ist", daß „eine Musikgeschichte zur Zeit noch frommer Wunsch bleiben müsse", daß „die Musik des Mittelalters und der Neuzeit vom Rhythmus zur Harmonie und von der Harmonie zur Melodie sich entwickelt habe", und endlich, „daß die hervorragenden deutschen Leistungen des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Musik der Vergessenheit verfallen wären"*).

*) Herr von Sybel mag es wohl nicht wissen, daß ein Historiker, der sein erbitterter Gegner und so unmusikalisch war, daß er eine Quint von einer Terz nicht zu unterscheiden vermochte, sich daran gemacht hat, dem beklagten Mangel abzuhelfen. Die Vermuthung, daß diese Thesen zu dem Verhängniß beigetragen haben, entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit.

Die Dissertation selbst aber handelte über „die Quellen des Jordanes" und Ranke urtheilt von ihr, daß sie „vieles Merkwürdige enthalte." Jedenfalls sind einige wesentliche Ergebnisse, welche ihre nähere Beleuchtung und Ausführung noch in einem Aufsatze Sybel's in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft gefunden haben, auch von denjenigen anerkannt und aufgenommen worden, welche manche Aufstellung energisch bestreiten und zurückweisen zu müssen glaubten. Aber das Wichtigste und in der That „Merkwürdigste" dieser Jordanes-Studien ist doch der Nachweis des leitenden Gedankens des gothischen Schriftstellers, der in frappanter Weise einen Gegensatz berührt, welcher, auf andere Beziehungen angewandt, von Niemandem tiefer empfunden und mehr zum Mittelpunkt einer bestimmten Weltauffassung erhoben worden ist, als von unserem Historiographen, nämlich den Gegensatz von Nationalität und Universalität. Was Jordanes will, wies Sybel nach, besteht in dem Wunsche einer friedlichen Einfügung des Gothenvolkes in das römische Reich, in welcher allein er die Möglichkeit und Hoffnung einer gedeihlichen Zukunft für dasselbe erkennt. Der Gothe plaidirt für ein Untertauchen seiner Volksgenossen in die religiöse und politische Welteinheit, wie es einige Jahrhunderte später viele Eiferer allen Nationen gepredigt haben. Es ist diejenige Form des Ultramontanismus, welche noch mit einem Fuße im Alterthume steht. — Bei dem blos Literargeschichtlichen aber stehen zu bleiben, entsprach der Neigung Sybel's nicht. Bald kam er auf diese Gothenfrage in einer den Kern der deutschen Urgeschichte betreffenden Untersuchung zurück. Wie in seiner Jugendschrift, so hat Sybel in allen seinen späteren Schriften eine überaus feine Witterung gleichsam für das Spiel der erwähnten Gegensätze und eine ungemein geschärfte Empfindlichkeit für die Folgen der Unterordnung der Individualität unter die universellen Mächte, welche Formen sie auch im Verlauf der Zeiten annahmen, bewährt, und auf dem besonderen Nachweis des tief greifenden, verhängnißvoll bestimmenden und die Continuität der Entwickelung durchbrechenden Einflusses des römischen Wesens auf die germanische Staatsbildung in den Zeiten ungeminderter Aufnahmefähigkeit, in den Tagen jugendlicher Porosität beruht die Schrift „Entstehung des deutschen Königthums," welche bald bei ihrem Erscheinen (1844) und Jahrzehnte darnach Legionen von Federn großer und kleiner kritischer Geister in Bewegung gesetzt hat. Unter allen Schriften Sybel's ist sie die scholastischste der Form nach, aber planvoll angelegt und angefüllt von einer fast fortstürzenden Beweisführung — eine Art logisches staccato. Daß Kampf und Widerstreit nicht ausbleiben würden, mochte der junge Gelehrte wohl vorausgesehen, aber nicht geahnt haben, daß er mit einem Genossen der Berliner „Historischen Gesellschaft" darüber in Polemik gerathen werde. Aber eben damals war der erste Band der „Geschichte der deutschen Verfassung" von Waitz erschienen, der den Ursprung des deutschen Königthums in wesentlich anderem Sinne erläuterte, und als darüber ein allerdings in freundschaftlichen Formen geführter Kampf ausbrach, welcher — es lag in der Dunkelheit des Gegen-

standes — zu einer Ausgleichung nicht führen konnte, so war damit der Grund zu einer Parteiung in den Schulen gegeben, die auch heute sich noch nicht ganz verflüchtigt hat. Man erfährt jetzt aus einem Schreiben Ranke's an Waitz, daß Sybel „sehr betreten darüber gewesen wäre," daß ihm von seinem Studiengenossen und Freunde eine „Concurrenz" entgegentrat, aber er durfte sich doch mit der Anerkennung der Berechtigung seiner „Combination" durch den Meister trösten, während derselbe die Ausführung seines Gegners, als „einen der Mühe werthen Versuch, Tacitus mit aller Strenge aus sich selbst zu erklären und nichts anzunehmen, was nicht aus den Worten hervorgeht", charakterisirt und damit die Enge und Begrenztheit der Beweisführung kennzeichnet. Je mehr der Instinct für die Entwickelung des öffentlichen Rechts und der politischen Einrichtungen gewachsen ist, desto größer ist der Anhang der Sybel'schen Grundgedanken geworden, wie sehr auch immer die strengen Interpretationen seines Gegners Anerkennung finden.

Inzwischen aber hatte der junge Historiograph die allgemeine Aufmerksamkeit bereits durch ein Werk auf sich gelenkt, das ebensowohl durch die universelle Bedeutung des Gegenstandes als durch die methodische Kritik, wegen der durchgeistigten Darstellung wie wegen der Läuterung der herrschenden Vorstellungen am meisten der Ranke'schen Richtung sich anschließend gefunden werden dürfte, und dessen erster Grundstein in der That eben schon in jenen „historischen Uebungen" gelegt worden war. Wir meinen die oben bereits erwähnte „Geschichte des ersten Kreuzzuges." „Die Kunde von dem Dasein der Aufgabe" hatte der Autor, wie er dankbar anerkennt, von dem Lehrer und Meister erhalten, der auch für das Fundament der Lösung insofern beigetragen hatte, als er in den Uebungen die bis dahin ungeschwächte Autorität der Chronisten Wilhelm von Tyrus und Albert von Aachen durch kritische Erwägungen zu erschüttern begonnen hatte. Aber man hat beim Lesen des Urtheils, das Ranke über das ihm im Manuskript vorgelegte abgeschlossene Werk gefällt hat, den Eindruck, daß er doch im ersten Augenblick betroffen war über die sich ergebende Erfahrung „daß die seit sieben Jahrhunderten herrschende Auffassung eines großen weltgeschichtlichen Ereignisses keine thatsächliche Grundlage habe, sondern freie Schöpfung einer gleichzeitig entstandenen Sage sei." Es war ein Triumph, ein Meisterstück der Methode, vor welchem der Lehrer selbst stutzte. Ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte war mit einem Male die dem volksthümlichen Sinne so zusagende Gestalt des Eiferers Peter von Amiens, abgethan das heldenmüthige Gottesritterthum Gottfrieds von Bouillon, zerstört das Uebermaß von heiligem Glanz und ritterlicher Pracht, zu deren Aufbau eine geschäftige Einbildungskraft eine ganze Kette von einzelnen Zügen erdichtet hatte, und die nach der bisherigen Vorstellung spontane und elementare Evolution der christlichen Welt war umgewandelt in eine Episode aus der weitschauenden und umspannenden päpstlichen Weltpolitik. Papst Urban II. und Boëmund gewannen den Ruhm der Urheberschaft wieder, den eine in Mystik untertauchende Sage ihnen hatte

rauben wollen. Aber noch eins! Nie zuvor ist auch mit so ehrlichem Streben Wesen, Vernunft und Plan jener Sarazenen, denen der Kampf gegolten, aufgesucht und gewürdigt worden, als in diesem Buche und in jenen sich daran schließenden, entzückenden und farbenreichen Vorlesungen, deren eine im Jahre 1845 in Bonn „über den zweiten Kreuzzug", und mehrere in München 1858 vor einem gemischten Publikum gehalten wurden. Nie zuvor ist aber auch jene Ueberspannung mystischer Verzücktheit und der Absturz aus ihr in das Getümmel kleiner und erbärmlicher Leidenschaften, aus welchem der Mißerfolg der nächsten Zwecke der Kreuzzüge hervorging, unbefangener dargelegt worden, ohne der Anerkennung ihres tief umwandelnden Einflusses auf die gesammte christliche Welt und ihre Lebensformen Abbruch zu thun. Immer schwächer ist im Verlauf der Jahre der Widerspruch geworden, der sich sowohl gegen den Gesammtgeist des Werkes, wie gegen Einzelmomente erhoben hat, und selbst der geistvolle und freundliche Anwalt der Chronik Alberts von Aachen hat sich in vielen grundberührenden Punkten dem bezwingenden Zauber dieses Weltbildes unterworfen, und als nach einundvierzig Jahren eine neue Auflage erschienen war, durfte der Verfasser genugthuungsvoll auf die allgemeinste Anerkennung und Reception hinweisen, mit Ausnahme der Hand- und Lehrbücher unserer Schulen, von denen er sie erst in weiteren vierzig Jahren zu erhoffen den Muth hat.

Wäre damals schon, so wie es etwa drei Jahrzehnte später hervortrat, in den ultramontanen Kreisen die Befestigung und Erhöhung des päpstlichen Primats Mittelpunkt der Agitation gewesen, dann würde vielleicht die eigenthümliche Verschiebung der Urheberschaft des Kreuzzugs auf den Papst auch dort nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen worden sein. Allein noch befand man sich in dem Stadium der Entzündung der Gemüther, welche, getragen von dem innigen und schwärmerischen Geiste, der nach der Revolution als Rückschlag herrschend geworden war, einige Aehnlichkeit mit der Seelenverfassung der Kreuzzugszeiten aufweisen konnte. Wunder waren wieder nicht unerhört geworden, und Reliquienverehrung wurde geräuschvoll geübt. In diesen Zug der Zeit und in diesen Zusammenhang der kirchlichen Bestrebungen, die aus der Herrschaft der Romantik in der schönen Literatur Nahrung sogen, fiel die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier, welche namentlich in den Rheinlanden eine den mittelalterlichen ähnliche Volksbewegung hervorrief und bei der damals weichen Stimmung gerade der tief religiösen Protestanten und bei der besonderen Natur gerade dieser Reliquie einen Einbruch in die abweisende Lehre der evangelischen Kirche drohte. Die ganze Frage lag so sehr in der Verlängerung der Gedankenbahnen, welche der Forscher des Kreuzzugszeitalters betreten hatte, daß es durchaus nicht als polemischer Eifer angesehen werden kann, wenn der tief im Herzen das Recht der Geschichte über jede Dogmatik stellende Historiker mit seinem Freunde Gildemeister die warnende Stimme erhob. Es ist beachtenswerth, wie wenig sich die Streitschrift unter das Dach des hier besonders nahe liegenden Rationalismus stellt. Die ganze

Wucht der Argumente ruht auf dem Bestreben, der Geschichte gerecht zu werden. Aus den geschichtlichen Beweisen, wie aus dem Mangel geschichtlicher Beweise deducirte er die Unechtheit der Reliquie. Erst spät und keineswegs zum Zugeständniß zwingend ist — von dem Lärm der verletzten Eiferer abgesehen — von der anderen Seite die Defensive mit gleichen wissenschaftlichen Mitteln versucht worden, aber fortan war, mochte der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge noch so viel Verständniß und Würdigung der Weltstellung der Kirche an den Tag gelegt haben, das Tafeltuch zwischen ihm und den ultramontanen Kreisen entzwei geschnitten.

Die Gegnerschaft blieb aber nicht innerhalb ihres ersten Grundes und würde auch ohne den Reliquienstreit heraufgestiegen sein. Nicht etwa unter der Wirkung des religiösen Moments, denn bei aller aus dem Herzensgrunde fließenden freudigen Bekennung des Protestantismus, in welchen eingeboren zu sein er als eins der vorzüglichsten Lebensgüter anschlug, war Sybel zum Glaubensstreiter nicht geschaffen. Bei fortgesetztem nachhaltigem Betrieb historischer Forschung und Wägung der geschichtlichen Erscheinung nach dem Gewicht ihres Einflusses auf die Gesammtentwickelung ist es — wenn anders sie Freiheit des Geistes zur Voraussetzung und nicht im Voraus bestimmte Tendenzen zum Ziele hat — überhaupt schwer, in dem Widerstreit und Abstand dogmatischer Lehren solch' ein Maß ausschließender Leidenschaft aufzunehmen, wie der Bekenntnißstreit bedingt. Und wer möchte in Sybel das Ueberwiegen des historischen Moments verkennen wollen? Aber freilich, das ist wahr: Sybel ist der Historiker der protestantischen Weltanschauung, der Weltanschauung, in welcher die Begriffe Nationalität, Staat und die in beiden gesicherte Individualfreiheit mit dem Anspruch einer ungeschmälerten Geltung auftreten und keinerlei allumspannender Zusammenfassung bedürfen, ja keine solche ertragen können, um ihre idealen Zwecke sittlicher Vollendung bewerkstelligen zu können. Weltreiche, Weltherrschaft, mögen sie unter dem Zeichen des Kreuzes oder unter Scepter und Schwert, oder auch unter dem naturwidrigen Princip einer absoluten Menschengleichheit sich zu gestalten suchen, sind in dieser Anschauung lediglich als Hemmniß der Entwickelung zu betrachten. Das Leben der Menschheit fluthet seinen Zielen zu, ohne die Mittlerschaft solcher Universalitäten, welche, indem sie Geltung und Festigkeit zu gewinnen suchen, die Grenzen jener idealen Principien bis zur Verdorrung einengen. Wer von diesem Boden aus den Blick auf den Gang menschlicher Verwickelungen und Lösungen richtet, wer in diesen Idealen zureichende Mittel zu möglichster Vollkommenheit sieht und daher alle seine sittliche Kraft ihrer Verschanzung und Veredelung widmet, wird niemals seine Freunde „jenseits der Berge" suchen dürfen.

Freilich beziehen sich diese Bemerkungen zumeist auf Thatsachen, mit deren Aufführung wir noch in Rückstand geblieben sind. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches über den ersten Kreuzzug (1841) habilitirte sich Sybel als Privatdocent an der Bonner Universität, deren philosophische

Facultät ihn alsbald als außerordentlichen Professor aufnahm. Bis zum Jahre 1846 verblieb er in dieser Stellung, und man darf sich nur ein wenig in die aus den Kölner Wirren in den Rheinlanden zurückgebliebene gereizte Stimmung und in die gerade dort mit einem überaus bedenklichen Hintergrund über die Verfassungsfrage entbrannten Leidenschaften versetzen, um zu finden, daß ein junger feuriger Geschichtsprofessor, der in warmen und innigen Beziehungen zu manchen die Meinungen leitenden Persönlichkeiten stand, aus den Zeitfragen Impulse empfangen mußte, die das Interesse an den Kreuzzügen etwas zur Seite drängten.

Wenn er auch, wie schon erwähnt, diese Materie noch zwei Mal in figurenreichen und fesselnden Bildern vor einer Vereinigung gebildeter Zuhörer aus verschiedenen Lebenskreisen zu berühren Veranlassung nahm, so verzichtete er doch auf die Fortführung der wissenschaftlichen Forschung über den Gegenstand, zumal das Welthistorische desselben schon mit dem ersten Buche abgeschöpft war. Die Schwierigkeiten des Lehrberufs und der sich steigernde Antheil an den politischen Zeitfragen standen überhaupt der gelehrten Production eine Weile im Wege, und auch die Versetzung in das stille Marburg, wo Sybel 1846 die ordentliche Professur übernahm, scheint anfänglich nicht die friedenerfüllte Atmosphäre geschaffen zu haben, welche umfassende wissenschaftliche Anlagen nöthig haben. Daß er aber damals bereits sich mit Forschungen über das Zeitalter der französischen Revolution beschäftigte, zeigt der in vieler Hinsicht charakteristische Vortrag über „Edmund Burke und Irland", in welchem die meisterhafte knappe Darstellung der verwickelten irischen Kämpfe und der durch Pitt und Burke betriebenen Union gewiß um so mehr Bewunderung verdient, als das damals hingeworfene Schlußurtheil und die darauf begründete Geringschätzung der Repealbewegung O'Conell's durch die Vorgänge unserer Tage eine den weiten Blick des Forschers bezeugende Bestätigung erfahren haben. Aber wesentlich mehr noch wird das Interesse gefesselt durch die in wenigen Federstrichen in der Einleitung gezeichnete Figur Burke's, worin die Lösung eines psychologischen Räthsels angedeutet wird, vor welchem die Logik der Lobredner wie der Tadler des englischen Staatsmanns nur übel Stich gehalten hatte. Das Räthsel bestand in dem feindseligen Verhalten des liberalen Whigisten zur französischen Revolution, und die Lösung lag in dem Vorwurf einer ebenso schiefen Auffassung der Parteistellung des Politikers wie in dem nicht minder schiefen Begriff von der französischen Revolution. Wer Burke des Abfalls und der völligen Umkehr zeiht, steht im Mißverständniß seiner allem Abstracten abgekehrten Denkweise. Nicht die Theorie der Partei bestimmt seine Entschlüsse. Durch sein Leben und Handeln geht der gleiche Zug, die Rücksicht auf das Förderliche, dem Staate Wohlthuende, auf das, was ihn hebt und stärkt. Den praktischen Zweck, nicht die Uebereinstimmung mit irgendwie logisch geformten Grundsätzen hat er immer im Auge, und wenn er der Revolution mit Unwillen entgegentritt, so denkt er in erster Reihe an die Gefahr der

Zerrüttung durch Nachahmung derselben in England, so ist er fern davon, die Sache der Revolution mit der Sache der Freiheit zu verwechseln und die Revolution schlechthin als ein einfaches Ding zu betrachten, das man preisen oder verwerfen müsse, ohne Befugniß zu eingehendem und unterscheidendem Urtheil.

Um die Zeit, da diese Erörterungen geäußert wurden, ballten sich die Wolken an dem politischen Himmel Europas schon zusammen zu einer Revolution, in welcher das Mißverständniß der Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine nur zu große und verhängnißvolle Rolle spielte, und deren Wellenringe Bewegungen einschlossen, welche die ganze Seele unseres Historiographen aufrühren mußten. Die Frage vom Staat und von der Nationalität war aus der akademischen Discussion in die lebendige Erscheinung getreten, und zwar in seiner so unmittelbaren Nähe, daß sie ihn nothwendig zum praktischen Antheil fortreißen mußte. Kaum zwei Jahre hatte er auf der hessischen Universität gewirkt, und schon war das Vertrauen zu seiner politischen Befähigung in so weite Kreise gedrungen, daß ihm im Jahre 1848 ein Mandat für die hessische Ständeversammlung übertragen wurde. Der damalige Streit um die hessische Verfassung trägt unter den kleinstaatischen Constitutionskämpfen, welche überall in ihrem innersten Kern mit der nationalen Gesammtorganisation in engstem Zusammenhang standen, schon darum einen besonderen Charakter, weil in ihm nicht auf die Forderungen eines Naturrechts, auf den Bestand einer ausreichenden Volksreife, auf einen angemessenen Culturstand, kurzum auf kein mehr oder weniger lehrhaftes Princip zurückgegriffen werden durfte, sondern einzig und mit der nachdrücklichsten Bedeutung auf das Recht. Dieser Rechtsbasis verdankte die hessische Verfassung damals und namentlich auch späterhin den Schutz von Mächten, denen sonst die Grundsätze des Verfassungssystems widerwärtig waren. Schon darum hatte die hessische Ständekammer ein politischeres und maßvolleres Gepräge als andere deutsche Volksvertretungen. Ueberdies waren die auch hier nicht ganz fehlenden radicalen Elemente nicht mächtig genug, um die oberdeutschen Ausschweifungen mit Erfolg hineintragen zu können, und andererseits war die pietistische Gruppe allein, ohne feudale Unterstützung, die Sorge für den Rückschritt zu tragen genöthigt. Für Jemand, der „die Sache der Freiheit nicht schlechthin mit der Sache der Revolution für gleichbedeutend" hielt, für einen Mann, der in einer maßvoll abgegrenzten, aber durch unerschütterliche Staatseinrichtungen gesicherten Freiheit eine Bürgschaft für das Emporkommen aller sittlichen Kräfte sieht, für Jemand, der das Dasein solcher durch sich allein doch nicht bestandfähigen Staaten lediglich im Dienste der Sicherung der Nationalität für berechtigt hält, war in der hessischen Ständekammer eine treffliche Vorschule und ein weites Feld der Bethätigung geboten. Zufall ist es doch nicht, daß aus dieser Versammlung eine ganze Reihe von jenen Patrioten hervorging, welche dem durch Genie, Hingebung, Blut und Eisen herbeigeführten deutschen Einheitswerke den volks-

thümlichen Untergrund bereiteten und die schwärmerische Zustimmung vermittelten. Für die Stählung und Erprobung seiner Grundanschauungen fand Sybel hier einen trefflichen Boden, und bald hatten seine Wärme, seine Erudition und die sichere Bestimmtheit seiner Ziele eine Gruppe von Freunden um ihn geschaart, die, als der großherzige — allzugroßherzige Versuch des ersten deutschen Parlaments gescheitert war, und Preußen ungeschickt und widerspruchsvoll sein eingeborenes Führerrecht geltend zu machen versuchte, dafür sorgten, daß Sybel dem Kreise im Augenblick gedrückter, aber von unerschütterlichem Vertrauen auf sicheres Gelingen erfüllter Patrioten, die in Erfurt zusammenkamen, nicht fehlen durfte. Den hier geknüpften politischen Freundschaften, die zum Theil mit seinen wissenschaftlichen Verbindungen zusammenfielen, ist er alle Zeit im Handeln und Empfinden treu geblieben.

Ueber die Leere und Starre, welche sich nach den politischen Stürmen über alle aufgeblühten Hoffnungen lagerten und auch sanguinische Geister zu vorläufigem Verzicht nöthigten, trösteten fähige Männer sich durch Vertiefung in Beruf und Pflichten mit dem zuversichtlichen Hinblick auf die kommende Stunde der Erfüllung. Mitten in dem halb oder ganz revolutionären Gewühl der aufgerührten europäischen Gesellschaft, als die Stich- und Schlagwörter der großen französischen Revolution wieder hin- und herschallten, und namentlich die Umwälzung in Frankreich dieses Mal mit rascherem Kreislauf in die unvermeidlich scheinende Soldatenherrschaft ausgemündet war, hatte Sybel sich in Forschungen versenkt, welche angesichts des Mißbrauches, der mit dem Beispiel der großen Revolution getrieben wurde, sich in echt Rankeschem Sinne die Frage stellten, wie es denn gewesen ist. So entstand jenes große Werk „die Geschichte der Revolutionszeit," welches stückweis binnen 26 Jahren vor die Oeffentlichkeit getreten und weithin zu einer tiefen und heilbringenden Umwandlung der Auffassung jener vergangenen Dinge und zur Reinigung der Gesinnungen in der Gegenwart beigetragen hat. Heilbringend um so mehr, als die geistigen Adern unseres Jahrhunderts vornehmlich in jener Epoche ihren Ausgangspunkt zu haben schienen. So wurde es ein Dienst für die allgemeine Cultur unseres Jahrhunderts und ein Ruhmestitel der deutschen Nation als Lehrerin unter den Völkern. Ueberall hat es klärend, mit seinem kerngesunden Geiste mäßigend und kräftigend gewirkt, aber so wie die wahren Segnungen der französischen Revolution am spätesten und am spärlichsten dem französischen Volke selbst zu Statten gekommen sind, so ist auch dort zuletzt erst das aufgesteckte Licht in seiner Reinheit und in seiner Herkunft aus unbefangenem freiem Geiste erkannt worden. Erst in unseren Tagen hat unter Mitwirkung beugender nationaler Schicksale sich eine kleine Gemeinde unter Führung eines geistvollen Mannes gebildet, welche voll Scham und Selbstqual die Nichtigkeit der einstigen Idole zugesteht und ausgesprochen oder schweigend dem Ergebniß deutscher Forschung sich unterwirft.

Gewiß ruht die sichere Erkenntniß der Dinge und ihres Zusammenhanges zunächst auf der mühsam und emsig betriebenen Ansammlung eines

ungleich größern Materials, das Dank der ansteigenden Liberalität der Archivverwaltungen in immer zunehmendem Maße zuwuchs. Aber sie beruhte vor Allem auf der Entkleidung der Revolution von dem Schimmer, als wäre sie eine auf die Reinigung der Leidenschaften aller Völker durch Furcht und Mitleid berechnete nationale Tragödie, auf der Entkleidung von allem ihr zugemessenen Weltheilandsthum, und auf der nüchternen Kategorisirung derselben als politischer und socialer Prozeß. Das ethische Pathos verflüchtigte sich in dem Maße, als die realen Einflüsse in den Vordergrund gestellt wurden. Und alsbald machte sich bei solcher Betrachtungsweise eine organische Wechselwirkung zwischen dem Westen Europas und dem Osten geltend, welche mehr als alle örtlichen Grundmotive zu den Schicksalswendungen der Revolution beigetragen hat. Dieser mit Scharfblick erfaßte und bis in seine fernen Verzweigungen verfolgte Gedanke erwies sich überaus fruchtbar zur Berichtigung des Gesammtbildes, dessen Schwerpunkt dadurch dem trüben Schlamm des Pariser Gassenpöbels und seiner Orgien entzogen und dorthin verlegt wurde, wo sich in der That die Geschicke vollzogen, unter deren unheilvollem Vorwalten die Revolution zur Riesengröße emporwachsen konnte. Die Verknüpfung der inneren Politik der Revolution mit der äußeren, das Eindringen in den Zusammenhang des Einsturzes der französischen Monarchie und der polnischen Republik, die durchgreifende Verfolgung der Erschütterungen, welche durch diese Doppelwirkung über die deutschen Mächte hereinbrachen — alles dies in ein logisch-organisches ursächliches Verhältniß gestellt, rief eine klare Lichtfülle hervor, unter welcher der Falstaff-Ruhm des Revolutionsheldenthums verblaßte und verging.

Aber auch die Revolution an sich erhielt vor der voraussetzungslosen Forschung eine andere Zeichnung. Wenn im Geiste Burke's nachgewiesen wurde, daß in Beweggründen und Zielen die Uebereinstimmung von Revolution und Freiheit lediglich der Einbildungskraft und demagogischen Täuschung angehörte, wenn mit thatkräftiger Beständigkeit die aller Natur widersprechende Gleichheit in ihrem Widersinn an den Pranger gestellt und die Escamotage der Gleichheit der Gerechtigkeit durch die Gleichheit des Rechts an allen Orten enthüllt wurde, wenn die durch Raub und Mord und schandbaren Eigennutz überall desavouirte Brüderlichkeit ad absurdum geführt wurde, dann sanken die Säulen der „Menschenrechte" schmählich herab von dem Grundstein, den träumerische Abstraction, berechnende Selbstsucht, Ehrgeiz und Herrschbegier aufgerichtet haben. In dieser Richtung bewegt sich die Sybel'sche Beweisführung. Ueberall gilt ihm das Wort weniger als die That. Was praktisch aus der tönenden Verkündigung geworden ist, darauf vornehmlich richtet er das Augenmerk des Betrachters. Die bloße Kraftentwickelung kann er nicht als Gegenstand des Erstaunens anerkennen. Unter dem sittlichen Maßstabe schrumpfen ihm die Giganten zu Pygmäen ein. Es ist vielleicht nicht ganz ungegründet, was seine Gegner behauptet haben, daß er angesichts des Uebermaßes von Verhimmelung und Verklärung, welche vordem die Revolution und heute noch bei Parteien, die aus ihr ein dauern-

des ewiges Prinzip zur Correctur der Wucherungen in der menschlichen Gesellschaft machen wollen, gefunden hat, zu kühl sich zu dem Rest von idealem Gehalt, der dennoch auch nach Anerkennung aller verirrten Läufe übrig bleibt, verhalten und sich von dem Widerspruchseifer der neuen Auffassung zu sehr habe fortreißen lassen. Selbstverständlich wurde auch dort die volle Zustimmung versagt, wo der kosmopolitische Accent der Bewegung, wenn schon nicht wahrhaftig und ehrlich von den Männern der Revolution gemeint, doch seinem Wesen nach von hohem förderlichem Werthe gehalten wurde. Aber es ist nicht zu finden, daß diese Einwendungen völlig zutreffen, wenn man der Weisung unseres Autors folgt, der eben jenen idealen Gehalt für die seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Fluß befindliche reformatorische Umwälzung in Anspruch nimmt, in welcher die französische Literatur lediglich eine mit Ueberreizung angefüllte Episode und die Revolution ein mit epileptischen Verirrungen gemischtes und von den eigentlichen Zielen abführendes verunglücktes Zwischenspiel geschaffen haben.

Jedenfalls ist noch lange nicht die Kraft des Anstoßes versiegt, die Sybel's neuen Grund breitende Forschung und geisterfüllte Darstellung einer immerhin wichtigsten und folgenreichsten Epoche der Weltgeschichte bis in die Tiefe dringend gegeben hat. Es läge nahe, ihren Werth und die Energie ihrer Eigenthümlichkeit durch einen Vergleich mit dem viel gelesenen und anziehenden Werke Hippolyte Taine's zu beleuchten. Aber abgesehen davon, daß der französische Historiker auf den Schultern des deutschen steht, verschiebt sich das gemeinschaftliche Maß noch mehr durch die Verschiedenheit ihrer Zwecke und Absichten. Wenn Taine, wie es doch nicht blos auf dem Titel steht, sondern die Stellung seines Sehwinkels bestimmt, die Structur und Beschaffenheit des heutigen Frankreichs auf ihre Entstehungsart und Herkunft prüfen will, so begrenzt das Problem von selbst schon die Auswahl der Elemente und schließt die Vollständigkeit aus, welcher der Historiker sich befleißigen mußte, der den bescheideneren, aber umfassenderen Wunsch hegte, „für die wissenschaftliche Erkenntniß des historischen Thatbestands zu wirken". Freilich gewährt die unmittelbare causale Verbindung der Thatsachen der Vergangenheit mit den Erscheinungen des Tages ein prickelndes Interesse, aber was das Bild an überraschenden Harmonieen und drastischen Gegensätzen gewinnt, das verliert es an historischer Wahrhaftigkeit und wissenschaftlichem Werthe. Nur diesen Ruhm aber begehrte das deutsche Geschichtswerk, keinen Nebenzweck anschielend. Wenn aber gleichwohl bei der fühlbaren Fortwirkung jener Epoche auf unsere Zeiten, bei dem noch lebendigen Dasein der Staatsindividualitäten nicht blos, sondern auch ihrer Gegensätze und ihrer verschiedenen Lebensprincipien der untersuchende Historiker in die Lage kam, alte Wunden aufzudecken, Empfindlichkeiten zu erwecken, loyale Biedermänner anzustoßen, Verkanntes in das Licht der Wahrheit zu versetzen, so hatte man keinen Grund, über tendenziöse Vertheilung von Licht und Schatten zu wimmern, denn nicht der Geschichtsschreiber, sondern die Geschichte selbst erhob ein zum

Himmel emporschreiendes Fabula docet. Die Folge hat es gelehrt. „Klein-Deutschland" hat sich als das wahre Deutschland, und der „kleindeutsche Geschichtsbaumeister" als der wahre Geschichtsschreiber erwiesen.

Mit der Erwähnung dieses Spitznamens ist aber bereits angedeutet, aus welchem Lager der Widerspruch ertönte. Nicht blos entschuldbare österreichische Befangenheit in einer Ansprüche begründenden Ueberlieferung, sondern namentlich die Gefolgschaft jener Universalität, in welcher die Begriffe Staat und Nationalität nur zu einer abgeschwächten Bedeutung gelangen läutete an allen Glocken. Es gäbe ein inhaltsreiches Capitel aus der Literärgeschichte unserer Tage und einen reichen Abschnitt aus dem Arbeitsfelde unseres Historiographen, wenn man den polemischen Schriftwechsel im Einzelnen verfolgen wollte. Verkennung wäre es, nicht den Gewinn zuzugestehen, den die Wissenschaft davontrug. Ein lebendiges Interesse wurde dadurch in die immer blüthenreicher sich entfaltende Geschichtswissenschaft getragen, und bald wurde der Name Sybel's mit Verehrung und Bewunderung überall dort genannt, wo sich Theilnahme und Verständniß für sie kund gab.

Die Blüthe der deutschen Geschichtswissenschaft wuchs aber nicht blos aus sich selbst heraus. Die Gunst, welche König Maximilian von Baiern ihr zuwandte, und die ihn in seinem Streben voll reinsten Adels mit Ranke in eine Beide schmückende Verbindung brachte, eröffnete die Möglichkeit, historische Werke von bleibendem Werthe ins Leben zu rufen und die immer mehr sich der Geschichte zuwendenden jungen Geister mit fruchtbaren Aufgaben zu betrauen. Da es sich nicht erlangen ließ, daß Ranke selbst seinen Wohnsitz in München aufschlug, so war es dem edlen Fürsten und noch mehr seinem unvergleichlichen Lehrer keine Frage, daß Niemand anders als Sybel den einflußreichen Lehrstuhl der bairischen Universität einnehmen könne. „Sie bedürfen," schrieb Ranke seinem jüngeren Freunde, „eines Ihren Talenten angemessenen Schauplatzes, München bietet Ihnen einen solchen dar" —. München an sich wohl kaum. Das München, in welchem zehn Jahre zuvor Herr von Abel und damals Herr von der Pfordten das große Wort führten, war wohl nicht der angemessene Schauplatz für die Talente des als „kleindeutscher Geschichtsbaumeister" im Voraus vor seinen künftigen Zuhörern stigmatisirten Lehrers. Dennoch aber hatte Ranke Recht, wenn er dem Zögernden versicherte: „Sie werden sich in München besser befinden und gleich nach ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen. Wollen Sie sich selbst in den Weg treten? Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen." Nach allen Richtungen hin hat sich die Vorhersage des Meisters erfüllt. Noch heute ist der tiefe Eindruck nicht verwischt, den Sybel's Wirksamkeit in München hinterlassen hat. Ein Kreis schwärmerischer Verehrer und eine Gruppe geist- und hoffnungsvoller Schüler schaarte sich um den Gelehrten, dessen fortreißender Zauber vor Allem auf dem Ernst, auf der Wahrhaftigkeit und der scharfen Präcision seiner Grundsätze beruhte.

„Mit der bloßen historischen Kritik, mit der kritischen Sichtung des Materials und der Bildung der künstlerischen Form ist es nicht gethan — es bedarf der geistigen Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Principien und der Gruppirung und Verbindung der Thatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten. Es ist das vielleicht die höchste und schwerste unter allen Functionen des Historikers; es ist jedenfalls die unerläßliche Voraussetzung sowohl der echten Kunstform als des gerechten historischen Gerichtes." Und das eben war Sybel's Stärke. Er ließ keinen Zweifel darüber, wo die Federkraft seines Urtheils ruhe und welches der Inhalt seiner politischen und sittlichen Principien wäre. Diese bestimmte Klarheit gewann ihm Anhänger und Freunde und nach Ranke's richtiger Prophezeihung, viel Ehre, aber auch das natürliche Correlat derselben — viele Feinde.

Schwerlich ist aber doch anzunehmen, daß Ranke die Vorempfindung solcher aus den Gegensätzen entspringenden Schwierigkeiten nicht gehabt haben sollte. Wenn er dennoch eine Epoche der Befriedigung, Genugthuung und „Entwickelung" inauguriren zu dürfen glaubte, geschah es im Hinblick auf die weitläufigen Pläne und Absichten, zu deren Verwirklichung die großherzige Munificenz seines königlichen Freundes die sichere Aussicht gewährte, und zu deren Durchführung der klare organisirende Geist und die unermüdliche Arbeitskraft Sybel's auf das glücklichste geeignet waren. Damit aber begann im Leben und in der Wirksamkeit des Letzteren die Aera jener großartigen Veranstaltungen für eine tiefere und systematische Erforschung der Geschichte, welche nicht blos in unserem eigenen Vaterlande, sondern weit darüber hinaus einen ungeheuern — wir wagen die Behauptung: einen beinahe zu ungeheuern — Impuls für Forschung und Darstellung heimischer und fremder, alter und neuer, politischer und Culturgeschichte gegeben hat. Da überdies die wiederum erwachende politische Bewegung und die in ihr auf den ersten Plan sich unabweislich drängende Frage der Gesammtorganisation Deutschlands einen unverhältnißmäßigen Zudrang zu den Brunnen der Geschichte hervorrief und eine lebendige Regsamkeit auf diesem Culturfelde eintreten ließ, entwickelte sich unter solchen Begünstigungen eine — um nicht mehr zu sagen — eine Art Treibhaushitze, die neben herrlichen, edlen Gewächsen auch mancherlei Wucherkraut emportrieb. Wenn auch Sybel von den großen Unternehmungen sich lediglich die Begründung und Leitung der „Historischen Zeitschrift" und die Anlage der Edition der „Deutschen Reichstags-Acten" als eigenes Ressort vorbehielt, so ist doch keine Schöpfung der „Historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften", deren „Sekretär" er 1858 geworden war, ohne seine eingreifende Mitwirkung, ohne den Stempel seiner überlegenen Einsicht zu tragen, hervorgegangen. „Sekretär" — so lautet der officielle Ausdruck, der Thatsache nach würde „Bildner und Organisator" besser entsprechen.

Von hier aus, von diesem fruchtbeschwerten Arbeitsfelde durfte Sybel

allerdings in vollen Garben die Befriedigung und Entwickelnng seiner seltenen Gaben heimtragen, die ihm verkündigt war. Dennoch aber gelangte er auf den angemesseneren Boden, als ihn die preußische Regierung 1861 nach Bonn auf den Lehrstuhl berief, der durch Niebuhr, Loebell, Dahlmann geweiht und ausgezeichnet war. Fünf Jahre nur (1856—61) hatte Sybel in München gewirkt, aber Niemand wird das Geistesleben der süddeutschen Metropole schildern dürfen, ohne von den hellen Spuren zu reden, die er dort hinterlassen hat. Allein je mehr seine Eigenart sich hervorkehrte und je bestimmter seine Auffassungen sich über die einschneidenden Momente der Geschichte an bemerktem Orte kundgaben, desto lauter wurde auch die Stimme des Widerspruchs einer natürlichen Gegnerschaft. Man verdankt diesem Hader eine für das Verständniß der deutschen Geschichte im Mittelalter überaus fruchtbare Discussion und man verdankt ihm eine der gluthvollsten, mit fliegendem Athem gleichsam hingeworfene historisch-politische Schrift, die trotz der Berechtigung mancher Einwürfe ebensosehr als wissenschaftliche That, wie als die klare, historisch begründete Aussprache des politischen Programms der nationalen Partei Jubel und Sturm weit hinaus über die gelehrten Kreise erregte. In der That ist die Abhandlung: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" eine Bekenntnißschrift gewissermaßen, welche kaum ein Jahrzehnt später durch die größte Katastrophe des Jahrhunderts ihr placet erhalten sollte. Was ist denn dieses Kaiserthum, in dessen Erneuerung die Schwärmerei gutgesinnter Patrioten erst neuerdings die Erhebung der Nation aus der Schmach, die Aufrichtung ihrer staatlichen Kraft, die Organisirung ihrer sittlichen Fähigkeiten finden zu dürfen glaubte? Haben denn diese Karle, diese Friedriche, diese Heinriche, zu denen mit fast religiöser Verehrung aufgeblickt wurde, wirklich den Ruhm deutscher Herrlichkeit und deutscher Eigenart im Auge und Sinn gehabt, als sie Einer nach dem Andern unter den berauschenden Träumen des Weltregiments Krieg ohne Unterlaß und Eroberung ohne Schranke über alle Völker warfen? „Ist in Wahrheit die nationale Sache auf der Seite des Kaiserthums zu suchen, welches die Abstreifung deutscher Beschränktheit zu seinem ersten, die eigene Verwandlung in ein soldatisches Papstthum zu seinem zweiten, eine chimärische Weltunterjochung zu seinem letzten Worte hatte?" Die bloße Aufstellung dieser Frage in einer buchstäblich akademischen Erörterung (in der Akademie-Sitzung vom 28. Nov. 1859) war ein Kampfsignal. Die gesammte Romantik, die spirituale wie die säculare, läutete Sturm, und Eideshelfer erstanden ihr mitten unter den Freunden und Genossen des rücksichtslosen Ketzers. Nicht die Macht der gegnerischen Gründe aber drückte ihm die Feder in die Hand, sondern die Insinuation, daß gegenwärtige politische Parteiabsichten das wissenschaftliche Urtheil bestimmten, er fühlte seine wissenschaftliche Ehre angetastet und so entstand jene oben genannte Schrift. Etwas vom Löwenbrüllen tönt aus ihr heraus. Mit Hast und glühendem Eifer überfliegt er die ganze Kaiser-Epopöe, mit Zorn und Bitterkeit verweilt er bei dem zu fahlem und carri-

kirtem Widerschein abgeblaßten habsburgisch-österreichischen Kaiserthum, und indem er die Mißgestalt, zu der die deutsche Nation unter diesen Einflüssen, die man verewigen will, herabgesunken, aufdeckt, wirft er die Frage auf: Wer hat die Wahrheit der Geschichte zum Dienste gehegter politischer Wünsche herabgebeugt und verkrümmt? Die Geschichte durch ihre lebendigen, vor den Augen stehenden Schöpfungen zu verstehen, wer will darin eine Schuld sehen? Und wer will es verurtheilen, den Standpunkt in den brennenden Tagesfragen auf das Verständniß der Geschichte zu begründen? „Weil mir alle Vergangenheit die kaiserliche Politik als das Grab unserer Nationalwohlfahrt gezeigt hat, ziehe ich das „kleine Deutschland" von 35 Millionen dem großen Deutsch-Ungarn-Wälschen-Slavenlande von 70 vor." Und wie klingt so eigen in unseren Tagen die volle Zuversicht: „So sicher, wie die Ströme seewärts fließen wird es zu einem engeren Bunde unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen; lediglich Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen; in jenem Falle mag die künftige Centralgewalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden, in diesem aber wird der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das nothwendige Ende sein."

Auch wenn nicht der Name Sybel's unter dem ersten Aufruf des deutschen „Nationalvereins" stünde, würde man ihn nach dieser Präcision seines Standpunktes zu den Gründern desselben zählen müssen. Aber die Macht des Eindrucks dieser Entblößung seiner innersten Gedanken und die Empfindung der Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung werden gesteigert, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Zuversicht ausgesprochen war in einem Augenblick, da es schien, als ob feudal-militärischer Eigensinn und Uebermuth den Beruf Preußens verleugnen und alle nationalen Träume ersticken wolle. Ein Jahr nach seiner Uebersiedelung nach Bonn ward er in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt und bald stand er in dem „Conflict", welcher der Zeit den Namen gegeben hat, in den vordersten Reihen der Kämpfer. Die Gefechtshitze brachte bekanntlich damals Parteien Schulter an Schulter, die ihrem gemeinsamen Namen sehr verschiedene Definitionen unterlegten, und die daraus sich entwickelnde Verwirrung der Principien, sowie die Rolle, welche die Taktik in solchem parlamentarischen Ringen spielt, ließen Manches zum Ausdruck kommen, was nur eine Wahrheit des Augenblicks für sich in Anspruch nehmen konnte, zumal im Punkte der eigentlichen Ziele und Absichten Alle im Dunkel tasteten. Sybel nahm seinen Stand dort, wo er am meisten den Sinn seines Lebens wiedergespiegelt fand. Nicht für spitzige Auslegung von Verfassungsparagraphen setzte er die Wucht seines Geistes ein, auch nicht für eine Hand voll parlamentarischer Gerechtsame. Das Princip der Freiheit stand ihm höher, und geborgen schien es ihm nur dort, wo der Staat als Rechtsstaat sich der nationalen Sicherheit und dem nationalen Glück zu Diensten stellt. Ungern sah man auf Seiten der Regierung den talentvollen

Meister der Rede und der politischen Gedanken in der auf Mißverständniß beruhenden Gegnerschaft, und unter den Ersten, vor welchen man die Nebel der Zukunft, soweit es anging, zu lichten wagte, soll der Mann gewesen sein, der in keiner Lage seines Lebens sich den festen Glauben an Preußens deutschen Führerberuf hatte einschränken lassen.

Ein eingetretenes Augenübel nöthigte Sybel, sein Mandat niederzulegen und sich ganz auf die Lehrthätigkeit zurückzuziehen. Wenn aber von dieser gesprochen wird, so darf darauf hingewiesen werden, daß der größte Theil der gegenwärtigen Generation der Geschichtslehrer an den Universitäten enger noch mit dem Namen Sybel's verbunden ist, als die ältere mit dem Namen Ranke's. Es giebt eine specifische und charakteristische Sybel'sche Schule, welche obgleich ihr Männer angehören, deren bestimmte Selbständigkeit und Eigenart sich hoch entwickelt zeigt, dennoch sie sich dermaßen zu unterwerfen wußte, daß ihre Leistungen und mehr noch ihre Sinnesart und Forschungsweise die Signatur des Meisters angenommen haben. Und dieser Schule im engsten Wortsinne gesellte sich alsbald eine andächtige und ernste Gemeinde aus dem Kern der gebildeten Kreise des Rheinlandes, welche bei Universitätsfesten oder sonstigen aufforderndn Gelegenheiten den klaren, geistdurchwobenen, von einer Art Sectirerfeuer durchglühten Vorträgen des redegewaltigen Historikers lauschte. So entstanden unter Einschluß einiger für die „Historische Zeitschrift" abgefaßten Abhandlungen jene in vier Bänden vorliegenden kleinen Schriften, eine Kette von Perlen reinsten Glanzes und unvergänglichen Werthes. Wäre die Bezeichnung nicht neuerdings durch die Usurpation eines Monstrums von Geschichtswerk etwas abgegriffen, so könnte man sie mit zutreffendem Sinn eine „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" nennen. Von „dem politischen und socialen Verhalten der ersten Christen" bis zu der politisch-psychologischen Analyse der vielfach verkannten Persönlichkeit und Rolle Napoleons III. schwingt sich die historische Betrachtung gleichsam mit Adlerfittigen, bald hier, bald dort auf Gipfeln der Entwickelungsbahn anlandend, verweilend und die dunklen Verbindungswege erläuternd. So mannigfache Scenerien die verschiedenen Gegenstände der Behandlung auch bedingen, aus jedem Bilde dringen die idealen Anschauungen, unter denen sie aufgefaßt sind, hervor, aus jedem sprechen die, bald mit fortreißender Ueberzeugungskraft, bald mit zorniger Leidenschaft und dann wieder mit der Anmuth des Witzes geäußerten sittlichen Grundprincipien, welche dem Schöpfer zum Maßstab der Personen und Dinge dienen. Und welche Meisterwerke der Charakteristik und Seelenmalerei finden sich darunter! Die sorgsam ausgeführten Lebensbilder der Kaiserin Katharina und Joseph de Maistre's, welche das große Tableau der französischen Revolution gleichsam flankiren, können den kunstvollsten Essays der englischen und französischen Literatur an die Seite gesetzt werden. Auch dort, wo nur sogenannte brennende Tagesfragen oder richtiger in der Zeit aufgeworfene Culturfragen erörtert werden, wie die „über Socialismus und Communismus" oder „über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen

und ökonomischen Fragen", oder „über Frauenemancipation", gewährt das Schürfen aus dem tiefen Schacht geschichtlicher Erfahrung den Auseinandersetzungen eine Originalität von ergreifendem Eindruck. Einzelne Abhandlungen knüpfen an eben erschienene historische Werke, andere wieder an politische Tagesdiscussion an, aber Alles in Allem sind sie eine tiefe Fundgrube historisch-politischer Erkenntniß und als Reflexionen der vorüberrauschenden Wandlungen der Cultur in der Seele des großen Geschichtsschreibers selbst Culturdenkmale.

Inzwischen war aber schon die Zeit der Ernte und des Triumphes eingetreten. Als die schleswig-holsteinischen Verwickelungen sich aufthaten, begleitete Sybel den Donner der preußischen Waffen mit seiner Abhandlung „Deutschland und Dänemark im 13. Jahrhundert", und als die preußischen Zündnadeln die Richtigkeit seines nationalen Programms demonstrirten, zertrümmerte er die hohlen Bauwerke österreichischer Hofgelehrsamkeit durch seine Untersuchung über „Oesterreich und Preußen im Revolutionskriege", und als Frankreich, schreckensbleich über den Schicksalstag von Königgrätz, sich in die Ordnung deutscher Dinge drängte, warnte er in einem Sendschreiben an Herrn de Forcade („Das neue Deutschland und Frankreich") vor frivoler Mißgunst und eitler Ueberhebung; und als dann die große Schicksalswende des Jahrhunderts eingetreten war, und eine Million deutscher Krieger mit siegreich flatternden Fahnen auf dem Boden Frankreichs stand, da antwortete er den Engländern in einem in der Forthnightly review am 1. Januar 1871 erschienenen Aufsatze auf die ihm gestellte Frage, welches denn die Folge für die Civilisation Europas sein würde, wenn das Uebergewicht der französischen Degenspitze auf die deutsche hinübergeflogen sein wird, und exemplificirte an einer belgisch-französischen Broschüre mit zermalmender Schärfe der Kritik die Fadenscheinigkeit der Sophismen, welche Deutschlands historisches Recht auf Elsaß-Lothringen verdunkeln wollen, und als das neue Deutschland seine ersten Schritte versuchte, da zeigte er mit tiefem Ernst, „was wir von Frankreich lernen können," und endlich als noch einmal der große Gegensatz seines Lebens, jene römisch gestempelte Weltbürgerlichkeit die Stimme dieses Mal nicht blos gegen ihn, sondern an dem Gewinn der nationalen Arbeit rüttelnd gegen das Reich erhob, da entwarf er das furchtbar sprechende Bild „Bonifaz VIII." So hatte er sich ein dem Geiste des Jahrhunderts entsprechendes Bardenthum bei den großen Ereignissen der Epoche aufgelegt, aber wie jene alten Barden bisweilen auch zum Schwerte griffen, so warf auch er sich mit seinen Waffen auf das wogende Kampffeld. Es war fast selbstverständlich, daß er 1867 Mitglied des constituirenden Reichstags des Norddeutschen Bundes wurde, und als die religiösen Wirren, deren in den Grundzügen übereinstimmendes Vorbild einst schon vor seinen empfänglichen Jünglingsaugen in der Heimat vorübergezogen war, den Schwerpunkt aller Parteiung in das preußische Abgeordnetenhaus verlegten, trat er 1874 als Mitglied in diese Versammlung, in welcher er mit hohem Einfluß bis zum Jahre 1880, bis zur Niederlegung seines Mandats verblieb.

Diese Epoche in dem Leben Sybel's ist so eng mit den allgemeinen politischen Zeitbewegungen verflochten, daß bei dem nur unvollständigen Einblick, den der beobachtende Zeitgenosse sich erobern kann, es kaum möglich erscheint, die Rolle eines Einzelnen, und wäre sie noch so bedeutend, auszusondern. Nur aus dem Effect ist zu schließen. Und wenn in dem großen Kampfe, der in Preußen über das Verhältniß der Kirche zum Staat und zur Schule ausgebrochen war, der große Historiker neben den Staatsmännern zu den von den Ultramontanen bestgehaßten Persönlichkeiten gehörte, so dürfte in Anrechnung der geschärften Sehfähigkeit des Hasses der Einfluß desselben kein geringer gewesen sein. Daß der Verfasser der sogenannten Maigesetze und ihrer Ergänzungen in den Abschnitten der „Geschichte der Revolutionszeit", welche von der constitution du clergé handeln, bewandert war, ließe sich ohne große Mühe erweisen. Aber es war seiner Zeit kein Geheimniß, daß Sybel, in voller Uebereinstimmung mit den Maximen seines ganzen Lebens, auch der Interpretation und Anwendung der Excerpte seinen leitenden Rath nicht versagt hat. Etwa um die Zeit, da diese erbitterten Discussionen ihren Höhepunkt erreichten, im Jahre 1875 legte Sybel die Bonner Professur nieder und verließ die Rheinlande, um einem Rufe der preußischen Regierung als Director der Archive nach Berlin an die Stelle des unvergeßlichen Max Duncker zu folgen. Fast schon an der Schwelle des Alters eröffnete sich ihm ein Bereich der Thätigkeit, durch welche manche langgehegte Wünsche im Interesse der Wissenschaft und der nationalen Bildung ihre Erfüllung finden sollten. Wer heute die lange Reihe der „Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven" überschaut, in denen ein unermeßlicher Stoff der Forschung zugeführt ist, wer es würdigt, wie dadurch und durch die Erleichterung des Zugangs die sogenannten stummen Archive redend und lebendig gemacht wurden, wer Kenntniß hat von der verbesserten Organisation und größeren Förderung der Monumenta Germaniae historica, seitdem Sybel als Mitglied in die Direction eintrat, wer hinblickt auf das Gedeihen der großen Unternehmung einer Herausgabe der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen", wer die Gründung einer preußischen Station in Rom zur Erforschung deutscher Geschichte betrachtet — um von Vielem nur das Wichtigste zu nennen — der wird bekennen müssen, daß in segensvoller Stunde die Berufung Sybel's nach Berlin erfolgt ist.

Aber lange schien es, als ob unter dem Betrieb dieser großartigen Veranstaltungen, die nicht mühelos der an karge Sparsamkeit gewöhnten preußischen Verwaltung abgerungen wurden, die schriftstellerische Thätigkeit des genialen Meisters ganz in den Hintergrund getreten wäre. Fast ein Jahrzehnt schien der Organisator und Verwaltungsbeamte über den Gelehrten und Historiker die Oberhand gewonnen zu haben, als mit einem Male von Mund zu Mund die Freudenkunde lief: die große, gewaltige Zeit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches hat in dem Berufensten auch ihren Geschichtsschreiber gefunden. Mit einer Spannung ohne Gleichen wurde dem Er-

scheinen des Werkes entgegengesehen, und als es erschienen war, machten Auflage auf Auflage und Uebersetzungen in fremde Sprachen es zum Gemeingut der ganzen civilisirten Welt. Die in fünf Bänden vorliegende „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." ist seiner Zeit schon in diesen Blättern gewürdigt worden. Wo denn nicht? Noch einmal zog vor den Augen derer, die diese „Begründung" erlebt, und derer, die so glücklich waren, in den Besitz hineingeboren zu sein, die unvergleichliche Wendung vom Elend zum Glück, von Kampf und Zerrissenheit zum Sieg und Zusammenschluß, von Geringschätzung und Druck zur Ehre und Freiheit vorüber; noch einmal sah die Nation in plastischer Greifbarkeit die Fülle der Gestalten, welche in diesem weltgeschichtlichen Siegesspiel die Fahnen getragen, die Schwerter geschwungen, das Wort geführt und weisen Rath ertheilt. Aber hier in einem vollen, harmonisch gefügten, durch scharf und sicher begründete Causalitäten verbundenen Bilde. Es konnte den Umständen nach nicht anders sein: im ersten Augenblick nahmen der Autor und seine Leser ganz verschiedene Standpunkte zu dem Werke ein. Der stärkste Zug der Lesewelt, die Neugier, blätterte eifrig nach sensationellen Enthüllungen, nach geheimen Aufklärungen, die dem obersten Verwalter der geheimen Archive, in denen der Niederschlag aller bezüglichen Vorgänge aufbewahrt wurde, doch nicht fehlen können. Es gab deren genug, in jedem Capitel, in jedem Abschnitt, aber sie waren nicht aufdringlich vorgeschoben, sondern nach dem Maß ihrer causalen Geltung in das historische Gewebe geschlungen. Die Verehrung und Dankbarkeit suchten nach den Aureolen und Verklärungen der Helden, die von dem geschwellten Gemüthe allein aus dem Erlebten in Erinnerung gehalten wurden. Es war nicht unterlassen, dem Ruhm seinen Glanz, dem Verdienst seine Farbe zu geben, aber sie waren mit dem Grad ihrer Bedeutung eingestellt in den epischen Strom der zusammenhängenden Erzählung. Und selbst der Haß und die Abneigung forschten eifrig nach den dunkeln Schatten, nach den Interferenzen des Lichts, nach den Unvollkommenheiten, die mit jeder menschlichen Größe sich paaren. Sie waren nicht verhohlen und unterdrückt, aber sie waren an die Stelle gerückt, wo von ihnen eine Wirkungsspur ausgegangen war. Gab es doch kluge, kritische Leute, welche fanden, daß, wenn schon die volle Wahrheit und Richtigkeit des Zeitbildes zugestanden werden müsse, doch der Enthusiasmus herabgestimmt, die Begeisterung heruntergezogen, Brand in Wärme und starrender Frost in Kühle verwandelt worden sei. Aber abgesehen davon, daß Andere Maßhaltung und den Ausschluß überstarker Accente dem Zwecke und der Würde der Geschichtsschreibung angemessener erachten, würde die Anklage nicht härter klingen, wenn sie über ein „zu viel" sich zu beschweren hätte? Man hat wohl in dieser Richtung gesagt, der Geschichtsschreiber habe in dem Bilde vondem Protagonisten des Weltdramas, in der Figur des Fürsten Bismarck aus dem Königstiger eine Hauskatze gemacht. Allein diese Alternative aus dem Katzengeschlecht paßt weder zu dem hoheitsvollen Staatsmanne, noch zu dem strengen Ernst und der Erhabenheit des Geschichtsschreibers.

Allmählich mehr gewann denn doch der Gesichtspunkt die Herrschaft, den der Verfasser selbst als den seinigen bezeichnet. Nachdem er in seiner Geschichte der Revolutionszeit den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geschildert hatte, konnte ihm nach den großen Ereignissen von 1866 und 1870 kein Wunsch näher liegen, als darnach, auch die Wiedergeburt des Deutschen Reiches nach den authentischen Quellen darzustellen. Schon diese Aneinanderreihung der beiden großen Werke scheidet jede Concurrenz mit einer auf die momentane Wirkung berechneten Publicistik aus. Es ist nicht Verwendung der Wissenschaft zu irgend einem politischen Zweck, zu Gunsten irgend einer politischen Partei, sondern Wissenschaft schlechthin. Zeit seines Lebens hat der forschende Geist des Gelehrten sich mit dem üppig sprießenden Gewächs von Legenden, das um so dichter sich verschlingt, je größer die Weltereignisse sind, an welche sie sich anlagern, herumzuschlagen gehabt, was lag da näher, als denjenigen Ereignissen gegenüber, welche die eigene Nation zu neuem Leben erweckten, Sorge dafür zu tragen, daß weder der Ueberreiz des Enthusiasmus noch der Groll der Verwünschung zur Sagenbildung den Boden findet, als dieser glorreichsten Katastrophe der deutschen Geschichte gegenüber das Wort seines großen Lehrers, das Merkziel aller Geschichtswissenschaft zu erfüllen, darzustellen, „wie es gewesen ist?" Freilich wird das so entstandene Geschichtsbild zu einem Triumph seines Wirkens und Strebens. Er hat bekanntlich jedem Bande seines Werkes ein anderes auf den Inhalt weisendes Motto hingesetzt. Aber würde es nicht gerechtfertigt erscheinen, wenn dem ganzen Buche als Motto jene zuversichtlichen Worte vorgesetzt würden, die er im Jahre 1861 als den Inhalt seiner Ueberzeugung ausgesprochen hat: „So sicher wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem engeren Bunde unter Leitung seines stärksten Mitglieds kommen und Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen; in jenem Falle mag die künftige Centralgewalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden, in diesem aber wird der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das nothwendige Ende sein."

Wenn auch das Werk noch ein Torso geblieben ist, denn nicht mit der Bildung des Norddeutschen Bundes schließt die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. ab, so ist doch zu sagen, daß kein literarisches Werk der Neuzeit so sehr das deutsche Volk in seinem Gemüthe ergriffen hat, als dieses Stück Weltgeschichte. Voll inniger Dankbarkeit blicken wir zu dem Erzähler desselben hinauf, und wenn einst ein anderer Geschichtsschreiber die Männer darzustellen unternehmen wird, welche an dem Werke der Wiedergeburt der deutschen Nation mit Ernst und Eifer, mit Geisteskraft und Gemüthstiefe, mit Treue und Hingebung, mit Adel der Gesinnung und erhabenen Fähigkeiten gearbeitet haben, dann wird er den Namen Sybel's unter den Besten zu nennen haben.

Kútaïs, die alte Königsſtadt von Imeretien.

Ein Reiſemoment aus dem Kaukaſus.

Von

Bernhard Stern.

— Wien. —

Es iſt ein ganz wunderſamer Weg nach Kutaïs. Von Batum oder Tiflis fährt man mit der Eiſenbahn bis zur Station Rion und von hier mit einer Zweigbahn nach der ehemaligen imeretiſchen Königsreſidenz, welche an Stelle der alten kolchiſchen Hauptſtadt Aea oder Kytäa liegt. Da die Züge im Kaukaſus niemals beſondere Eile haben, kann der Reiſende die Landſchaften, die man durchzieht, mit Muße betrachten. Welche märchenhafte Gegenden! Die Natur ſcheint in immer neuen, unbeſchreiblich ſchönen Geſtaltungen unerſchöpflich, ein entzückendes Bild folgt dem anderen. Und dann Kutaïs ſelbſt! Dieſe Stadt liegt wie verzaubert inmitten grünbekränzter Berge, an beiden Ufern des Rion oder Phaſis, der hier in wilder Luſt dahinſtürmt und von den Ufern große Steine und Erdſtücke mit ſich reißt. Rings leuchten aus duftigen Hainen liebliche Villen und in lauſchigen Thälern liegen heitere Dorfſchaften. Im Norden und Süden ragen der große und der kleine Kaukaſus, und der Elborus hebt ſeine ſeltſam geformten Gipfel über die Wolken. Die Luft iſt warm und weich. Ein herrliches Klima begnadet dieſes Land, das einen ſtrengen Winter ebenſowenig kennt als einen allzuheißen Sommer. Kutaïs liegt ſechshundert Fuß — 146 Meter — über dem Meere und die Fieberdünſte finden hier keinen ſo günſtigen Boden wie in den Marſchen Mingreliens, in den ſumpfigen Ebenen um Poti oder Batum.

Die Stadt Kutaïs iſt hauptſächlich wegen ihrer Vergangenheit intereſſant. Im Mittelalter wurde ſie nach dem Sturze von Mzchet die Metropole von

ganz Georgien und erlebte als solche ihre Glanzzeit, die jedoch nicht lange währte; Tiflis riß bald die Hegemonie im Kaukasus an sich und Kutaïs sank immer mehr und mehr. Im fünfzehnten Jahrhundert zerfiel Georgien in drei Königreiche: in das kachetische, kartalinische und imeretische. Die Trennung wurde der Anlaß zu unaufhörlichen Kriegen, da ein Reich dem anderen den Rang streitig zu machen suchte. Aber auch im Innern jedes einzelnen Landes wühlten blutige Bürgerkämpfe. So folgte in Imeretien kein Herrscher dem anderen in friedlicher Weise. Seit seiner Loslösung vom georgischen Mutterreich bis zum Untergang seiner Selbständigkeit, im Laufe von 370 Jahren, wurde Imeretien von dreißig Königen beherrscht. Von diesen starben aber nur sieben als Regenten und zwar alle eines gewaltsamen Todes. Die anderen dreiundzwanzig gingen noch bei Lebzeiten des Thrones verlustig; sie wurden von Gegnern verdrängt und vertrieben.

Der unglücklichste aller imeretischen Fürsten, welche sich beiläufig bemerkt „Könige der Könige" nannten, war ein Bagrat. Derselbe bestieg 1660 den Thron. Obgleich er kaum sechzehn Jahre zählte, vermählte ihn seine Stiefmutter Nestar-Daredschan, die als eine lasterhafte Frau geschildert wird, gleich nach seinem Regierungsantritt mit der Prinzessin Ketewan. Nicht lange genoß Bagrat sein junges Eheglück in Frieden. Als er zum Manne heranwuchs und schön und stattlich ward, verliebte sich seine Stiefmutter in ihn und begehrte, daß er die Ketewan verstoße und sie selbst heirathe. Aber Bagrat liebte die Ketewan und weigerte sich, dem Wunsche der Nestar-Daredschan zu willfahren. Darob entbrannte die Verschmähte in wildem Haß und beschloß, sich fürchterlich zu rächen. Sie zettelte eine Revolution an, nahm den König gefangen und ließ ihm durch einen ihrer Günstlinge, den Fürsten Wachtang, die Augen ausstechen. Nach dieser Greuelthat vermählte sie sich mit Wachtang und bestieg selbst den Königsthron von Imeretien.

Die Getreuen Bagrats riefen den Fürsten Wamek Dadiani herbei und der kam mit einem mächtigen Heere herangerückt. Wohl sandte ihm Nestar-Daredschan kriegsgeübte Truppen entgegen, aber Wamek Dadiani siegte, drang in die Burg der Königin und ließ dem Gemahl derselben zur Vergeltung gleichfalls das Augenlicht rauben. Die Nestar-Daredschan entzog sich ihm jedoch und er kehrte wieder heim. Bagrat auf den Thron zurückzuführen war ihm ebenfalls nicht gelungen. Nun riefen die Imeretier, welche der tyrannischen, eine wüste Günstlingsherrschaft führenden Königin nicht geneigt waren und sich nach Bagrat und seiner schönen Gemahlin zurücksehnten, den Pascha Osman von Achalzyk herbei, und dieser eroberte die Stadt und nahm die Königin gefangen. Doch auch die schöne Ketewan beanspruchte er als Lohn für seine Hilfe, und als man sie ihm nicht gutwillig gab, entführte er sie gewaltsam, da er ja Herr im Lande war . . . Mit dieser Beute verließ er Kutaïs, und Bagrat bestieg von Neuem den Thron. Ueber den Verlust seiner Ketewan tröstete er sich und bald — heirathete er zum zweiten Male.

Wieder war seine Ruhe nur kurz. Dem Könige von Kartalinien stach

das herrliche Imeretien ins Auge und er hätte es gern erobert. Da er das begehrte Land von Bürgerkriegen zerrissen sah, rüstete er ein Heer aus und rückte, um den günstigen Zeitpunkt zu benützen, gegen die Hauptstadt Kutaïs. Diese Gefahr wendete Bagrat glücklich ab, er besiegte den Kartalinierkönig. Doch schon drohte ihm neues Unglück. Seine Stiefmutter hatte in der Gefangenschaft die Gunst der Türken zu erwerben gewußt, ein Heer erbeten und erhalten und zog nun rachedürstend gegen Bagrat. Vor Kutaïs aber ereilte sie des Schicksals Rache, sie wurde von unbekannter Hand ermordet. Ihr Tod rief Bestürzung in den Reihen der Ihrigen hervor, die sich, Wachtang an der Spitze, dem König Bagrat widerstandslos ergaben. Wachtang wurde von Bagrat selbst niedergemacht. „Du hast mir die Augen durchbohrt, ich reiße Dir jetzt das Herz aus." Mit diesen Worten tödtete der blinde König den blinden Gemahl der Nestar-Daredschan.

Bagrat lebte nur noch kurze Zeit und auch diese unter fortwährenden Bürgerkämpfen. Sein Schicksal ist typisch, es ist ein Spiegelbild des Schicksals fast aller imeretischen Herrscher; Palastrevolutionen, Frauenliebe und Frauenhaß, kleine und kleinliche Motive führten die Fürsten auf den Thron oder vernichteten sie . . .

Seit einem Jahrhundert gehört Kutaïs zu Rußland und seitdem hat sich das Aeußere der Stadt ziemlich verändert. Von der alten, nach orientalischer Sitte gebauten Kapitale sind nur einige armselige Trümmer übriggeblieben, umschlungen von dichten Epheuranken, welche die immer mehr zerbröckelnden Fragmente der versunkenen Herrlichkeiten mühsam zusammenhalten... Unverwüstlich ist nur die Natur ringsumher. An den Stellen, wo einst im Schatten prächtiger Weißbuchen, Ulmen und Platanen reges Ritterleben geherrscht, ist dies Leben längst verstummt; die Bäume aber blühen immerfort in ihrer alten Pracht. Auf dem Berge, wo ehemals das vielbesungene Aea und später die imeretische Königsstadt gelegen, steht heute eine russische Festung, allein am Fuße dieses Berges fluthen die Wasser des Phasis, die seit Jahrtausenden diesen Weg ziehen . . .

Die merkwürdigsten Ruinen in Kutaïs sind die des Stadttheils Uchimerion mit den Resten der Burg, deren Zerstörung 1769 erfolgte. Der russische General Todleben war damals dem schwachen König Salomo zu Hilfe geeilt, welcher einer Revolution machtlos gegenüberstand. Die Imeretier riefen in ihrer Noth die Türken herbei, welche sich auch früher als die Russen des Landes bemächtigten und Uchimerion, die Burg von Kutaïs, besetzten. Als aber General Todleben seine Geschütze gegen die Stadt spielen ließ und die Türken merkten, daß sie in derselben nicht genügend sicher wären, ließen sie ihre Schützlinge im Stich und schoben heimlich ab. Ohne Blutvergießen zogen die Russen ein und gaben dem König Salomo seinen Thron wieder. Um die Türken an einem zweiten Occupationsversuche zu verhindern, sprengte König Salomo die Burg Uchimerion in die Luft. Der Türken war er nun ledig — aber die Russen blieben . . .

Die Trümmer zeigen noch einzelne Stücke einer Citadelle, Thore, Wasserleitungen, Kaskaden. Auch die Reste einer Kirche mit georgischen Skulpturen fesseln das Auge.

Dies ist ziemlich Alles, was Kutaïs an Bauwerken vergangener Zeiten erübrigt hat.

Die neue Stadt hat nichts Besonderes, sie gleicht einer gewöhnlichen russischen Provinzstadt mit einförmig geraden Straßen, mit einigen nach alltäglichem Muster errichteten Gebäuden und dem obligaten Stadtpark, welcher allerdings, dank der wunderbaren Natur, von unvergleichlicher Schönheit ist. Die Hotels sind schlecht und schmutzig, die Wirthe und Kellner — meist von höchstem Adel, der im Kaukasus billig ist — eitel und unwillig in der Bedienung der Gäste, die gleichsam nur da sind, unverschämte Rechnungen zu begleichen. Das bürgerliche Leben bietet geringe Freuden, das militärische gar keine. Der Aufenthalt ist mit Schwierigkeiten verbunden und Ausländern selbst ein Besuch fast unmöglich, da man dazu früher eingeholte Erlaubniß der Regierung braucht. Bis man eine solche erhält, kann man getrost eine Weltumschiffung vornehmen. Denn Kutaïs ist eine militärische Hauptstadt des Kaukasus und die Spionenfurcht der Russen eine geradezu lächerliche.

Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über 15000 und zertheilt sich auf Imeretier, welche den Hauptbestand der Bevölkerung bilden, auf Armenier, Juden und Russen. Griechische und türkische Händler und lasische Tagelöhner finden sich vereinzelt, ebenso die ossetischen und swanetischen Gebirgler, welche im Bazar Satteldecken, Burkas, Häute von Bären, Füchsen und Mardern, Wachs und Honig feilbieten.

Die Imeretier ähneln den Georgiern stark, doch ist ihr Gesichtsschnitt ausdrucksvoller und edler. Die Schönheit der Frauen sowohl als die der Männer ist berühmt. In den ärmlichen Hütten von Kutaïs trifft man häufig mit bunten Lappen kaum genügend bekleidete Gestalten, die zu Marmor verwandelt vortreffliche Seitenstücke zu der Canovaschen Venus im Palazzo Pizzi oder zum Apollo vom Belvedere abgeben könnten.

Wie sehr sich auch das Aeußere der Stadt verändert hat, das Leben der Eingeborenen ist unverfälscht geblieben, und besonders hat sich unter den Imeretiern die sogenannte kaukasische Tracht reiner und schöner erhalten als in den anderen Städten, welche großentheils vollständig russificirt sind.

Diese kaukasische Tracht, welche aus der Kabarda, einem Ländchen am oberen Laufe des Kuban und der Kuma stammt, besteht zunächst aus der Tscherkeßka und dem Beschmet oder Archalyk, von denen das letztere unter der ersteren getragen wird. Das Beschmet ist ein Rock mit Aermeln und reicht bis zur Hälfte des Unterschenkels. Es wird vorn mit Oesen und Haken bis an den Hals geschlossen und hat einen niedrigen Stehkragen und an beiden Seiten weite, von oben nach unten geschnittene Taschen. Der Stoff des Beschmets besteht aus einem gestreiften oder geblümtem Baumwollenzeug; wohlhabende Leute lassen Kragen und Aermel mit Seidenstoff einfassen.

Die Tscherkeßka oder Oberrock ist länger und weiter als das Beschmet. Die Aermel werden um die Hälfte zurückgeschlagen, so daß die Aermel des Beschmets zum Vorschein kommen. Geschlossen wird die Tscherkeßka durch Oesen und kleine aus Zwirn gedrehte Knöpfchen, jedoch nur bis zur Mitte der Brust. Von da geht das Kleid nach oben zu immer breiter auseinander. Auf der Brust der Tscherkeßka befinden sich zu beiden Seiten mehrere oft mit Silber, Gold und Elfenbein verzierte Hülsen für Patronen. Taschen hat der Oberrock nicht, sondern bloß Schlitze, durch die man in die Taschen des unteren Rockes langt. Als Stoff für die Tscherkeßka dient einfaches und einfarbiges Wollenzeug.

Bei kaltem oder regnerischem Wetter trägt man an einem Riemen um den Hals über der Tscherkeßka und dem Beschmet eine Art Filzrotonde, die Burka, deren Außenseite mit Pelz überzogen ist.

Die Beinbekleidung bilden glatt anliegende Hosen aus dunkelfarbigem Stoffe. Darüber zieht man lederne oder tuchene, manchmal mit Tressen und Stickereien versehene Gamaschen. Die Schuhe sind einfache Halbschuhe oder Sandalen aus geschnürtem Leder.

Auf dem Kopf trägt man als Turbane gewundene Baschlyks oder viereckige, zierlich eingesäumte Tuchlappen von meist brauner Farbe oder kleine mit Tuch eingefaßte Deckel, welche mittels einer Schnur um das Kinn gehalten werden.

Dies ist die kaukasische Tracht, wie sie insbesondere in Imeretien im Gebrauch steht. In den anderen Provinzen finden selbstverständlich mancherlei Abweichungen statt. So sind in Grusien Beschmet und Tscherkeßka bedeutend kürzer und die Aermel der letzteren vom Ellbogen an aufgeschlitzt und der Bequemlichkeit wegen über die Schulter geworfen oder auf dem Rücken zusammengebunden. Die Tuschen und Pschawen wiederum tragen statt der festgenähten Patronenhülsen mehrere messingne Behälter auf einer Schnur aneinandergereiht um den Hals. Am verschiedenartigsten ist die Kopfbedeckung. Die Grusier haben einfache, spitze, oben etwas eingeknickte Mützen von mäßiger Größe und aus Bocharafell. Die Tataren und Armenier besitzen gleiche Mützen wie die Grusier, jedoch sind die ihrigen mit Tuch oder Sammet eingefaßt und häufig auch mit Gold gestickt. Ganz schmucklose spitze Mützen, aber von riesiger Größe haben die Juden in Mingrelien und Imeretien. Bei den Tuschen und Pschawen sieht man Filzkappen mit aufgeschlagenen Krämpen, bei den Mingreliern und Guriern Tuchlappen oder Tuchdeckel wie bei den Imeretiern. Eine besondere Tracht besitzen die Chewsuren, ein Volk von wenigen Tausenden, welches das wilde Gebirge nördlich von Tioneti bewohnt. Die Chewsuren tragen nämlich schwarze Wollenröcke, die bis zu den Knieen reichen und auf der Brust, den Schultern und den Aermeln mit aufgenähten kleinen rothen Kreuzen geschmückt sind. Man glaubt daher dieses Volk von den Kreuzfahrern ableiten zu dürfen.

Von den kaukasischen Waffen, welche die einzige Zier der Männer bilden,

sind vor Allem Kinschal und Schaschka zu nennen. Der Kinschal ist ein zweischneidiges gerades Messer von dreißig bis vierzig Centimeter Länge. Der Griff mit kleinem Ausschnitt für die Hand hat keine Parirstange und steckt in einer schwarzen Lederscheide. Getragen wird der Kinschal vor der Mitte des Leibes an einem Riemen, welcher zugleich als Gürtel für die Tscherkeßka dient und an mehreren Haken auch noch eine Fettbüchse, einen Feuerstahl und sonstige tägliche Gebrauchsgegenstände hält. Die Schaschka ist ein schwach gekrümmter Säbel und hängt an einem besonderen Bande mit der concaven Seite nach vorn an der linken Hüfte. Gute Klingen sind gesucht. Ich kaufte im Bazar von Kutaïs ein vortreffliches altes Stück mit einer eingravirten Inschrift für sieben Rubel. Bei einigen wenigen Stämmen findet man auch Flinten, Pistolen und vollständige Rüstungen. So haben die Chewsuren Kettenpanzer, kleine eisenbeschlagene Schilde, Armschienen und Beinschienen und Helme, welche Kopf und Nacken schützen und nur die Augen frei lassen.

Frauen und namentlich eingeborene Frauen sah ich in den Straßen nur wenige und dann meist mit der Tschadra dicht verschleiert, so daß nur die helle Farbe der Kleider durchschimmerte. Doch bemerkte ich auch die sonderbare Haartracht. Zu jeder Seite des Kopfes fielen zwei oder drei gedrehte Locken bis unter die Ohren herab. Auf dem Scheitel ruhte ein Diadem aus Sammet, meist von greller Farbe und mit Perlen und Gold geschmückt. An das Diadem schloß sich ein Stirnband und an diesem war ein kleiner Gazeschleier befestigt.

Mehr Sehenswürdigkeiten als in der Stadt selbst fand ich in der Umgegend von Kutaïs, in dem neun Werst entfernten Kloster Gelati. Der Weg dorthin führt durch das Judenghetto der alten Königsstadt und giebt Gelegenheit, einen flüchtigen Blick in das Leben und Treiben dieses versprengten Theiles des israelitischen Volkes zu werfen. Die Leute leben meist vom Handel, da ihnen andere Erwerbszweige vollständig verschlossen sind. Und in diesem einzigen haben sie auch eine große Concurrenz in den schlauen Armeniern, so daß ihre Existenz nicht beneidenswerth ist.

Nach Verlassen des Ghetto gelangt man ins Rionthal und dann abwärts in entzückende Fluren, bis man nach kaum drei Stunden gemüthlicher Fußwanderung das Kloster Gelati auf einem Bergvorsprung vor sich liegen sieht. Von oben ist eine Aussicht, die sich nicht beschreiben läßt und die auch kein Bild getreu darzustellen vermöchte. Unten dehnt sich das Thal des „rothen" Flusses Tschal Tzitheli, welcher von den östlich liegenden Nakeralabergen herniederströmt und unterhalb Kutaïs in die Kwirila mündet; in der Ferne vor uns leuchtet der deutlich sichtbare Kegel des Tetmuld; und wenden wir die Blicke nach rückwärts, so sehen wir die vielgeformten imeretischen Berge emporsteigen und vor ihnen die Landschaften Letschgum und Radscha mit dem Chomliberg, an welchen Prometheus geschmiedet war . . .

Tritt man aus der Natur in die Kirche, so spürt man den Gegensatz zwischen der göttlichen Unsterblichkeit, welche draußen waltet, und der irdischen

Vergänglichkeit, welche in dem von Menschenhand errichteten Gotteshause zu Tage tritt.

Zwar steht der gigantische Bau mit seinen gewaltigen Steinen — manche haben eine Klafter Durchmesser — noch immer in wunderbar festem Gefüge, obgleich er bereits mehr als sieben Jahrhunderte alt ist; allein in den Hallen ruht nur der Staub vergessener Herrlichkeiten. Tiefe Stille, Todtenstille. Nur da und dort fällt ein abgebröckeltes Mauerstückchen zu Boden, oder ein Windhauch zittert durch die Mauerspalte und erregt die Unbeweglichkeit zu einem leisen kurzen Erwachen . . .

Die Klosterkirche von Gelati ist ein byzantinischer Centralbau mit einer von einem kegelförmigen grünen Dach überdeckten Kuppel und hat im Innern die gewöhnliche Kreuzform der griechischen Gotteshäuser. Viel Pracht und Glanz muß hier einst gewaltet haben. Noch steht in unerhörtem Schmuck von Gold und Perlen und Edelsteinen der Ikonostas da und in goldenen Rahmen sind Reliquien eingefaßt und eine Menge kleiner kostbarer Heiligenbilder mit griechischen Inschriften fesselt das Auge. Interessant sind zahlreiche Steine mit daruntergesetzten Versen. Als der Reisende Thielemann den ihn begleitenden Priester um Mittheilung des Inhalts dieser Verse bat, erhielt er zur Antwort, Niemand könnte sie entziffern. Thielemann nahm einen Abdruck nach Europa mit und hier entpuppten sich die im christlichen Gotteshause angebrachten Verse als kufische Inschriften, welche den Namen Mohammeds mit den zwölf Imamen anführten . . .

Die Wände, namentlich in der Nähe der Portale und Fenster, haben flachen Reliefschmuck, der von gediegenem Formensinn zeugt. Ein häufig wiederkehrendes Ornament ist ein reizendes kleines, rings von stufenförmigen Hohlkehlen umgebenes lateinisches Kreuz. Die Fresken an den Wänden erscheinen theils als Erzeugnisse der späteren strengen byzantinischen Kunst, theils sind sie im Mittelalter zur Zeit der Blüthe der italienischen Malerschulen von Genuesern, die häufig nach dem Pontuslande kamen, restaurirt worden. Auch die neueste Zeit machte Renovirungsversuche: russische Offiziere vertrieben sich die traurige Garnisonseinsamkeit durch — einfaches Ueberstreichen der Fresken . .

Die Bilder stellen zumeist Porträts imeretischer Fürsten vor, auf deren Häuptern die schöne Königskrone prangt.

Diese Krone existirt noch in Wirklichkeit. In einer Kapelle des Klosters liegt sie nebst anderen kostbaren Reliquien; eine morsche Kiste birgt sie, die edlen Steine sind von Staub fast blind, die goldenen Reifen und Bügel geschwärzt und das Kreuz auf der Spitze zerbogen und gebrochen . . .

Eine andere Klosterkapelle birgt das Grab des Königs David, der diese Kirche erbaut hat und den Beinamen „der Erneuerer" führte. Epheu bedeckt die Gruft mit einem dichten Teppich, unter welchem eine Steinplatte mit einer Inschrift in Chuzuri hervorleuchtet: „Sieben Könige haben mir gehuldigt; Perser, Türken und Araber habe ich besiegt und aus meinem Lande gejagt . . ." Neben dem Grab befinden sich als Siegstrophäen eiserne Thor-

flügel, die man früher für die Thore von Derbent hielt, bis der Forscher Brosset nachwies, daß sie von dem alten Gündscha, dem heutigen Jelißawetpol stammen.

Nur wenige Werst vom Kloster Gelati entfernt liegt das Kloster Motzamethi mit einem auf Löwen ruhenden Sarkophag. Die Natur ist auch hier berückend schön. Während Gelati stolz von einem Bergvorsprunge herniederschaut, liegt Motzamethi gleichsam in einer stillen Höhle im Thal Tzchal Tzitheli und ist von Pflanzen und Bäumen bedeckt und versteckt. Lorbeeren und besonders Buchsbäume von riesiger Höhe schlingen ihre Aeste um das Kloster, und Epheu und wilder Wein ranken sich wuchernd zum Dache empor und schmücken den vereinsamten Bau mit immergrünen flatternden Fahnen, mit Schmuck und Zier, die schöner und unvergänglicher sind als die kostbarsten und dauerhaftesten Ornamente von Menschenhand . . .

Franzöſiſche Gedichte in deutſchen Nachdichtungen.

Von

Joſeph Jaffé.

— Berlin. —

Auguſte Barbier, Jambes.

La curée.

I.

Als damals glühend auf den leergefegten Wegen
Die heiße Juliſonne lag
Und durch die Lüfte pfiff der tolle Kugelregen
Bei Sturmgeläut den ganzen Tag,
Als ganz Paris, ein Meer in wilder Hochfluth Brauſen,
Sich jäh erhob voll Zorn und Groll,
Und donnernd, als Erwid'rung im Kartätſchenſauſen
Die Marſeillaiſe ſtolz erſcholl. —
Da ſah man wahrlich nicht, wie heut in unſern Tagen
Geputzte Uniformen, nein!
In Lumpen fühlt' man freie Männerherzen ſchlagen,
Und manche Hand war nicht grad' rein,
Die in den Büchſenlauf hinabſtieß blaue Bohnen;
Wild rief in jenes Tages Noth
Manch fluchgewöhnter Mund, zerbeißend die Patronen:
Vorwärts, Franzoſen, in den Tod!

II.

Wo war es damals denn, das zierliche Gelichter
In weißer Wäſche, feinem Frack
Und Schnürleib, all' die jämmerlichen Weibsgeſichter,
Der Pflaſtertreter nobles Pack,

Was thaten ſie, als mit dem hochgeſchwung'nen Säbel
Im Kugelſauſen, Mann an Mann,
Die heilige Canaille und der ärmſte Pöbel
Sich die Unſterblichkeit gewann?
Als ganz Paris, ein leuchtend Schauſpiel ohne Gleichen,
Sich ſtürzte in das Bajonett,
Da ſah man jene Buben ſtill zur Seite ſchleichen,
Da krochen feig ſie in das Bett.

III.

Die Freiheit gleicht nicht einer Dame nach der Mode,
Die ſtolz und faul den Tag verbringt,
Die ſchon bei einem Schrei erſchrickt zu Tode,
Die ihre fahlen Wangen ſchminkt.
Sie iſt ein kräftig Weib, gebräunt, von ſtarken Gliedern.
Ihr Reiz iſt herb, der Stimme Klang
Tönt rauh, das Auge funkelt unter ſeinen Lidern,
Schnell und beweglich iſt ihr Gang.
Des Volkes wildes Toſen liebt ſie, blutig Morden,
Und Trommelwirbel, Sturmgeläut,
Im Pulverdampf vermählt zu grauſigen Accorden,
Das iſt es, was ihr Herz erfreut.
Den Liebſten wählt ſie ſich aus dem gemeinen Troſſe,
Und wenn ſie ihre Gunſt ihm ſchenkt,
Dann heiſcht ſie dräuend, daß der ſtarke Bettgenoſſe
Mit blut'gen Armen ſie umfängt.

IV.

Sie iſt die Tochter der Baſtille, jäh im Zürnen,
Die einſt im tollen Uebermuth
Fünf Jahre hat erhitzt mit Künſten, die den Dirnen
Sie abgelauſcht, des Volkes Blut.
Die dann es nicht verſchmäht, bei wilden Schlachtgeſängen,
In wetterwend'ſchem Weiberſinn
Sich an des zwanzigjähr'gen Korſen Arm zu hängen
Als kecke Marketenderin.
Da endlich ſie zurückgekehrt in unſ're Mauern,
Die Schärpe um die nackte Bruſt,
Schön, wie nur je, wie wandelte ſich unſer Trauern
Im Nu in längſt verlernte Luſt!
Da hat ein Königsdiadem in kaum drei Tagen
Dem Volk ſie aufgeſetzt als Lohn,
Armeen hat ſie beſiegt Titanen gleich zerſchlagen
Mit Pflaſterſteinen einen Thron.

V.

O Schande, dies Paris, ſo ſchön in ſeinem Raſen,
Paris, voll Majeſtät und Ruhm
Am Tage, da ſein Zorneshauch einſt weggeblaſen

Das fluchbelad'ne Königthum,
Paris in Thränen ſchön bei ſeinen Trauerfeſten,
Bei ſeiner Bürger Leichenzug,
Mit aufgeriſſ'nem Pflaſter und mit Mauerreſten,
Durchlöchert, wie ein Fahnentuch,
Die edle Stadt, um die ein Lorbeerhain erblühte,
Dies ſtolze, mächtige Paris,
Vor dem die ganze Menſchheit in Bewund'rung kniete,
Das ſie anbetend heilig pries, —
Ha, dies Paris iſt heut beſchmutzt von tauſend Pfützen,
Ein Sündenpfuhl, in Koth verſchlammt,
In den die Goſſen ihre eklen Wogen ſpritzen,
Ein Sumpf, verpeſtet und verdammt,
Ein Jammerloch, gefüllt mit Schurken und mit Vetteln,
Mit Strebern aus dem ganzen Land,
Die frech von Thür zu Thür, von Haus zu Hauſe betteln
Um ein elendes Endchen Band,
Die mit Geſchrei und demuthsvollem Schweifgewedel,
Mit kecker Stirn und dreiſtem Lug
Ein Stück begehren von dem blutgetränkten Trödel
Der Macht, die man zu Grabe trug!

VI.

Aus ſeiner öden Saubucht kam in wilden Sätzen
Der ſchwarze Keiler vorgerannt;
Nun liegt er jählings hingeſtreckt nach tollem Hetzen
Verendend da im Sonnenbrand.
Er wälzt am Boden ſich, es zittern ſeine Glieder,
Von blutig rothem Schaum bedeckt,
Zu Tod ermattet ſank der borſtige Recke nieder,
Die Zunge aus dem Hals er ſtreckt.
Hallali bläſt das Horn. Es ſtürzt die gierige Meute
Sich ſchnell, in athemloſem Lauf
Die Zähne fletſchend, auf die friſch erjagte Beute,
Wie eine Springfluth bäumt ſie auf.
Die ganze Koppel ſtürmt heran, ihr lautes Bellen
Hallt durch des Waldes tiefe Ruh,
Schweißhund, Moloſſer, Dogge mahnt die Waidgeſellen:
Greift zu, ihr Brüder, greifet zu!
Zu Ende iſt die Jagd, der Eber liegt im Blute,
Wir Hunde ſind die Könige nun,
Das Aas für uns! Jetzt dürfen wir ein Stück zu Gute
Uns nach der ſchweren Arbeit thun.
Vorwärts! es bleibt die Hundepeitſche heut zu Hauſe,
Heut quält uns keines Jagdknechts Wuth.
Greift zu, ihr Brüder, lockend ruft zum Jägerſchmauſe
Das friſche Fleiſch, das warme Blut.
Wie wer auf Stückwerk ſich verdang, bei kargen Löhnen

Die Schaufel regt ohn' Unterlaß,
Wühlt emſig mit den Krallen und den ſcharfen Zähnen
Die Meute in dem blutigen Fraß.
Zum Hundeſtalle gilt's als Erſter heimzueilen,
Die langbehaarte Gattin harrt,
Mit ihrem Hausherrn will ſie eiferſüchtig theilen,
Was ihm als Jägerbeute ward.
Und triumphirend wirft mit Blut bedeckt und Geifer
Er einen Knochen halb benagt
Der Hündin hin: „Sieh da!" ruft er in ſtolzem Eifer,
„Mein Antheil von der Königsjagd!"

Victor Hugo,

Les châtiments, éd. 1882 (oeuvres compl. poésie,, tom. IV.)

XIII. Chanson (p. 83).

Todt ſind die kleinen Täubchen,
Das Männchen und das Weibchen,
Die Katze fing ſie ein;
Zernagt ſind ihre Reſte,
Wer kehrt zurück zum Neſte?
O arme Vögelein!

Vom Hirten keine Kunde,
Todt ſind die treuen Hunde,
Der Wolf bringt Euch Gefahr.
Es zittern Eure Leiber,
Wer ſcheucht den feigen Räuber?
O arme Lämmerſchaar!

Er muß im Kerker ſterben,
Sie im Spital verderben,
Im Hauſe pfeift der Wind.
Kein Freund betritt die Stiege,
Wer ſchaukelt deine Wiege?
O armes, armes Kind!

II. Chanson (p. 237).

Einſt machte, laßt es Euch ſagen,
Der Herrgott voller Behagen,
Mit Satan eine Partie.
Jedweder hielt ſeine Karte,
Der ſetzte Bonaparte,
Der andre Maſtaï.

Ein armer, winziger Pfaffe!
Ein kleiner prinzlicher Laffe!
Welch' jämmerliches Spiel!
Gott machte es — ohne Zweifel
Mit Abſicht — daß dem Teufel
Der ganze Einſatz verfiel.

„Dein ſind ſie!" rief mit Lachen
Der Herr, „was wirſt Du nun machen?"
Der Teufel blickte voll Hohn,
Er packte die beiden Kleinen,
Auf Petri Stuhl ſetzt' er einen,
Den andern auf Frankreichs Thron!

V. „Puisque le juste est dans l'âbime." (p. 105).

Sie treten uns mit frechem Hohne,
Und das Verbrechen trägt die Krone,
Das Recht des Volkes wird gebeugt,
An allen Grenzen unſrer Lande
Ragt heut ein Denkmal unſrer Schande
Die Ehre iſt erwürgt und ſchweigt.

O edle Freiheit großer Ahnen,
O Republik mit Deinen Fahnen,
Die einſt geragt zum Himmelsblau,
Du wurdeſt ſchnöde überliſtet,
Des Kaiſerreiches Sünde niſtet
Verrätheriſch im ſtolzen Bau.

Die Zeiten ſind vom Fluch beſeſſen,
Mein Volk, Du haſt Dich ſelbſt vergeſſen,
Du wurdeſt feiler Lüge Raub.
Geſetz und Recht ward Dir zu Nichte,
Was kümmert Dich die Weltgeſchichte,
Und Deiner Väter heil'ger Staub?

Willkommen ſeid Ihr meinem Herzen,
Verbannung, Armuth, bittre Schmerzen,
Willkommen, thränenreiche Zier.
Es heult der Wind durch meine Hütte,
Die Trauer naht mit düſterm Schritte,
Stumm ſetzt ſie ſich zur Seite mir.

Im Unglück finde ich Euch wieder,
Geſtalten meiner erſten Lieder,
Für die das Herz ſo heiß entbrannt.
O Freiheit, Mannesmuth und Tugend,
Geliebte meiner frohen Jugend,
Auch Euch hat ſchnöde man verbannt.

Sei mir gegrüßt, Du Waſſerwüſte,
Sei mir gegrüßt, o Jerſeys Küſte,
Wo Englands altes Banner weht!
Dem Fluthgebrauſe will ich lauſchen,
Den Wogen, die im Winde rauſchen,
Der Welle, die im Sturm vergeht,

Den Möven, die ſich ſchaukelnd wiegen,
Die ſchaumbeſpritzt gen Himmel fliegen,
Vergoldet von der Sonne Strahl:
Wie ſie ſich aus der Fluth erheben,
So ringt empor zu neuem Leben
Die Seele ſich aus ihrer Qual.

Dumpf hallen von der Klippe wider
Die Seufzer und die Klagelieder,
Die Ewigkeit ſchlägt an mein Ohr;
Die Welle bricht ſich an den Steinen,
Dazwiſchen tönt das leiſe Weinen
Der Mutter, die ihr Kind verlor!

Alfred de Muſſet,

Chanson de Fortunio.

Nie ſollt den Namen Ihr erlauſchen,
Der Liebſten fein,
Dürft' ich mit einem Kaiſer tauſchen,
Er bliebe mein.

Wir wollen preiſen meine Holde,
Wenn's Euch gefällt,
Es gleicht Ihr Haar von hellem Golde
Dem Aehrenfeld.

Was ſie nur heiſchet in Gedanken,
Iſt mir Gebot,
Für ſie geh' gern und ohne Wanken
Ich in den Tod.

Der ſtummen Liebe Qualen fühlet
Mein armes Herz,
Und bis zur letzten Stunde wühlet
Der bitt're Schmerz.

Nie werd' ich Euch den Namen ſagen,
Fragt nicht darum,
Ich ſterb' für ſie ohne Zagen,
Und bleibe ſtumm!

A Juana

Du biſt's, für die ich einſt entbrannte,
Die erſte, welche mein ich nannte,
Der ich geweiht mein ganzes Sein!
Erinnerſt Du Dich auch noch deſſen?
Ich habe es noch nicht vergeſſen,
Im letzten Sommer warſt Du mein.

Wie jäh entſchwinden doch die Zeiten,
Die wir mit tauſend Nichtigkeiten
Vergeuden, ſchnell ſind ſie entflohn.
Faſt zwanzig Jahre ſah ich ſchwinden,
Und Du, Gefährtin meiner Sünden,
Haſt ihrer beinah' achtzehn ſchon.

Scheint auch die rothe Roſe bleicher,
Iſt ihre Pracht nur um ſo reicher,
Ich ſchmeichle nicht, ſchön biſt Du doch!
Kein liebend Weib war liebevoller,
Kein ſpaniſch Köpfchen jemals toller,
Denkſt Du des letzten Sommers noch?

Des Abends noch, da Du mich kränkteſt,
Und dann Dein Halsgeſchmeid mir ſchenkteſt,
Da ich ob Deines Zorns geſchmollt?
Drei Nächte fand ich keinen Schlummer,
In bitterſüßem Liebeskummer
Hab ich geküßt das kalte Gold.

Und die verrätherische Schöne!
Denkst Du noch an die tolle Scene,
O Andalusiens holder Stern?
Dein Liebster wollt' vor Lachen sterben
Und Eifersucht schien zu verderben
Den Gatten fast, den alten Herrn.

Nimm Dich in Acht, hör' was ich sage:
Von neuem kehren jene Tage.
Der Liebe bald vielleicht zurück,
Ein Herz, das je Dich hat besessen,
Kann Deiner nimmermehr vergessen,
Das Herz begehrt kein besser Glück!

Ach was! ich mag den Strom nicht dämmen,
Ich kann das Rad der Zeit nicht hemmen,
Ich halte seinen Gang nicht auf.
Was kümmern uns entschwund'ne Freuden?
Das Lied ist aus, wir wollen scheiden,
Das ist einmal der Welten Lauf.

Die Zeit entführt auf ihren Schwingen,
Den Lenz, die Lerche und ihr Singen.
Ach, unser Dasein gleicht dem Rauch.
Karg ist die Frist uns zugemessen.
Was frommt mir, daß ich Dich besessen,
Und Dir, daß meiner Du vergessen, —
Mein Leben schwindet, Deines auch!

Béranger.

Chansons.

Le pape musulman.

Kam einmal ein Papst gefahren
Ueber See zum heim'schen Strand,
Es erwischten ihn Korsaren,
Schleppten ihn in's Heidenland.
Grausam fing er an zu fluchen,
Und es mahnt des Dieners Mund:
— Herr, du darfst nicht Gott versuchen
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Schon sieht sich im Geiste brennen
Und am Pfahl der Kirche Haupt.
„Laßt uns Mahomet bekennen,"
Ruft er, „jetzt ist es erlaubt
Ein Prophet ist wie die andern,
Ihm will dienen ich zur Stund."
— Wirst ins Fegefeuer wandern,
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Seine Vorhaut mußt' herunter,
Wär' ein Türke gut und echt,
Hätte er sich nicht mitunter
Mit dem Imam stark bezecht.
Er benutzte seine Bibel
Dazu, wovon nichts drin stund,
— Heil'ger Vater, das ist übel,
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Schlürfte Sorbet, rauchte Pfeife,
Zog ganz wie ein Muselmann
Für den Halbmond auf die Streife,
Legt' sich auch ein Harem an.
Bei den Frauen, die er raubte,
Hatt' er manche süße Stund.
— Heil'ger Vater, wer das glaubte!
Bist verdammt bald wie ein Hund.

Lange sollt' er so nicht wirken,
Nach Marokko kam die Pest,
Heimwärts trieb sie unsern Türken
Hin nach Rom, ins alte Nest.
„Laß dich schleunigst wieder taufen!"
„Nein, das wäre nicht gesund!"
— Herr, das ist zum Haarausraufen!
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Schrecklich ist es anzusehen,
Wie der Renegat es treibt,
Heischt, daß leer die Klöster stehen,
Und der Clerus sich beweibt.
Keinen Ketzer sieht man schmoren,
Das ist wirklich gar zu bunt.
— Herr, jetzt ist Rom ganz verloren,
Bist verdammt bald wie ein Hund!

Les dix mille francs.

Zehntausend Franken bei den schlechten Zeiten,
Für nur neun Monat, — nein, das ist nicht schön,
Wie soll ich diese Miethe denn bestreiten?
Da darf ich lange nicht ins Wirthshaus gehn!

„Herr Präſident, kann man's nicht billiger machen?"
„Nein, faſten Sie, Sie werden nicht gleich krank,
Den König haben Sie mit frechem Lachen
Verhöhnt, das koſtet juſt zehntauſend Frank!"

Ich werde zahlen, freilich wird's mich kränken
Doch was geſchieht mit meinem guten Geld?
Will man den Staatsanwalt damit bedenken,
Wird gar vielleicht ein Rath neu angeſtellt?
Es naht die Polizei mit ſchnellen Schritten,
Mein Conto bringt ſie, ei, es iſt recht lang,
Zeigt her: „Beleidigung der guten Sitten!"
Aha, für den Spion zweitauſend Frank!

Vertheilen will nun einmal ſelbſt den Raub ich,
Den die Juſtiz mir pfiffig abgerupft.
Am Fuß des Thrones wird die Harfe ſtaubig,
Ihr Krönungsbarden, ſeid Ihr noch verſchnupft?
Singt, werthe Herrn, die Henne legt jetzt Eier,
Euch winken Orden, Allerhöchſter Dank —
O weh, die heil'ge Ampel iſt recht theuer,
Sie koſtet mich genau zweitauſend Frank!

Was ſind denn das für Rieſen, die ſich zeigen?
Theils iſt ihr Adel alt, theils iſt er neu!
Wie ſie in Demuth vor dem Herrn ſich beugen,
Bei Gott, ein jeder Zoll iſt ein Lakai!
Sie ſchneiden tüchtig Stücke aus dem Kuchen,
Denn ſie ſind übermenſchlich groß und lang,
Nach ihrem Maß muß Frankreich Kleider ſuchen,
Der Schneider koſtet mich dreitauſend Frank.

Chorröcke ſchau ich, Krummſtab, Biſchofsmützen,
Paläſte, Wappen, Purpur für das Haupt,
Geſchirr von Gold und Silber ſeh ich blitzen,
Aha, Sanct Ignaz hat den Schatz beraubt.
Er konnte meine Verſe nicht verdauen,
Der Teufel winkt, mir wird ganz weh und bang,
Schon hält er meinen Engel in den Klauen,
Die Kleriſei bekommt dreitauſend Frank!

Nun wollen wir zur Schlußberechnung ſchreiten:
Erſt zwei, dann zwei, dann zweimal drei: macht zehn!
Famos! Es durfte La Fontaine vor Zeiten
In die Verbannung freilich gratis gehen;
Der große Ludwig mocht' ſich nicht blamiren,
Mich machen ein paar freie Verſe blank.
Mein Herr Fiskal, Sie dürfen mir quittiren,
Der König hoch! Es ſtimmt: zehntauſend Frank!

Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, insbesondere sein Verhältniß zur deutschen Nationalliteratur.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Je großartiger die Bahnen sind, in welchen sich die Entwickelung unseres nationalen Staates in den beiden letzten Jahrzehnten bewegt hat, je klarer es während dieser Entwickelung auch dem verblendetsten Gegner derselben geworden sein muß, daß die Begründung des deutschen Reiches in erster Linie den Anstrengungen und Kräften der protestantischen Großmacht Norddeutschlands zu verdanken ist, um so mehr wird jeder Unbefangene anerkennen dürfen und müssen, daß die Interessen Deutschlands und Preußens in der Gegenwart kaum noch von einander zu trennen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt auch die Geschichte des preußischen Staates eine Bedeutung, welche weit über die eines anderen Territorialstaates hervorragt. Diese Bedeutung aber wird um so größer, je klarer unsere neueste Geschichtschreibung nachgewiesen hat, daß in keinem anderen Staate die nationaldeutschen Interessen so andauernd und stetig, bewußt oder unbewußt, gepflegt worden sind, wie in dem Staate der Hohenzollern, so sehr es auch bei oberflächlicher Betrachtung hier und da scheinen könnte, als habe sich das preußische Machtsystem recht eigentlich im Gegensatze zur deutschen Centralgewalt entwickelt.

Am klarsten und bezeichnendsten tritt diese Thatsache dem größten Könige auf Preußens Thron, Friedrich dem Großen gegenüber zu Tage. Formell betrachtet bewegte sich die gewaltige Politik des „alten

Fritz" doch in ganz anderen Bahnen, als in denen des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation; ja das Größte, was der Große erreichte, errang er scheinbar in stetem furchtbarem Kampfe gegen die Centralgewalt, welche dem Namen nach das alte Reich zusammenhielt. Und dennoch lebte in weiten Kreisen des deutschen Volkes auch außerhalb der preußischen Grenzen die klare Vorstellung, daß dieser erste große Held, der für Deutschland nach jahrhundertelangem Hoffen und Harren wieder erstanden war, im letztem Grunde doch nicht antinational handeln könne, daß von seiner Wirksamkeit vielleicht eine Zerstörung der längst als verrottet erkannten Form, aber auch eine um so glänzendere Wiederaufrichtung des wahren Wesens der nationalen Idee ausgehen werde. War doch nach allem Elend der Raubkriege, nach aller Schmach der Abhängigkeit Deutschlands von allen fremden Mächten Friedrich der Große der erste deutsche Fürst, der den Fremdlingen mit Macht und Nachdruck die Thür wies.

Von dem Eindrucke, welchen diese neuaufgehende kriegerische Größe des Preußenkönigs auf die tiefer denkenden und empfindenden Zeitgenossen hervorbrachte, hat uns Goethe in seiner Selbstbiographie eine unnachahmlich plastische Schilderung gegeben. Es war die Wahlverwandtschaft des Genius, welche die großen Repräsentanten der neuen litterarischen Epoche mit dem größten Helden der That verband. Der Arbeit der geistigen Führer der Nation wurde durch das Auftreten dieses großen nationalen Helden erst ein thatsächlicher Lebensinhalt gegeben. Es ging durch das deutsche Volk wie eine frohe Ahnung, daß jetzt der Morgen einer besseren Zukunft herandämmere. Allüberall, auch in den Staaten, welche selbst im Kriege mit Friedrich begriffen waren, sammelten sich größere oder kleinere Gemeinden, welche ihren Ruhm darin suchten, schlechthin „Fritzisch" gesinnt zu sein, wie uns das eben Goethe an dem Beispiel seiner Vaterstadt Frankfurt anschaulich geschildert hat. Das junge, geniale Geschlecht, welches damals eine neue, glänzende Epoche der deutschen Literatur begründete und die Führung der geistigen Bewegung übernommen hatte, begrüßte es mit hellem Jubel, daß ihrem Volke nun auch auf dem Felde der That eine gewaltige Persönlichkeit erstand, so sehr auch Friedrich der Große, in den Traditionen der französischen Literatur aufgewachsen, sich gegen die literarischen Bestrebungen in Deutschland verschließen, ihre Leistungen verkennen mochte.

Die Anfänge unserer zweiten klassischen Literaturperiode waren in eine Zeit trostloser nationaler Zerrissenheit und Verwirrung gefallen; dem schöpferischen Drange der jungen Generation hatte bisher die Grundlage gefehlt, welche sonst stets der nationalen Literatur eines großen Volkes ihr eigenthümliches Gepräge gegeben hat: jene Grundlage eines auf nationale Größe und Bedeutung gegründeten Selbstbewußtseins, welches die fast unerläßliche Vorbedingung großen geistigen Schaffens zu sein pflegt. Und bei aller Bewunderung, welche uns schon die ersten Stadien der neuaufgehenden literarischen Bewegung abnöthigen, werden wir doch nicht verkennen können,

daß dieser Mangel in ihren Erzeugnissen doch noch mehr oder weniger zu Tage tritt. Jene gründlich verkehrte Richtung, welche der bewußte patriotische Drang in Klopstock und seinen Nachfolgern auf dem Gebiete des Bardengesanges genommen hat, ist doch in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Gegenwart so ganz des Stoffes für eine nationale Begeisterung zu entbehren schien.

Erst als der preußische Staat, jenes Länder- und Völkerconglomerat, dem man noch vor kurzer Zeit die Möglichkeit einer dauernden Existenz völlig bestreiten zu können gemeint hatte, in einem Kampfe von furchtbarer Gewalt und innerer Wahrhaftigkeit sich einen hervorragenden Sitz im Rathe der Völker errungen hatte, lenkten sich, wie wir hervorhoben, die Blicke der Zeitgenossen immer mehr auf die großartig geniale Gestalt des preußischen Königs, der endlich wieder einmal selbständig zu handeln und mit dem Schwerte in der Faust dem deutschen Namen Geltung bei den mißgünstigen Nachbarn zu verschaffen wußte. Jetzt erst begannen Viele zu ahnen, daß dieser Held berufen sei, dem nationalen Leben der Deutschen neue Bahnen zu eröffnen und die Möglichkeit einer gedeihlichen Zukunft zu verschaffen. Die kühne That des verwegenen Herrschers brachte den Zeitgenossen zum Bewußtsein, daß das nationale politische Leben wenigstens an einer Stelle im deutschen Vaterlande wieder erwacht sei. Mit Jubel vernahm man in ganz Deutschland, selbst in den Oesterreich anhängenden Territorien, die Kunde von der Vernichtung der französischen Armee bei Roßbach. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, schon geweckt durch das Aufblühen der nationalen Literatur, erstarkte mit wunderbarer Schnelligkeit unter dem Eindrucke dieses wuchtigen Schlages gegen die verhaßten Fremdlinge. Man wurde sich mit Freuden bewußt, wie diese gewaltige Schlacht zum ersten Male wieder bewies, daß das deutsche Volk nicht bloß die Fähigkeit, kühn und groß zu denken, sondern auch die Kraft, kühn zu handeln, besitze. Diese Erkenntniß erfüllte alle Parteien im deutschen Volke mit frohem Selbstbewußtsein. Es kam hierbei wenig in Betracht, daß der König seine kriegerischen Erfolge zunächst im Kampfe mit dem Kaiser selbst errang. Denn längst fühlte man, daß die alten verrotteten Institutionen des Reiches keine wahre Lebenskraft mehr besäßen. Als der preußische Gesandte von Plotho den kaiserlichen Abgesandten, der ihm die Achtserklärung gegen seinen König „insinuiren" wollte, resolut die Treppe hinunterwarf, da fühlte man instinctiv, daß die Tage des alten Reiches gezählt waren, daß die Zeiten, in denen man sich über die Stellung und Rangordnung der Reichstagsgesandten monatelang herumstritt und inzwischen den Feind in Deutschlands Gauen wüthen und plündern ließ, gründlich und für immer vorüber seien. Nirgends äußerte sich über das kühne Vorgehen des preußischen Gesandten wirkliche Entrüstung, vielmehr empfand man es wie eine Erlösung von einer alten verrosteten Fessel, daß sich jetzt der nationale Geist auch im Gegensatz zu den alten Formen Luft zu machen vermöge. Freilich

vermochten nur Wenige die letzten Endziele des großen Genius auf Preußens Throne voll und ganz zu verstehen, aber eine Ahnung von der mittelbaren nationalen Wirkung seines Schaffens hatte doch ein Jeder. Und wenn der süddeutsche Bauer in naiver Unbefangenheit in seiner Hütte die Bilder Maria Thereſias und Friedrichs des Großen neben einander als einzigen künstlerischen Schmuck seines Heims prangen ließ, so lag dem doch der Gedanke zu Grunde, daß der Kampf dieſer beiden entgegengesetzten Mächte zu einer neuen und besseren Gestaltung des deutschen Vaterlandes führen müſſe.

Wie war es doch so ganz anders gekommen, als man damals vermuthet hatte, als Friedrich, in philoſophiſche und schönwiſſenſchaftliche Studien vertieft, als Kronprinz in seinem idyllischen Rheinsberg saß. Man hatte das Herannahen einer ruhigen, dem Dienſte der Kunſt und Wiſſenſchaft gewidmeten Aera für Preußen erwartet — und nun stürzte sich der „philoſophiſche" Fürſt in einen titanenhaften Kampf um die Exiſtenz und Größe seines Staates und errang sich inmitten der einander und ihm widerſtrebenden Staaten eine Weltmachtſtellung, wie man sie noch unter seinem Vorgänger für unmöglich erachtet hätte.

Eben weil dieſe Erfolge nach außen hin, seine Thätigkeit als Feldherr und Staatsmann, seine Bedeutung für die zukünftige Gestaltung der äußeren Form des deutschen Staatslebens am klarſten erkennen ließen, hat die Geſchichtſchreibung ihnen ihre vornehmſte Aufmerkſamkeit gewidmet, ſolange die nationale Frage dieſer äußeren Gestaltung der deutſchen Einheit im Vordergrunde der Discuſſion und der Arbeit des deutſchen Volkes stand. Als dann aber dieſe äußere Gestaltung in einer alle aufrichtigen Patrioten im Weſentlichen befriedigenden Weiſe gefunden war, als ſich die ganze Wucht der ſtaatlichen Geiſter der Gegenwart dem inneren Ausbau des wieder errungenen nationalen Staates zuwandte, fing man an, in der Vergangenheit und namentlich in der Periode Friedrichs des Großen den Keimen auch dieſer inneren Geſtaltungskraft nachzugehen. Denn die Politik der Gegenwart wirkt auf die Erforſchung der Vergangenheit ebenſo zurück, wie in jedem auf ſtetigen Grundlagen errichteten Staatswesen die letztere auf die erſtere zurückwirkt. Da wurde man nun mit immer wachſendem Staunen gewahr, daß die Bedeutung Friedrichs auf dieſem Gebiete ſeiner militäriſchen und ſtaatsmänniſchen Bedeutung in keiner Weiſe nachſtehe, ja daß er gerade hier eine ſo erſtaunliche Fülle neuer, anregender und ſeiner Zeit um mehrere Menſchenalter voraneilender Gedanken theils gefaßt, theils auszuführen verſucht hat, daß es kaum irgend eine wichtige Frage des heutigen ſtaatlichen und ſocialen Lebens giebt, die nicht auch von dem nimmer raſtenden Geiſte des Königs in einer oder der anderen Form aufgeworfen worden wäre. Angebahnt wurde dieſe neue Richtung in der Geſchichtſchreibung über Friedrich den Großen ſchon durch den genialen Gelehrten, der der Forſchung auf dem Gebiete neuerer Geſchichte allüberall neue Bahnen eröffnet hat, durch Leopold von Ranke, ihre feſte

urkundliche und unzweifelhaft authentische Grundlage erhielt sie dann durch eine ganze Reihe von Urkunden-Veröffentlichungen und darstellenden Arbeiten, von denen wir hier nur die von Schmoller, Stadelmann, Isaacsohn, Behaim-Schwarzbach, Rethwisch hervorheben, die der Regententhätigkeit Friedrichs des Großen auf dem Gebiete der inneren Politik in ihren einzelnen Aeußerungen und Richtungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und größtem Scharfsinn nachgegangen sind.

Aber es fehlt doch noch viel, daß die Resultate dieser Forschungsthätigkeit, in deren Anfangsstadien wir uns erst befinden, nun auch schon in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen wären. Hier findet man vielmehr, nicht selten auch bei Leuten, welche auf einige historische Bildung Anspruch machen dürfen, die Ansicht verbreitet, daß die einzige oder wenigstens die fast ausschließliche Bedeutung Friedrichs auf militärischem und diplomatischem Gebiete zu suchen sei. Kaum ist auch nur die Thatsache allgemein bekannt, daß der König doch auch als Schriftsteller auf historischem und philosophischem Gebiete Hervorragendes geleistet hat. Wenn nun schon von dem Inhalt der stattlichen Reihe von Bänden (30) der Werke des Königs nur eine oberflächliche Kunde ins größere Publikum gedrungen ist, obwohl wiederholt der Versuch unternommen worden ist, die hauptsächlichsten derselben durch Uebersetzungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so gilt dasselbe auch von der fast wunderbar vielseitigen Regententhätigkeit Friedrichs, in der doch sein Genius in hellstem Lichte erstrahlt; denn gerade durch sie hat er dem preußischen Staate die innere Festigkeit, den Zusammenhalt seiner einzelnen Glieder verliehen, der ihn in unseren Tagen befähigte, seinen nationalen Beruf ganz und voll zu erfüllen.

Daß man bis vor nicht allzu langer Zeit die großartige Thätigkeit Friedrichs auf dem Gebiete der Regierung und Verwaltung auch von Seiten der eigentlichen Forscher nur wenig beachtet hat, ist um so auffallender, als die bedeutsamen Erfolge nach außen hin ohne jene solide Grundlage einer weisen und fruchtbringenden Staatsverwaltung gar nicht gedacht werden können. Wie hätte der kleine preußische Staat mit seinen kaum $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern auf 2000 Quadratmeilen die unsagbaren Anstrengungen des jahrelangen Kampfes gegen eine Welt in Waffen ohne durchgreifende wirthschaftliche und finanzpolitische Maßregeln ertragen können? Daß der König am Ende des grandiosen Existenzkampfes der sieben Jahre derjenige war, der „den letzten Thaler in der Tasche hatte", das war zwar zum großen Theil das Verdienst der knappen Sparsamkeit seines organisatorisch so hoch beanlagten Vaters, aber es wäre doch nicht möglich gewesen, wenn es der Sohn nicht verstanden hätte, die von dem Vater gelegten Grundlagen nicht nur zu erhalten, sondern zu erweitern und durch die Durchdringung mit seinem lebengebenden Genius zu vervollkommnen. So wird man ohne allen Zweifel sagen können, daß innere Verwaltung und äußere Erfolge im preußischen Staate (wie überall) im Verhältniß von

Ursache und Wirkung zu einander standen, daß man die eigentlich wirksamen Lebenskräfte des im Werden und Wachsen begriffenen Staatswesens also völlig ignorirte, wenn man bei der Schilderung der Wirkungen nach außen hin stehen blieb. Dieser Irrthum hing nun mit der allgemeinen Richtung, welche die Geschichtschreibung bis vor wenigen Jahrzehnten genommen hatte, zusammen. Die Mehrzahl der Historiker vor Niebuhr, Ranke und der historischen Rechtsschule sah in den Kriegen und diplomatischen Verwickelungen den Hauptgegenstand der historischen Forschung. Sie betrachteten innere und äußere Politik eines Staates als völlig von einander getrennt und von einander unabhängig und wandten dann ihre vornehmste Aufmerksamkeit der letzteren zu, während die erstere sich zumeist mit einigen beiläufigen Bemerkungen begnügen mußte. Erst weit später, nach dem Vorgange der Ranke'schen Schule, wurde der Zusammenhang beider mit größerer Klarheit erkannt und mit Nachdruck hervorgehoben, daß innere und äußere Politik gar nicht ihrem Wesen nach verschieden, sondern im Grunde nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben staatlichen Seins seien.

Diese Anregung Rankes ist auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen; immer zahlreicher sind seitdem die Forschungen in den Acten der inneren Verwaltung geworden, und wahrhaft erstaunliche Leistungen der inneren Staatskunst Friedrichs des Großen sind dabei zu Tage getreten. Ueberall und immer, auf allen Gebieten der Finanzverwaltung und der Wirthschaftspolitik, bei allen Arbeiten für die Colonisation des durch die fortwährenden Kriege entvölkerten Gebietes, für die Verbesserung des unfruchtbaren Bodens, für die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung, für die Förderung der Industrie und des Handels, sind die leitenden Gedanken aus der ureigensten Initiative des Königs entsprungen, der nicht nur sein eigener Premierminister, sondern auch sein eigener Minister der Finanzen, der öffentlichen Arbeiten, der Landwirthschaft ꝛc. war. Alle die weitverzweigte und mannigfaltige Thätigkeit, zu deren Bewältigung heut die Arbeit aller Ressortminister und des Parlamentes kaum ausreicht, wurde von dem Könige in eigener Person angeregt in ihrer Ausführung bis ins kleinste Detail überwacht und nicht selten gegen den energischen, activen oder passiven Widerstand der ausführenden Organe und der Bevölkerung selbst durchgesetzt. Nur ein Mann von so wunderbarer Genialität und so außerordentlicher Arbeitskraft wie Friedrich war im Stande das zu leisten. Denn auch während des Krieges, mitten im Lärm des Feldlagers, ruhten seine Sorgen und Mühen für die wirthschaftspolitischen Reformen, an denen er arbeitete, keinen Augenblick, wenngleich die durchgreifendsten und nachhaltigsten derselben naturgemäß erst in den langen Friedensjahren nach dem siebenjährigen Kriege zur Ausführung kamen. Aber doch ist es auch nicht selten vorgekommen, daß unmittelbar vor einer wichtigen kriegerischen Entscheidung die detaillirtesten Anordnungen für irgend eine landwirthschaftliche oder industrielle Verbesserung getroffen wurden. Mit nie ermüdender Arbeitskraft hat der König auch hier gewirkt und geschaffen.

Man braucht nur einen Blick in die fast unübersehbare Menge der Cabinetsordres, welche an die Ressortminister ergingen und von denen das Stadelmann'sche Werk doch nur einen verschwindend kleinen Theil mitgetheilt hat, zu werfen, um es verständlich zu finden, daß der rastlos thätige König sich zumeist nur fünf bis sechs Stunden Schlaf gönnte. Hat man doch berechnet, daß oft an einem Tage mehr als hundert militärische, politische und wirthschaftliche Verfügungen ergingen, welche alle entweder von dem Könige selbst verfaßt oder doch in den Hauptgedanken von ihm seinem Cabinetsrath Eichel in die Feder dictirt waren.

Wenn nun Friedrich durch diese seine verwaltende Thätigkeit den kleinen Staat, den er von seinem Vater überkam und der kaum noch von den Wunden des dreißigjährigen Krieges sich erholt hatte, fähig machte, die unsagbaren Anstrengungen der langwierigen Kriege mit einer Opferfreudigkeit ohne Gleichen zu ertragen, so ist das wahrlich kein geringerer Erfolg als der, den er im Getöse des Kampfgewühles errungen hat.

Man hat in richtiger Erkenntniß dieser Sachlage die größte von ihm durchgeführte Culturarbeit, die Melioration des Oderbruches, durch welche eine bisher völlig unfruchtbare Landstrecke von 12 bis 14 Quadratmeilen in fruchtbares Ackerland umgeschaffen wurde, wohl einen in der Stille geführten siebenjährigen Krieg genannt, und Friedrich selbst hat nach Vollendung dieser segensreichen Arbeit geäußert: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert."

Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr auch in diesen wirthschaftlichen Fragen der geniale Geist des Königs seiner Zeit vorangeeilt war. Die meisten seiner culturellen Aufgaben mußten recht eigentlich im Gegensatz zu der Bevölkerung, in deren Interesse sie unternommen wurden, ausgeführt werden, ähnlich, wie sich dieser Fall bei den großen Reformen Steins und Hardenbergs wiederholt hat. Es war recht eigentlich eine Reform „von oben herab", welche hier mit größter Ausdauer ins Werk gesetzt wurde. Sind doch selbst von den Bewohnern des Oderbruches der Melioration desselben fortwährend Schwierigkeiten in den Weg gestellt worden. Die dürftige und ärmliche Bevölkerung hatte dort bisher von Fischerei ein kärgliches Dasein gefristet, und als nun die weiten Flußniederungen eingedämmt und dem vernichtenden Einflusse der stetig wiederkehrenden Ueberschwemmungen entzogen werden sollten, da fürchteten die Bewohner, die sich nun einmal in ihre ärmliche Lebensführung eingewöhnt hatten, sie könnten dadurch ihrer Einnahmen aus der Ausübung der Fischerei beraubt werden. Dazu kam noch ihre Eifersucht gegen die Colonisten, welche der König aus fremden Ländern heranzog, um die neugewonnenen Landstrecken zu bebauen. Denn hier wie überall gingen die Bodenmeliorationen mit der Ansiedelung neuer Colonisten Hand in Hand. Mit voller Klarheit erkannte der König, daß die Großmachtstellung seines Staates nur erhalten werden könne, wenn es gelinge, die durch die Verheerungen der Kriege arg verringerte Einwohnerzahl wieder auf ihre frühere

Höhe zu bringen. Daher die planmäßigen und consequent durchgeführten Colonisationen, bei denen nach den mäßigsten Berechnungen 300 000 neue und nützliche Bewohner aus Frankreich, Oesterreich und den deutschen Kleinstaaten dem preußischen Staate gewonnen wurden*). Es ist bekannt, wie der König namentlich bedacht war, die Einwohner fremder Länder, welche wegen ihres religiösen Bekenntnisses zur Auswanderung genöthigt waren, durch allerhand Begünstigungen (Steuerfreiheit, unentgeltliche Anweisung herrenlosen Grund und Bodens 2c.) in seine Staaten herbeizuziehen.

Die ausführenden Beamtenorgane wurden dabei angewiesen, vor Allem Rücksicht darauf zu nehmen, in welchem Zweige des Handels und Gewerbes augenblicklich Mangel an Arbeitskräften herrsche, und dann Diejenigen zu bevorzugen, welche die für diesen Zweig erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besäßen. Die Fürsorge des Königs erstreckte sich dabei auf die kleinsten Einzelheiten, und man folgt der wechselnden Fülle seiner Anordnungen mit nie erlahmendem Interesse. Freilich muß er dabei häufig über die Insolenz und Widerspenstigkeit seiner eigenen Unterthanen klagen, die den oft gewaltsamen Eingriffen des Königs in die wirthschaftliche Thätigkeit des Einzelnen kein Verständniß entgegenbrachten. Wie oft hat er nicht geklagt, daß die Menschen in seinem Staate „so dumm" wären. Eben an dem Mangel wirthschaftlicher Einsicht und Selbständigkeit bei den Unterthanen scheiterten auch die Bemühungen des Königs, die Leibeigenschaft, gegen welche sich sein humanes Gefühl sträubte, in seinem Staate abzuschaffen. Es gelang noch nicht einmal, auf den königlichen Domänen diese Maßregel durchzuführen. Und von mancher anderen Anordnung auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens wird es sich nicht leugnen lassen, daß sie einen Fehlgriff des Königs darstellte, so vor Allem von seinen unausgesetzten Bemühungen für die Einführung des Seidenbaues, welche bei den klimatischen Verhältnissen der östlichen Provinzen des preußischen Staates einen dauernden Erfolg gar nicht haben konnten. Aber überall gewahrt man das unablässige redliche Streben, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, die Wunden, welche er als Feldherr geschlagen, als Regent wieder zu heilen. Wenn er dies oft gegen den Widerstand der Unthertanen und auf eine autokratische Weise, die den Beifall unserer Zeit nicht finden würde, that, so muß man eben, um zu einer gerechten Würdigung seines Verfahrens zu gelangen, die Verschiedenheit der Zeiten in Betracht ziehen. Die Unterthanen des Königs ermangelten eben noch der erforderlichen selbständigen Einsicht, um die Verbesserungen, welche unumgänglich nothwendig waren, aus eigenem Antrieb vorzunehmen. Man denke nur an den Widerstand, der der Einführung des Kartoffelbaues entgegengestellt wurde, und an die Schwierigkeiten, welche selbst der größere ländliche Grundbesitz einer so unermeßlich segensreichen Einrichtung, wie der Begründung der landwirthschaftlichen Creditinstitute entgegenstellte. Wohl krankt

*) Vgl. Behaim-Schwarzbach, Hohenzollersche Colonisationen.

auch Friedrich selbst in seinen wirthschaftlichen und socialpolitischen Theorien noch vielfach an den verkehrten Anschauungen seiner Zeit, wie er denn vor Allem ein überzeugter Anhänger des Merkantilsystems ist, d. h. eine ganz übertriebene Vorstellung von der Bedeutung der Edelmetalle hat. Aber doch zeigt sich auch hier das prophetische Ahnen einer neuen Zeit mit neuen, größeren Aufgaben. Ja, bei manchen seiner Maßregeln fühlt man sich unwillkürlich versucht, Parallelen mit den verwandten Erscheinungen unserer heutigen volkswirthschaftlichen Gesetzgebung anzustellen. Auch auf dem Gebiete der inneren Politik erscheint der große König als der Vorbereiter und Begründer der Bahnen, auf denen wir uns noch heute bewegen. Alle die großen Fragen, welche noch in der Gegenwart unser politisches und wirthschaftliches Leben in erster Linie bedingen, werden schon von Friedrich mehr oder minder klar und präcis aufgeworfen und einer definitiven Lösung näher gebracht. Besonders bemerkenswerth erscheint mir das Verständniß, welches er den damals doch erst in ihren primitivsten Anfängen hervortretenden socialen Aufgaben des Staates entgegenbringt. Fast glaubt man sich in die erregten politischen und wirthschaftlichen Meinungskämpfe unserer Tage versetzt, wenn man sich des Königs Ansichten über diese Dinge vergegenwärtigt: Kanalbauten, Verkehrserleichterungen aller Art, Landesmeliorationen u. dergl. spielen da eine hervorragende Rolle. Man denke nur beispielsweise an die bereits erwähnte Urbarmachung des Oderbruchs. Wie deutlich treten uns da dieselben Bestrebungen entgegen, die sich noch heute in der Forderung einer Cultivirung der Lüneburger Haide und ähnlichen Plänen geltend machen. Selbst die eigentlich und specifisch sogenannte sociale Frage beschäftigt den König schon; er hat dem Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen energisch seine Aufmerksamkeit zugewandt. Auch in dieser Richtung begegnen wir in seinen Anordnungen Ideen, auf welche die neueste Zeit mit erhöhtem Nachdruck zurückgekommen ist. Wenn z. B. neuere Socialreformer mit Recht Gewicht darauf gelegt haben, wie großen wirthschaftlichen und ethischen Werth es habe, wenn es gelinge, die Arbeiter zu seßhaften Grundbesitzern zu machen, indem man ihnen ein kleines Häuschen nicht zur Miethe, sondern als wirkliches Eigenthum überlasse, so finden wir diesen Gedanken im Keime schon in einer Verfügung Friedrich's des Großen vom Jahre 1751 ausgeführt. Der König will in Berlin gewissermaßen ein neues Arbeiterviertel gründen, in welchem die aus dem Voigtlande eingewanderten Maurer- und Zimmergesellen angesiedelt werden sollten, damit sie nicht veranlaßt würden, in jedem Winter in ihre Heimat zurückzukehren. Die Art und Weise, wie er sich die Ausführung dieses Gedankens vorstellt, ist so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, den Wortlaut der Verfügung hier anzuführen: „Nach meiner idee," so heißt es da, „würde der Platz vor dem Hamburger Thore, in der Gegend, wo der Galgen stehet zu solchem etablissement für diese Leuthe am konvenabelsten seyn; welcher Platz zuvor ordentlich aufgenommen und in Quartiere und Straßen ein-

getheilt werden müßte, allwo alsdann jeder derselben mit einem kleinen Hause angesetzet und ihm ein ziemlich geräumiger Garthen-Fleck nebst einem Stück Landes, so wie es hier geschehen, angesetzet werden könnte; da sie, wenn ihre Maurer- und Zimmer-Arbeit vorbey, im Winter leben und überdem durch Spinnen und dergleichen Arbeit ganz reichlich sich ernehren könnten; und zwar dieses um so mehr, als Meine Intention ist, daß solches quartier dann nicht unter die accise gezogen werden, sondern davon ganz frey bleiben solle."

Man sieht, wie der fruchtbare staatliche Sinn des Königs sich mit gleicher Genialität auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit bewährt, wie seine Gesetzgebung keines der mannigfachen Interessen der menschlichen Gesellschaft unberücksichtigt läßt. Rechnet man hierzu noch die Arbeiten für die Herstellung eines Allgemeinen Landrechts und für die Hebung des Volksschulwesens, auf welchem Gebiete er, freilich zumeist ohne schnelle und sichere Erfolge, mit Energie die von seinem Vater betriebenen Bahnen verfolgte*), so kann man sich eine annähernde Vorstellung von der nimmer rastenden und fast fieberhaften Thätigkeit bilden, welche der König nach allen Richtungen entfaltete. Je mehr man sich mit dieser Seite seiner königlichen Berufsarbeit beschäftigt, um so klarer und unzweifelhafter wird es uns, seinen glücklichen Erben, werden, daß nicht bloß der äußere Bau unseres nationalen Staates, sondern auch sein Ausbau nach innen hin in allen seinen Grundlagen auf die grandiose Arbeit des Philosophen von Sanssouci zurückgeht.

Noch aber war der preußische Staat in die Formen des alten Reiches eingeengt, so sehr er sie auch zu Zeiten zu durchbrechen vermochte. Noch konnte er nicht als die Verkörperung der national-deutschen Idee, der Idee der Einheit des ganzen Volkes betrachtet werden. Er stellte nur den Grundstock dar, an welchen sich die nationale Idee der Zukunft anlehnen konnte. Erst mußte das nationale Bewußtsein nicht nur in Preußen, sondern in allen deutschen Landen zu tieferer Geltung kommen, ehe an die Begründung des national-deutschen Staates gedacht werden konnte. Und diese Idee zum ersten Mal wieder lebhaft erweckt und ihr die adäquate Form gegeben zu haben, ist das unvergängliche historische Verdienst unserer klassischen Literatur. Wohl selten ist die große Wahrheit, daß die Geschichte der Menschheit im letzten Grunde doch von Ideen beherrscht wird, klarer zu Tage getreten als eben damals. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 bis 1815, ebenso wie die spätere Einigung Deutschlands durch den preußischen Staat wären unmöglich gewesen, wenn nicht dem deutschen Volke durch den idealen

*) Mit dieser Seite der Thätigkeit Friedrichs des Großen beschäftigt sich das Buch von Conrad Fischer: „Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes". Trier 1886. Von großem Werth für diese Frage ist auch das in 2. Auflage erschienene Werk von Dr. Conrad Rethwisch: „Der Staatsminister Frhr. von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen." Berlin 1886.

Besitz seiner Litteratur seine Gemeinsamkeit wieder zu klarem Bewußtsein gekommen wäre. Die doppelten Wurzeln der heutigen nationalen Einheit reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Damals reiften gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen des deutschen Vaterlandes im Stillen die Kräfte heran, welche die Zukunft desselben zu begründen und zu lenken bestimmt waren: der preußische Staat mit seinen lebenskräftigen Elementen einer wahrhaft nationalen Macht auf der einen, die deutsche Literatur auf der anderen Seite. Derselben Zeit, welche den Kriegsruhm Friedrichs des Großen für alle Zeiten begründete, verdanken die ersten Gesänge des Klopstockschen Messias ihre Entstehung. Beides bedingte einander: nur aus einer Wechselwirkung beider konnte der nationale Staat hervorgehen. Eben darin lag nun aber das Tragische der Entwickelung unseres Volkes im vorigen Jahrhundert, daß diese innige Durchdringung der beiden Elemente zunächst noch nicht eintrat. Erst die Zeit der schmachvollen Fremdherrschaft auf deutschem Boden sollte diese höchste Frucht des nationalen Lebens zeitigen. Erst als der preußische Staat auch im vollen Umfange die geistige Führung der Nation übernahm, rückte er dauernd in die erste Stelle des deutschen Staatssystems ein. Damals aber war das noch nicht der Fall. Und auch dies beruhte auf einer Wechselwirkung, freilich rein negativer Art. Eben weil der geniale Fürst auf Preußens Thron für das Aufblühen der deutschen Literatur kaum irgend welches Verständniß zeigte, ist auch sein direkter und indirekter Einfluß auf die deutsche Literatur selbst kein so nachhaltiger und bedeutender geworden, als das sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Die deutsche Literatur, in ihrem ganzen Charakter von einem Idealismus ohne Gleichen, wandte sich doch in ihren patriotischen Erzeugnissen zumeist einer zum Theil nicht einmal völlig verstandenen Vergangenheit zu, der geniale König aber stand noch zu sehr unter dem Einfluß der wesentlich französischen Richtung seiner früheren Jahre und vermochte das neuaufkeimende Leben, welches sich um ihn herum in seinem eigenen Volke entwickelte, nicht zu verstehen. Nicht als ob sich zwischen beiden gar keine Berührungspunkte gezeigt hätten; aber eine wahrhafte Durchdringung, ein Ineinanderaufgehen zeigte sich vorerst nicht möglich. Vor Allem ist es merkwürdig, daß wir bei den hervorragendsten Ingenien unserer Literatur, bei Klopstock, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, mit einziger Ausnahme Lessings, so gar keinen unmittelbaren Einfluß der großen Gestalt des nationalen Helden auf ihre Dichtungen wahrnehmen. Freilich hat das bei Klopstock zum Theil auf bestimmten Ursachen beruht; er hat Anfangs eine wirkliche und echte Begeisterung für Friedrich den Großen empfunden, und es ist bekannt, daß seine Ode an Heinrich den Vogler ursprünglich auf Friedrich den Großen gedichtet war; später aber, als sich seine auf die Anerkennung des Königs gerichteten Hoffnungen nicht verwirklichten, hat er um so energischer gegen den König Partei ergriffen. Bei Schiller und Goethe aber haben ähnliche Motive gar nicht vorgelegen; im Gegentheil, Goethe hat in seinen biographischen

Aufzeichnungen den König wegen seines mangelnden Verständnisses für die neuaufgehende literarische Epoche mit selbstloser Billigkeit vertheidigt und auf der anderen Seite, wie erwähnt, mehrfach den dämonischen Zauber, welchen der Ruhm des Preußenkönigs gerade auf die Umgebung seiner Jugend hervorbrachte, anziehend geschildert. Und auch Schiller hat die nationale Bedeutung des Königs keineswegs verkannt; er soll sogar die Absicht gehabt haben, ihn zum Helden eines Epos zu machen. Gleichwohl läßt sich in den großen Werken dieser Dichter an keiner Stelle ein direkter Einfluß dieser Begeisterung erkennen. In weit höherem Maße ist das dagegen bei Lessing der Fall, dessen „Minna von Barnhelm" recht eigentlich unter dem Eindrucke des gewaltigen Ringens des Königs im siebenjährigen Kriege entstanden ist und die Spuren dieses Eindrucks deutlich erkennen läßt. Seit dem Erscheinen dieses Dramas ist es dann hier und da in der deutschen Dramatik üblich geworden, dem Franzosen die Rolle der komischen Figur zuzutheilen, für welche Lessing in seinem Riccaut de la Marlinière ein prächtiges Muster geschaffen hatte: hier haben wir eine unverkennbare Wirkung des preußischen Sieges von Roßbach und der dadurch wieder wachgerufenen Verachtung des alten Erbfeindes vor uns. Es liegt dem doch die, wenn auch nicht klar bewußte Empfindung zu Grunde, daß es etwas gebe, was alle Deutschen dem Erbfeind gegenüber zu einer Einheit verbinde, wenngleich momentan ein Theil der Deutschen mit diesem Erbfeind im Bunde stand. Eben dies aber war die Wirkung der Fridericianischen Thaten. Friedrich den Großen selbst hat jedoch Lessing in keinem seiner Werke zum Gegenstande seiner poetischen Behandlung gemacht. Und doch ist ihm die grandiose Bedeutung dieses Mannes, mit dem er sogar als Sekretär eines höheren preußischen Offiziers mit zu Felde zog, keineswegs unklar gewesen. Aber weniger seine national-deutsche Bedeutung war es, die ihm ins Auge fiel, als seine Persönlichkeit und seine Herrschergröße als König von Preußen, sein erhabenes Pflichtbewußtsein und die ganze Wucht seines Genius. An einer Stelle, die in der Sammlung seiner Werke keine Aufnahme gefunden hat, hat er wohl einmal geäußert, er vermöge alle Könige der Erde zu beneiden, nur den König von Preußen nicht; denn dessen Leben sei ein sprechender Beweis dafür, daß Regieren nichts anderes als Sorge und Arbeit sei.

Mit diesen wenigen Worten glaube ich die unmittelbare Einwirkung, welche die Erscheinung des Königs auf die eigentlich klassische Dichtung seiner Zeit hervorbrachte, im Wesentlichen erschöpft zu haben. Keineswegs aber soll damit gesagt sein, daß diese unmittelbare Einwirkung die einzige gewesen sei. Wenn es für das Gegentheil noch eines Beweises bedürfte, so würde derselbe in den bereits mehrfach erwähnten Aeußerungen Goethes über Friedrich den Großen liegen; ohnehin aber liegt diese Einwirkung klar am Tage; sie vor Allem war es eben, die der deutschen Literatur neben ihrer literargeschichtlichen auch eine universalhistorische Bedeutung gegeben hat. Denn

eben ihr ist das Bewußtsein, welches unsere großen Dichter, wenn auch nicht immer bewußt, durchdrang, in erster Linie zu verdanken: das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit im Gegensatz zum Auslande, welchem die Literatur der vergangenen Jahrhunderte zu ihrem eigenen und zu allgemein nationalem Schaden ihren Tribut gebracht hatte.

An einer Stelle Deutschlands aber zeigte sich doch auch eine direkte Einwirkung des Königs auf das geistige und literarische Leben, und zwar naturgemäß eben dort, wo die Persönlichkeit Friedrichs in ihrem Handeln und Denken in den unmittelbaren Gesichtskreis der Zeitgenossen trat, in Preußen selbst. Für die preußische Dichterschule war der König nicht bloß die Ursache für die Entstehung eines nationalen Bewußtseins, sondern der Gegenstand der Poesie selbst. Hier in diesem Kreise, welcher sich um Johann Wilhelm Ludwig Gleim gruppirte, strömten die großen Kriegsthaten und die nicht minder erhabene Größe der Regententhätigkeit des Königs unmittelbar in die Literatur ein: die historische Wahrheit selbst wurde zur Dichtung.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß die Dichter dieser Schule sich an poetischer Kraft und schöpferischer Genialität nicht entfernt mit den Heroen unserer Literatur messen können. Wenn Gleim trotz dieses geringeren Werthes seiner Dichtungen doch, zumal in Preußen, eine weit verbreitete Popularität genoß und sogar in Lessing einen wohlwollenden Beurtheiler fand, so beruht das eben zumeist darauf, daß er mit seiner Verherrlichung des preußischen Königs und seines Heeres Saiten anschlug, deren Töne, so wenig harmonisch vollendet sie waren, doch in der Brust jedes preußischen und vieler deutschen Patrioten lebhaften Widerhall fanden. Und eben darum gewinnt seine Poesie ebenso viel an historischem Werthe, wie sie an literarischem hinter den großen Erzeugnissen der klassischen Literatur zurücksteht. Seine Kriegslieder, welche er einem preußischen Grenadier in den Mund legt, wurden von den treuen Unterthanen des großen Königs wieder und wieder mit Begeisterung gelesen und haben nicht wenig dazu beigetragen, daß Preußens Bewohner mit hohem Stolze sich rühmten, dem Staate anzugehören, dessen König der größte Mann des 18. Jahrhunderts sei. Und diese Wirkung wurde erzielt, obwohl diese Lieder den eigentlich volksthümlichen Ton doch nur in geringem Grade zu treffen verstanden und sich zum Singen in dem Heerlager, worauf sie vielleicht berechnet waren, sehr wenig eigneten. Um so mehr erhellt aber hieraus, daß sie, wenn nicht in der Form, so doch in ihrem Inhalt das Richtige trafen. Und manche derselben sind doch auch poetisch nicht ohne Werth, so sehr derselbe auch durch die gelehrten Anspielungen aus dem klassischen Alterthum, die ihnen das eigentlich Volksthümliche vollends rauben, beeinträchtigt wird. Vor Allem aber ist es der Gedanke, daß Friedrich nicht bloß für sein engeres Vaterland, sondern für ganz Deutschland wirke und schaffe, der diesen Gedichten eine nicht zu unterschätzende nationale Bedeutung giebt. Dieser Gedanke wird zuweilen mit solcher Unbefangenheit ausgesprochen, daß die Niederlage Oesterreichs und des deutschen Kaisers selbst ge-

gradezu als eine Befreiung Deutschlands bezeichnet wird. Scheinbar ist dies ein Widerspruch, aber doch auch nur scheinbar. Denn dem tiefer Blickenden konnte es schon damals nicht zweifelhaft sein, daß ein wahrhaft lebenskräftiger nationaler Staat nur im Gegensatz zu den Formen des alten Kaiserthums gegründet werden könne. Wenn Gleim in seinem Siegesliede auf die Schlacht von Roßbach singt:

Wenn Friedrich oder Gott durch ihn
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien
Und Deutschland frei gemacht,

so empfand man kaum noch den Widerspruch, der darin lag. Die Hauptsache blieb doch, daß Friedrich der Große selbst, der Unvergleichliche, dessen Ruhm die Welt erfüllte, ein Deutscher war, daß der Deutsche wieder einen Helden hatte, auf den er stolz sein konnte. Ganz vortrefflich ist diese Stimmung des erwachenden nationalen Stolzes in einem kleinen Sinngedichte Gleims „Ueber das Bild Friedrichs des Großen" bezeichnet, wo es heißt:

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht
Einst die Geschichte lesen;
Denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,
Wahrscheinlich aber nicht.

Und jubelnden Widerhall fand es in den Herzen aller Preußen, wenn Gleim „am Geburtstage des Königs" ausrief:

Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!
Der Landesvater Friederich
Ist Held in großem Sinn.

Allenthalben fing man jetzt an, zu ahnen, daß der preußische Staat aufgehört habe, ein geographischer Begriff zu sein, daß der Heldensinn dieses Königs die verschiedenen Elemente desselben zu einer wirklichen Einheit umgewandelt habe. In diesem Sinne wird er dann als Befreier und Begründer eines deutschen Staates Hermann, dem Befreier ganz Deutschlands, an die Seite gestellt:

Den edlen Hermann singen wir,
Wir, unsers Hermanns Grenadier',
Weil er, ein Held mit Rath und That,
Die Ketten Roms gebrochen hat.

Wir, alle Helden, stolz und kühn,
Wir, alle Hermanns, singen ihn,
Bis wir in einer großen Schlacht
Den wilden Ungar zahm gemacht.

Und wer ihn nicht so singt wie wir,
Wir, unsers Hermanns Grenadier',
Der ist nicht deutschen Bluts, der ist
Kein freier Mann, kein guter Christ.

Der ist der größten Schande werth
Und trägt mit Ehren nicht sein Schwert,
Der soll an Donau, Rhein und Main
Des wilden Ungars Sclave sein.*)

Man sieht, wie auch hier der preußische Patriotismus unmerklich in den deutschen übergeht. Der nationale Held ist es, welcher allen Fremdländern, seien es nun Franzosen, Ungarn oder Kroaten, kühn entgegentritt und ihnen die Schärfe des deutschen Schwertes weist.

Der König lebe, denn er ist
Der bravste Mann im Reich!
An Kriegesmuth und Kriegeslist
Den alten Helden gleich.**)

Dieser Richtung der Poesie war wirklich mit dem Tode des großen Königs ihr eigentlicher Lebensodem entzogen. Mit Recht fordert Gleim bei der Todesnachricht die übrigen deutschen Dichter auf, in Zukunft statt seiner des Königs Größe zu besingen; er könne jetzt, wo der König nicht mehr sei, auch nicht mehr dichten. In der That hat er das letzte seiner Gedichte auf Friedrich den Großen bald nach dessen Tode geschrieben; und dieses, welches er „die zwei letzten Blicke Friedrichs" betitelt hat, ist eines der besten, welche er überhaupt gedichtet hat:

Zwei Blicke that Er hin auf seine Lebenszeit,
Eh' Er hinüberging in die Unsterblichkeit;
Die Todten aller seiner Schlachten
Sah Er mit seinem einen Blick;
Mit seinem andern all das Glück,
Das seine Lebenstage machten.
Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus,
Der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus.

Schon in diesen Versen spricht sich jene Empfindung aus, der die übrigen Dichtungen Gleims wiederholten und oft begeisterten Ausdruck gaben, daß der Kriegsruhm Friedrichs des Großen weder seine einzige, noch seine hauptsächliche Größe ausmache, daß vielmehr sein Hauptverdienst darin bestehe, daß er die Wunden, welche des Krieges Gewalt seinen Landen geschlagen, auch wieder zu heilen verstanden habe. So sind denn auch die Kriegslieder, welchen Gleim in erster Linie seine Berühmtheit und Popularität verdankt, keineswegs das Einzige, was er auf Friedrich den Großen gedichtet hat; auch

*) Auf dem Colonnenwege zwischen Glatz und Silberberg. 4. Juli 1778. Bd. 4, S. 111 der Körn'schen Ausgabe.

**) Lied am Geburtstage des Königs. Ebenda S. 118.

in seinen Sinngedichten und in seinen übrigen poetischen Erzeugnissen spielt die große Gestalt des Königs eine hervorragende Rolle:

Bild' aber nicht die Siege
Des Helden mir darauf!
Es sind weit größ're Stellen
In seinem Lebenslauf.
Er ist ein Freund der Künste,
Bild' einen Lorbeerhain,
Mach' einen Tanz der Musen,
Laß' ihn Apollo sein!

so ruft er in seinem Gedicht „an des Königs Waffenschmied" aus und ähnliche Andeutungen, die mehr dem Philosophen von Sanssouci als dem ruhmreichen Helden gelten, finden sich wiederholt in seinen Werken. Wir erinnern hier nur an das reizende Gedicht: „Als der König Brot und Saatkorn austheilen ließ", welches im Jahre 1771 entstand, also zu einer Zeit, in welcher der König die ganze Energie seiner genialen Thätigkeit auf die Hebung des Wohlstandes seiner durch den Krieg ausgesogenen Länder concentrirte.

Und in ähnlichen Weisen eines begeisterten preußisch-deutschen Patriotismus ließ sich der in der Handhabung der poetischen Formen Gleim unendlich überlegene Dichter Ramler vernehmen.

Friedrich, Du, dem ein Gott das für den Sterblichen
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
Und (ein Wunder für uns), der Du Dein Loos erfüllst,

so ruft er in der Ode an Friedrich den Zweiten aus, und man wird im Allgemeinen sagen dürfen, daß überhaupt von seinen Oden und sonstigen Poemen die, welche sich auf Friedrich den Großen beziehen, die schwungvollsten und formvollendetsten sind.

Das Tragische der ganzen Entwickelung aber, daß dieser „Apollo" doch nur ein Gott der fremden, nicht der nationalen Musen war, daß er das um ihn herum aufsprießende blühende Leben nicht sah und nicht sehen konnte, hat Gleim kaum je klar erkannt oder doch nicht erkennen wollen, so sehr auch die übrigen Dichter ihn darauf aufmerksam machten. Wie ganz anders als die begeisterten Gesänge Gleims auf den König klingt doch die prosaische, aber darum um so richtigere Aeußerung, welche Götz im Februar 1764 eben an Gleim schrieb: „Welch' ein Unstern für Deutschland, daß Ihr Monarch nur an der französischen Literatur Geschmack zu haben scheint; ich hoffte, wenn er die deutsche Literatur hochschätzte, daß wir endlich einen Sophokles, einen Molière, einen Quinault und Metastasio und überhaupt einen Schauplatz haben würden; denn wo werden wir ihn bekommen, wenn er nicht in Berlin erschaffen wird?"

Und dieser Mangel an Verständniß wurde auch nicht gehoben, als die nationale Poesie sich zu immer kühnerem Fluge erhob. Noch wunderbarer als diese Klage von Götz muß es uns annuthen, daß der König noch im

Jahre 1780 seine Ansicht, daß die deutsche Literatur überhaupt nichts Bedeutendes und Großes auf schönwissenschaftlichem Gebiete zu leisten vermöge, mit voller Schroffheit aussprach. In dieses Jahr nämlich fällt seine so berühmt gewordene Schrift „De la Littérature Allemande." Noch im Jahre 1764, als Götz jene wehmuthsvollen und resignirten Worte schrieb, konnte es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß der geniale König, soeben erst von den Sorgen eines welthistorischen Kampfes befreit, das geistige Leben, welches inzwischen in Deutschland erblüht war, nicht beachtete; denn damals befand sich dieses Leben noch in den ersten Stadien seiner Entwickelung. Im Jahre 1780 aber stand nicht nur Klopstock auf der Höhe seines Ruhmes, Wieland und Goethe fesselten bereits die allgemeine Aufmerksamkeit, und Lessings bedeutende und großartige Wirksamkeit war schon zu vollkommener Geltung gekommen. Seine sämmtlichen Werke, mit Ausnahme Nathans des Weisen, waren in Aller Händen; nur von Schiller konnte der König noch nichts wissen; vor kurzer Zeit erst waren dessen „Räuber" zum ersten Male auf der Bühne erschienen.

Dem gegenüber machen wir nun die überraschende Entdeckung, daß der König in der erwähnten Schrift von Klopstock, Wieland und Lessing gar nichts weiß, obwohl der letztere eigentlich direkt unter seinen Augen emporgekommen war. Hätte er von Lessings epochemachender Bedeutung nur eine entfernte Ahnung gehabt, er hätte vor Allem seine Ansicht über die unverbesserliche Barbarei des deutschen Stiles und der deutschen Sprache erheblich modificirt. Aber es scheint, daß er von Lessings Werken auch nicht eines jemals in den Händen gehabt hat. Lessings Name wird in der ganzen Schrift nicht erwähnt. Es ist ein tragischer Anblick, wenn man in dieser Schrift sieht, wie der König sich abmüht, Mittel zu finden, wie der unerträglichen Plumpheit des deutschen Stiles, der Unklarheit und Steifheit der Gedanken abzuhelfen sei, während durch Lessing eben damals eine geradezu klassische Form der deutschen Prosa bereits begründet war. Die ganze Schilderung des Königs, reich an lebendigen und zum Theil drastischen Zügen, würde genau auf die Zeit seines Regierungsantrittes passen: davon, daß inzwischen in den 40 Jahren seiner Regierung eine vollständige Umwälzung vor sich gegangen war, hatte er eben keine Ahnung. Entschließt man sich, hiervon einen Augenblick abzusehen, so entdeckt man freilich in den Ausführungen des Königs Sätze von überraschender Klarheit und Schärfe, von denen einige auch heut noch ihre volle Bedeutung bewahrt haben; aber sie beziehen sich nicht auf die belletristische Literatur, auf die sie vielmehr gar nicht mehr passen, sondern auf die Entwickelung der wissenschaftlichen Forschung, welche er für die nothwendige Vorbedingung einer Wendung zum Besseren hielt. Die Winke, welche er in dieser Hinsicht namentlich in Bezug auf die Geschichtschreibung giebt, zeigen ihn wieder in seiner ganzen Genialität, auf einem Standpunkte, der seiner Zeit um ebensoviel vorausgeeilt ist, als seine Aeußerungen über die schönwissenschaftliche Literatur hinter derselben zurück-

geblieben sind. Sie sind zugleich maßgebend geworden für das nahezu klassische Unterrichts-Reglement, welches in demselben Jahre auf seine Anregung unter seiner unmittelbaren Leitung der Minister Hertzberg ausgearbeitet hat. Hier finden sich Forderungen, deren Erfüllung dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb und auch heute noch nicht völlig erreicht ist: vor Allem ist es hier die Betonung des Grundsatzes, daß mehr als auf die einzelnen Ereignisse der Menschheitsgeschichte auf die Zustände der Völker, auf das Bleibende, welches sie für die menschliche Kultur geleistet haben, Sorgfalt verwendet werden müsse: ein Grundsatz, der doch erst seit Niebuhr und Ranke zu umfassender Geltung gekommen ist. Bis zu einem gewissen Grade hat ihn freilich der König selbst schon in seinen eigenen historischen Werken befolgt, die man in Bezug auf Klarheit und Präcision der Darstellung, sowie auf Unbefangenheit der historischen Auffassung mit einem gewissen Recht den Kommentaren Cäsars an die Seite gestellt hat. Und bei dieser Klarheit und Präcision, bei dieser Größe der historischen Auffassung diese völlige Unkenntniß des nationalen geistigen Lebens der Gegenwart! Fürwahr eine wunderbare Erscheinung! Von all dem Großen, welches die ersten Geister seiner Nation geschaffen, kannte er nur Goethes Götz von Berlichingen, und über diesen fällt er ein so geringschätziges Urtheil, daß wir aus dem Staunen gar nicht herauskommen. Fast scheint es, als wenn er, in seiner Vorliebe für die französische Literatur befangen, überhaupt Alles, was einen germanischen Zug an sich trägt, verachte. Denn in das abfällige Urtheil, welches er über den Götz fällt, schließt er auch die gesammte dramatische Production Shakespeares ein; mit voller Klarheit erkennt er die innere Verwandtschaft von Goethes Götz mit der Shakespeareschen Dramatik, aber beide nennt er „würdig der Wilden von Kanada". Er vermißt in ihnen das Maßvolle und Gleichmäßige der ästhetischen Grundlage, er tadelt schroff ihre Abweichung von den Grundsätzen der Aristotelischen Poetik; nur in den französischen Dramen findet er die Einheit von Ort und Zeit, welche er für ein unerläßliches Erforderniß des Dramas hält. Er kann sich nicht genug wundern, daß Shakespeares „abominables pièces" bei dem Publikum einen solchen Anklang finden. Den Götz nennt er eine „abscheuliche Nachahmung" der englischen Stücke.

Nun ist es allerdings ein merkwürdiges Verhängniß, daß der große König von allen Werken, mit denen Goethes Genius seine Nation beschenkt hatte, nur dasjenige kennen lernte, welches in der That das am wenigsten bühnengerechte von allen ist, die Goethe geschrieben hat. Bekanntlich hat der Dichter später das Urtheil des Königs über dieses Stück, wenn auch nicht in vollem Umfange, getheilt; seine späteren Dramen zeigen gerade in dieser Hinsicht einen ungeheuren Fortschritt.

Will man sich nun das völlig abfällige Urtheil des Königs über die deutsche Literatur einigermaßen verständlich machen, so muß man sich vor Allem zweierlei gegenwärtig halten: einmal das tragische Verhängniß, daß

er eben die bedeutendsten Schöpfungen derselben absolut nicht kannte, dann aber die dies erklärende Thatsache, daß die für die geistige Entwickelung des Königs bestimmenden Eindrücke in seine Kronprinzenzeit fallen, in der eben von einer originalen und bedeutenden deutschen Literatur keine Rede war. Damals war er ebenso von der unausstehlichen Plumpheit der deutschen Sprache, die gegenüber der Eleganz der französischen doppelt grell zu Tage trat, wie von ihren abgeschmackten Wendungen und ungeschickten Gleichnissen abgestoßen worden. Er giebt von diesen Erzeugnissen, welche damals zu seiner Kenntniß gelangt waren, zur Motivirung seiner Ansicht über die deutsche Literatur einige besonders drastische Proben. Er ergießt mit Recht seinen bitteren Spott über Verse wie den folgenden:

Schieß, großer Gönner, schieß Deine Strahlen,
Armdick auf Deinen Knecht hernieder.

oder über die Dedication eines Werkes an eine Königin, in welcher die klassische Stelle vorkommt: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit." Durch solche Albernheiten konnte er allerdings einen allzu großen Respect vor der Literatur seines Volkes nicht in sich aufnehmen. Daß es nicht bloßes Vorurtheil war, was ihn ganz in das französische Fahrwasser trieb, sieht man aus der milden und freundlichen Art, in welcher er über Poesieen wie die Gellertschen Fabeln urtheilt; er stellt Gellert dem Phädrus und Aesop an die Seite. Und wenn er neben Gellert auf die Poesieen des Freiherrn von Kanitz aufmerksam macht, so zeigt dies doch, daß er sehr klar erkannte, auf welchem Wege die deutsche Literatur zu höherer Blüthe gelangen könne; denn man darf füglich behaupten, daß Kanitz zu denjenigen Vorläufern der klassischen Literaturperiode gehört, bei denen sich schon die meisten verheißungsvollen Anklänge finden. Und auch der Hinweis auf den dritten der Dichter, welche der König unter den Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Unbedeutendheit nennt, Geßner, zeigt doch, daß es dem Könige an Verständniß für die Erfordernisse einer wahren und bedeutenden Literatur nicht fehlte. Denn so süßlich und weichlich uns das Schwimmen in der Empfindung, die Gefühlsseligkeit, die es zu keiner Handlung kommen läßt, in Geßners Idyllenpoesie anmuthen mag, zu leugnen ist doch nicht, daß sie der wahren und schönen Züge genug enthält und immerhin neben der trostlosen Oede der sonstigen Poesie des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts einen unverkennbaren Fortschritt in sich schließt. Dem Könige, der von der neuen Literatur nichts wußte, mußten sie allerdings fast als das Bedeutendste, was die deutsche Poesie zu leisten vermöge, erscheinen.

Und da Friedrich eben gerade in den Jahren, in denen er die für sein ganzes Leben bestimmenden geistigen Eindrücke empfing, andere Poesieen als die schwülstigen des 17. und einige bessere des 18. Jahrhunderts nicht kannte, so darf es uns so wunderbar nicht erscheinen, daß er sich mit Vorliebe der französischen Literatur zuwandte. Wie Maupertuis, d'Argens und andere Franzosen einen bestimmenden Einfluß auf die Akademie des Königs übten,

so war auch die französische Literatur die, welche in dem geistigen Leben des Königs selbst von entscheidender Geltung war: hier fand er die Anmuth und Eleganz der Sprache, die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks, die er bei seinen Landsleuten schmerzlich vermißte. Und diese Eindrücke, welche er als Kronprinz in der Periode des Sturmes und Dranges in seinem inviduellen Leben in sich aufgenommen hatte, diese Liebhaberei für das Französische, welche er unter dem Drucke der strengen väterlichen Zucht nur um so tiefer und nachhaltiger gefaßt hatte, behielten ihre Geltung für sein ganzes späteres Leben. Wen sollte das Wunder nehmen? Als die schönen Tage von Rheinsberg vorüber waren und der „philosophische" Kronprinz König geworden war, da waren es ganz andere als literarische Sorgen, welche seinen reichen Geist beschäftigten. In dem Waffenlärm des titanenhaften Kampfes, den er auf sich nahm, vermochte er gänzlich neue Anschauungen und Erscheinungen der literarischen Welt nicht mehr mit der Unbefangenheit zu würdigen, wie es in den schönen Tagen von Rheinsberg der Fall gewesen wäre. Wohl lebte er auch im Feldlager dem Dienste der Musen; sein Briefwechsel mit Voltaire, d'Argens, der Madame de Lamas u. A. zeigen zur Genüge, in wie umfassendem Maße das der Fall war. Aber es blieben dieselben Musen, welche den genialen Kronprinzen durch ihre Reize gefesselt hatten: die französischen.

Und so geschah das Tragische: der große nationale Held, der dem politischen Leben Deutschlands einen völlig neuen Inhalt gab, blieb dem geistigen Leben der Nation so fremd, daß er nicht einmal seine Muttersprache in irgendwie gewandter oder flüssiger Form zu handhaben wußte, daß er alle seine großen historischen und philosophischen Werke in einer fremden Sprache schrieb, ja daß er sogar in fremder Sprache dichtete. Zwar hat er selbst erkannt, daß er es in dieser fremden Sprache doch nie zu der Vollendung bringen könne, wie dies bei der völlig beherrschten Muttersprache der Fall gewesen wäre, und er hat in dieser Erkenntniß über seine eigenen Poesieen ein Urtheil gefällt, dessen Härte doch nicht ganz gerechtfertigt erscheint; aber den Versuch, in eigener Sprache zu dichten und zu denken und den dabei etwa entstehenden Mangel an Eleganz des Ausdrucks durch die Wahrheit einer echten Empfindung auszugleichen, hat er nicht unternommen.

Und doch hat er geahnt, welche großartige Fülle von Kraft und Schönheit in dieser scheinbar so armen und plumpen Sprache schlummere, und wie diese schlummernden Kräfte nur der geeigneten genialen Hand bedürften, um zu blühendem Leben erweckt zu werden. Daß diese Hand bereits in voller Thätigkeit des Erweckens und Schaffens begriffen war, hat er nicht gedacht, wohl aber hat er der deutschen Literatur eine große Zukunft prophezeiht. Er hat das Gegenwärtige doch wenigstens als Zukünftiges vorahnend geschaut. Am Schlusse seiner merkwürdigen Abhandlung spricht er die feste Ueberzeugung aus, daß auch der deutschen Literatur eine große Zukunft beschieden sei, ja daß sie vielleicht dereinst die Literatur aller anderen Nationen

an Kraft und Größe überſtrahlen werde; denn ſo hoch er auch die geiſtigen Schöpfungen der Franzoſen ſchätzte, ſeine ethiſche Achtung hat er vor Allem immer ſeinen Landsleuten bewahrt, deren Charakter, deren brave und mannhafte Geſinnung er ſtets anerkannte, wenngleich er im geſelligen Verkehr die Franzoſen vor ſeinen männlicheren, aber ungewandteren Landsleuten bevorzugte.

Und merkwürdig, von jener geahnten Blüthe der deutſchen Literatur glaubt er, daß ſie erſt dann eintreten werde, wenn die Fürſten Diejenigen, welche die Träger des geiſtigen Lebens ſind, zu frohem und kühnem Schaffen ermuntern würden; daß er ſelbſt dieſe Forderung nicht im Geringſten erfüllte, ſcheint er kaum bemerkt zu haben. Gerade dieſem Mangel aber — denn ein ſolcher war es ohne Zweifel — verdankt unſere deutſche Literatur vor Allem jene großartige und grenzenloſe Freiheit, mit der ſie ſich entwickelte und die mit der Rückſicht auf die Großen dieſer Welt ſchwer vereinbar erſcheint; freilich auch jenen Reichthum an unklaren kosmopolitiſchen Träumereien, durch welchen ſich viele ihrer größten Erzeugniſſe auszeichnen. Der König aber, der von dem friſchen geiſtigen Leben ſeines Vaterlandes kaum etwas bemerkte, vergleicht ſich ſelbſt mit Moſes, der von ferne, von ſteiler Bergeshöhe das gelobte Land erblickte, ohne daß es ihm vergönnt geweſen wäre, dasſelbe zu betreten. Er ahnte nicht, daß er bereits mit beiden Füßen in dieſem gelobten Lande ſtand. Nicht einmal die preußiſchen Dichter, welche ſeine Thaten jubelnd uud begeiſtert beſangen, hat er von ſeiner einſamen Höhe aus wahrgenommen.

Und doch war er unbewußt ein Verbündeter der neu erſtandenen geiſtigen Macht, indem er ihr die Macht der That ſchöpferiſch zur Seite ſtellte. Seine Schöpfung ſollte dereinſt im Verein mit der unergründlichen Tiefe des Gedankens in der deutſchen Poeſie den Deutſchen das höchſte Gut, welches ſie Jahrhunderte lang ſchmerzlich entbehrt und ſehnſüchtig herbeigewünſcht hatten, wiedergeben: ein mächtiges, großes und einiges Vaterland.

Moltke als Erzieher.[1])

Allerlei Betrachtungen

von

Felix Dahn.

— Breslau. —

(Schluß).

Die großartige Fürsorge für die Arbeiter in der „socialen Gesetzgebung", wird man einwenden, bedeutet sie etwa nichts?

Gewiß bedeutet sie sehr viel: und man soll das segensreiche Werk, das (unter dem alten Kaiser) durch Bismarck angegriffen wurde, mit allen Kräften weiter führen: einmal, weil dadurch thatsächlich so viel des Guten geschaffen wird, ohne Rücksicht auf Nebenwirkungen: es ist noch niemals für die „Arbeiter" (als ob wir Andern alle Faullenzer wären!) so eifrig gesorgt worden, wie durch diese Gesetzgebung, wie es denn wohl überhaupt freien Arbeitern noch nie so gut ergangen ist in ihrer ganzen Lebenshaltung wie heute den Unsrigen.

Zweitens aber soll diese Gesetzgebung fortgebaut werden, wie Kaiser Wilhelm II. bedeutsam gesprochen hat, „um unser Gewissen zu entlasten", d. h. um uns sagen zu können, daß von uns aus nach besten Kräften Alles geschehen ist, was möglich war, um das Los der Arbeiter zu bessern. Aber jenes Wort drückt schon recht ahnungsschwer die Besorgniß aus, daß alle diese Bemühungen nicht bewirken werden, ein furchtbares Erdbeben, eine zerstörende Entladung der unterirdisch grollenden und gährenden Gewalten zu verhüten.

[1]) (Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, gesammelte Schriften III. Berlin 1891.)

An dem Tage, da diese Kräfte losbrechen, will der Kaiser, wollen wir Alle „ein gutes Gewissen" mitnehmen in den Kampf, dessen Furchtbarkeit alle blos politischen Umwälzungen ungeheuer überragen wird: es wird in der That eine „Götterdämmerung" werden, in der alle bisher gebändigten dumpfen Riesen-Mächte der thierischen Leidenschaften des Neides, der Rache, der Genußgier sich losreißen werden zur Vernichtung alles dessen, was uns ideal, theuer und heilig war.

Daß die „sociale Gesetzgebung" jenen Losbruch nicht verhindern kann, ist zweifellos.

Neben den par Tausenden von Einsichtigen und Dankbaren stehen die Millionen von Andern, welche diese Dinge nur so hinnehmen, wie ihre Führer sie ihnen hinstellen: ganz offen erklärten diese ja auf dem Tage zu Erfurt: „solche Gewährungen werden nur angenommen I.) um den Arbeiter „kampffähiger" zu machen, die letzten, die vollen, die Umsturz-Ziele zu erreichen und II.) um in den Verhandlungen im Reichstag den Arbeitern zu zeigen, wie jämmerlich wenig das Eingeräumte sei, wie die herrschenden Klassen alles Wesentliche den Arbeitern versagen!

Das also ist die Ernte, die aus diesen Saten des Wohlwollens aufgehen wird!

Man sage nicht: die Arbeiter werden dieser Verhetzung nicht folgen. Sie werden ihr folgen! Warum? Weil in solchen Bewegungen die Gemäßigten immer und jedesmal von den weiter Gehenden fortgerissen, überboten, überwunden werden. Und weil — das ist das Tragische daran — wirklich mehr als ein Jahrhundert hindurch an dem IV. Stande durch Ausbeutung, durch Druck, oder doch wenigstens durch Nichts-Thun gar vielfach und gar manchen Orts schwer gefehlt wurde: nun trifft die Strafe — wie so oft in der Weltgeschichte — nicht die schuldigen Ahnen, sondern die unschuldigen Enkel, die sich vergeblich und zu spät bemühen, die alte Schuld 'gut zu machen.

Die Sache wurzelt aber noch viel tiefer.

Die „sociale Frage" ist überhaupt nicht „lösbar": d. h. es kann nicht Allen wirthschaftlich gleich gut ergehen, weil nicht Alle mit gleichen geistigen und körperlichen Anlagen, mit gleichem Fleiß geboren werden. Noch jede Gesellschaftszeit ist zu Grunde gegangen an ihrer Art, jene Frage zu „lösen": die Antike an der Sclaverei, das Mittelalter an der Unfreiheit, dann an dem gespaltenen Grundeigenthum und der (ursprünglich so wohlthätigen) Zünftigkeit von Handel und Gewerk. Und wir werden zu Grunde gehen an dem Mißverhältniß zwischen Capitalismus und Arbeit, wenn jene Bewegung siegt, was — für einige Zeit — im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Dauern können ja die Zustände nicht, welche die Socialisten herbeiführen wollen. Warum nicht? Einmal, weil erst durch lauter erfolgreiche Kriege die Nachbarstaaten gezwungen werden müßten, zu der gleichen Gestaltung überzugehen: ein socialistisches Deutschland, Frankreich u. s. w. allein

müßte verhungern im Wettbewerb mit Nachbarn, welche mehr als 8 (Verzeihung, jetzt sind es, glaub' ich, nur mehr 6!) Stunden arbeiten. Zweitens, weil die durch den socialistischen Zwang herbeigeführte Knechtung unerträglich wäre: es könnte z. B. keine freie Berufswahl mehr geben; die „Gesellschaft", welche mehr Schuster braucht als vorhanden, würde den vielleicht zur Sternkunde oder zur Archivwissenschaft Neigenden und Berufenen zwingen, Schuhe zu machen (vermuthlich nicht erfreuliche!) Das ist nun aber gerade das Aergste an diesem ganzen Unheil! Bei anderen großen Umwälzungen, der geradezu „conservativen" englischen, der amerikanischen, der großen französischen Revolution konnte man über den Rechtsbruch und das Blutvergießen sich schließlich mit dem weltgeschichtlichen Trost hinwegsetzen:

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Der Sieg der Socialdemokratie dagegen kann nur zerstören, kann nichts schaffen und aufbauen. Und wird auch dieser Sieg nur gar kurzathmig sein, — wie viele höchste Güter unserer Bildung, die Errungenschaften von einem halben Jahrtausend, werden während des Kampfes zerstört werden: oder — nach dem Kampfe — von den Siegberauschten; weh' unseren Museen und Büchereien und wissenschaftlichen Sammlungen, die den „Bourgeois" theuer waren! Kunst und Wissenschaft werden überhaupt abgeschafft: kann man doch eine Bildsäule nicht essen wie eine Wurst und eine Philosophie nicht trinken wie Schnaps. Die Entbehrlichkeit zumal der Rechtswissenschaft im socialen Staat las ich schon sehr überzeugend bewiesen: da alle Leute zufrieden sind, giebt es keinen Rechtsstreit, kein Vergehen mehr.

Und ist der Taumel vorüber: — ein Deutschland wird es dann nicht mehr geben. Denn nur der deutsche Arbeiter ist — vermöge des verfluchten Hanges zum Weltbürgerthum in unserer deutschen Eigenart — so „idealistisch", daß er freudig zur Vernichtung des Deutschen Staates helfen wird, während Franzosen und sogar Russen (die äußersten Nihilisten abgerechnet) ihr Volksthum nicht verleugnen und bei dem Zusammensturz der Deutschen Heeres- und Staats-Macht — im Bunde mit den deutschen Empörern — als Sieger in Berlin stehend, vor Allem dafür sorgen werden, daß sich beide niemals wieder zu erheben vermögen.

„Welche Kassandra-Rufe!" wird man sagen.

Absit omen! Kassandra, auf die Niemand hörte, der Niemand glaubte, behielt Recht. Er kam wirklich, er kam „der Tag, da die heilige Ilios hinsank, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!" —

„Warum? wird man fragen. Haben wir schließlich, neben unserem guten Gewissen, nicht unser gutes, treues Heer?"

Noch haben wir es. Wie lang wird es währen, bis jenes Gift auch das Landvolk ergriffen hat, aus welchem im Wesentlichen unser Heer hervorgeht? Das ist nur eine Frage der Zeit. Zwar der echte Bauer wird den socialdemokratischen Bekehrer eher todtschlagen als unterstützen: aber leider ist der echte deutsche Bauer mit seinem stolzen Selbstgefühl nur in

wenigen deutschen Landschaften noch zu finden: wo, wie im Nord-Osten, Instleute, Kossäten, d. h. unstäte Tagelöhner die Arbeit für den Großgrundbesitzer thun oder wo, wie in Mittel- und Süd-West-Deutschland, der ländliche Grundbesitz allzu zersplittert ist, da werden jene Lehren bald Eingang finden.

„Weshalb? Es geht den Leuten doch nicht schlecht!"

Erstens geht es jenen zum Theil wirklich schlecht. Zweitens ist die Begehrlichkeit und in Folge dessen die Unzufriedenheit auch mit erträglichen Lebensführungen gewaltig gestiegen und es ist drittens in jene breiten Massen eine „Kritik-Fähigkeit," ja „Kritik-Wuth" hineingetragen worden, welcher früher fehlte.

Dazu kommt aber, daß die unaufhaltsame ungeheure Zunahme der Bevölkerung in Deutschland geradezu eine entsprechende Vermehrung der Socialdemokraten bedeutet.

Es werden viel mehr Kinder von „Arbeitern", von Leuten des IV. Standes, von Minderbemittelten geboren als von Angehörigen des III. Standes: von Eltern höherer Bildung und günstigeren Vermögensstandes. Zwar ist auch die Sterblichkeit dieser gewissenlos in die Welt gesetzten Kinder stark, allein die Zahl der Lebenbleibenden ist doch unverhältnißmäßig größer. Alle diese Kinder wachsen auf unter der eifrigsten Erziehung zur Socialdemokratie, die wirkliche (oder eingebildete) Noth verstärkt oder verbittert die von den ersten Lebensjahren an geübten Einflüsse der Eltern, der Nachbarn, der Spiel-, bald (leider!) der Arbeitsgenossen. Und nun ist einmal in der Socialdemokratie das Banner gefunden, das allvereinende, unter dem sich — vorläufig — Alle schaaren, die aus irgend einem Grunde, mit Recht oder mit Unrecht, unverschuldet oder verschuldet, mit ihrem Schicksal unzufrieden, von Neid gegen die besser Lebenden, von Haß gegen die Staatsgewalt, gegen den „Klassen-Staat" erfüllt sind. Alle diese — mögen sie im Herzen auch keineswegs völlig mit den letzten, oft auch ihnen noch verhüllten socialdemokratischen Zielen und Grundsätzen einverstanden sein — Alle diese stimmen jetzt bei den Wahlen mit den Socialdemokraten: ohne Zweifel werden auch die Meisten — nicht Alle! — von ihnen dereinst auf den Barrikaden neben ihnen kämpfen (diese veraltete kindliche Form der Empörung wird übrigens durch Dynamit und Petroleum erheblich verbessert werden).

Aber auch schon jetzt — noch im Frieden — muß diese ganz unaufhaltsam anschwellende Zahl socialdemokratischer Wähler auf das Ernstlichste besorgt machen — wegen des „allgemeinen Stimmrechts!"

Fürst Bismarck hat erklärt, er habe diesen Grundsatz „auf dem Frankfurter Tisch vorgefunden und herübergenommen": wohl begreiflich damals. Bei dem schweren Kampf, den er zu führen hatte, wollte er die „öffentliche Meinung", den Liberalismus für sich haben und nicht zurückstehen hinter dem Maß von „Freiheit", das die Reichsverfassung von 1849 schon gewährt hatte. Unliebe Gäste hoffte er wohl durch die Diätenversagung fern zu halten aus dem Reichstag.

Niemand bewundert unseren großen Staatsmann mehr als ich, aber das war ein verhängnißvoller Fehler.

Es bedarf keiner Ausführung, — schon Aristoteles hat es gelehrt — daß im Staat nicht die arithmetische Gleichheit der Köpfe, nur die proportionale Gleichmäßigkeit des Rechts — nach der Leistungsfähigkeit und Einsicht — einen Sinn hat: es hat keinen Sinn, daß der „Arbeiter", der von Recht und Staat gar keine Vorstellung hat, das gleiche Stimmrecht übt, wie der Fürst Bismarck. Wohl verstanden: nicht einen Vermögenscensus verlange ich für das Stimmrecht: die Plutokratie ist von allen Oligarchieen mit Recht die verhaßteste: das werden die Reichen in Belgien noch erfahren, die am Wenigsten in ganz Europa für ihre Arbeiter gethan und dabei die Wahlurne für sich allein in Besitz genommen haben! — aber einen Bildungscensus, den nachgewiesenen Besuch von Fortbildungsschulen nach der Volksschule als Voraussetzung des Wahlrechts: dadurch würde auch die unselige Kinder-Arbeit noch mehr eingeschränkt. (In Italien hat man wenigstens die „Analphabeten" vom Wahlrecht ausgeschlossen).

Jetzt, nachdem man es gewährt und 25 Jahre beibehalten hat, das allgemeine Stimmrecht einschränken, das wird nicht leicht angehn: nur nach einer niedergeschlagenen Empörung wäre daran zu denken: und zur Gewalt werden die Empörer erst greifen, wenn sie so ziemlich sicher sind, uns nieder zu schlagen.

Dauert nun aber die Vermehrung der unzufriedenen d. h. socialdemokratisch wählenden Bevölkerung fort wie bisher — und es besteht gar kein Grund für Annahme einer Aenderung hierin, zumal die „Sociale Gesetzgebung" ist ein solcher Grund nicht (s. oben S. 93), — so läßt sich heute schon die Zeit berechnen — mit statistischer Genauigkeit, — da bei Fortdauer des allgemeinen Stimmrechts die Socialdemokraten die Mehrheit im Reichstag haben werden.

Und dann?

Dann hemmen sie die Gesetzgebung und die Regierung des Reichs mit allen der Volksvertretung zustehenden Rechten: z. B. werden sie die Mittel zur Erhaltung und Fortbildung des Reichsheeres versagen. Dann werden wir, d. h. der bisherige Staat, entweder nachgeben: und dann erfolgt jene geheimnißvoll angedeutete „Hinüberleitung", das „Hineinwachsen" in die „socialen" Ideale „auf friedlichem Wege". — Oder — da das erste doch recht unwahrscheinlich ist, so lang es noch Anhänger des Deutschthums und des Staates im alten Sinne giebt! — diese, d. h. Kaiser, Bundesrath und wir „Bourgeois" werden gezwungen, uns dem zu widersetzen: was heißt aber das? Dann werden wir genöthigt, als die „Rechtsbrecher" zu erscheinen: — was doch geradezu unerträglich ist für unser „gutes Gewissen". Zwischen beiden gleich verderblichen Möglichkeiten steht nur — ein furchtbarer Trost! — die große Wahrscheinlichkeit, daß lange vor jener Zeit ein französisch-russischer Angriff die vaterlandsverrätherischen Neigungen zu viel früherem Ausbruch treibt: dann erliegen wir entweder dem verbündeten äußeren und inneren Feind — und dann? Dann werden freilich Franzosen und Russen

mit den deutschen Socialdemokraten ganz ebenso ein Ende machen wie mit uns. Oder — ein kaum zu hoffender Ausgang! — wir werden mit Franzosen, Russen und innerem Verrath und Aufruhr glücklich fertig: — dann wird allerdings dafür gesorgt werden müssen, daß sich weder der französisch-russische Angriff, noch der socialdemokratische Aufstand jemals wiederholen kann. —

Rußland zwar muß bei diesen Erwägungen gewissermaßen außer Ansatz bleiben, da das Verhalten der Socialdemokraten bei einem Angriff von verbündeten Franzosen und Russen noch als zweifelhaft hingestellt wird: vielleicht — das ist noch sehr gnädig! — werden in solchem Fall die Socialdemokraten befehlen, „daß ihre Angehörigen nur gegen die Russen geführt werden dürfen!"

Man tröste nur ja nicht: „das ist zu schwarz gesehen! Auch die deutschen Socialdemokraten fühlen sich als Deutsche — bei dem Angriff äußerer Feinde werden sie nicht fehlen: sie haben es ja gesagt." Ja wohl, einige haben es gesagt — im Reichstag! (Und Herr von Volmar auch außerhalb desselben. Wie ist es ihm bekommen?) Was aber die Herren wirklich denken — nun, das kam schon auf dem Congreß zu Brüssel ziemlich deutlich heraus, wenn sie auch jetzt noch nicht die letzten Absichten aussprechen. Und was den Glauben an die Wahrhaftigkeit in dieser Partei betrifft, — hat man vergessen, daß manche „Genossen" die Arbeiter aufforderten, die Zugehörigkeit zu einem socialistischen Verbande ausdrücklich abzulügen, ja unter Umständen auch der Meineid entschuldigt ward? Und dann sagte neulich Herr Bebel im Reichstag, die Socialdemokratie verbreite die Sittlichkeit.

Man erwidere auch nicht: „sollten wirklich die „Socialdemokraten" — oder viele — der Mobilmachung „passiven Widerstand" entgegenstellen, einfach nicht kommen, sich verstecken, — nun, dann wird man ein furchtbar Beispiel aufrichten und die Fahnenflüchtigen erschießen." Und einstweilen? Das wird hübsch werden, wenn wir ein Armeecorps im Reich umherschicken müssen, um 100,000 Mann einzufangen oder zu erschießen. Und wenn sie nun die Schienen aufreißen und durch die andern bereits angedeuteten Mittel unsere Mobilmachung und unseren Aufmarsch auch nur um Einen Tag verzögern: — der Feldzug kann dadurch entschieden sein!

Man sage endlich nicht: „noch kommen sie."

Wie lange dauert das „noch?" Es ist so ausnehmend naheliegende und so verführerisch angenehme Selbsttäuschung, weg zu bleiben, nicht aus Furcht vor den französischen Kugeln — o nein! — sondern weil das Wegbleiben aus Partei-Ueberzeugung geschieht, „weil das Proletariat jeden künftigen Krieg verbietet".

Und wenn sie, aus Furcht vor dem Standrecht, kommen, was werden diese Soldaten leisten, die im tiefsten Herzen die Vernichtung unseres Reichs, des preußischen Königthums, den Sieg der französischen Republik wünschen und jedem, der es hören will, laut zurufen, nicht der französische Soldat, nur der deutsche Bourgeois ist der Feind des deutschen Arbeiters? Die einmüthige Begeisterung des (mit verschwindenden Ausnahmen) ganzen deutschen

Volkes vom Jahre 70 wird nicht wiederkehren, so lange die Socialdemokratie in Deutschland noch Anhänger zählt.

Man wird einwenden: „ja, was soll denn nun gegenüber diesen Gefahren die Reichsregierung thun, der „das Zusehen mit verschränkten Armen" (oben Heft 177 S. 407) vorgehalten wurde? Hätte sie vielleicht das Socialistengesetz erneuern sollen?"

Darüber kann man verschiedener Meinung sein. Nur der Meinung der Fortschrittspartei kann man nicht sein, daß alle „Ausnahmsgesetze" zu verwerfen seien.

Dieser Satz ist ein Hauptklepper, eine wahre Paraderozinante, aus dem Stalle der altberühmten Steckenpferdcavallerie des schneidigen Reiterführers Herrn Eugen Richter. Ihm ist einfach zu entgegnen: „Ausnahmsgefahren erheischen Ausnahmsgesetze." Oder wollen die Herren auch für den Kriegszustand die Verkündigung des Kriegsrechts nicht mehr verstatten? Erneuerung des alten Socialistengesetzes würde sich nicht empfohlen haben, wohl aber Ersetzung desselben durch ein — weiseres.

Ich bestreite nicht, daß das Alte gelegentlich auch schädlich gewirkt hat. Aber freilich hat es auch gar sehr nützlich gewirkt. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, man muß Lob oder Tadel der Feinde über eine Maßregel vorahnen oder nachträglich beachten. Wohlan: vor kurzem las ich in einer socialdemokratischen Schrift die Versicherung: „unter dem Socialistengesetz wäre es ganz unmöglich gewesen, die Verhetzung (Verzeihung! „Agitation") auf das flache Land unter die Landbevölkerung zu tragen." Was aber die Verpestung auch noch des Landvolkes bedeutet, das ward oben (S. 94) ausgeführt. Es mußte also durch ein weiseres Socialistengesetz verhütet bleiben die offene gemeinschädliche „Agitation", die da wirkt auf die Seele unseres Volkes wie Brunnenvergiftung. Man bedenke: bisher glaubten wir, die Frauen und Mädchen der Arbeiter müßten unsere besten Bundesgenossen gegen eine Lehre sein, welche es recht übel mit ihnen vorhat: das Weib, wenn es noch nicht Megäre ist und mit Entsetzen Scherz treibt, ist aus Instinkt ideal und conservativ angelegt. Aber leider lehren Erfahrungen z. B. in schlesischen Gebieten, daß das tödtliche Gift jener Lehren auch schon manche Weiber ergriffen hat: was schadet denn die Aufhebung der Ehe und die Einführung der freien Liebe? (— die freilich noch nicht von Allen Socialdemokraten gelehrt wird —) Nichts! Denn nicht die uneheliche (oder verlassene eheliche) Mutter hat dann — wie heute — die Kinder zu erhalten, das ist ja Sache der „Gesellschaft", die das „Recht auf Arbeit" anerkennt, jedem Arbeitsgelegenheit verschafft und den Arbeitsunfähigen selbst erhält (das letztere thut freilich schon lange die deutsche Gemeinde und neuerdings sogar der Staat der gehaßten „Bourgois" auch).

Das „Körnchen Vernunft", das unzweifelhaft in der socialdemokratischen Bewegung liegt, die an sich durchaus nicht unberechtigt ist, hat, vergiftet, ein Unkrautwachsthum von Unvernunft emporwuchern lassen, das uns Alle, aber wahrlich nicht am Wenigsten die Arbeiter selbst, mit dem Untergang von Staat, Volk, Wirtschaft und Bildung im weitesten Sinne bedroht.

Wenn die Dinge ungehemmt so fortwachsen, so sind Kaiser und Heer und Reich, so sind alle Regierungen, so ist der Staatsgedanke, so ist die deutsche Volksart, so ist alle europäische Bildung, die Entwickelungsarbeit von Jahrhunderten verloren, nicht, um Raum zu geben einem Höheren, sondern einem Chaos, aus welchem, nach Vernichtung von Allem, was uns theuer, neues Leben sich nicht entwickeln kann.

Und unsere einzige Hoffnung auf Rettung ist (— gewiß nicht Uneinigkeit innerhalb der Umsturzpartei: das ist eine weitverbreitete Selbsttäuschung: gegen uns sind sie — wie die Franzosen! — Alle einig —) ein verfrühter, und deshalb scheiternder Losbruch. Und diese einzige Hoffnung ist — bei der abmahnenden Klugheit der Führer und der abschreckenden Gefährlichkeit solchen Wagnisses vor der Zeit — durchaus nicht im Allermindesten zu hoffen.

Ergebniß?

Nach Moltke's Vorbild seine Schuldigkeit thun bis zum Aeußersten.

Nach König Teja's Vorbild: Heldenthum bis zum letzten Athemzug auch ohne Hoffnung auf Sieg. —

Zu solch düsteren Betrachtungen gab uns Anlaß das Benehmen der Bevölkerungen von Schlettstadt und von Paris im Jahre 1870 und 1871: und doch haben diese französischen Arbeiter sich wenigstens nicht durch das Niederträchtigste befleckt: durch verrätherisches Einverständniß mit dem Kriegsfeind! — —

XV.

Recht schonend, aber doch auch recht unverkennbar tadelnd werden „die Operationen des Großherzogs von Mecklenburg" Ende November gegen Le Mans und Tours besprochen: S. 186, unerachtet des dringenden „Befehls aus dem großen Hauptquartier" (d. h. eben Moltkes!) „unverzüglich nach Beaugency abzurücken, um dem rechten Flügel der II. Armee „die dringend erforderliche Verstärkung dem weit überlegenen Feinde gegenüber" zuzuführen — „selbst ein Ruhetag wurde abgeschlagen und die äußerste Beschleunigung des Marsches gefordert" — „schickte der Großherzog das baierische Corps nicht in der kürzesten Richtung auf Beaugency, sondern immer noch auf Tours:" ja — und der nun folgende Satz birgt scharfe Spitzen —: „das Auftreten feindlicher Streitkräfte bei Brou wurde für bedeutend genug gehalten, um sich dorthin zu wenden und den befohlenen Marsch an die Loire vorerst noch zu verschieben" (!). Und zwar obwohl Moltke ausdrücklich mitgetheilt hatte, daß nicht von jener Richtung ernste Gefahr drohe!

Da ist es denn freilich vollbegreiflich, aber auch schwer wiegend, wenn es gleich auf der folgenden Seite heißt: „es war inzwischen vom großen Hauptquartier (d. h. eben von Moltke), um Einheit in die Operationen zu bringen (! also hatte bisher solche Einheit nicht geherrscht: der so scharf „befohlene Marsch" war eben nicht ausgeführt worden!), der Großherzog

dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl unterstellt, auch General von Stosch abgeschickt worden, um die Geschäfte als Chef bei der Armeeabtheilung des Großherzogs zu übernehmen." Die Meinung, die damals daheim in Deutschland häufig und lebhaft geäußert wurde, diese beiden Maßregeln verriethen, daß man in Versailles mit der Feldherrnschaft des Großherzogs nicht ganz einverstanden war, scheint daher so ganz unbegründet nicht gewesen zu sein. — Erwägt man Moltke's überaus zurückhaltende Ausdrucksweise, so muß man auch noch bei späterem Anlaß einen sehr bitteren Tadel über die Durchkreuzung und Nichtbefolgung seiner Befehle durch den Großherzog herausfühlen: S. 246. „Ein Schreiben des Chefs des Generalstabes aus Versailles hatte darauf hingewiesen, wie sich der V. Cavallerie-Division (des Generals von Rheinbaben) voraussichtlich durch Angriffe in Flanken und Rücken der weichenden Colonnen des Feindes sehr günstige Erfolge darbieten dürften, auch war vom Kronprinzen bereits Befehl an dieselbe ergangen, am 15. December mit allen Kräften weit über Brou hinaus vorzustoßen. Dem entgegen folgte am 16. die Division einer ihr übermittelten Weisung des Großherzogs, dessen Befehl die Division nicht unterstellt war, am Yères-Bach Stellung zu nehmen." „Sapienti sat!" — Auch wenn es S. 270 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg heißt, „da die Stadt St. Amand mißverständlich geräumt worden, befahl der Herzog den weiteren Rückzug seiner VI. Cavalleriedivision," und darauf S. 273 „er war mündlich im Hauptquartier Vendôme bereits angewiesen, ungesäumt nach St. Amand zurückzukehren," so erhellt daraus wenigstens eine, wenn auch unverschuldet, verfehlte Bewegung. —

XVI.

Köstlich wirkt der leise Humor, mit welchem die zuweilen ganz unglaubliche Leichtsinnigkeit der Franzosen geschildert wird: zumal in der prüfungslosen Annahme und Deutung günstiger Nachrichten: am 30. November war bei einem Ausfall aus Paris auf kurze Zeit ein Dorf Epinay in der nördlichen Einschließungslinie besetzt worden. „Man nahm nun in Tours ohne Weiteres an, daß dies das gleichnamige Dorf südlich (bei Longjumeau) sei und daß sonach die Vereinigung der Armee von Orléans mit der von Paris kaum noch ein Hinderniß finden werde. Der Freischaar Cathelineau wurde aufgegeben, schleunigst den Wald von Fontainebleau zu besetzen, dem Land aber die bevorstehende Vernichtung der Deutschen verkündet". „Die großen Worte können sie nicht lassen," meint der Schwabenherzog Burchard in meiner „Deutschen Treue."

Allein statt der Vernichtung der Deutschen erfolgte nun die immer stärker zunehmende Auflösung der großen, aber völlig unerzogenen Massen von Unglücklichen, welche Gambetta immer wieder und von allen Seiten gegen Paris oder gegen Belfort und in das Verderben trieb. Immer größer wird die Zahl der unverwundeten Gefangenen, welche die Geschlagenen bei Amiens

S. 219, bei Le Mans S. 295, 300, an der Lisaine S. 344, zurücklassen, die Nationalgarden „zerschlagen ihre Gewehre" S. 220, die Kelten aus der Bretagne „eilen in wilder Flucht" aus der Schlacht, S. 392, und kehren dann — einfach „in ihre Heimat zurück." „Ihnen schlossen sich die im Lager von Conlie verbliebenen Truppen an, nachdem sie dasselbe geplündert (!) hatten." Dabei wurden Gefahren, welche die Ueberzahl den Deutschen bereitete, durch unser Glück oder durch die Ungeschicklichkeit oder durch die Unthätigkeit und den Mangel an Selbstvertrauen, an Thateifer der feindlichen Führer von uns abgewendet: so „droht (in der Schlacht an der Lisaine 16. Januar) ihr Fußvolk nur mit dem Durchbruch, ohne zur Ausführung zu schreiten," . . . so stehen bei Chazey zwei ganze Divisionen den schwachen Deutschen gegenüber — „sie unternahmen nichts!" So blieben in der Schlacht bei Amiens (17. Nov.) „die wichtigen beiden Straßen zwischen den Deutschen Corps von Truppen völlig entblößt, während an ihrer Gabelung eine ganze französische Brigade hielt, freilich ohne irgend etwas zu unternehmen! Dieses Vacuum wurde zunächst nur durch das zahlreiche Gefolge und die Stabswache des Obercommandirenden verschleiert, dann durch das zur Bedeckung des Hauptquartiers bestimmt gewesene Bataillon einigermaßen ausgefüllt; die Linie der angreifenden Deutschen zerriß in der Mitte bei der unverhältnißmäßigen Ausdehnung des Schlachtfeldes: die darin liegende Gefahr ward lange Zeit nur durch die Unthätigkeit der Gegner abgewendet."

XVII.

So anerkennend, ja, rühmend Moltke auch jetzt noch die „Hingebung" die „Unerschrockenheit" (des französischen Geniecorps, z. B. S. 359, 360, Schlacht am Mont Valerien 10. Januar,) die Tapferkeit der französischen Truppen; (zumal, „wie fast immer, in Vertheidigung von Baulichkeiten," im Häuserkampf, Gefechte bei Dijon, 21. und 23. Januar, S. 375, vgl. S. 362 „die tapferen Vertheidiger von St. Cloud") hervorhebt, — in diesem Abschnitt des Krieges werden die schweren Schäden, welche dem unglücklichen Lande theils die liebhaberhafte Kriegführung der Gambetta und Freycinet, theils die Rücksicht auf die „gute Laune" der Pariser zufügten, schonungslos aufgedeckt. So lassen die Vertheidiger von Paris, obwohl sie die Durchbruchsversuche vom 30. November und vom 2. December ohne Hilfe von Außen als ziemlich hoffnungslos betrachten, gleichwohl die hiezu bestimmten Truppen „aus Besorgniß vor dem Volksunwillen" auf dem linken Marne-Ufer, während „der Donner der Geschütze vom Mont Avron einstweilen noch die Pariser bei guter Laune halten mußte."

Da beschließt die „Regierung" (d. h. die Advocaten und anderen Redner) zu Paris, gedrängt durch die öffentliche Meinung, eine neue Massenunternehmung." Zwar machen die Generale geltend, Ausfälle ohne Mitwirkung eines Entsatzheeres versprächen „keinen Erfolg; aber am 8. Januar hatte der Minister Gambetta den Sieg der Nordarmee bei Bapaume verkündet und

außerdem das Vorgehen" beider Loire-Armeen verheißen. Hienach rieth General Trochu, wenigstens den Augenblick abzuwarten, da die Einschließung von Paris sich durch neue Entsendungen schwächen müßte, stieß aber auf den Widerstand der übrigen Regierungsmitglieder, insbesondere des Herrn Jules Favre. Dieser erklärte „die Maires seien ungehalten über das Bombardement (!)", den Vertretern der „Stadt" müsse Einsicht in die militärischen Verhältnisse gewährt werden[1]), und überhaupt hätte längst schon gehandelt werden müssen (!!) „So ward denn am 15. Januar endgiltig beschlossen, die deutschen Linien . . . zu durchbrechen."

Und in jenen Tagen nun erfolgte die Kriegsleitung „von dem grünen Tisch", S. 227, zu Tours aus! Da wird dem General d'Aurelles de Paladine befohlen, „die Stellung von Orléans zu halten" (S. 227), welche aber thatsächlich bereits durchbrochen ist! Gerade in diesem Abschnitt des Feldzugs erhalten französische Heerführer von dem lobkargen Moltke schönes warmes, den deutschen Leser (wie gewiß den gemäßigten französischen) tief wohlthuend berührendes Lob. Da heißt es von Chanzy (S. 235), „wohl dem tüchtigsten von allen Führen, welche die Deutschen im Felde zu bekämpfen gehabt haben": — ein Zeugniß aus dem Munde des Siegers, das dem von seinen Landsleuten vielfach verunrechteten Helden noch in das Grab nachgerufen wird — „in kurzer Frist stellte er den inneren Halt der geschlagenen Truppen dermaßen wieder her, daß sie selbst . . . angriffsweise vorzugehen vermochten."

„Wirklich" — heißt es von ihm S. 266 — „hatte er die (nach Moltke richtige) Absicht, vom Westen her durch ein gemeinsames Vorgehen mit Faidherbe (vom Norden) und Bourbaki (vom Süden) Paris zu entsetzen, das sich, wie General Trochu ebenfalls ganz richtig geschrieben hatte, nicht aus eigener Kraft befreien konnte, auch bei gelungenem Durchbruch für die Mittel zur Ernährung auf das gleichzeitige Erscheinen eines Entsatzheeres angewiesen war. Chanzy ließ (23. December) Gambetta wissen, nur ein gemeinsames und baldiges Vorgehen vermöge den Fall der Hauptstadt zu verhindern. „Aber der Minister glaubte ein besseres Mittel zu wissen. Von einer ganz anderen Verwendung der Armee Bourbaki's erhielt Chanzy erst am 29. December Kenntniß!" Das deutsche Heer sollte „demoralisirt" werden. (Wodurch? Durch einen Einbruch Bourbaki's in das Elsaß und in das Badische. Das ward aber noch nicht verrathen!) „Im Uebrigen enthielt die Antwort weder gemessene Befehle, noch genügende Auskunft. „Vous avez décimé les Mecklenbourgeois, les Bavarois n'existent plus (wir Armen!), le reste de l'armée est déjà envahi par l'inquiétude et la lassitude. Persistons et nous renverrons ces hordes hors du sol, les mains vides!" Die „großen Worte" u. s. w. oben S. 100. Aber es kam anders!

---

[1]) So würde es wohl auch bei uns gehen, wenn gewisse Leute Ober-Wasser bekämen!

„Bei so unklaren Aeußerungen (wie vernichtend wirkt dieser verhaltene Hohn!) der obersten Heeresleitung beschloß General Chanzy, eigener Kraft vertrauend, den Zug auf Paris ohne andere Hilfe auszuführen; aber bald sah er sich selbst aufs Ernsthafteste angegriffen".

Wir armen Baiern, „welche nicht mehr existirten", rückten alsbald vor Paris in die Stelle des an das Südheer abgegebenen II. Corps ein und zählten zu Anfang des neuen Jahres bereits wieder 17,500 Mann und 108 Geschütze, müssen also eine überraschende Fähigkeit haben, uns aus dem Nichts wieder herzustellen.

An das Unwahrscheinliche grenzt für uns kühlere „barbares du Nord" die Vertrauensseligkeit, die beneidenswerthe rosige Erwartung des Gelingens, welche diese Kelto-Romano-Franken auch nach den empfindlichsten Enttäuschungen nicht verläßt: sie planen etwas und sofort wird das Glücken des Plans als ein gesicherter Werth, mit dem man weiter rechnen darf, für weitere Unternehmungen in Ansatz gebracht: „escomptirt" sagt man an der Börse geschmeidig, „sich etwas in die Tasche lügen", sagt man in plumpem Deutsch. So hat der erfindungsreiche Dulder (nicht Odysseus, sondern) Freycinet wieder einmal — nach so vielen mißlungenen — einen neuen Plan ausgeheckt und der Dictator Gambetta hat ihn gut geheißen (Ende December): einen Vorstoß von drei Corps von Beaune auf Dijon in Vereinung mit Garibaldi! und Crémer. Noch sind die Leute gar nicht „eingeschifft" (auf der Eisenbahn; ein verflucht schneidiger „Tropus", der in unsere Heeressprache eingebrochen ist) und schon wird mit dem gar nicht anzuzweifelnden Sieg von Dijon weitergerechnet: „les victorieux de Dijon" (!) werden dann leicht „même sans coup férir" die Aufhebung der Belagerung von Belfort bewirken: „die bloße Anwesenheit dieser Masse von weit über 100,000 Mann genüge, um alle Angriffe der Deutschen auf die nördlichen Festungen aufhören zu lassen, jedesfalls habe man die Gewißheit, sämmtliche Verbindungslinien der feindlichen Heere zu durchschneiden!" Lieber Gott im Himmel! Die Ostarmee hat Dijon nicht erobert, Belfort gar nicht *gesehen* und ist, nach Abschneidung all *ihrer* Verbindungslinien von den Schweizern entwaffnet worden, — das war das einzige Mittel, das sie vor Vernichtung oder Gefangenschaft noch zu retten vermochte.

Schönes Lob erntet dagegen der „umsichtige" Befehlshaber von Belfort für seine kräftige Behauptung des Vorterrains und die gesammte unerschrockene Vertheidigung, während dem „tapferen" (S. 383) Bourbaki (obwohl ausdrücklich hervorgehoben wird, wie ungerecht es war, ihm die Schuld des gänzlichen Mißlingens des nicht von ihm (sondern von de Freycinet) geplanten und befohlenen, nur von ihm *ausgeführten* Feldzugplanes aufzulasten) doch einmal ein recht scharfer Tadel nicht erspart wird: er hatte sich einmal „unter dem berauschenden Eindruck eines Sieges" — der Tag von Villersexel, 9. Januar, mit 700 — *unverwundeten* — gefangenen Franzosen war aber kein französischer Siegestag! — der Unthätigkeit hingegeben.

„Le général Billot" — meldete er an die Regierung von Bordeaux — a occupé Esprels et s'y est maintenu": wir wissen, daß er dort gar nicht angegriffen wurde und daß es ihm nicht gelang, den General von der Goltz aus dem nahen Moimay zu verdrängen. „Le général Clinchant a enlevé avec un entrain remarquable Villersexel": aber der Kampf am 9. war auf deutscher Seite nur durch einen Theil des XIV. Corps geführt, um den Marsch des Ganzen auf der rechten Flanke zu sichern. Während dann diese Bewegung aufs Eifrigste fortgesetzt wurde, blieb das französische Heer zwei Tage lang stehen, gefechtsbereit und in der sicheren Erwartung, daß nun der (doch als geschlagen bezeichnete) Feind „zum Angriff auf die Uebermacht vorbrechen wird". In diesen Sätzen liegen schwere Verurtheilungen des unglücklichen Feldherrn, der übrigens fast — gleich Mac Mahon in den Tagen vor Sedan (oben Heft 177 S. 393) — unser Mitleid erweckt, wie das Verderben von allen Seiten über seine innerlich gebrochenen Schaaren hereinstürzt, wie in dem einberufenen Kriegsrath alle seine Generäle erklären, daß sie für ihre Truppen nicht mehr einstehen können !! S. 390, während er aus dem fernen Bordeaux fort und fort angewiesen wird, „zu siegen!" Das rasche und tiefe Sinken kriegerischen Geistes in den Mannschaften tritt in diesen letzten Wochen des Feldzuges auf allen Schauplätzen des Kampfes hervor: wie in dem Heere Bourbaki's während der Gefechte bei Dijon (S. 314: „die Franzosen ließen sich das Alles gefallen, ohne etwas Ernstliches dagegen zu unternehmen"), so bei den Truppen Faidherbe's im Norden, wo der (übrigens nur mühsam erkämpfte) Sieg bei St. Quentin (19. Januar) den Deutschen 9000 unverwundete Gefangene in die Hände gab.

An diese Schlacht knüpft Moltke (S. 324) eine höchst lehrreiche Ausführung über die „Verfolgung": „nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der Alle, besonders auch die Laien (!), zustimmen und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenig Beispiele auf, wie das berühmte von Belle Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu (die Franzosen liebten es doch so sehr, die deutschen Feldherrn und vor Allem Moltke als mitleidlose „Sans entrailles" hinzustellen), einer Truppe, welche 10 oder 12 Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung auf's Neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen ward. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich werden, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen oder wenn, wie bei St. Quentin, alle, auch die letzten Truppen in das Gefecht verwickelt waren, so daß eine intakte geschlossene Infanterieabtheilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Cavallerie, vollends bei Nacht, von allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten, allein die

Aufgabe selten lösen. General von Goeben nahm die Verfolgung des geschlagenen Feindes erst am folgenden Tage auf."

XVIII.

Wiederholt (z. B. schon bei Spichern, oben Heft 176 S. 204) haben wir den Oberfeldherrn den Unterfeldherrn gegen unbegründeten Tadel vertheidigen sehen: es ist gar schön zu lesen, wie wohlwollend, wie gerecht er auch hierbei Lob und Tadel abwägt, zumal wie er sich selbst des Irrthums zeiht, seine Unterführer zu entlasten.

So erhält General von Manteuffel hohes Lob — genauer gesagt, kommt es seinem Generalstabschef von Lewinski, jetzt Befehlshaber des VI. Corps, zu — für den so früh gefaßten Plan, den voraussichtlich mißlichen Rückzug der Ostarmee durch ein Vorgehen nach dem Doubs unterhalb Besançon zu durchschneiden.

Aber auch offener Tadel wird ihm nicht erspart (S. 373), als er dem General von Kettler Befehl ertheilt, das inzwischen geräumte und von dem Feind mit gewaltiger Uebermacht besetzte stark befestigte Dijon (mit nur $5\frac{1}{2}$ Bataillon) zu nehmen: „Man schlug (hierbei) den Gegner allzu gering an:" „das Ganze bildete eine Stellung, welche gegen sehr viel größere Kräfte behauptet werden konnte": nochmals wird S. 370 dieser Auftrag geradezu als „unausführbar" bezeichnet: „aber das kühne Vorgehen einer schwachen Brigade bannte ein ganzes Heer in Unthätigkeit." Der Gegner Garibaldi spielt dabei eine recht traurige Rolle: in der Wirklichkeit: er ließ sich mit seinem Heer von ein paar Bataillonen viele Tage lang in Schach und Scheu halten, werthvolle, ja entscheidende Tage, in denen von Manteuffel seinen Zug ungestört fortsetzen konnte, der den General von Werder und die Belagerung von Belfort decken und der Ostarmee den Rückzug abschneiden sollte: aber auch in Moltke's Darstellung: es ist geradezu lächerlich, wie der alte Haudegen sich endlich in Bewegung setzt, in drei Colonnen vorrückt, aber die Bewegung nur eine Meile weit reicht! „Er beobachtet von einer Höhe die ihm entgegenrückenden Recognoscirungsabtheilungen der Deutschen und kehrt dann unter den Klängen der Marseillaise (!) nach Dijon zurück."

Recht herzlich wenig hält Moltke von der Feldherrnkunst des wackeren Freischaarenführes, der dereinst mit nur 1000 Mann ein freilich gar wurmstichiges und vielfach verrathenes Königreich erobert hatte. Es bedeutet immer Uebles, bedient sich Moltke der Gänsefüßlein: — er läßt mit Vorliebe die öffentliche Meinung auf solchen auftreten (was zu ihrem Geschnatter und ihrer Albernheit meist trefflich paßt), und es ist recht, recht boshaft von ihm, daß er S. 373 bei General Garibaldi das Wort „General" — wie sonst niemals! — hinten und vorn mit einer Wache von solchen Gänsefüßlein umhegt, welche nichts weniger als eine Ehrenwache sein soll. Noch einmal wird Garibaldi's gedacht: S. 393 heißt er der General diesmal ohne Gänsefüßlein. Aber ein außergewöhnliches Maß von leisem Spott wird ihm auch hier zu

Theil: er erhielt den bestimmten Befehl, nur etwa 10,000 Mann in Dijon zu belassen, mit der Masse seiner Streitmacht aber sofort über Dôle heraus vorzugehen. „Aber der General trug noch immer Sorge um Dijon": — das ist nun recht ausgesucht boshaft, da im Vorhergehenden der unglaublich grobe Fehler des „Generals" nachgewiesen worden, sich mit seinem ganzen Heer von ein paar Bataillonen „in der Sorge um Dijon" festnageln zu lassen, während die Badener die rettende und entscheidende Flankenbewegung vollzogen. „Er entsendete nur ein schwaches Häuflein . . . hinter den Canal von Bourgogne. Von 700 Freischärlern, die gegen Dôle vorgegangen waren, hat man dort niemals etwas verspürt." (!) Vielmehr verblieb der General in Dijon, „um das er immer noch Sorge trug." War er doch „unter den Klängen der Marseillaise" dorthin zurückgekehrt von einer — unblutigen — Ausschau nach den anrückenden Deutschen.

Warmes Lob wird wie von Manteuffel auch dem General von Werder gespendet: ausdrücklich wird anerkannt, daß man in Versailles (d. h. Moltke) die plötzlich ganz veränderte, jenen Feldherrn auf das Aeußerste bedrohende Kriegslage, den Zug eines neuen französischen Heeres zum Entsatz von Belfort erst recht spät erkannt habe. Vierzehn Tage lang war diese Bewegung Moltke, wie dem zunächst bedrohten XIV. Corps selbst, völlig verborgen geblieben. In diesem Augenblick höchster Gefahr — „stündlich konnte der Angriff des überstarken Gegners erwartet werden" — erlebt nun der deutsche Leser höchste Freuden an dem Verhalten der drei Männer: Moltke, Werder und Manteuffel. Werder, „den ganzen Ernst seiner Lage in Versailles zur Sprache bringend", fragt telegraphisch an, ob unter diesen Umständen, welche die Existenz seines ganzen Corps auf's Spiel setzen, die Belagerung von Belfort aufrecht erhalten werden soll? Die gefrornen Flußlinien gewähren ihm keine Deckung mehr, andrerseits beraubt ihn der Schutz der Einschließung von Belfort jeder Freiheit der Bewegung. Moltke befiehlt: Ja, weil nicht abzusehen war, wo der einmal begonnene Rückzug der Deutschen enden würde: von Werder erhält also den Auftrag, seine Stellung zu behaupten, ohne daß ihm die geradezu unentbehrliche Verstärkung versprochen werden kann, und mit der klaren Erkenntniß eines möglichen unglücklichen Ausgangs der Schlacht, d. h. der Vernichtung seines ganzen Corps, freilich unter ausdrücklicher Entbindung von der Verantwortung — Das ist nun geradezu großartig, das ist echt heldenhaft, das ist, in neuzeitliche Verhältnisse und auf ganze Heerschaaren übertragen, jener markerschütternde Zug der Heldensage, nach welchem mit vollem Bewußtsein einzelne Helden von dem König kurzweg den Auftrag erhalten, zur Rettung des Ganzen z. B. zur Deckung des Rückzuges, in einem Engpaß, an einer Furt oder Brücke, stehen zu bleiben und sich zu opfern — ein Zug, den ich im IV. Band des „Kampfes um Rom" (König Teja hemmt so das Nachdrängen des Narses) verwerthet habe. Noch schöner freilich ist es, wenn der Held ohne solchen Befehl, von freien Stücken, das Werk der Selbstaufopferung vollführt: das habe ich in dem

Schluß der Kreuzfahrer (Friedmuth von Fragsburg deckt die Furth bei Elbing) und in Skirnir gebracht.

Am Allerergreifendsten aber ist es, wenn solche Selbstaufopferung nicht Sage oder Dichtung, sondern Geschichte ist: und das geschah damals: ohne den (verzögerten) Befehl abzuwarten, that General von Werder von sich aus das Heldenhafteste, was ihm, ohne daß er es wußte, einstweilen zugemuthet und befohlen war.

„Dem General von Werder wurde daher der bestimmte Befehl ertheilt, die Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen. Wie nur billig, wurde er dadurch von der moralischen Verantwortung, für alle Folgen entlastet, welche der vielleicht unglückliche Ausgang des Kampfes haben konnte. *Aber ehe noch dieser Befehl einging, hatte der General ihm schon aus eigener Entschließung entsprochen.*"

Man muß sagen: alle höchsten Mannestugenden unseres Volkes traten damals als das Selbstverständliche — ohne ein „mot sonore" — schlicht und schweigsam, wie die Nothwendigkeit der Ehre, hervor. Es ist erschütternd, dieses Zusammenwirken germanischer Helden, von denen jeder dem *Andern* das Höchste als selbstverständlich *zumuthet* und jeder das Höchste an Aufopferung *leistet*, ohne den Befehl hierzu abzuwarten. Und auch Manteuffels Entschluß, nicht dem hart bedrängten Waffenbruder auf kürzestem (obzwar dann höchst schwierigem) Wege zu Hilfe zu eilen, ihn vielmehr einstweilen noch der eigenen Widerstandskraft zu überlassen, aber den Marsch so einzurichten, daß der Gegner, wenn sich nur der Freund, mit äußerster Anspannung aller Kräfte, behauptet hat, von hinten abgefangen und vernichtet wird, ist hart, ehern: — es hat etwas vom Altnordischen, dies ganze Wesen — aber großartig, Moltke und Lewinski theilen sich in den Ruhm dieses übrigens auch von Manteuffel sofort eifrig erfaßten Gedankens.

Und so wurden sie denn von den tapferen Alamannen, den alten Vorkämpfern des deutschen Heerbanns, allein gekämpft, die furchtbaren Kämpfe an der Lisaine in jenen eisigen Januartagen (15—17). So todtmüde waren die wackeren Leute — auch die Verpflegung gerieth damals ins Stocken — vom Marschiren, Wachen, Fechten, daß, mitten in der Schlacht, unter dem Brüllen der Kanonen und dem Knattern der Gewehre, die Jäger, die Büchse im Anschlag, auf dem blutigen Schnee — einschliefen! Ihre Offiziere mußten sie wecken — mitten im Donner der Schlacht!

XIX.

Gar strenge geizt Moltke mit Worten des Lobes für Führer und Mannschaften: höchste Pflichterfüllung gilt ihm eben als selbstverständlich. Nur ganz ausnahmsweise wird ein Körnlein Anerkennung gespendet: Den Brandenburgern, den Pommern, nochmals den Pommern bei Pouilly (S. 370), den Baiern in Bazeilles, den Reitern der „Todesritte" (Heft 177, S. 387), dann (S. 242) für die viertägigen Kämpfe vom 7.—10. December den Truppen

des Großherzogs und den Baiern, welche von den 3400 Mann deutschen Verlustes mehr als die Hälfte zu tragen hatten: „der Großherzog verdankte es der Tapferkeit aller seiner Truppen, daß er sich (mit seinem Häuflein) dreier französischer Armeecorps erwehren konnte."

Dann bei dem Zug der II. Armee auf le Mans, wo sich der Winter in aller Strenge geltend machte, die Reiter absteigen und die Pferde am Zügel über das Glatteis führen mußten, das ganze Fuhrwerk bei dem Zustand der Wege nicht folgen konnte, die Bekleidung mangelhaft, die Ernährung spärlich war. „Aber guter Wille, Ausdauer und Mannszucht überwanden alle Schwierigkeiten." Neuere — deutsche — Beurtheiler der Deutschen Kriegführung haben an der Verwendung und auch zuweilen an der Haltung, zumal der Reiterei, auch wohl des Fußvolks mancherlei zu mäkeln gefunden: nur dem Geschütz sprechen sie nach beiden Richtungen uneingeschränktes Lob zu. Damit stimmt Moltke wenigstens insofern überein, als er wiederholt die Leistungen dieser Waffe ganz besonders hervorhebt: so (S. 264) bei der Beschießung von Paris („sie hatten besser geschossen, als sie selbst vermutheten") ferner S. 240, 242, 249, 300, 309, und von den ruhmreichen Kämpfen an der Loire wird bezeugt, daß „nicht zum Wenigsten die Leistungen der Artillerie" den Sieg entschieden: diese allein verlor in 4 Tagen 255 Mann und 300 Pferde, schließlich waren die stählernen Rohre fast sämmtlicher leichten Batterieen der XXII. Division und die meisten baierischen durch Ausbrennen der Keillochfläche unbrauchbar geworden.

Die Franzosen hatten auch einen starken Eindruck von der Ueberlegenheit dieser deutschen Waffe: oft hörte man in Frankreich zwischen dem 8. August und Mitte September von gefangenen Offizieren das Wort „vous nous avez écrasé par votre artillerie."

XX.

Ergreifend wirkt es, wie der als „kühl bis ans Herz hinan" geschilderte Feldherr glühwarm wird bei der Erzählung des einzigen Gefechts, in welchem die Franzosen eine Deutsche Fahne — nicht erobert, nein: gefunden haben. Es ist das Blutbad bei Pouilly, vom 23. Januar, in welchem die wackeren Pommern die Fahne des II. Bataillons des 61. Regiments einbüßten.

Die Schilderung liest sich wie eine Schlachtballade.

Es wird als ein Fehler angedeutet, daß „man durchaus darauf bestand, die große für Infanterie allein fast uneinnehmbare Fabrik von Pouilly zu stürmen." Nachdem alle älteren Offiziere gefallen, hatte ein Premierlieutenant, dessen Pferd erschossen und der selbst verwundet war, die Führung des II. Bataillons übernommen. Sobald die V. Compagnie, nur 40 Mann stark, aus dem nahen Steinbruche hervortrat, wurde sie von allen Seiten aufs Heftigste beschossen. Der Führer wurde sogleich verwundet, und der Sergeant, welcher die Fahne trug, brach nach wenigen Schritten todt zusammen, so auch der zweite Lieutenant und der Bataillonsadjutant, welche das

Panier wieder erhoben. Dasselbe ging nun von Hand zu Hand: erst die Offiziere, dann die Mannschaft: alle seine Träger fielen. Die braven Pommern drangen dennoch bis an das Gebäude heran: aber dasselbe hatte auf dieser Seite überhaupt keinen Eingang und schließlich führte der Feldwebel den Rest der kleinen Schaar nach dem Steinbruche zurück. Hier erst wurde die Fahne vermißt. Freiwillige gingen noch in der Dunkelheit vor, um sie zu suchen, aber nur Einer kehrte unverwundet zurück. Erst später fanden die Franzosen das Feldzeichen von Kugeln zerrissen in einer Blutlache unter Leichen auf. Es ist dies die einzige Fahne, welche während des Feldzugs verloren, aber auch nur so verloren ist. —" Wie prachtvoll! Der knappe Schriftsteller widmet dieser liegen gebliebenen Fahne 23 Zeilen. Und welche Zeilen!

In Deutschland verbreitete sich damals das ehrende Gerücht, Menotti Garibaldi habe dieses Feldzeichen den Deutschen zurückgestellt, da seine Leute es ja nicht erobert, nur gefunden hätten. Aber es war ein Irrthum. Man hat das seltene Fundstück behalten. So viel Ritterlichkeit brachten sie nicht in der That auf, — diese Romanen, die, Franzosen und Italiener, das schöne Wort so häufig anwenden. Ist es doch ein „mot sonore".

Wenden wir uns von der zerschossenen Pommernfahne nach Paris: da ging es zu Ende: die dort der Ergebung vorausgehenden Zustände waren unheimlich: sie warfen die drohenden Schatten der Commune voraus. Die gesammte politische und militärische Lage Frankreichs und in nächster Nähe die Zustände in Paris waren geeignet, die ernste Sorge der Regierung hervorzurufen.

Seitdem Herr Thiers von seiner diplomatischen Rundreise zurückgekehrt war, wußte man, daß ein vermittelndes Einschreiten der auswärtigen Mächte nicht zu erwarten sei. Die Bedrängniß der Hauptstadt war mehr und mehr gestiegen. Längst schon hatten Mangel und Theuerung auf den Bewohnern gelastet. Ihre Vorräthe waren erschöpft, und selbst die Bestände der Besatzungsarmee bereits stark in Anspruch genommen. Bei der andauernden Kälte fehlte es an Heizmitteln, und die Gasbeleuchtung konnte nur unzureichend durch Petroleum ersetzt werden. Vor der vom Gegner lange verzögerten Maßregel des Bombardements bargen sich im südlichen Theil von Paris die Einwohner in den Kellern oder flüchteten in entferntere Stadtviertel, während bei der nun auch im Norden beginnenden Beschießung die Bevölkerung von St. Denis massenweise zuströmte.

Der große Ausfall am 19. war vollständig gescheitert, ein Ersatz von außerhalb nicht mehr zu hoffen, seitdem Gambetta den Mißerfolg bei Le Mans mitgetheilt hatte. Die Armee von Paris, welche er der Unthätigkeit anklagte, war durch Frost, Krankheit und Desertion um ein Drittheil ihrer Stärke vermindert und durch verunglückte Unternehmungen geistig herabgedrückt. Um Fleisch zur Ernährung der Einwohner zu beschaffen, hatte sie ihre Pferde hergeben müssen; auch erklärte General Trochu jede weitere Angriffsunternehmung für hoffnungslos, selbst für den passiven Widerstand seien die Mittel erschöpft.

Bisher hatte die Regierung durch schöngefärbte Berichte die Bevölkerung bei guter Laune zu erhalten gewußt, aber die schlimme Lage der Dinge ließ sich nicht mehr verschleiern. Jetzt wurden alle ihre Maßregeln getadelt.

Es gab in Paris eine zahlreiche Klasse, welche von der allgemeinen Noth wenig berührt war. Die aus der Civilbevölkerung bewaffneten Vaterlandsvertheidiger wurden von der Regierung ernährt und reichlich besoldet, ohne daß sie sich allzusehr auszusetzen gehabt hätten. Ihnen schlossen sich alle die unsichern Elemente an, welche bei ungeordneten Zuständen ihre Rechnung fanden. Diese waren mit den Verhältnissen ganz zufrieden, wie sie der 4. September geschaffen, und wenig später traten sie in der Schreckensgestalt der Commune auf. Schon zuvor hatten Volksaufläufe nur mit Waffengewalt zerstreut werden können, und selbst ein Theil der Nationalgarde war meuterischen Kundgebungen nicht fern geblieben. Unterstützt durch die Presse, forderten die demagogischen Clubs auch jetzt noch neue Unternehmungen, ja, selbst einen Massenausfall aller Bewohner von Paris. So befand sich die schwache, weil nur auf Volksgunst ruhende Regierung im Gedränge zwischen unerfüllbaren Forderungen der einsichtslosen Menge und dem unerbittlichen Ernst der wirklichen Thatsachen. Unzweifelhaft gab es keinen Ausweg mehr als die Capitulation der Hauptstadt, jede Zögerung steigerte die Noth und zwang zur Annahme härterer Bedingungen. Wurden nicht ungesäumt alle Eisenbahnen freigegeben, um aus weitestem Umkreise Lebensmittel heranzuführen, so mußten unausbleiblich die Schrecknisse einer wirklichen Hungersnoth über mehr als zwei Millionen Einwohner hereinbrechen, denen später nicht mehr zu begegnen war. Aber Niemand wagte, das verhängnißvolle Wort Capitulation auszusprechen, Niemand die Verantwortlichkeit für das unausweichlich Gewordene zu übernehmen. Am 21. wurde ein großer Kriegsrath gehalten. Da alle älteren Generale weitere Angriffsunternehmungen für unausführbar erklärten, glaubte man, sich auch bei den jungen Militärs Rath erholen zu sollen, kam jedoch zu keinem Entschluß. Weil aber doch irgend Jemand an allem Unheil schuldig sein mußte, so wurde nun General Trochu, das ursprünglich populärste der Regierungsmitglieder, seiner Stellung als Gouverneur enthoben und dem General Vinoy der Befehl über sämmtliche Truppen verliehen. General Ducrot legte sein Commando nieder.

Gebessert wurde dadurch in den Verhältnissen Nichts, und so erschien denn am 23. Herr Jules Favre in Versailles, um Verhandlungen, zunächst wegen Waffenstillstandes, anzuknüpfen. Auf deutscher Seite kam man diesem Wunsche entgegen, mußte aber selbstverständlich Bürgschaft dafür fordern, daß nach erfolgter Versorgung der Hauptstadt dort nicht der Widerstand fortgesetzt werde. Die Uebergabe sämmtlicher Forts, einschließlich des Mont Valerien und der Stadt St. Denis, sowie die Entwaffnung des Hauptwalles wurden gefordert und zugestanden. Am 26. Abends sollten die Feindseligkeiten vor Paris eingestellt und alle Zufuhren freigegeben werden. Ein allgemeiner einundzwanzigtägiger Waffenstillstand würde dann mit dem

31. Januar in Kraft treten, ausgeschlossen von demselben aber würden die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or, sowie die Festung Belfort bleiben, wo zur Zeit Operationen sich im Gang befanden, von denen beide Theile sich Erfolg versprachen.

Dieser Waffenstillstand gewährte der Défense nationale die nöthige Zeit, um eine frei gewählte Versammlung nach Bordeaux zu berufen, welche zu entscheiden haben werde, ob der Krieg fortzusetzen, oder unter welchen Bedingungen der Friede zu schließen sei. Auch in den von den Deutschen besetzten Landestheilen blieb die Wahl der Abgeordneten völlig unbehindert und unbeeinflußt. Die Kriegsbesatzung von Paris, Linientruppen, Marinesoldaten und Mobilgarden, hatten sofort die Waffen abzuliefern, nur 12000 Mann und die Nationalgarde durften sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern der Stadt behalten. Während des Waffenstillstandes blieb die Besatzung dort internirt, nach Ablauf desselben trat sie in Gefangenschaft. Von sofortiger Abführung nach Deutschland, wo schon alle irgend geeigneten Orte mit Gefangenen überfüllt waren, nahm man bei der nahen Friedensaussicht einstweilen Abstand.

Ohne Störung erfolgte am 29. Januar die Besetzung der Forts. Ausgeliefert wurden von der Feldarmee 602 Geschütze, 1 770 000 Gewehre und über 1000 Munitionswagen, von der Festung 1362 schwere Geschütze, 1680 Lafetten, 800 Protzen, ferner 3 500 000 Patronen, 4000 Centner Pulver, 200 000 Granaten und 100 000 Bomben.

Die 132tägige Einschließung von Paris war beendet, der größere Theil der vor seinen Mauern festgehaltenen deutschen Streitkräfte frei geworden, um im offenen Felde das Ende des Krieges zu erkämpfen.

XXII.

Das Allerunglaublichste und auch bei voller und gewiß nicht gehässiger Würdigung der Eigenart des Franzosen fast Unbegreifliche geschah nun aber nach Abschluß des Waffenstillstandes durch Herrn Jules Favre. Die Deutschen hatten sich hierbei ausbedungen, daß die drei östlichen Departements nicht in denselben einbegriffen werden sollten, weil man Frieden erst schließen wollte, nachdem Belfort genommen und das letzte im Felde stehende Heer der Feinde vernichtet oder in der Schweiz entwaffnet war. Und auch die Franzosen versprachen sich damals noch Erfolg von den Angriffen dieser Ostarmee. Diese Hoffnung war freilich in Wahrheit bereits zum Wahne geworden. Aber Herr Jules Favre „vergaß", den dort schwer kämpfenden französischen Generalen von dieser Kleinigkeit Mittheilung zu machen! Gerade er selbst hatte den Deutschen das Zugeständniß gemacht und nun setzte er durch sein (fahrlässiges?) Verschweigen die bedrängten Feldherrn dem Aeußersten aus. In gutem Glauben verlangten diese auf Grund der an sie aus Paris gelangten Drahtberichte von uneingeschränktem Waffenstillstand von den Deutschen Einstellung der Feindseligkeiten, welche diese verweigerten, weil sie anfänglich

von einem geschlossenen Waffenstillstand nichts wußten, in der Folge aber mit solcher Vereinbarung zugleich auch die Ausnahme für diesen Theil des Kriegsschauplatzes erfuhren.

Die französischen Führer geriethen in äußersten Zorn über die gewissen- und erbarmungslosen Deutschen, welche ihnen gegenüber sogar feierlich abgeschlossene völkerrechtliche Verträge nicht einhielten! Aber Lügen haben kurze Beine und das Vertuschen ist ein Hinkefuß! Alsbald mußte den Getäuschten von Paris und von Bordeaux aus denn doch die Wahrheit gemeldet werden und nun wandte sich der gerechte Grimm gegen die eigene Regierung. — —

XXIII.

Gegen das Ende des Buches erhebt sich die Darstellung, der Größe der erreichten Erfolge entsprechend, immer gewaltiger: es ist wie in einer Beethovenschen Symphonie, in der gegen den Schluß hin alle früher einzeln angeschlagenen Töne in großartiger Zusammenfassung in höchster Gipfelung emporrauschen: der dreitägige Kampf an der Lisaine (15., 16., 17. Januar), der Beginn der Beschießung von Paris, (15. Januar), die Kaisererklärung zu Versailles (18. Januar), der Sieg bei St. Quentin (19. Jannar), die Schlacht von Mont Valérien vom gleichen Tage, das Brodeln in dem Hexenkessel in Paris, der Abschluß des Waffenstillstandes (26.) und die Besetzung der Forts von Paris (29. Januar), der Uebertritt der Ostarmee in die Schweiz (1. Febr.), der Fall von Belfort (17. Februar), der Rückmarsch der deutschen Heere und, als grauenhaftes Schlußbild, die Selbstzerfleischung der Franzosen in dem Bürgerkrieg der Commune vor den Augen der gehaßten „barbarischen Sieger."

Was steckt Alles, welche Summe von Leistungen in dem kurzen Satze S. 392: „so befanden sich jetzt zwei französische Heere (das von Sedan und das von Metz) als Gefangene in Deutschland, ein drittes eingesperrt in der eigenen Hauptstadt und das vierte entwaffnet auf fremdem Boden;" in aller Kriegsgeschichte ist ein solcher Verlauf der Dinge unerhört: so völlig niedergeworfen ein Volk, das nur an Stäte, gewiß nicht an glänzender Tapferkeit dem unseren nachsteht: hier ward die Geschichte selbst zum Heldengedicht: all das hatten in sechs Monaten bewirkt Bismarck's Staatskunst, Moltke's Feldherrnschaft, des Königs Wilhelm edle selbstverleugnende Fügsamkeit in Beider Vorschläge, die hilfseifrige Einigkeit der Unterführer und das wetteifernde Heldenthum unserer Wehrmänner aller Stämme. Verwirklicht war endlich der so lang, so schmerzlich gehegte Sehnsuchtsdrang aller wackeren deutschen Männer, die Einigung der deutschen Stämme, die Herstellung des deutschen Staates, und der Friede von Frankfurt gab uns die in den Zeiten der Schmach und der Schwäche des alten Reiches entrissenen Westmarken zurück als sichernd vorspringende Schanzen gegenüber dem schlimmen Nachbar.

Die Venus der Villa Valdarniana.

Novellette.

Von

Julius H. Haarhaus.

— Leipzig. —

Eugen IV. war der Gegenpartei gewichen und hatte seinen Hofstaat nach dem sicheren Florenz verlegt. Die geräumigen Säle, die langen Korridore des Vatikans lagen verödet, und in den sonst so wohlgepflegten Gärten, in denen man bisher auf Schritt und Tritt den bunten Gestalten der Schweizer und den finsteren Minoritenmönchen, mit denen der asketisch fromme Papst seine Person zu umgeben liebte, begegnet war, wucherte jetzt das Unkraut.

Von all den Bewohnern jener weitverzweigten Gebäude waren nur wenige zurückgeblieben. Es war eine sonderbare kleine Schaar — die Abbreviatoren der Kurie, Männer jeden Alters, die gleiche Neigung zu humanistischen Studien hier vereinigt hatte. Sie standen über dem Streite der Parteien und die politischen Ereignisse schreckten sie nicht, denn ihre einzige Habe, die ihnen an jedem der Höfe Italiens freundliche Aufnahme gesichert hätte, war eine gewandte Feder und ein unverwüstlicher Humor. Ihre Frömmigkeit war dem Papste selbst mehr als zweifelhaft, aber er sah ein, daß er besonders in diesen Zeiten seine trefflichen Secretäre, mochten sie nun fröhliche Heiden und große Sünder sein oder nicht, um keinen Preis missen könne.

Allabendlich, wenn die trockenen Geschäfte des Tages erledigt waren, fand sich diese Gesellschaft im Gartensälchen der Kanzlei zusammen und gab sich dem ungezwungensten Gedankenaustausch hin. Freilich ward manches dort besprochen, das für weitere Kreise nicht bestimmt war, und selbst die heilige Person des Papstes spielte in den Anekdoten seiner getreuen Kurialen

nicht immer eine ganz würdige Rolle. Aber Eugen IV. schien alles dies nicht zu beachten und er verbot sogar den Minoriten über das Treiben der „Bugiale", der Lügenfabrik, wie man im Vatican die Kanzlei nannte, Klage zu führen.

Auch heute war der Kreis vollständig versammelt. Der Abend war schön. Ueber der Stadt lag ein zarter graublauer Duft und drüben jenseits des Tibers glühten die Zinnen der Engelsburg im letzten Purpurschein. Man hatte die Tafel, die sonst im Gartensälchen stand, sowie die Ledersessel aus der Kanzlei auf die Terrasse gebracht. Heute prangte auch nach antikem Vorbilde ein Mischkrug auf der Tafel, denn man feierte die Ankunft eines jungen Kollegen, des Venezianers Ermolao Barbaro, den sich der Papst aus seiner Heimatstadt verschrieben hatte. Agapito Cenci, der Dichter mit dem schalkhaften Mund und den schwermüthigen Augen war mit dem Füllen der Becher betraut worden. Schweigend waltete er seines Amtes, während die Anderen darüber stritten, ob Scipio Africanus oder Hannibal der Größere gewesen sei. Der Schenke zählte die Becher und ließ den Blick im Kreise umherschweifen. Plötzlich zuckte es um seine Mundwinkel, er erhob sich und rief: „Freunde! ich habe einen Gedanken!"

„Und wer ist dieses Gedankens Vater?" fiel ihm Flavio Biondo, sein Nachbar ins Wort, „Virgil oder Ovid?"

Der Dichter, den Zweifel an seiner Originalität stets schmerzlich berührten, streifte den Sprecher mit einem strafenden Blick. „Sehet," sprach er, „wir sind nun wieder in unserem Kreise zu zehn. Wie wäre es, wenn wir hier auf der Terrasse die Alten aus dem Spiele ließen und, wie uns der große Giovanni von seinen Florentinern berichtet, die Verabredung träfen, daß an jedem Abend einer von uns eine Geschichte aus der Gegenwart erzählen müsse? Es würde, glaube ich, ein schöner Dekameron zusammenkommen!"

Sein Vorschlag fand Zustimmung. „Unser Dichter hat herrliche Einfälle," meinte der alte Antonio Loschi, „aber wir müssen ausmachen, daß die Geschichten wahr sind, und daß gewisse Leute ihre Phantasie im Zaume halten." Er schaute mit einem schelmischen Blick zu dem Dichter hinüber.

„Als ob im Bugiale jemals gelogen würde!" scherzte Flavio Biondo, und sein behäbiges Antlitz nahm einen überzeugend unbefangenen Ausdruck an. Die Anderen lachten. Cenci sollte der erste sein, der eine Geschichte zum Besten gäbe. Allein der Dichter weigerte sich; ihm lag daran, den Verdacht zu vermeiden, als hätte er den Vorschlag gemacht, um mit seinem eigenen Erzählertalent zu glänzen. „Wir haben einen Mann unter uns, der verdient, ein Boccaccio genannt zu werden," fuhr Biondo fort, „und seine Vaterstadt kann auf ihn stolz sein." Er verneigte sich mit weltmännischer Verbindlichkeit gegen Razello, den päpstlichen Notar, der, klein und unbedeutend von Erscheinung und etwas dürftig in seinem Aeußeren, als trefflicher Erzähler bekannt war. Razello lächelte. „Um Boccaccio zu sein, muß man einen Petrarca zum Freunde haben," entgegnete er, „aber mein Freund heißt

Agapito Cenci." Er warf dem Dichter, der überhaupt mit Vorliebe zur Zielscheibe der Scherze auserlesen wurde, einen vielsagenden Blick zu. „So wenig nun Agapito Petrarca ist, so wenig bin ich Boccaccio. Aber wenn Ihr hören wollt, so will ich erzählen. Cenci, meinen Becher!

„Ihr wißt, daß ich jüngst aus Florenz zurückkehrte, wohin mich Seine Heiligkeit geladen hatte, um über die Plackereien mit den Colonnesen Bericht zu erstatten. Im Juni kam ich dort an und fand die Stadt in der größten Aufregung. Wenn der Erzengel Gabriel am hellen Mittage auf der Piazza S. Maria Novella erschienen wäre, die Bürger hätten sich nicht erstaunter gebärden können. Ich kehrte in der Herberge neben dem Kloster S. Spirito ein. Der Wirth, der mich seit Jahren kennt, begrüßte mich mit den Worten: „Wißt Ihr schon, Messer Razello, was es hier Neues giebt? Etwas Unerhörtes! Etwas Unglaubliches! Euer Freund und Kollege Gian Franscesco Poggio Bracciolini, der beinahe Sechzigjährige, feiert heute Hochzeit!"

Razello benutzte die Bewegung, die sich seiner Zuhörer bemächtigte, um zu trinken.

„Poggio — Hochzeit?" rief Enea Silvio, „der Weiberfeind ist bekehrt?"

„Eine Jugendliebe vielleicht?" warf Biondo dazwischen, der selbst das Opfer einer solchen geworden war: seine treue Gattin versperrte ihm als unüberwindbares Hinderniß den Weg zum Bischofsstuhle und fesselte ihn auf ewig an seine Kanzleistelle. Razello lachte. „Eine Jugendliebe? Nein, bester Biondo, Poggios Narrheit hat die Sonne des letzten Lenzes erst ausgebrütet. Doch ich will nicht vorgreifen. So höret weiter! Ihr wißt, daß Poggio, seit er unser Rom verlassen, seinen langgehegten Plan, sich für den Rest des Lebens in ländliche Stille und gelehrte Muße zurückzuziehen, ausgeführt hat. Er zog nach Florenz und erwarb sich ein Landgütchen, viertausend Schritte von der Stadt. Ich muß gestehen, er hat seinen feinen Geschmack auch hier wieder bewiesen. Die „Valdarniana" ist nicht groß und gegen die Besitzungen des Cosimo ärmlich, aber der Alte hat sich dort behaglich eingerichtet. Den Garten bestellt er selbst wie weiland der Dictator Cincinnatus, und mit derselben Wonne, mit der er die Facetien schrieb, pflanzt er jetzt Nelken und cyprische Lilien. Vom Dache des Hauses kann man das ganze Arno-Thal überschauen und in angenehm gemäßigter Nähe ragt die Stadt mit all ihren Thürmen und Thürmchen. Sodann besitzt er in seinem Hause zweierlei Dinge, die auch nicht zu verachten sind, eine Bibliothek, die ihres gleichen sucht, für den Geist und einen trefflichen Weinkeller für das leibliche Wohl."

Der Erzähler hielt inne und betrachtete den Dichter, dessen Antlitz einen Ausdruck unendlichen Behagens annahm. Solch eine Besitzung war auch sein Ideal gewesen.

„Cenci! vergiß über den Weinkeller des Poggio meinen Becher nicht!" fuhr der Erzähler fort. „Ihr kennt seine Leidenschaft für alles Zerbrochene, Verstaubte, Verrostete und Patinirte. Wie er hier schon auf dem tarpejischen

Felsen und unter den Bogen der Wasserleitung in Disteln und Dornen umherkroch, um Steine mit verwitterten Inschriften, marmorne Imperatorenköpfe mit zerschlagenen Nasen und vergrünspante Münzen zu suchen, so hat er auch die Gegend bei Florenz durchstöbert; er ist nach Ferentino und Tivoli gereist, hat die schlechten Landstraßen nach Frascati und Arpino nicht gescheut und hat sich sogar mit den Mönchen von Monte Cassino angefreundet, die sich auf solcherlei Herrlichkeiten verstehen. Und was er so im Laufe der Zeit gefunden, oder sich aus Chios, wo er Bekannte besitzt, verschrieben hat, das steht jetzt hübsch und zierlich aufgestellt in einem Sälchen seines Hauses. Diese Sammlung von Imperatoren ohne Nasen und Thonlampen ohne Ohren nennt er seine „Akademie." Hier verbringt er die glücklichsten Stunden und betrachtet seine Schätze wie eine Mutter ihren schlafenden Säugling. Besonders was aus Hellas stammt, flößt ihm Begeisterung und Respekt ein, und der erbärmlichste Steinklotz wird in seiner Phantasie zu einem Werke des Praxiteles.

Nur ein Einziger lebt, der seine Freude stört — Filelfo. Er kocht vor Wuth, wenn er ihm auf der Straße begegnet, und mehr noch als des Gegners Person mit dem stutzerhaften Aeußeren und dem griechischen Bart ärgert ihn dessen literarischer Erfolg und sein Glück im Auffinden der Handschriften. Nun weiß Poggio von einem Manuskript des Dio Cassius, das sich in Byzanz befinden soll. Könnte er dies erlangen, so würde der alte Ruhm, zu dem ihm der Fund des Plautus und des Quinctilian verholfen, einen neuen Glanz erhalten. Sein ganzes Streben geht darauf aus, sich in den Besitz des Buches zu setzen."

„Du erzählst uns alles Andere als eine Heirathsgeschichte, theurer Nazello!" fiel dem Redner Aurispa ins Wort, der sich selbst mit Vorliebe als Grieche trug, und den des Erzählers Ausfall auf den Stutzer Filelfo unangenehm berührt zu haben schien.

„Geduld, Freund! Kannst Du nicht erwarten, bis von Weibern die Rede ist?" fuhr der Notar fort. „Allein es ist unbedingt nöthig, daß ich dies Alles vorausschicke.

Poggio hatte einen Neffen, der in seinem Hause wohnte, Francesco mit Namen. Dieser ist so reich, daß er ebenfalls der Muße pflegen könnte, doch arbeitet er wohl mehr zu seinem Vergnügen als des Unterhaltes wegen im Bankhause des Cosimo. Der Junge ist hübsch und hat ein feines Wesen, fast wie ein Venezianer."

Es war der Tribut der Höflichkeit, den der Erzähler dem neuen Kollegen darbrachte. Ermolao verneigte sich lächelnd, und eine leichte Röthe überfluthete bei dieser unerwarteten Schmeichelei seine Wangen.

„War es ein Wunder, daß Francesco als ein Liebling der Damen galt? Bei seinen zweiundzwanzig Jahren konnte er mit Recht ans Heirathen denken. Aber so oft er dem Oheim Andeutungen über seine Absicht machte, jedesmal stieß er auf Widerstand. „Die Florentinerinnen sind Bäuerinnen!"

polterte der Alte los, „nicht werth, daß ein Mann von Geist sie eines Blickes würdigt! Sie sind plump von Manieren, sie essen und trinken und putzen sich und haben kein Verständniß für Bildung und Wissenschaft. Ihre Züge sind roh, und wer die Frauen des Alterthums kennt und Klassisches von Barbarischem zu unterscheiden versteht, der muß unter den Weibern unserer Tage Grauen empfinden!"

Der Alte that als hätte er mit Lucretia oder Cäcilia Metella in persönlichem Verkehre gestanden. Aber soviel ihm auch der Neffe widersprechen mochte, Poggio blieb bei seiner Meinung und alle Bekehrungsversuche waren vergeblich.

So kam der Frühling heran. Cosimo Medici gab den Freunden seines Hauses und den Angestellten seiner Faktoreien ein Fest in der Villa Careggi. Und wer wäre in Florenz kein Freund der Medici? Ihr könnt Euch denken, wie prächtig es herging und wie viele geputzte Menschen sich in den herrlichen Gärten der zwiefachen Sonne des neuen Lenzes und der mediceischen Gunst erfreuten. Francesco war auch geladen worden. An jenem Tage verwandte er merkwürdig viel Zeit darauf, sich zu schmücken. Da war der Degenkorb nicht blank genug geputzt, da wollten die Falten des purpurnen Festkleides nicht richtig fallen und zweimal mußte das Haar anders gekräuselt werden. Geschah es dem Vater des Vaterlandes zu Gefallen? Der sah ihn öfters im Staube der Arbeit und Jeder weiß, wie wenig Cosimo auf das Aeußere giebt.

Das Fest war nach altrömischem Muster hergerichtet. Es sollte eine Nachahmung der Floralien sein. Der alte Niccoli und Piero de' Pazzi hatten Alles nach langer Ueberlegung angeordnet.

Cosimo saß auf einem Sessel, der einem Throne ähnlich sah, und um ihn her mußten sich die Gäste in einem großen Halbkreise niederlassen. Der Festordner gab ein Zeichen und aus dem Oleandergebüsch trat eine Schaar von Tänzern und Tänzerinnen, die ein griechisches Lied zum Preise der Aphrodite der Gärten sangen und mit Rechen und Schaufeln den Boden bearbeiteten. Flötenbläser und Mädchen mit Harfen begleiteten den Gesang. Francesco, der auf der linken Seite des Halbkreises stand, überschaute mit suchendem Auge die Versammlung.

Indessen erschien eine neue Gruppe von Tanzenden. Sie trugen zierliche Körbe und streuten Körner in das gelockerte Erdreich. Natürlich fehlte ein Lobgesang auf die Ceres nicht. Dann erschienen Genien der Luft, schlanke Mädchen, von zarten Schleiern umwogt, sie trugen Fackeln und Kannen, der keimenden Saat Wärme und Feuchtigkeit zu verleihen.

Francesco schien das Gesuchte gefunden zu haben. Für ihn tanzten die Genien der Luft umsonst, unverwandt schaute er nach einer Gruppe junger Mädchen auf der rechten Seite des Halbkreises.

Das symbolisch angedeutete Wachsthum war schnell vorwärts gegangen, eine neue Schaar trug Füllhörner mit Blumen, je zwei der Mädchen traten

vor Cosimos Sessel, neigten sich und streuten die duftenden Gaben zu seinen Füßen hin. Dann kamen die Herolde des Sommers, Schnitter und Schnitterinnen, blanke Sicheln über der Schulter und Garben im Arme tragend, sie sangen Stanzen, in denen sie die Erntezeit priesen und lustige Liedchen, wie sie die Landleute beim Baden im Arno singen.

Der Platz, wo Francesco gestanden hatte, war plötzlich leer. Man sah wie eine rothe Gestalt sich hinter dem Sitze des Gastgebers vorüberstahl und nach der entgegengesetzten Seite des Kreises hinstrebte.

Als der laubumgürtete Bacchus eben begonnen hatte, die Versammlung über den Werth des Weinbaues zu belehren, rannte der Esel des Silen, den dieser nicht zu zügeln vermochte, unerwartet früh aus dem Dickicht hervor, sodaß sich eine gewaltige Heiterkeit der Gesellschaft bemächtigte.

Im selben Augenblicke war Francesco am Ziele angelangt. Mit zierlichem Gruße näherte er sich der Schaar der lachenden Mädchen. Eins derselben Bianca Buondelmonti, reichte ihm die Hand.

„Messer Francesco, wie schön Ihr heute ausseht!" rief sie fröhlich. „Wollt Ihr mir einen Dienst erweisen? So geht und holt mir eine von den Rosen, die dort an Cosimos Stuhl liegen!"

Francesco flog. Die anderen Mädchen blickten Bianca verwundert an. Sie schien die Heiterste im Kreise der Freundinnen.

„Man muß die jungen Herren beschäftigen," erklärte sie den Anderen, „sie sind so glücklich, wenn sie für uns springen können."

Francesco kehrte mit einigen Rosen zurück, die er der Dame, sich tief verbeugend, überreichte.

„Bessere fand ich nicht, Donna, sie sind eigentlich nicht werth, Euch zum Schmucke zu dienen. Aber ich will beim Gärtner schönere holen, wenn Ihr erlaubt."

„Der Gärtner ist ausgeplündert, er hat selbst nichts mehr als die leeren Stöcke," entgegnete das Mädchen und befestigte den Strauß im Gürtel. Francesco betrachtete ihre kräftige und doch so geschmeidige Gestalt. Auf den alabasterweißen Hals fielen seitwärts dunkelbraune Locken, während die Fülle des Haares zu einem Knoten vereinigt war.

Jetzt hob sie das Haupt wieder und er konnte ihr ins Antlitz sehen Ein Blick aus ihren dunklen Augen streifte ihn. „Ich danke Euch, Messer Francesco," sprach sie. „Ihr sollt nachher beim Ballspiel auf meiner Seite sein!"

Francesco schwelgte in seinem Glück. Er wurde offenbar von dem schönen Mädchen den anderen Anbetern, die diesen Stern umschwärmten, vorgezogen. Ihr sicheres Auftreten setzte ihn zwar in Verlegenheit. So oft er noch mit ihr zusammengewesen war, stets hatte sie ihn mit einer Art von überlegenem Wohlwollen behandelt, in dem er oft den Frühlingshauch einer warmen Neigung, oft den rauhen Herbstwind des Spottes zu verspüren

glaubte. Heute wehte für ihn wieder der Frühlingswind. Sie gebot ihm in ihrer Nähe zu bleiben!

Nach dem Ballspiele, als ihre glühenden Wangen die Rosen beschämten, trat sie auf den Verehrer zu. „Messer Francesco, Euern Arm! Ihr sollt mich führen. Weiterspielen kann ich nicht und zum Ruhen bin ich zu erhitzt, ich möchte durch den Garten gehen!"

Dann legte sie ihre Hand in seinen Arm. Francesco, der sich allerlei Gesprächsstoffe zurechtgelegt hatte, wurde verwirrt, als sich die süße warme Gestalt so unbefangen an ihn lehnte. All die schönen Redensarten waren ihm entfallen. In seinen Schläfen hämmerte das Blut und vor seinen Augen schien Alles zu tanzen, selbst der greise Niccoli und der würdige Staatskanzler Leonardo Bruni, die in ernstem Wechselgespräch an der fröhlichen Jugend vorüberschritten.

Als der Abend kam und die Schaar der Gäste die Gärten verließ, nahm Bianca von ihrem Cavalier Abschied. Sie übernachtete nämlich in der Villa, denn sie ist eine Nichte von Cosimos Gattin. Francesco hatte sich schon zum Gehen gewandt, da rief sie ihn noch einmal zurück. Sie nestelte an ihrem Gürtel. „Hier ist eine Rose zur Belohnung", sprach sie lachend. „Ihr mögt sie als Andenken an diesen Tag behalten!"

Francesco war selig. Er suchte nach einem Bekannten, dem er sein Glück hätte mittheilen können. Am Thore begegnete er einem Freunde, dem jungen Benedetto, der ein Schüler des großen Donatello ist. Er versuchte mit ihm von Alltäglichem zu sprechen. Aber es zog ihn mächtig zu einem anderen Thema. „Kennst Du," begann er, Gleichgiltigkeit heuchelnd, „Bianca Buondelmonti?"

„Die kenn' ich, seit ich in Florenz bin," erwiderte der Künstler, „sie ist die beste Freundin meiner Schwester und mit dieser in demselben Kloster erzogen."

Bald hatte Francesco den Freund in das Geheimniß seines Herzens eingeweiht. Aber auch das Traurige verschwieg er nicht, Poggios Haß gegen die Mädchen von Florenz und seine unglückselige Vorliebe für das Klassische. Benedetto schritt schweigend an seiner Seite. Endlich sah er dem Genossen ins Antlitz.

„Ich wüßte Rath, Deinen Oheim von seinem römischen Fieber zu heilen", sprach er ruhig. „Er soll Bianca klassisch finden! Willst Du mich gewähren lassen? Ich verspreche Dir Hilfe, so wahr ich Dein Freund bin, allein Du mußt Geduld haben!"

Francesco schaute ihn verwundert an. „Du hoffst ihn bekehren zu können, wo ich bereits meine ganze Beredtsamkeit vergebens aufgewandt habe?"

„Füchse fängt man mit Schlingen und Thoren mit Thorheit!" erwiderte der Freund. „Ehe eine Woche vergeht, soll Alles gut werden. Eins nur darfst Du nicht außer Acht lassen; erzähle dem Oheim, daß Filelfo an Cosimo ge-

schrieben hat und daß dieser ihm verzeihen und ihn zum Erzieher seines Piero ernennen will. Und nun gute Nacht!"

Benedetto verließ den erstaunten Freund und verschwand in einer Seitenstraße. Francesco erreichte halb wachend, halb träumend das Landhaus seines Oheims. Die Ereignisse des Tages zogen an seinem Geiste vorüber, in seinem Ohre klang noch der Rhythmus des Aphroditereigens und im Dämmer des Abends glaubte er sich von Blumen tragenden Tänzerinnen umgaukelt. Aber eine Gestalt trat deutlicher als andere immer wieder vor ihn hin: Bianca Buondelmonti.

Am Gartenthore kam ihm Poggio entgegen. Er war nicht in bester Stimmung. Das Gerücht, der verhaßte Fidelfo würde von Cosimo wieder in Gnaden aufgenommen werden, war bis in die Stille der Valdarniana gedrungen.

„Gut, daß Du da bist, Francesco," redete er den Neffen an, „ich habe mit Dir zu reden: Du weißt, daß ich stets die Absicht hatte, nach Byzanz zu reisen. Leider habe ich die Ausführung meines Planes von Jahr zu Jahr verschoben. Jetzt bin ich zu alt dazu, ich glaube, die Beschwerden der Seereise würden für mich zu groß sein. Aber die Nothwendigkeit, in den Besitz des Dio Cassius zu gelangen, tritt jetzt gebieterischer denn je an mich heran. Filelfo kommt wieder zu Ansehen. Die ganze Stadt spricht von ihm, mein Name wird kaum noch genannt. ‚Poggio wird alt', heißt es, ‚er pflegt der Muße und bebaut sein Gärtchen wie der greise Laertes, die Zeiten des Ruhmes und der Thätigkeit sind für ihn vorüber'."

Der Alte seufzte und legte die Hand auf Francescos Schulter. „Aber dem Himmel sei Dank! ich bin noch nicht ganz verlassen. Francesco! Du mußt statt meiner reisen. Ich habe heute an Giustiniani in Venedig geschrieben; in der letzten Woche des Mai geht seine Galeere nach Byzanz. Er soll Dich mitnehmen."

Hätte Poggio dem Neffen aufgetragen, in den Aetna zu springen, dieser hätte kaum mehr erstaunen können.

„Ich — — nach Byzanz? Oheim, Ihr scherzt! Nein, ach nein, es kann Euer Ernst nicht sein! Cosimos Handelsverbindungen mit Spanien, die mich jetzt täglich mehr in Anspruch nehmen, meine Unkenntniß des Griechischen, kurz Alles verbietet mir auf Euern Vorschlag einzugehen. Nein, Oheim ich *kann* nicht reisen!"

Jetzt von Bianca getrennt zu werden, schien ihm fürchterlich. Ihm war, als hingen Hagelwolken über dem Blüthenzweig seiner jungen Liebe. Der Alte schwieg. Er sah ein, daß er so nicht zum Ziele gelangen würde. Aber er gab die Hoffnung nicht auf, den Neffen zur Reise zu bestimmen. Den Geschossen seiner Beredtsamkeit waren schon festere Mauern gewichen. Heute Abend indeß wären weitere Bemühungen nutzlos gewesen.

„Fcranesco," sprach er, „überlege Dir die Sache! Dein Schaden soll's nicht sein!" Dann schritt er langsam ins Haus. Der Andere warf sich

auf die Bank unter der alten Platane und stützte das Haupt in die Hand. Ueber ihm flüsterte der Abendwind in den Blättern und vom Arno her umfächelte ein erquickender Hauch seine heiße Stirn. Mählich verstummte der Lärm der Stadt und im Westen schwand der letzte orangefarbene Lichtstreifen. So kam die Nacht heran.

* * *

Am nächsten Morgen vernahm man in Donatellos Werkstatt frühzeitig den Klang der Hammerschläge. Der Meister selbst war fern, er weilte mit seinen Schülern in Siena und von allen war nur Benedetto zurückgeblieben. Er waltete jetzt als Herr in den heiligen Räumen, in denen die Wunder des Baptisteriums unter Donatellos Schöpferhänden entstanden waren. Durch die hohen Fenster fiel das Frühlicht und verklärte die blendend weißen Marmorgestalten, die, zum Theil noch unfertig, bis zur Decke des Raumes emporragten, mit wunderbarem Schimmer. In chaotischer Unordnung lag das Handwerkszeug umher, daneben ein Berg frisch gekneteter Töpfererde, und da standen Formen aus Thon, in denen das kochende Erz zu freundlichen Gestalten erstarrte.

Benedetto führte den Meißel mit fliegender Hand. Sein Schurz, seine kräftigen Arme waren mit dem feinen Staube des edlen Gesteins überpudert. vor ihm stand eine kleine Büste oder richtiger ein Marmorblock, der schon in rohen Umrissen das Bild verrieth, das in ihm schlummerte. An der Wand, zur Seite des jungen Künstlers, hing ein Bogen braunen Papieres, der in kräftigen Kohlenzügen einen Frauenkopf mit feinem Profil und in antiker Weise aufgeknotetem Haare zeigte. Oft flog der Blick des Schaffenden zu jener Vorlage hinüber. Die Zeit verrann dem Eifrigen schnell. Als vom nahen Glockenthurm die Mittagstunde verkündet wurde, vernahm Benedetto im Gärtchen vor der Werkstatt Schritte. Schnell warf er das Manteltuch, das der Meister zu Gewandstudien gebrauchte, über das Werk und barg die Zeichnung in einer der Skizzenmappen. Er vernahm die Stimme seiner Schwester, die, wenn Donatello fern war, mit ihrer Freundin öfters die Werkstatt betrat, um den Bruder bei der Arbeit zu besuchen und bei dieser Gelegenheit die Werke seines großen Lehrers zu betrachten. Auch heute war Bianca bei ihr. Die Mädchen wußten in den Räumen Bescheid.

„Zeig' uns das Modell zu Cosimos Grabmal," bat die Schwester, „man redet so viel davon."

Benedetto gehorchte und schritt zur entgegengesetzten Seite des Gemaches voran.

Bianca war zurückgeblieben. Sie stand vor der Büste eines Greises mit wunderbar durchgeistigter Stirn und kühn gebogener Nase. Es war das Bild des Poggio, das die Stadt zu Ehren ihres großen Bürgers bei Donatello bestellt hatte. Das Mädchen zog den Vorhang zurück, der das warme Tageslicht dämpfte. Sie trat dicht vor die Büste hin. Die klugen Augen des

Gelehrten schienen sie anzublicken und um den fein geschnittenen Mund, der gleichzeitig Lebensfreude und Ironie verrieth, spielte ein heiteres Lächeln. Sie hatte Poggio oft gesehen, aber nie war sie dem berühmten Manne näher getreten. Und doch war das Bildniß ähnlich. Wie herrlich muß es sein, so dachte sie, aus solchem Munde Reden zu vernehmen! Als die Freundin zurückkehrte, wandte sich Bianca schnell ab und betrachtete die Statue Johannes des Täufers. Dann trat sie zu Benedetto, der mit Ungeduld darauf wartete, daß die Mädchen sich entfernen würden.

„Darf man Eure Arbeit sehen, Messer Benedetto?" sprach sie und streckte die Hand nach der Umhüllung aus. Der Künstler hielt sie zurück. „Das Werk ist noch unfertig," sagte er schnell, „wenn es vollendet ist, so sollt Ihr's sehen."

„Und was wird's," fragte die Schwester.

Benedetto zögerte. „Nur eine Studie, ein Mädchenkopf, — eine Venus," fügte er hinzu. Bianca lachte.

„Die Aphrodite der Gärten?" fragte sie. Sie dachte an das gestrige Fest und an den Neffen des Poggio, den sie sich zum Ritter erlesen hatte. . . . den Neffen des Poggio? Wieder schaute sie nach der Büste des Gelehrten hinüber. Wie unähnlich ihm Francesco war!

Endlich gingen die Freundinnen wieder. Benedetto athmete auf. Es war doch gut, dachte er, daß sie kam. Und wieder tönten die Schläge des Hammers schneller noch als vorher durch den hellen Raum.

* * *

Eine Woche später saßen Poggio und Francesco bei Tafel. Es war dem Alten noch immer nicht gelungen, den Neffen zur Reise zu bewegen. Beide waren verstimmt und die Unterhaltung wollte nicht ins Gleise kommen. Ein jeder hatte mit seinen eigenen Gedanken zu thun. Poggio sah ein, daß er das lang gemiedene Haus des Cosimo jetzt wieder öfter betreten müsse. Er vertraute dem Zauber seiner Person und dem Einflusse, den er stets auf den Herrn der Stadt ausgeübt hatte, und hoffte, eine Aussöhnung des Letzteren mit Filelfo noch rechtzeitig hintertreiben zu können. Schweigend leerte er den Becher und wollte sich in seine Bibliothek zurückziehen. Da trat der Diener ins Gemach. „Draußen sind Arbeiter, Herr, die zu Euch wollen," meldete er. „Ich habe ihnen gesagt, daß Ihr jetzt bei Tisch säßet und um diese Zeit Niemanden empfinget, aber sie lassen sich nicht abweisen. Sie sagen, sie brächten eine Figur, die sie beim Brunnengraben im Geröll des Arno gefunden hätten."

Poggio hieß die Männer herbeiführen. Es waren Brunnenarbeiter, deren lehmbeschmutzte Kleidung von ihrer unterirdischen Thätigkeit zeugte. Sie trugen einen Korb, der mit Heu und Binsen gefüllt war.

„Seht, Herr! was wir gefunden haben, siebzehn Schuh tief im Kies des alten Strombettes," sprach der eine und holte aus dem Korbe eine kleine

Büste hervor, die er mit dem Aermel seines Wamnses von dem fetten Lehme, der hier und da in den Vertiefungen des Steines haftete, zu reinigen suchte. Poggio nahm sie ihm schnell aus der Hand. „Um's Himmels willen, vorsichtig!" sprach er besorgt und schickte den Diener nach einem feuchten Tuche. „Im Strombett des Arno?" — sagte er sinnend und trat mit dem Bildwerke ans Fenster. Der Diener erschien und der Gelehrte säuberte behutsam das köstliche Fundstück.

Es war eine Venusbüste aus blendend weißem Marmor, gut erhalten, nur an der Schulter fehlte ein Stück, aber das Antlitz war unversehrt.

Poggio hatte den Aerger über Filelfo vergessen. Er griff in seinen Geldbeutel und reichte den Arbeitern einige Zechinen. Die Gesichter der Männer verklärten sich, als sie die blanken Stücke in ihren Händen sahen. Es war mehr, als sie in drei Tagen verdienen konnten. Sie dankten und griffen nach ihrem Korb. „Wenn Ihr wieder etwas findet," rief ihnen Poggio nach, „so denkt an mich, Ihr wißt ja, ich zahle besser, als der Camaldulenser!" Er meinte Traversari, der im Antiquitätensammeln sein Rival ist.

Der Neffe war hinzugetreten, um die Büste zu sehen. Wäre der Oheim nicht so vertieft in deren Anblick gewesen, ihm würde das Erstaunen nicht entgangen sein, das sich auf des Jünglings Mienen wiederspiegelte. Sollte Francesco seinen Augen trauen? Er trat näher. Ja, ja! er täuschte sich nicht, es war Bianca, die herrliche Bianca Buondelmonti! So leicht trug auch sie das schöne Haupt auf dem schlanken Hals, so voll schwellten sich die Lippen des schalkhaften Mundes! Er hätte jubeln mögen. Jetzt begriff er Benedettos Worte.

Den Alten freute der Antheil, den der sonst so kalte Neffe dem Kunstwerke zollte. Beglückt trug er behutsamen Schrittes den neuen Schatz in seine Akademie. Dort stand das bisherige Prunkstück seiner Sammlung, eine Minerva, auf dem Ehrenplatz eines antiken Säulenstumpfes. Jetzt mußte sie ihren langjährigen Standort räumen. Poggio nahm die kluge Göttin herab und stellte statt ihrer die schimmernde Venus hinauf."

Der Erzähler schwieg einen Augenblick, um sich mit einem Trunke zu stärken. Die Gesellschaft wurde lebhafter. Enea Silvio lächelte. „Wo Venus erscheint, muß Minerva weichen!" sagte er scherzend. „Ist's nicht so, Monsignore Biondo?" Man gab diesem im Bugiale mit Vorliebe den geistlichen Titel, um ihn an den verscherzten Bischofsstuhl zu gemahnen, der für ihn unerreichbar war, wie die fernen Gefilde der Jugend. Die Anderen lachten, nur der Dichter saß ernst wie ein Senator auf dem curulischen Stuhle.

„Wenige Wochen später," fuhr Razello fort, „war Poggio, wie er jetzt fast täglich pflegte, im Palazzo Medici gewesen. Er kehrte heiterer zurück, als man sonst an dem ernsten Gelehrten gewohnt war. Schnellen Schrittes begab er sich in die Akademie, rückte seinen Sessel vor die Venus-Büste und nahm aus der Reihe der Bücher einen zierlich geschriebenen Apulejus. Wohl eine Stunde lang hatte er so gesessen, als Francesco eintrat. Dieser vernahm

noch, wie der Alte vor sich hinmurmelte: „Ich habe mich nicht getäuscht. Das Mädchen ist klassisch. Heilige Venus! Ewige Göttin der Schönheit und Anmuth! Sie gleicht Dir! Wäre die Zeit noch, da Dir zu Ehren Altäre rauchten, um Biancas willen würden Dein Paphos, Dein Knidos und Dein Heiligthum in Cythera veröden, wie einst, da man Psyches Schwelle mit Rosen schmückte!"

Francesco lauschte. Sein Herz klopfte. Kein Zweifel, der Oheim war bekehrt! Dieser bemerkte jetzt des Neffen Eintreten.

„Kennst Du die junge Buondelmonti?" fragte er mit derselben erheuchelten Gleichgiltigkeit, mit der Francesco neulich zu Benedetto gesprochen hatte.

„Ihr meint Bianca Buondelmonti, Oheim?" rief der Jüngling selig, „das schönste Mädchen von Florenz?"

„Sie ist mehr als schön," entgegnete Poggio ruhig, „sie ist klassisch! Sie spricht sogar Griechisch! Dir gefällt sie also auch?"

Der Neffe fand die Worte nicht, um dem Oheim zuzustimmen.

„Francesco!" sprach der Alte langsam, „freue Dich, Du wirst Bianca Buondelmonti jetzt öfter sehen — sie wird Deines Oheims Gemahlin!"

Francesco, der am Fenster stand, fuhr zusammen. Er glaubte sich vom Blitze getroffen. Die Stimme versagte ihm und mühsam hielt er sich an der Brüstung des Fensters aufrecht. Alles, was ihm eine geheime Ahnung während seines Zusammenseins mit dem schönen Mädchen gesagt hatte, war wahr gewesen. Sie hatte ihn nicht geliebt, sie hatte nur mit ihm gespielt. Aber was hatte ihn auch jemals berechtigt, ihre Liebe zu erhoffen?

Er wurde ruhiger und blickte starr in das dunkle Laub der Kastanien, die sich bis dicht zum Fenster hindrängten. Dann brach er das Schweigen.

„Oheim," sprach er, „wann geht die Galeere nach Byzanz? — Ich reise!"

Poggio hatte wahr gesprochen. Im Garten des Cosimo war er Bianca begegnet, und was noch nie geschehen — der alte stolze Gelehrte hatte Geschmack an dem fröhlichen Geplauder des Mädchens gefunden, dessen Aehnlichkeit mit der Büste der Venus ihm sofort aufgefallen war. Es mochte für die junge Dame reizvoll erscheinen, daß ihre Person das Interesse des berühmten Mannes wachrief, und wie himmelweit verschieden waren seine gewählten verständigen Worte von dem Geschwätz der jungen reichen Pflastertreter, die sie sonst mit ihren faden Schmeicheleien überschütteten!

Sie hatte sich nicht lange besonnen und Poggios schlichte Werbung mit schlichten Worten bejaht. Im Juni reichte die Siebzehnjährige vor dem Altare zu S. Maria Novella dem Siebenundfünfzigjährigen die Hand. Unter den Kastanien des Landhauses fand die Hochzeit statt. Bei dieser Gelegenheit verlobte sich Francesco mit der jüngeren Schwester Biancas. Er hatte sich schnell getröstet. Uebrigens verläßt er die Valdarniana, denn er ist jetzt sein eigener Herr.

„Und ſein eigener Oheim," fügte Aurispa hinzu, der für verwickelte Verwandtſchaftsverhältniſſe ein beſonderes Intereſſe hegte. Alle lachten. Man dankte dem Erzähler; nur Cenci ſchwieg. Er erhob ſich ſchnell und wollte ſich verabſchieden. Es war ſchon ſpät und die Windlichter waren dem Verlöſchen nahe.

„Wohin ſo eilig, Poet?" rief Razello ihm zu, „hat Dich das Töchterlein des Gärtners zum Stelldichein beſchieden?"

„In ſeinem Hirne wogen die Hexameter," ſcherzte Biondo, „die Muſe überkommt ihn!"

„Ihr habt gut ſpotten," erwiderte jener gekränkt, „morgen geht der Bote nach Florenz und ich muß noch den Hirtenbrief für die deutſchen Biſchöfe aufſetzen!" Dann ſchritt er die Treppe der Terraſſe hinab. Auch die Andern erhoben ſich.

„Armer Dichter," ſprach Enea Silvio, und in ſeinen Augen leuchtete aufrichtiges Mitleid. „Armer Dichter! Das Haupt in den Wolken und die Hände im Arbeitsſtaube der Alltäglichkeit!"

Norwegen.

Von

G. Weißbrodt.

— Wien. —

Es giebt kaum ein zweites Land in Europa, welches sowohl in den merkwürdigen Erscheinungen seiner Natur als in seinem Volksthum und Staatswesen so ganz eigenthümliche und interessante Verhältnisse aufweist wie Norwegen, das seit den Nordlandsfahrten Kaiser Wilhelms speciell auch den Deutschen näher gerückt erscheint. Die meisten Norwegen-Reisenden freilich, und ihre Zahl steigt mit jedem Jahr, glauben das Land durch und durch zu kennen, wenn sie seine Wasserfälle, seine Fjorde und seine Mitternachtssonne gesehen, aber von den Bewohnern nehmen sie in der Regel nur flüchtige Eindrücke mit und es entgehen ihnen insbesondere gewisse dem norwegischen Volkscharakter anhaftende Eigenthümlichkeiten, die sich fast in jedem einzelnen Individuum merkwürdig einheitlich, um nicht zu sagen uniform, verkörpert wiederfinden. Um hier ein richtiges Urtheil zu haben, muß man sich freilich Rechenschaft geben über die mannigfachen Factoren, deren Product das äußere Wesen sowohl als die Seele des Volkes ist, und in der Berücksichtigung dieser Factoren, der Abstammung und der Rasse, der Lage des Wohnsitzes und speciell der größeren oder geringeren Entfernung desselben von den Verkehrswegen, erweist sich der Wiener Baron Pache in seinen zum Vortrag im engeren Zirkel gebrachten „Streiflichtern auf politische und sociale Verhältnisse Norwegens“ geradezu als mustergiltig. Gestatten Sie mir, an der Hand dieses Vortrags das Thema eingehender zu behandeln.

Der weitaus größte Theil des norwegischen Volks ist normannischen Stammes. Die Normannen, von Alters her als kühne Seefahrer und streitbare Männer bekannt und oft zu entscheidenden Rollen in der Geschichte berufen, haben die Eigenschaften, die sie zierten oder verunzierten, allerdings mehr oder weniger den geänderten heutigen Verhältnissen angepaßt, auch auf ihre Nachkommen vererbt. Norwegen war vom Ende des 14. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts mit Dänemark vereinigt, seit 1536 sogar einfach eine dänische Provinz, und konnte also während dieser ganzen Periode politisch selbständig nicht hervortreten, es verlor nicht blos seine geschichtliche Tradition, sondern zum großen Theil auch seine Sprache, denn die norwegische Schriftsprache von heute ist die dänische, die sich, wie die schwedische, in der skandinavischen Sprachen-Familie selbständig zu entwickeln vermochte, während die norwegische nicht mehr als Schriftsprache, sondern als Volksdialekt existirt: ob die politisch angehauchten Bestrebungen der „Maalstraever“, eine eigene Schriftsprache zu schaffen, von Erfolg sein werden oder nicht, läßt sich noch nicht übersehen, obgleich man dieselben, angesichts z. B. der Thatsache, daß die Magyaren eine magyarische Schriftsprache in verhältnißmäßig kurzer Zeit geradezu aus dem Boden zu stampfen vermochten, keineswegs als absolut aussichtslos erachten darf.

Im Jahre 1809 hatte Schweden sein Finnland an Rußland abtreten müssen, und um so begehrlicher richtete es jetzt seine Blicke auf das stamm- und sprachverwandte

unmittelbar benachbarte Norwegen. Die Zeitumstände waren ihm günstig. Der damalige Kronprinz von Schweden, als Bernadotte früher einer der Marschälle Napoleons, schlug sich in dem Feldzuge des Jahres 1813 gegen seinen einstigen Kaiser auf die Seite der Oesterreicher, Preußen und Russen, während Dänemark nach dem zweiten Bombardement Kopenhagens durch die englische Flotte der Verbündete Frankreichs wurde. Es hatte diese Bundesgenossenschaft theuer zu zahlen; im Frieden von Kiel (1814) trat es Norwegen an die Krone Schweden ab. Aber vorläufig hatte Schweden die Rechnung ohne die Norweger gemacht: diese waren es freilich sehr zufrieden, aus der verhaßten Abhängigkeit von Dänemark loszukommen, aber sie waren nicht gesonnen, gegen das bisherige Joch einfach ein neues, ein schwedisches Joch einzutauschen. Prinz Christian Friedrich, der damalige dänische Statthalter in Norwegen, lehnte sich gegen den Kieler Frieden auf, proclamirte sich zum Regenten von Norwegen, berief eine National-Versammlung nach dem Eisenhammer von Eidsgold; diese beschloß die Unabhängigkeits-Erklärung Norwegens, nahm ein vom Regenten ihr vorgelegtes Grundgesetz („Norges Grundlov") an, dasselbe, welches, mit unbedeutenden Aenderungen, noch heute als Verfassung zu Recht besteht und rief den bisherigen Regenten zum König aus. Jetzt drangen, um vom Lande Besitz zu ergreifen, schwedische Truppen ein und schon nach wenigen Monaten wurde die Uebereinkunft von Moß abgeschlossen, derzufolge der erwählte „König" das Land verließ und, zur Regelung des Verhältnisses zu Schweden, ein außerordentlicher Storthing zusammentrat: erst nachdem Schweden das norwegische Grundgesetz mit seinem § 1: „Das Königreich Norwegen ist ein freies, selbständiges, untheilbares und unveräußerliches Reich" anerkannt hatte, wurde der König von Schweden Karl XIII. zum König von Norwegen gewählt. Das Verhältniß zwischen Norwegen und Schweden ist die denkbar reinste Personal-Union, und wenn Bernadotte, der nachherige König Karl XIV., die betreffende Acte vielleicht in der Hoffnung unterzeichnete, dieser Union später eine andere Gestaltung geben zu können — an Versuchen dazu hat es denn auch nicht gefehlt — so mußte er doch bald die Ueberzeugung gewinnen, daß die Norweger unbeugsam seien.

Dem durchaus demokratischen norwegischen Grundgesetz haben die amerikanische Verfassung von 1787, die französische von 1791, die niederländische von 1798 und die spanische von 1811 als Vorbilder gedient, aber mit eingehender Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten Norwegens. Es ist deshalb das Wahlrecht an den Grundbesitz gebunden, ja die ganze Verfassung eigentlich auf die Herrschaft des bäuerlichen Elements gestellt, trotzdem zu Anfang des laufenden Jahrhunderts der Bauernstand noch nicht der maßgebende Factor im politischen und socialen Leben Norwegens war, der er jetzt ist. Denn der Ackerbau ist dort ein verhältnißmäßig junger Productionszweig: so lange Norwegen rein dänische Pertinenz war, that man in Kopenhagen, um den dänischen Grundbesitzern einen höheren Markt für ihre Cerealien zu erhalten, zur Förderung des norwegischen Ackerbaus nichts und der norwegische Bauer schlug aus den Wäldern und dem Fischfang die Mittel heraus, sein Korn zu kaufen; erst als im Kriegsjahr 1807 die im Kattegat kreuzenden englischen Schiffe die Zufuhr aus Dänemark abschnitten, trieb ihn die Noth dazu, dem eigenen Boden seinen Getreidebedarf abzuringen und damals schien er noch wenig geeignet, die Grundsäule des ganzen politischen Lebens zu werden. Schrieb man ihm doch, wenn er Holz nach der Hauptstadt brachte, die Zahl der abzuliefernden „Stapel" mit Kreide auf den Rücken: so beschrieben eilte er in das Comptoir des Abnehmers, zeigte demselben schweigend seine Kehrseite und nahm sein Geld in Empfang, und die Bürste, mit welcher der Cassierer ihm über den Rücken fuhr, vertrat die Stelle der Quittung. Die heutigen „Bauern" aber, ihre Nachkommen, stellen sich im Juni und Juli zur großen Holzmesse in Christiania ein, auf welcher Umsätze von Millionen Kronen, gemacht werden, und wohnen in den ersten Hotels. Sich ihrer Macht und ihres Einflusses voll bewußt, nennen sie sich gleichwohl immer noch bescheiden „Gaardbruger" (Landwirthe), wenn auch in ihren Häusern eine ausgewählte Bibliothek und

ein Klavier ebenso wenig fehlt als ein kunstvoll ausgestattetes Exemplar der Verfassungsurkunde, und wenngleich ihre Söhne die Universität besuchen. Freilich sieht man diese Studenten in den Ferien mit den übrigen Bewohnern des „Gaard" (Hofes) tapfer die Sense handhaben und den Pflug führen und nach Beendigung ihrer Studien kehrt die große Mehrzahl zur landwirthschaftlichen Thätigkeit zurück; schwerlich sieht man in irgend einem anderen Lande so viele hochwissenschaftlich gebildete Männer hinter dem Pfluge gehen.

Das zum Ackerbau im engeren Sinne geeignete Gebiet ist in Norwegen ein sehr beschränktes; es nimmt kaum ein Procent des Gesamt-Areals von 5750 Quadratmeilen ein und liegt zum größten Theil südöstlich zu beiden Seiten und nördlich des Christiania-Fjord; wenigstens wird nur hier in guten Jahren mehr Getreide gezogen als der eigene Bedarf erheischt, während im übrigen Lande nur noch die Vogteien an der Südküste und am Throndhjem-Fjord diesen Bedarf decken; die Hälfte des Gesammtbedarfs an Getreide liefert das Ausland. Nahezu 3/4 des Landes nehmen die großen Gebirgsplateaus, die Fjelds, ein; ihre Höhenlage schließt den Ackerbau meist ganz aus und selbst der Weidebetrieb ist nur stellenweise möglich. Und während die Küstengebiete allzu feucht sind, bedürfen die Thäler am Ost-Abfall, die im Regenschatten des großen südnorwegischen Hochlandes liegen, in heißen und trockenen Sommern der künstlichen Bewässerung. Für diese ungünstigen Verhältnisse bietet es wenig Entschädigung, daß im Altenfjord, unter 70° nördlicher Breite, in einer nördlicheren Lage also als König Williams Land, wo die letzten Reste der Franklin'schen Expedition zu Grunde gingen — in der ganzen Welt wird so hoch nördlich kein Ackerbau getrieben — die Gerste einen noch zehnfältigen Ertrag liefert, daß Hanf, Lein und Hopfen gedeihen, daß im Walde, (unter der Breite von Irkutsk und zwei Breitegrade nördlicher als St. Petersburg) die üppigste Vegetation gefunden wird und daß Bäume und Sträucher, die im mittleren und südlichen Deutschland erfrieren, dort im Winter im Freien ausdauern, daß, weil die Fröste unbedeutend und die Schneefälle gering sind, auf den Küsten und Inseln zwischen Stavanger, Bergen und Throndhjem das Vieh den ganzen Winter im Freien weidet: das Alles ist dem für die Entwickelung Norwegens hochwichtigen Einfluß des Golfstroms zu danken und dieser Einfluß macht sich nur in den Küstengegenden fühlbar und reicht nur wenig in's Innere des Landes hinein.

Seine Existenz findet der norwegische Bauer, von Alters her und noch heute, in der Verwerthung der fast unerschöpflichen Schätze der Wälder, welche noch jetzt ein ganzes Fünftel der Gesammtfläche des Landes bedecken. Der Südosten Norwegens steht hier obenan. Die Ausfuhr des sehr geschätzten norwegischen Holzes — seine außerordentliche Härte wird in erster Reihe der Gestein-Unterlage der Wälder (in der Regel archaische Schichten) zugeschrieben — repräsentirt einen jährlichen Durchschnittswerth von 50 Millionen Mark. Daneben blüht an den Küsten und auf den Inseln die Fischerei und die Seeschifffahrt: alle größeren norwegischen Städte liegen am Meer, und die großentheils kaufmännisch spekulirende Thätigkeit derselben, sowie der Mangel an Kapital und das Fehlen einer heimischen Kohle hindert den Aufschwung der Industrie. Daß der Fischfang seit undenklichen Zeiten betrieben wurde, ist in einem Lande mit langgestreckter und reichgegliederter Küste an einem niemals zufrierenden Meere selbstverständlich und auch die gewerbsmäßig ausgeübte große Fischerei läßt sich bis in eine sehr alte Zeit verfolgen. So weit geschichtliche Nachrichten reichen — also seit mehr als 1000 Jahren — strömen alljährlich in der winterlichen Polarnacht Ende Januar viele tausende Menschen in Westfjord an den Lofoten zusammen, um bis Ende April den Kabliau zu fangen, von welchem sie an dieser Stelle bis zu 60 Millionen Stück erbeuten. Auch der Heringsfang wurde schon im 9. Jahrhundert als ein wichtiger Erwerbszweig genannt und er ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die ausgeführten Fische repräsentiren einen jährlichen Durchschnittswerth von 40 bis 50 Millionen Mark. Die Seefischerei ist gleichzeitig, wie überall, die Schule der Seeschifffahrt geworden: die norwegischen

Matrosen sind den besten Matrosen aller Länder ebenbürtig, die norwegischen Lootsen sind in allen nordischen Meeren die gesuchtesten und die Handelsflotte des kleinen und sehr dünn bevölkerten Landes nimmt nach der Tonnenzahl ihrer Schiffe die dritte Stelle unter allen seefahrenden Nationen ein und steht in Europa nur der englischen nach.

Bauern und Seeleute bilden also die Hauptmasse der norwegischen Bevölkerung und so nimmt denn auch die Verfassung, welche sich das Volk gegeben, wohl die weitestgehende Rücksicht auf das bäuerliche Element, sie hat aber einen demokratischen Grundzug, der in vorwiegendem Maße der Denkweise der Küstenbevölkerung entspricht und diese Küstenbevölkerung, welche mit der ganzen Welt verkehrt, beseitigt auch die Gefahr, daß die Gesetzgebung sich verknöchere oder wirklichen oder vermeintlichen Standesinteressen eine allzu ausgedehnte Berücksichtigung zu Theil werden lasse, eine Gefahr, welche bei dem numerischen Uebergewicht der bäuerlichen Vertreter im Storthing sonst sehr nahe liegt und namentlich auf dem Gebiet der Steuern, der Beiträge zu den Staatserfordernissen, in der That öfter zur Erscheinung gekommen ist. Eine staatliche directe Steuer, vor Allem eine Grundsteuer, kennt Norwegen nicht: der Bedarf des Staats wird in erster Linie aus dem Ertrag der Zölle, dann durch indirecte Steuern und speciell durch die Bier- und Branntweinsteuer, bestritten; diese Steuern bringt wesentlich die Stadtbevölkerung auf, weil der Bauer noch immer den größten Theil seiner Bedürfnisse seinem Grund und Boden entnimmt resp. selbst anfertigt. Die Städte haben außerdem in der Regel sehr hohe communale Steuern zu entrichten.

Die demokratischen Bestimmungen der Verfassung stehen übrigens nicht blos auf dem Papier, dem norwegischen Volke sind vielmehr die demokratischen Principien in Fleisch und Blut übergegangen. Die erste That des zur Freiheit gelangten Staates war, trotzdem der König auf das Aeußerste widerstrebte, die Abschaffung ausnahmslos aller Titel und Vorrechte, und es kam bei diesem Anlaß auch zum ersten Mal diejenige Bestimmung der Verfassung in Anwendung, nach welcher das dem Könige gegen Beschlüsse des Storthings eingeräumte Veto hinfällig wird und ein Storthings-Beschluß auch gegen den Willen des Königs Gesetzeskraft erlangt, wenn das Storthing denselben in drei auf einander folgenden Sessionen gleichlautend wiederholt.

Die Schulbildung ist in Norwegen, trotz der großen Hindernisse, welche Klima, Bodenbeschaffenheit und die von der ohnehin sehr dünn gesäten Bevölkerung von jeher festgehaltene Ansiedelungsweise in zerstreuten Einzelhöfen, sowie die außerordentlichen Schwierigkeiten der Communication bereiten, durchweg vortrefflich, und es giebt selbst in den entlegensten Gegenden und in den unzugänglichsten Gebirgswinkeln fast Niemanden, der nicht wenigstens fertig lesen und schreiben kann. Allerdings ist das zum Theil das Verdienst der bestehenden Kirchengesetze und des Einflusses einer aufgeklärten Geistlichkeit. Ebenso wie im Schwesterreiche Schweden darf der Geistliche Niemanden confirmiren und zum Abendmahl zulassen, der nicht die Bibel und den Katechismus zu lesen im Stande ist, und heirathen oder einen Eid leisten kann nur Der, welcher vorher das Abendmahl genommen.

Es giebt wenig Länder, wo der Mensch so schwer mit der Natur zu ringen hat, als in Norwegen. Es kostet den einen Theil der Bevölkerung unendliche Mühe, dem kargen Boden (meistens Gebirgsland und zwar hoch nördlich gelegenes Gebirgsland) auch nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse abzugewinnen und ein anderer Theil kämpft in unausgesetzter harter Arbeit und fortwährend sein Leben wagend auf dem Meer. Aber eben deshalb erscheint der Norweger still, unbeugsam und fast eisern; Heiterkeit und gar Fröhlichkeit kennt er nicht, er giebt sich meist rauh und hart. Aber gewöhnt, nur der eigenen Kraft zu vertrauen, und in fortwährender schwerer Arbeit gestählt, hat er sich ein Selbstbewußtsein angeeignet, das sich im socialen und im wirthschaftlichen wie im politischen Leben geltend macht. Liebenswürdig, im gewöhnlichen Sinne des Worts, ist der Norweger nicht, aber er ist dazu angethan, sich nach jeder Richtung hin Achtung zu erzwingen.

Illustrirte Bibliographie.

Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Von Dr. Karl Lumholtz. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildniß des Verfassers in Lichtdruck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft. New-York, Gustav E. Stechert.

Von der Universität Christiania unterstützt, unternahm der Verfasser in den Jahren 1880—1884 eine Reise nach Australien, hauptsächlich in der Absicht, Sammlungen für das zoologische und zootomische Museum der Universität zu veranstalten. Er hielt sich zuerst einige Zeit in Süd-Australien, Victoria und Neu-Süd-Wales auf, verweilte dann etwa 9 Monate auf der schönen Station Gracemere in Central-Queensland und begab sich im August 1881 auf die erste eigentliche Entdeckungsreise, zunächst in das westliche Queensland, wo er 800 englische Meilen vordrang, ohne im Verhältniß zu den ausgestandenen Anstrengungen ein erhebliches Ergebniß erzielt zu haben.

Die wichtigste Unternehmung richtete er dann gegen das nördliche Queensland, wo er 14 Monate unter fortwährenden Reisen und Forschungen zubrachte. Den größten Theil dieser Zeit verlebte er in der Umgegend des wasserreichen Herbert River 18° südlicher Breite, ganz allein, ohne jeden Begleiter, mitten unter einer Menschenmasse, deren Culturstandpunkt — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann — wohl als der niedrigste bezeichnet werden muß, auf dem das Menschengeschlecht heute steht. Denn der Australneger ist nicht allein Menschenfresser; er besitzt auch bei einzelnen Stämmen nicht einmal denjenigen Grad von Cultur, den man in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit als die Periode des Steinzeitalters bezeichnet hat.

Ueber die ethnographischen Eigenthümlichkeiten dieser Rasse im südlichen Theile Queenslands gab es schon früher gründliche Untersuchungen, mit den nördlichen Stämmen dagegen war bisher noch niemals ein Weißer in Berührung gekommen, und auf der eingehenden Schilderung gerade dieser Rasse beruht der große Werth des vorliegenden Werkes.

Daß der kühne Reisende von seiner schwarzen Umgebung nicht getödtet wurde, verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß sie nie ganz die Achtung vor seinen Schießwaffen verlor, und demnächst, daß er ihr in einem ganz unverständlichen Lichte erschien,

zu Christiana einverleibt sind. Von neuen Thierarten entdeckte er u. a. vier Säugethiere, das Holzkänguru und drei Opossum-Arten.

Das Buch ist nicht bloß vortrefflich, sondern auch höchst anregend geschrieben; die rein wissenschaftlichen Partien sind mit Recht in den Anhang verwiesen, so ein Ueberblick der Geschichte Australiens, Geologie, Flora und Fauna. Die Abbildungen verdienen, wie das ganze Buch, die größte Anerkennung.

H. J.

Bibliographische Notizen.

Die Symbolik der Bienen und ihrer Producte in Sage, Dichtung, Cultus, Kunst und Bräuchen der Völker für wissenschaftlich gebildete Imker, sowie alle Freunde des klassischen Alterthums und einer ästhetischen Naturbetrachtung, nach den Quellen bearbeitet von Joh. Ph. Glock. Heidelberg, vorm. Weiß'sche Universitätsbuchhandlung Th. Groß.

Der Verfasser will durch seine Arbeit, welche man auch eine Anthologie der Bienenpoesie aller Zeiten nennen könnte, einen Betrag geben zur Thiermythologie und Symbolik. Nach dem Titel könnte es wohl erscheinen, als ob zur Lektüre des Werkes eine größere wissenschaftliche Vorbildung erforderlich wäre; das ist aber keineswegs der Fall, es ist für jeden Gebildeten verständlich. Die Abhandlung zerfällt in drei Theile, denen eine Einleitung über die Bedeutung der Thiersymbolik vorausgeschickt ist. Im ersten Theile giebt uns der Verfasser äußerst lebendig gezeichnete Bilder aus dem Leben der Bienen, Bilder, aus denen so recht die Begeisterung des Verfassers für die Imkerei hervorleuchtet. Diese Vorliebe für die kleinen geflügelten Lanzenträger läßt ihn allerdings bisweilen etwas weit gehen. Wenn er z. B. das Wort Instinct in Bezug auf die Bienen vollständig verbannt wissen will und meint, daß dasselbe nur „ein Allerweltverlegenheitswort" sei, „unter dem sich Jeder etwas denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges", so müssen wir ihm darin widersprechen: zwischen instinctiver und verstandesmäßiger Thätigkeit läßt sich ziemlich genau unterscheiden, und gerade die Bienen bieten dem aufmerksamen Beobachter für beide Arten der Thätigkeit Belege genug. Wenn er ferner sagt, daß die Bienen nur „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe" „gleich den edlen gesitteten Völkern zur ultima ratio der irdischen Dinge, dem „Kriege" schreiten, so stimmt das auch nicht völlig; Räubereien von Stock zu Stock kommen auch bei unseren Honigbienen vor. Zwei Capitel dieses Abschnittes: „Wie die Bienen Hochzeit halten" und „Unsere Bienen in Australien" stammen aus der Feder des dem Verfasser befreundeten Rosegger.

Der zweite Theil behandelt die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Culturvölkern: den Indern, Aegyptern, Hebräern, Muhamedanern, Griechen, Römern, Germanen und Slawen unter reichlicher Beigabe von poetischen Stellen in guter Uebersetzung.

Der dritte Theil giebt „klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen aus dem Buche der Weltliteratur", und zwar das IV. Buch aus Virgils Landbau-Gedicht, Bernard de Maudvilles „Bienenfabel" (beides im Urtext und metrischer Uebersetzung und mit einleitenden Bemerkungen) und den „Amsen-Immenkrieg" von Ferdinand Bereslas.

Beigegeben ist ein Lichtdruck nach einem bis jetzt noch nicht vervielfältigten Gemälde von Lucas Cranach dem Aelteren: Amor, der Honigdieb, und Venus. (Königliches Museum zu Berlin.)

Das Werk ist von dem Wiener Bienenzüchter-Verein mit dem ersten Preise gekrönt und es verdient diese Auszeichnung.

W.

Die Berliner Decemberconferenz und die Schulreform. Von geschichtlichem Standpunkt aus beleuchtet von Hornemann. Hannover, Carl Meyer (Gust. Prior).

An der Schrift interessirte uns hauptsächlich die in derselben niedergelegte veränderte Stellung des Verfassers gegenüber einem lateinlosen gemeinsamen Unterbau für Gymnasien und Realanstalten, gegen dessen Zulassung er noch in der Decemberconferenz stimmte. Die Decemberconferenz entschied sich nicht nur nicht für einen solchen gemeinsamen Unterbau, sie sprach sich vielmehr dahin aus, daß diese gymnasialen und realen Anstalten noch mehr als

bis jetzt der Fall war, auseinander gehalten werden sollten. In kleineren Städten mit nur einer und zwar realen Anstalt sollte dann in den unteren Klassen lateinischer Unterricht „angegliedert" werden, damit den Schülern, welche später auf ein Gymnasium übergehen wollen, Gelegenheit gegeben würde, das Lateinische zu erlernen. Hornemann verwirft diesen Ausweg vollständig: er schlägt vielmehr vor, in kleinen Städten mit 6 oder 7 klassigen Anstalten die drei unteren Klassen lateinfrei zu lassen und von IIIb an neben dem realen Cursus eine Selecta einzurichten, welche von IIIb ab Lateinisch, von IIIa ab Griechisch treiben soll. Diese Selecta soll für die Ia des Gymnasiums vorbereiten und erst nach den 7 Schuljahren das Einjährigen-Zeugniß ertheilen, während die Realabtheilung es schon nach dem sechsten gewähren soll. Wie man sieht, entfernt sich dieser Vorschlag gar nicht so sehr weit von dem des „Vereins für Schulreform", dessen Gründe H. auch im Großen und Ganzen sich zu eigen macht und als berechtigt anerkennt. Eine Hauptforderung des Vereins, die Verlegung des Lateinischen nach IIIb wäre durch den H.'schen Vorschlag erreicht und so der Boden für eine allmähliche Weiterentwickelung gegeben. Warum aber die vorgeschlagene Aenderung nur für kleine Städte möglich sein und nicht gleich allgemein sollte eingeführt werden können, ist nicht recht ersichtlich. Nun, wir wollen uns des Fortschrittes in den Anschauungen Hornemanns freuen und uns auch weiter nicht darüber grämen, daß er am Schlusse der Schrift noch vor „gefährlichen Experimenten, wie namentlich die sogenannte sechsjährige Einheitsschule bis IIb einschließlich" warnt. Wp.

Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre von Communismus und Socialismus von Dr. Friedrich Kleinwächter. Wien, M. Breitenstein's Verlagsbuchhandlung.

Es gehört seit alten Zeiten zu den beliebtesten Mitteln derjenigen überaus weisen Personen, welche durch mehr oder weniger Gesetzes-Paragraphen eine gründliche Umgestaltung, eine umfassende Verbesserung der Lebensverhältnisse anbahnen wollen, für ihre Pläne dadurch Anhang zu werben, daß sie mit dichterischer Phantasie ein Land schaffen, ein Volk schildern, in welchem ihre Vorschläge Wahrheit und die Ursache allgemeiner Glückseligkeit geworden sind. Dies sind die „Staatsromane", die der Verfasser in „politische" und „volkswirthschaftliche" gruppirt. Er führt uns in gedrängtem Auszug vor, was Scharfsinn und Albernheit auf diesem Gebiet ersonnen haben, von Xenophon's „Kyropaedie" über Thomas Morus „Utopia" bis zu den „Rückblicken" Bellamy's und „Freiland" von Hertzka.

Während die bisherigen Staatsromane sammt und sonders unter souveräner Nichtachtung der menschlichen Natur lediglich durch ihre schönen Theoreme den Himmel auf die Erde zaubern wollen, hat es in jüngster Zeit Eugen Richter unternommen, die Wirkung derselben vom entgegengesetzten Standpunkt aus durch seine „socialistischen Zukunftsbilder" in derselben Kunstform zu beleuchten. F.

Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie. Von Otto Ammon. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

„Selten hat eine wissenschaftliche Theorie einen solchen Aufruhr in der Welt hervorgerufen wie der Darwinismus," sagt der Verfasser; denn nicht allein, daß die Naturwissenschaften den ungeheuren Aufschwung, welchen sie in den letzten 30 Jahren genommen haben, dieser Theorie verdanken, es hat sich auch keine andere Wissenschaft (die Theologie nicht ausgeschlossen) ihren Einwirkungen entziehen können. Es konnte nicht fehlen, daß man einer derartig umwälzend wirkenden Theorie alle möglichen schlimmen Wirkungen andichtete und sie für alles mögliche Uebel verantwortlich machte; besonders warf man ihr vor, daß sie der Socialdemokratie in die Hände arbeite. Nun hat schon vor einer Reihe von Jahren der berühmte Botaniker und Biologe de Bary in einer sehr lesenswerthen Schrift nachgewiesen, daß die Darwinistische Lehre nicht nur nicht die Lehren der Socialdemokratie unterstütze, sondern den letzteren im Gegentheil diametral entgegenstehe; aber es kann gar nicht schaden, wenn von Zeit zu Zeit wieder einmal in gemeinverständlicher Weise darauf hingewiesen wird, ein wie vorzügliches Rüstzeug gerade die so viel geschmähten neueren naturwissenschaftlichen Lehren im Kampfe gegen die socialistischen Utopien darbieten. Ein solcher Versuch liegt nun hier vor. Der Verfasser hat es gut verstanden, zunächst einen kurzen leicht faßlichen Ueberblick über die Darwinische Lehre zu geben, und sie auf die Verhältnisse im staatlichen und gesellschaftlichen Leben anzuwenden. Leider hat er sich in

letzter Beziehung nicht genügend vor allzu großer Specialisirung gehütet, hat dadurch stellenweise mehr beweisen wollen, als bewiesen werden kann und dadurch den günstigen Eindruck der Schrift abgeschwächt. So z. B. hätte er besser gethan, den Sturz Bismarcks ganz aus der Betrachtung zu lassen. Verf. mag denselben bedauern und als im Widerspruch mit den Darwinischen Lehren stehend betrachten, Ref. und mit ihm viele Andere sind der Meinung, daß Bismarck an seinem eigenen einseitig übertriebenen System zu Grunde gegangen ist. Sollte der Verf. nicht das Beispiel des Riesen-Hirsches kennen, der an seinem ihm ursprünglich nützlichen, aber unstreitig überentwickelten Geweihe zu Grunde ging, als die Lebensbedingungen andere wurden, als nämlich die Steppe vor der zunehmenden Bewaldung zurücktrat? Ferner würde es rathsam gewesen sein, wenn der Verfasser die Ausfälle gegen das directe, allgemeine Wahlrecht unterlassen hätte. Etwas Vollkommenes werden wir nie erreichen und da möchte das allgemeine Wahlrecht vorläufig das am wenigsten unvollkommene sein. Auch daß die Darwinische Lehre antidemokratisch, vielmehr aristokratisch und monarchisch sei, ist nicht richtig; sie verträgt sich mit der republikanischen Regierungsform ebensogut wie mit der monarchischen. Darin hat der Verfasser Recht, daß er sie für antinivellistisch erklärt, (nivellistisch ist hier aber nicht gleichbedeutend mit demokratisch, sondern mit socialistisch!). Der letzte Theil, in welchem sich der Verfasser gegen den Versuch Bebels und Anderer wendet, die Darwinische Lehre in den Dienst der Socialdemokratie zu stellen ist ihm daher auch wieder ausgezeichnet gelungen und verdient alle Beachtung.

Hoffentlich vermeidet der Verfasser bei etwaigen weiteren Auflagen solche Einseitigkeiten, wie wir sie oben erwähnten; es kann das der Ausbreitung der Schrift nur von Nutzen sein.

Wp.

Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen von Fr. Merkel. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

„Ein Mann, der seines Zeichens ein Anatom war, dessen Leben in der stillen Studirstube hinfloß, ist nicht wie ein belletristischer oder politischer Schriftsteller der ganzen Welt, er ist nur den engeren Fachkreisen näher bekannt", sagt der Verfasser in der Vorrede. Wenn er es dennoch unternimmt, sich an weitere Kreise zu wenden und die Biographie seines „Lehrers und väterlichen Freundes" nicht nur den Berufsgenossen in einer Fachzeitschrift zu übermitteln, so geschieht das einmal in dem Gedanken, daß „ein Mann, welcher in der Wissenschaft eine solch hervorragende Stellung eingenommen hat, es ebensogut beanspruchen kann, von den Gebildeten gekannt zu werden wie ein Künstler oder Poet;" sodann aber auch deshalb, weil in dem Leben Henle's sich ein ganzes Stück Culturgeschichte verkörpert. Daß der Verfasser gerade jetzt mit seinen Aufzeichnungen hervortritt, hat einen doppelten Grund: erstens feiern wir in diesem Jahre das 50jährige Jubiläum der bahnbrechenden „Allgemeinen Anatomie" Henle's, und dann glaubt der Verfasser, daß gerade jetzt, „wo Koch's Arbeiten über die Tuberkulose alle Gemüther auf das Lebhafteste bewegen, es auch den medicinischen Laien interessiren muß, dem Manne näher zu treten, welcher des genialen Bakteriologen genialer Lehrmeister war, der schon vor mehr als 50 Jahren aus den Symptomen mit schärfster Logik nachwies, daß gewisse Krankheiten durch organisirte Keime nothwendig erzeugt werden müssen."

Wenn der Verfasser am Schluß seiner Vorrede bescheidener Weise einen Zweifel darüber ausspricht, ob es ihm wohl gelingen möchte, „das Interesse an dem vortrefflichen Manne bis zu Ende festzuhalten," so können wir ihn in diesem Punkte beruhigen. Der an und für sich schon außerordentlich interessante Stoff ist uns in so trefflicher anmuthiger Form dargeboten, daß das Interesse des Lesers bei der Lectüre des Buches eher zu- als abnimmt. Wir können das Werk auf das Angelegentlichste auch Nichtmedicinern (Ref. selbst ist ein solcher) empfehlen.

Erwähnen wollen wir noch, daß dem Buche ein sauber ausgeführtes Portrait Henle's beigegeben ist.

Wp.

Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Theil: Kunst und Leben. 2 Bände. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Lork).

Die Lorbeeren, die „Rembrandt als Erzieher" eingeheimst hat, lassen Manche nicht schlafen. Nur diesem Umstande verdankt das vorliegende Werk, dem noch ein zweiter „politischer" Theil folgen soll,

seine Entstehung. Der Herausgeber glaubt in unseren geistigen und culturellen Leben einen Rückgang zu erkennen und darum zieht er die Gedanken seines Verwandten, die dieser vor 30 Jahren zu Papier gebracht hat, ans Tageslicht. Zweifellos sind unter diesen Gedanken manche recht ansprechende, wegen der in ihnen sich offenbarenden vornehmen, echt vaterländischen Gesinnung beachtenswerthe; aber Klinggräffs Mahnungen aus dem Jenseits dürfen nimmermehr mit den geistvollen „Lettres Persanes" eines Montesquieu (s. Vorwort S. XVIII.) verglichen werden. Dazu ist er viel zu einseitig. Klinggräff ist als mecklenburgischer Gutsbesitzer 1887 gestorben; er hat außer der Verwaltung seiner Güter nie eine folgenreiche Wirksamkeit ausgeübt. Seine Vorstellungen bewegen sich zwischen denen eines deutschen Corpsstudenten und eines kleindeutschen Landedelmannes. Die Neugestaltung Deutschlands seit 1870 hat er nie gebilligt. Seine Anschauungen über Kunst beschränken sich auf die Vorliebe für die alte, echte „Gothik". Der Stand, von dem er die Heilung aller socialen Schäden erwartet, ist ihm der deutsche Landadel, den er durch Einführung mittelalterlich-feudaler Einrichtungen „regeneriren" möchte. Er selbst hat seine wundersamen Ideen bei Lebzeiten nie zu veröffentlichen gewagt. Noch einmal sei ausdrücklich hervorgehoben, daß in dem Buche auch mancher werthvolle Satz steht; so sind einzelne Vorschläge über unsere Jugenderziehung vortrefflich. Aber der Herausgeber hätte seinem todten Freunde einen besseren Dienst erwiesen, wenn er sich auf die hundert Seiten seines Nachworts beschränkt und diese zu einem Lebensbilde des wackeren „letzten Ritters" von Pinnow in Mecklenburg umgestaltet hätte. fv.

Bilder und Skizzen aus Amerika. Von L. Bürger (Th. Niese). Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Dieses Buch bietet den Lesern kein oberflächliches Geplauder über schnell empfangene und schnell wiedergegebene Reiseeindrücke, sondern der Verfasser hat mit scharfem Blick das amerikanische Leben wirklich beobachtet und giebt klare, wenn auch nicht immer erfreuliche Schilderungen und Lebensbilder. Das gesellige Treiben in den Großstädten, die Lebensweise der amerikanischen Frauen, Preß- und Schulverhältnisse und noch vieles andere wird anziehend dargestellt; ein düsteres Bild entrollt namentlich der Aufsatz über „amerikanischen Menschenhandel." Das inhaltreiche Buch kann Vielen zur Belehrung, Manchem vielleicht zur Warnung dienen. P.

Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. Von Dr. Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig, Verlag von Arthur Seemann.

Ein prächtiges, liebenswürdiges Buch, das auf Grund eingehender Quellenstudien Alles zusammenträgt, was in Bezug auf die Herkunft von Goethes Vorfahren, insbesondere seine Mutter sowie den Kreis von Freunden und Bekannten, in dem und mit dem sie lebte und wirkte, irgendwie von Interesse ist. Gar Mancher der Modernen wird freilich den Kopf schütteln Angesichts dieses Buches und ausrufen: Goethe und kein Ende! Wir unsrerseits erklären uns gern für so altmodisch, an solchen Büchern unsere herzliche Freude zu empfinden, denn noch so manche literarische Generation wird in Deutschland auftauchen und wieder verschwinden, ehe der Zauber erlöschen wird, der Alles umgiebt, was mit dem Namen Goethes verbunden ist. Das Buch sei allen Verehrern des großen Dichters, deren Zahl glücklicherweise von Jahr zu Jahr wächst, aufs Dringendste empfohlen.

— e.

Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler. Ein Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte von Karl Theile. Gotha, Fr. Andr. Perthes.

Das wenig umfangreiche Büchlein ist in der That das, was der Zusatz zum Titel besagt; ja man kann sagen, es ist ein Stück örtlicher deutscher Kulturgeschichte, die sich durch fast zwei Jahrtausende fortspinnt. In echt evangelischem Geiste, beseelt von warmem Vaterlandsgefühl, schreibt der Verfasser seine „Bilder". Aus dem reformirten Gemeindeleben Bacharachs weiß er manches Anziehende zu berichten auf Grund archivalischer Studien; für die französische „Pfalzvergiftung" findet er den angemessenen Ton der Schilderung. Sein Stil ist gedrungen, kraftvoll. Der Reinertrag des Buches ist für die Wiederherstellung der Bacharacher Peterskirche bestimmt. fv.

Aus Luxemburgs Vergangenheit und Gegenwart. Historisch-politische Studien von Jan van der Elst. Trier, Fr. Lintz.

Den Standpunkt dieser Aufsätze kennzeichnet das ihnen vorgestellte Motto: „Das Luxemburger Volk, wie seine Sprache, ist durchaus deutsch." Schon in seiner früher erschienenen Flugschrift: „Deutschthum und Franzosenthum in Luxemburg seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage" hatte sich der Verfasser dazu bekannt und deswegen manche Angriffe erfahren. Der wesentliche Inhalt jenes Büchleins ist hier im ersten historischen Theil weiter ausgeführt. Wichtig ist die Darstellung der jüngsten Ereignisse, der Thronbesteigung Großherzog Adolfs und ihrer staatsrechtlichen Folgen. Im zweiten, culturgeschichtlichen Theile sagt der Verfasser seinen Landsleuten bittere Wahrheiten. So tadelt er den kleinstädtischen, philiströsen Geist der Hauptstadt. Hinsichtlich der sprachlichen Verhältnisse kommt er zu den Forderungen: die Verwaltungssprache ist leider französisch, müßte aber deutsch werden; aus der Volksschule ist der Unterricht im Französischen zu entfernen; die Umgangssprache darf nur deutsch sein. Auch das Capitel über „Luxemburgs Stellung zwischen Deutschland und Frankreich in militärischer Hinsicht" verdient die Aufmerksamkeit weiterer Kreise.

fv.

Deutsches Namenbüchlein. Ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung bearbeitet von Ferdinand Khull. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Diese Schrift ist vom allgemeinen deutschen Sprachverein für sehr billigen Preis (60 Pf.) veröffentlicht und verdient das Entgegenkommen und die Theilnahme auch solcher Leser, die sich manchen Bestrebungen dieses Vereines gegenüber abwehrend verhalten. Die Sammlung der deutschen Namen ist sehr reichhaltig, und ihre Erläuterung beruht auf sorgfältiger und kritischer Verarbeitung der zahlreichen Vorarbeiten, welche von germanistischen Forschern auf diesem kulturhistorisch und sprachwissenschaftlich gleich interessanten Gebiete gemacht sind. Auch wer seine Kinder nicht Adelmund oder Adelgis nennen will, kann doch aus dem Büchlein über Bedeutung und Geschichte dieser und mehrerer Tausende von anderen deutschen Namen willkommene Belehrung gewinnen.

E.

Deutsche Verslehre. Von Sigmar Mehring. Leipzig, Philipp Reclam jun. 308 Seiten.

Mit außerordentlichem Fleiß hat der Verfasser — durch seine meisterhaften Uebertragungen ausländischer Dichter auf's Vortheilhafteste bekannt — in vorliegendem Werkchen, systematisch geordnet, alles das zusammengetragen, was zum Verständniß der Versformen unserer deutschen Poesie nothwendig ist. Ganz besondere Berücksichtigung ist hierbei, wie sich das von selbst versteht, dem Reime zu Theil geworden, über welchen der Verfasser schon früher ein selbständiges Büchlein veröffentlicht hat. Die zahlreichen, geschmackvoll ausgewählten Beispiele aus dem Schatze unserer poetischen Literatur tragen zum praktischen Verständniß des theoretisch Vorgetragenen wesentlich bei.

m.

Grillparzer-Studien. Von Dr. A. Lichtenfeld. Wien, C. Graser.

In fünf Aufsätzen beleuchtet der Verfasser einzelne Eigenthümlichkeiten der Dramen Grillparzers, im sechsten („die Schaffensweise Grillparzers") versucht er eine psychologisch begründete Gesammtcharakteristik des Dichters zu gewinnen.

Dr.

Fräulein Valerie. Von Michal Bałucki. Aus dem Leben arbeitender Frauen. Aus dem Polnischen übersetzt von Z Lasinska. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Nicht politische, sondern gesellschaftliche und sittliche Fragen nnd Zustände aus dem polnischen Leben sind es, welche in diesem ergreifenden Lebensbilde zur Anschauung gebracht werden. Standesunterschiede und gesellschaftliche Vorurtheile üben eine Macht aus, welche selbst edel veranlagte Naturen nicht immer zu durchbrechen vermögen. Das Buch ist eine anziehende Lektüre, zumal die Uebersetzung zwar das Eigenthümliche der fremden Sprache durchblicken läßt, aber doch in correctem und fließendem Deutsch geschrieben ist.

O.

Aus verborgenen Tiefen. Von Otto Ernst. Novellen und Skizzen. Hamburg, Verlag von Konrad Kloß.

Diese kleinen Geschichten gewähren einen ergreifenden Einblick in die Tiefen

einer echten Künstlerseele, die sich im Kampf mit der Prosa, der Noth des Lebens, dem Unverstande und der Theilnahmlosigkeit der Welt aufreibt, die sich in heißem Sehnen nach freier ungehemmter Entfaltung verzehrt. „Der gefesselte Genius," der bald in leidenschaftlichem Schmerzausbruche an seinen Ketten rüttelt und sich in heftigen Anklagen und bitterem Spotte gegen die feindlichen Gewalten Luft macht, bald sein Geschick in wehmüthiger, herzbewegender Klage betrauert, bald sich mit müder, hoffnungsloser Resignation in dasselbe ergiebt, — das ist das Leitmotiv, das in allen Geschichten mehr oder minder deutlich durchklingt. Am reinsten, erschöpfendsten und erschütterndsten ist dieses Thema in den Aufzeichnungen eines Schulmeisters („Ueberwunden") behandelt. Hier tritt uns eine Tiefe der Empfindung, eine Hoheit der Gesinnung, ein Reichthum an schönen Gedanken, feinen Beobachtungen, ein Zauber der Stimmung entgegen, die uns überraschen, entzücken und bis zu Thränen rühren. Wir fühlen, daß wir hier Seelenkämpfen gegenüberstehen, die der Dichter selbst bestehen mußte, daß sich hier ein Leid ausspricht, das er selbst empfunden. Aber der eigene Schmerz macht den Dichter nicht engherzig und egoistisch; sein Leid lehrt ihn gerade, das Anderer wahrhaft verstehen und würdigen; und so kämpft er mit warmem Herzen und heiligem Zorne für alle die Bedrückten, Geknechteten, Unverstandenen („Ein Begräbniß," „Der Herr Fabrikant"), wie er andrerseits gegen Halb- oder Pseudobildung, Protzenthum und Banausenthum die Waffen beißender Ironie und Satire schwingt. Unter dem Witz, den der Verfasser in den Skizzen „Bei gebildeten Leuten," „Der süße Willy. Ein feines Erziehungsidyll," „Herkules Meiers Gedichte. Ein Lyrikerschicksal in Briefen" offenbart, verbirgt sich unverkennbar eine tiefe Bitterkeit Otto Ernst offenbart, wie in seinen preisgekrönten „Gedichten" und seinen unter dem Titel „Offnes Visier" veröffentlichten Essays, auch im vorliegenden Buche einen scharfen, streitbaren Verstand, ein tief empfindendes Gemüth; er ist ein Denker und ein Dichter, der des Dichters „geflügelt Werkzeug, das Wort" meisterlich handhabt. Seine Prosa enthält Stellen von höchstem poetischen Glanze, von lyrischem Schwunge, von melodischem Zauber. Ein wahres Prachtstück dieser Art, eine mächtige Ode ist in der ersten Erzählung „der Tod und das Mädchen", die Interpretation des gleichnamigen Schubertschen Tonwerkes, in welchem der Dichter wie auch noch an anderen Stellen des Buches, ein tiefes musikalisches Verständniß an den Tag legt.

O. W.

Ledige Frauen. Roman von Felix Balden. (Fortsetzung von Paul Lindaus „Arme Mädchen".) 2 Theile in einem Bande. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Roman hat bei seinem ersten Erscheinen ein berechtigtes Aufsehen gemacht, denn der Gedanke, zu einem bekannten Roman eine Fortsetzung zu schreiben, war eigenartig. Als Verfasser wurde bald ein Berliner Gelehrter entdeckt, dessen Studien sich bisher auf ganz anderem Gebiete bewegten, und endlich erregte der Inhalt vielfach Staunen und Entrüstung. Ersteres war begreiflich; diese sollte sich wenigstens niemals gegen den Dichter selbst richten oder gar dem Buche eine Tendenz unterschieben, die ihm völlig fern liegt. Es bedurfte gar nicht der „Vorrede" dieser zweiten Auflage, um den Schriftsteller gegen solche Vorwürfe zu schützen. Sein eigener lauterer Charakter müßte hier genügen; er gehört nicht zu jenen „Jüngsten", denen das Leben nur eine einzige kraft- und inhaltlose Orgie dünkt. Die in diesem Roman entrollten Bilder sind ein äußerst trauriges Capitel aus dem Leben der Großstadt Berlin; sie schildern das Elend der arbeitenden Frauenwelt und brandmarken das schamlose Treiben aristokratischer Wüstlinge. Es steht vieles Häßliche in dem Buche, aber nichts Frivoles. Die Berliner Kellnerinnenwirthschaft ist nur eine schlimme Folge des Kampfes ums Dasein, der in der Millionenstadt heftiger entbrennt als anderswo, zugleich eine Folge der seit Jahrzehnten heuchlerisch behandelten und darum mißleiteten Prostitution. Daß selbst im Elend und im Laster sich die edlen Gefühle des Menschenherzens zu behaupten wissen, zeigen Charaktere wie „Frau Franzi" und Frau Kleinert. Der Verfasser hat zu seinem Romane offenbar tiefe Studien gemacht und weiß diese entsprechend zu verwerthen.

fv.

Berichtigung.

Von dem Verfasser der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Essays über Suarez werden wir um den Abdruck der nachfolgenden Berichtigung ersucht:

„In meinen Essays über Suarez habe ich — Band 58, Seite 320, 322 — als Verfasser der 1875 zuerst in den „Deutschen Monatsheften", sodann auch besonders veröffentlichten Abhandlung „Suarez, Bornemann und Koch, die drei Männer des preußischen Rechts" auf Grund besonderer Information den damaligen Unterstaatssekretär im Justizministerium und späteren preußischen Justizminister Dr. Friedberg genannt. Diese Information ist eine irrthümliche gewesen, denn ich bin von zuverlässigster Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß Herr Minister Dr. von Friedberg jene Abhandlung nicht verfaßt hat, sie ihm vielmehr, bis er sie jetzt gelesen, gänzlich fremd gewesen ist.

Dr. E. Schwartz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allerlei aus R. Hendschel's Skizzenmappen. Frankfurt a. M. M. Hendschel.

Alpenlandschaften. Ansichten aus der deutschen, österreichischen und Schweizer Gebirgswelt. Mit 97 Holzschnitt-Tafeln auf Kupferdruckpapier u. 16 Seiten Text. Leipzig, J. J. Weber.

An den Kaiser! Auch eine deutsche Bitte. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Auf der Schwelle des Weltkrieges. Sonderabdruck aus dem „Deutschen Wochenblatte". Berlin, Walther & Apolant.

Barclay, J., Argenis. Politischer Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. A. d. Latein. übers. von G. Waltz. München, Fr. Bassermann.

Batsch, Nautische Rückblicke. Berlin, Gebr. Paetel.

Behrens, F. W., Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwickelung durch Philosophen und Dichter. (1600—1815.) Leipzig, G. Fock.

Berner, E., Geschichte des Preuss. Staates. Abtheilung 2—8. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes, Nummer 544—553: No. 544—546. Andrer Leute Kinder von John Habberton, deutsch von F. Dobbert. No. 547. Sibirien von George Kennan (Schluss). Eine Winterreise durch Sibirien. — Meine letzten Tage in Sibirien. No. 548. Ovids Liebesbüchlein. Ein Cyklus altrömischen Lebens in modernem Gewande von Fritz Herz. No. 549. Der Hellseher oder Bilder aus Nordland von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen von Dr. Otto Jiriczek. No. 550. Abriss der Musikgeschichte v. J. W. Ambros. No. 551. Lustiges Leben — trauriger Tod, Drama in drei Acten von José Echegaray. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Louise Fastenrath. No. 552. Webers Demokritos, XVII. Bdch.: Die Gebräuche. — Ueber Anstand und Lebensart etc. Halle a. S., Otto Haendel.

Buntes Jahr. Kinder-Kalender auf das Jahr 1892. VI. Jahrg. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter.)

Burgwedel, J., Märchen und Skizzen. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.

Böhlau, H., In frischem Wasser. Roman in zwei Bänden. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 5). Stuttgart, J. Engelhorn.

Cervantes de Saavedra, M., Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. 4. Aufl. Mit Illustr. Lieferung 10—14. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchh.

Conard, J., Aus dem Schoosse der Zeit. Dichtung in Bildern. Mit dem Bildniss d. Verf., Berlin, Struppe & Winckler.

Constantin, Grossfürst, Gedichte. In freier Nachbildung von Julius Grosse. Berlin, G. Grote.

Dante-Alighieri's göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit krit. u. histor. Erläuterungen versehen von Philalether. 3 Bände 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.

Dittmar, Fr., Schulfreude. Eine Sammlung der besten Gedichte aus dem Schulleben. München, R. Oldenbourg.

Egidy, M. v., Ernstes Wollen. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Ernst, A. W., Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Hamburg, C. Klosa.

Das Faustbuch des christlich Meynenden nach dem Druck von 1725. Herausg. von S. Szamatolski. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.

Fischer-Salistein, Der schwarze Conrad. Roman eines modernen Dichter-Vagabunden. Berlin, R. Wilhelmi.

Flaischlen, C., Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte in fünf Scenen. Berlin, F. Fontane & Co.

Freund, J., Die wilde Madonna. Novelle. Berlin R. Wilhelmi.

Fürst, A., Christen und Juden. Licht- und Schattenbilder aus Kirche und Synagoge Strassburg, Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co.

Grabowsky, Der Zoll auf Roggen. Berlin, Walther & Apolant.

Greif, M., Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Gutzkow, K., Vom Baum der Erkenntniss. Denksprüche von Karl Gutzkow. Dritte Aufl. Jena, H. Costenoble.

Halt — mehr rechts! Ein Wort zur Abwehr unwürdiger Fremdherrschaft. Von einem niederdeutschen Bauern. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Hauffe, G., Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Borna, A. Jahnke.

Hauffe, G., Die Wiedergeburt des Menschen. Abhandlung über die sieben letzten Paragraphen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Borna, A. Jahnke.

Haugwitz, C. Gräfin von, Eines Kaisers Traum. Dichtung in fünf Gesängen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsh.

Henke, W., Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Mit 40 Bildern im Text. Rostock, W. Werther.

Hoernes, M., Die Urgeschichte nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Lieferung 13—20. Wien, A. Hartleben.

Hörmann, L. v., Volksthümliche Sprichwörter u. Redensarten aus den Alpenlanden. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Ingersoll, R. G., Moderne Götterdämmerung. Deutsch von W. Schaumburg. Leipzig, Schaumburg-Fleischer's Verlag.

Jensen, W., In Zwang und Bann. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.

Jordan, K. J., Das Räthsel des Hypnotismus und seine Lösung. Berlin, J. Dümmler's Verlagsh.

Kardorff-Wabnitz, W. v., Die deutsche Landwirthschaft und ihre Zukunft. Sonderabdruck aus dem „Deutschen Wochenblatte". Berlin, Walther & Apolant.

Kiehne, H., Kleine Lieder. Gedichte, Diamantausg. Nordhausen, Verlag des „Hausbuch deutscher Lyrik".

Koppay, J., Der Kuss. Zehn Bilder nach Pastellgemälden mit Gedichten von P. von Schönthan. Berlin, Hanfstängl's Nachf.

Kruse, H., Gedichte. Leipzig, S. Hirzel.

Lassalle's Tagebuch. Herausg. u. mit einer Einleitung versehen von Paul Lindau. Mit einem Jugendbildniss Ferdinand Lassalles. Zweites und drittes Tausend. Breslau, Schles. Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender.

Lechleitner, Fr., Der Schreiber von Konstanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs. Wolfenbüttel, J. Zwissler.

Lessing, G. E. Sämtliche Schriften. Herausg. von Karl Lachmann. 3. Aufl. 7. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.

L'hombre-Buch, Illustrirtes. Theorie und Praxis des L'hombre-Spiels. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller.)

Löher, F. v., Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Erster Band: Germanenzeit und Wanderzeit. München, C. Mehrlich.

Maspero, G., Aegypten und Assyrien. Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertr. von D. Birnbaum. Mit Abbildgn. u. Zeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner.

Milar-Gersdorff, B., Hammer und Pflug. Eine österreichische Dorfgeschichte. Danzig, C. Hinstorff's Verlagsbuchh.

Müllhausen, B., Die beiden Yachten. Roman in 3 Bänden. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Nordau, M., Gefühls-Komödie. Roman. Zweites Tausend. Breslau, Schles. Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender.

Norris, W. E., Die geprellten Verschwörer. Roman. Aus dem Engl. von E. Becher. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. VIII. Jahrgang, Bd. 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Ohorn, A., Der Bürgermeister von Lübeck. Geschichtliche Erzählung. Mit Original-Zeichnungen von Th. Rohtoll. Leipzig, O. Spamer.

Ortleb, A. u. G., Häusliche Kunstarbeiten. Mit 126 Abbildungen und 15 Tafeln. Leipzig, O. Spamer.

Pudor, H., Die alten und die neuen Wege in der Musik. Dresden, O. Damm.

Reichard, P., Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirthschaftliche Entwickelung. Mit 36 Vollbildern. Leipzig, O. Spamer.

Rodenberg, J., Klostermann's Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Berlin, Gebr. Paetel.

Schaab, A., Pontius Pilatus. Ein Zeitbild. Karlsruhe, J. J. Reiff.

Schilling von Canstatt, H. Freiherr. Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge. Mit 418 Originalzeichnungen des Verfassers. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Schmarsow, A., Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen. Berlin, G. Reimer.

Schmidkunz, H., Psychologie der Suggestion. Mit ärztlich-psycholog. Ergänzungen von F. C. Gerster. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Schönthan, P. v., Aus der grossen und kleinen Welt. Novellen. Berlin, J. H. Schorer.

Seck, O., Zeitphrasen. Berlin, Siemenroth und Worms.

Settegast, H., Erlebtes und Erstrebtes. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Sittard, J., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Zweiter Band. 1733—1793. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Spamer's, O., Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Lieferung 175—200. Leipzig, O. Spamer.

Strecker, C., Hobelspähne. Novellen. Leipzig, W. Friedrich.

Taunus, M., (M. Taunus)., Jemand's Liebling. Roman. Stralsund, W. Zemsch (Fremer's Buchh.).

Die Theaterstücke der Weltlitteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Berlin, Alfred H. Fried & Cie.

Theden, D., Im Zauber der Dichtung. Ausgewählte Liederblüthen. Mit Illustr. erster deutscher Meister. Dresden, Verlag des Universum.

Tolstoj, L. N., Warum die Menschen sich betäuben. Vom Verf. genehmigte Uebertr. von R. Löwenfeld. 3. Aufl. Berlin, R. Wilhelmi.

Voelkelt, J., Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. München, C. H. Beck'sche Verlagsbh.

Waldmann, C., Fahrten und Abenteuer im deutschen Elchlande. Mit 32 Photogravüren. Leipzig, O. Spamer

Willmann, C., Moderne Wunder. Zweite Aufl. Mit 63 Illustr. u. 8 Vollbildern. Leipzig, O. Spamer.

Wislocki, H. v., Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Zenker, E. V., Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Wien, W. Braumüller.

Zimmermann, Ph., Vorschläge zu einer natur- und zeitgemässen Reform unserer städtischen Volks- u. Mittelschulen. Frankfurt a. M., Reitz & Koehler.

Zipper, A., Das Lied vom deutschen Wort. Leipzig, G. Körner.

Zur Erinnerung an die Einweihung der neuen Aula der Universität Marburg. Marburg, N. G. Elwert'sche Univ. Bh.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,8 "
Theresienbrunn	47,1 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	34,5 "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben."

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Band 60. — Heft 179.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1892.

15. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Februar 1892.

Inhalt.

Seite

L. v. Sacher-Masoch in Lindheim.
Terka. Novelle. (Schluß.) 143

Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.
Pietro Mascagni und seine Cavalleria Rusticana 177

Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Aus Emanuel Geibels Studienzeit 186

Robert Hassencamp in Ostrowo.
Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideischen Antiope und ihr Werth für die Deutung des „Toro farnese“ 211

Gebhard Zernin in Darmstadt.
Erinnerungen an den Grafen August von Werder I.—III. 220

Max Nordau in Paris.
Chanteuse fin-de-siècle. Ein Beitrag zur Psychologie der Zeitgenossen. 238

A. Chr. Leffler in Neapel.
Ums Brot. Novelle 247

Bibliographie. 270
Geschichte der deutschen Kunst III. und IV. (Mit Illustrationen.)

Bibliographische Notizen 276

Hierzu ein Portrait von Pietro Mascagni.
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Digitized by Google

Mascagni

Verlag der Verlagsanstalt vorm. G. Schottländer in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LX. Band. — Februar 1892. — Heft 179.

(Mit einem Portrait in Radirung: Pietro Mascagni).

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

vormals S. Schottlaender.

Terka.

Novelle.

Von

L. v. Sacher-Masoch.

— Lindheim. —

(Schluß).

In den ersten Oktobertagen war es kalt geworden; silberner Reif lag auf Feldern und Wiesen, und in den Nächten gab es starken Frost. Amos Benedikt hatte Meinhof bereits zweimal besucht und war jedesmal entzückt von seinen Sammlungen nach Hause zurückgekehrt.

Eines Tages, als Meinhof nach Prag gefahren war, um einige Einkäufe und Bestellungen für den nahenden Winter zu machen, erschien unerwartet Terka bei dem alten Xaver.

„Der Herr ist fort," rief ihr der Alte schon von Weitem entgegen.

„Ich weiß es," sagte Terka, „eben deshalb bin ich gekommen. Ich will einmal Euer Haus sehen und Eueren Garten."

Xaver führte Terka bereitwillig durch den Park und dann in das Haus, wo er ihr alle Räume mit einem gewissen Stolz zeigte. Zuletzt traten sie in das Arbeitscabinet Meinhofs, das auf Terka einen ganz eigenthümlichen, fast bedrückenden Eindruck machte. Sie bewunderte gleichmäßig den Schreibtisch mit seinen kleinen Nachbildungen antiker Statuen und seinen Seltsamkeiten, die erlesene Bibliothek, die naturwissenschaftlichen Sammlungen, dann den prächtigen Kamin, das Ruhebett, das, mit einem Tigerfell bedeckt, vor demselben stand, den großen Adler, der, an einem Draht an der Decke befestigt, oben, über ihr zu kreisen schien, die Bilder an den Wänden, die alle energisch die Seelenstimmung des Herrn dieser Räume andeuteten.

Da war die Delila Van Dycks, die, lachend auf dem Hermelinmantel

ausgestreckt, ihren unglücklichen Anbeter seinen Feinden überliefert; Scharka, welche Ztierad im Walde bei Prag gefangen nimmt; Klytämnestra, die Agamemnon das Netz über das Haupt wirft, um ihn ihrem Buhlen zu überantworten. Katharina II., den in einem Käfig verwahrten Empörer Pugatschew höhnisch durch die Lorgnette betrachtend; Christine von Schweden, welche kalt und stolz zusieht, wie ihr ungetreuer Günstling Monaldeschi in der Galerie zu Fontainebleau auf ihren Befehl ermordet wird.

Endlich blieb Terka vor dem Bilde einer schönen brünetten Frau stehen, welche, eine Rose im Haar, an eine Säule, die den Liebesgott trug, gelehnt dastand, ein liebreizendes Lächeln um die rothen Lippen.

„Wer ist das?" fragte sie den Alten.

„Das ist die Gräfin Libussa," erwiderte Xaver.

„Ein schönes Weib, ich bin gewiß, daß er sie heute noch liebt."

„Nein," gab Xaver zur Antwort. „Sie war hier, vor Kurzem erst, und mein Herr wollte sie weder sehen noch sprechen."

Terka lächelte.

„Um so besser für ihn," sagte sie. Dann ließ sie sich behaglich auf der Ottomane nieder und strich mit der Hand wie liebkosend über das Fell des Tigers.

„Sehen Sie, Fräulein Terka, hier verbringt mein Herr den größten Theil des Tages. Besonders liebt er es aber, an den langen Winterabenden hier am Kamin zu sitzen und zu träumen. Dann darf kein Licht brennen, nur das Feuer des Kamins. Ach, Sie glauben nicht, wie traurig das ist, ihn so zu sehen, stundenlang regungslos, in Erinnerungen und trübe Gedanken versunken. Ich wage mich dann gar nicht hinein, ich blicke nur so ab und zu durch die Portière nach ihm, und mehr als einmal sind mir schon dabei die Thränen gekommen, denn ich habe ihn lieb, als wenn er mein eigenes Kind wäre."

„Sie würden sich also freuen, Xaver," sagte Terka, indem sie ihn mit ihren lächelnden, dunklen Augen ansah, „wenn ich Ihren Herrn heilen könnte?"

„Ach, Fräulein Terka, wenn Ihnen das gelänge, ich würde Sie wie eine Heilige verehren."

„Gut," sagte Terka, „also schließen wir einen Pakt. Unter der Bedingung, daß ich ihn erst strafen darf, will ich versuchen, ihn zu bekehren. Ich habe einen Plan: wenn Sie mir helfen wollen, Xaver, so wollen wir unser Glück versuchen."

„Ich bin zu Allem bereit," entgegnete Xaver, „denn ich bin sicher, daß Sie nur das Beste wollen."

„Ich habe mir Etwas ausgesonnen," sprach Terka, „etwas recht Tolles; nur auf diese Weise ist ihm beizukommen. So wie ich bin, würde ich nicht die geringste Wirkung auf ihn üben."

„Doch, doch," sagte Xaver, „aber, wenn Sie etwas Besseres wissen,

dann bleiben Sie nur dabei. Sie sind ja klüger, Fräulein Terka, als ich und werden schon das Richtige finden."—

Als Meinhof an diesem Abend, wie er es liebte, in dem Fauteuil beim Kamin saß, in dem ein mäßiges Feuer brannte, das seine rothen Lichter über die Ottomane mit dem Tigerfell, über den Schreibtisch mit den weißen Götterbildern und bis hinauf zu dem lächelnden Antlitz der stolzen Gräfin warf, da theilte sich plötzlich der Vorhang ihm gegenüber, und ein weiblicher Kopf zeigte sich, an ein Frauenbild Rembrandt's mahnend, auf dunklem Hintergrunde.

Meinhof erhob sich erregt, am ganzen Leibe bebend, als jetzt eine schlanke Gestalt in der Tracht einer Sultanin vergangener Zeiten heraustrat, in rothen Sammetpantoffeln, in weitem Beinkleid, kurzem Rock und einem Mieder aus weißem Atlas, der mit Franzen und Perlen geschmückt und mit schwarzem Pelzwerk besetzt war, den Kopf in einen türkischen Schleier gehüllt, welcher nur die Augen sehen ließ, die groß und dunkel aus demselben hervorblickten. Langsam näherte sie sich dem Ruhebett und ließ sich jetzt auf dem weichen, gestreiften Fell des Tigers nieder.

„Sie sind es, Libussa," begann Meinhof, bleich und fiebernd. „Wozu diese Maskerade? Was suchen Sie hier? Sie finden einen Anderen als den, den Sie treulos verrathen und verlassen haben. Ich bitte Sie, spielen Sie die Komödie nicht weiter, es könnte traurig und häßlich enden, nicht für mich allein, auch für Sie."

Die Sultanin erwiderte mit einem leisen, muthwilligen Lachen.

„Nein," sprach sie, indem sie den Kopf schüttelte, „ich bin nicht die Gräfin Ostrowitz, für die Du mich hältst — Du kennst mich nicht, gieb Dir keine Mühe, meinen Schleier zu durchdringen; wenn ich ihn fallen ließe, Du würdest ein Gesicht sehen, ebenso fremd, wie mir jenes dort an der Wand ist."

Ohne daß Meinhof sich selbst Rechenschaft darüber zu geben wußte, fühlte er sich durch die Worte der Unbekannten, durch den Ton ihrer Stimme merkwürdig beruhigt; er setzte sich langsam ihr gegenüber, um forschend in ihre Augen zu sehen.

„Wie Du mich ansiehst," fuhr die Sultanin fort, „Du kannst mich noch so sehr studiren, noch eifriger als Deine Käfer und Trilobiten, Du wirst mich doch nicht erkennen, weil Du mir überhaupt das erste Mal im Leben begegnest."

„Diese Stimme," murmelte Meinhof, „ich kenne Dich doch — ja, ich weiß, wer Du bist — Ottilie Seeberg."

Die Verschleierte begann wieder zu lachen, diesmal laut und herzlich.

„O dieses Lachen!"

„Ich bin ebenso wenig Ottilie Seeberg, als die Gräfin Libussa, ich wiederhole Dir, Du kennst mich nicht, gieb Dir also keine Mühe, meine Züge zu erspähen. Vielleicht werde ich schon das nächste Mal meinen Schleier lüften, und dann wirst Du ebenso viel von mir wissen wie jetzt."

„Du wirst also wiederkommen?“ sagte Meinhof.

„Ja,“ erwiderte sie, „ich werde Dich von Zeit zu Zeit besuchen.“

„In welcher Absicht?“ fragte Meinhof.

„Du hast mein Geschlecht beleidigt: ich bin gekommen, um Dich zu strafen, um Rache an Dir zu nehmen.“

„Du bist also ohne Zweifel jung und schön, so daß Du Dir eine große Macht über Sinne und Herz zutrauen darfst.“

„Ich weiß nicht, ob ich schön bin,“ sagte die Fremde, „aber das ist ja Dir gegenüber gar nicht nöthig. Du bist auch im Stande, Dich für eine Häßliche zu begeistern.“

„Sie sind es, Terka!“ rief Meinhof.

„Terka? Wer ist das? Ich höre diesen Namen zum ersten Male.“

„Ja, Sie sind es!“

Die Verschleierte antwortete nur mit einem herzlichen Lachen.

„Nein, doch nicht! Dieses Lachen klingt so gut, so fröhlich, so liebenswürdig, und wenn Terka lacht, so thut es mir jedes Mal wehe.“

„Du siehst also, daß ich wahr spreche. Du kennst mich nicht, Du sollst mich aber kennen lernen, wenn der Augenblick gekommen ist. Ich werde von Zeit zu Zeit wiederkommen, ich werde Dir beweisen, daß das Weib stark ist und der Mann schwach, aber ich warne Dich, Du darfst mir weder folgen, wenn ich Dich verlasse, noch mir nachforschen, sonst komme ich nicht wieder.“

Nach diesen Worten erhob sie sich und reichte ihm die Hand. „Leb wohl,“ sprach sie, „für diesmal ist es genug. Vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe! Ueberhaupt werde ich hier befehlen, und Du hast mir zu gehorchen verstehst Du mich?“

„Ich will in Allem Dir gehorsam sein,“ sagte Meinhof, „so lange Du nicht Dinge verlangst, die mit meinen Grundsätzen in Widerspruch stehen.“

„Ich denke nicht daran. Du interessirst mich, wie der Kranke den Arzt, das ist Alles.“

„Du hast also die Absicht, mich zu heilen?“

„Vielleicht, doch genug für heute.“

„Auch Du interessirst mich,“ sagte Meinhof, „ich bitte Dich, halte Wort und komme wieder.“

„Ich werde kommen, auch wenn Du es nicht verlangst. Vielleicht bin ich eine Fee, die durch Wände gehen kann, und vor der alle Schlösser springen. Nimm Dich in Acht, daß ich nicht ein Zauberwort ausspreche, das Dich für immer in meine Macht giebt. Leb wohl!“ Sie nickte ihm leicht mit dem Kopfe zu und schritt dann langsam zur Thür hinaus. Die Portière rauschte hinter ihr zusammen, dann war Nichts mehr zu hören.

Meinhof blieb einige Zeit an der Stelle stehen, an der sie ihn verlassen hatte, und ging dann erregt in dem Gemache auf und ab. Er hielt Wort. Er folgte der Fremden nicht, aber er quälte sich zu errathen, wer sich hinter dem dichten Schleier verbarg. Die Gräfin war es nicht. Sie hätte ganz

anders zu ihm gesprochen. — Ottilie auch nicht, es waren nicht ihre Augen, und Terka — war das ihr Lachen? ihr helles, spöttisches Lachen, das ihn jedes Mal verwundete, wie mit der Spitze eines Dolches? Nein, nein, auch sie war es nicht. — Wer also?

* * *

An einem Oktobernachmittag kam Meinhof wieder zu dem Lehrer Benedikt unter dem Vorwande, mit ihm einige Doubletten zu tauschen, fand jedoch Niemanden zu Hause. Benedikt war in Prag, ebenso Wenzel, welcher dort das Gymnasium besuchte. Terka vertrat ihren Vater in der Schule. Meinhof begab sich also in das danebenliegende Schulhaus, trat in das Zimmer ein, in dem eben Unterricht ertheilt wurde, verneigte sich vor Terka, die ihn nur mit einem Nicken des Kopfes grüßte, und nahm dann in der letzten Bank, wo Niemand saß, Platz.

Terka fuhr ruhig fort, ihren Unterricht zu ertheilen. Die Art, wie sie oben auf der Lehrkanzel saß und den Kindern erzählte und erklärte, oder wie sie ab und zu eines aufrief und befragte, vor Allem aber, wie sie rasch aufstand und, um ihrer Erklärung zu Hilfe zu kommen, auf der Tafel mit der Kreide zeichnete, machte durch ihren Ernst und ihre Energie auf Meinhof einen eigenthümlichen Eindruck. Da er schwache Frauen haßte, in der Erinnerung an die Leiden und bitteren Enttäuschungen, die sie ihm bereitet hatten, so entzückte ihn die herbe Strenge, die Kraft, welche in Terkas Natur, in dem Ton ihrer Stimme, in jeder ihrer elastischen Bewegungen, in ihrem ganzen Gebahren lag.

Indeß erschien wiederholt über der Lehrkanzel eine leuchtende Scheibe, die auf und ab tanzte und die Kinder blendete, welche jedes Mal die Hände vor die Augen legten oder den Kopf unter die Bank steckten.

„Was giebt es?" fragte Terka, die dunklen Augen forschend auf ihre Schüler gerichtet.

„Svatopluk," erwiderte ein kleines Mädchen, „spielt mit einem Spiegel und das thut uns in den Augen wehe."

„Komm herauf!" rief Terka.

Sofort erhob sich ein großer, weißblonder Knabe mit Wangen, die rothen Aepfeln glichen, und dummen Augen und trat aus der Bank, hatte aber nicht den Muth, dem Befehl der Lehrerin Folge zu leisten.

„Nun, wirst Du endlich heraufkommen?" wiederholte Terka.

Endlich schlich Svatopluk langsam durch das Schulzimmer und dann die Stufen empor. Als er vor Terka stand und diese die Hand erhob, duckte er sich wie ein Hase im Krautfeld, der den Jäger erblickt. Terka untersuchte seine Taschen, nahm ihm den Spiegel weg und gebot ihm dann zur Strafe, bis zum Schluß der Schule zu knieen. Svatopluk blickte verlegen auf seine Mitschüler, dann auf Terka und schließlich zu Boden, gehorchte aber nicht.

Da sprang Terka auf, ergriff den ungehorsamen Bengel beim Kragen,

stieß ihn zu Boden, auf die Kniee nieder, und setzte sich dann ruhig wieder auf ihren Platz, während Svatopluk laut zu heulen begann.

Diese Scene, so einfach sie war, machte auf Meinhof einen tiefen und seltsamen Eindruck. Die ruhige Thatkraft Terkas wirkte auf ihn berauschend, wie junger Wein. Als die Schule zu Ende war und sie ihre Bücher unter dem Arm herabkam, begrüßte er sie, nahm ihr die Bücher ab und begleitete sie nach Hause, während Johanna sich an den Arm der Schwester hängte.

„Sagen Sie mir, Fräulein Terka," begann er, „kann ich eine Tasse Kaffee bei Ihnen haben, oder macht es Ihnen zu viel Mühe? Ich möchte, wenn Sie erlauben, Ihren Vater hier bei Ihnen erwarten."

„Gewiß," sagte Terka, „und mehr als das, ich bin heute gut gelaunt, und will auch mit Ihnen gnädig sein. Sie bekommen eine Tasse Kaffee, und dann wollen wir meinem Vater entgegengehen, und wenn wir zurückkommen, lade ich Sie ein, mit uns zusammen zu Nacht zu essen."

„Das ist wirklich mehr, als ich hoffen durfte," sagte Meinhof.

„Sie sehen also, Herr von Meinhof, daß ich nicht so böse bin, wie Sie denken."

Sie ging hierauf in die Küche, und während Meinhof sich mit Johanna unterhielt und mit den Sammlungen des Lehrers beschäftigte, kochte sie rasch den Kaffee. Nachdem sie ihn Meinhof gereicht hatte, zog sie sich zurück, um sich zu dem Spaziergange anzukleiden. Als sie wieder erschien, blickte Meinhof verwundert auf ihre schlanke Gestalt, welche ihm in dem bizarren Anzug, den Terka gewählt hatte, noch um Vieles verführerischer erschien. Sie trug ein dunkelrothes Kleid, über demselben eine anschließende Jacke von schwarzem Sammet, die mit schwarzem Pelzwerk besetzt und gefüttert war, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen, und große, rothe Perlen um den Hals.

„Wissen Sie," sagte Meinhof, „daß Sie in diesem Anzuge geradezu prächtig aussehen? Ich bedauere, daß ich nicht Maler bin, und dieses wunderbare Bild nicht auf der Leinwand festhalten kann. Allerdings, wie Sie jetzt in der grellröthlichen Beleuchtung des Abends halb im Lichte, halb im tiefen Schatten stehen, würde der Pinsel eines Rembrandt nöthig sein, um den ganzen Reiz Ihrer Erscheinung wiederzugeben."

„Nun schwärmen Sie wieder, Herr von Meinhof," rief Terka und begann laut zu lachen. „Doch kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren. Du bleibst zu Hause, Johanna, und sollte der Vater einen anderen Weg einschlagen, so sagst Du ihm, daß wir nach Sonnenuntergang heimkommen werden."

Sie schritten durch das Dorf, dann zwischen den Stoppelfeldern hin, und schlugen dann den Fußpfad ein, welcher zu den Trümmern der einstigen Mädchenburg, des Divin, führte. Hier ließ sich Terka auf dem alten, grauen, bemoosten Gestein nieder und Meinhof etwas tiefer unter ihr, gleichfalls auf einem Haufen verwitterter Steine. Unmittelbar vor ihnen lag die Straße, die nach der Königsstadt führte, dahinter breitete der rauschende Fluß sich mächtig

aus, und jenseits desselben lag das freundliche Podol, sprang der Felsen empor, auf dem der Wischehrad lag. In der Ferne, im Sonnenduft des Herbstes zeichneten sich die Thürme von Prag, wie die aus schwarzem Papier ausgeschnittenen Silhouetten einer Stadt, auf dem Abendhimmel ab. Die Moldau wälzte ihre „silberschäumenden Fluthen," wie sie das schöne Gedicht von „Libussa's Gericht" in der Königinhofer Handschrift nennt, gegen die Felsen drüben, und es tönte von dort wie Gesang der Elementargeister herüber, wie das alte Sirenenlied der Helenen. Während die Kuppeln des Wischehrad zu glühen begannen, lag der Libussathurm düster und drohend auf dem vorspringenden, grauen Gestein.

„Kennen Sie die Sage, die sich an diesen Thurm knüpft?" fragte Terka, während ihr voller, leichtgebräunter Arm aus dem dunklen Pelzwerk des Aermels hervorkam und auf denselben deutete.

„Ja, ich kenne sie," erwiderte Meinhof, „ebenso wie die Geschichte des Divin und seiner Amazonen."

„Damals hätte ich leben mögen," rief Terka, „nicht heute, wo das Weib vom Manne geknechtet ist und unter unsäglichen Qualen um seine Freiheit und sein Recht, um Erkenntniß und Wahrheit ringen muß. Damals, wo eine Frau das stolze tapfere Böhmervolk beherrschte, und ihm Gesetze gab, wo eine Schaar von muthigen Mädchen es wagen konnte, mit dem Schwert in der Hand dem ganzen Männergeschlechte Trotz zu bieten. Libussa hatte Recht, wenn sie nach einem schönen Liebestraum ihre Anbeter in den Fluthen der Moldau begrub, und auch Wlasta. Man nennt sie grausam. Ich finde das nicht. Ritter Ztirad hatte ihr Liebe geschworen und sie dann verrathen: wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihn durch ihre Freundin Scharka im Walde bei Prag überlisten und gefangen nehmen ließ, und ihn dann, als er in ihre Gewalt gegeben war, hier oben auf dem Divin zum Hohn für den Fürsten Přemisl und seine Anhänger auf das Rad flechten ließ?"

„Ich denke über solche stolze, starke Frauen ganz anders, als die Mehrzahl der Männer," sagte Meinhof, „ich habe so viel durch das sogenannte schwache und schöne Geschlecht gelitten, daß ein starkes Weib für mich geradezu einen berückenden Reiz hat."

„Es würde Ihnen also Vergnügen machen," fragte Terka spöttisch, „in die Gewalt Wlastas gegeben zu sein? Ich wenigstens würde jubeln, wenn ich Sie in meine Hände bekäme. Ich möchte Sie auch auf das Rad flechten."

Während Meinhof leise erschauerte, stieß sie ein kurzes, helles, dämonisches Lachen aus. Dann stand sie auf, und sie gingen Beide den Hügel hinab der Straße zu.

„Sie schweigen," sagte Terka, während sie sich plötzlich zu Meinhof, der hinter ihr kam, umwendete. „Ich habe Ihnen wohl recht mißfallen?"

„Nein, im Gegentheil," sagte der Schloßherr von Kostitz, „Sie haben in meinen Augen nur einen neuen Reiz gewonnen."

Jetzt erblickten sie den Lehrer, welcher langsam auf der Straße daher kam und eine Art Jagdtasche umgehängt hatte, in welcher er verschiedene Bücher und Einkäufe mitbrachte. Er begrüßte Herrn von Meinhof, und dann traten sie Alle zusammen den Heimweg an.

Als sie sich dem Dorfe näherten, sah Terka zufällig über den lebenden Zaun in einen Obstgarten, welcher einem Bauern gehörte, und entdeckte hier mehrere Knaben, darunter ihren Bruder Wenzel, welche Aepfel und Birnen von den Bäumen herabholten. Rasch ging sie in den Garten hinein, und schon ihr Anblick genügte, um die kleinen Diebe in die Flucht zu treiben. Nur Wenzel blieb am Aste eines Baumes hängen, stürzte zu Boden und fiel auf diese Weise in Terkas Hände. Ohne ein Wort zu sagen, faßte sie ihn am Kragen und schleppte ihn mit sich fort. Zu Hause angelangt, zog sie Wenzel, der jetzt laut zu bitten und endlich zu weinen begann, in die Stube, in der die Kinder schliefen, und Meinhof, der in dem großen anstoßenden Zimmer Platz genommen hatte, sah jetzt, wie Terka einen Rohrstock, der sonst zum Kleiderklopfen diente, ergriff, Wenzel, welcher schrie und sich heftig wehrte, nieder warf, und nachdem sie das Knie auf ihn gesetzt hatte, ihn mit unerbittlicher Strenge zu strafen begann.

Auch diese Scene, so einfach sie an sich war, fesselte Meinhof mit magischer Gewalt, und es that ihm fast leid, als Terka den Rohrstock hinwarf und mit hochgerötheten Wangen die Stube, in welcher der heulende Knabe zurückblieb, verließ.

„So," sagte sie, „der Verbrecher wäre bestraft, nun will ich das Nachtessen bereiten."

Sie ging hinaus in den Hof und kam bald mit einigen jungen Hühnern zurück. Meinhof folgte ihr in die Küche und sah, wie sie das Messer nahm und die zappelnden, schreienden Thiere eines nach dem anderen schlachtete und hinwarf. Er mußte über sich staunen; so weich sein Herz, so mild seine Seele sonst war, er mußte sich gestehen, daß Terka ihm auch in diesem Augenblick, wo sie das Amt eines Henkers übte und Blut vergoß, geradezu berauschend erschien. Er setzte sich auf einen Stuhl an die Wand, und sah ihr zu, wie sie ihre Pelzjacke abwarf, die Aermel ihres Kleides aufschürzte, in einer großen Pfanne Butter zustellte, und dann die Hühner, die sie rasch gerupft und ausgenommen hatte, in derselben zu backen begann. Dann wurde noch rasch der Salat zurechtgemacht, und wenige Minuten darauf saßen Alle in der großen Stube um den reinlich gedeckten Tisch und aßen mit dem besten Appetit.

Dann unterhielt sich Meinhof mit dem Lehrer und seiner Tochter über verschiedene Gegenstände und fand wiederum Gelegenheit, Terkas scharfen Geist zu bewundern, sowie die Art und Weise, wie sie auf allen Gebieten menschlichen Wissens unterrichtet war.

Als der Mond aufgegangen war, und Meinhof sich endlich mit

einem Seufzer entschloß, Abschied zu nehmen, sagte Terka, in einer Anwandlung von Mitleid plötzlich zu ihm: „Ich werde Sie begleiten."

„Das ist wirklich liebenswürdig, Fräulein Terka," erwiderte Meinhof, „und wissen Sie, daß Sie anfangen, meine Wünsche zu errathen, selbst dann, wenn ich dieselben nicht auszusprechen wage?"

Terka rief die Kinder, und als diese bereit waren, verlangte sie ihre Pelzjacke. Meinhof eilte dieselbe zu holen, half ihr hinein, und als sie aus dem Hause traten, bot er ihr den Arm.

„Nein, ich danke," sagte Terka.

„Ich bitte Sie, da Sie heute schon so guter Laune sind, so gewähren Sie mir auch noch diesen Wunsch."

„Wenn es Sie glücklich macht," gab Terka zur Antwort, „dann meinetwegen." Sie nahm seinen Arm, und begann leise zu lachen.

„Warum lachen Sie?" fragte Meinhof.

„Sie sind nicht klug," erwiderte Terka, während sie jetzt zwischen den Stoppelfeldern dem Schloß zugingen. „Merken Sie denn nicht, daß ich Alles thue, um Sie ganz in meine Macht zu bekommen?"

„Ich weiß nur, daß Sie ein seltsames Mädchen sind," entgegnete Meinhof, „gegen das man sich nicht zu wehren vermag. Alles, was man an einer Anderen vielleicht abstoßend und häßlich finden würde, wird bei Ihnen zu einem dämonischen Reiz. Ihre Strenge in der Schule hat mich nicht weniger entzückt, als das Gespräch auf dem Divin. Glauben Sie mir, ich habe Sie sogar bewundert, als Sie Ihren kleinen Bruder gestraft haben, und dann beim Schlachten der Hühner."

„Unsinn," rief Terka, „ich glaube, Sie halten mich wirklich für eine Art Amazone. Ich bin keine Wlasta, Sie irren sich, wenn ich streng bin, so geschieht es aus Pflichtgefühl, weil ich überhaupt das Leben ernst nehme, und nicht als ein Spiel. Wenn ich die Hühner nicht geschlachtet hätte, hätten wir Nichts zu essen gehabt. Oder glauben Sie vielleicht, daß es mir Vergnügen macht, Blut zu vergießen? Ueberhaupt sind Sie durch die haltlosen unseligen Frauen, welche Sie bisher geliebt haben, gründlich verdorben worden, denn Sie haben jetzt wieder ein Ideal, das Ihnen leicht gefährlich werden könnte, ein Ideal aus der Aesthetik des Häßlichen."

„Nein, Terka," gab Meinhof zur Antwort, „an Ihnen ist nichts Häßliches. Sie sind schön, in Ihrem klaren Geiste, in Ihrer warmen, ehrlichen Empfindung, vor Allem in Ihrem wahren, ernsten Wesen, ja sogar in Ihrer äußeren Erscheinung, die ich viel reizvoller finde, als jene sogenannter schöner Frauen, bei denen uns die Harmonie der Formen und der Züge nur zu bald todt und seelenlos erscheint und uns endlich langweilt."

Sie waren eben vor dem Gitterthor des Schlosses angelangt, und Terka bot ihm lächelnd die Hand zum Abschied.

„Nun — eine letzte Bitte," sagte Meinhof.

„Sie sehen ja, daß ich heute in der Laune bin, Ihnen Alles zu gewähren."

„Darf ich Ihnen die Hand küssen?"

„Sie komischer Mensch," gab Terka lachend zur Antwort, „warum denn nicht? Ueberhaupt, man fragt nicht, man küßt."

Meinhof hielt ihre Hand in seinen beiden Händen. Er führte sie jetzt an die Lippen und küßte sie wiederholt, bis endlich sich Terka mit einer graziösen Bewegung losmachte, und nachdem sie ihm nochmals freundlich zugenickt hatte, mit ihren Geschwistern den Heimweg antrat.

Er stand am Thor und blickte ihr nach; er konnte sich nicht satt sehen an ihrer schlanken Gestalt, die sich in dem schwarzen Sammet noch um Vieles anmuthiger abzeichnete, und an ihrem stolzen elastischen Gang.

* * *

Am nächsten Nachmittag kämpfte Meinhof einen schweren Kampf. Es zog ihn hin in das Haus des Lehrers zu dem Mädchen, das ihn mit unsichtbaren magischen Fäden umstrickt hatte und mehr und mehr an sich fesselte, und doch sagte er sich wieder, daß es auffallen mußte, wenn er so oft kam, daß er nicht so bald wieder dort eintreten durfte, um ihretwegen und auch um seinetwegen, denn je mehr er sie sah, je öfter er sie sprach, um so unentbehrlicher wurde sie ihm, um so unerträglicher wurden die Stunden, die er fern von ihr zubrachte.

Endlich entschloß er sich, diesmal auf den Besuch zu verzichten. Er nahm Hut und Flinte und ging durch die Felder, verdrossen, in trüben, unfreundlichen Gedanken. Ohne daß er es wußte, näherte er sich aber mehr und mehr dem Dorfe, und als er erst das von Weinlaub umrankte Haus sah, in dem sie wohnte, da riß es ihn mit einem Male fort, und wenige Augenblicke später trat er in die große Stube, in der Terka mit Konrad Geier saß.

Der Student hielt ihr das Garn, und sie wickelte es auf ein Stück Papier auf. Anmuthig gingen ihre Hände hin und her, während der Faden auf und ab rollte, und ihre dunklen Augen hielten Konrad gefangen in jenem süßen Bann, den Meinhof selbst nur zu gut kannte. Ihm war eigenthümlich zu Muthe, als er den jungen Menschen so allein und vertraulich bei der Tochter des Lehrers fand.

Was regte sich in seiner Brust? War es Eifersucht? Hatte er ein Recht dazu? — Wer fragt nach Recht, wenn er liebt! — Aber liebte er denn Terka? Er wußte es selbst nicht, aber er fühlte, daß sie jetzt schon über ihn eine Macht besaß, wie noch kein Weib, das ihm begegnet war.

Man sprach über gleichgiltige Dinge. Konrad erzählte von Ottilie, die er jüngst als Esther in Grillparzers wunderbarem Fragment gesehen hatte. Dann kam die Rede auf die politischen Ereignisse der letzten Tage, und

endlich stockte das Gespräch vollständig. Da der Student nicht daran dachte, sich zu verabschieden, so ging Meinhof.

Terka begleitete ihn bis vor die Thür und dann noch einige Schritte weiter. Endlich blieb sie stehen und blickte zurück, ob Konrad ihnen gefolgt war, dann sah sie Meinhof, den Kopf leicht zur Seite geneigt, spöttisch an und begann laut zu lachen.

„Weshalb lachen Sie?" fragte er.

„Weshalb?" erwiderte sie, „weil ich Sie bereits gefangen habe. Jetzt werde ich Sie rädern."

„Ich stehe zu Diensten," sagte Meinhof lächelnd.

„Glauben Sie, daß ich Sie erst um Erlaubniß fragen werde? Nein, es ist wirklich zu köstlich, Sie, der Verächter der Frauen, vernarrt in das häßlichste Mädchen der Welt und eifersüchtig auf einen jungen Studenten. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr."

„Ich sehe, daß Sie unter Umständen recht boshaft sein können, Fräulein Terka."

„Dann sind Sie daran schuld, Sie allein. Sie glauben nicht, wie Sie mich heute durch Ihr Benehmen reizen, und zur Strafe dafür lasse ich Sie jetzt auch wirklich gehen, guten Abend Herr von Meinhof!" Sie verneigte sich spöttisch vor ihm und flog zurück in das Haus.

Als Terka zurückkehrte, saß Konrad noch immer auf seinem Platze und hielt das Garn, gewärtig, daß sie den Faden wieder aufnehmen werde.

„Wissen Sie," begann er, „daß Sie mich eigentlich eine tragikomische Rolle spielen lassen?"

„Weshalb?"

„Sie behandeln mich wie Klärchen den Brackenburg, und Herr von Meinhof ist wohl der Egmont?"

„Unsinn!" rief Terka. „Ich sehe, Sie kennen mich ganz und gar nicht, ich bin nicht das Mädchen, mich wegzuwerfen."

„Sie haben mich mißverstanden, Fräulein Terka, so war es nicht gemeint."

„Ach, halten Sie lieber das Garn und schweigen Sie." Sie nahm den Faden und begann weiter zu wickeln.

„Sie treiben nur Ihr Spiel mit mir, Terka," fuhr Konrad fort, „denn Sie wissen sehr gut, was mich hierher führt, was ich für Sie empfinde."

„Das ist Ihre Sache," sagte Terka. „Habe ich Sie jemals dazu ermuntert? Nein, gewiß nicht. Ich weiß nicht, was Sie wollen. Sie machen es einem Mädchen zum Vorwurfe, wenn sie auf Ihre Einbildungen nicht eingeht, aber ich habe doch ebenso das Recht, nach meinem Herzen zu wählen, wie Sie."

„Sie wissen also, Terka, daß ich Sie liebe?"

„Ja, ich weiß es," sagte sie, „und was weiter? Eine Studentenliebe

ist ein schöner Traum, der kommt und geht. Sie verlangen doch nicht von mir, daß ich das ernst nehme?"

„Sie fügen zur Ablehnung auch noch den Spott?"

„Ich kann nicht ernst bleiben, mein lieber Konrad," entgegnete Terka, „wenn Sie mit der Miene eines zum Tode Verurtheilten vor mir sitzen. Was thue ich Ihnen denn? Wäre ich schön, würde ich mit Ihnen kokettiren, ja, dann hätten Sie ein Recht, mir Vorwürfe zu machen, wenn ich Ihren Bitten kein Gehör schenke, aber so? Sie sind einfach ein Narr! Und wenn Sie sich so komisch geberden, wollen Sie mir verwehren, über Sie zu lachen? Ja, es macht mir Spaß, Sie so verliebt zu sehen, denn ich weiß ja doch, daß Sie trotzdem den gesündesten Appetit und den besten Schlaf haben. Aber für einige Wochen hat Sie der schalkhafte Liebesgott in meine Hand gegeben, und nun sollen Sie mir auch die Langeweile vertreiben. Geben Sie nur Acht, ich werde Sie recht quälen, und je unglücklicher Sie dann aussehen, um so mehr werde ich lachen." Sie warf das Garn hin, sprang auf und ging, die Arme in die Hüften gestemmt, lachend in der Stube auf und ab.

„Nein, Terka, so närrisch als Sie glauben, bin ich doch noch nicht," rief Geier, nahm seinen Hut und ging rasch hinaus. Draußen verfolgte ihn noch lange das helle, spöttische Lachen des geliebten Mädchens, und dieses Lachen klang zu gleicher Zeit so liebenswürdig, so bethörend, daß er Mühe hatte, nicht umzukehren und sie beim Kopf zu nehmen und dafür zu küssen.

Während dies im Hause des Lehrers vorging, traf Meinhof, der durch die Felder dem Walde zugegangen war, auf der Bank bei dem großen Kreuz zu seiner Ueberraschung die Gräfin Libussa. Er machte eine Bewegung, ihr auszuweichen, aber sie kam ihm zuvor und rief ihn beim Namen. Nun blieb ihm Nichts übrig, als Stand zu halten. So sehr Libussa ihn gekränkt hatte, so war Meinhof doch zu sehr Gentleman, um einer Dame gegenüber unartig zu sein, namentlich dann, wenn er das Recht dazu gehabt hätte. Er nahm den Hut ab und verneigte sich stumm.

„Geben Sie mir die Hand," sagte die Gräfin.

Meinhof machte eine abwehrende Bewegung.

„Was führt Sie hierher?" fragte er.

„Ich habe gehört, daß Sie da sind, und habe es für besser gehalten, daß wir uns aussprechen, ein für alle Mal."

Die Gräfin nahm wieder auf der Bank Platz, und Meinhof stand neben ihr, den Arm um eine junge Birke geschlungen, und hörte ihr zu. Sie sprach von vergangenen Zeiten, von ihrer Liebe, von ihrem Vergehen, sie suchte dasselbe nicht zu rechtfertigen, aber zu entschuldigen, und dann erzählte sie von ihren Enttäuschungen, von ihren Leiden, von ihrem vollständigen Schiffbruch auf dem Meere des Lebens.

„Ich habe Nichts mehr in dieser Welt," schloß sie, „alle meine Hoffnungen haben mich getäuscht, alle die goldenen Träume sind in Nichts zerflossen, arm

und verlassen stehe ich da, mitten in meinem Luxus, elend und unglücklich, denn ich habe Niemanden, der mich lieben würde, ja, der nur ein wenig Theilnahme für mich hätte. So bin ich denn gekommen, weil ich mir eingebildet habe, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben, daß sich noch Etwas für mich in Ihrem Herzen regt. Ich möchte Sie versöhnen, Raimund, aber ich weiß nicht, ob meine Reue dies vermag, ob Sie Mitleid mit einer Frau empfinden werden, die ihre letzte Hoffnung auf Sie gesetzt hat, und die verloren ist, die zu Grunde gehen wird, wenn Sie sie von sich stoßen."

„Wer ist schuld, Gräfin, daß es so gekommen ist? Habe ich Sie nicht aufrichtig und treu geliebt? Wollte ich Ihnen nicht meine Hand reichen? Sie waren es, die mich Jahre hindurch zum Spielzeug Ihrer Laune machte, und mich endlich wegwarf, als Sie ein anderes, schöneres Spielzeug gefunden hatten. Die Geschichte ist ebenso einfach, als gewöhnlich. Es ist auch nicht neu, daß Damen Ihrer Art später, wenn sie gesehen haben, daß ihre Launen sie nicht zum Glück, sondern bis an den Abgrund geführt haben, bereuen und dort wieder anknüpfen möchten, wo sie vordem ein Band der Liebe für immer zerrissen haben. Ich bedaure Sie, Libussa, aber ich vermag nicht ungeschehen zu machen, was durch Ihre Schuld allein geschehen ist. Ich kann verzeihen, aber nicht vergessen. Das Gespenst Ihrer Untreue, Ihres Verraths würde immer wieder zwischen uns treten und ein ruhiges Nebeneinanderleben unmöglich machen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie hasse, aber ich liebe Sie auch nicht mehr, und es wäre mir unmöglich an Ihrer Seite zu leben. Ich sehne mich vor Allem nach Frieden — sagen Sie mir selbst, ob Sie im Stande wären, mir denselben zu geben."

„Doch Raimund, Alles, was Sie wollen, sobald Sie mir nur sagen, daß Sie mich noch lieben, daß Sie Geduld mit mir haben wollen, und mir Zeit lassen, die Wunden zu heilen, die ich Ihnen geschlagen habe."

„Hoffen Sie Nichts, Gräfin, wozu Ihnen Illusionen erregen? Ich kann nicht vergessen, beim besten Willen nicht."

„O, Raimund, machen Sie doch den Versuch, ehe Sie mich für immer verurtheilen und verwerfen. Glauben Sie mir, wenn ich Sie erst in diesen meinen Armen halte, dann sollen Sie bald wieder zu meinen Füßen liegen, und dann wird der Friede kommen und das Glück."

„Nein, nein, es kann nicht sein, Libussa," erwiderte Meinhof rauh und schroff. „Leben Sie wohl, und suchen Sie mich zu vergessen."

„Glauben Sie nicht, Raimund, daß ich Sie so leicht aufgebe; wehren Sie sich gegen mich, so gut Sie können, ich werde Alles aufbieten, um Sie wieder zu fesseln, um den alten Zauber geltend zu machen. Ja, ich will nicht ruhen, ehe Sie wieder mein Sklave sind, und dann warten Sie nur —" sie begann zu lachen — „dann werde ich Sie dafür strafen, daß Sie mir heute so wehe gethan haben."

„Ich will Ihnen nicht wehe thun, Libussa," gab Meinhof ruhig zur Antwort, „aber es muß ein für alle Mal klar werden zwischen uns. Es

ist das letzte Mal, daß ich Ihnen Rede und Antwort stehe. Ich will Ihnen nicht mehr begegnen in diesem Leben, ich habe mich hierher zurückgezogen, weil ich von der Welt und den Menschen Nichts mehr wissen will. Weshalb kommen Sie, um meinen Frieden zu stören?"

„Soll ich Ihnen sagen," sprach die Gräfin ruhig, während ihre dunklen Augen höhnisch zu lachen begannen und ihre kurze Oberlippe die weißen Zähne sehen ließ, „soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie Nichts mehr von mir wissen wollen? Weil Sie eine Andere lieben, Raimund!"

„Welche Einbildung!" sagte Meinhof mit einer unwilligen Bewegung des Kopfes.

„Soll ich Ihnen den Namen Ihres neuen Ideals nennen?"

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie sich irren."

„Terka heißt das neue Ideal."

„Wenn Sie mir den Krieg verkündigen, Gräfin, so ist das Ihr gutes Recht," entgegnete Meinhof, „aber ich bitte Sie, lassen Sie das Mädchen in Frieden; es ist ein braves Mädchen, dessen Ehre mir theuer ist, und wenn ich das Haus ihres Vaters besuche aus Interesse für dessen Sammlungen, wenn ich im Gespräch mit dem jungen, reinen, verständigen Geschöpf einigen Trost finde, so ist das noch Nichts, worüber Sie ein Recht hätten, sich aufzuregen. Ich habe der Liebe entsagt, ebenso gut wie der Welt, wie jeder Art von Ehrgeiz."

„Sie können mich nicht zwingen, Ihnen zu glauben, Raimund," sprach die Gräfin, indem sie den Kopf stolz erhob und Meinhof fast feindselig anblickte. „Ich bin gekommen, um Frieden zu schließen. Wenn Sie den Krieg haben wollen, so sei es, dann wollen wir den Kampf beginnen, aber sehen Sie sich vor, Sie haben eine rücksichtslose, unerbittliche Gegnerin. Ich werde siegen oder ich werde Rache nehmen. Nehmen Sie sich in Acht!"

Sie stand einen Augenblick drohend vor Meinhof mit erhobenem Arm, dann ließ sie denselben sinken, kehrte ihm den Rücken, und nachdem sie ihm noch über die Schulter hinweg einen bösen, fast verächtlichen Blick zugeworfen hatte, ging sie rasch dem Walde zu.

* * *

An einem stürmischen Novemberabend, während der Wind in dem Schornstein heulte und von Zeit zu Zeit die Fensterscheiben erklirren ließ, saß Meinhof in seinem Cabinet vor dem Kamin und brütete. Seit zwei Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Einmal war sie in Prag gewesen, ein anderes Mal hatte er nicht den Muth gehabt, den Besuch zu erneuern.

Er dachte jetzt auch an die Unbekannte, die ihm hier an dieser Stelle erschienen war und ihm versprochen hatte, wiederzukommen. Warum ließ sie ihn so lange warten? Das Verhüllte, Geheimnißvolle dieser Erscheinung nahm ihn gefangen und reizte ihn.

Plötzlich ließ sich ein leiser Ton vernehmen, ein Rauschen, wie von weichen Frauengewändern, und dann theilte sich die Portière, und die Sultanin stand auf der Schwelle, genau wie damals, in weißen Atlas gekleidet, in den gelbseidenen mit schwarzem Pelzwerk besetzten Kaftan gehüllt, dicht verschleiert, die großen, sprechenden Augen auf ihn geheftet.

Meinhof hatte sich erhoben und bot ihr die Hand, die sie zögernd nahm und leise drückte. Dann ließ sie sich wie das erste Mal auf der Ottomane nieder, während er, auf den Sims des Kamins gestützt, vor ihr stand und sie forschend betrachtete.

„Weshalb sind Sie so lange nicht gekommen?“ fragte er.

„Ich konnte nicht, und dann, — ich wollte Sie neugierig machen, Ihr Interesse erregen, ist es mir nicht gelungen? Haben Sie sich nicht ein wenig nach mir gesehnt?“

„Ja und nein,“ erwiderte Meinhof. „Ja, wenn Sie diejenige sind, die heute schon mein ganzes Sein beherrscht, nein, wenn Sie eine Andere sind, denn ich bin kein Don Juan, und in meinem Herzen ist nur Raum für ein Ideal. Wenn ich ein Weib liebe, so ist es, als spräche sie zu mir, gleich Jehova: ‚Du sollst keinem anderen Gott dienen als mir.‘“

„Sie lieben also,“ erwiderte die Sultanin, „das ist interessant für mich, und geradezu köstlich finde ich es, daß Sie Ihre Liebeserklärung, die einer Anderen gilt, an mich adressiren.“

Sie begann leise zu lachen, und dieses Lachen war es, das ihn wieder irre machte. Es war Terkas schlanke Gestalt mit den klassischen Formen, die sich in dem pelzbesetzten Kaftan abzeichnete, es waren ihre Augen, die durch den Schleier blickten, aber diese weiche Stimme gehörte nicht ihr, und noch weniger dieses kindliche, süße Lachen. Das erregte in ihm jedes Mal neue Zweifel.

„Ich kenne Sie also wirklich nicht?“ sprach er nach einer Weile.

„Nein, aber Sie sollen mich bald kennen lernen. Wenn ich das nächste Mal komme, werde ich mich entschleiern, und dann — Sie wissen, was ich Ihnen angedroht habe. Dann kommt der Zauberspruch, der Sie wehrlos in meine Hände giebt. — Es kann Ihnen ja nur angenehm sein, denn Sie lieben ja die energischen, dämonischen Frauen.“

„Und doch — Terka,“ rief Meinhof, indem er auf die Unbekannte zuging, ihre Hand ergriff und ihr in die Augen blickte.

„Und doch nicht,“ sagte sie lachend, „gedulden Sie sich doch, in wenigen Tagen komme ich wieder, dann wird das Räthsel gelöst werden.“

Sie unterhielten sich hierauf über verschiedene Fragen, welche die Unbekannte aufwarf, und auf welche Meinhof mit lebhaftem Interesse einging. Sie staunte über sein reges Wissen, seinen scharfen, durchdringenden Geist und seine milde, klare Beredtsamkeit, während er fast vergaß, daß er sich einem Weibe gegenüber befand, so klug und ruhig ging sie auf seine Gründe ein, so sicher und überlegen machte sie die ihren geltend.

Als sie ihn endlich verließ, blieb Meinhof in einer seltsamen Erregung

zurück. Auch dieses Weib begann ihn mehr und mehr zu interessiren, zu fesseln, er wurde irre an sich selbst. Wie war es nur möglich, daß seine sonst so treue Natur sich zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Frauen erwärmen konnte? Nein, es konnte nicht anders sein, es war Terka, die der Schleier verbarg: sie kam, um ihn auf die Probe zu stellen, das war es.

In diesem Augenblick pochte es von außen an das Fenster.

Konrad Geier hatte schon seit einiger Zeit die Beziehungen Meinhofs zu Terka mit Mißtrauen angesehen. Er zog sich mehr und mehr zurück, aber nur scheinbar, denn während er in dem Hause des Lehrers ausblieb, verfolgte er sowohl Meinhof als Terka auf allen ihren Wegen, um Gewißheit zu erlangen, wie weit ihr Verhältniß gediehen sei.

Meinhof schlug den Vorhang zurück, und als er das Fenster öffnete, blickte er in das bleiche, erregte Gesicht des Studenten.

„Was wünschen Sie?" fragte er erstaunt. „Ueberhaupt, wie kommen Sie hierher?"

„Das geht Sie nichts an!" erwiderte Geier. „Wie Sie sich für schöne Schmetterlinge und Insekten interessiren, so brenne ich auf schöne Frauen. Ich habe ein Exemplar bis hierher verfolgt und möchte wissen, wer die holde Unbekannte ist."

„Ich glaube, Sie sind verrückt geworden," erwiderte Meinhof und schloß das Fenster.

Wieder pochte es, diesmal an die Thür des Hauses. Meinhof verlor die Geduld. Er setzte seine Mütze auf und ging hinaus, um der Sache ein Ende zu machen.

„Mein Herr," begann er, als er Konrad Auge in Auge gegenüberstand, „ich fordere Sie hiermit zum letzten Male auf, meinen Grund und Boden zu verlassen. Welches Recht haben Sie, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

„Sie wollen mich zur Rede stellen?" rief Konrad, bebend vor Aufregung? Sie mich? Sie, der Verführer?"

„Ich muß wirklich glauben, Herr Geier, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Ich verstehe ganz und gar nicht, was Sie von mir wollen."

„Dann muß ich Ihnen allerdings den Staar stechen," erwiderte Geier mit trockenem, höhnischem Lachen. „Kennen Sie Terka, die Tochter des Lehrers Benedikt? Oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß Sie schon mehr als einmal in ihre dunklen Augen geblickt haben? Nun gut, wenn Sie dieselben kennen, so müssen Sie wissen, daß eine Dame, die ihr sehr ähnlich sieht, jetzt eben bei Ihnen in Ihrem Hause weilt."

„Bei mir ist keine Dame," erwiderte Meinhof, „am wenigsten jedoch das Mädchen, von dem Sie sprechen, und vor dem ich die höchste Achtung hege."

„So, so," entgegnete Konrad, „ich weiß es besser, ich weiß, daß Terka zu Ihnen kommt, und somit muß ich in Ihnen den Dämon sehen, der sich dieser armen, schuldlosen Seele bemächtigt hat."

„Ich erkläre Ihnen nochmals, Herr Geier, daß Fräulein Terka mit meinem Willen und Wissen niemals meine Schwelle überschritten hat. Wenn Ihnen das nicht genügt, habe ich Ihnen Nichts weiter mitzutheilen."

„Wehe Ihnen, wenn Sie lügen!" rief Geier mit funkelnden Augen und geballten Fäusten. „Wenn Terka wirklich Ihr Opfer geworden ist, so werde ich sie rächen, verlassen Sie sich darauf."

„Nun ist es genug," sprach Meinhof, „gehen Sie!" Er erhob den Arm und der gebietende Blick seiner energischen Augen bestimmte Konrad, endlich das Feld zu räumen. Inzwischen war der alte Xaver durch den Wortwechsel herbeigerufen worden, öffnete das Gitter und der Student trat mit einem Blick voll Haß auf den Schloßherrn, hinaus.

Der Auftritt mit Konrad hatte Meinhof in die größte Aufregung versetzt. Er fand an diesem Abend keine Ruhe, keinen Schlaf. Erst am Morgen konnte er ermüdet sein Lager aufsuchen. Es war Tag, als er erwachte, und sofort knüpften seine Gedanken dort wieder an, wo er in der Nacht den Faden derselben gewaltsam abgerissen hatte. Er mußte jetzt wirklich annehmen, daß es Terka war, die unter dem dichten Schleier und dem Kaftan der Sultanin ein muthwilliges Spiel mit ihm trieb. Er wollte aber nicht länger im Dunklen tappen, er wollte Klarheit haben um jeden Preis. Und so beschloß er, nach Prag zu fahren und Ottilie Seeberg aufzusuchen.

Daß die Gräfin es nicht war, welche zweimal bereits so ruhig und heiter mit ihm beim Kamin geplaudert hatte, dessen war er vollkommen gewiß, denn diese hätte sich längst verrathen; ihre leidenschaftliche Natur war nicht fähig, sich so vollkommen zu beherrschen und ihre wahre Absicht so lange zu verbergen. Es war also noch die Frage, ob ihm Ottilie mit Hilfe eines Maskenscherzes, wie sie es ihm angedroht hatte, die Liebesschlinge um den Kopf zu werfen versuchte, oder ob es Terka war, welche diese Verkleidung nur gewählt haben konnte, um ihn auf die Probe zu stellen.

Er fuhr Vormittags nach Prag, ging in Ottiliens Wohnung und gab seine Karte ab. Man erwiderte ihm sofort, daß das Fräulein bei der Probe sei und Abends spiele. Sie könne somit auch Nachmittags keine Besuche empfangen. Meinhof blieb trotzdem in der Stadt und ging Abends ins Theater, wo man Schillers „Don Carlos" gab. Er sah Ottilie Seeberg als „Eboli"; sie sah reizend aus und spielte mit vielem Talent.

Als die Vorstellung zu Ende war, erwartete Meinhof Ottilie an dem Ausgange, durch den die Schauspieler das Theatergebäude verließen. Er mußte geraume Zeit warten, ehe sie erschien. Als sie dann endlich heraustrat, erkannte sie ihn sofort beim Licht der Gaslaterne, und nachdem sie ihn begrüßt hatte, reichte sie ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand.

„Ich habe Sie als Eboli bewundert, Fräulein Seeberg," sprach Meinhof, „nachdem ich heute einen mißlungenen Versuch gemacht habe, Sie in Ihrer Wohnung anzutreffen. Würden Sie mir gestatten, Sie nach Hause zu begleiten und eine Stunde mit Ihnen zu plaudern?"

„Gewiß," sagte Ottilie, „ich wohne mit meiner Mutter, Sie können also ohne Anstand zu mir kommen."

Sie gingen wenige Schritte bis zur nächsten Straßenecke, wo Fiaker ihren Standort hatten. Hier nahm Meinhof einen Wagen und fuhr mit Ottilie bis zu ihrem Hause. Nachdem die junge, reizende Schauspielerin ihn ihrer Mutter vorgestellt hatte, kleidete sie sich um, erschien dann in dem kleinen angenehm erwärmten Salon in einem reichen, türkischen Schlafrock und lud Meinhof ein, mit ihr eine Tasse Thee zu nehmen.

„Ich nehme sehr gern an," erwiderte der Baron, „unter der Bedingung, daß Sie mir auch einmal, vielleicht mit Ihrer Freundin Terka und deren Vater, die Ehre in meinem Hause geben."

„Gern, sehr gern," erwiderte Ottilie, „überhaupt muß ich Ihnen sagen, Herr von Meinhof, daß ich mich sehr für Sie interessire; es ist dies mein voller Ernst, — die Herren von heutzutage sind alle nach der Schablone geschnitten. Sie aber sind ein Original, und zwar ein fesselndes, das die Phantasie eines jungen Mädchens zu beschäftigen im Stande ist und demselben immer wieder neue Räthsel aufgiebt."

„Dann ist das Interesse gegenseitig," sagte Meinhof mit einem Lächeln, das fast mehr wehmüthig als froh war. „Obwohl ich die Frauen, wie Sie wissen, im Allgemeinen nicht liebe, ja ihre Gesellschaft meide, so fühle ich mich doch von Ihnen angezogen und Ihre Gesellschaft ist mir lieb und angenehm."

„Eigentlich," bemerkte Ottilie lächelnd, „setzt mich das ein wenig in Erstaunen. Denn ich dachte, daß es nur *eine* giebt, die es fertig bringt, Sie Ihren pessimistischen Principien untreu zu machen."

„Und diese wäre?"

„Terka."

„Ja, ich kann nicht leugnen, daß Terka für mich etwas eigenthümlich Fesselndes hat, ich stehe vor ihr, wie vor einem Problem, das ich lösen möchte, und dann liegt in ihrer ehrlichen, herben Natur eine Art Magie, deren Wirkung ich mich nicht zu entziehen vermag."

„Sehr schön gesagt," erwiderte Ottilie lachend, „aber es wäre einfacher, wenn Sie sagen würden, daß Sie in Terka verliebt sind."

„Nein, Fräulein Seeberg, das ist nicht das Wort: dafür: was ich für Terka empfinde, ist etwas ganz Anderes."

Eben erschien die Mutter mit dem Thee und das Gespräch kam in Gegenwart der alten, vornehm aussehenden Dame auf ganz andere Gegenstände und Personen. Man sprach vom Theater, von dem Leben in Prag, von den politischen Kämpfen zwischen Deutschen und Slaven. Meinhof hörte mehr zu, als daß er seine Meinung geltend machte. Immerfort ruhten seine hellen, forschenden Augen auf dem schönen Gesichte Ottiliens, immer wieder suchte er sie gleichsam zu ergründen, so tief als möglich in ihre Seele zu blicken. Jetzt sah sie ihn plötzlich an, und ihr Blick begegnete dem seinen.

„Nein," sagte Meinhof, indem er den Kopf schüttelte, „Sie sind es nicht."

„Was bin ich nicht?“ fragte Ottilie.

„Nichts, nichts,“ versetzte Meinhof, „ich habe nur laut gedacht.“

Als er vor Mitternacht die Wohnung der Schauspielerin verließ, um nach seinem Schlosse zurückzukehren, war er nicht mehr im Zweifel darüber, daß sie es nicht war, welche in dem prächtigen Costüm einer Sultanin ein lustiges Spiel mit ihm trieb. Wie sollte aber eine Fremde sich so lebhaft für ihn interessiren und zu einem so phantastischen Mittel ihre Zuflucht nehmen, um ihm zu nahen? Nur Terka war dieser Intrigue fähig, sie war also die Sultanin, und ihre Absicht konnte keine andere sein, als die, ihn zu prüfen, sie wollte ohne Zweifel sehen, ob sein Herz wirklich so gepanzert war, ob er sich dem Zauber einer fremden, geheimnißvollen Erscheinung wirklich für die Dauer verschließen könnte, vielleicht auch, ob sein Interesse für sie in der That ein ernstes und ehrliches war.

Die Zweifel wichen, er wußte jetzt, wie er zu handeln hatte, und er war entschlossen, das nächste Mal den Schleier des schönen Räthsels zu lüften.

* * *

An einem Nachmittage in den letzten Novembertagen erschien Meinhof plötzlich bei Terka und fand sie zu seiner Freude allein in der großen Stube, damit beschäftigt, Käfer, die ihr Vater gefangen, und in Weingeistflaschen aufbewahrt hatte, an Nadeln zu spießen und in einem mit Kork eingelassenen Kasten zu ordnen.

In der vergangenen Nacht war Schnee gefallen, draußen wehte ein kalter, schneidiger Wind und sang sein wildes Lied im Schornstein des Hauses.

Terka trug ihr rothes Kleid und hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie bekam dadurch etwas Dämonisches, und auch ihre Laune schien an diesem Tage eine herbe zu sein. Nachdem sie einige gleichgiltige Redensarten mit Meinhof gewechselt hatte, sah sie ihn mit ihren dunklen Augen herausfordernd an und fragte ihn, ob er noch immer eifersüchtig auf Konrad Geier sei. Die Frage kam so plötzlich, daß Meinhof im ersten Augenblick keine Antwort fand.

„Haben Sie mich nicht verstanden?“ fragte Terka.

„Sie scherzen, Fräulein Terka,“ sagte endlich Meinhof. „Um eifersüchtig zu sein, muß man vor Allem das Recht dazu haben, ich habe es leider nicht. Wenn ich es aber auch hätte, so glaube ich nicht, daß ich in Geier jemals einen Rivalen erblicken könnte, dazu scheint er mir doch zu unbedeutend. Und ich habe von Ihnen eine sehr hohe Meinung, Terka. Aber dieser junge Mensch ist mir im Wege, vor Allem, wenn ich hier bin und mich darauf freue, mich mit Ihnen auszusprechen.“

„Und dennoch sind Sie eifersüchtig,“ spottete Terka, „und haben vielleicht sogar Ursache dazu. Ich habe oft gehört, daß schöne Frauen sich an häßliche Männer hängen und umgekehrt. Ebenso haben unbedeutende Männer bei energischen, geistvollen Frauen Glück, während es mehr als einem genialen

Mann geschehen ist, daß er der Sklave eines ganz gewöhnlichen, ja gemeinen Weibes geworden ist. Warum sollte ich selbst, wenn ich so bedeutend wäre, wie Sie annehmen, nicht an Konrad Geier Gefallen finden?"

„Sie haben es sich heute in den Kopf gesetzt, mich zu quälen, Terka."

„Ja, in der That," fuhr sie fort. Dann stand sie auf, nahm ihre Pelzjacke, welche über der Lehne des Divans lag, und zog sie an.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „ich mache mich schön, ich will Ihnen gefallen, und doch hasse ich Sie eigentlich, und Ihnen zum Trotz, nur um Sie recht unglücklich zu machen, werde ich Konrad mein Herz schenken, vielleicht meine Hand."

„Das ist nicht Ihr Ernst, Fräulein Terka," rief Meinhof, „Sie scherzen grausam, aber Sie scherzen."

„Nein, ich scherze nicht," erwiderte sie, und während sie den linken Arm auf den Tisch legte, stützte sie den anderen auf und lehnte ihren Kopf in die Hand. „Jetzt rädere ich Sie, nicht wahr?"

„So ist es," erwiderte Meinhof, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ja, Sie spannen mich in der That auf die Folter."

„Sie kennen Konrad nicht," fuhr Terka fort, „er ist gar nicht so einfach, wie Sie glauben, er hat sehr viel Verstand, Kenntnisse, und vor Allem liebt er mich leidenschaftlich. Es ist so schön, geliebt zu werden, es ist wie ein Rausch, der uns ergreift, und endlich — lieben wir auch oft gegen unseren Willen."

Meinhof erwiderte kein Wort. Er stand auf, ging in der Stube hin und her und trat dann an das Fenster. Terka quälte ihn in der That, und er sah sich ihrem Spott gegenüber wehrlos und mußte ruhig dulden, was sie in ihrem Uebermuth über ihn verhängte. Da sah er mit einem Male Konrad Geier herankommen und murmelte:

„Da kommt er ja, Ihr glücklicher Anbeter!"

„Wer? Konrad?" fragte Terka.

„So ist es."

„Dann muß ich Sie bitten, zu gehen," sagte Terka, „ich will mit ihm allein sein."

Meinhof warf einen Blick voll Liebe und Schmerz auf Terka, welche lächelnd vor ihm stand, verneigte sich tief vor ihr und verließ dann rasch die Stube und das Haus.

Zu gleicher Zeit trat durch die Hinterthür Konrad Geier ein.

„Sie sind es, Konrad?" sagte Terka, als der Student in die Stube kam. Sie bemerkte sofort, daß Etwas mit ihm vorgegangen war, denn er war bleich und verstört, und seine Augen waren die eines Fieberkranken.

„Ich bin gekommen," begann er, nachdem er sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, „um — ich wollte — seien Sie doch endlich ehrlich mit mir, Terka!"

„Bin ich es denn nicht?" sprach sie. „Was wollen Sie noch von mir?"

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir endlich aufrichtig: lieben Sie diesen Herrn von Meinhof oder nicht?"

„Darüber bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig," erwiderte Terka. „Sie verlangen Ehrlichkeit von mir, nun gut. Ich habe Ihnen mehr als einmal gesagt, daß ich für Sie nur eine schwesterliche Neigung empfinden kann. Sie verlangen Liebe von mir, ich kann Sie Ihnen nicht geben. Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, sich darüber zu beklagen, denn jeder Mensch hat den gleichen Anspruch auf Glück, und ich würde mit Ihnen niemals glücklich sein, und deshalb, mein lieber Konrad, glaube ich auch nicht an den Ernst Ihrer Empfindungen. Ich bin überzeugt, daß Liebe, wahre Liebe nur zwischen Naturen entstehen kann, die für einander geschaffen sind, und dann immer gegenseitig. Es giebt keine unglückliche Liebe in der Natur, sie besteht nur in der Einbildung eigensinniger Schwärmer, die unter der Herrschaft einer fixen Idee stehen; auch Sie gehören dazu."

„Mag sein," sprach Konrad, „und ich füge mich willig in das traurige Loos, das Sie mir auferlegen. Aber ich bin gekommen, um darüber Klarheit zu erlangen, ob Sie noch das Mädchen sind, das ich achte und verehre, oder ob Sie sich an diesen Baron weggeworfen haben?"

„Ich verbitte mir einen solchen Ton, Herr Geier!"

„Ich weiß aber, daß Sie ihn besucht haben, ich selbst habe Sie gesehen."

„Sie spioniren also? Es wird immer besser. Ueberlassen Sie es mir, Herr Geier, meine Ehre zu wahren; ich weiß am besten, was ich mir schuldig bin, ich brauche keinen Vormund, am wenigsten aber werde ich Sie um Erlaubniß fragen, oder Sie zum Richter dessen machen, was ich thun und was ich lassen soll."

„Sie geben also indirect zu —"

„Ich gebe Nichts zu," unterbrach ihn Terka fast heftig. „Uebrigens finde ich aber Ihr ganzes Betragen anmaßend und rücksichtslos, und somit ersuche ich Sie ein für alle Mal dieses Haus zu meiden."

„Aber Terka — habe ich das um Sie verdient?"

„Gewiß, und überhaupt ist es besser, jeder unklaren und peinlichen Situation rasch ein Ende zu machen. Sie bilden sich ein, daß Sie mich lieben, gut, das ist Ihre Sache, ich weiß aber ganz bestimmt, daß ich Sie nicht liebe, und somit hat unser Verkehr keinen weiteren Zweck. Gehen Sie!"

Konrad stand auf und nahm seine Mütze, zögerte jedoch noch immer, die Stube zu verlassen. Da erhob sich Terka und rief ihm nochmals mit einer herrischen Bewegung des Kopfes zu:

„Gehen Sie, und zwar auf der Stelle!"

Diesmal gehorchte er und verließ vollständig vernichtet das Haus.

Es währte nicht lange, so klopfte es wieder an die Thür. Auf Terka's „Herein" trat eine dicht verschleierte Dame, bis zu den Sohlen hinab in einen langen Pelz eingehüllt, herein, und heftete, wie aus geisterhaftem Nebel heraus, ein Paar großer durchdringender Augen auf Terka.

„Sie sind die Tochter des Lehrers?“ fragte die Fremde.

„Zu dienen. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?“

Terka war aufgestanden und lud die Fremde durch eine Handbewegung ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Diese schlug jetzt den Schleier zurück, und fragte:

„Kennen Sie mich?“

„Nein.“

„Ich bin die Gräfin Libussa von Ostrowitz, nun kennen Sie mich wohl?“

„Allerdings, ich habe von Ihnen gehört.“

„Sie wissen also, in welchen Beziehungen ich zu Herrn von Meinhof gestanden habe?“

„Auch das weiß ich.“

„Man sagt mir, daß Sie an meine Stelle getreten sind, daß Sie jetzt sein Herz besitzen.“

„Davon weiß ich nichts,“ erwiderte Terka stolz, „Herr von Meinhof besucht uns von Zeit zu Zeit, das ist Alles.“

„Sie sprechen nicht die Wahrheit,“ fuhr die Gräfin fort, „ein Mann wie Meinhof kommt nicht in dieses Haus, blos um Käfer und Schmetterlinge zu besichtigen. Er hat Absichten, und auf wen sollte er sie haben, wenn nicht auf Sie? Sie sind nicht schön, aber interessant genug, um einen Sonderling wie Meinhold zu fesseln.“

„Ich wiederhole Ihnen, Frau Gräfin,“ sagte Terka ruhig, „daß ich in keinem wie immer gearteten Verhältniß zu dem Baron stehe. Wir verkehren zusammen, und wenn Herr von Meinhof vielleicht an meinem Gespräch Geschmack findet, so liegt darin noch durchaus Nichts, was das Urtheil der Welt oder Ihre Eifersucht herausfordern könnte.“

„Meine Eifersucht?“ Die Gräfin begann laut und häßlich zu lachen. „Sie glauben also wirklich, armes Mädchen, daß Sie mir im Wege stehen, daß Sie im Stande wären, mich aus dem Felde zu schlagen?“

„Ich denke daran nicht,“ sprach Terka, „aber wenn Sie, nicht eifersüchtig wären, dann wären Sie nicht hier.“

„Wo nehmen Sie den Muth her, mir das zu sagen, Sie ein einfaches Landmädchen?“

„Gehört Muth dazu, wenn es gilt, seine Ehre zu vertheidigen? Sie greifen mich an, Frau Gräfin, und ich mache von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch.“

„Ich bin zu Ihnen gekommen,“ fuhr die Gräfin fort, „weil man mir gesagt hat, daß Sie klug sind, und ich hoffen durfte, von Ihnen verstanden zu werden. Herr von Meinhof hat Verpflichtungen gegen mich, ältere als gegen Sie. Ich bin hier, um meine Rechte geltend zu machen, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie ihm entsagen.“

Die Gräfin ließ sich jetzt auf einen Stuhl nieder, während Terka die Hand leicht auf den Tisch gestützt vor ihr stand.

„Wie soll ich etwas entsagen," gab Terka zur Antwort, „das ich nicht besitze? Herr von Meinhof gehört nicht mir, wenn er Ihnen gehört, weshalb kommen Sie zu mir? Ich habe nie daran gedacht, Ihnen sein Herz streitig zu machen."

„Es ist in Ihrem Interesse," fuhr die Gräfin fort, „Sie kennen ihn nicht, er spielt mit Ihnen und wird Sie wegwerfen, wenn er das Spiel satt hat. Meinhof ist leicht empfänglich, er besitzt mehr Einbildungskraft als Herz, seine Phantasie reißt ihn bei jeder Gelegenheit fort, und so bildet er sich nur zu leicht ein, ein Weib zu lieben, wo nur ein flüchtiges Interesse ihn für kurze Zeit zu fesseln vermag. Er wird Sie unglücklich machen, denn er wird Sie nur zu bald verlassen, und doch wünsche ich Ihnen dies nicht. Sie wären noch mehr zu bedauern, wenn Sie seine Frau würden, er ist eine unbändige Natur. Wie wollen Sie, das einfache Mädchen, mit ihm fertig werden? Ich rathe Ihnen nochmals, machen Sie sich frei, reißen Sie sich los von ihm, so lange es noch Zeit ist!"

„Regen Sie sich nicht unnöthig auf, Gräfin," entgegnete Terka kalt, während ein leiser Hohn um ihre vollen rothen Lippen spielte, „ich glaube nicht, daß Herr von Meinhof sich ernstlich für mich interessirt, und was mich betrifft, so habe ich noch nie daran gedacht, mein Schicksal an seines zu knüpfen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Was jedoch Ihre Warnung anbelangt, so geben Sie sich keine Mühe; ich habe mich niemals durch das Urtheil der Welt, durch die Meinung Anderer bestimmen lassen, ich glaube nur mir selbst."

„Sie trotzen mir also?" rief die Gräfin, indem sie aufstand und auf Terka zutrat. „Gut, wagen Sie es, mir entgegenzutreten, ich bin stark genug, den Kampf mit Ihnen aufzunehmen."

„Drohen Sie mir nicht," gab Terka schroff und entschieden zur Antwort. „Mir imponiren Sie nicht, Frau Gräfin, ich fürchte Niemand, und Sie am wenigsten."

Die Gräfin stieß ein lautes, höhnisches Lachen aus, wickelte dann mit einer energischen Bewegung den Schleier um ihren schönen, stolzen Kopf, und ging rasch, ohne Abschied zu nehmen, zur Thür hinaus.

* * *

An einem Decembertage erhielt Meinhof am Morgen durch die Post ein Billet mit den wenigen Worten:

„Erwarten Sie mich heute Abend. Ihre Sultanin."

Er las das Billet wiederholt und ging in den Park. Seit mehreren Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Er hatte die Kraft, ihr auszuweichen, aber seine Leidenschaft für sie war stärker als sein Wille, und so litt er durch die Trennung ebenso, wenn nicht mehr, als durch die Qualen, die ihm ihr Spott bereitete, wenn er in ihrer Nähe weilte.

Es stand jetzt fest bei ihm, daß sie es war, die an diesem Abend bei

ihm erscheinen werde, und er fragte sich immer wieder, was sie mit ihm beabsichtige. Wenn sie Konrad liebte, weshalb kam sie zu ihm? Eine Kokette war sie doch sicherlich nicht, oder war es nur ein böser Scherz gewesen, hatte sie ihn nur gefoltert, um ihn zu strafen, um sich an ihm, dem Verächter der Frauen zu rächen, wie sie es ihm mehr als einmal verheißen hatte?

Lange Zeit ging Meinhof auf dem beschneiten Wege auf und ab, doch auch hier im Freien, in der frischen, eisigen Luft, fand er keine Kühlung für sein erregtes Blut, keine Ruhe, keinen Frieden. Er ließ sich also ein Pferd satteln, und ritt hinaus durch die Felder.

Der Winter hatte die ganze Landschaft in seinen weichen, üppigen Hermelin eingehüllt, Eiszapfen hingen an den kahlen Zweigen der Bäume und schimmerten im hellen Sonnenlicht gleich funkelnden Edelsteinen. Die Bäche waren mit Eis bedeckt, an den Ufern standen die Gräser mit Frost überzogen, wie silbernes Moos da. Krähen flogen hin und her und schrieen laut, während sich drüben im Walde das heisere Gebell eines Fuchses vernehmen ließ. Die Sonne hing an dem weißen Himmel gleich einer glühenden Scheibe, strahlenlos.

In der Natur war eine tiefe Ruhe, eine schweigende Schwermuth, die Meinhof wohl that. Erst war er wild hinausgesprengt, dem gespenstigen Jäger gleich, der Nachts durch die Lüfte zieht. Nach und nach ließ er sein Pferd langsam gehen, und wie er sich jetzt allein auf einem Waldwege befand, und die Sonne freundlich durch die rothen Stämme, durch die entlaubten Zweige blickte, wurde ihm wohl und friedlich zu Muthe.

Als er nach Hause zurückkehrte, waren die Dämonen von ihm gewichen, und er sah nicht ruhig, aber in froher Erregung, hoffnungsvoll dem Abend entgegen.

Als es dunkel geworden war, und das Feuer im Kamin brannte, saß Meinhof in seinem Cabinet und erwartete sehnsuchtsvoll die verschleierte Schöne. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Bald vernahm er das Rauschen ihres seidenen Gewandes, und dann theilte sich der Vorhang, und sie trat ein. Meinhof ging ihr entgegen, verneigte sich tief vor ihr und führte sie dann zu der Ottomane, auf der sie auch diesmal mit nachlässiger Anmuth Platz nahm, um ihn dann aus ihrem dichten Schleier mit den dunklen Augen freundlich anzulächeln.

„Sie haben mir versprochen, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, den Schleier zu lüften, der Sie mir neidisch verhüllt," begann er. „Werden Sie Wort halten?"

„Vielleicht, Alles kommt nur auf Sie an."

„Auf mich? Soll ich Ihnen ein Geständniß machen?"

„Am besten gleich eine Liebeserklärung," spottete die Sultanin.

„Auch diese, wenn Sie wollen," erwiderte Meinhof. „Vielleicht können Sie mir erklären, besser als ich es selbst vermag, was seit einiger Zeit mit mir vorgeht. Genug, ich kenne Sie nicht, ich habe niemals Ihre Züge ge-

sehen, kaum Ihre Gestalt, die mir der Kaftan neidisch verhüllt, und doch muß ich glauben, daß Sie mir heute nicht mehr gleichgiltig sind, ja, wenn es nicht so sinnlos wäre, ich würde sagen, daß ich Sie liebe, aber ist es möglich, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu lieben?"

„Zwei Frauen?" erwiderte die Sultanin. „Ich bin die eine, wer soll die zweite sein?"

„Die zweite ist ein böses Mädchen, das mich schon lange quält, und das ich um so leidenschaftlicher liebe, je unbarmherziger sie mit mir verfährt; aber sagen Sie mir, ist es denn möglich, zwei Frauen zu lieben? Oder sind Sie Terka?"

Er warf sich unerwartet vor ihr auf die Kniee nieder und blickte ihr in die dunklen Augen, während er die Arme um sie schlang.

Wieder dieses liebenswürdige, silberhelle Lachen, dann hob die Sultanin den Schleier ein wenig empor, gerade so viel, daß ihr kleiner, trotziger Mund mit den rothen üppigen Lippen sichtbar wurde, neigte sich leise zu ihm nieder und küßte ihn.

„Sie sind es," rief Meinhof, „Terka! — an diesem Kuß habe ich Sie erkannt."

Sie lachte wieder, und schlug den Schleier zurück.

„Also doch, Sie sind es, Sie, meine holde, süße Quälerin?"

„Haben Sie nicht Ihr Schicksal verdient?" sprach Terka lächelnd, „Sie Verächter der Frauen? Nun habe ich Sie gestraft."

„Wieso?"

„Indem Sie ein Mädchen lieben, das häßlich ist, indem Sie sich mir ergeben, obwohl ich Sie nicht liebe."

„Ja, Terka, Sie sollen siegen," sprach Meinhof, „ich kann nicht länger kämpfen, wozu mich noch gegen diese Empfindungen wehren, die stärker sind als ich? — Ich bete Sie an, Sie wissen es längst. Lachen Sie über mich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Sie haben alles Recht dazu. In der Liebe giebt es keine Gleichheit, das habe ich nur zu oft erfahren. Der liebende Theil wird immer der Ambos sein."

„Ganz recht," erwiderte Terka, „und so will ich denn der Hammer sein, aber nur einige Zeit — um Sie zu heilen, Meinhof, um Ihnen zu beweisen, daß das Weib nicht schwach ist, daß es lieben kann."

„Wirklich, Terka?" rief Meinhof entzückt, während er ihre Hände mit Küssen bedeckte.

„Ja wirklich," sprach Terka, „denn ich — ich liebe Sie auch."

Meinhof zog sie an sich und küßte sie immer wieder in stummem Entzücken, bis sie sich endlich sanft aus seinen Armen losmachte und ihm aufzustehen befahl. Dann schlug sie den Schleier vollends zurück, erhob sich, und blickte in dem Gemach umher.

„Ach," rief sie, „Sie haben nicht einmal einen Spiegel hier, ich möchte doch sehen, wie ich mich in diesem prächtigen Costüm ausnehme."

„Wunderbar — berückend!"

„O, Ihnen glaube ich nicht, Sie schwärmen, ich will selbst urtheilen."

Meinhof schlug die Portière zurück und führte sie in den anstoßenden Salon, wo ein großer Wandspiegel hing. Er zündete selbst die Kerzen in den Armleuchtern zu beiden Seiten desselben an, und Terka trat nun vor ihn hin, und betrachtete sich mit einem Lächeln in dem kostbaren venetianischen Glase, das ihr Bild treu, ohne zu schmeicheln, wiedergab.

„Wissen Sie, daß ich mir gefalle?" sprach sie zu Meinhof, indem sie ihn über die Schulter hinweg schalkhaft anblickte.

„Was sagen Sie dazu, daß ich mich für Sie so schön gemacht habe? Sie werden mich jetzt für schrecklich eitel halten, und doch bin ich es nicht, ich wollte Ihnen gefallen, ist das ein Unrecht?"

„Nein, gewiß nicht," rief Meinhof, während er Terka umschlang und an seine Brust zog. „Aber Sie bedürfen am wenigsten eines so reichen Schmuckes, Ihnen hat die Natur mehr gegeben, als Schönheit. Die Schönheit schwindet, wie die Jugend, aber der Reiz, der um Sie webt, den Ihre Seele, den Ihr ganzes Wesen ausstrahlt, ist unsterblich."

„Herr von Meinhof," erwiderte Terka, „ich warne Sie noch einmal. Sie sind zu leidenschaftlich, geben Sie Acht, Ihre Leidenschaft giebt Sie ganz in meine Hand. Jedes Weib ist von Natur herrschsüchtig. Wenn Sie sich selbst zu meinem Sklaven machen — ich werde nicht so thöricht sein, und die Ketten lösen, die den geliebten Mann zu meinem Gefangenen machen, für immer. Aber nun wollen wir einmal ernsthaft zusammen sprechen."

„War das Scherz bisher?"

„Also sagen wir noch ernsthafter, als bis jetzt. Kommen Sie!"

Sie kehrte in das kleine Cabinet zurück und streckte sich behaglich auf dem Tigerfell der Ottomane aus, während Meinhof auf ihren Wink sich auf dem Kissen, das vor derselben lag, zu ihren Füßen niederließ.

„Hören Sie also, Sie sagten, daß Sie mich lieben. Haben Sie schon darüber nachgedacht, was daraus werden soll, sobald ich Sie wieder liebe?"

„Ich habe bis jetzt nicht zu hoffen gewagt, daß Sie meine Empfindungen erwidern könnten."

„Aber jetzt, wo ich mich Ihnen ehrlich und muthig hingegeben habe, was denken Sie jetzt von unserer Zukunft?"

„Brauche ich Ihnen zu sagen, Terka, daß Sie es mit einem Manne von Ehre zu thun haben? Wenn Ihre Liebe ebenso herzlich und tief ist, wie die meine, dann werden Sie meine Gefährtin für das Leben, ist es recht so?"

„Gewiß," sagte Terka, „es ist Alles, was ich wünschen und verlangen kann. Sie müssen mich schon deshalb heirathen, weil es noch um Vieles lustiger ist, wenn der Mann der Sklave seiner Frau ist. Vergessen Sie niemals, was Sie mir in dieser Stunde gesagt haben, ich werde der Hammer sein, und Sie der Ambos."

„Alles, was Sie wollen, Terka," murmelte Meinhof, während er sie entzückt betrachtete.

„Nein, nein," rief sie, während sie den vollen Arm um seinen Nacken legte, und ihm zärtlich in die Augen blickte, „ich liebe Sie, wie könnte ich Sie mißhandeln, oder meine Macht fühlen lassen, in einer Weise, die Ihnen wehe thun könnte! Eigentlich sind Sie doch komisch, glauben Sie denn, daß es in der Liebe ein Glück giebt, dann, wenn der eine Theil Hammer ist, und der andere Ambos — Herr und Knecht, oder Sklave? Nein, mein Freund, wenn man sich liebt, dann sind beide Theile bereit, sich hinzugeben, einander zu dienen, sich zu opfern, vor Allem aber das Weib, merken Sie sich das! Das Weib wird leicht übermüthig, wenn der Mann ihm bereitwillig den stolzen Nacken als Schemel darbietet, und es wird keinen Augenblick zögern, dann herrisch auf ihn den Fuß zu setzen, aber das Weib wird immer nur da lieben, wo es sich aufopfern kann, es liegt dies in seiner Natur. Es will sich hingeben, ganz, ja, es ist glücklicher sogar, wenn es leiden kann, als wenn man ihm den Hermelin der Gebieterin um die Schultern legt. Ich glaube überhaupt, Sie wissen noch gar nicht, was Liebe ist, und vor Allem kennen Sie das Weib nicht."

„Die Liebe kenne ich jetzt, Terka," erwiderte Meinhof. „Sie haben mich dieselbe gelehrt, Sie haben mir das süße Geheimniß offenbart. Ich weiß in diesem Augenblick, daß bis jetzt Alles nur Täuschung, Einbildung, Grillen bei mir waren, daß ich in meinem Leben zum ersten Male wahrhaft liebe. Sie sollen mir auch das schöne, lockende Räthsel enthüllen, Weib genannt, das die Natur zur ewigen Qual des Mannes erschaffen zu haben scheint und zugleich zu seiner höchsten Wonne."

„Ja, das will ich," rief Terka, „Sie sind heute noch ein Kranker, ich will Ihr Arzt sein, ich will Ihre Seele heilen und Sie glücklich machen — wenn ich das vermag."

„Wer sonst?" rief Meinhof, „wenn Sie nicht? Ich war so unglücklich, als ich Sie kennen lernte, und jetzt —"

„Jetzt sind Sie im Himmel, nicht wahr?" unterbrach ihn Terka und begann dann laut und fröhlich zu lachen. „Aber sehe ich denn wie ein Engel aus? — Nein, es bleibt doch zu komisch, daß Sie für mich, die Häßliche, schwärmen."

Sie schüttelte den Kopf und begann wieder laut zu lachen.

* * *

Noch an demselben Abend hielt Raimund von Meinhof bei dem Lehrer Benedikt um die Hand seiner Tochter an. Der Letztere war so aufgeregt, daß er zuerst gar keine Worte fand, sondern nur stumm die Hand Terkas in jene Meinhofs legte, während die Kinder in lauten Jubel ausbrachen, sich an Terka hingen und sie küßten.

Meinhof blieb bis tief in die Nacht bei den guten, ehrlichen Leuten

und besprach mit ihnen Alles, was nothwendig war. Schon am nächsten Tage wurde die Verlobung in allen Prager Zeitungen bekannt gemacht.

Zwei Tage später war der heilige Abend. Ottilie, welche Terka bereits durch ein Telegramm beglückwünscht hatte, kam herüber, um an der Weihnachtsfeier Theil zu nehmen.

„Ich gratulire," rief sie im Eintreten, als Terka ihr lächelnd entgegenkam. „Glück zum Siege! Du hast mich ausgestochen, Du hast die Wette gewonnen."

„Die Häßliche hat die Schöne aus dem Felde geschlagen," erwiderte Terka lachend.

„Habe ich es Dir nicht gesagt?" versetzte Ottilie. „Wenn wir Andern schön sind, so bist Du mehr als das, Du bist interessant, fesselnd, ja gefährlich."

Bald erschien auch Meinhof. Er hatte versprochen, Terka beim Aufputzen des Christbaumes behilflich zu sein. Mit ihm kam Xaver, welcher, vor Glück strahlend, verschiedene Schachteln und Packete ablud, die Meinhof in seinem Schlitten mitgebracht hatte. Indeß Wenzel und Johanna oben in Terkas Stube auf das Glockenzeichen harrten, das die Ankunft der Engel verkündete, begannen unten in der großen Stube Benedikt, die beiden Mädchen und Meinhof den großen prächtigen Weihnachtsbaum, der bis zur Decke der Stube emporragte, aufzuputzen. Während Terka und Ottilie die Lichter anstecken, vergoldete Aepfel und Nüsse an die Zweige hängten, Reiter aus Lebkuchen und Zuckerwerk, packte Meinhof allerliebste Eiszapfen aus Glas, schimmernde Tannenzapfen und allerhand Früchte aus Papiermaché aus und noch viele andere Dinge, welche den Schmuck des Baumes vervollständigten.

Es war bereits Abend, als sie fertig waren. Nun zündeten Alle zusammen die Lichter an, dann nahm Terka die Glocke, trat hinaus in den Flur und begann damit zu klingeln. Schon hörte man die Kinder die Treppe herabkommen, und wenige Augenblicke später stürzten sie in die Stube hinein und standen jetzt in stummer Seligkeit vor dem leuchtenden, reich behängten Baum, um den allerhand Packete herumlagen.

Meinhof erhielt von Allen kleine Geschenke, von Terka ein Medaillon mit ihrem Bilde im Costüm der Sultanin, von Johanna eine von ihr selbst gestickte Visitenkartentasche. Er selbst hatte Alle reich beschenkt. Johanna fand in ihrem Packet prachtvolle Bilderbücher und eine große Puppe. Wenzel gleichfalls Bücher und eine große Vogelflinte, der Lehrer einige Kästen mit Käfern und seltenen Schmetterlingen und Ottilie ein Etui mit einem kostbaren Armband.

Am längsten zögerte Terka, ihr Packet zu öffnen, das schon durch seine Größe imponirte. Endlich löste Ottilie den Bindfaden, welcher dasselbe zusammenhielt, und entfaltete, während Alle zusammen einen Ausruf der Bewunderung ausstießen, einen großen, prachtvollen Pelz. Terka stand mit hochgerötheten Wangen verlegen und beschämt da, erst als Meinhof ihr galant

in den Pelz geholfen hatte, und Alle sie entzückt umringten, nahm sie den geliebten Mann um den Hals und küßte ihn.

Mitten in dem Jubel erschien Xaver und blieb mit einem schlauen Lächeln in der Nähe der Thür stehen.

„Nun, was bringst Du, Alter?" fragte Meinhof, „hast Du etwa auch ein Christgeschenk für uns?"

„Gewiß," sagte Xaver, „und sogar ein sehr hübsches."

„Und das wäre?" fragte Terka.

„Die Gräfin Libussa von Ostrowitz sind heute Morgen abgereist. Ist das nicht schön von ihr?"

„In der That," rief Terka, „sie hätte uns keine angenehmere Ueberraschung bereiten können."

Während jetzt die Kinder sich gegenseitig ihre Bücher zeigten und der Lehrer in stillem Entzücken auf die verschiedenen exotischen Insekten wies und Ottilie bald einen indischen Schmetterling, bald einen südamerikanischen Käfer zeigte und deren besondere Eigenschaften erklärte, standen Meinhof und Terka vor dem brennenden Christbaum, der in eine Art von silbernem Nebel gehüllt war, und während Meinhof sie um den schlanken Leib gefaßt hielt, sah ihn Terka zugleich zärtlich und spöttisch an.

„O, Sie Verächter der Menschen," sagte sie leise zu ihm, „und der Frauen insbesondere, das Leben ist doch schön, nicht wahr?"

Meinhof erwiderte kein Wort, sondern zog sie an sich und küßte sie auf die rothen, frischen Lippen.

Nach den Feiertagen fuhren Meinhof und Terka zusammen nach Prag. Er kam mit seinem reich vergoldeten Schlitten, der mit zwei feurigen, schwarzen Pferden bespannt war, um sie zu holen. Als sie jetzt in ihrem prächtigen Pelz von dunkelrothem Sammet, der mit goldigem Zobel ausgeschlagen und gefüttert war, eine russische Zobelmütze auf dem Kopfe, weich und warm neben ihm saß, und er das große Eisbärenfell sorgsam über ihre Füße legte, drückte sie ihm herzlich die Hand, und sah ihn mit einem Blick an, der so glücklich war, so voll Liebe, daß eine tiefe Rührung Meinhof überkam.

Die Fahrt durch die im Schnee begrabene Landschaft, zur Rechten die mit Eis bedeckte Moldau, die düsteren Felsen und das Schloß Wischehrad, zur Linken die waldigen Hügel mit ihren weißen, gleichsam mit gesponnenem Zucker überzogenen Bäumen, war schön und anregend. Die Sonne leuchtete warm und tauchte das weite Land in goldenen Schimmer. Vor ihnen erglänzten die Thürme von Prag.

Terkas Wangen färbten sich roth und frisch vom Froste und von dem frischen Luftzug, der über die Ebene strich.

In der Stadt angelangt, fuhren sie bei verschiedenen Geschäften vor und machten ihre Einkäufe und Bestellungen für ihr neues Heim. Meinhof ließ es sich nicht nehmen, Terka gleich einer Fürstin auszustatten. Dabei gab es immer den liebenswürdigsten Streit, denn Terka legte jedes Mal

Verwahrung ein, wenn ein hoher Preis genannt wurde. Sie fand Alles viel zu kostbar für sich, während Meinhof alle Schätze Indiens noch nicht reich genug erschienen, um sie dem geliebten Mädchen zu Füßen zu legen. Dann aber konnten sie auch niemals einig werden, denn er wollte immer nur ihrem Geschmack, ihren Wünschen Rechnung tragen, und sie wieder ebenso dem seinen.

Als endlich der Schlitten mit Packeten und Schachteln angefüllt war, so daß sie nur mit Mühe Platz in demselben finden konnten, kehrten sie nach Hause zurück, und packten hier in der bescheidenen Stube des Lehrers alle die Kostbarkeiten aus, die sie heimgebracht hatten. Dann saßen sie in der Dämmerstunde auf dem alten geblümten Sopha beisammen.

„Ich glaube fast," sagte Terka zu Meinhof, „daß Sie jetzt schon vollständig bekehrt sind. Ihr Gesicht hat einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Die Wehmuth, die auf demselben lag, ist verflogen, die Bitterkeit gewichen, Sie sehen mit einem Male so heiter, so lebensfroh aus."

„Ich bin es auch," sagte Meinhof, „wer wäre es nicht an Deiner Seite, Du einziges, wunderbares Mädchen?"

„Sie wissen doch, Herr von Meinhof," erwiderte Terka, „daß Sie mir nicht Du sagen dürfen, das war der Sultanin gegenüber erlaubt, wir sind aber hier nicht auf dem Maskenballe."

„Willst Du mich schelten?"

„Ja gewiß, man darf niemals zu intim werden, so lange man nicht verheirathet ist. Wenn unsere Verlobung zurückginge, was dann?"

„Wie wenn das möglich wäre!" rief Meinhof. „Es wäre denn, daß Du mich im letzten Augenblick verschmähst und Herrn Konrad Geier Deine Hand reichst."

Terka begann laut zu lachen.

„Und wie denken Sie jetzt von den Frauen?" fragte sie nach einer Weile. „Halten Sie das Weib noch immer für schwach, für treulos und verrätherisch?"

Meinhof schüttelte den Kopf. „Man urtheilt immer nach den wenigen Erfahrungen, die man selbst gemacht hat," sprach er, „ich habe mit den Frauen nur schlimme gemacht, und war deshalb ein Verächter derselben. Heute, wo Du mir ein Glück spendest, das ich niemals zu hoffen wagte, das meine schönsten Phantasieen nicht nur erfüllt, sondern in Schatten stellt, bin ich fast geneigt, von dem Weibe eine allzu hohe Meinung zu hegen."

„Das Weib ist nicht schlecht," sagte Terka, „sie ist nur oft klüger als der Mann, dadurch macht sie den Eindruck der Selbstsucht und der Härte. Wenn Du auf Dein Leben zurückblickst, die Enttäuschungen, die Du erfahren hast, kannst Du behaupten, daß Du ohne Schuld warst?"

„Nun, meine liebe Terka, nun hast Du mich auch mit Du angeredet, Du weißt aber, daß man vor der Heirath nicht allzu intim werden darf."

Terka lachte und fuhr dann fort:

„Deine Couſine zum Beiſpiel — ſie wußte einfach, daß ſie zu alt für Dich war, jetzt hätteſt Du, ein Mann in der Vollkraft des Lebens, eine Frau an Deiner Seite, welche verblüht wäre, welche Dich ohne Zweifel unglücklich machen würde. Kannſt Du ihr alſo daraus einen Vorwurf machen, daß ſie Deiner jugendlichen Schwärmerei etwas unſanft ein Ende gemacht hat? Und jenes Mädchen, mit dem Du verlobt warſt, liebte ſie Dich etwa? — Nein, ſie liebte den Luxus, und es war wieder Klugheit von ihr, wenn ſie Dir einen Mann vorzog, deſſen Reichthum ihr mehr Glanz und Ueppigkeit verſprach, als Du ihr zu bieten vermochteſt. Wäre es beſſer geweſen, die Enttäuſchung, die Unzufriedenheit wäre ſpäter bei Dir gekommen, und hätte Dir dann Dein Leben vergiftet? Die Gräfin endlich hat Dich durch ihre Kälte, ihre Launen, durch ihre ewig wechſelnden Stimmungen gereizt, während ſie Dich eigentlich hätte abſtoßen ſollen. War dies ihre Schuld, oder die Deine? Wie konnteſt Du Dein Herz an ſolche Frauen hängen, die nur leiblich ſchön ſind, aber keine ſchöne Seele beſitzen? Ich glaube gar nicht, daß Du dieſe Damen geliebt haſt, Du warſt einfach durch ihre Schönheit berauſcht und haſt Dir ſelbſt zu dieſen äußeren Reizen, in deren Banne Du ſtandeſt, ein Ideal hinzugedichtet, das niemals exiſtirte, und wenn dann die Wirklichkeit Deinen Träumen nicht entſprach, wenn es ſich ſchließlich herausſtellte, daß Du ein Phantom geliebt hatteſt, und ſtatt deſſen ein lebendiges Weib vor Dir ſtand, das ganz und gar nicht Deinen ſchönen Illuſionen entſprach, dann klagteſt Du Welt und Menſchen und vor Allem die Frauen an. Das iſt in Kurzem Deine Geſchichte. Nicht wahr? Oh, ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelbſt bis jetzt gekannt haſt."

„Du haſt Recht," erwiderte Meinhof lächelnd, „vor Allem darin, daß ich bisher nicht geliebt habe. Du biſt meine erſte Liebe, Terka, und Du wirſt auch meine letzte ſein."

„Ich hoffe es," rief ſie lächelnd, „und würde Dir nicht rathen, neben mir noch für eine Andere auch nur Augen zu haben. Denke an den Divin, ich wäre im Stande, Dich auf das Rad zu flechten. Lache nicht, es iſt mein voller Ernſt, aber ich denke, ich habe Dich geheilt, und heute, wo Deine Seele geſund iſt, wirſt Du weder ſchwärmen, noch Dich ſpäter enttäuſcht finden. Du biſt jetzt fähig, zufrieden zu ſein mit dem, was die Natur, was das Leben uns giebt, und weiß Gott, das iſt nicht Wenig!"

„Gewiß," ſagte Meinhof, „ich glaube übrigens Dir bewieſen zu haben, daß ich nicht immer durch Illuſionen, ſeien es ſchöne oder häßliche, verblendet bin, daß ich fähig war, den wahren Werth eines Weibes zu erkennen, ſobald ich ihn auch wirklich fand."

„Ja, das glaube ich Dir gerne," erwiderte Terka lachend, „denn es iſt ſicher, daß Du mich nicht um meiner Schönheit willen genommen haſt."

* * *

Am nächsten Abend kamen Terka und Ottilie mit den Kindern zu Meinhof. Die Kinder fanden ein besonderes Vergnügen an den vielen dunklen Winkeln und Verstecken, den Portièren, Vorhängen, Erkern, welche das Schloß bot. Und so rief plötzlich Johanna:

„Wollen wir nicht Verstecken spielen. Nicht wahr, Herr Meinhof, Sie spielen mit?"

„Gewiß," erwiderte dieser, „gerne."

„Also, Sie bleiben hier in Ihrem Zimmer," entschied Johanna, „und wenn wir Kuckuck rufen, dann kommen Sie heraus und suchen uns."

Meinhof setzte sich zum Kamin und zündete sich eine Cigarette an, während die Anderen sich, so gut sie nur konnten, zu verstecken suchten. Auf das Kuckuckrufen erhob er sich.

Er fand zuerst Wenzel, dann Ottilie, Johanna und endlich Terka, welche sich beim Fenster hinter einem Blumentisch versteckt hatte. Er zog sie hervor, schlang den Arm um sie und küßte sie.

Johanna, die dabei stand, rief: „Warum haben Sie mich nicht geküßt, Herr von Meinhof, wie Sie mich gefunden haben?"

„Du sollst auch geküßt werden," erwiderte Meinhof und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„So," rief Johanna, „jetzt verstecken Sie sich mit uns, Herr von Meinhof, und Terka soll uns suchen."

In dieser Weise ging das Spiel einige Zeit fort. Auf Wenzels Wunsch wurde dann noch „Räuber" gespielt, bis endlich Alle ermüdet und erhitzt waren. Nun setzten sie sich gemeinsam um den Kamin, und Xaver brachte allerhand Erfrischungen, denen die Damen und die Kinder eifrig zusprachen.

„Ich weiß nicht, wie Sie mir jetzt vorkommen, Herr von Meinhof," sagte Ottilie. „Sie sind mit einem Male so heiter, so glücklich."

„Er war krank," fiel Terka ein, „und ich habe ihn geheilt, jetzt will ich aber auch dafür sorgen, daß kein Rückfall erfolgt."

„Das ist nicht zu befürchten," sprach Meinhof, „Sie glauben nicht, wie zufrieden ich bin, ja, ich fühle mich seit meiner Kindheit zum ersten Male wahrhaft glücklich. Sie sehen ja, daß ich mich wie ein Kind freuen, und mit den unschuldigsten Dingen beschäftigen kann. Während mir sonst nur die tiefsten Probleme, die ernstesten Fragen genügten und mir das Räthselhafteste noch nicht räthselhaft genug war, ist mir jetzt wohl in der Einfachheit, in der Beschränkung. Wie oft sagte ich mir in einsamen Nächten Goethes schönes Gedicht vor, das mit den Worten schließt: ‚Süßer Friede komm, ach komm' in meine Brust'. Nun ist er da, und ich hoffe für immer."

„Nicht wahr," sagte Wenzel plötzlich, „wir dürfen fahren, Sie führen uns heute in Ihrem Schlitten nach Hause!"

„Gewiß," erwiderte Meinhof, und als die Damen zum Aufbruch mahnten, befahl er anzuspannen. Es währte nicht lange, so stand der Schlitten vor dem Schloß und Alle zusammen nahmen in demselben Platz. Meinhof kutschirte

selbst. Terka saß an seiner Seite auf dem Bock, während Ottilie mit den Kindern den Schlitten einnahm. Sie fuhren nicht geraden Weges nach dem Dorfe, sondern in einem weiten Bogen, durch die mit Schnee bedeckten Felder und durch den Wald, wo es recht unheimlich war, denn aller Orten schienen weiße Gestalten und Gespenster, in weiße Tücher gehüllt, zwischen den dunklen Bäumen zu schweben. Die Kinder drängten sich im süßen Gefühl des Schauers an Ottilie und wagten kaum zu flüstern, bis der Schlitten wieder herausflog in das freie Feld, das vom sternenbesäten Himmel überspannt war.

Als sie dann vor dem Hause des Lehrers hielten, hatte Terka keine Lust abzusteigen, sondern sah Meinhof lächelnd an, und indem sie ihre Schulter an die seine legte, flüsterte sie ihm zu:

„Jetzt begleite ich Sie noch einmal zurück zu Ihrem Hause."

Meinhof lächelte, wendete den Schlitten, und in wenigen Minuten waren sie wieder vor dem Gitterthor des Schlosses angelangt.

„So," sagte Meinhof, „da wären wir, aber gestatten Sie mir nun, Sie wieder zu begleiten, denn ich kann Sie doch nicht allein am Abend auf der einsamen Straße zurückkehren lassen?"

„Wie Sie wollen," sagte Terka.

So kehrten sie neuerdings um und fuhren wieder zurück in das Dorf. Als sie abermals vor Terkas Wohnung angelangt waren, sprang sie lachend vom Kutschbock herab und rief:

„Wenn es so fortgeht, werden wir uns bis morgen früh hin und her begleiten. Jetzt heißt es wirklich Abschied nehmen.

„Muß ich wirklich gehen?" fragte Meinhof.

„Gewiß müssen Sie," sagte Terka. „Sie wissen, was ich Ihnen so oft gesagt habe, es ist gar nicht gut, wenn man zu viel beisammen ist. Sie gewöhnen sich am Ende zu sehr an mich und ich werde Ihnen noch vor der Zeit langweilig."

„Niemals, Terka, niemals, daran ist nicht zu denken. Im Gegentheil, wenn man wahrhaft liebt, dann legt das Beisammensein immer neue, unzerreißbare Bande um uns, wir verstehen uns immer besser und können endlich nicht mehr ohne einander sein, nicht einen Tag, nicht eine Stunde."

„Wir wollen sehen, ob Sie Recht haben, wenn wir erst verheirathet sind," erwiderte Terka, „für heute aber schicke ich Sie unerbittlich fort."

Meinhof küßte ihr erst die Hand und dann die rothen Lippen, die so kalt vom Froste waren und so warm zugleich, wie Lava, die unter dem Eise glüht. Dann riß sich Terka los und entfloh in das Haus, während er Ottilie grüßte und davon fuhr durch die helle, winterliche Nacht.

In den nächsten Tagen begannen Meinhof und Terka ihr neues, gemeinsames Heim nach ihrem Geschmack einzurichten. Manche Veränderungen wurden vorgenommen, Manches verbessert, Vieles verschönert. Meinhof fand immer wieder Gelegenheit, über Terkas praktischen Sinn zu staunen und zu gleicher Zeit über ihren feinen Geschmack und über ihre originellen, fast

bizarren Einfälle. Auch hier zeigte sich wieder, daß zwischen Beiden nicht so leicht eine Einigung zu erzielen war. Nicht etwa, weil Jedes seinen Willen eigensinnig geltend machte, sondern gerade, weil ein Jedes immer nur dem Andern entgegenzukommen und nachzugeben suchte.

Es fehlte auch nicht an Ueberraschungen. Die herrlichste von allen war das Schlafzimmer, das Meinhof für Terka eingerichtet hatte und das er ihr eines Abends unerwartet zeigte. Decke und Wände desselben waren mit gelber Seide ausgeschlagen, der Himmel des Bettes, die Vorhänge an den Fenstern, die Portièren, die Möbel von einem matten Blau. Eine rothe Ampel, die von der Decke herabhing, tauchte Alles in ein mildes, rosiges Licht. Mitten im Gemach stand eine echte türkische Ottomane, aus weichen, schwellenden Kissen, über die ein Tigerfell ausgebreitet war, während ein Eisbärenfell auf dem Teppich vor derselben lag und ein zweites vor dem Himmelbett. Terka konnte sich nicht satt sehen an diesem reizenden, duftigen Raume, in dem sie bald als Herrin einziehen sollte.

Wenige Tage später fand in der kleinen Dorfkirche die Trauung statt, und nach derselben vereinte ein gemeinsames Mahl die Neuvermählten, Terkas Vater und Geschwister, Ottilie und zwei Freunde und ehemalige Kameraden Meinhofs, die bei der Trauung als Zeugen gedient hatten, in dem Hause des Lehrers.

Der alte Xaver ließ es sich nicht nehmen, an diesem Abend selbst Alles anzuordnen, den Tisch zu decken und zu bedienen.

Kurz vor Mitternacht kehrten die Gäste nach Prag zurück, und dann nahm Terka von den Ihren Abschied. Meinhof hob sie in den bereitstehenden Schlitten, den seine Diener zu Pferde, mit Fackeln in den Händen, umgaben und führte dann Terka als sein Weib gleichsam im Triumph in sein Haus ein.

Durch die junge Herrin war in das alte, schwermüthige Schloß ein Geist der Heiterkeit, des Friedens eingezogen. Die Dämonen, die vordem hier ihr Wesen getrieben, waren gebannt für immer. Aber im Uebrigen blieb Alles, wie es vordem gewesen war. Meinhof und Terka lebten ganz für sich und nur im Verkehr mit ihrem Vater und mit den Geschwistern Terkas.

Sie fanden Alles, was sie wünschten, in ihrer Liebe, in ihrem gemeinsamen geistigen Streben, in den Freuden, welche ihnen Kunst und Natur boten.

Wenn man Anfangs die Heirath des Herrn von Meinhof mit einem einfachen Landmädchen, mit einer Lehrerstochter etwas sonderbar gefunden hatte, so war bald alle Welt darüber einig, daß diese Verbindung zu der glücklichsten Ehe geführt hatte.

Man nannte das Paar im Schlosse zu Kostitz Sonderlinge, aber alle Welt beneidete dasselbe, und es ist besser, von den Menschen beneidet, als bedauert zu werden.

Pietro Mascagni und seine Cavalleria Rusticana.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Die antike Welt der Dichtung und Sage ist voll von den rauschenden Siegeszügen des göttlichen Sorgenlösers Bakchos-Dionysos, der zahlreiche, noch so wilde kulturfeindliche Völker an seine Gottheit zwang. An jene mythischen wunderbaren Triumphzüge des jugendlichen Lyäus wird man erinnert, wenn man sich den beispiellosen Siegeszug vergegenwärtigt, den der junge Maëstro Pietro Mascagni*) mit seiner Cavalleria Rusticana durch zahlreiche Culturländer unternahm. Mascagnis Tongenius kam und siegte überall, wo er sich offenbar machte.

Eine derartige in der Musikgeschichte, namentlich in der Musikgeschichte der Neuzeit einzig dastehende Thatsache fordert neben unverbrüchlichem Interesse für den Componisten mit Recht den Aesthetiker und Kritiker auf, daß dieser den Versuch unternehme, dem Geheimnisse dieser ans Wunderbare grenzenden Wirkung auf die Spur zu kommen.

Zunächst erweist sich Mascagni als einen bühnenkundigen Mann ersten Ranges. Eine an sich einfache, aber fesselnde Handlung, deren Grundlage das tausendfach erörterte unerschöpfliche Thema verrathener Liebe bildet, haben die Textbearbeiter G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci nach dem G. Verga'schen Volksstücke Cavalleria Rusticana (Sizilianische

*) Pietro Mascagni ist am 7. Dezember 1863 zu Livorno geboren, ist jetzt also etwas über 28 Jahre alt. Das Mailänder Conservatorium hat den Ruhm, diesem Künstler, dessen Compositionstalent sehr frühzeitig bemerkbar ward, die höhere Ausbildung gegeben zu haben. Trotz Beethoven hat Mascagni unter Anderem Schillers Hymnus „An die Freude" komponirt. In Neapel war Mascagni längere Zeit Kapellmeister; jetzt lebt derselbe in Cerignole als städtischer Musikdirektor.

Bauernehre) in einem Aufzuge zu einem ebenſo erſchöpfenden als ergreifenden Drama umgewandelt. Gewiß hat Mascagni, der Muſiker und Dichter zugleich iſt, keinen geringen Einfluß auf die endgiltige Feſtſtellung des Librettos ausgeübt. Jedenfalls iſt die Anordnung der einzelnen Scenen ſo glücklich beſchaffen, daß der geſammte techniſche Apparat einer vollkräftigen großen Oper hier in einen einzigen gewaltigen Act concentrirt erſcheint. Wir haben hier Sologeſänge (Romanzen, Siziliana-, Fuhrmanns- und Trinklieder), die theils bei geſchloſſener, theils bei offener Bühne ertönen, Duette, Terzette, Chöre, Soli mit Chören, Vorſpiel, Intermezzo und Präludium — ſo ziemlich Alles, was uns ſonſt überhaupt eine den ganzen Abend füllende Oper darbieten kann. Durch dieſe Anordnung, die als ein Ideal techniſcher Oekonomie gelten kann, in Verbindung mit einer durchgängig reizvollen Muſik wird der Hörer von Anfang bis zu Ende in höchſter Spannung erhalten, der Dämon der Langeweile kann nicht einen Moment von ihm Beſitz nehmen. Vom Standpunkte der excluſiven Voltaire'ſchen Kunſtmoral: Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux, müßte man Mascagnis Cavalleria das Meiſterwerk aller Meiſterwerke nennen.

Doch wenn Mascagni nur dieſem Kunſtkodex genügte, nur ja nicht langweilig zu erſcheinen, ſo würde das mit nichten ausreichen, uns irgend einen Erklärungsgrund für die anhaltende Einwirkung ſeines Tongenius abzugeben, eine Einwirkung, die ſich auch dann noch unwiderſtehlich erweiſt, wenn wir, losgelöſt von Bühne und Darſtellung, im trauten Kämmerlein der Mascagniſchen Tonmuſe lauſchen.

Hier kommen denn drei Dinge in Betracht, die uns den Schlüſſel zu dem durchaus eigenartigen Zauber darreichen, der aus Mascagnis Tonſeele hervorbricht.

Das Erſte und Allgemeinſte iſt Mascagnis muſikreligiöſes Empfinden.

Das Zweite iſt Mascagnis durch und durch melodiſche Tonſprache.

Das Dritte iſt Mascagnis individuelle Harmonik.

Mascagnis muſikreligiöſer Natur mußte es ganz beſonders zuſagen, einem dramatiſchen Stoffe gegenüberzuſtehen, in dem Irdiſches und Himmliſches in ſteter, engſter Verbindung erſcheinen. Die geſammte Handlung mit ihrer erſchütternden Peripetie ſpielt ſich vor und in der Kirche ab. Alle noch ſo heftigen Leidenſchaften der hier auftretenden Perſonen finden, da dieſelben mehr oder weniger gläubig ſind, ihre transcendentale Beſchwichtigung — um ſo mehr, da ſich das kurze, Schlag auf Schlag folgende Drama am heiligen Oſtermorgen vollzieht.

Dieſe Harmonie von Erdenlaſt und Himmelsahnung, dieſen muſikreligiöſen Geiſt athmen faſt alle Theile der mit techniſcher Meiſterſchaft geſchriebenen Partitur. In zarter frommer Sehnſucht beginnt das Preludio (F-dur), das in ſeinem erſten thematiſch-melodiſchen Fortſpinnen an Sebaſtian Bachs verklärte Art erinnert. Auf dieſe Empfindungsweiſe iſt auch der Un-

stand zurückzuführen, daß auf urkräftige dramatische Stellen, gleichsam in plötzlicher himmlischer Eingebung, größte Friedensstille folgt: so bereits im Vorspiel — welches ja in anziehendster Verarbeitung die wesentlichsten Motive des Werkes enthält — und so recht oft während der eigentlichen Action. Ja — Mascagnis musikreligiöse Weise leuchtet auch ganz offenbar aus den charakteristischen Motiven selbst hervor, womit sich für unsere Betrachtung naturgemäß eine Zusammenfassung der beiden Hauptpunkte ergiebt, die als für Mascagnis Eigenart wesentlich hingestellt wurden: sein musikreligiöses Empfinden und seine überall melodische Tonsprache. So entspricht es dem Wesen dieser ganzen Musik, daß Mascagni gewisse specifisch kirchliche Intervalle und melodische Schlußformeln in seinen Themen anwendet. Hier sei nur die besonders charakteristische Verwendung der absteigenden großen Quarte hervorgehoben, die seiner Tonsprache eine so kirchliche Weihe verleiht, daß sie nicht selten die uralte Macht des Organums — die ars organizzandi — mit dem kühnen Quarten- und Quintenspiel in die Erinnerung bringt. Natürlich zeigt sich dies am entschiedensten in den zwei Hauptpersonen der Oper, in Santuzza und Turiddu. Man befrage nur Santuzzas Romanze „Voi lo sapete, o mamma" (Als Euer Sohn einst fortzog) in G-dur, Largo, dann aus dem machtvollen Duett zwischen beiden die bereits im Präludium enthaltenen Motive im 6/8 Takt (Andante appassionato) No, no, Turiddu rimani (Nein, Turiddu, Du kannst mich nicht treulos verlassen) in As (in der Einleitung in F-dur) und dazu das ebenfalls aus dem Vorspiele bekannte, die heftigste Leidenschaft beschwichtigende Motiv zu den Worten: „La tua Santuzza piange, e t'implora" (Ach, Deine Santa, kannst du sie leiden sehen). Daß Turiddu an diesen Eigenheiten ebenfalls seinen Antheil hat, bedarf kaum noch ausdrücklicher Versicherung, weiß man's ja, daß Mascagni im höchsten Paroxysmus der Leidenschaft beide auf Grund jenes charakteristischen Motivs im 6/8 Takte durchaus unisono singen läßt. Das ist nun freilich von imposanter Wirkung, auch vom gesangstechnischen Gesichtspunkte sehr lobenswerth: allein doch nicht vom Standpunkte der dramatischen Ausdruckswahrheit. Daß sich Santuzzas zartes Bitt-Motiv in majestätischer Pracht zu heftigstem Glutverlangen steigert, das ist ebenso kunstwahr als von glücklichster Inspiration zeugend: daß aber Turiddi als ebenso leidenschaftliches Gegenbild für seine Worte rabiatester Zurückweisung keine andere Sangweise findet, als die ureigene Santuzzas, das dürfte wohl nimmer gutgeheißen werden. Wo bleibt da die Wahrheit des Ausdrucks, die Verschiedenartigkeit der Charaktere und ihrer Stimmungen?

Daß jene oben hervorgehobene Eigenheit Mascagnis, sein musikreligiöses Empfinden schon durch die Art der Melodieführung sichtbar zu machen, in demjenigen Theile seiner Tonschöpfung, welcher die eigentlich kirchliche Handlung vertritt, besonders bemerkbar wird, das versteht sich von selbst. In dieser Beziehung ist das kurze Vorspiel zum Chorgesange „Regina coeli, laetare" von großer Beredtsamkeit, wie denn diese ganze große Scene, in welcher

Doppelchöre und Santuzza handelnd eingreifen, in jeder Hinsicht grandios genannt werden muß. Wie schlicht und ergreifend zugleich erklingt das „Resurrexit, sicut dixit!“ Das sind himmlische Wendungen, die einen entzückenden Einblick in Mascagnis zart, sinnig frommes Gemüth gewähren. Daß des Künstlers Lieblingsweise (Santuzza-Motiv) in etwas veränderter Form auch in den religiösen Chören des Volkes, wie „Inneggiamo, il Signor non è morto“ (Laßt uns preisen den Herrn, der erstanden) zum Vorschein kommt, mag ebenfalls hierbei noch betont werden.

Daß Mascagnis Seele voll Gesang ist, das beweist in der Cavalleria jedes Lied, wie der gesammte recitativische Theil. Nichts von Banalität bei allem Vorherrschen des Gesanges, ja der formell abgerundeten Liederweisen. Das gilt ebenso von Santuzzas Romanze und sonstigen Elegien, wie von Alfios Fuhrmannslied, von Turiddus Siziliana und durchaus charakteristischem Trinkliede, und endlich erst recht von Lolas Liede. Lolas Lied gerade beweist wieder einmal schlagend, daß eine echte Künstlernatur, eine entschiedene Individualität sehr schwer oder gar nicht aus sich heraus kann. Mascagni wollte vielleicht Lola im Stile der Koketterie singen lassen: doch Lolas Lied athmet nichts von kokettem sirenenhaftem Wesen; vielmehr klingt aus dem Stornello di Lola „Fior di giaggiolo“ (O süße Lilie) nichts als reines, zartes, frommes Sehnen, man müßte da schon mit aller Gewalt etwas hineinlegen, was dem absoluten Geiste dieser lieblichen Tonweise mit nichten innewohnt. Auch in Lolas Liede verleugnet sich Mascagnis musikreligiöses Empfinden nicht.

II.

Ich komme jetzt zu Mascagni, dem Harmoniker. Hier bekenne ich gleich, daß ich Mascagni für den interessantesten und eigenartigsten Harmoniker halte, den die zeitgenössische Musik besitzt. So wie es Richard Wagner verstanden hat, seine mächtige Individualität in einer eigenartigen Harmonik (Modulation) zum Ausdruck zu bringen, so versteht es auch Mascagni, sein eigenartiges Empfinden durch eine adäquate Harmonik aufs Mannigfaltigste zu unterstützen. Hierbei tritt freilich Mascagni als ein ganz anderer auf, denn alle Romantiker, deren Oberhaupt Richard Wagner ist.

Der Romantiker gefällt sich bei seinem Suchen und Sehnen nach Unendlichkeit darin, jählings aus einem Tonbereiche in ein ganz entlegenes zu stürzen, — ruhelos streift er durch alle Tongefilde, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen. Einen Ton etwa gründlich auskosten, zu untersuchen, welch liebliches Eigenthum in ihm verborgen schlummert: das kommt ihm kaum in den Sinn: vielmehr eilt und springt er von Ton zu Ton, und indem er so dieses oder jenes Motiv durch eine Menge unzusammenhängender Tonwelten führt, gebiert er das, was sich dem empfänglichen Gemüthe als Unendlichkeit der Melodie darstellt.

Obwohl Mascagni auch diese Art von Modulations-Romantik würdigt und ihr hie und da Raum gewährt, so ist seine Modulation im Großen und Ganzen doch aus ganz anderem Holze geschnitzt. Denn kurz und gut: Mascagni

besitzt die Neigung und die Gabe, im Tone (=Tonart) zu verbleiben und dem einzelnen Tone seine Modulationsgeheimnisse abzulauschen. In der Cavalleria kommt die Tonart als solche wieder zu ihrem Rechte, — ferner wird eine bestimmte Tonart in immer neue Beziehungen zu ihren wirklich verwandten Tonarten gesetzt. Während also im Allgemeinen der moderne Tonkünstler seine einschneidendsten Harmonieeffekte dadurch zu erreichen sucht, daß er plötzlich aus einer Tonart in eine wildfremde springt, dabei aber stets dieselben wenigen Accordarten wiederholt, erzielt Mascagni seine frappantesten Wirkungen durch den Gebrauch selten gebrauchter Accordarten ein und derselbigen Tonart.

Bei der großen Bedeutung, welche die Cavalleria des genialen Mascagni mit Recht gewonnen hat, kann es auch dem gebildeten Laien nicht erlassen bleiben, von Mascagni's harmonischer Eigenart Kenntniß zu nehmen. Ich will daher das eben hierüber Eröffnete an mehreren Beispielen einleuchtender zu machen unternehmen.

Eine sehr häufige, durchaus leitereigene Modulation bei Mascagni ist folgende: Er bringt in einer Durtonart den tonischen Quintenaccord (Dreiklang), darauf den parallelen Mollaccord (auf der Untermediante) und darauf den Quintenaccord auf der III. Stufe der Tonart (Obermediante, ebenfalls ein Mollaccord). In F-dur also, wie es das Vorspiel enthält (6/8 Andante un poco di moto), sind es die Quintenaccorde f-a-c̄, d-f-a und a-c̄-ē in der Sextlage c-e-a. Diese Accordfolge könnte man, da sie in der Cavalleria so häufig auftritt, — vornehmlich in den Santuzza-Scenen, — diese Accordfolge könnte man also wohl das harmonische Urmotiv dieses Tonwerkes nennen.

Der Quintenaccord auf der III. Stufe einer Durtonart (in C-dur der Accord e-g-h) hat ja allerdings einen fremdartigen Charakter, weshalb auch die strenge alte Theorie seine Anwendung so ziemlich perhorrescirt: aber gerade für kirchenmusikalische Intentionen ist er wie geschaffen, weil er transcendent wirkt. Diesen in jeder Durtonart durchaus einheimischen Accord benutzt nun Mascagni in ebenso ergiebiger als selbständiger Weise, und das entspricht wieder seinem musikreligiösen Empfinden: denn durch diese Modulation mit dem schon hervorgehobenen typischen Quartenschritte in der melodieführenden Stimme erhalten seine Melodien zumeist ihre kirchliche Weihe.'

Dieselbe Anwendung des Quintenaccordes auf der III. Stufe der Durtonart (Obermediante) übt auch im vielgepriesenen Intermezzo ihre Zauberwirkung aus (a-moll, a-c̄-ē in der F-dur-Tonart) Hierin gerade wirkt diese Anwendung noch frappanter, fremdartiger für alle, denen die leitereigene Modulation in strenger Consequenz ein unleidiges Ding ist, weil sie hier in einer Kette von stufenweise abwärtsschreitenden Harmonien auftritt. Mascagni hat da in der F-dur-Tonart in unmittelbarer Folge: C-e-g, B-d- (f), a-c̄-ē, g-b-d-f und wieder a-c̄-ē von wundersamster Wirkung: und doch nur völlig leitereigene Modulation, ohne daß die festgeprägte Tonart irgendwie verlassen wird. Da darf man denn wohl mit Goethe ausrufen:

Willst Du immer weiter schweifen
Sieh', das Gute liegt so nah — (Erinnerung)

Ein Anderes. Unter den Septimenaccorden iſt offenbar der kleine*) Septimenaccord Mascagnis Favorit-Harmonie. Mit dieſem Accorde ſchlägt Mascagni ſeine grimmigſten muſikdramatiſchen Schlachten. Das ganze Cavalleria-Werk wird mit einem ſolchen Septimenaccorde im Nacheinanderklingen der Einzeltöne (g-b-d-f) eröffnet; das erſte Fortiſſimo bringt denſelben Accord unter alle Orcheſterſtimmen vertheilt, worauf unmittelbar im Pianiſſimo Santuzzas Bittgeſang erklingt. Die dreifache hochdramatiſche Steigerung im Allegro des Preludio wird wiederum mit Hilfe dieſes durch Mascagni zu ungeahnter Glorie erhobenen Accords bewirkt: erſt wieder g-b-d-f (4 Takte), dann in die Quarte transponirt c-es-g-b (4 Takte) und zum dritten Male — in die Quarte (reſp. Unterquinte) transponirt — f-as-c̄-ēs (abermals 4 Takte) worauf mit der Trugkadenz g-h-d̄ der Orgelpunkt auf G eingeleitet wird. Und im dreifachen Forte *(fff)* der Einleitung gegen Ende bewährt wieder derſelbe Septimenaccord g-b-d̄-f ſeine einſchneidende Kraft, um dann mild und immer milder voll Verſöhnung das Ende vorzubereiten. Während der Scenen ſelbſt, beſonders zwiſchen Santuzza und Turiddu, iſt dieſelbe Macht dieſes Accordes zu verſpüren. Damit gerade hat Mascagni eine erfriſchende allgemeine bedeutſame Abwechſelung bei dramatiſchen Kraftgewalten eingeführt, während ſonſt für tragiſche Schauer ſtets der verminderte Septimenaccord (z. B. fis-a-c̄-ēs) als eine Art Panacäa herhalten muß. Verſchmäht wird ja dieſes dramatiſche Kraftmittel auch von Mascagni nicht — doch es iſt von ſeinem Throne geſtürzt. Der tragiſche Ausgang, Turiddus Tod, wird aber wieder durch einen ſolchen erſchütternden kleinen Septimen-Accord c-es-g-b mit vierfachem Forte *(ffff)* beſiegelt.

Daß Mascagni auch ſonſt, wo er wirklich modulirt, das heißt einen Tonartenwechſel vollzieht, ebenſo intereſſant als eigenartig erſcheint, ſoll nur betont und bekräftigt werden, ohnedaß weitere Belege in einer nicht fachmänniſchen Zeitſchrift dargeboten werden können. Nur das ſei verſichert, daß auch hierbei Mascagni ein vortreffliches Bewußtſein von wirklicher Tonarten-Verwandtſchaft beſitzt und in dieſem frohen Bewußtſein ebenſo ſicher als ſcheinbar recht verwegen operirt. Wer das Grundprincip erkennt und beſitzt, von dem — wie auseinandergeſetzt wurde — Mascagni in ſeiner Harmonienwelt beſeelt iſt: der muß deſſen ganze Harmonik für nichts weniger als verletzend oder gar beleidigend anſehen; vielmehr muß ſie einem Solchen recht zahm und einfach erſcheinen: denn gar manche leitereigenen harmoniſchen Kraftmittel ſind von Mascagni noch gar nicht verwendet. Da liegt alſo für die Zukunft noch ein ſehr weites Feld offen. Soviel ſteht jedoch durch Mascagni feſt, daß der von ihm in muſikdramatiſcher Hinſicht eingeſchlagene Harmonieweg

*) Nach meiner Accordlehre wird ein Septimenaccord mit kleinem (Moll-) Quintenaccorde und kleiner Septime der kleine Septimenaccord genannt, z. B. g-b-d-f, weil ſowohl der ihm zu Grunde liegende Dreiklang (g-b-d) als auch die hinzutretende Septime g-f das Beiwort klein beanſpruchen.

durchaus der richtige ist; auf diesem Wege allein werden ihm und jedem weiteren Operncomponisten gewiß stets neue Lorbeeren erblühen.

III.

Ein Werk wie die Cavalleria Rusticana hat ein Recht darauf, daß ihm eine würdige, künstlerisch abgerundete Darstellung nicht nur im engeren Vaterlande bereitet werde, sondern auch überall, wo die musikalische Kunst gepflegt wird. Für alle Länder, außer Italien, kommt dabei zuerst die Textgrundlage der Composition in Betracht, also die Bearbeitung des Librettos. Die Verlagshandlung der Cavalleria für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die königliche Hof-Musikhandlung Ed. Bote und G. Bock in Berlin, hat einen Text herausgegeben, der „mit Benutzung der Uebersetzung von Oskar Berggrün für die deutschen Bühnen bearbeitet" ist. Diese deutsche Bearbeitung fordert leider zu vielerlei Tadel heraus. Bei dem großen Interesse, welches die gesammte Musikwelt der Cavalleria Rusticana entgegenbringt, erscheint es dringend geboten, daß diese altberühmte Verlagshandlung möglichst bald eine neue bessere Uebertragung des italienischen Grundtextes veranlasse, womit sie sich immer größere Verdienste um Mascagni und sein Werk erringen würde.

Gut übersetzen ist ja nicht leicht: allein dieser Uebersetzer hat es sich doch gar zu leicht gemacht. Das Metrum ist meist sehr mangelhaft; allzugroße Freiheiten werden nicht durch poetische Schönheiten aufgewogen, die Reime sind — im Vergleich zum Grundtexte — entweder ganz willkürlich behandelt oder völlig vernachlässigt. An einer Probe sollen all diese Ausstellungen des Näheren veranschaulicht werden. Ich wähle die Siziliana, welche Turiddu während des Preludio bei geschlossener Scene (a Sipario calato) singt. Ursprünglich ist die Siziliana ein Dialekt-Lied*). Das Ganze ist in zwei jambischen Strophen mit mannigfach wechselnden Reimpaaren gedichtet. Jede Strophe hat vier fünffüßige Versreihen (hyperkatalektisch). Es ist also der deutsche Sonettvers mit lediglich weiblichen Reimen.

Die Reime des Urtextes sind

cammisa, cirasa, risa, vasa; spasu, accisu, paradisu und trasu;
a b a b c d d c

*) Da das ursprüngliche Dialektlied manch einen anderen Zug als die italienische Uebersetzung enthält, setze ich es zur Kenntnißnahme hierher:

Turiddu: O Lola c'hai di latti la cammisa
si bianca e russa comu la cirasa
quannu t'affacci fai la vucca a risa
biatu pi lu primu cu ti vasa!

Utra la puorta tua la sangu e' spasu,
ma nun me mpuorta si ce muoru accisu....
e si ce muoru e vaju 'n paradisu
si nun ce tonovo a ttia mancu ce trasu,

Diejenigen der italieniſchen Ueberſetzung folgende:

spino, sole, porporino, vole; porta, n'importa, paradiso und viso.
a b a b c c d d

Die deutſche Bearbeitung hat folgende Reime, reſp. Reimſtellen:

Wangen, Lippen, nippen, Verlangen; Mal (männlich!), Qual (männlich!), dann Hölle
a b b a c c d

und Antlitz.
e (?!)

Auf Hölle fand der Bearbeiter offenbar keinen Reim mehr.
Doch man ſchaue und prüfe das Ganze nunmehr ſelbſt.

Ich ſtelle hier die italieniſche Ueberſetzung hin, dann die deutſche Bearbeitung und zum dritten die von mir ſelbſt dargebotene, um zu zeigen wie leicht und gut hier Wandel zu ſchaffen iſt:

Italieniſche Ueberſetzung des Urtextes:
(Traduzione.)

O Lola, bianca come fior di spino,
quando t'affacci tu, s'affaccia il sole;
chi t'ha baciato il labbro porporino
grazia più bella a Dio chieder non vôle.

C'è scritto sangue sopra la tua porta,
ma di restarci a me non me n'importa;
se per te mojo e vado in paradiso,
non c'entro se non vedo il tuo bel viso.

*

Deutſche Bearbeitung im Textbuche:

O Lola, roſengleich blühen Deine Wangen,
Roth wie die Kirſchen leuchten die Lippen;
Wer vom Mund Dir Küſſe darf nippen,
Trägt nach dem Paradieſe kein Verlangen.

Wohl ſteht vor Deiner Thür ein warnendes Mal,
Dennoch, ach, lieb' ich Dich zu meiner Qual;
Und ohne Zaubern eilt' ich zur Hölle,
Fänd' ich im Paradies nicht Dein holdes Antlitz.

*

Ueberſetzung des Verfaſſers:

O Lola, ach ſo weiß wie Dornenblüthe,
Wenn Du erſcheinſt, erſcheint die lichte Sonne,
Und Deiner Purpurlippen Zaubergüte
Iſt ſchön're Gnade mir als Himmelswonne.

Und blut'ge Schrift droht über Deinen Thüren,
Doch abzulaſſen kann mich nichts verführen;
Und fühlt' ich ſterbend Paradieſes Wehen,
Nicht tret' ich ein, kann ich Dein Bild nicht ſehen.

Dies eine Beispiel mag statt vieler genügen, um den Beweis zu geben, daß der italienische Cavalleria-Text nicht nur wort- und sinngetreu, sondern auch rhythmisch correct und poetisch ins geliebte Deutsch übertragen werden kann. —

Im Sommer des Jahres 1891 erwarb sich der Director des Prager Landestheaters, Herr Angelo Neumann, ein hohes Verdienst damit, daß er den Berlinern im Lessing-Theater die erste Bekanntschaft mit Mascagnis genialem Werke verschaffte. Die Oper erlebte dort eine stattliche Reihe von Aufführungen, die allgemein gelobt und gerühmt wurden, so daß Mascagnis Popularität seitdem in Berlin hoch anwuchs.

Man hätte nun vielleicht glauben sollen, daß die Begierde nach Mascagnis Cavalleria-Musik durch die zahlreichen Aufführungen im Lessing-Theater gestillt war und daß der Zudrang zur ersten Aufführung der Cavalleria Rusticana im Königlichen Opernhause zu Berlin kein besonders intensiver sein würde. Doch da mußte man das Unglaublichste erleben. Die ältesten Räthe der General-Intendantur versicherten, daß etwas Derartiges in den Annalen des Berliner Opernhauses noch nicht vorgekommen wäre. Das große Berliner Opernhaus war vor der ersten Aufführung, die Mittwoch, den 21. October 1891 stattfand, bereits fünfmal ausverkauft. Dieser Umstand mag mit als Gradmesser für den inzwischen immer mächtiger anschwellenden Ruhm Mascagnis angesehen werden.

Die Aufführung der Cavalleria Rusticana war eine ganz vorzügliche. Von einer zu großen dramatischen Wucht der Oper, von erdrückender Orchestergewalt — wovon alle Welt nach den Aufführungen im Lessingtheater erfüllt war — konnte man im Opernhause nichts verspüren. Hier kam die orchestrale Pracht, die im Großen und Ganzen wunderbare Instrumentirung erst recht zur Geltung. Der sich fort und fort entwickelnde Mascagni wird im Laufe der Zeit hinsichtlich der Orchestration hoffentlich Zweierlei beherzigen: eine zu häufige Anwendung grellster Contraste thut dem ästhetischen Eindrucke Abbruch, desgleichen ein zu üppiger Gebrauch der Posaunen, namentlich der Baßposaune, bei raschen Tonfiguren. Letzteres scheint Mascagni Verdi abgelauscht zu haben, der in seiner sonst so bedeutenden Othello-Oper vielfach mit derartigen Mitteln operirt.

Die außerordentliche Anziehungskraft, welche die Cavalleria Rusticana im Opernhause auf die Freunde der dramatischen Musik ausübt, hält noch immer an. Mascagni ist gegenwärtig der Musikheld des Tages.

Inzwischen ist der junge Meister mit einem neuen Opernwerke: „L'ami Fritz" hervorgetreten, das uns den Künstler von einer ganz neuen Seite zeigen wird. Das Werk athmet einen durch und durch idyllischen Charakter. In Rom wurde das liebliche Gebilde seines Schöpfers mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Noch im Februar wird auch Deutschland Gelegenheit erhalten, sein Votum über den „Freund Fritz" abzugeben. In Berlin wird diese Oper zuerst gegeben werden.

Aus Emanuel Geibels Studienzeit.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

Was wir bisher über Geibel als Student wissen, verdanken wir vornehmlich der leider unvollendeten Goedeke'schen Biographie des Dichters, sowie den von mir herausgegebenen „Geibel-Denkwürdigkeiten". Zumal in letzterem Buche*) bieten die Bonner Erinnerungen meines Vaters die wesentlichsten Aufschlüsse. Freilich hat die Darstellung des damaligen Lebens und Treibens in der Musenstadt am Rheine mancherlei Lücken, welche nun, wenn auch nicht vollständig, doch immerhin recht beträchtlich ausgefüllt werden sollen, ebenso interessant als authentisch. Denn es ist Emanuel Geibel selbst, der hier in Prosa und Poesie das Wort ergreift, uns erzählt von seinen Collegien und Arbeiten, Eindrücken und Empfindungen, Ansichten und Richtungen, Beziehungen und Bekanntschaften, Abwechselungen und Erholungen, bald mit ruhigem Ernst oder feurigem Pathos, bald mit launigem Frohsinn, herzlicher Harmlosigkeit, bisweilen tiefer Schwermuth: in Briefen und Gedichten, die er seinem zu Lübeck weilenden Wattenbach sandte. Dies Material, vermehrt durch neue Mittheilungen meines Vaters, sowie des Kommilitonen Moritz Sotzmann, liegt meiner Schilderung zu Grunde.

Wilhelm Wattenbach, geboren den 22. September 1819, besuchte das Lübecker Katharineum, welches der vier Jahre ältere Emanuel Geibel, geboren den 17. October 1815, im April 1835 verließ. Ersterer hatte drei

*) Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin 1886.

Schwestern, von denen Karoline an den dortigen Gymnasial-Professor Johannes Classen verheirathet war, Sophie ihn durch Geist und Kenntnisse fesselte, die dritte aber, Cäcilie, durch ihren ungemeinen Liebreiz die erste heiße Leidenschaft in ihm entzündete. Besonders sie machte sein Herz beim Abschiede schwer, so daß die Sehnsucht nach ihr mit der Entfernung wuchs. Schon in Lübeck war er es gewohnt, nachdem er Wilhelm in's Vertrauen gezogen hatte, in dessen Stammbuch Liebeslieder einzuschreiben, damit Cäcilie sie lese. Mit ihr auch in der Fremde verbunden zu bleiben, war sein Wunsch, wozu ein Briefwechsel mit dem Bruder die beste Handhabe zu bieten schien.

In dem letzten Gedichte, das Geibel beim Abgange von der Schule schrieb, heißt es über Wilhelm Wattenbach:

„Ist er auch voll krauser Grillen und voll Neckerei und Scherz,
Leicht erkennst in seinen Streichen dennoch Du das gute Herz.
Griechisch weiß er frei zu reden, wie ein Philolog von Fach,
In der edlen Kunst der Turner steht er keinem Griechen nach;
Selbst dem Pollux gleich, dem Kastor, führet er behend das Ruder,
Ja, ich möcht' ihn Kastor taufen, denn er ist Helenens Bruder."

Als derselbe den seit Anfang Mai 1835 in Bonn befindlichen Studiosus durch eine Epistel aus Lübeck erfreute, kam nachstehende, ausführliche Erwiderung:

Bonn, den 25. Mai 1835.

Der Tag ist nun vorüber, Wilhelm, und ich sitze still und allein beim Lampenschimmer auf meinem Stübchen und denke an die Heimat und an all die Menschen, die ich dort gekannt und geliebt. Was könnte ich da Besseres thun, als Dir antworten auf Deinen lieben, gestern angelangten Brief, der, wenngleich manche trübe Nachricht enthaltend, mich dennoch innig erfreut hat, wie ja jedes Wort, das aus der Ferne in meine Einsamkeit herüberklingt, mich wunderbar bewegt. Und gerade Dir muß ich heute schreiben, denn in meinem Herzen regt sich eine schöne Erinnerung an den 25. Mai des vorigen Jahres, wo ich mit Deiner Familie im Riesebusch unter den grünen Bäumen mein fröhlichstes Frühlingsfest feierte. Das Andenken an jenen Tag ist mir von jeher ein liebes gewesen; aber heute, da ich von Euch und Allen, die daran Theil nahmen, so weit entfernt bin, tritt es wie ein schönes Traumbild noch einmal vor meine Seele, und ich versenke mich gern in seinen bunten Schimmer. Da seh' ich uns in lustigem Kreise unter die Buchen gestreckt, scherzend und lachend; die Sonne glänzt durch die Bäume, der Kessel brodelt über den rothzüngelnden Flammen, und Robert der Teufel und Rahel, die ich beide nicht wohl leiden kann, raisonniren keck und wohlgemuth gegen einander los. Der Professor in seinen weißen schimmernden Beinkleidern springt frisch durch's hohe Gras, Paulus der Theologe will den Hügel hinabrennen und fällt und zappelt gar ergötzlich mit Händen und Füßen, und die Jungen des Directors mit ihren dummpfiffigen Gesichtern bringen dürren Reisig geschleppt, um das Feuer

zu nähren. Aber Cäcilie und Louise von Ahlefeld haben sich still davon geschlichen und im blühenden Grün sich ein freundliches Nest gebaut, um traulich darin zu unterreden und des erquicklichen Nachmittagsschlummers zu genießen. Und sie wollen fast böse werden, als ich sie zu frühe zum Aufbruch wecke; doch ihr Zürnen legt sich bald, und der Apotheker und ich schwatzen ihnen beim Rückwege Allerlei vor von Blau und Roth und Grün und Gott weiß, was des dummen Zeuges noch mehr. Doch wohin gerathe ich? Das ist ja Alles längst vorbei, und nur der Kranz, den Sophie mir damals gewunden, liegt in diesem Augenblicke vor mir. Schöne vergangene Zeit! Ich wollte, ich könnte sie noch einmal durchleben, ich habe Heimweh nach ihr, wie der Schweizer nach seinen Bergen, und denk' ich an sie zurück, da ist mir, als hört' ich das geheimnißvoll sehnsüchtige Alphorn erklingen, von dem Justinus Kerner singt. Und doch ist es auch hier so schön, besonders in diesen Frühlingstagen, wenn der sonnigblaue Himmel sich wolkenlos über den Rheinesufern wölbt und die blühenden Apfelbäume ihre duftenden Schneegestöber herabschütteln und aus allen Büschen und Sträuchen das Lied der Nachtigallen ertönt.

Aber die Natur muß mir auch Alles sein, und noch vermag sie dem durch liebenswürdigen Umgang Verwöhnten nicht das zu ersetzen, was er verlor. Denn die wenigen Kreise, auf die ich hier angewiesen bin, darf ich nur selten besuchen und nicht einmal immer zu reinem Genusse, da bald dieser, bald jener Umstand störend eintritt. Wenn ich aber einsam auf meiner Stube meine theologischen Schmierereien verwünschen möchte oder mich ärgere, daß ich eine Rede des Perikles im Thukydides nicht zu enträthseln vermag, da spring' ich auf und renn' hinaus nach Godesberg in die Trümmer der alten herrlichen Burg, wo das Epheu schwankt und die Luft frei durch die grauen Gemäuer zieht. Da wird mir wieder wohl, und ich sehe die Sonne blutroth untergehen in leuchtende Wolken und kehre in Mond- und Sternenschein beim Spätgeläut der freundlichen Dörfer umher in die Stadt zurück.

Das Leben und Treiben der hiesigen Studenten will mir im Allgemeinen nicht gefallen. Leere Renommisterei und unbegrenzte Genußsucht, geistige Beschränktheit und bewußte Rohheit scheinen die Grundzüge nur zu Vieler zu sein. Von wissenschaftlichem Ernste habe ich außerhalb des Kreises, in den Alexander von Campe freundlich mich einführte, nur wenige Spuren gefunden. Du weißt es selbst, daß ich weder auf der einen Seite die Freude verachte, noch auf der anderen eine allzu große Feinheit und Zierlichkeit verlange (wie Deine Schwester mir Schwarz auf Blau aufrichtigst testirt hat*), allein Excesse, wie ich sie hier schon habe ansehen müssen, haben mir doch das Blut in's Gesicht getrieben. — Campe hat unter Ernsts Einfluß sich sehr glücklich entwickelt, er ist einer der gemüthvollsten Menschen geworden,

*) D. h. schriftlich auf hellblau Papier. Emanuel Geibel gab wenig auf die kleinen Höflichkeiten und nannte sich entschuldigend selber einen „eminenten Grobian".

die ich kenne, und es läßt sich gut mit ihm leben. Ueberhaupt unterscheiden sich, wie ich schon bemerkte, Alle, die man bei ihm trifft, und mit denen er in genauer Verbindung steht, gar sehr von dem gewöhnlichen Haufen der Bonnenser Studenten. Da ist noch ein gemeinsames Streben nach dem Großen und Schönen, ein lebendiger Austausch von Ansichten und Ueberzeugungen, ein reger Sinn, der die Oberfläche durchdringend überall die tiefere Bedeutung zu erfassen sucht.

den 29. Mai.

Was doch Alles aus einem unglücklichen hergelaufenen Studiosus der Philologie*) werden kann! Sogar ein hochzuverehrender Herr Gevatter und Taufpathe. Um es unverblümt zu sagen, es ist vor kurzem vom kleinen Buch Hiob die sechste Duodezauflage erschienen, ein kleines allerliebstes Büchlein, und da selbigem zu gebührender Unterscheidung von den übrigen Hiobchen der Name meines Vaters Johannes auf's Titelblatt gedruckt werden sollte, so hatte meine Wenigkeit die Ehre, bei der Taufe dessen, nämlich meines Vaters, Stelle zu vertreten. Nach der Feierlichkeit ging es äußerst fidel zu, der Rheinwein floß in Strömen, der alte Ernst Moritz Arndt wußte eine lustige Geschichte auf die andere vorzubringen, und dem kurzen kugelrunden Bleek glänzte die Freude so hell aus den Augen, daß ich recht meine Lust daran hatte. Auch Tante Lene, die Du aus Bettinas Buch kennen gelernt haben wirst, wohnte dem Feste mit bei und lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, was ich auch nicht unterlassen werde.

Wegen Bettina habe ich hier schon mancherlei kleine Streitigkeiten und Wortwechsel gehabt, da man sie im Allgemeinen nicht recht anerkennen will. Und wenn die Leute zuletzt gegen die sprudelnde Fülle ihres Geistes, gegen die liebenswürdige Zartheit ihrer Neigung, gegen die Hoheit ihres Enthusiasmus und die Vollendung ihres Ausdrucks nichts mehr einzuwenden wissen, dann sagen sie: Ich möchte sie doch nicht zur Frau haben. Ihr guten Seelen! Bettina hat noch nie daran gedacht, euch Heirathsanträge zu machen, und schwerlich wird ihr jemals so etwas in den Sinn kommen.**) Bis dahin aber achtet sie, liebt sie, bewundert sie, und wenn euch einmal warm wird im Herzen und das innerste Geheimniß eurer Seele herausspringen will, dann versucht es, ein Werk zu schaffen, das gleich ihren Briefen den Stempel der Göttlichkeit auf der Stirne trägt. Aber ihr könnt es nicht, denn ihr habt nicht so heiß, so innig, so rein geliebt wie sie, und eben weil ihr sie nicht versteht, vermögt ihr sie nicht zu lieben, denn „Verstehen ist lieben". —

Was Classens Urtheil über Kerners Kakodämonologie betrifft (denn dies liegt offenbar der in Deinem Briefe ausgesprochenen Meinung zum Grunde), so kann ich nicht ganz mit demselben übereinstimmen. Ich glaube

*) Und, in erster Linie, der evangelischen Theologie. Siehe Amtliches Verzeichniß: Bonn, Sommer-Halbjahr 1835.

**) Ihre Ehe mit Achim von Arnim war eine durchaus glückliche gewesen und mit sieben Kindern gesegnet. Arnim starb 1831, 1832 Goethe, Bettina 1859.

auch an Kakodämonen und an ihre Gewalt, sich auf Zeiten des Menschen zu bemächtigen, wenn mir gleich die zusammengeflochtenen Kuhschwänze etwas fabelhaft vorkommen. Classen selbst nannte einst Wallenstein und Cromwell dämonische Naturen, aber was ist das anders, als eine geringere Potenz von dem, dessen Existenz Kerner darzuthun versucht? Ich will es nicht läugnen, daß er, von zu ungeregelter Phantasie und mancher nicht vollkommen begründeten Idee geführt, oft zu weit gegangen ist, aber „durchaus unwürdig" möchte ich das Buch nicht nennen.*) Dazu kommt, daß wir den in Frage stehenden Factis zu fern sind, um ein nach allen Seiten völlig richtiges Urtheil darüber fällen zu können. Willst Du einmal über dergleichen einen ergötzlichen Diskurs haben, so bringe Konrad auf dies Kapitel.

Den 30. Mai.

Und wieder ist es Abend geworden, und meine Gedanken flüchten sich aus dem buntverworrenen Getriebe hier in das stille freundliche Asyl der Heimat. Ich habe mich oft über ihre schiefen Thürme und schiefen Gesichter lustig gemacht, und doch säh' ich jetzt beide ganz gern einmal. Noch lieber aber möcht' ich auf Eurem hellbefensterten Feenschloß einen Abend mit Euch zubringen, wo über und unter dem Dache die Wolken ziehen. Ich denke mir Euer Leben da draußen, besonders nach Sonnenuntergang, recht hübsch; Euer Theekreis muß sich allerliebst ausnehmen, die helle Lampe auf dem weißbehängten Tische unter den grünen Linden. Da werdet Ihr wohl wieder aus Bettinas herrlichem Buche Euch vorlesen oder andere Goethe'sche Studien treiben, denn Goethe gehört ja einmal zu den Penaten Eures Hauses. Und mit Recht; je gründlicher und anhaltender ich mit seinen Werken mich beschäftige, desto mehr muß ich ihn achten und bewundern. Seine Schriften sind wie reichhaltige Metallgruben, immer neue Goldadern glänzen im Schacht empor, immer werthvollere Schätze leuchten dem forschenden Auge entgegen. Was mir gestern noch als ein minder gewichtiges Wort erschien, davon erkenne ich, vielleicht durch irgend einen Zufall geleitet, heute die tiefere Bedeutung. Und das Alles ist so klar, so in sich abgeschlossen, so voll edler Ruhe und besonnener Mäßigung. Ebenso geht es mir mit Shakespeare und Sophokles, die mir von Tage zu Tage fester an's Herz wachsen, und ich

*) Classen verdammte nicht das Buch an sich, sondern die Art, wie die Dämonen sich äußern. Gemeint sind „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner. Karlsruhe 1834." Darin S. 20 folg. Die Historie des Mädchens von Orlach. „Darauf fing es an, allen dreyen Kühen im Stall ihre Schwänze auf's kunstreichste zu flechten, so kunstreich, als hätte es der geschickteste Borstenmacher gethan, und dann die geflochtenen Schwänze wieder untereinander zu verknüpfen. Machte man die Flechten auseinander, so wurden sie bald wieder von unsichtbarer Hand geflochten und das mit einer solchen Geschwindigkeit, daß, wenn man sie kaum gelöst hatte und sogleich wieder in den menschenleeren Stall zurückgekehrt war, die Schwänze auch bereits wieder allen Kühen auf das kunstreichste und pünktlichste geflochten waren, und dies täglich vier bis fünfmal."

kann wohl sagen, daß diese drei Heroen mir wie freundliche Gesellschafter in meiner Einsamkeit zur Seite stehen. —

Tausend Grüße an Deine Mutter, Cäcilie und Sophie, ebenso an Classen und seine Frau, den kleinen blauäugigen Wolfgang nicht zu vergessen. Auch Niebuhr und Röse, wie meine übrigen Freunde bitte ich zu grüßen, die beiden ersteren sollen bald ausführlicher von mir hören. Und nun gute Nacht! — Verzeih' übrigens diesen charakterlosen Brief; ich habe geschrieben, wie ich gesprochen haben würde. Antworte mir bald.

Dein

Emanuel.

Vorzüglich versetzen uns diese Zeilen in die äußeren und inneren Zustände unseres Musensohnes, dessen Gedanken sich viel und gern mit der Heimat beschäftigten. Da tauchte vor allem ein verflossenen Pfingsten mit Wattenbachs nach Schwartau unternommenes Picknick wieder auf, das er auf Cäciliens Wunsch gleich damals in einer Ode („Denkwürdigkeiten" S. 21 folg.) besungen hatte, und wozu wir jetzt einen Commentar erhalten. Der Professor ist Classen, der Director Jacob, Paulus der Theologe vielleicht der orthodoxgläubige Oberappellationsrath Pauli, der Apotheker muthmaßlich Provisor Menge, ein wunderbarer Christ, witzig und originell wie Emanuels Bruder Konrad, der Organist und Componist; wer Robert der Teufel und Rahel konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nicht nur des schönen Sonntags im Riesebusch erinnert er sich lebhaft, auch der Gemüth und Geist anregenden Theeabende bei Wattenbachs, welche Winters in der Beckergrube, Sommers im Gartenhause hinter der Lorenzkirche vor dem Holstenthore wohnten. Hin zu ihnen sehnt er sich, ungeachtet der schiefen Thürme von St. Marien und vom Dom, die übrigens neuerdings mit Müh' und Noth gerade gemacht sind. Er läßt sich berichten über ihre Lectüre und giebt seine Ansichten kund. Auch ihn interessirt Justinus Kerner als Dichter und Geisterseher, den er später in Weinsberg aufsuchte; auch ihn fesselt „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" in höchstem Maße. Es freut ihn, die Bekanntschaft einer Persönlichkeit aus Bettinas eben erschienenem Buche*) zu machen: des Philosophen Jacobi dreiundachtzigjähriger Schwester Helene, von der Nicolovius sagt, sie habe die Tage ihres Bruders verschönert, ihm die Ruhe und Erhebung erhalten, deren er zum Schaffen seiner unsterblichen Werke bedurfte, und vielfach gegeben und empfangen in großem geistigen Verkehr. „Tante Lena" war aus Düsseldorf nach Bonn gereist zur Kindtaufe bei dem zeitigen Dekan der evangelisch-theologischen Facultät, Consistorialrath und Professor Friedrich Bleek. Dieser, Holsteiner von Geburt, ein alter Freund

*) Zweiter Theil, S. 2, 10, 76 folg. und 97. Die hier humoristisch geschilderte Matrone starb am 9. Juli 1837.

von Pastor Johannes Geibel, auf dem Gebiete der biblischen Geschichte und Exegese ausgezeichnet, namentlich durch sein Hauptwerk über den Hebräerbrief, lebte in glücklicher Ehe mit Auguste Sethe; bei dem sechsten Sprößling vertrat Emanuel für seinen Vater Pathenstelle. Bettina von Arnim begegnete er zwei Semester darauf in Berlin; sie sollte auf seine Zukunft einen wichtigen Einfluß ausüben. Doch bei aller Sympathie für ihre ganz eigenartige Erscheinung urtheilte er über ihre Publikation, die er jetzt noch, völlig bezaubert, als baare Münze hinnimmt, nachmals nüchterner und kritischer, wie z. B. aus folgenden Zeilen an Cäcilie vom 3. November 1871 erhellt: „Wir lasen die neu erschienenen Briefe der ‚Frau Rath', deren köstliche Frische und gesunder Humor auch Ihnen zusagen würde. Aus diesen ursprünglichen Blättern muß man Goethes Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettinas vielfach mit willkürlicher Zuthat versetzten Berichten." Mehr noch als jene Ausgabe von Keil würden ihn die kürzlich von Suphan veröffentlichten Briefe der Frau ‚Aja' an ihren Sohn und seine Familie entzückt haben. Die schwärmerische Verehrung für Goethe, welche in dem Wattenbach'schen Kreise damals so weit ging, daß Classen*) seinen auf den Namen August getauften Sohn stets Wolfgang rief, theilte schon der junge Geibel vollständig, und er verharrte zeitlebens in schöner Würdigung des einzigen Genius; eine Blüthenlese aus Geibels Briefen alter und neuer Zeit ergäbe über Goethe manche feinsinnige ästhetische Bemerkung.

Das studentische Leben lockte ihn Anfangs gar nicht, und es war ihm sehr einsam zu Muthe. Doch bald trat er in näheren Verkehr mit drei jungen Juristen, die gleichzeitig mit ihm an die rheinische Universität gekommen waren: Moritz und Julius Sotzmann aus Berlin und Moritz Koppe aus Wollup. Namentlich der erste der zwei Brüder, eine leidenschaftliche, zur Melancholie neigende, dichterisch begabte Natur, ein begeisterter Verehrer Lord Byrons, fühlte sich zu Geibel hingezogen, den er seltsamerweise beständig „Viktor" statt Emanuel nennt. „Am meisten gefällt mir," schrieb er seinen Eltern am 6. Mai 1835, „ein junger Mensch aus Lübeck; ich lernte ihn ganz zufällig kennen; am ersten Abend, wo wir bei Freunden waren, saßen

*) Johannes Classen bekundete sein lebhaftes Interesse für Goethe bei jeder Gelegenheit; u. A. rührt der zu der am 28. August 1849 im Lübecker Katharineum stattgehabten Goethefeier gesprochene Epilog von ihm her. Seine Schilderung von Goethes Dichten und Denken schließt mit den Versen:

Er hat den Saamen nicht umsonst gestreut:
Was alle deutschen Herzen heiß ersehnen,
Daß sich des Vaterlandes Ruhm erneut,
Es wird, es muß vereinter Kraft gelingen,
Wenn wir in Goethes Sinne vorwärts dringen.

Dem verehrten Manne war es nicht mehr vergönnt, vorliegende Erinnerungen aus der Studienzeit seines Schülers Geibel kennen zu lernen; er starb am 31. August 1891 im 86. Lebensjahre zu Hamburg.

wir uns kalt einander gegenüber und sprachen kein Wort zusammen, schlossen aber den Tag darauf die innigste Freundschaft. Es ist ganz merkwürdig, wie man oft zusammengeräth, und was Einen an den Anderen fesselt. Fast ohne vorher ein Wort gesprochen zu haben, auf das bloße äußere Ansehen sind wir Freunde geworden, und nun wir uns gegenseitig ausgesprochen, stimmt auch unser Inneres ganz zusammen, und wir mußten die besten Freunde werden." *)

Beide machten Pfingsten, keiner von der Absicht des Anderen unterrichtet, eine Rheinfahrt nach Köln. Auf dem Dampfschiffe spielte sich eine ergötzliche Scene zwischen einem alten schläfrigen Herrn und einem lesenden Engländer ab, die Sotzmann mit Humor in seinem Tagebuche schildert; dann heißt es weiter: „Unser Lachen verursachte, daß eine Dame sich umdrehte, die mir bisher den Rücken zugekehrt hatte, und meine Aufmerksamkeit von dem Alten ab auf sich zog. ‚Welche wunderbare Aehnlichkeit!' sagte ich und glaubte für mich gesprochen zu haben, aber eine andere Stimme flüsterte mir in's Ohr: ‚mit der schönen Julia'. Erstaunt wandte ich mich um und sah in die schwärmerischen Züge meines Freundes, des Dichters, der nachmals unter dem Namen ‚Säugethier'**) eine Celebrität geworden ist. ‚Schon seit

*) Moritz und Julius Sotzmann, Söhne des Geheimen Ober-Finanzraths Sotzmann, waren 1814 bezw. 1816 geboren und im Aeußeren wie von Charakter ganz verschieden: Moritz brünett, von dunklem Teint, so daß er oft für einen Ausländer gehalten wurde, war durch und durch Idealist; er beklagte seine Weichherzigkeit, das Fehlschlagen seiner Pläne, seine zerronnenen Entschlüsse, verzweifelte an sich und der Welt, und eine solche Stimmung entlockte ihm auch das Geständniß in einem Briefe an seine Eltern aus Bonn, daß Geibel doch lange der Freund nicht wäre, den er in ihm zu finden gehofft, nachdem er ihn zuvor als einen vernünftigen, klugen, geduldigen Menschen, der zu allem herhalten muß, der nichts übel nimmt und zu den wenigen Leuten gehört, mit denen man sich niemals entzweien kann, geschildert hatte. Julius, blond und von frischer Gesichtsfarbe, war besonnen und Maß haltend, stets die Cautelen des Kopfes und Herzens bewahrend; seine Lehrer hatten ihm horror mathematicus zum Vorwurf gemacht. „Meine Freunde, gleichfalls Juristen," schrieb er aus Bonn seinem Vater, „sind mir auch darin von Nutzen, daß sie mich manchmal auf Naturwissenschaften und Mathematik hinweisen, die sie mit mehr Eifer und Erfolg als ich getrieben haben; ein anderer Freund, ein Philologe aus Lübeck, könnte, wenn es anders nöthig wäre, als Gegengewicht dienen, im Fall ich mich zu sehr auf die Seite der Mathematik neigen sollte, denn er kennt und achtet sie nicht, er ist Poet." Das stimmt, denn als ich Geibel gegenüber einmal klagte, wie mein schönes Abiturientenzeugniß durch die Censur „befriedigend" für Mathematik geschändet sei, tröstete er mich: ihm sei's noch viel schlimmer ergangen, Mathematik sei ihm immer unbegreiflich gewesen und geblieben. — Die beiden „Sotzmänner" starben frühzeitig in Berlin, Moritz als Gerichtsassessor 1853, Julius als Referendar schon 1843. Ein jüngerer Bruder derselben, Friedrich, welcher als Oberförster a. D. in Charlottenburg lebt, hat die Erinnerungen an Geibel mir anvertraut; er ist es auch, welcher demnächst eine ältere Publikation seines Vaters, die unserem Dichter als Vorlage zu seinem „Meister Andrea" diente, und von der weiter unten die Rede sein wird, mit einer dramaturgischen Einleitung neu herauszugeben beabsichtigt.

**) Ueber die amüsante Vorgeschichte dieses Spitznamens vergl. meine „Geibel-Denkwürdigkeiten". S. 36 folg.

einer Stunde beobachte ich sie', fuhr er fort, ehe ich ihm meine Verwunderung, ihn hier zu finden, auszudrücken vermochte; ‚dieselben herausfordernden feurigen Augen, derselbe üppige und reizende Leib, man möchte toll werden, je länger man sie betrachtet. Was mag sie nur auf das vor ihr liegende sanft geröthete Papier schreiben?' — ‚Vielleicht', erwiderte ich ihm, ‚eines Deiner Gedichte, vielleicht gerade das, welches Du an die schöne Julia mit den Worten gerichtet:

Du hast mir viel Unruh' gestiftet,
Mich endlich in's Elend gestürzt,
Du hast mir mein Leben vergiftet
Und meine Tage verkürzt.'

Während wir uns beiderseits noch in allerhand Conjecturen über die schöne Unbekannte erschöpften, schallte die Glocke, und das Dampfschiff landete. Ich warf der schönen Dame einen letzten Blick zu. Auch sie hatte zufällig ihre großen schwarzen Augen auf mich gerichtet, als sie aber merkte, wie ich sie betrachtete, wandte sie ihr Gesicht ab, und ich sah nur noch eine ihrer schwarzen Locken und die Spitzen des Haarbandes unter ihrem Hute hervorgucken. Langsam und nachdenklich schritt ich über ein schmales Brett, das vom Dampfschiff nach dem Ufer führte, drängte mich durch die gaffende Menge der Neugierigen, und als ich mich nun erst nach meinem Freunde, dem Dichter, umschaute, befand ich mich in einer engen Straße Kölns allein."

Heimatlich berührte unseren Geibel der Umgang mit Alexander von Campe, einem Freunde von Ernst Curtius und Mitschüler vom Lübecker Gymnasium. Mit ihm konnte er nach Herzenslust über die alte Hansestadt reden, wodurch sich freilich seine Sehnsucht dahin bald derartig steigerte, daß den kerngesunden Jüngling ein heftiges Fieber befiel. Was ärztliche Kunst nicht zu Wege brachte, bewirkte sofort ein Schreiben von Wilhelm Wattenbach: Heilung von körperlichem Heimweh, denn darin bestand seine Krankheit.

Im Juli 1835 beantwortete er des Freundes erfrischende Zeilen von der Ostsee also:

Vielen Dank, lieber Wilhelm, für Deinen ausführlichen Brief, der mir unaussprechlich viel Freude gemacht hat. Ich sah mich da einmal recht zurückversetzt in die alte Zeit, und die alte Zeit war so schön. Lachswehr — Riesebuch — Schulfest — Waisenkinder- und Schützentage! Welche Masse von Erinnerungen drängt sich auf diese Punkte zurück, und von wie verschiedener Art sind diese Erinnerungen! Bald wirbeln sie in buntlustigem Schwarm an mir vorüber, wie eine Schaar trunkener Harlekine, bald ziehen sie ernst und still, wie ein Festzug zur Kirche, bald wehen sie leise grüßend vorbei, wie Waldhornklänge durch sonniges Blättergrün. Aber schön sind sie immer, und mein liebster Trost in so weiter Ferne. —

Wie beneid' ich Euch jetzt, Ihr Glücklichen, die Ihr in diesen schwülen

Sommertagen den frischen Meeresduft*) athmen dürft und Euch hineinstürzen könnt in die grüne wogende See! O könnt' ich auch einmal wieder beim Wellengeräusch auf dem Bollwerk stehen und hinüberschauen zum fernen Horizont, der auf den dunklen Fluthen zu ruhen scheint, oder könnt' ich die Dämmerung herabsinken sehen am Strande, die Alles in duftiges Blau zerrinnen läßt und selbst die Seele auflöst, daß sie verschwimmt in seligen Halbtraum!

Ich habe in dieser Zeit schlimme Tage gehabt. Dreimal vierundzwanzig Stunden lag ich bei der brennenden Hitze unter den furchtbarsten Kopfschmerzen im Fieber, ohne Schlaf, ja ohne Gedanken nur in dumpfer Empfindung des ununterbrochenen Schmerzes. Da erhielt ich Deinen Brief, und viele andere, und die Freude darüber führte eine rasche Besserung herbei. Jetzt darf ich in den kühleren Stunden schon wieder ausgehen, wenngleich der Besuch der Collegia und anhaltendes Arbeiten mir noch untersagt ist.

Dein Urtheil über Hugo P..... scheint mir ganz richtig. Er ist gewiß ein herzensguter Junge, aber theils eine angeborene Sucht zu genießen, theils der jugendliche Trieb, vor der Welt sich zu machen, führen ihn zu manchem Verkehrten. Dazu kommt, daß er gar keine Grundsätze und gar keine Religion hat. Unselbstständig wegen dieses Mangels hat er sich immer von denen, die ein augenblickliches Uebergewicht über ihn ausübten, leiten lassen und sich ihnen nachgebildet. Und gerade W...., den ich an und für sich gar nicht verwerfen will, mußte für Hugo der gefährlichste Gesellschafter sein. Von ihm lernte er die vornehm gehaltlosen Phrasen der heimisch-französischen Schule und bildete sich ein, eine Art von Lebensphilosophie zu haben und nach einem System zu handeln, während er doch nur dem eigensüchtigen Begehren nach Genuß gehorchte. Ich hoffe viel von Niebuhrs Einfluß auf ihn. Es wäre Schade, wenn er ganz verloren ginge, denn er ist ursprünglich eine edle Seele und ein tiefes treues Gemüth.

Sehr viel Freude hat es mir gemacht, daß endlich Cäcilie und Mary Ganslandt**) sich einander näher gekommen sind. Wenn sie sich recht kennen lernen, so bin ich fest überzeugt, daß sie wahre Freundinnen werden. Marie gehört zu jenen schönen Charakteren, die sich zwar selten und Wenigen aufschließen, wenn sie dies aber einmal gethan, einen ganzen Himmel offenbaren. Sie scherzt und lacht gern und schließt sich niemals aus von kindlicher Freude und ungezwungener Heiterkeit; aber ihr Gemüth ist wunderbar tief, ernst, innig und treu.

---

*) Wattenbachs waren nach dem Bade Travemünde gezogen, das, ähnlich wie Schwartau, Geibels gepriesener Lieblingsaufenthalt für den Sommer oft gewesen ist; Wasser und Wald zogen ihn gleich sehr an. Auch die freundliche Gartenwirthschaft, Lachswehr an der Trave, besuchte er gern.

**) Geibels Cousine, die er neben Cäcilie in seinen Jugendliedern besungen hat, bisweilen Beider Gestalten miteinander vermischend. Sie ist vor einigen Jahren hochbetagt in Lübeck verstorben.

Daß Du den Jean Paul nicht verdauen kannst, begreife ich sehr wohl. So schön und hinreißend manche seiner erhabenen Stellen sind, so spaßhaft-treu er die verschiedenen Situationen des häuslichen Stilllebens auszumalen versteht, so tritt doch geradezu bald Nebelhaftigkeit der Gestalten, bald wirkliche Verschrobenheit hervor, und auf dem Knüppeldamm seiner Einschachtelungsperioden kann man, wie zwischen Hamburg und Lübeck, mit leichter Mühe den Hals brechen. Ayesha, das Mädchen von Cars, ist nicht übel*). Durch lebendige Darstellung und orientalische Färbung hat es mir ganz wohl gefallen (besonders die Stelle des Lanzenschwingerfestes von Türken und Kurden), aber Lord Osmond ist ein langweiliger Schafskopf und kein Held.

Wenn Du die See in Kurzem siehst, so grüße sie bestens von mir. Jedenfalls aber grüße Deine Mutter von mir, ebenso Cäcile, Sophie und Claffens mit Wolfgang. Auch Plessens, Campe**) und was sonst auf der Schule mich kennt. — Der Himmel segne Deine ebräischen Studien! Nochmals lebe wohl.

Dein

Schreibe bald wieder! Emanuel.

Wattenbach erfüllte diesen Wunsch umgehend am 23. Juli, und der völlig genesene Geibel zögerte nicht mit seiner Erwiderung; ihm war es ein Bedürfniß, mit dem Freunde in lebendigem Gedankenaustausch zu bleiben. So plauderte er, in der ersten August-Woche, frisch von der Leber weg, nach einer novellistisch gefärbten Einleitung, von seinem Ergehen, von der Idee eines realistischen Römerdramas, von der Hoffnung auf ein großdeutsches Kaiserreich: Proveniant medii sic mihi saepe dies!

Es war ein freundlicher Sonntagsmittag, die Sommersonne schien hell und warm vom tiefblauen Himmel auf die blanken Dächer vor meinem offenen Fenster, und ich selbst lag in süßem Gefühle der vollkommen wiedergewonnenen Gesundheitsfrische auf meinem Sopha und schaute in die blauen Dampfsäulen, die ich in seliger Zufriedenheit aus dem behaglichen Rohre vor mich hinblies. Die dichten Wolken quirlten auseinander und trieben im luftigen Wirbel hieher und dorthin, und die willig freigelassenen Gedanken wiegten sich auf ihnen fort nach den verschiedensten Richtungen. Hundert bunte Bilder der Vergangenheit, hundert Träume und Luftschlösser für die Zukunft zogen grüßend an mir vorüber, aber alle waren heller und freudiger Art, so daß mir bald gar rosenfarb zu Sinn ward. Da empfing ich Deinen rosenfarbenen Brief, in dem auch so ein Stückchen sonniger Sommerhimmel eingeschlossen war; er paßte vortrefflich in meine Stimmung, und gern durchzog ich im Geiste mit Dir noch einmal das lebendige Hamburg und die grün-

*) Verfasser ist James Morier. Geibel las den englischen Roman in deutscher Uebersetzung, die gerade erschienen war.

**) Der jüngere, Karl, ein Bruder seines Kommilitonen Alexander.

schattige Palmaille, gern fuhr ich mit Dir hinaus zur brandenden Nordsee und warf einen Gruß in das lustige Geräusch der weißhäuptigen Wellen.

Aber nicht blos an jenem Mittage war es mir wohl und froh ums Herz, überhaupt ist seit meiner Genesung der Frühlingshauch jugendlicher Heiterkeit wieder über mich gekommen. Einige Mediziner unter meinen Bekannten behaupten, meine ganze Krankheit sei hauptsächlich ein körperliches Heimweh gewesen, und ich glaube selbst, daß sie Recht haben. Nun ist, Gott sei Dank, diese ungesunde Stimmung überwunden. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß ich mich nicht mehr in die freundlich vertraulichen Kreise der Heimat zurücksehnte, aber jenes überspannte Verlangen, das, in den Reiz der Vergangenheit versunken, den Genuß der Gegenwart kaum anerkennen mochte, jener Rausch des Schmerzes, jene leidende Gefühlsschwelgerei sind von mir gewichen, und nüchtern vermag ich mit klaren Augen um mich zu schauen. Selbst die poetische Ader, die ich schon versiegt und ausgetrocknet glaubte, ist mir wieder gesprungen. Von allen Seiten drängen sich mir neue Ideen entgegen, so daß ich vor lauter Entwürfen kaum zur Ausführung des Einzelnen zu kommen vermag.

Einen ganz eigenthümlichen Genuß gewährt mir jetzt das Studium des Lukretius. Mit steigender Freude lerne ich in ihm den größten Dichter der Römer bewundern. Wenngleich der Stoff, dem er sich in überschwänglicher Begeisterung hingiebt, für das Gedicht unglücklich gewählt erscheint, so entfaltet er doch in der Ausführung eine solche Fülle der Phantasie, einen solchen Reichthum neuer Bilder, einen solchen Ueberfluß natürlicher Kraft, daß sich der künstliche, ängstlich gefeilte Virgil neben ihm ausnimmt, wie sich etwa ein geschnürter Berliner Lieutenant neben der eisernen Riesengestalt eines Götz ausnehmen würde. Ja, was noch mehr ist, selbst in sein System weiß er den Leser auf gewisse Weise mithineinzuziehen, und je inniger man mit ihm vertraut wird, desto fester verwickelt man sich in das zauberhafte Goldnetz seiner Ideen. Dabei ist sein Vers, wo er nicht eben philosophische Gegenstände ruhig auseinandersetzt, eigenthümlich, unnachahmlich, hinreißend. Das ist nicht der schön sich wiegende Rhythmus des Virgilischen Hexameters, nicht die tanzende Leichtigkeit der Ovidischen Worte, — sondern wir hören die Kataraften des Nils donnern und dazwischen aus den Pyramiden schmetternden Erzklang von Cymbeln und Posaunen. Er müßte sich herrlich zum Helden einer Tragödie gestalten lassen, dieser götterleugnende Lord Byron des Alterthums. Die dämonische Gluth, die in seinen Adern kocht, der unbegrenzte Enthusiasmus, mit dem er Epikurs Lehre verherrlicht, dazu sein Wahnsinn, sein dunkles Ende, veranlaßt durch magischen Liebestrank, den verschmähte Neigung ihm reicht; ihm gegenüber der kecke lebenslustige Catull und der ruhig edle Memmius — welch reicher Stoff! Eine schauerlich erhabene Scene müßte es sein, wenn er in düsterer Geisteszerrüttung um die Stunde der Mitternacht in den Tempel dringt, die Marmorsäulen der Götter zu zerstören; dort findet er an den Stufen des Altares die Unglückliche, die ihm den be-

zauberten Becher mischte, sie will ihn zurückhalten vom frevelnden Werke, aber ein Schlag seiner Keule streckt sie zu Boden, über sie stürzen die zerschmetterten Bilder der Olympier, und auf den Trümmern triumphirt der rasende Sänger. — Doch genug davon! Möge der großartige Vorwurf einen Dichter finden, der seiner würdig; mir ist er zu gewaltig.

Am 6. September, dem Anfangstage unserer Herbstferien, gedenke ich mich auf die Wanderschaft zu machen; wohin? weiß ich selbst noch nicht, jedenfalls aber südwärts. Vielleicht nur nach Frankfurt und Hanau, vielleicht auch weiter hinauf ins schöne Schwabenland, je nachdem Zeit, Geld und Gelegenheit es zulassen. Das letztere ist mein heißester Wunsch. Da wollte ich schwärmen von alter schöner Zeit, die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel der Staufen, und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen — blutroth in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. O, es muß köstlich sein, zu wandeln in einem Lande, wo das Geflüster der Bäume, das Murmeln der Quellen von Sagen und Minneliedern rauscht, wo jeder Trümmerhaufe uns feierlich anklingt, wie eine Memnonssäule. — Doch was rede ich so zu Dir? Du kennst ja nicht jene Sehnsucht nach der großen Einheit und vereinten Größe des Vaterlandes und kannst Dich höchstens für Friedrich Wilhelm begeistern, den guten König, dem seine weißbierbetrunkenen Berliner vor kurzem die Fenster eingeworfen. Glaube darum nicht, daß ich etwas gegen Preußen habe und noch weniger gegen seinen Regenten; es steht großartig da als gewaffnete Macht, und wenn seine Kanonen donnern, so zittert der Horizont von ganz Europa. Aber seine starre Absonderung von Süddeutschland, sein immer engeres Anschließen an Rußland, jenen Sitz der übertünchten nordischen Barbarei, das ist es, was mir nicht gefällt. Je höher Preußen steigt, desto weniger ist an eine Wiedervereinigung des gesammten deutschen Volkes unter ein kaiserliches Haupt zu denken; ach, und mein Herz reißt sich so ungern los von dem schönen Traum eines großmächtigen glorreichen Gesammtreiches. Alter Barbarossa! Wann wird der Adler die Raben vom Gipfel des Kyffhäusers verscheuchen, daß Du wiederkehrest?!*)

*) Der Abschnitt „Zeitstimmen" in „Heroldsrufe" enthält „Ein Gedenkblatt" überschriebene Verse, die des Dichters nationale Gesinnung besonders schön ausdrücken:

Keinen Hüter fand
Das uralt heil'ge Kleinod unsres Volks.
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt,
Verschloß sich plötzlich, und zu Boden fiel
Des Reiches Apfel . . . O, wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder!

In Bezug auf Preußens Führerschaft sprach sich Geibel dagegen später, in reiferem Alter, enthusiastisch und offen in Wort und Schrift für die glorreiche Er-

Ich habe mich in eine ganz elegische Stimmung hineingeschrieben; Du mußt verzeihen, daß ich mich in meinen Briefen so gehen lasse. Sie sollen ja auch nur ein Ersatz sein für das Gespräch, und im Gespräch hast Du gewiß schon Aehnliches an mir erfahren, wenn Du des Dienstags Abends bei mir saßest am Ofen im Lampenschein. Das waren liebe Stunden, und noch immer denk' ich ihrer mit Freuden.

Doch nun gute Nacht. Grüße die Deinen herzlich, wie meine Freunde und Bekannten und behalte mich lieb!

Dein

Emanuel.

Der sehnsüchtigen Klage nach Kaiser und Reich hat der Dichter häufig Ausdruck gegeben. Schon als Schüler hatte er ein deutsch-patriotisches Gedicht verfaßt, am Rhein entstand damals und später manch schwungvolles Lied zu Gunsten des Einheitsgedankens. Wenn der Hanseat als Jüngling auch noch nichts von der Mission Preußens wissen wollte, als erwachsener Mann dachte er darüber anders, und aus ehrlicher Ueberzeugung. Meine „Geibel-Denkwürdigkeiten" haben das aktenmäßige Material aus dem Geheimen Civilkabinet des deutschen Kaisers und Königs von Preußen bereits gebracht. Wer erinnert sich nicht der berühmten Begrüßungsverse „Vom Fels zum Meer", gerichtet 1868 an König Wilhelm in Vorahnung der nahen historischen Entwickelung; wen haben nicht die „Heroldsrufe" begeistert? Sie bezeichnen Geibels nationale politische Richtung. Charakteristischer aber hat er sich wohl nie geäußert als bei der Nachricht, das Frankfurter Parlament werde dem König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten. Der bekannte Hamburger Dr. Heinrich Schleiden, bei dem Emanuel 1849 als Gast weilte, traf ihn gerade beim Anziehen eines frischen Hemdes; in solcher Situation rief Geibel, sich entschuldigend, aus: „Hurrah, Germania zieht auch jetzt ein neues Hemd an!"

Dieser Excurs schien mir nöthig zur Beleuchtung obiger Briefstelle. Die damals geplante Reise ins Schwabenland und zu den geschichtlichen Stätten der Hohenstaufen und Hohenzollern unterblieb vorläufig; es fand aber der Ausflug statt nach Frankfurt und Hanau. Bei seiner Rückkunft nach Bonn am 30. Oktober 1835 sah er sich angenehm überrascht durch die Anwesenheit zweier Abiturienten vom Lübecker Gymnasium, die der Jurisprudenz sich widmeten: nämlich von Markus Niebuhr, dem Sohne des römischen Histo-

---

hebung Preußens und dessen Vortritt in Deutschland aus; er kämpfte als der hervorragendste deutsche Lyriker seit Jahren für die preußische Sache. Umgekehrt war damals der politische Standpunkt seines Freundes Viktor Aimé Huber. Während dieser schon 1831 kein Hehl daraus machte, was er von Preußen für die Zukunft erwarte, ja Preußen als das Herz und Banner von Deutschland bezeichnete, war, als 1849 der König von Preußen in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt wurde und die Deputation in Berlin erschien, gerade er derjenige, welcher am lebhaftesten die Ablehnung der gebotenen Krone forderte.

rikers, und von Theodor Gaedertz, meinem Vater. Zur Nachfeier des 6. Novembers, Cäciliens Geburtstages, veranstalteten die drei Freunde eine Ausfahrt, von der Geibel an Wilhelm Wattenbach folgende ergötzliche Schilderung gelangen ließ:

Draußen wirbelt der Schnee und legt in bedächtigen Flocken
Sich um Giebel und Dach. Ich aber beim wärmenden Kaffee
Vor mich blasend den Dampf der vortrefflichen Bremer Cigarre
Fühle mich wohl und behaglich; und wie ich die Wolken versende,
Fügt sich das Wort mir von selbst zum hexametrischen Rhythmus.

Glückliches Leben in Bonn, seit Niebuhr wiederum hier ist;
Seit sein off'nes Gemüth, sein herzensvertraulicher Umgang
Mir so Manches gewährt, was in der vergangenen Zeit ich
Schmerzlich vermißt. Wir sehen uns oft, und wöchentlich mehrmals
Suchen wir Abends uns heim, wenn des Tags Arbeiten gethan sind,
So am sechsten November, wo wir Cäcilens Geburtsfest
Mit altrheinischem Wein und gepellten Kartoffeln begingen.

Aber am folgenden Tag, bei sonnigem Wetter des Morgens
Fuhren zum Thor wir hinaus, wir drei Lübecker Genossen:
Niebuhr war auf dem Bock in braunem kattunenem Schlafrock,
Auf dem Haupte die Mütze, von welcher ich immer noch glaube,
Daß er einem Matrosen sie stahl; wir Andern in weite
Mäntel gehüllt. Hoch keuchte der Gaul, und zu richtiger Zeit noch
Langten wir in Godesberg an im geräumigen Gasthof.
Dort frühstückten wir gut und beschauten des Siebengebirges
Sonnenbeleuchtete Höhn, die schon rothbräunlich im Herbstschmuck
Niedersahn in den Rhein. Da wir wieder die Droschke bestiegen,
Kam dem ermuthigten Gaedertz der höchst unsinnige Einfall,
Hoch auf den Bock sich zu setzen zur Leitung des störrischen Gaules.
Leider bemerkten wir bald an des Wagens bedenklichem Schwanken,
Wie er des Fahrens durchaus unkundig*), und sprangen deswegen
Rasch aus dem Wagen herab, und nimmer gereute der Sprung uns.
Denn bei der Krümmung des Wegs stieß mächtig ein Rad an's Gestein, das
Seitwärts lag, und es warf prachtvoll das Gespann in den Dreck um.

Als wir mit einiger Mühe die nicht beschädigte Droschke
Wieder zum Stehen gebracht, fuhr Niebuhr weiter, und bald schon
Langten in Mehlem wir an, das dicht an den Fluthen des Rheins liegt.
Dort entstiegen auf's Neu wir dem Fuhrwerk, ließen im Kahne
Ueber den Rhein uns schaukeln und eilten sodann in das Städtchen
Königswinter, in dem wir zu Mittag aßen. Nach Tische
Als wir am Ufer des Stroms hinschlenderten, manches erzählend,

*) Wie ebenfalls Geibel, während Niebuhr mit Pferden umzugehen wußte, da er sein Freiwilligenjahr als Ulan diente. Damals standen in Bonn noch nicht Husaren.

Die Folge war übrigens, daß sowohl Geibel als auch mein Vater Reitstunden nahmen. Ersterem, dem bisher nur mit dem Pegasus vertrauten Poeten, kam dies später sehr zu Statten, da ihm, als Prinzenerzieher in Athen, ein edles Roß zur freien Verfügung gestellt wurde; in Gedichten und Briefen hat er davon gesungen und gesagt.

Saul's urplötzlich auf uns, wie echtkirgisische Tollheit,
Daß wir sprangen und hüpften und sangen: Kaputze Tomite! —
Bald darauf ging es nach Haus, und wir langten glücklich in Bonn an.
— — — — — — — — — — — — — —

Bringe den Deinen den herzlichsten Gruß. Und mag es Sophien
Nimmer erzürnen, daß wieder in reiferer Stufe des Alters
Wir die vergangene Tollheit erneut. So kurz ist die Jugend
Und die kindische Freude so süß. Drum fort mit den Sorgen!
Laßt uns heute sie brechen, die sonnigen Rosen des Lebens,
Morgen durchkreuzen vielleicht auf zerbrechlicher Barke das Meer wir.

Einer Erklärung bedarf „die echtkirgisische Tollheit: das Springen und Singen: Kaputze Tomite". Bereits auf der Schule hatten die Kameraden einen sogenannten Kirgisen-Kreis gebildet, in Kirgisengewand gehüllt allerlei Scherz getrieben, sich eine kirgisische Geheimsprache mit der Begrüßung Köke mongöl und Pakelun geschaffen, die jedem Uneingeweihten unverständlich blieb. Der oben erwähnte Apotheker Menge, welcher behauptete, das Land der Kirgisen bereist zu haben und ihre Sprache zu kennen, sowie der nicht minder originelle Konrad Geibel waren die eigentlichen Urheber der lustigen Gesellschaft. Die alte Lübecker Gymnasiasten-Vergnügung wurde nun in Bonn zu neuem Leben erweckt. Meinem Vater verdanke ich darüber nachstehende Mittheilungen: „Die Seele und der Ursprung aller dieser Narretheien und Späße ist Emanuels Bruder. Von ihm stammt z. B. das noch in meinen alten Tagen unvergessene Kirgisenlied, welches nach der bekannten Melodie aus der Marktscene der Stummen von Portici mit vielen Gesticulationen gesungen wurde:

Äiron toki mala
kuni kumis raika tuscha,
Idschimi bumschi kackker
brüd kadmatsch sara satsch biri binka.*)

*) Da es mich reizte, in Erfahrung zu bringen, ob die Sprache wirklich kirgisisch oder nur eine Erfindung Geibels und seiner Genossen sei, wandte ich mich an das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, dessen Director Geh. Reg. Rath Prof. Sachau mich an den Kaiserlich russischen Staatsrath Dr. Radloff, Mitglied der Akademie in St. Petersburg, empfahl. Dieser gelehrte Kenner schrieb mir: „Es ist mir schwer, auf Ihre Anfrage eine ganz bestimmte Antwort zu geben. In seiner Gesammtheit scheint mir alles Angeführte die Ausgeburt der Phantasie eines lustigen Jünglings zu sein, der einige ihm bekannte türkische Wörter mit ausgedachten, selbst gebildeten Wörtern verband und so für fremde Ohren unverständliche Redensarten erfand. Unzweifelhaft sind darin verstümmelte türkische (kirgisische) Wörter gemischt. So in der Grußformel köke = kirgisisch kök (Himmel), Pakelun ist vielleicht päk äji (sehr wohl). In dem Liede ist airon = kirg. airan (gesäuerte Milch), mala = kirg. mal (Vieh), kuni = kirg. kün (Tag), kumis = kirg. kymyz (Kumiß), raika = türk. raki (Branntwein), idschimi = türk. idschimi (mein Inneres), sara satsch = türk. sary satsch (gelbes Haar). Vielleicht sind noch mehr Wörter türkisch (kirgisisch), dann müssen sie aber ur-

Diesem ist an die Seite zu stellen das Tomitenlied:

Kaputze, Kaputze, Tomite, (bis)
Hepp Zwiebelkunig und Pudelmütz,
Kaputze, Kaputze, Tomitenschütz,
Kaputze, Kaputze, Tomit! (bis)

und so weiter in infinitum, mit allen möglichen und unmöglichen Bewegungen und Variationen. Da ich nach Geibels Abgang von Bonn, Ostern 1836, mit den „Trierern", einer freien Verbindung, welche sich einige Jahre später als das Corps „Die Pfälzer" (Palatia) — noch heute existirend — aufthat und damals hauptsächlich aus Osnabrückern und Ostfriesen bestand, verkehrte und in froher Stimmung das mir in succum et sanguinem übergegangene Kirgisenthum dort einführte, so erhielt ich von meinen Kommilitonen außer „Baron" den Beinamen „Kirgise". Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen führten wir unter Absingung des obigen Tomitenliedes auch den Kirgisentanz aus, wie ich mich erinnere, namentlich den Venusberg bei Poppelsdorf hinunter — zum allgemeinen Staunen und Kopfschütteln der vorübergehenden Menschen. Ja, tempi passati einer heiteren Studentenzeit! — wovon auch noch manches meiner Stammbuchblätter zeugt."

Ueberhaupt begann nunmehr für Geibel ein fröhliches Semester in Bonn. Er, Niebuhr, mein Vater, die Gebrüder Sotzmann, Koppe u. a. vereinigten sich zu sogenannten „Crambambuli- und Hampelmann-Abenden", wo der Horazische Grundsatz galt: Dulce est, desipere in loco. Emanuels Muse trieb hier die heitersten Blüthen. So wurde, wie eine Notiz aus dem Bonner Commersbuch meines Vaters meldet, auf der Kneipe in besonders animirter Stimmung Geibels „Zu Lübeck auf der Brücken" gesungen, und zwar nach der Zelter'schen Melodie von Goethes „König in Thule". Beim Abgange von der Universität dedicirte der Dichter die burschikosen Strophen meinem Vater mit einigen herzlichen Zeilen („Denkwürdigkeiten" S. 43). Ein anderes „feuchtfröhliches" Carmen Geibels bewahrt gleichfalls handschriftlich dasselbe Commersbuch. Der Titel ist Hampelmannslied, zu singen nach der Weise „Frisch auf Kameraden!" (Schillers Reiterlied); der Text lautet:

Stimmt an die Lieder, stimmt an, stimmt an
Und jubelt nach Süden und Norden!
Wir sind die Ritter vom Hampelmann,
Die Ritter vom lustigen Orden.
Auf, scherzet und lacht
Und durchschwärmet die Nacht
In der schellenumtönten, buntscheckigen Tracht!

---

sprünglich anders gelautet haben. Ob der ursprüngliche Text einen Sinn gegeben, kann jetzt nicht entschieden werden. In der Fassung der Ueberlieferung ist das Ganze als nicht-türkisch zu bezeichnen". Hierzu bemerke ich, daß an der Treue der Ueberlieferung bei dem außerordentlich guten Gedächtniß meines Vaters nicht zu zweifeln.

Wir wissen heut nichts von Gram und Schmerz;
Was ist der Klagen auch nütze?
Hier gilt nur regenbogiger Scherz,
Nur die sprühende Flamme der Witze.
In die Becher hinein
Gießt sprudelnden Wein!
Der Lustigste soll unser König sein.

Zwar giebt's hier für Purpurmantel und Thron
Nur tausendfarbige Lappen;
Statt der schweren goldenen Fürstenkron'
Bedeckt ihn die klingende Kappen.
Doch ist auch zur Zeit
Sein Reich noch nicht weit,
Sind die Unterthanen doch fröhliche Leut'.

Und der Tollste, das ist unser Feldmarschall;
Die Flaschen sind seine Haubitzen;
Hoch läßt er zur Decke beim Pfropfenknall
Den Wein, den entfesselten, spritzen.
Die Gläser, so blank,
Geben Waffenklang,
Und ein Trinklied ist unser Schlachtgesang.

Und die Liebe, die lustig im Herzen brennt,
Sei als Reichsgesetz euch verkündet!
Wer den rosigen Wahn der Verliebtheit nicht kennt,
Ist dem Hampelmann nimmer verbündet.
Vereinigt ja ziehn
Von Rom bis Berlin
Stets Columbine und Harlekin.

Hurrah! Wir Ritter vom Hampelmann,
Wir jauchzen nach Süden und Norden!
Wer noch lachen und trinken und küssen kann,
Der tret' in den lustigen Orden!
In den Becher hinein
Gießt sprudelnden Wein:
Auf der Liebsten Wohl muß geklungen sein!

Ueber diese Gesellschaft der Hampelmänner enthält ein Brief Moritz Sotzmanns von Anfang Januar 1836 an seine Eltern folgende gelungene Schilderung: „Ein Vetter von Freund Viktor (Gaedertz aus Lübeck) ist jetzt hier. Am 23. December waren wir von dem Genannten und seinem Vetter zum Crambambuli eingeladen. Man besucht sich hier untereinander nur im Schlafrock und die lange Pfeife im Munde; wir verfehlten nicht, also gerüstet zu erscheinen, da es uns außerdem ausdrücklich anbefohlen war. Wir wurden in einem hell erleuchteten Zimmer empfangen, wo Viktor, theatralisch aufgeputzt, eine ungeheure spitze Papiermütze auf dem Kopf, auf einem schön gepolsterten Throne saß, zu jeder Seite einen Trabanten, wie er geschmückt

und mit einem langen Barte versehen, die Hände in Gestalt eines Kreuzes über die Brust geschlagen. Jeder hatte einen hölzernen Hampelmatz an einem Bindfaden um den Hals. Unter allerhand mystischen Ceremonien wurden wir zum Sitzen eingeladen, und der Großmeister der hiesigen Hampelmannsritter-Colonie begann nun in einer pathetischen Rede die Geschichte, die Regeln und den Zweck besagten Ordens zu erörtern, der sich von seiner Vaterstadt aus, Lübeck, in Colonien über ganz Deutschland verbreiten soll. Wir als nicht unwürdige Subjecte, da man einen Ableger auch in der Hauptstadt Preußens zu haben wünscht, wurden in die Mysterien eingeweiht, erhielten die Insignien des Ordens und mit einem alten Pfeifenrohre den Ritterschlag. Darauf wurden verschiedene Ordensübungen angestellt, namentlich ein feierlicher Gesang in kirgisischer Sprache (der oben mitgetheilte) gesungen und ein Tanz aufgeführt, welcher durch Tradition von den alten Saliern her auf den Orden gekommen ist. Darauf setzte man sich mit den hohen Papiermützen um einen Tisch und schritt zur Bereitung des Crambambuli, eines kirgisischen Getränkes; dazu wurde Milchreis mit Zucker und Zimmet gegessen. Ich, als nunmehriger Ritter, — die Ritter führen den Namen Wanst — möchte mich gern in eine weitläufige Geschichte meines geheimnißvollen Ordens auslassen, wenn es mir nicht ein feierliches bei der Aufnahme abgelegtes Gelübde verböte; Ihr müßt Euch also hiermit begnügen. Wir waren bis zu einem Punkt an jenem Abend recht munter, als wir durch einen etwas derben Spaß, der üble Folgen nach sich zog, auf eine unangenehme Weise in unserer Freude gestört wurden. Viktors Vetter nämlich hatte sich an's Clavier gesetzt und phantasirte, als sich einer der Ritter (Niebuhr), wahrscheinlich vom Crambambuli ein wenig begeistert, ohne daß wir Andern etwas davon merkten, mit einem Glase Wasser hinter den Spielenden schlich und ihm selbiges über den Kopf goß. Dieser sprang natürlich, wie vom Blitze getroffen, auf; es kam zu einem heftigen Wortwechsel, wir hatten Mühe, sie auseinander zu halten, und die Geschichte, die so lustig begonnen, endete mit einer Herausforderung. — Sehr vergnügt waren wir auch am Neujahrsabend. Ich hatte mehrere gute Freunde eingeladen. Da wir das neue Jahr mit dem Glase in der Hand begrüßen wollten und fürchteten, daß uns bis zur erwarteten Stunde der Stoff zum Gespräch ausgehen möchte, so hatte Viktor, der, beiläufig gesagt, ein großer Poet ist, vorher den artigen Vorschlag gemacht, es solle bis dahin ein Jeder eine kleine Erzählung componiren*), die man, sobald eine Pause entstände, vorlesen wollte, was denn auch zur Ausführung gebracht wurde und eine angenehme Unterhaltung gewährte. Als endlich die große Münsterglocke dumpf die zwölfte Stunde verkündete, tranken wir mit einem sehr netten Kerl, der vielleicht Ostern mit uns nach Berlin kommt, Brüderschaft, schrieen zum Fenster hinaus, und nun begann

*) Geibel und mein Vater hatten jeder eine hanseatische Humoreske in Prosa geliefert, „Der Heringssalat" und „Der englische Lehrmeister in Lübeck."

ich erst meine Geschichte vorzulesen; wir hatten gelooſt und ich war der Letzte gewesen. Erst um drei Uhr Morgens trennten wir uns. Am Vormittag des ersten Januars verspürten wir einen leichten Katzenjammer, der sich aber bald legte. Nun ging es in den goldenen Klotz zu Tische. Der Wirth machte sich sehr anständig, indem er Römer hereinbringen ließ und seine Gäste mit sehr gutem alten Rheinweine in übermäßig reichen Spenden tractirte. Nachmittags wurde ein tüchtiger Spaziergang gemacht und der Tanz der alten Salier einexercirt."

Auf ein so heiter verlebtes Semester mußte ein Rückschlag erfolgen, das ernste Studium verlangte sein Recht. Hierzu erschien unserem Geibel Bonn gar nicht der geeignete Boden, besser schon Berlin. Moritz Sotzmann konnte bereits am 16. Februar 1836 seinen Eltern melden: „Freund Viktor wird auch nach Berlin kommen. Da er erst nach Hause reist, so hat er mich gebeten, seine Sachen, die er mit den unsrigen zugleich fortschicken will, indem wir jedenfalls früher dorthin kommen, derweilen in Empfang zu nehmen."

Ja, das Heimweh hatte ihn beim Herannahen des Frühlings wieder übermächtig gefaßt. Die Sehnsucht nach Lübeck und besonders nach der Wattenbach'schen Familie beweist seine poetische Epistel, welche er am 27. Februar seinem Wilhelm schickte und von der, weil schon in den „Denkwürdigkeiten" (S. 41 folg.) gedruckt, hier nur das Finale stehen mag:

Wohl erkennst Du gleich des Bildchens Deutung;
Nimm darum es freundlich hin. Ich kann Dir
Außer ihm und tausend frohen Grüßen
Heute leider Anderes nicht senden.
Nimm es hin und hoffe, wie ich hoffe:
Daß es bald zur schönen Wahrheit werde.

Die bald darauf folgende Ferienzeit in Lübeck dauerte nur den Monat April und war zu kurz, um seine Herzensneigung für das liebliche Mädchen zu offener Reife zu bringen. Alsdann bezog Geibel zur Fortsetzung seiner philologischen Studien (die Theologie war gänzlich abgedankt) die Universität Berlin, wo es ihm Anfangs wenig behagen wollte.

Besondere Anregung gewährte ihm die Bekanntschaft mit dem Geheimen Ober-Finanzrath Sotzmann, dem Vater seiner Freunde, der sich als Kunstsammler und Forscher hervorgethan hat, dessen gelehrter Gegner übrigens Geibels Gönner, Freiherr von Rumohr, war. Sotzmann hatte u. A. zu dem Almanach „Urania" (Leipzig 1824) einen Beitrag geliefert: „Der dicke Tischler. Ein alt-florentinischer Künstlerschwank", welchen Geibel mit lebhaftem Interesse las. Die reizende Geschichte und der literarische Anhang brachten ihn auf die Idee, den Stoff dramatisch zu bearbeiten; alsbald entstand der Entwurf zu seinem Lustspiel „Die Seelenwanderung". Das Stück wurde erst 1847 vollendet und am Königlichen Hofe zu Berlin aufgeführt; die Rolle des Malers Buffalmaco spielte Prinz Friedrich Wilhelm, unser

nachmaliger Kaiser Friedrich III.*). Im Druck erschien die kleine Komödie unter dem Titel „Meister Andrea" 1854. Die specielle Quellenangabe — Sotzmanns verdeutschte Künstlergeschichte das directe Vorbild für das Geibel'sche Drama — ergänzt den Aufsatz von Markus Landau über Geibels Meister Andrea und seine Familie (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884. Nr. 246). Uebrigens weicht der Dichter in einzelnen Punkten von dem Inhalte der Novelle ab; glücklich ist der Gedanke, das weibliche Element in der Person der Malgherita und ihrer Zofe einzuführen, charakteristisch der Zug, daß Meister Andrea nach seiner Verwandlung in den Kapellmeister, durch den Anblick eines nicht kunstgerecht ausgeführten Schrankes in der Wohnung seines alter ego an seinen Beruf erinnert, es nicht unterlassen kann, die bessernde Hand daran zu legen. Malgherita weiß ihm die neue Umgebung so angenehm zu machen, daß er, als der Zauber gelöst ist, seinen eigensinnigen Grillen entsagt, die Geselligkeit aufsucht und wirklich ein Anderer wird.

Neben dem Sotzmann'schen Hause nahmen den Musensohn auch sonstige feingebildete Berliner Familien gastlich auf; jedoch erschloß sich ihm erst durch den mehrwöchentlichen Besuch seines Vaters in der preußischen Haupt- und Residenzstadt ein hochinteressanter Umgang. Der ehrwürdige Johannes Geibel, hervorragend als Prediger und Patriot, auch ein guter Poet, hatte dort viele alte Freunde in angesehenen Stellungen, z. B. den Gatten von Goethes Nichte Luise Schlosser, Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, den er schon von Eutin her kannte, und der seit Begründung des Cultusministeriums die rechte Hand des Staatsministers von Altenstein war; ferner den Professor August Twesten, einen geborenen Holsteiner, den trefflichen Verfasser einer „Dogmatik" und Amtsnachfolger Schleiermachers, sowie vor Allem den genialen Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, welcher im fünften Bande seiner Erinnerungen „Was ich erlebte" von seinem Aufenthalt zu Lübeck im Winter 1808 und von dem dort lodernden Haß gegen die französischen Unterdrücker erzählt und dann fortfährt: „Einen großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, sowie durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit unendlich theuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmen."

Zu diesen und anderen bedeutenden und einflußreichen Männern führte nun der alte Geibel seinen Sohn, worüber Letzterer im Juli 1836 an Wilhelm Wattenbach Folgendes schrieb:

Bis heute haben Arbeit, Gesellschaften und Sonnenschein mich nicht zum Schreiben kommen lassen, da aber jetzt das schmutzige Regenwetter mich zu

*) Siehe dessen bedeutsamen Dankbrief in meinen „Geibel-Denkwürdigkeiten," S. 125.

Hause hält und mein Vater in der Nebenstube sich zum Lesen hingesetzt hat, so benutze ich den Augenblick, Dir auf Deinen freundlichen Brief zu antworten. Wie es mit meinem Leben in Berlin überhaupt steht, wirst Du wahrscheinlich schon durch die dritte Hand erfahren haben; ich bin im Ganzen recht vergnügt, gehe in's Colleg, wo es, unter uns gesagt, gerade bei den berühmtesten Professoren mitunter ledern genug zugeht, lese den Sophokles, über den ich nicht mit den Schlegel'schen Urtheilen harmoniren kann, trinke eine kühle Blonde unter den Zelten, bin in geistvollen, geistlichen und geistlosen Gesellschaften, — kurz, es steht mit mir, wie es zu Berlin mit den meisten Geschöpfen steht, die da auf zwei Beinen einherschreiten, und denen die Nase mitten im Gesichte sitzt.

Seit mein Vater hier ist, hat freilich Alles einen größeren Schwung genommen; ich habe häufig Gelegenheit gehabt, mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzukommen, und manche neue oder nähere Bekanntschaft verspricht mir für die Zukunft viel Angenehmes. Der edle einfache Nicolovius, der geistsprudelnde Steffens, der gelehrte vielgewandte Twesten haben meinen Vater mehrfach besucht und eingeladen, so daß für mich zu interessanter Beobachtung mehr als hinreichender Stoff da war. Vor Allem hat Steffens einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Er ist Poet durch und durch. Seine Rede ist fast immer die Rede eines Begeisterten; es quillt ihm fortwährend eine solche Fülle von Gedanken empor, daß er kaum Zeit hat, sie mit dem Wort zu bewältigen, und so braust denn der Strom der Sprache dahin, Welle auf Welle, dichtgedrängt, oft die eine von der anderen verschlungen, ehe sie ihr schäumendes Haupt zu senken vermochte. Doch nicht bloß der Reichthum des Geistes ist es, nicht bloß der unendliche Schatz neuer Ideen und Anschauungen, der uns zur Bewunderung des großen Mannes hinreißt; es ist zugleich die schöne Tiefe seines liebevollen Herzens, die wohlthuende Freundlichkeit seines innersten Wesens. — —

Dienstag den . . .

So weit war ich mit meiner Schreiberei gekommen, als ich durch einen Besuch gestört wurde. Ich wollte Dir noch viel erzählen von meinen Studien und Bekanntschaften, doch fehlt es mir gegenwärtig an Zeit. Da jedoch mein Vater mir neulich sagte, ich solle in den Herbstferien nach Lübeck kommen, so kann ich dann die Lücken des Briefes mündlich ausfüllen. Die Bestimmung meines Vaters ist mir nicht unerfreulich. Ostern war Alles zu stürmisch; ich habe wenig oder nichts von Lübeck gehabt. In der schönen Beruhigung des blauen Spätsommers will ich nun die Heimat noch einmal genießen, um ihr dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen. Mein Kopf ist jetzt voll von Gedanken für die Zukunft. Doch summt noch immer ein sehnsüchtiger Klang dazwischen von dem Land, wo die Citronen blühen. Grüße die Deinen herzlich, ebenso Classens. Lebewohl; ich kann ja sagen: Auf Wiedersehen!

Sollteſt Du Rumohr ſehen, ſo bring' ihm meinen herzlichſten Gruß und Dank für den Brief an Bettina.

E. G.

Leſen wir dieſe Zeilen: die darin ausgeſprochene Sehnſucht in die weite Welt und den Namen Bettina, ſo wiſſen wir, wovon der junge Poet ja noch keine Ahnung haben konnte, daß gerade letztere zur Erfüllung ſeines Wunſches nicht lange darauf das Meiſte beitrug: denn durch ihre Empfehlung ward ihm am 1. März 1838 ein mehrjähriger Aufenthalt in Griechenland ermöglicht, und zweimal berührte er auf der Reiſe ſein geliebtes Italien. Und dann, nach der Heimkehr, trat ſein Gönner Karl Friedrich von Rumohr für ihn ein und erwirkte bei dem edlen, kunſtſinnigen König Friedrich Wilhelm IV. eine kleine lebenslängliche Penſion für den hoffnungsvollen Dichter. Zu guter Stunde trug er nämlich dem Monarchen jenes Scherzgedicht Geibels vor, das dieſer meinem Vater in Bonn gewidmet hatte: „Zu Lübeck auf der Brücken, da ſtehet ein Merkur"; die Originalität der Verſe verſetzte den König in die beſte Laune und Geibels Glück war gemacht. Der Beneidenswerthe konnte fortan in ſorgenloſer Muße ungeſtört und ausſchließlich ſeinem idealen Berufe leben.

Welch köſtlicher Humor übrigens dem Studioſus Geibel eigen war, davon legt noch ein anderes Poem Zeugniß ab. Dasſelbe iſt gerichtet an Wilhelm Wattenbach, den er bei ſeinem Eintreffen aus Berlin zum Ferienaufenthalt in Lübeck Auguſt 1836 nicht mehr vorfand. Wattenbach beſuchte bereits das akademiſche Gymnaſium in Hamburg und ſchickte ſich an, die Bonner Hochſchule zu beziehen. Zu dieſem Schritte gratulirte Geibel dem Freunde mit folgendem, zwiſchen Scherz und Ernſt glücklich die Mitte haltenden Abſchiedsgruß*):

Ihr Muſen, all ihr zarten Neune, bückt heut
Zum Staube die rubinbeſetzten Naſen;
Ich will ein Lied von ſeltener Zerſtücktheit
Zum Abſchied meinem werthen Wilhelm blaſen.
Doch ſollt' ein Ton phantaſtiſcher Verrücktheit
Mit ſchneidend gellem Laut dazwiſchen raſen,
Entſetzt euch nicht und laßt mir eure Weihen
Beim Dichten dieſer Stanzen angedeihen.

*) Das Originalmanuſcript umfaßt drei Foliobogen. Auf dem Vorderblatt ſteht: „Anbei erhältſt Du, liebwertheſter Wilhelm, das verſprochene Carmen. Da es jedoch an einiger Langwierigkeit laborirt, ſo habe ich mich nicht entſchließen können, es erſt abzuſchreiben. Du erhältſt alſo nur die Klabde, die ich mir jedoch ſpäter einmal ausbitten möchte, um zu gelegener Zeit Copie davon zu nehmen. Lebe wohl und grüße die Deinen! E. G." Am Schluß: Scriptum 16. Sept. 1836. — Dieſe Handſchrift geſtattet intereſſante Einblicke in Geibels Gedankenwerkſtätte und Methode. Doch gebe ich hier nur die endgiltige Faſſung, ohne den erſten Entwurf und die mannigfaltigen Lesarten zu berückſichtigen. Was die Metrik und den Ton des Ganzen betrifft, vergl. „Denkwürdigkeiten" S. 72 folg.

Doch thut ihr's nicht, was ist daran verloren?
Bedarf ich kaum doch so antiker Waare.
Wenn mir neun alte Schachteln Zorn geschworen,
Drum wachsen mir noch keine grauen Haare;
Euch hat Homeros schon zum Dienst erkoren,
Und der ist todt bereits dreitausend Jahre,
Und mit dreitausend Jahren auf dem Rücken,
Wie wollt ihr noch begeistern und entzücken!

Was mich begeistert, das beherrscht der Küper,
Es liegt ins Faß gezwängt im duft'gen Keller,
Du bist es, heißer, rosenfarb'ner Cyper,
Du goldner Rheinwein, süßer Muskateller;
Blinkt ihr mich lockend an, so wird mir hyper-
Poetisch g'leich, und Reim auf Reim fließt schneller,
Doch schäumen mir Champagner und Burgunder,
So staunt die Welt ob meines Liedes Wunder.

Drum Klang auf Klang und Zug auf Zug! — Doch plötzlich
Fällt mir es ein, wo bin ich hingerathen?
Vom Abschied wollt' ich singen gar ergötzlich
Und rede nun von Wein und Weinesthaten;
Ja, geht mein Ritt noch weiter so entsetzlich
Verkehrt, so komm' ich noch auf Fisch und Braten,
Von dort auf Freiherrn von Rumohr*), und endlich
Verbrenn' am Kochtopf ich die Hand mir schändlich.

Drum umgelenkt mein Roß mit Greifenflügeln
Hinauf, wo Fackeln gleich die Sterne blinken;
Mit goldnem Ton will ich Dich aufwärts zügeln,
Um droben Duft und Aetherglanz zu trinken,
Empor, empor — schon seh' auf Wunderhügeln
Im Mondenlicht ich Marmortempel winken;
Die Rosen glühn, die blauen Seen schmachten,
Und Palmenkronen schimmern wie Smaragden.

So sei denn Dir abgeh'ndem Philologen,
Aus diesem Land ein Lebewohl gesungen:
Es rauschen drein der Hippokrene Wogen
Von träumerischer Melodie durchdrungen;
Die Sterne rufen selbst vom Himmelsbogen
Ein Abschiedswort Dir zu mit goldnen Zungen,
Hell klingt's nach hundert flötenden Präludien:
„Gehab Dich wohl, wir segnen Deine Studien!"

*) Rumohr war nämlich nicht nur ein bedeutender Kunstgelehrter, Autor der epochemachenden „Italienischen Forschungen," sondern auch ein großer Feinschmecker und Verfasser eines vortrefflichen Kochbuches, „Geist der Kochkunst" betitelt. Auf seinem nahe bei Lübeck gelegenen Gute Rothenhausen übte er fürstliche Gastfreundschaft; und es ließ sich schwer entscheiden, ob seine Kunstsammlungen dort, oder Küche und Keller höheres Lob verdienten. Er war in Theorie und Praxis Kenner der Kochkunst. Viele sehr amüsante Geschichten sind über ihn im Umlauf.

Du gehst, um Deine Bücherluſt zu kühlen;
O thu's, doch wolle nicht in Staub und Lettern,
In Notentand und Wuſt hinein Dich wühlen
Und das, was lebt, zerlegen und entgöttern!
Die Macht einfacher Schönheit lerne fühlen,
Nach großen Thaten ſpür' in jenen Blättern —
Verſuchſt Du ſo Dein Sehnen zu erfüllen,
Wird ſich ein lieblich Wunder Dir enthüllen.

Dann dehnen ſich, dann ſtreben auf die Zeilen
Und wachſen blühend über Dir zuſammen,
Du ſiehſt in Laubengänge ſie ſich theilen,
Drin bunt als Blumen die Vokale flammen;
Es werden die Accente Götterſäulen,
Schön, wie ſie nur von Phidias' Meißel ſtammen,
Und alſo wandelſt, ohne zu ermatten,
Du ſelig fort in holden Dämmerſchatten.

So weit die Wiſſenſchaft — doch auch für's Leben,
Das nun beginnt entgegen Dir zu ſchäumen,
Dir ein'ge goldne Regeln mitzugeben
Möcht' ich um keinen Preis der Welt verſäumen:
Vor Allem ſei ſtets klar in jedem Streben
Und wolle nimmer ſchwärmen, nimmer träumen;
Wozu den Sinn in's weite Blau entfernen?
Noch giebt es keine Brücken zu den Sternen.

Zum zweiten hüte Dich vor holden Blicken,
Die lockungsvoll aus Mondſcheinaugen glänzen,
Vor Lippen, die Dir Schmeichelworte ſchicken
Und Dir des Kuſſes ſüße Gluth credenzen;
Kurz — laß Dein Herz von Liebe nicht beſtricken,
Denn ſolch ein Wahn kennt kaum des Anſtands Grenzen;
Ja, Anlaß ſelbſt zum Mord iſt er geweſen,
Wie das in Shakeſpeares Romeo zu leſen.

Zum dritten traue nicht den heißen Weinen,
Und auch nach Punſch bemeiſtre Deine Sehnſucht,
Und ob er noch ſo purpurn zu erſcheinen
Und noch ſo dufterfüllt Dich anzuwehn ſucht;
Der Schmach ſei eingedenk, wenn auf den Beinen
Trotz aller Müh vergebens man zu ſtehn ſucht,
Weil Rum, Wein, Waſſer, Zucker und Citronen
Zu ſtark geſellt in Kopf und Magen wohnen.

Auch dieſes noch verſchmähe nicht zu hören:
Ein Wilhelm biſt Du, zeige drum den Willen,
Setz' auf den Helm, will Dir ein Narr ihn ſtören,
Und halte ſelbſt das Schwert bereit im Stillen!
Nicht taugen jene, die zu jedem ſchwören,
Dem nur in ſüßem Ton die Worte quillen;
Ein Wort, und käm es aus der Weisheit Munde,
Iſt nichts, gebricht der Selbſterfahrung Kunde.

Doch halt! gar zu didaktisch wird mein Singen,
Und gerne möcht' ich solchen Ton vermeiden;
Zwar soll nach tiefem Ton der Dichter ringen,
Doch nicht mit dürrer Lehre sich bescheiden.
Es ist sein Amt, was Andre trocken bringen,
In edle Formen prächtig einzukleiden,
Daß schön und klar aus goldenem Pokale
Der Purpurwein des Hochgedankens strahle.

Drum nur noch einen Gruß! — Und wenn nun ferne
Dir andre Freunde treulich sich verbünden,
Wenn sich des Glaubens und des Wissens Sterne
Stets leuchtender und klarer Dir entzünden:
Dann laß durch Frau Erinnerung Dir gerne
Von Lübeck auch manch' alte Sage künden
Und denke des Poeten von der Trave,
Der nun sein Lied schließt. — Vale atque fave!

Die Lebenswege beider Freunde schieden sich, wider Erwarten, für lange, von 1836 bis 1866. Geibels unerklärte Liebe zu Cäcilie spielt hinein; man lese die ebenso rührende wie tragische Geschichte in den „Denkwürdigkeiten". Indessen seit der versöhnenden Annäherung im April 1866 fand manch frohgestimmtes Wiedersehen und ein reger schriftlicher Austausch statt. Emanuel Geibel freute sich über die ehrenvolle gelehrte Laufbahn seines Jugendgefährten, über dessen vielseitige, besonders im Fache der mittelalterlichen Geschichte erworbene hohe Verdienste. Mit großem Vergnügen vertiefte er sich in sein Buch über das Papstthum. „Ich schöpfe daraus", schrieb er am 3. November 1876 an Cäcilie, „mannigfache Belehrung und willkommene Begründung alter Ueberzeugungen. Vortrefflich ist es, wie Wilhelm einerseits die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit und den Segen eines starken geistigen und geistlichen Mittelpunktes für die Zeiten versinkender Kultur und einbrechender Barbarei nachweist und doch wieder von vornherein die historische Nichtigkeit aller jener Voraussetzungen darthut, auf welchen die heutige Kirche das Gebäude ihrer willkürlichen und maßlosen Ansprüche aufführt. Grüßen Sie Ihren Bruder herzlichst und sagen Sie ihm meinen aufrichtigsten Dank für die Zusendung des gediegenen Werkes." Wattenbach wiederum, der Mann der Wissenschaft, war stolz auf den Dichterruhm seines Emanuel, dessen klassisches Liederbuch ihn nach Inhalt und Form vorzüglich ansprach und manche ungetrübte Erinnerung an die glückliche Schul- und Studienzeit heraufbeschwor, da sie besonders eifrig die Poesie der Griechen und Römer lasen.

Wahrlich, die zwei vertrauten Jugendgenossen haben, Alles in Allem genommen, schließlich wohl sagen dürfen:

Nach heitern und nach trüben Losen
Blieb fest die Treu der alten Zeit,
Und wieder blühn um uns die Rosen,
Die Rosen der Vergangenheit.

Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideiſchen Antiope und ihr Werth für die Deutung des „Toro farnese.“

Von

Robert Haſſencamp.

— Oſtrowo. —

Mit Recht hat man darauf aufmerkſam gemacht, wie die Decadence in der Kunſt mit Vorliebe das Ungeheure, Gräßliche zur Darſtellung bringt. Während über die Werke der Blüthezeit griechiſcher Kunſt eine ruhige heitere Hoheit ausgegoſſen liegt, während in der perikleiſchen und überhaupt in der früheren Zeit die Künſtler Darſtellungen körperlichen Schmerzes mit weiſer Mäßigung vermeiden, ſpielt in der helleniſtiſchen oder alexandriniſchen Periode das Pathetiſche die Hauptrolle: abſichtlich ſucht der Künſtler Stoffe auf, die ihm Gelegenheit bieten, ein erwartetes oder ſchon eingetretenes körperliches Leiden zum Ausdrucke zu bringen und bei der Wiedergabe dieſer Affekte ſein Können an den Tag zu legen. Am deutlichſten zeigt ſich dies bei der koloſſalſten Marmorgruppe, die aus dem Alterthume auf uns gekommen iſt, bei dem im Museo nazionale zu Neapel befindlichen „Toro Farnese“ (dem farneſiſchen Stiere), der von Apollonius und Tauriſkus aus Tralles im zweiten Jahrhundert v. Chr. geſchaffen und zuerſt in Rhodus, ſpäter in Rom in den Gärten des Aſinius Pollio aufgeſtellt war.

Wir ſehen in dieſer Gruppe zwei herrliche Jünglingsgeſtalten, den Zethus und Amphion, eben im Begriffe, die Dirke, die Gattin des thebaniſchen Königs Lykos, an einen wüthenden Stier zu befeſtigen; kräftig faßt der ſchlankere Amphion, der durch die Leier gekennzeichnet iſt, das Ungethüm bei den Hörnern, während der ſtämmigere, muskulöſere Zethus den Strick anzieht. In verzweifelnder Todesangſt ergreift das unglückliche Weib, dem das Ober-

gewand herabgesunken ist, und das so seine üppige Schönheit unverhüllt dem Beschauer zeigt, mit dem linken Arm das Bein des Amphion, um ihn zurückzuhalten; den rechten streckt es, mit einem Blicke des Entsetzens sich nach oben wendend, dem Stiere entgegen, der im nächsten Augenblicke mit seinen Hufen den schönen Leib zu zerstören droht. Und im Hintergrunde sehen wir eine herrliche Frauengestalt: es ist Antiope, die Mutter der beiden Jünglinge, die mit hoheitsvoller Ruhe der Bestrafung der Dirke zuschaut.

Es giebt kaum ein Denkmal des Alterthums, das äußerlich so imposant wirkt, das eine solche Kühnheit der Komposition verräth, wie der farnesische Stier; dabei herrscht eine wunderbare Symmetrie im Aufbau, und der Marmor ist mit unglaublicher Meisterschaft behandelt. Trotzdem kann man aber bei dem Anblicke der Gruppe nicht zu einem vollen Genusse gelangen, man fühlt sich unbefriedigt bei jener Darstellung des Entsetzlichen, in der sich der Bildhauer gefällt. Allerdings hat den antiken Künstler immer noch eine gewisse Scheu und Mäßigung in Schranken gehalten; im Gegensatze zu den modernen Naturalisten, welche die Greuelscenen selbst vorführen, stellt er uns nicht dar, wie Dirke vom Stiere zertreten wird, sondern er wählt den Moment vor jenem gräßlichen Ereignisse zum Gegenstande der Darstellung. Dadurch wird aber das Abstoßende nur gemildert, nicht völlig beseitigt, um so weniger, als für uns der Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe nicht klar ersichtlich ist. Wohl erzählt uns die Fabel, daß Zethus und Amphion diese schreckliche Strafe für die Dirke bestimmten, weil ihrer eigenen Mutter Antiope von jenem Weibe dieselbe Todesart zugedacht war: es erscheint also die Darstellung gleichsam als ein Bild der kindlichen Liebe; aber aus der Gruppe können wir dies ohne einen weitläufigen Kommentar nicht herauslesen. Namentlich macht auf unser Gefühl die dem gräßlichen Schauspiele ruhig zuschauende Antiope einen unnatürlichen Eindruck; es haben daher auch schon früh einige Archäologen, wie z. B. Otfried Müller, diese Figur als eine spätere Zuthat bezeichnet, wie sie denn in der That auch von Plinius bei Beschreibung des Denkmals nicht erwähnt wird. Aber auch wenn wir diese Figur uns entfernt denken, wird unser Gefühl nicht völlig befriedigt: immer sehen wir den rohen Akt vor uns, daß ein hilfloses Weib von zwei kräftigen Männern an den gewaltigen Stier gefesselt und so dem schrecklichen Tode preisgegeben wird — eine Todesart, die im Zeitalter der Königin Brunhilde zwar nicht seltsam erscheinen würde, deren Darstellung aber für unsere Empfindung abstoßend wirkt.

Trotzdem aber war dieser Stoff in der späteren hellenistischen und römischen Zeit recht beliebt. Auf den Münzen der kleinasiatischen Stadt Thyateira finden wir die Bestrafung der Dirke dargestellt, und ebenso begegnet uns dies Sujet auf einer Gemme des Wiener Kabinets und auf einem Sarkophage; namentlich aber hatte Attalus II. von Pergamum in jenem Prachttempel, den er seiner Mutter Apollonis zu Ehren in Kyzikos errichten ließ, neben dem Dionysos und der Semele, dem Telephus und der Auge

und anderen Beispielen kindlicher Liebe auch die Strafe der Dirke anbringen lassen.

Man kann daher billig fragen, wie es kommt, daß ein Stoff, der uns in der älteren griechischen Kunst nirgends begegnet, auf einmal so zahlreiche Darstellungen gefunden hat, und zur Beantwortung der Frage hat man schon seit langer Zeit die Muthmaßung geäußert, daß der griechische Tragiker Euripides durch sein Drama „Antiope" den Gegenstand gewissermaßen populärisirt und so zu zahlreichen Bildwerken die Anregung gegeben habe. Früher war diese Erklärung, da wir vom Drama wenig mehr als den Namen wußten, eine bloße Annahme, neuerdings aber hat dieselbe durch einen interessanten Fund volle Bestätigung erhalten.

Bald nachdem nämlich die gebildete Welt durch die Auffindung der aristotelischen Schrift vom Staate der Athener überrascht worden war, gelang es dem Engländer Flinders Petrie in einem altägyptischen Grabe zu Kurob in Fayum einen neuen Papyrusfund zu machen, der gleichfalls von großer Bedeutung für die alte Literatur- und Kunstgeschichte sein sollte. In einem Mumiensarge fand nämlich jener Engländer im vorigen Jahre zahlreiche Papyrusreste, die Stellen aus Platons Phaedon, 11 Verse aus Homers Ilias und außerdem drei dramatische Fragmente enthielten, die sich als Stücke der verlorenen Tragödie des Euripides, der Antiope, erwiesen; die übrigen Papyrusreste sind unwesentlichen Inhalts, aber um deswillen von Wichtigkeit, weil sie theilweise datirt sind und kein Stück nach 230 v. Chr. niedergeschrieben ist; es liegt daher der Schluß nahe, daß das Grab überhaupt aus dieser Zeit stammt. Ein irischer Gelehrter, Mahaffy aus Dublin, hat mit Unterstützung anderer Philologen den Text der dramatischen Fragmente ergänzt und seine Resultate in einer englischen Zeitschrift der gelehrten Welt mitgetheilt.

Durch diese Fragmente wurde nun die Richtigkeit der schon früher gehegten Vermuthung festgestellt, daß wir in demjenigen Berichte der Dirkesage, auf den wir früher vornehmlich angewiesen waren, nämlich in dem betreffenden Abschnitte der Fabelsammlung des späten lateinischen Schriftstellers Hyginus, nur einen dürftigen Auszug aus dem genannten griechischen Drama oder vielleicht einer lateinischen Nachdichtung desselben zu erblicken haben. Dadurch sind wir in die Lage gesetzt, die Fragmente an der richtigen Stelle einzufügen, und können außerdem das Fehlende wenigstens seinem Inhalte nach ergänzen.

Danach entwickelte sich die Fabel des Stückes in folgender Weise. Zeus hatte sich Antiope, die Tochter des böotischen Königs Nykteus, liebend genaht und aus Furcht vor Strafe hatte sich das Mädchen in die Schluchten des Kithaeron geflüchtet, wo sie Zwillinge gebar. Diese wurden hier ausgesetzt, von einem Hirten gefunden und aufgezogen, Antiope aber später von einem Sikyonier Epopeus als Gattin heimgeführt. Noch hatte Nykteus seiner Tochter nicht den Fehltritt und die Flucht verziehen: auf dem Sterbebette beschwört er seinen Bruder Lykos, die Antiope zu bestrafen; kaum hatte dieser die Herr-

schaft angetreten, da unternimmt er einen Zug gegen Sikyon; Epopeus wird getödtet, Antiope aber in Fesseln in die thebanische Heimat zurückgebracht; hier erwächst ihr eine neue Peinigerin in Dirke, der Gattin des Lykos, und um sich deren Mißhandlungen zu entziehen, flüchtet Antiope zum zweiten Male auf den Kithaeron. Hier findet sie durch einen Zufall bei Eleutherae ihre inzwischen herangewachsenen Söhne, die natürlich die Mutter nicht kennen; den milderen sanfteren Amphion zieht gleich ein unbestimmtes, dunkles Gefühl zur Mutter, aber der härtere Zethus stößt das unglückliche Weib wieder in die Wildniß zurück. Durch einen Zufall war Dirke bei einer bakchischen Feier in dieselbe Gegend gelangt und hatte das Versteck ihrer Gegnerin entdeckt; Lykos will in Folge dessen sich mit Hilfe der jungen Hirten der entlaufenen Antiope wieder bemächtigen.

An dieser Stelle setzt das erste, kürzeste und am meisten verstümmelte Fragment ein: Amphion und Lykos stehen vor dem Gehöfte, in dem die entflohene Antiope weilen soll, und ein lebhafter Dialog entwickelt sich zwischen beiden Personen, den wir in fünffüßigen Jamben frei nachzubilden versuchen:

Lykos. „Ja, solche Fraun zu tödten ist mir lieb.
Amph. Unsichern Grund zum Hasse führst Du an.
Lykos. Jetzt heißt es handeln". — und weil ihn Amphion wohl darauf aufmerksam gemacht hatte, Antiope habe noch Söhne, die ihr zu Hilfe kommen könnten, fügt er hinzu:

„Jene aber sind schon todt.
Amph. Gut denn, wenn Du dies weißt, wir nehmen Stellung.
Lykos. Auf welche Art? Gehn wir ins Haus hinein?
Amph. Nur still ins Haus, eh' uns die Wache sieht!
Lykos. Wie bergen wir uns vor den Freunden drin?
Amph. Wenn Du die Lanzenträger draußen läßt.
Lykos. Die sind entlassen, und ich bleib bei Euch.
Amph. Das Andre aber ordnen Du und wir.
Lykos. Wie groß ist drinnen wohl der Gäste Zahl?
Amph. Nur klein; auch haben keine Waffen sie.
Lykos. Bewachet ihr indeß den Felsen überall!
Amph. Und wenn ein Lärm ertönt, dann rasch vom Hause!
Lykos. Ich aber will mit eig'ner Hand die Tochter
Des Nykteus fassen; Du wirst warten hier."

Darauf gehen Zethus, Amphion und Lykos in das Innere des Gehöftes. Es folgte sodann ein Gespräch zwischen dem Chore, der wohl aus den Einwohnern von Eleutherae gebildet war, und der Antiope; aber von diesem Dialoge sind nur einige Worte erhalten, und wir können den weiteren Fortgang des Dramas nur aus der Erzählung des Hyginus errathen. Antiope wird von Neuem gefesselt, und man beschließt sie auf furchtbare Weise zu strafen; sie soll an einen wilden Stier gebunden und zu Tode geschleift werden. Schon sind Zethus und Amphion im Begriffe, die Strafe an ihr zu vollziehen, da erscheint der alte Hirt, der sie einst aufgenommen. Er enthüllt

den beiden Brüdern das Geheimniß ihrer Geburt und belehrt sie, daß Antiope ihre eigene Mutter sei. Die Wuth der Jünglinge richtet sich nun gegen die Peinigerin der Antiope, und Dirke erleidet dasselbe Schicksal, das sie ihrer Gegnerin zugedacht. Aber nachdem die gräßliche Strafe an Dirke vollzogen ist, tritt an die Geschwister ebenso wie an die Mutter die Frage heran, ob sie fliehen oder dem Lykos ein ähnliches Geschick bereiten sollen, wie seiner Gattin.

In diese Berathung versetzt uns das zweite Bruchstück. Wir sehen Amphion, Zethus und Antiope auf der Bühne, und in längerer Ansprache wendet sich Amphion an den Bruder mit folgenden Worten:

Amph. „Nicht darauf denke, wie wir jetzt entfliehen!
Denn falls wir wirklich Jovis Kinder sind,
Wird er uns retten und den Feind bestrafen.
So hat es jetzo das Geschick gefügt,
Daß uns, selbst wenn wir wünschten zu entfliehen,
Der Dirke frisch vergossen Blut verfolgt.
Doch wenn wir bleiben, trifft das Schicksal uns,
Daß wir den heut'gen Abend nicht mehr schaun,
Wofern wir nicht die Feinde überwinden."

Dann fährt er fort:

„Statt Deiner sprach ich also, liebe Mutter!
Du Zeus, der Du im lichten Aether thronst,
Wenn wirklich Du der Mutter Gatte bist,
Dann laß nicht ohne Hilfe Deine Kinder!
Nicht löblich wär' dies. Nein den Lieben hilf!
Drum auf zur Jagd und legt ein glücklich Garn,
Auf daß den Mann wir fahen, den verhaßten,
Wie ein Tyrann ja stets den Haß erweckt!

Antiope begiebt sich nun in das Haus, dessen Front die hintere Scenendekoration bildete, und aus einer Seitenkulisse erscheint Lykos, der von der Verwandtschaft der Antiope mit Zethus und Amphion ebensowenig weiß, wie er eine Ahnung hat von der an seiner Gattin vollzogenen Strafe. Der Chor macht die beiden Brüder auf sein Erscheinen aufmerksam:

Chor: „O, siehst Du? Lykos kommt, drum stille, Freunde!"

Darauf beginnt Lykos seine Rede:

„Wo ist die Hassenswerthe? Im Gebirge
Hat sie — so scheint es mir — Versteck gefunden,
Vielleicht auch birgt sie sich in einer Hütte."

Und an den Chor gewendet, fährt er fort:

Wer aber zeigt sich hier und woher stammt ihr?
Gieb Kund! Was trägst Du ein so schwer Gewaffen?
Und worauf sinnst Du?"

Hier bricht das zweite Bruchstück ab, und es läßt sich nur annehmen, daß die Scene mit der Gefangennahme des Lykos und der Abführung in das Haus geschlossen hat.

Das letzte und bedeutendste Fragment scheint sich unmittelbar an das vorangehende angereiht zu haben. Aus dem Hause erschallt ein Klagelied des gefesselten Lykos, das vom Chor in der Orchestra beantwortet wird; leider sind von diesem Abschnitte nur zusammenhangloſe, verstümmelte Worte erhalten, und wir können blos soviel feststellen, wie der Chor darauf hingewiesen, daß auch dem Lykos das Schicksal bevorstehe, an gewaltige Stiere mit Stricken festgebunden zu werden. Da ruft Lykos jammernd aus:

„Ach, ach!
Hier seh' ich klar die Hand der Jünglinge.
Und ihr, ihr Diener alle, helft mir nicht?

Darauf der Chor:

„O ruft, erhebt Geschrei! Ein Lied erschalle!
Lykos. O Land des Kadmos, o Asoposstadt!
Chor. Vernimmst Du? Sieh Dich vor, daß Du nichts Schlimmes
Am Leib erleidest! Spät zwar kommt die Strafe,
Doch trifft sie jeden Menschen, der gefrevelt."

Jetzt bringen die beiden Brüder den gefesselten König auf die Bühne geschleppt, und es entwickelt sich ein Gespräch zwischen Lykos und Amphion.

Lyk. Weh' mir! Von Eurer Hand end' hilflos ich.
Amph. Bejammerst Du nicht Deiner Gattin Tod?
Lyk. Ist sie denn todt? Du kündest neues Leid.
Amph. Von Stieren ist sie fortgeschleift, zerrissen.
Lyk. Wer ist der Thäter? Ihr? O sagt mir dies!
Amph. Bald wird Dir's von den Todten offenbart.
Lyk. Daß eins der Meinen starb, ich wußt' es nicht.
Amph. Was forschest Du? Du hörst es bei den Schatten."

Schon schicken sich die Brüder an, die Todesstrafe an Lykos zu vollziehen, da erscheint, wie oftmals in den euripideischen Dramen, als deus ex machina Hermes und kündet die himmlischen Befehle.

Herm. „Indeß Du eilst zu einem Werk, Amphion,
Das löblich Dir erscheint, gebiet ich Einhalt
Und künde Dir den alten Schicksalsspruch.
— — — — — — — — — — — — —
Daß Dir vom Zeus dies Scepter zufällt,
Vermeld' ich Dir, und daß des Landes Herrschaft
Du übernimmst. Du aber, Ly'os, wirst
Im Kadmosvolke nicht mehr König heißen.
Wenn aber Du gesammelt hast die Reste
Des unglückselgen Weibes und den Leib
Dem Feuer übergeben und die Gattin
Also bestattet, wirf die Aschenreste
In Ares' heil'gen Quell, auf daß der Bach,
Der diese Stadt durchließt und Thebens Feld
Bespült, nunmehr der Dirke Namen führe!
Dann gehet, da die Burg dem Kadmos heilig,
Ins Thal und stattet am Ismenusbach
Die Stadt mit siebenfachen Thoren aus!

Es sei Dein Muth dem Feind verderblich, Zethus,
Und also mühe Dich wie früher! Dich,
Amphion, fordr' ich auf, daß Du, die Leier
In Deiner Hand, die Götter jetzt im Liede
Besingst. Und folgen werden Dir sogleich
Die starren Felsen, von Musik bezaubert;
Es wird die Muse kunstreich Dir beim Bau
Sich nahn und wird, wie mit des Maurers Hand,
Dir Sitze gründen. Diesen Herrscherruhm
Verleihet Dir jetzt Zeus und ich mit ihm
Hier, wo Dir, König, solches Werk gelang.
Die weißen Rosse Jupiters benannt,
Sollt fürder Ihr in dieser Kadmosstadt
Die höchste Ehr' erlangen. Zethus, Du
Sollst einer Tochter Thebens Dich vermählen,
Und Du, Amphion, Phrygiens schönstes Weib,
Das Kind des Tantalus, als Gattin küren."

Darauf antwortet Lykos:

O Zeus, der unerwartet mancherlei
Gestaltet, Du hast jetzo durch die That
Gezeigt, wie ich so schlecht berathen war.
Die Zeit, die Alles kündet, stellte uns
Jetzt hin als Lügner, und sie schuf das Glück
Von Eurer Mutter. Gehet drum und herrscht
Statt meiner mit des Kadmos Scepter
In diesem Land! So lohnt Euch das Verdienst
Der Gott; ich aber will, dem Zeus und Hermes
Gehorchend, jetzt bestatten die Gemahlin
Und ihre Asche streuen in die Quelle
Des Ares, daß sie, schaltend in dem Lande,
Mit ihren Fluthen das thebanische
Gefild benetze, bei dem kommenden
Geschlecht nunmehr der Dirke Namen führend.
So schlichte ich den Streit und alten Zwist."

Mit dieser Scene schloß das eigentliche Drama; möglich ist es allerdings, daß sich auch hier, wie in so mancher Tragödie des Euripides, noch ein kurzer Schlußgesang des Chors anreihte.

Diese neu aufgefundenen Fragmente aber weisen mit Evidenz nach, daß das euripideische Stück sich nicht etwa nur — wie ehedem mitunter vermuthet wurde — auf die Darstellung der früheren Erlebnisse der Antiope beschränkte; es bildete vielmehr die Bestrafung der Dirke den eigentlichen Mittel- und Angelpunkt des Dramas. Nun gehörte aber Antiope zu den gefeiertsten Stücken des Euripides, und der Umstand, daß mehr als 150 Jahre nach dem Tode des Dichters Abschriften von einzelnen Scenen dieser Tragödie einem Bewohner Aegyptens mit ins Grab gelegt werden konnten, ist ein neuer Beweis für seine Berühmtheit. So kam es, daß auch die früher wenig bekannte thebanische Lokalsage durch unseren Dichter populärisirt wurde,

und man darf sich daher nicht wundern, daß in einem Zeitalter, welches das Erschütternde, Sensationelle liebte, auch die bildende Kunst darauf verfiel, die aufregendste Scene des Stückes in Marmor zu fixiren.

Es erscheint demnach die Gruppe des farnesischen Stieres gewissermaßen als eine Illustration der Antiopescene, und sie leidet auch an dem nämlichen Fehler, der bei denjenigen modernen Kunstwerken, die eine dramatische Scene illustriren, meistens beobachtet werden kann: sie gelangen nur für denjenigen zu vollem Verständniß, der eine genaue Kenntniß der betreffenden Dichtung mitbringt. So zeigt sich die Handlung bei dem Toro farnese für unser Gefühl eigentlich als ein Akt der Brutalität, und wir vermissen den Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Grieche aber und der mit den Dramen des Euripides wohl vertraute gebildete Römer hatte nicht diese Empfindung: wenn dieser in den Gärten des Asinius Pollio die weißen Marmorgestalten aufschimmern sah, so gedachte er sofort an die Sentenz des Chors:

„Spät kommt die Strafe,
Doch trifft sie jeden Menschen, der gefrevelt."

Ihm erschienen daher Zethus und Amphion nicht als brutal handelnde Jünglinge, sondern im Anschluß an das hochgefeierte Drama als pietätvolle Söhne, die an der langjährigen Peinigerin ihrer Mutter Strafe nehmen, als Vollstrecker des göttlichen Willens.

Erinnerungen an den Grafen Auguſt von Werder.

Von

Gebhard Zernin.

— Darmſtadt. —

I.

„Dem Freunde Schutz —
Dem Feinde Trutz!“

ieſe mit feſter Hand im Februar 1881 zu Grüſſow in Pommern für das bekannte Selbſtſchriften-Album zum Beſten der deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger niedergeſchriebenen Worte des Helden von der Liſaine kennzeichnen treffend deſſen Charakter. Graf Auguſt von Werder war eine feſte, unbeugſame Natur, er bewährte ſich als wahrer Freund ſeiner Freunde und unentwegter Feind ſeiner Gegner. So iſt er denn auch durch ſeine Kriegsthaten im letzten deutſch-franzöſiſchen Feldzuge von 1870/71 — ganz beſonders durch die Eroberung von Straßburg im September 1870 und den großen Sieg an der Liſaine im Januar 1871 über das Bourbaki'ſche Heer — einer der volksthümlichſten Helden im Deutſchen Reiche geworden. Seit dem 12. September 1887 — ſeinem 79. Geburtstage — ruht der General im kühlen Schoß der Mutter Erde, allein vergeſſen wird ſein Name niemals werden, ſo lange es eine Geſchichte giebt.

Es iſt das hohe Verdienſt eines Freundes und Kameraden des verſtorbenen Helden, mit dafür geſorgt zu haben, daß dieſes Andenken nicht verlöſche, und zwar des königlich preußiſchen Generals der Infanterie z. D., E. von Conrady, welcher uns mit einer Lebensbeſchreibung des Grafen Auguſt von Werder beſchenkt hat. Dieſelbe iſt vornehmlich auf Grund

des von dem Verstorbenen hinterlassenen reichhaltigen handschriftlichen Materials ausgearbeitet worden, „mit warmer Hingabe an die Aufgabe", wie der Verfasser selbst sagt, und vor etwa zwei Jahren im Buchhandel erschienen*). Wir haben das gewissenhaft und pietätvoll geschriebene Buch einer genauen Prüfung unterzogen und wollen hauptsächlich an der Hand desselben den Lesern dieser Zeitschrift den Lebensgang des verewigten Helden vorführen, einige seiner Aufzeichnungen, welche uns besonders charakteristisch für sein Fühlen und Denken erschienen sind, wiedergeben und das Andenken an seine Thaten neu zu beleben suchen.

Dies ist in der That kein überflüssiges Beginnen; sagt doch sehr richtig der General der Infanterie von Conrady in dem Vorwort seines Buches Folgendes: „Das Leben des Grafen Werder ist so interessant und lehrreich, daß ich besonders für den Nachwuchs in der Armee die Herausgabe des Lebensbildes für nutzbringend halte. Außerdem werden in unserer raschlebigen Zeit die hervorragenden Männer der jüngsten Vergangenheit nur zu leicht vergessen. Es können ja jeden Augenblick welterschütternde Ereignisse eintreten. Neue Männer werden dann in den Vordergrund treten und die Verdienste der älteren Generationen verlieren in der Gegenwart ihren Werth." Nur diesen letzten Satz des hochverehrten Generals vermögen wir uns nicht anzueignen. Wenn auch wirklich die Verdienste der früheren Generation in der Gegenwart nicht mehr praktisch nachwirken sollten, so haben sie doch stets ihren dauernden Werth, ihre niemals erlöschende Bedeutung, denn jene verdienstvollen Thaten der Väter regen die Söhne zur Nacheiferung an und fordern mit fast zwingender Gewalt auf, das zu thun, was das schöne Dichterwort ausspricht, nämlich:

Durch neuer Thaten Ehren
Den alten Ruhm zu mehren!

Sehen wir jetzt zu, wie unser Held, August von Werder, diese Lebensaufgabe erfaßt und während seiner beinahe 80jährigen Laufbahn zu lösen gesucht hat.

* * *

Es war am 12. September 1808, als August Werder auf einem Vorwerk (Schloßberg) des Gutes Norkitten im Kreise Insterburg, also in Ostpreußen, geboren wurde, und zwar als das fünfte Kind, der dritte Sohn seiner Eltern. Sein Vater war der Stabsmajor Hans von Werder, der

*) Der genaue Titel ist folgender: „Das Leben des Grafen August v. Werder, Königlich preußischen Generals der Infanterie, Ritters des hohen Ordens vom schwarzen Adler, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des Großkreuzes des eisernen Kreuzes und des Großkreuzes des rothen Adler-Ordens mit Schwertern 2c. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet von E. von Conrady, General der Infanterie z. D. Mit einer Uebersichtskarte." Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung."

mit dem damals neu errichteten 1. Küraſſier-Regiment im Cantonnements-Quartier Norkitten lag, ſeine Mutter eine geborene Friederike Webde, Tochter des Rentners Webde in Salzwedel. Schon am 16. September wurde der Knabe bei dem die fürſtlich Deſſau'ſchen Güter verwaltenden Kammerrath Pfeiffer im Schloß von Norkitten durch den Feldprediger Grein getauft und erhielt die Namen Carl Auguſt.

Seines Bleibens in Oſtpreußen war nicht lange. Bereits im December 1808 mußte der kleine Erdenbürger die Reiſe nach Breslau antreten, wohin das 1. Küraſſier-Regiment in Garniſon kam. Möglicherweiſe war die lange Winterreiſe, vielleicht aber auch die Unvorſichtigkeit der Amme, die dem kleinen blonden Krauskopf öfter in Schnaps getauchtes Commißbrot reichte, ſchuld, daß die Geſundheit des Kindes zunächſt nicht die ſtärkſte war. Der Knabe blieb im Wachsthum hinter ſeinen Brüdern zurück, wenngleich der Körper ſich ſtetig entwickelte und er ein beſonders lebhafter Junge wurde; auch ſpäter erreichte Carl Auguſt von Werder nicht einmal die Mittelgröße. Aus Breslau rückte ſein Vater 1813 wieder ins Feld und kam, reich mit Ehren bedacht, als Oberſt und Commandeur der 9. Cavallerie-Brigade 1815 in die Heimat zurück, worauf er mit ſeiner Familie nach Glogau überſiedelte.

Auguſt von Werder war damals acht Jahre alt und wurde von ſeinem Vater frühzeitig mit dem militäriſchen Beruf vertraut gemacht. Er ſetzte ihn auf einen hohen Schimmel, und ſo lernte der Knabe trotz ſeiner kurzen Beine bald reiten. Auch zu den Waffenübungen nahm ihn der Vater mit. Dabei trug es ſich einſt zu, daß einem Ulanen das Pferd durchging und in ſchnellem Lauf mit ſeinem Reiter, der die Lanze eingelegt hatte, dem auf ſeinem Schimmel haltenden Auguſt von Werder entgegenrannte. Der vergeblich um die Zügelung ſeines Roſſes bemühte Ulan hatte wenigſtens ſo viel Beſinnung, daß er dicht vor dem jugendlichen Reiter die Lanze ſo weit hob, daß ſie nur deſſen Mütze faßte, ohne den Körper zu verletzen. Als dem Knaben die durchſpießte Mütze wieder aufgeſetzt wurde, geſchah es mit einer gewiſſen Hochachtung vor der von ihm bewieſenen Ruhe.

Die Privatlehrer, welche Auguſt von Werder wiſſenſchaftlich zu unterrichten hatten, fanden in ihm einen begabten, fleißigen Schüler. Er machte ſo gute Fortſchritte, daß er im 16. Lebensjahre die Erlaubniß erhielt, als Hoſpitant der Diviſionsſchule in Glogau ſich auf die militäriſchen Prüfungen vorzubereiten. Unter der beſonderen Leitung des Diviſionspredigers Walther (des ſpäteren Oberpredigers des 5. Armeecorps und dann Generalſuperindenten in Bernburg), ſowie des Profeſſors Dr. Veit vom katholiſchen Gymnaſium und des Premierlieutenants Wendt vom 6. Infanterie-Regiment wurde er ſo weit gefördert, daß er in Berlin das Fähnrichs- und ſpäter das Offiziers-Examen recht gut beſtand. Die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III. geſtattete ſeine Annahme bei dem Regiment Garde du Corps, in welchem ſchon ſein älteſter Bruder Hans als Lieutenant diente.

Am 14. Juni 1825 — also noch nicht siebzehn Jahre alt — trat er, von den Segenswünschen seiner frommen Mutter geleitet, in die 6. Compagnie des Regiments Garde du Corps und damit ins militärische Leben ein.

Schon frühzeitig begann er die Führung eines Tagebuchs, welches er ziemlich ununterbrochen bis zu seinem Lebensende fortgesetzt hat. Aus demselben, das leider nur theilweise erhalten ist, mögen hier einige bezeichnende Stellen folgen.

So schreibt der junge Offizier u. A. das Nachstehende:

„Berlin, 4. Juli 1825. Seit dem 1. wohne ich bei Buddenbrock. Gestern war ich bei L'Estocqs zu Mittag. Nach Tisch spielte Angélique Einiges auf dem Flügel. Musik macht auf mich immer einen großen Eindruck, obgleich sich dieser gewöhnlich nicht durch Worte äußert. Sie setzt mich oft in eine schwermüthige Stimmung, die aber glücklicherweise, wie alle Gemüthsbewegungen bei mir, leicht vorübergeht. So auch hier. Während des Spiels dachte ich so über meine Lage nach, über die meiner Eltern, über ihre und meine Zukunft. Ich fühlte in den Augenblicken recht innig, wie meine schönste, ruhigste, unschuldigste Zeit nach dem Verlassen des elterlichen Hauses verflossen ist. Wie ganz anders ist es draußen in der Welt als im Kreise der Familie, wie thöricht die, so sich außerhalb derselben wünschen! Man ist hier allein, ohne Freunde, ich wenigstens bis jetzt ohne solche meines Alters und Ranges; nirgends, selten findet man Jemand, mit dessen Charakter man übereinstimmt, Niemand kennt Einen, Niemand interessirt sich recht herzlich für den jungen Unerfahrenen. Man ist umgeben von Menschen, von denen Viele moralisch leicht, Alle anderer Meinung, anderer Grundsätze sind. Die Zeit ist schon so verderbt, daß Diejenigen, die sich wirkliche Vervollkommnung aller ihrer Kräfte, Erhaltung ihrer Tugend, ihrer Unschuld zum Ziel gesetzt haben, oft der Gegenstand schlechter Witzeleien und boshafter Satyre Anderer werden können. Ich kann mir recht denken, wie Jemand auf solche Weise zur Verstellung oder wirklich zu Handlungen verleitet werden mag, die seiner Ueberzeugung zuwider sind. Ich will mich mit Muth stählen, diesen Wirkungen zu entgehen."

Das sind in der That sehr bemerkenswerthe Aeußerungen eines jungen Offiziers, der noch nicht 17 Jahre zählt. Sie zeigen Verstandesreife und Gemüthstiefe, auch entwickelt er schon als Jüngling Grundsätze, an denen er stets festgehalten hat, wenngleich nicht ohne Kampf mit der zuweilen überschäumenden Jugend. Seine Natur war im Ganzen durchaus ernst angelegt und deshalb war er auch zur Selbstprüfung und Selbstquälerei sehr geneigt, welche in Mangel an Entschlossenheit auszuarten drohte. Von seinen einsichtsvollen Eltern, die er in kindlicher Liebe von allen seinen Nöthen unterrichtete, wurde er aufzumuntern gesucht; sie schrieben ihm, daß er sich nicht gehen lassen möge, weil das krankhaft werden könne, statt unnöthiger Aengstigung solle er frischen Muth fassen und sich des Lebens freuen.

Nicht geringen Antheil an den Verstimmungen des jungen Offiziers

hatte gewiß auch die bei ihm stets wachsende Einsicht, daß er sich nicht zum Dienst in der schweren Cavallerie eigne.

Man denke sich — schreibt General v. Conrady — einen schmächtigen, vielleicht 162 cm großen jungen Menschen in der damaligen Ausrüstung mit schweren Sporenstiefeln, engem Collet mit hohem Kragen, der schweren Reithose mit gewichstem Lederbesatz, dem hohen Raupenhelm und dem Küraß angethan, dazu einen Pallasch an der Seite, den er kaum regieren konnte! Er bekam das Bewußtsein, eine lächerliche Figur zu machen, und hatte das Gefühl, als wenn er vor dem Feinde wegen mangelnder Körperkraft nicht viel Erfolg würde haben können. Beim Exerciren zu Pferde als Gemeiner wurde er von seinen starken Nebenleuten gequetscht und gestoßen, sodaß sein Körper in allen Regenbogenfarben schillerte. Trotz seines guten Reitens machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Infanterist zu werden, freilich mit schwerem Herzen, denn er meinte für die Cavallerie geboren zu sein.

Ein anderer Umstand trug dazu bei, in ihm den Entschluß zur Reife zu bringen. Die Familie traf ein schwerer Schlag. Ganz plötzlich wurde der Vater pensionirt, sodaß er die hohe Zulage, wie sie im Regiment Garde du Corps nothwendig war, für zwei Söhne nicht mehr zahlen konnte, zumal der zweite Bruder auf der Universität ganz erhalten werden mußte. So wurde denn August von Werder nach bestandenem Offiziers-Examen als Seconde-Lieutenant in das erste Garde-Regiment zu Fuß versetzt und kam nach Potsdam.

Aber auch hier ging es ihm zuerst nicht besonders. Neigung zum Infanteriedienst gewann er nicht sofort, allein das ihm innewohnende Pflichtgefühl kam ihm zu Hilfe. Von einem Unteroffizier ließ er sich unter vier Augen in die Mysterien der Behandlung des Gewehrs einweihen, die Griffe mit der schweren Waffe machten ihm viel Mühe. Fleißig studirte er das Reglement, bei dem Exerciren war er sehr aufmerksam, sodaß strenge Rügen immer seltener wurden. Bei seiner kleinen Figur hatte er es nicht leicht, mit den viel größeren Leuten Schritt zu halten, allein er strengte sich an, um in keinem Dienstzweig zurückzubleiben, und dabei gedieh er körperlich sehr gut.

Es war damals eine ganz andere Zeit wie gegenwärtig, die eingetretene Friedensperiode machte ihren Einfluß je länger, desto mehr geltend. Im Allgemeinen hatten die Offiziere weit weniger Dienst als jetzt, dafür war der Dienst außerordentlich einförmig, denn der Drill stand in höchster Blüthe. Felddienst wurde wenig geübt, Nachmittags fand in der Regel mündlicher Unterricht statt, wobei Lieutenant v. Werder sich bald hervorthat und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten errang, während er beim Exerciren immer noch manchen Wischer erhielt. Wenn des Morgens nicht exercirt wurde, so hatte er keinen Dienst. Mittags aber war täglich Parade, — die einzige Gelegenheit, bei der das Offiziercorps zusammenkam. Vom Compagniechef hing es ab, ob Nachmittags Dienst war. So hatte also der Offizier damals

viel freie Zeit, und dem Lieutenant v. Werder war es selbst klar, daß er diese Zeit zu seiner Fortbildung benutzen könne und müsse, nur kam er nicht dazu, worüber er sich selbst oft die schwersten Vorwürfe machte.

In seiner Neujahrsbetrachtung von 1828 schreibt er u. A. Folgendes:

„Ein Jahr wäre also wieder verflossen. Liegt das alte nicht fast einem Traume gleich hinter uns? Kann man das Leben überhaupt einen Traum nennen, so ist es wenigstens ein sehr ernster. Ein Rückblick auf die Vergangenheit namentlich ist zu jeder Zeit heilbringend, wäre es auch blos, um den Schluß zu ziehen, daß Jedem noch viel gefehlt hat, um das zu werden, was er sein kann und soll . . .

„Man soll mit dem, was Einem Gott gegeben hat, nicht allein zufrieden sein, man soll es auch nach Kräften verwenden, man soll damit wirken und mit dieser Anwendung habe ich vielleicht Ursache, weniger zufrieden zu sein. Was habe ich wohl in Rücksicht der eigenen Ausbildung im vorigen Jahre gewonnen? In meinem Fach als Offizier bin ich zwar etwas fortgeschritten, ich habe größere Sicherheit und Einsicht erlangt und wenn die Ausbildung auf dieser Seite auch die Zeit größtentheils in Anspruch nimmt, so hätte an meiner Vervollkommnung als Mensch sowohl in Hinsicht auf Moral (Denken und Handeln) als auf Wissenschaft, auf Bildung des Geistes mehr geschehen können . . ."

Am 19. Februar 1829 schreibt er:

„ . . . Beim Nachhausegehen gerieth ich zu Charles auf Wache und blieb dort — hört — bis nach 10 Uhr. Es ward nämlich gespielt, und da ich im Gewinnen war, konnte ich nicht gut aufhören. Später fehlte es am vierten Spieler zum Boston und ich übernahm die Stelle. — Von dem Aufenthalt auf Wache kann man freilich nur selten Belehrung erwarten, wenn man ihn auch nicht ohne neue Erfahrungen verläßt. Aber auch diese müssen für den verloren gehen, der da mitspielt und hätte ich nicht fünf Thaler — die bei meiner jetzigen ökonomischen Lage sehr zu beachten sind — gewonnen, so würde ich mich über den Abend noch mehr ärgern — — allein wenn man spielt, will man gewöhnlich gewinnen, das ist der Zweck! Das Mittel hierzu mag vielleicht nie entschuldigt werden können, obgleich das Gehässige in manchen Fällen gemildert wird. Ich hatte gestern nur acht Groschen zu verlieren und brauchte Geld. Erreicht man aber durch dieses Mittel den Zweck nicht, so ist die Zeit doppelt verloren. So scheint es uns wenigstens.

Das Spiel, ich gestehe es ein, ist eine Beschäftigung, die man besser durchaus verbannte, namentlich unter Kameraden ist es ganz unangebracht. Die haben Alle nichts zu verlieren und, abgesehen von aller moralischen Betrachtung, so hat es gewöhnlich auch im günstigen Falle nur Nachtheile für unsere Börse. Und verliere ich, so ärgere ich mich, gewinne ich, so ärgere ich Andere und da sie schwach genug sind, es zu äußern, so ärgere ich mich

wieder — daher bleibe ein Jeder fern vom Spiel, und hätte ich immer Geld, so glaube ich, würde ich nie spielen."

Wie richtig, verständig und klar ist das gesagt!

Zwei Monate später schreibt er über seine Erfahrungen im Gesellschaftsleben Folgendes:

„Die hiesigen Wintervergnügungen sind glücklich beendet. Mir ist es nicht unlieb, daß ich nicht nöthig habe, mich im Tanzen über meine Kräfte anzustrengen. Diese Gesellschaften haben mich überdies alle nicht befriedigt. Mit großen Hoffnungen ging ich immer von Neuem wieder hin, und ohne befriedigt zu sein, oft mit größtem Aerger, kehrte ich heim. Hätte ich nur die Kunst erst inne, mich allein und durch mich selbst zu unterhalten, ich würde ruhiger und zufriedener, vielleicht besser, jedenfalls reicher sein. Was das Letztere betrifft, so will ich die alte Litanei nicht wiederholen, aber es ist wirklich — doch still! Lieber weniger sprechen und besser werden. Ich will von nun an mehr zu Hause sein, mich nützlicher beschäftigen, dies wird mir die innere Ruhe wiedergeben, die mir jetzt so oft bei häufiger Selbstunzufriedenheit mangelte."

Ein Jahr später — am 4. Mai 1831 — schrieb er Folgendes in sein Tagebuch:

„Wenn ich doch in eine große unablässige Thätigkeit hineingeschleudert würde! Für mich selbst bin ich unfähig, sie mir zu verschaffen. Krieg wünsche ich mir, und zwar aus rein egoistischen Gründen. Ich will aus diesem Leben heraus, ich will meine Kräfte prüfen, auch kennen lernen, und so wo möglich mir selbst den Beweis führen, daß ich mehr leisten kann, als ich zuweilen glaube."

Aus diesen Selbstbekenntnissen wird der Leser gewiß mit Theilnahme ersehen, wie sehr der junge Offizier bemüht war, an seiner Selbstveredlung zu arbeiten. Nach und nach erstarkte er sowohl geistig wie körperlich: seine Gesundheit erlangte die nothwendige Zähigkeit und sein Inneres bildete sich zu großer Charakterfestigkeit heraus. Er blieb zwar stets ein Grübler, sagt General von Conrady, glaubte er aber den rechten Weg gefunden zu haben, so ging er unbeirrt auf demselben vorwärts. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand, — diese goldenen Worte machte er zur That. Sie wurden sein Wegweiser durch ein langes segensreiches Leben.

Nachdem Lieutenant von Werder im Jahre 1831 volle sechs Monate mit dem Füsilier-Bataillon seines Regiments, welches zur Herstellung eines Truppencordons behufs Abhaltung der Cholera nach Frankfurt an der Oder commandirt worden war, dort zugebracht hatte, machte er sein Examen zur allgemeinen Kriegsschule (der heutigen Kriegsakademie) und wurde dann auch sogleich nach Berlin einberufen. Neigung und Anlage zur wissenschaftlichen Beschäftigung hatte er von jeher besessen, jetzt kam ein erhöhter Fleiß hinzu, und so bildete er sich in seinem Berufe gründlich aus und gewann noch weitere Kenntnisse, die sich ihm später sehr nützlich erweisen sollten. Nachdem der dreijährige

Cursus auf der militärischen Universität vorübergegangen war, gehörte er zu jenen Offizieren, welche wegen ihrer guten Leistungen besonders vorgemerkt wurden. So kam er zum topographischen Bureau, nachdem er schon vorher ein Commando zur 8. Pionier-Abtheilung erhalten hatte und auch als Lehrer am Cadettencorps thätig gewesen war. Nach längerer Abwesenheit kam er im Sommer 1840 zum Regiment zurück.

Nun erschien ihm jedoch das Garnisonleben in der stillen Residenz Potsdam sehr einförmig. Er hatte inzwischen seinen Gesichtskreis wesentlich erweitert, seine Ausbildung gefördert, seine Kenntnisse vertieft, fremde Gegenden gesehen, — nun wünschte er auch eine Thätigkeit herbei, in der er seine Kräfte erproben könnte. Als er am 23. April 1842 — also im 34. Lebensjahre — zum Premierlieutenant befördert worden war, zog es ihn mit Macht in die Ferne; er erbat und empfing die Erlaubniß, am Feldzug der Russen gegen die Bergvölker im Kaukasus persönlich theilzunehmen. Mit zwei Waffengefährten, den Lieutenants Hiller und von Gersdorff, welche beide später auf dem Felde der Ehre geblieben sind*), zog er nach Osten, um endlich auch den Krieg kennen zu lernen, nach dem er sich jetzt mehr als jemals sehnte.

II.

Zu Anfang der vierziger Jahre wendete ganz Europa das lebhafteste Interesse den Vorgängen im Kaukasus zu, in dessen Schluchten ein kriegerisches Bergvolk mit hohem Mannes-, ja Heldenmuthe, großer Verschlagenheit und seltener Ausdauer den Kampf um sein Dasein gegen einen europäischen Großstaat führte. Zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere erhebt sich quer über den Isthmus im Kaukasus-Gebirge eine Scheidewand, welche den Orient vom Occident trennt und nur ein schmales Völkerthor offen läßt, durch welches, so lange wir eine Geschichte haben, die alten asiatischen Völker den jungfräulichen Boden Europas überschwemmten. Dort im Gebirge machten sich zahlreiche Stämme seßhaft, welche in Religion und Sitte Asien angehörten, die aber von ihren Bergen herabsteigend ihre Raubzüge im europäischen Rußland ausführten.

Seit Jahrhunderten lebten die in den Vorländern des Kaukasus angesiedelten Kosaken in stetem Kampf um die eigene Existenz mit den räuberischen Bergvölkern. So bildeten sich die Kosaken mit der Zeit zu einer Kriegerkaste aus, welche Rußland in seinen europäischen Kriegen vortrefflich zu verwerthen wußte, wogegen es ihnen aber auch in ihren „Stanitzen" (Dörfern) Schutz gegen die Bergvölker gewährte. Ein volles Jahrhundert hindurch — von 1764 bis 1864 — hat Rußland Krieg mit diesen Bergvölkern geführt,

*) General-Lieutenant Hiller von Gärtringen fiel 1866 in der Schlacht von Königgrätz als Commandeur der 1. Garde-Division, General-Lieutenant von Gersdorff starb als Führer des 11. Armeecorps an den bei Sedan 1870 erhaltenen Wunden.

bevor es ihm gelang, sich zum unbestrittenen Herrn über das Gebirgsland zu machen. Das war wegen seines Besitzes in Transkaukasien eine politische Nothwendigkeit, — hat aber Hekatomben von Opfern erfordert.

Daß man in Europa zur Zeit des tiefen Friedens um 1842 die Ereignisse im Kaukasus höchst aufmerksam verfolgte, war ganz natürlich. Die um Leben und Freiheit tapfer kämpfenden Tscherkessen hatten es verstanden, sich mit einem romantischen Nimbus zu umgeben; man folgte mit Spannung den wechselnden Schicksalen des edlen Volksstammes. In der Nähe besehen, verloren allerdings die Bergvölker Manches von ihrem sagenhaften Schein. Die Tscherkessen bildeten nur den kleineren, freilich edleren Theil des von Rußland bekämpften Feindes, die meisten Stämme wurden von einem Fanatiker, Schamyl, geführt, der als ein neuer Mohamed die Fahne des Propheten erhoben hatte, durch List und Grausamkeit die Gebirgsbewohner unter seine Botmäßigkeit brachte und zur Heeresfolge zwang. Alle ihm untergebenen Männer nannten die Russen Tschetschenzen. Die Aufständischen hausten vornehmlich im Terekgebiet, in Itschkerien, am Assai und in dem wild zerklüfteten felsigen Dageſtan. (Einen vortrefflichen Darsteller ihrer Eigenart haben „die Völker des Kaukasus" in dem deutschen Dichter Friedrich von Bodenstedt gefunden, der sie in dem gleichnamigen Werke gleichsam portraitirt hat).

An den Grenzflüssen hatten sich die Russen eine Operationsbasis, „die Linie", geschaffen. Die den Bergvölkern gegenüber bald defensiv, bald offensiv auftretenden russischen Grenzwachen bestanden aus einer Kette von kleinen Festungen, welche von Truppentheilen besetzt waren. Zwischen ihnen zogen sich etwa von 2 zu 2 Werst große befestigte Kosakendörfer hin, und zwischen diesen Stanitzen standen wieder Kosaken-Pikets. Stabsquartiere des kaukasischen Heeres waren Tiflis in Grusien und Stawropol im russischen Kaukasus, beide wurden durch zwei Hauptstraßen mit einander verbunden.

Die Besetzung der vielen befestigten Punkte und die Art der damaligen russischen Kriegsführung, Cernirungslinien vorzuschieben und zu befestigen, erforderten eine große Truppenzahl. Oberbefehlshaber des kaukasischen Heeres war damals General Golowin in Tiflis. Unter ihm befehligte General Grabbe in Stawropol, welcher für das Gebiet diesseits des Gebirges über 70—80000 Mann verfügte. Eine so ansehnliche Macht, welche aus Truppen des Innern und Kosaken bestand, war aber bei weitem nicht ausreichend; sie wurde jedoch erst später — 1844 — wesentlich verstärkt.

Der russische Soldat eignete sich anfangs wenig für den Kampf mit den Bergvölkern, so vortrefflich er auch in der geschlossenen Truppe sein mochte. Schwer bepackt, mit langem Mantel bekleidet, erstieg der Infanterist keuchend und schwitzend mit Mühe die steilen Abhänge; er konnte gegen einen leichtfüßigen Gegner nicht aufkommen, der den Kampf mit geschlossenen Abtheilungen vermied und dafür um so kühner gegen den Einzelmann sich wandte. Letzterer, der im gemeinsamen Trupp mit Entschlossenheit auftrat, zeigte sich

dem flüchtigen Tschetschenzen gegenüber oft schüchtern, ja zaghaft: in strengster Disciplin gehalten und ohne Begeisterung fechtend, befand sich der russische Soldat trotz überlegener Körperkraft offenbar im Nachtheil gegen den fanatisirten und seinen Feind glühend hassenden Tschetschenzen. Auch ertrug dieser an die einfachste Lebensweise gewöhnte Bergbewohner die Strapazen weit leichter als der eine derbe Kost verlangende russische Krieger, welche bei den Streifzügen in fast ganz unwirthbaren Gegenden häufig genug, wenngleich auch nicht ganz fehlte, jedoch nicht ausreichte. Ebenso waren die Linien-Kosaken, obgleich sie nach und nach das Aeußere der Tscherkessen angenommen hatten, denselben nur in geschlossenen Trupps unter sicherer Führung überlegen. Erst in viel späteren Jahren, nachdem die russische Infanterie ein verbessertes Gewehr erhalten hatte, das Heer verstärkt und die Kriegführung eine andere geworden war, nahmen die Kämpfe für die Russen eine günstige Wendung.*)

Das waren die Verhältnisse, mit denen sich Lieutenant von Werder und seine beiden Waffengefährten nach und nach vertraut zu machen hatten, als sie nach Rußland gingen. Ende Juni des Jahres 1842 waren sie in Stawropol eingetroffen, von wo sie nach dem Terek aufbrachen und später mit einem Convoi in die Berge zogen. Zwei Jahre etwa blieben sie bei den Russen und erlebten manchen Kriegs- und Jagdzug, verschiedene Abenteuer und Gefahren, überwanden große Strapazen und Mühsale. Nicht die geringste Unbequemlichkeit machte ihnen die Geldnoth. Denn obwohl jeder der drei preußischen Offiziere aus eigenen Mitteln 1000 Thaler zuzuschießen vermochte, so kamen sie doch oft in Geldverlegenheiten und waren lediglich aus diesem Grunde nahe daran, ihren Aufenthalt im Kaukasus abzukürzen. Wie ein rother Faden zieht sich diese Geldnoth durch die Erlebnisse der drei Kameraden, sie vermehrte die Reihe der Enttäuschungen, welche sie in der zu idealen Auffassung ihres Commandos in reichem Maße erfuhren.

Am 2. September bekamen sie den Feind zum ersten Mal zu sehen, doch handelte es sich an diesem Tage, wie auch bei folgenden Gelegenheiten mehr

---

*) Friedrich von Bodenstedt giebt in seinen höchst anziehenden „Erinnerungen aus meinem Leben, zweite Auflage, Berlin 1884“, auf S. 318, folgende einfache und klare Erklärung dieser älteren russischen Kriegführung im Kaukasus:

„Schon ein Jahrzehnt dauerte damals der Gebirgskrieg, in welchem die Russen jeden Sommer mehr Krieger verloren, als Schamyl jemals unter seinen Befehlen gehabt. Auch der neueste Feldzug verlief nicht glücklicher als die früheren, weil die von Petersburg aus vorgeschriebene Art der Kriegführung wirkliche Entscheidungsschlachten unmöglich machte. Der Kaukasus wurde als eine große Festung betrachtet, deren man sich nur bemächtigen könne durch eine Reihe vorzuschiebender Parallelen. An dem Ausgange der verschiedenen Thäler und den Fluß-Defilen wurden Festungen und Forts angelegt, um die Bergbewohner allmälig von den Ebenen und niederen Stufen in die hohen und rauhen Felsenthäler zurückzudrängen. Nun hat aber diese Riesenfestung längs der nördlichen Seite eine Ausdehnung von mehr als 150 deutschen Meilen, wonach sich am besten die Schwierigkeiten bemessen lassen, mit welchen die Russen bei ihrem Vordringen zu kämpfen hatten.“

um Neckereien. Das Lagerleben bot wenig Erfreuliches. Im Werder'schen Tagebuch ist u. a. Folgendes hierüber zu lesen:

„10. October. Die ganze Nacht hat es geregnet, dabei ist es empfindlich kalt. Die Zeltwände sind triefend, und es zieht durch alle Spalten. Les beaux jours d'Aranjuez sont passés, und die jetzigen gefallen mir nicht. Aber hier hilft nichts als Stillhalten . . . Dabei ist jetzt und, wie es scheint, überhaupt von Kriegführung nicht mehr die Rede, und es kommt mir manchmal vor, als wenn eigentlich die ganze Sache der Mühe nicht werth gewesen besonders in Bezug auf die Sorge oder sogar den Gram, den ich durch dieselbe der Mutter und Familie gemacht habe . . .

11. October. Die ganze Nacht hat es stark geschneit. Berge und Niederung erschienen als Winterlandschaft, und obgleich der Morgen schön und ziemlich warm ist, so macht das Ereigniß, besondern da ein schauderhafter Schmutz zu erwarten, keinen angenehmen Eindruck . . . gegen Abend Regen."

Auch die nächsten Monate brachten keine Ereignisse von Bedeutung, so daß das Tagebuch selbst folgende Einträge empfing:

„Die Tage schleichen wie die Schnecken, und doch vergeht jeder einzelne rasch. Vielleicht gerade wegen des ewigen Einerleis, daß sich keine Abschnitte bilden, an denen das Gedächtniß festhalten könnte, vergeht die Zeit schneller. Sie fängt an, der russischen Steppe zu gleichen, in der nichts den Blick fesselt. Noch nie bin ich des ganzen Kaukasus so überdrüssig gewesen als jetzt, und könnte ich, wie ich wollte, ich setzte mich auf und quittirte den langweiligen Kriegsdienst, besuchte Grusien und kehrte über Odessa nach Berlin zurück. Auf die Länge, das sehe ich wohl, ist kein ewiger Bund mit den Russen zu flechten."

Am 24. Juli 1843 unternahmen die Russen eine Recognoscirung nach dem oberen Urup. In einem Thale erhielten sie plötzliches Gewehrfeuer von einem versteckten Feinde, und auch Lieutenant von Werder wurde verwundet. Ein Schuß in den Arm hatte den großen Knochen zerschlagen, ein zweites Geschoß war im Fleisch des Oberarmes stecken geblieben. Die Verwundung war eine sehr schwere, selbst eine Amputation schien geboten zu sein, glücklicherweise ging die Gefahr vorüber. Peinlich war aber dem Verwundeten, daß die Sache selbst in Berichten und Briefen zu einer Heldenthat aufgebauscht worden war. Er schrieb darüber:

„Dergleichen Artikel sind die Folge von falschen Darstellungen. Wo ist hier von Tapferkeit und présence d'esprit überhaupt die Rede gewesen und ich zweifle nicht, daß sie gezeigt worden wäre, aber die Gelegenheit hat eben gemangelt. Dafür kann Niemand, und es braucht nicht erst der Bemäntelung. Wahrheit geht vor Allem, und ein Abweichen davon muß sich immer bestrafen und wäre es auch nur in dem unangenehmen persönlichen Gefühl . . ."

Im Februar 1844 verließen Werder und Hiller das Bergland, um zunächst nach Stawropol zu gehen. Sie hatten lange Zeit bei sich erwogen,

ob sie nicht nochmals am Kriege sich betheiligen sollten, nachdem sie gehört, daß an 60000 Mann Verstärkungen aus dem Innern nach dem Kaukasus gezogen worden waren, somit eine lebhaftere Kriegführung zu erwarten stand. Allein sie mußten beachten, daß ihr Urlaub neuerdings fest begrenzt worden war und begruben nicht ohne Bedauern ihr Kriegsbeil.

Zwei Wanderjahre hatte Lieutenant von Werder jetzt hinter sich. Er hatte sich zu einem kriegstüchtigen Soldaten ausbilden wollen. Waren seine Hoffnungen erfüllt worden? Die Kriegführung im Kaukasus hatte er sich allerdings anders gedacht. Zu dem einzigen größeren Unternehmen in der Itschker im Sommer 1842 war er zu spät gekommen, die späteren Zusammenstöße waren unbedeutend ausgefallen. Seine schwere Verwundung hatte ihn nicht auf einem siegreichen Schlachtfelde ereilt, er war aus einem Hinterhalt angeschossen worden, und das hätte er z. B. in den Abruzzen näher haben können. Was also das Erproben der eigenen Kraft betrifft, so hatte er eine große Enttäuschung erfahren.

Gleichwohl war der Aufenthalt im Kaukasus für den strebsamen Offizier in mancher Richtung recht lehrreich gewesen, wie das General v. Conrady mit vollem Recht in folgender Betrachtung hervorhebt:

„Das ganze militärische Leben und Treiben im Kaukasus, mit seinen Märschen, dem Lagerleben, den Recognoscirungen, auch das Ertragen namhafter Strapazen war interessant und lehrreich gewesen, und das gänzliche Entwöhnen vom Comfort des Garnisonlebens, das Hineinfinden in fremde Verhältnisse und Persönlichkeiten mußten nützlich auf die Entwickelung der soldatischen Eigenschaften Werders gewirkt haben. Das Kennenlernen von fremden Ländern, Völkern und Sitten aber, das Genießen vieler und großartiger Naturschönheiten hat auf den Naturfreund Werder einen nachhaltigen Eindruck gemacht und gewährte ihm in der Erinnerung den dauernden Genuß, den jede große Reise im Verarbeiten der empfangenen Eindrücke im Gefolge hat."

Diese Aussprüche haben gewiß ihre vollste Berechtigung. Man darf aber wohl noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, daß die aufmerksame Beobachtung des kleinen Kriegs in den Bergschluchten des Kaukasus, wie er von den beiden Gegnern in recht verschiedenartiger Auffassung geführt wurde, den Blick des preußischen Offiziers frühzeitig schärfen mußte. Allerdings gab es keine Gelegenheit zur Prüfung von strategischen Feldzugsplänen oder zur Beobachtung von Einzelfällen mit taktisch wichtigen Entscheidungen, dagegen wird es sicher nicht an recht verschiedenartigen Vorkehrungen für den Sicherheits- und Aufklärungsdienst gefehlt haben. Jedenfalls hat August von Werder seine zweijährigen Erlebnisse in dem Osten mit ihren Freuden und Leiden stets als einen Schatz praktischer Erfahrungen betrachtet, den er für das Leben bewahrte.

Ueber das Verhalten der drei preußischen Offiziere im Kaukasus waren von Petersburg die günstigsten Berichte eingegangen. Hieraus nahm König

Friedrich Wilhelm IV. Anlaß, dieselben zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen. (Dieser Orden war damals nicht wie jetzt das Zeichen einer Genossenschaft, welche sich durch Aufnahme neuer Mitglieder nach deren Prüfung selbständig ergänzt). Der geistvolle König entschied beim Vortrag über diese Angelegenheit, daß die drei Offiziere „gegen die Ungläubigen gefochten hätten und ihnen daher der Johanniter-Orden gebühre." In diesem Sinne waren sie gewiß echte Johanniter.*)

III.

Fast 36 Jahre war der Premierlieutenant von Werder alt, als er aus dem Kaukasus nach Deutschland zurückkehrte. Seine erste Sorge war darauf gerichtet, seine fernere Dienstbrauchbarkeit feststellen zu lassen, glücklicherweise konnte dies bald geschehen. Der damalige Meister der Operateure, Professor Dieffenbach in Berlin, erklärte seinen Arm für völlig wiederhergestellt, empfahl jedoch dringend noch den Gebrauch der Teplitzer Quellen. So trat denn der diensteifrige Offizier im Herbst 1844 wieder in sein Regiment und sollte nun bald eine schnellere Militärlaufbahn zurücklegen.

Im März 1846 kam er als Hauptmann in den Generalstab und wurde dem General-Commando des I. Armeecorps in Königsberg zugetheilt. In seiner neuen Stellung glaubte Hauptmann von Werder, welcher sich gern verheirathen wollte, ehe es zu spät wurde, einen Haushalt begründen zu können; er verlobte sich im Frühjahr 1847 mit der ältesten Tochter des Majors a. D. Grafen von Borcke auf Tolksdorf in Ostpreußen. Fräulein Hedwig von Borcke, eine damals 24jährige, geistig wie körperlich sehr bevorzugte junge Dame, gab gern ihr Jawort, und so kam hier eine Verbindung zu Stande, welche von tiefer gegenseitiger Neigung geleitet wurde,

*) Es ist von Interesse, auch die Aufzeichnungen eines zweiten Theilnehmers an den Kämpfen im Kaukasus mit den Werder'schen zu vergleichen, nämlich die des Lieutenants von Gersdorff, welche in einer ganz kürzlich erschienenen Schrift (Hermann von Gersdorff, königlich preußischer General-Lieutenant von Schulz, Hauptmann etc., mit einem Bildniß, Berlin 1891) veröffentlicht worden sind.

Dieselben — von dem Verfasser als „Patrouille nach dem Kaukasus" bezeichnet — sind sehr ausführlich und recht anziehend. Die nachstehenden kleinen Auszüge sind ihnen entnommen:

Wir reisten Tag und Nacht (der Aufbruch erfolgte am 1. Juni 1842) . . . Am 27. Juni langten wir in Stawropol an, acht Tage hatten wir uns an verschiedenen Punkten aufgehalten, 19 Tage waren wir Tag und Nacht gefahren . . .

Das Operationsgebiet im Kaukasus, von Norden gesehen, ist in drei Theile getheilt: den rechten Flügel am Kuban, das Centrum und den linken Flügel am unteren Terek. (Zu diesem linken Flügel, bezw. dem General Grabbe, begaben sich die drei preußischen Offiziere.) . . .

Der bisherige Krieg ist ein Triumph der Ausdauer russischer Infanterie. Auf kaukasischer Seite ist er ein Beispiel, was Büchsenschützen, die nicht einmal gut schießen, aber gut manövriren, leisten können. Die Erziehung kann nie erreichen, was die Natur hervorbringt, dieser Natur fehlt die Disciplin; könnte sie hervortreten, so ginge die Natur wieder verloren."

obwohl das verlobte Paar sich darüber von vornherein klar war, daß die Ansprüche an das Leben sehr eingeschränkt werden mußten. Der Bräutigam äußerte sich hierüber in einem Briefe an seinen Bruder vom 8. Mai 1847 in folgender sehr bezeichnender Weise:

„Du weißt, ich bin ziemlich frei von Schwärmerei, man nannte mich sogar oft den „kalten Philosophen", und wenn ich gleich weder Philosoph, noch absolut kalt bin, so dürfte mir indeß eine gewisse Besonnenheit in Sachen des Gefühls nicht völlig abzusprechen sein. Also ich bin kein Schwärmer, kein poetischer Enthusiast, ich muß aber anerkennen, daß mich das Schicksal auf unverdiente Weise begünstigt hat, indem es mich ein Wesen finden und erkennen ließ wie Hedwig. — Aber Finden und Erkennen würden zu keinem besonderen Glück geführt haben; was diesem die Krone aufsetzt, ist das unerklärliche Factum, daß ich dieses Wesens wahrhafte, herzliche Neigung gewinnen konnte. Erkläre dieses Räthsel, wer will, ich vermag es nicht, es muß doch die Gewalt meiner eigenen Liebe gewesen sein. Aber lassen wir das Grübeln und freuen wir uns allesammt der überaus glücklichen Wendung, die mein Geschick genommen. Es war aber auch wirklich hohe Zeit — ich war auf dem besten Wege, ein ganz unleidlicher misanthropischer Cölibatär zu werden. Die innere Leere und Unzufriedenheit, oder vielmehr das innere Unbefriedigtsein, das ich empfand, ist schwer zu beschreiben. Nichts hatte eigentlich Interesse für mich, ich war nur Automat. Nun lebe ich aber auf; ich weiß wozu, für wen ich zu leben habe. Nicht eine völlig wolkenlose Zukunft erwarte ich, dazu bin ich zu vernünftig und zu wenig poetisch, aber ein befriedigtes inneres Leben und hiermit auch größeres Interesse für die Außenwelt, kurz etwas durchaus Anderes, Besseres, wie die Vergangenheit, trotz aller Unruhe und Bewegung, zu bieten vermocht hat." —

Am 12. Februar 1848 fand die Vermählung statt, also nur wenige Wochen vorher, ehe eine politisch sehr stürmische Zeit über ganz Deutschland ereinbrach. Auch der Hauptmann von Werder hatte sie herankommen sehen und mit Entschlossenheit erwartet; „meine neue Eigenschaft als Ehemann soll mich nicht hindern, tüchtig dreinzuschlagen!" schrieb er damals einem Verwandten, doch sollte er zunächst noch nicht wieder den Krieg kennen lernen, wohl aber tüchtig in der Welt herumgeworfen werden. Zunächst kam er als Compagnie-Chef in das 1. Infanterie-Regiment und wurde von Königsberg nach Memel versetzt; von dort kam er dann wieder nach Königsberg und mit seinem Regiment einige Monate später nach Danzig. Hier blieb er während der Jahre 1849 und 50 und hatte dabei Gelegenheit, als Mitglied einer Abordnung seines Regiments den Kaiser Nicolaus in Warschau zu begrüßen. Seine Beobachtungen hierbei hat er in einem Briefe an seinen Bruder niedergelegt, welcher u. A. folgende Sätze enthält:

„Unser Aufenthalt in Warschau war eine interessante Episode, die Aufnahme von allen Seiten eine ausgezeichnete. Der Kaiser und die Offiziere

aller Grade beeiferten sich, ihre Achtung, ihr Wohlwollen, ihre Sympathie für die preußische Armee an den Tag zu legen. Das wird aber die russische Politik nicht abhalten, gegen uns Front zu machen, sobald sich die Umstände danach gestalten, und ein hübsches Stückchen Land wegzunehmen, wenn es angeht, etwa die Provinz Preußen bis zur Weichsel. Darum möchte ich rathen, darauf los! Frische Fische, gute Fische."

Der Krieg stand allerdings damals — im Spätherbst 1850 — fast vor der Thür (auch wurde bekanntlich im November die Mobilmachung der preußischen Armee anbefohlen); allein er brach nicht aus, weil — wie General von Conrady ganz ehrlich sagt — „Preußen in der Erkenntniß seiner militärischen Schwäche und seiner gemachten politischen Fehler am Tage von Olmütz schwere Buße that." Aber auf die Buße folgte die Besserung: der König und vor Allen der Prinz von Preußen, der später so ruhmgekrönte Kaiser Wilhelm I. arbeiteten an der Stärkung der Armee. Sie hatten die Richtigkeit des Ausspruchs ihres Ahnen, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., erkannt: „Ein Staat wird von anderen Staaten nur insoweit geachtet, als seine Macht furchtbar ist."

Auch aus jener Zeit liegt eine offene Werdersche Aufzeichnung in einem Briefe vom 18. November an seinen Bruder vor mit folgenden Aussprüchen:

„Wir machen hier tüchtig mobil. Der Enthusiasmus ist wirklich groß und allgemein. Selbst das zweite Aufgebot (der Landwehr) stellt sich mit heiterer Miene. Schade, wenn Alles umsonst wäre. Ich fürchte, der Friede wird nicht unterbrochen und wir wiederum die Angesengten sein. Oesterreich und Rom haben es niemals ehrlich gemeint, sie verlieren ihren eigentlichen Zweck nimmer aus den Augen. Sollte Habsburg auch augenblicklich scheinbar klein beigeben, sobald es sich selbst nur stark genug dazu fühlt, wird es nicht anstehen, uns mit Stumpf und Stiel aufzufressen, notabene wenn wir still halten und uns fressen lassen. Je später es zu diesem unausbleiblichen Kampf auf Leben und Tod kommt, um so schlimmer für uns. Ich glaube einmal an keine innige Gemeinschaft mit dem Nachbar, der nach demselben Ziele strebt wie Preußen, wenngleich auf anderem Wege!" . . .

Er sollte Recht behalten mit seiner Prophezeihung: schon zu Anfang des Jahres 1851 wurde die Demobilisirung der preußischen Armee anbefohlen. Am 1. März 1851 wurde Werder, dem am 29. October 1850 zu Danzig ein Sohn geboren war, als Major in das 33. Infanterie-Regiment versetzt und kam wieder nach Königsberg. Hier blieb er jedoch nur einige Wochen, da sein Regiment plötzlich nach Cöln abcommandirt wurde; er zog also an den Rhein, doch konnte er sich als Altpreuße erst nach und nach an das dortige Leben gewöhnen. Am 1. October 1853 kam er als Landwehr-Bataillons-Commandeur nach Gräfrath und hatte hier das Unglück, seine Gemahlin durch den Tod zu verlieren, nachdem sie ihm noch ein Töchterchen geschenkt hatte; sein frommer Sinn überwand zwar diese Prüfung, doch wurde ihm der Sieg recht schwer. Etwa zwei Jahre später — am 16. Februar 1856 —

erfolgte seine Ernennung zum Commandeur des 4. Jägerbataillons in Sangerhausen, die er freudig aufnahm, da sie ihn wieder einer anhaltenden praktischen Thätigkeit im Truppendienst zuführte und die größere Wirksamkeit eines selbständigen Stabsoffiziers für ihn erschloß.

Major von Werder hatte reiflich und lange über Ausbildung der Truppen nachgedacht, nun vermochte er seinen Ansichten auch praktischen Nachdruck zu geben. Er war selbst mit Leib und Seele Jäger (wenngleich kein besonders guter Schütze) und legte darum hohen Werth darauf, sein Bataillon in jeder Richtung kriegstüchtig zu machen; sein Bestreben wurde auch durch den besten Erfolg belohnt. Als Oberstlieutenant nahm er 1857 mit seinem Jäger-Bataillon am Königsmanöver bei Merseburg Theil und erntete dort die Anerkennung seines allerhöchsten Kriegsherrn; die Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife, welcher sonst nur an Regiments-Commandeure gegeben zu werden pflegt, war ein sichtbarer Ausdruck*) derselben.

Eine weitere Folge der Thatsache, daß der Bataillons-Commandeur in größeren Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, war seine Versetzung in das 2. Garde-Regiment zu Fuß im September 1857, und wenige Monate später seine Berufung als Inspecteur an die Spitze der Jäger und Schützen, sowie die Uebertragung des Commandos des Feldjägercorps. Damit war ihm ein bedeutungsvoller Wirkungskreis beschieden, und er war ganz der Mann, die gehegten Erwartungen zu befriedigen.

Es war damals eine interessante militärische Uebungszeit in Preußen: überall suchte man die Ausbildung der Truppen zu vervollkommnen. Namentlich die mit dem Zündnadelgewehr allgemein bewaffnete Infanterie bemühte sich, von den todten Formen des Reglements loszukommen und mehr in dessen Geist einzudringen. In den Kreisen der Führer bildete die Frage der praktischen Verwendung der Infanterie ein beliebtes Thema für Wort und Schrift. Oft schon hatte man die Frage gestellt, ob, da die Leistungen der Infanterie im Schießen denen der Jäger näher gekommen und die Füsilier-Bataillone

*) Schon damals muß der Oberstlieutenant von Werder auch in Bürgerkreisen die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt haben; man erkannte in ihm schon frühzeitig den tüchtigen General der Zukunft. Uns selbst ist aus jener Zeit folgender bezeichnender Zug berichtet worden: Als seine Ernennung zum Oberstlieutenant erfolgt war, wurde ihm zu Ehren ein Festmahl zu Sangerhausen veranstaltet. Während desselben erhob sich der dortige Superintendent zu einem Toast mit den Worten: „Wir weihen dieses Glas dem Oberstlieutenant von Werder, dem Werder!“ Wie — unterbrach der Wirth den Redner — ist er denn noch in den Kinderschuhen, ist er nicht schon was? worauf jener erwiderte: „Ich sehe in dem, was er ist, daß er dereinst Großes werden, Großes vollbringen wird. Wir weihen dieses Glas der deutlich signalisirten bedeutungsvollen Zukunft des Oberstlieutenants von Werder!“ Lächelnd soll der bescheidene Oberstlieutenant gedankt, mit Theilnahme und Zuversicht aber die übrigen Anwesenden in das laute Hoch eingestimmt haben. Daß der Gefeierte die in ihn von dem Sangerhäuser Freundeskreise gesetzten Erwartungen noch übertreffen werde, sollte die Zukunft lehren.

als eine Art leichter Infanterie ausgebildet wurden, die Beibehaltung der Jäger-Bataillone noch besondere Vortheile verspräche, da das beste Material an Ersatz ihnen zugewiesen wurde und dasselbe der Infanterie verloren ging. Der neue Inspecteur der Jäger und Schützen vertrat die Ansicht, daß, wenn die Ausbildung der Jäger keine höhere Stufe als die der leichten Infanterie erlangen könne, es allerdings besser sei, etwa nur die beiden Garde-Bataillone (wegen der Forstversorgung) beizubehalten und das Material der übrigen Jäger-Bataillone (bekanntlich bei jedem Armeecorps 1) auf die Infanterie-Regimenter zu vertheilen. Aber er war auch ebenso überzeugt, daß eine zielbewußte Ausbildung der Jäger-Bataillone für den Krieg eine weit höhere Stufe erreichen könne, und dieser Ueberzeugung suchte er als Inspecteur zu entsprchen. Er war ein Feind von allem todten Formenkram, von allen überflüssigen, zeitraubenden Uebungen und bemühte sich, seinen leichten Truppen einen belebenden frischen Geist beizubringen. Oft sprach er aus: der Jäger solle wissen, was er machen muß, wie er es machen muß und warum er es machen muß; der Jäger solle denken, er höre auf, ein solcher zu sein, wenn er etwas mechanisch mache. Er verpönte das über den Kamm Scheeren in den Compagnieen, an dessen Stelle wollte er Berücksichtigung der einzelnen Individualität im Schießen, in der Schule, im ganzen Auftreten. Neben der altpreußischen strammen Soldatenschule verlangte er die höchste Findigkeit und Gewandtheit der Jäger bei allen Gelegenheiten ihres Auftretens. Er war der Ansicht, daß das Aeußerste verlangt werde, damit das Möglichste geleistet werde. Und dieses sein System ist heute noch mustergiltig und sollte es immer sein!

Auch noch in einer anderen Hinsicht machte sich der am 1. Mai 1859 zum Oberst beförderte Inspecteur hoch verdient um die militärische Ausbildung, nämlich als Vorstand der Centralturnschule. Es gelang ihm, seiner Ueberzeugung Anerkennung zu verschaffen, daß die Gymnastik ein nothwendiges Ausbildungsmittel sei, durch welches der Soldat befähigt werde, mit Zeitgewinn seinen Dienst gut zu verrichten. Allerdings war Zeit erforderlich, um diese Ansicht zur allgemeinen Geltung zu bringen, doch sehen wir heute die Richtigkeit derselben allgemein anerkannt.

Beinahe fünf Jahre war Werder als Inspecteur der Jäger und Schützen thätig. Dann erhielt er das Commando einer Infanterie-Brigade (am 29. Januar 1863) und schied aus seiner bisherigen Thätigkeit mit dem Bewußtsein, die Jägerwaffe in ihren Leistungen, namentlich in der kriegsgemäßen Ausbildung, weit über die Infanterie erhoben zu haben. Gewiß hat die preußische Jägertruppe während der letzten sechs Jahrzehnte ihres Bestehens manchen tüchtigen und ausgezeichneten Inspecteur gehabt, doch war keiner gewissenhafter und treuer, von ernsterer und liebevollerer Sorge für eine zielbewußte Entwickelung der Waffengattung erfüllt, als Werder, der denn auch dieselbe in einem wichtigen Zeitabschnitt wesentlich gefördert hat. Sein Interesse hat er der Truppe im grünen Rocke zeitlebens bewahrt.

Am 17. März 1863 wurde er zum Generalmajor befördert. Als Commandeur der 8. Infanterie-Brigade trat er in eine anstrengende Thätigkeit, wozu der polnische Aufstand Veranlassung gab. Rußland war durch denselben zu einer militärischen Machtentfaltung genöthigt worden; auch Preußen, das wegen seines polnischen Besitzstandes an der kräftigen Niederschlagung der Empörung betheiligt war, hatte sich zur Aufstellung eines Grenzcordons entschlossen, wodurch die Truppen der 8. Infanterie-Brigade sehr in Athem gehalten wurden. Der mit ungenügenden Kräften unternommene polnische Aufstand wurde bekanntlich bald ganz niedergeschlagen. Im Januar 1864 erhielt General v. Werder das Commando der 4. Garde-Infanterie-Brigade in Berlin, und etwa ein Jahr später — am 9. Mai 1865 — wurde er mit der Führung der 3. Division betraut und nach Stettin versetzt; Commandeur wurde er im Juni 1866.

Nunmehr hatte der General eine 40jährige Dienstzeit zurückgelegt. War die erste Hälfte seiner militärischen Laufbahn eine sehr langsame, fast hoffnungslose gewesen, so zeigte die zweite Hälfte ein ganz anderes Bild, denn vom Premierlieutenant zum Generallieutenant in zwanzig Jahren aufzurücken, kann auch nach heutiger Anschauung eine vorzüglich schnelle Beförderung genannt werden. Allerdings war ihm die Zeit, in welcher der thatkräftige Chef des Militärcabinets, der spätere Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel, unausgesetzt auf die Verjüngung des preußischen Offiziercorps hinzuwirken bestrebt war, hierbei sehr zu Statten gekommen, und diese Zeit umfaßt gerade die Jahre 1857—1863.

General v. Werder stand in seinem 58. Lebensjahre, war also noch im besten Mannesalter, geistig frisch und körperlich überaus rüstig, als ein großer Krieg ausbrach. Nun sollte auch er seinen sehnlichen Wunsch erfüllt sehen: an der Spitze einer tapferen Kriegerschaar, die ihn ebenso kennen gelernt hatte wie er sie, gegen den Feind zu marschiren!

(Schluß folgt.)

„Chanteuse fin-de-siècle.“

Ein Beitrag zur Pſychologie der Zeitgenoſſen.

Von

Max Nordau.

— Paris. —

Das erſte, was den Blick des Fremden feſſelt, der gegenwärtig Paris beſucht, ſind rieſige, verſchwenderiſch gefärbte Maueranſchläge, welche jedes kahle Stückchen Wandfläche in ihrer fröhlichen Buntheit beleben und in natürlicher Größe ein junges Weib in rückſichtslos ausgeſchnittenem Ballkleide zeigen, deſſen hoch bis an den Oberarm hinauf ſchwarz behandſchuhte Hände vorn unter der Taillenſchnebbe in Confirmandin-Haltung ſittſam in einander gelegt ſind. Das in die Höhe gekämmte, am Scheitel gewirbelte Haar iſt mohrrübenroth, die geſchloſſenen Lippen, die zu jenem verſchwiegenen Lächeln breitgezogen ſind, mit dem Salondamen in vertrautem Kreiſe ſtarke Geſchichten anzuhören pflegen, ſind zinnoberroth, die Augen blicken ſo herausfordernd, daß ſie geradezu gegen den „groben Unfug-“Paragraphen verſtoßen. Die Ueberſchrift belehrt den Fremden, daß dieſes Bildniß „Mademoiſelle Yvette Guilbert, die Fin-de-siècle-Sängerin“ darſtellt, und er kann den Namen kaum mehr vergeſſen, denn wenn er hier Bekannte hat, ſo wird ihn Jeder täglich fragen: „Haben Sie ſchon Yvette Guilbert gehört?“ Der altmodiſche Reiſende, der ſich dem für alle Geſchlechter geſchriebenen ehrbaren Baedeker anvertraut, erleidet pflichttreu Louvre und Père Lachaiſe, der auf der Höhe der Zeit ſtehende dagegen erfährt ſofort, daß heute die Haupt-Sehenswürdigkeit von Paris Yvette Guilbert iſt, und wenn er nur eine Spur von Bildungs-Bedürfniß hat, wird er ſich beeilen, ſie kennen zu lernen.

Sie zeigt sich dem versammelten Volke jeden Abend im „Concert Parisien", das früher ein gewöhnliches Tingel-Tangel war, wie es deren in Paris wenigstens hundert giebt, jetzt aber durch das Auftreten von Yvette Guilbert zu großer Auszeichnung gelangt ist. Die neue Herrlichkeit hat übrigens an dem Wesen des Lokals nichts geändert. Der Saal ist mit derselben schäbigen Pracht ausgestattet wie früher, das Publikum, wenigstens das der Gallerie, raucht und spuckt, wie es dies gewohnt ist, und die Kellner, welche die im Preise der Plätze mit begriffenen schauerlichen Getränke herumreichen, sind schmierig genug, um die alten Stammgäste von der vorguilbert'schen Zeit her nicht zu verschüchtern. Aber die Achtung, welche der Anblick der gummiguttvergoldeten, abbröckelnden Gipsverzierungen der Decke und Gallerie-Brüstung und das Aussehen eines Theils der Zuhörer nicht erwecken können, beschleicht den Ankömmling sofort, wenn er die lange Reihe herrschaftlicher Wagen sieht, die vor dem „Concert Parisien" in der sehr unaristokratischen Rue du Faubourg St. Denis aufgefahren sind, und wenn er den Preis zu bezahlen hat, den man ihm am Schalter für seine Eintrittskarte abverlangt. Eine sogenannte „Loge", ein enger Verschlag mit zwei leidlichen und zwei unleidlichen Plätzen, kostet 20, ein Sitz in der vordern Hälfte des schmalen und tiefen Saales 4 Franken. Doch gelten diese Preise nur theoretisch. Denn da der Saal stets ausverkauft ist, muß man sich die Plätze einige Tage vorher sichern und dann hat man für einen Logensitz 7, für einen Sitz im Saale 5 Fr. zu bezahlen. Wer nicht einige Tage warten kann und auf die Dienste eines Zwischenhändlers angewiesen ist, der wird sich auch entschließen müssen, für eine Loge 35 bis 40, für zwei Saal-Sitze 15 Fr. zu vergießen.

Dieses Geldopfer hilft wesentlich, den Zuhöhrer in die Stimmung zu versetzen, in der er für die Kunst der Fin-de-siècle-Sängerin die richtige Empfänglichkeit hat. Ehe er zum Genusse gelangt, ist er freilich noch einer ziemlich harten Prüfung ausgesetzt. Yvette Guilbert erscheint erst nach zehn Uhr und die Vorstellung fängt vor neun an. Anderthalb Stunden lang muß man also die gewöhnlichen Programm-Nummern der Pariser Tingel-Tangel über sich ergehen lassen und das mildeste, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie trostlos sind. Das Gemecker der fingerdick geschminkten, augenverdrehenden Bänkel-Sängerinnen, welche empfindsame Liebeslieder säuseln oder geschwollene Revanche-Gedichte donnern, die unflätigen Gassenhauer oder blödsinnigen „Monologe" der männlichen Hanswürste könnten selbst die Menschenliebe eines Tolstoi in Würgegier gegen diese „Künstler" verwandeln. Aber eine eingehendere Betrachtung des Publikums wird das Herz eines Zuhörers, der an das Dogma von der Gleichheit glaubt, wieder einigermaßen erquicken. In angenehmer Mischung sind da ungefähr alle interessanten Klassen der Gesellschaft vertreten. Auf der Gallerie rühren die Ellenbogen der Arbeiterin im bloßen Haar, der billig aufgedonnerten Dirne vom äußeren Boulevard, der etwas koketter getakelten

„Studentin" aus dem lateinischen Viertel und der an ihnen haftenden männlichen Begleiter an einander. Im Saale sitzen ganze Familien ehrbarer Krämer und Handwerker, „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind," vom Vater und Oheim nicht zu sprechen, neben dem herausgewichsten Ladenschwengel, der seiner Modistin einen Literatur- und Kunst-Abend bezahlt. In den Logen spreizt sich die überwältigend aufgezäumte „große" Cocotte mit ihrem verwitterten Beschützer, der aber auch ein junger pfefferkuchenfarbiger Rastaquouère sein kann, während neben ihr viel bescheidener eine Weltdame blüht, die ihren Gatten oder Liebhaber, meistens den letzteren, gebeten hat, sie ins „Concert parisien" zu führen, und die offenbar nicht im Geringsten darunter leidet, daß rechts ein vergnügter Neger ihr den Rauch seiner Cigarre ins Gesicht bläst, links ein Club-Gommeux mit festgeschraubtem Cylinder auf dem Kopfe und der vorschriftsmäßigen Gardenia im Frack-Knopfloch sie durch sein Monocle anstarrt, zwei Logen weit eine Cocotte laute Bemerkungen über ihre Toilette macht und von der Gallerie ein „pâle voyou" mit einem Grinsen seines grünlichen Gesichtes ihr zuruft, sie solle nicht vergessen, ihn beim Ausgange zu erwarten, er wolle sie seinen Kameraden, sehr distinguirten Leuten, vorstellen. Das ist die richtige égalité, die Gleichheit in der Gemeinheit, die, von der Heine singt:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich." —

Die kleinen Possenreißer, die als Lückenbüßer dienen, haben endlich ausgetobt, das Publikum stößt einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus und nach einer kleinen Pause der Sammlung und des Schwelgens im Vorgenusse erscheint auf der Bühne Yvette Guilbert.

Sie hat mit ihren Bildnissen auf den großen Mauer-Anschlägen nur eine allgemeine, ich möchte sagen schematische Aehnlichkeit. Sie ist ein starkknochiges, langes Frauenzimmer mit langen Beinen, langen Armen und langem Halse, auf dem ein Kopf mit ausgeprägt mongolischer Gesichtsform sitzt. Mächtig entwickelte Backenknochen, eine kurze, kecke Nase, ein breiter, verwirrend beweglicher Mund mit dünnen, heftig roth geschminkten Lippen geben ihrer Physiognomie einen Ausdruck von Rohheit, der bei einem jungen Weibe verwundert. Das Haar, das Stirn und Nacken frei läßt, ist zu einem unmöglichen Roth gefärbt, während die kräftigen Augenbrauen, welche wahrscheinlich ihre natürliche Haarfarbe zeigen, dunkelbraun sind. Die Toilette ist, nicht in der Farbe, aber in den Umrissen, so, wie die Bilder sie darstellen. Auf der Bühne trägt sie ein olivengrünes Kleid aus gepreßtem Sammet und die gewissen schwarzen Handschuhe bis zur Mitte des Oberarms. Schultern, Rücken und Brust sind ganz entblößt. Hugues Le Roux, von dem weiter unten noch die Rede sein soll, findet im Aeußern von Yvette Guilbert eine pikante Verschmelzung des Typus der Diana und eines weiblichen

Fauns. An den klassischen Diana-Typus erinnert aber wohl nur die in die Länge entwickelte Gestalt und der „weibliche Faun" ist die denkbar galanteste Umschreibung für die Brutalität, die der Hauptausdruck ihres Gesichtes ist. Sie soll nach ihren Biographen 25 Jahre alt sein. Unter der Bühnen-Zurichtung und im Lichte der Rampe und Coulissen sieht sie aber reichlich dreißigjährig aus.

Das theils berufsmäßige, theils freiwillige Händeklatschen, das ihr Auftreten begrüßt hat, ist verstummt und nun beginnt sie ihre Lieder zu singen. Ihre Stimme ist weder sehr stark noch besonders hübsch, es ist ein mäßig hoher Sopran von ziemlicher Frische, wie ihn bessere Choristinen oder zweite Operetten-Kräfte an kleinen Bühnen haben. Ihre Stimmgebung ist häufig schreiend und gewollt pöbelhaft wie ihr Lächeln, ihr Blick, ihre Bewegung, paßt indeß zu den Worten, die sie singt. Was sofort angenehm auffällt und gerühmt werden muß, das ist, daß sie ein musikalisches Ohr hat. Ihr Anschlag ist sicher, sie bleibt immer im Takt, sie markirt den Rhythmus sauber und bringt auf diese Art ihre Gassenhauer zu voller Wirkung; denn derartige Weisen drängen sich ja nur durch die Bestimmtheit und klare Verständlichkeit ihrer Rhythmik dem unmusikalischen Pöbel auf. Aber weit mehr noch als ihr Singen ist es ihr Sprechen, das ihre Zuhörer packt. Ihre Vortragskunst ist ungewöhnlich groß. Sie weiß in jedes Wort ihrer Lieder eine ganze Ladung von Absichten, Hintergedanken und Anspielungen zu legen, Alles, was der Verfasser des Liedes sagt und meint, wird von ihr sichtbar verkörpert und auf sie findet ein meist gedankenlos gebrauchter und darum nichtssagend gewordener Ausdruck die richtige, wurzelhafte Anwendung: sie „gestaltet" ihre Lieder, sie giebt ihnen plastische Erscheinung.

Was sind es aber für Gestalten, die sie mit großer schauspielerischer Begabung dem Auge und Ohre des Publikums vorzaubert! Es sind Dirnen und Zuhälter und niemals etwas Anderes. Wenn das Lied nicht einen Zuhälter oder eine Dirne selbst vorführt, sondern irgend einen Vorgang erzählt, so spricht Yvette Guilbert es so, wie ein Gast des „Château rouge" es vortragen würde, wenn er die betreffende Begebenheit zu schildern hätte. Die unaussprechlichen Nachtthiere von unbestimmter Menschenähnlichkeit, welche in der untersten Schlammschichte des Pariser Abgrundes wimmeln, ahmt sie mit einer Vollkommenheit nach, die noch kein Geheimpolizist erreicht hat, obschon doch häufig dessen Leben von der Geschicklichkeit abhängt, mit der er in der Verbrecherkneipe den Galgenvogel zu spielen weiß. Sie hat der weiblichen und männlichen Fauna der äußeren Boulevards und des Festungsgrabens jeden Zug abgelauscht, den nur die schärfste Beobachtung und die feinsinnigste Analyse finden und festhalten konnte: die gequetschte, gleichsam schmalzige Stimme, wie eine absinthgeätzte Kehle sie hervorbringt, die mundfaule Aussprache, welche die Mitlaute zu einem formlosen Brei zerkaut und nur die Selbstlaute einigermaßen deutlich formt, das Mienenspiel, welches dem

Kundigen verräth, daß es ursprünglich aus den organischen Nothwendigkeiten der asymmetrischen, von den Zuckungen nervöser Tics bearbeiteten Gesichter degenerirter Geschöpfe hervorgegangen ist: ein Auge zugekniffen, die Lippen zu einem frechen einseitigen Grinsen verzogen, ein Mundwinkel durch das lüsterne Hängen des Endes der Unterlippe leicht geöffnet — eine zugleich höhnische und crapulöse Maske, die nicht den Gassenjungen der Romantiker, sondern den Sonnenbruder der Realisten, die nicht Gavroche, sondern Jean Hirour kennzeichnet. Und wenn Yvette Guilbert eine bekneipte Näherin darstellt oder das Abenteuer einer kleinen Bourgeoise schildert, die von ihrem Galan in einer langsam dahinhumpelnden Droschke begleitet wird, so stößt sie die erstickten Laute einer verzückten hysterischen Pariserin so naturwahr aus, daß der Kenner der Eigenthümlichkeiten des Pariser Weibes, und wenn er ein noch so abgehärteter Cyniker ist, sich entsetzt umsieht und die Nachbarschaft von Damen als eine haarsträubende Anstößigkeit empfindet.

Und mit dieser Fertigkeit, die verkommensten Typen der Pariser Vorstadtbevölkerung waschecht darzustellen, verdient Yvette Guilbert 250 000 Fr. jährlich. Das „Concert Parisien" zahlt ihr allein 500 Fr. für jedes Auftreten, das sie ungefähr eine Abendstunde, von zehn bis elf, kostet, und das Uebrige verdient sie in den vornehmen Salons, in denen sie sich von elf bis ein Uhr für 2 bis 500 Fr. hören läßt. Denn man ladet sie in die Salons der Aristokraten und Millionäre, sie ist die Zierde der Abendfeste in der höchsten Gesellschaft, der Faubourg St. Germain und St. Honoré berauscht sich an ihren Intonationen des Faubourg du Temple, Großfürsten bewundern in ihr die mit drei Stegen gesteppte Seidenmütze („casquette à trois ponts") und die öligen Schläfenhaare („rouflaquettes") des Titi und — was weit bemerkenswerther ist — engelhaft blickende, weißgekleidete Edelfräulein, die eben die Erziehungsanstalt „des oiseaux" verlassen haben, werden von ihr in Gegenwart ihrer zärtlichen Mütter und künftigen Gatten in die Denk- und Sprechweise, in alle Geschäftserfahrungen und Lebensgeheimnisse der nächtlichen Strichvögel des Boulevard de Lavillette eingeweiht.

Der unerhörte Erfolg dieser Gassenhauer-Sängerin hat auf den ersten Anblick etwas Räthselhaftes. Theilweise erklärt er sich allerdings durch die meisterhafte und ausdauernde Reclame, die für sie gemacht wurde. Ihre Anfänge waren überaus bescheiden. Zuerst, vor etwa zehn Jahren, war sie Verkäuferin in einem Schuhwaarengeschäft. Diese Thätigkeit genügte aber ihrem Ehrgeize nicht und sie suchte, wahrscheinlich von einem gefälligen Freunde berathen, zur Bühne zu kommen. Sie trat auch in den Variétés auf, wo man ihr irgend ein Rollenzipfelchen anvertraute, legte aber so überzeugende und erschöpfende Proben vollkommener Unfähigkeit an den Tag, daß die Theaterleitung sich beeilte, sie im kürzesten Verfahren an die Luft zu setzen. Trotz emsigen Bemühens fand sie kein zweites Bühnenengagement und da sie auch nicht mehr zum Schuhverkauf zurückkehren wollte, entschloß sie sich, Liedersängerin in Tingel-Tangeln zu werden. Zwei oder drei Jahre lang wirkte

sie nahezu gänzlich unbemerkt an diesen Kunststätten mit einem Gehalt von 16 Fr. für den Abend, bis einmal, im Jahre 1887, ihr Stern eine Bande Boulevard-Journalisten in das Lokal führte, wo sie eben ihre Lieder zum Besten gab. Ihr Haar war noch nicht mit heftigem Roth aufgeschönt, sie trug noch nicht das kannibalisch ausgeschnittene, in seinen vorhandenen Theilen eng anliegende Kleid aus olivengrünem Sammet und die langen, schwarzen Handschuhe, die sie so sehr als ihr geistiges Eigenthum betrachtet und hütet, daß sie durch Vertrag allen anderen Sängerinen des „Concert Parisien" die Nachahmung dieser Einzelheit ihrer Toilette verbietet, aber sie war schon damals in Ton und Geberde der klassische Zuhälter und die musterhafte Dirne, die man heute an ihr bewundert, und ihre sachverständigen Gelegenheitszuhörer sagten sich: „Heute Abend haben wir eine neue Kunstoffenbarung erlebt."

Die Boulevard-Zeitungen begannen sich mit ihr zu beschäftigen. Sie war endgiltig entdeckt. Ihr eigentlicher Christoph Columbus war Hugues Le Roux, ein Feuilletonist von großem Talent, der heute wie Wenige das Ohr des Pariser Publikums besitzt. Er stellte sie den Parisern vor, bildlich und buchstäblich. Denn er schrieb nicht nur gelehrte Artikel über sie, in welchen er Grund- und Aufriß, Baustoff und Maße ihrer Fähigkeiten gab, sondern veranstaltete auch im kleinen, sehr ausschließlichen „Théâtre des Arts" eine Vorstellung, in der er zuerst einen Vortrag über sie hielt und sie dann persönlich dem Publikum vorführte, das aus den Spitzen der Literatur- und Kunstwelt und der Auslese der vornehmsten Clubs bestand. Von diesem Abend an lag Paris zu ihren Füßen. Was vielleicht mit am meisten den Sieg entschied, das war der glückliche Name, den Hugues Le Roux für seine Entdeckung fand. Er nannte Yvette Guilbert die „chanteuse fin-de-siècle", und als „Fin-de-Siècle-Sängerin" beten sie alle diejenigen an, deren einziger Lebenszweck äußerste Modernität ist. Als sie einmal in Mode war, kam alles Uebrige von selbst. Begabte Künstler, die ein Plätzchen in ihrem Reclame-Triumphwagen zu erlangen wünschten, drängten sich dazu, ihr Bildniß in Oel, Pastell und Aquarell zu malen; Bildhauer stellten ihre Büste, ihr Medaillon, ihre Statue im Salon des Marsfeldes und der Elysäischen Felder aus. Die gewissen Maueranschläge begannen alle Wände zu bedecken. Reporter „interviewen" sie in kurzen Abständen. Das dauert nun in gleicher Heftigkeit seit drei Jahren und noch ist nicht zu bemerken, daß sie in den absteigenden Theil ihrer Bahn eingetreten wäre.

Die Bezeichnung „Fin-de-siècle"-Sängerin hat das Glück von Yvette Guilbert gemacht. Was ist nun aber „fin-de-siècle" an ihr? Etwa daß sie Zoten singt? Das ist schon früher dagewesen. Das kennzeichnet nicht das Jahrzehnt, in das wir eingetreten sind. Etwas schamloser sind ihre Lieder ja als die gewöhnlichen Freudenhaus-Chansons, diese Gerechtigkeit muß man ihr widerfahren lassen; aber die Würze muß eben schärfer sein, um auch nur einigen Eindruck auf Gaumen zu machen, die an den täglichen

Genuß des „Gil Blas“ und „Echo de Paris“, der „Vie parisienne“ und des „Courrier français“, der Romane von Zola und der Novellen von Armand Sylveſtre gewöhnt ſind. Iſt es alſo ihre Kleidung, die eigentlich eine durch ſchwarze Handſchuhe gemilderte Entkleidung, wenigſtens ihres Oberkörpers, iſt? Auch das kann es nicht ſein, denn etwas mehr, etwas weniger entblößtes Frauenfleiſch übt keine Wirkung auf das Paris, welches das blos mit einer Geſichtsmaske bekleidete „Bildniß einer Weltdame“ von Gervex in einem der letzten Salons nicht beſonders auffällig fand.

Nein. Was Yvette Guilbert zur „Fin-de-siècle“-Sängerin macht, das iſt ausſchließlich die Natur ihrer Lieder. Die Pariſer der Verfallszeit freuen ſich an den Geſtalten und Düften der Unrathkanäle. Ihr erſchöpftes Rückenmark durchrieſelt ein angenehmer Schauer, wenn ſie ihren kleinen Dante ſpielen und an der Hand der langbeinigen, langhalſigen Sängerin mit dem brutalen Geſichte in die ſociale Hölle hinabſteigen und die Verdammten aller ſieben Kreiſe, die Meſſerhelden, die Zuhälter, die Dirnen, ſehen. Dieſem Zuge zur Senkgrube, der gewiſſen Formen der Entartung eigen iſt, kommt Yvette Guilbert entgegen. Es ſpielen aber in dieſe Vorliebe der guten Geſellſchaft für die ſchlechteſte allerlei dunkle Nebengefühle mit hinein, die eine Zergliederung werth ſind. Ein Theil der verkommenen franzöſiſchen Jugend ſteht auf dem Standpunkte Nietzſches, der ja auch in Deutſchland der Modephiloſoph aller hyſteriſchen Primaner geworden iſt, ſie ſteht nämlich „jenſeits von Gut und Böſe.“ Sittlichkeit iſt von ihr als eine Uebereinkunft der Mehrheit erkannt, die für ſtolze Minderheit-Geiſter nicht bindend iſt. Sie betrachtet ohne Vorurtheil jede Erſcheinung an ſich und ſchätzt ſie nach deren eigenem Schönheitsgeſetze, nicht nach dem Geſetze ihrer Zweckmäßigkeit inmitten der herrſchenden Welt- oder Geſellſchaftsordnung. Der Zuhälter iſt offenbar innerhalb der heutigen Geſellſchaft und ihrer Sittengeſetze eine Störung. Er iſt ein höchſt laſterhaftes Weſen. Laſter und Tugend ſind aber für den Bekenner Nietzſche'ſcher Weisheit leere Worte, die namentlich in der Kunſt keinen Sinn haben. Der Zuhälter kann als ſolcher vollkommen oder unvollkommener ſein, er kann ſeinen eigenen Typus roh angedeutet oder fein und logiſch durchgebildet zeigen und der Reichthum ſeiner Entwickelung beſtimmt allein das äſthetiſche Werthurtheil über ihn. Deshalb kann die vorurtheilsloſe und auf ihre Verſtändnißfähigkeit ſtolze Pariſer Jugend einen wahren Kunſtgenuß empfinden, wenn Yvette Guilbert in dem Liede „Belleville-Ménilmontant“ von Ariſtide Bruant einen ſehr vollkommenen Zuhälter ſingen läßt:

„Depuis c'est moi qu'est l'sout'neur
Naturel à ma p'tit' soeur,
Qu'est l'ami' d'la p'tit' Cécile
A Bell'ville,
Qu'est sout'nu' par son grand frère,
Qui s'appelle Eloi Constant,

Qu'a jamais connu son père,
A Ménilmontant.

Ma soeur est avec Eloi,
Dont la soeur est avec moi,
L'soir su' l' boul'vard ej' la r'file
A Bell'ville,
Comm'ça j'gagn' pas mal de braise,
Mon beau frère en gagne autant,
Puisqu' i' r'fil' ma soeur Thérèse
A Ménilmontant.

L'Dimanche, au lieu d'travailler
J'mont' les môm's au poulailler
Voir jouer l'drame ou l'vaud'ville
A Bell'ville" u. ſ. w.

Ein anderer Theil des Publikums hat unter der Wirkung der krankhaften Nächſtenliebe Tolſtois, Doſtojewskijs und der anderen von Melchior de Vogué in Mode gebrachten ruſſiſchen Brüderlichkeits-Apoſtel eine Art myſtiſcher Schwärmerei für die Gefallenen und Elenden und wiſcht ſich in überſtrömender Barmherzigkeit die Augen, wenn Yvette Guilbert als Straßendirne zu einer ſehr geſchickt gewählten Kirchenweiſe das Lied von Jules Jouy „Sainte Galette" ſchluchzt:

Quartier Bréda, quand tomb' le soir
Couleur de cendre,
La cocotte dans son boudoir,
Avant d'descendre,
Se bichonnant par ci, par là
D'vant sa toilette,
Entonne cette prière à
Sainte Galette:

Grande Sainte, exauce les voeux
D'la pauv' cocotte,
C'est pour toi qu'ell' se teint les ch'veux
Couleur carotte,
C'est pour mériter tous tes dons
Qu'sous sa liquette
Ell' se coll' deux p'tits édredons,
Sainte Galette!

Vrai! c'que not' sal' métier est dur!
C'est rien qu'de l'dire,
Sur la terre, j'soutiens qu'pour sûr,
Y en a pas d'pire.
Dans la ru' lorsque l'mauvais temps
Souffle en tempête,
N'nous fais pas rester trop longtemps,
Sainte Galette!

V'là la nuit, il faut de ce pas
Partir en chasse . . .
Chaqu' soir faut acquiter l'loyer
De not' chambrette,
Nous comptons sur toi pour payer,
Sainte Galette.
— — — — — — — — — — —
Si nous trimons . . .
C'est pour soulager un ami . . .
Pour qu'il puiss' s'ach'ter l'pauv' mignon,
Un' bell' casquette,
Fais nous gagner beaucoup d'pognon,
Sainte Galette.

Aber freilich, neben den ſtarken Geiſtern, die ſich rühmen, für jede Erſcheinung Verſtändniß zu haben, neben den Myſtikern, welche in der Sünderin die demüthige, leidende Creatur bemitleiden und lieben, neben bewußten und halbbewußten Socialiſten, welche in Verbrechern und Dirnen Opfer der capitaliſtiſchen Geſellſchaft ſehen und entſchuldigen, bleibt noch eine große Mehrheit ganz unphiloſophiſcher fin-de-siècle-Cyniker, die entzückt ſind, von einem jungen Frauenzimmer die Geſchichte eines Erziehers und einiger Gymnaſiaſten, die einem Stubenmädchen nachgehen, oder einer Frau, die in einer Droſchke Liebesabenteuer erlebt, zu hören und dieſer Mehrheit verdankt Yvette Guilbert doch wohl ihre Haupterfolge. Die ausſchließlich pornographiſchen Lieder verdunkeln einigermaßen die ſittengeſchichtliche Bedeutung der fin-de-siècle-Sängerin und ihrer Triumphe. Bezeichnend ſind blos die Schelmen- und Galgenlieder ihres Repertoirs. Daß dieſe die Pariſer ſo namenlos entzücken, iſt eins der Anzeichen, an denen man den Grad der Verweſung der Boulevard-„Décadents" am ſicherſten meſſen kann.

Ums Brot.*)

Von

A. Ch. Leffler.

— Neapel. —

I.

Es war Dämmerſtunde, aber man merkte es nur der Zeit nach, denn der ganze Tag war ſo düſter geweſen, als ob die Dunkelheit jeden Augenblick hereinbrechen wollte. Qualm und Dünſte machten die Luft dick wie eine grauweiße Mauer — es ſchien dieſes Jahr nicht ſchneien zu wollen, und obgleich es auch nicht regnete, das heißt, keine Tropfen fielen, hatte man doch beim Ausgehen eine unangenehme Empfindung von Feuchtigkeit und durchdringender Kälte.

Die Kinder baten in der Dämmerſtunde um ein Feuer, allein die Mutter fand es nicht nothwendig — wirklich kalt war es ja nicht, und im Keller gab es keinen Holzvorrath für den Winter. Sie lebten aus der Hand in den Mund und der Vater wurde ungeduldig, wenn er Geld hergeben ſollte: der arme Vater, er hatte es ohnehin ſo ſchwer!

„Dann laß uns wenigſtens die Lampe anbrennen, ſtatt noch länger im Dunklen zu ſitzen," bat das älteſte Mädchen und ſtand aus einer Ecke hinter dem Ofen auf, wo ſie, die Stirn an die kalten Kacheln gedrückt, ſchweigend geſeſſen hatte. Der gereizte Ton ihrer Stimme erinnerte an den Vater.

Die Mutter warf ihr einen bittenden Blick zu — denſelben ergeben flehenden, mit dem ſie ihres Mannes finſtere Laune hinnahm.

„Du weißt, liebe Liſa," ſagte ſie, „daß wir nur noch das Oel in der Lampe haben, das wir für den Vater aufheben müſſen, wenn er vielleicht den Abend länger aufbleiben wollte."

---

*) Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Schwediſchen.

„Etwas Oel ist doch so billig," murmelte Lisa halblaut. „In den ärmsten Hütten haben sie eine Lampe brennen."

„Ja, mein süßes Kind, ich hoffe auch, daß wir mit Gottes Hilfe — nur heute Abend, siehst Du — Du bemerktest ja doch auch, wie es mit Papa stand — heute konnte ich ihn unmöglich um Geld bitten."

„Aber man kann doch im Laden etwas bekommen, ohne gleich zu bezahlen. Laß mich hingehen und es versuchen," bat sie eifrig.

Die Mutter ließ die Stimme noch mehr als vorher sinken, damit es die kleineren Kinder nicht hören sollten — es war nur für Lisa; sie sagte: „Eine zweimonatliche Rechnung ist noch immer nicht bezahlt, mein süßes Kind."

„Aber das kann nichts helfen, wir können doch nicht im Dunklen umkommen," schluchzte Lisa mit verschluckten Thränen. „Das ist ja zu schrecklich! Ich hatte mir vorgenommen — fest vorgenommen, Geijers Geschichte heute fertig zu lesen — morgen muß ich sie zurückgeben."

Sie nahm das Buch, setzte sich damit an das Fenster und versuchte, beim letzten Schimmer des Tageslichtes, das eben verschwinden wollte, ohne eigentlich dagewesen zu sein, noch zu lesen.

„Mein geliebtes Kind, Du verdirbst Dir Deine Augen völlig," sagte die Mutter in klagendem Tone.

„Das ist mir einerlei — wenn man doch im Dunklen leben soll, kann man auch ebenso gut blind sein", — rief sie, in Thränen ausbrechend.

Die Mutter sank auf einen Stuhl und lehnte mit dem Ausdruck müder Hoffnungslosigkeit den Kopf an die Wand.

„Jetzt bist Du recht herzlos gegen Deine arme Mutter," sagte sie leise.

Lisa sah hastig vom Buch auf, erhob sich langsam und ging wie widerstrebend einige Schritte auf sie zu. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen. Ihr Herz trieb sie, der Mutter in die Arme zu stürzen und sich an ihrer Brust auszuweinen, aber die Befangenheit vor ihren jüngeren Geschwistern hielt sie zurück, die Furcht, sich lächerlich zu machen oder sentimental zu erscheinen, die so oft halb erwachsene Mädchen antreibt, die hingebenden, weicheren Empfindungen ihres Alters zu verleugnen. Dann aber bäumte sich auch etwas in ihrem Inneren gegen all die Entbehrungen auf, die unaufhörlich von ihr verlangt wurden — sie wußte, daß es nicht Schuld der Eltern war, wußte, daß sich die Mutter gern des Nothwendigsten beraubt hätte, um ihre Wünsche zu erfüllen — trotzdem empörte sich ihr junges Gemüth gegen dieses beständige Entsagen und wurde hart und verschlossen den Eltern gegenüber, die ihr die Befriedigung ihrer leidenschaftlichsten Wünsche versagen mußten.

Deshalb überwand sie auch jetzt den Impuls, der sie in die Arme ihrer Mutter treiben wollte und ging in das anstoßende Zimmer, wo ihr Bett neben zwei kleinen ihrer jüngeren Geschwister stand, setzte sich da hin und „trotzte", wie diese es nannten.

Die Mutter hatte sich bald wieder aufgerafft und benutzte die Dämmer-

stunde zum Durchsehen eines hohen Stoßes Kindersachen, die eben aus der Wäsche gekommen waren. Das, was ausgebessert werden mußte — leider das meiste! — wurde auf einen Stuhl am Nähtisch aufgestapelt — das andere in einen Schrank in der Kinderstube gelegt. Sie ging müde und schleppend — die Figur war verunstaltet und das Gesicht fleckig. Die Kinder aber waren so gewohnt, sie in diesem Zustand zu sehen, daß sie sich gar nicht denken konnten, „eine Mama" könnte anders aussehen — denn kaum hatte sie ein Kleines in der Wiege, als auch schon ein anderes wieder unterwegs war. Die älteste Tochter war fünfzehn Jahr alt — acht Kinder lebten und zwei waren todt. —

Einige Kinder spielten „Haschens" um den Eßtisch, ein kleines hing der Mutter am Rock, eins schrie in der Wiege, eins war auf den Tisch geklettert, herunter gefallen und lag nun am Boden, ohne einen Laut von sich zu geben, die offenen Augen starr vor Schreck. Die Mutter wankte, mit fliegender Röthe im Gesicht und kaltem Schweiß der Erschöpfung auf der Stirn, zu ihm hin.

Endlich kam die Zeit, wo man wagen durfte, die Lampe anzubrennen. Sie beleuchtete ein ziemlich großes Zimmer mit ursprünglich eleganten, anspruchsvollen, jetzt aber verbrauchten Möbeln. Kleine Sophas für Zwei — zierliche, mit Plüsch überzogene Phantasietischchen, gestickte Stühle und Puffs, dazwischen die gleichfalls schöne Einrichtung des früheren Eßzimmers, ein massives, eichenes Buffet, geschnitzte Stühle und ein antiker Schrank.

Ja, als das Alles angeschafft wurde! Damals hatte der junge Clas Hallin seines Vaters Fabrik übernommen, allerdings verschuldet und unter schwierigen Verhältnissen, aber doch in der festen Zuversicht, mit seiner jungen Kraft, seinem frischen Muth und seiner praktischen Tüchtigkeit Alles durchführen zu können, so daß das junge Paar mit ungetrübten, glänzenden Hoffnungen der Zukunft entgegengegangen war.

Sie, eine gefeierte Ballschönheit der Stadt, war nicht gewöhnt gewesen, etwas zu thun — aber mit welcher Freude hatte sie an ihr eigenes Heim gedacht; da wollte sie fleißig sein und sich nützlich machen, denn vor Arbeit scheute sie nicht zurück — im Gegentheil fand sie diese Aussicht nur reizend.

Und Arbeit bekam sie, aber reizend war es nicht immer. Das Geschäft wollte sich nicht heben — die Zeiten waren schlecht — und nach Verlauf einiger Jahre gab es keinen anderen Ausweg, die Schulden zu bezahlen, als die Fabrik zu verkaufen. Seitdem hatte er bald hier, bald da eine Stelle als Fabrikverwalter, Werkführer oder Zeichner gehabt, und die schönen, für die Zimmer des eigenen Hauses bestellten Möbel, die auf allen Umzügen mitgenommen werden mußten, zeigten bald Spuren des Erlebten.

Jetzt hatte Clas Hallin ein halbes Jahr keine Beschäftigung gehabt und war mit seiner Familie in eine Fabrikstadt gezogen, in der Hoffnung, dort eher eine Stelle zu finden. Täglich lief er auf Erkundigungen aus, beantwortete jede Annonce, wendete Geld an verschiedene Reisen, aber noch immer vergebens. Die Zeit war für die Industrie ungewöhnlich schwer,

Alles mit Stellensuchenden überfüllt und, Besitzer eines großen, zurückgegangenen Geschäfts gewesen zu sein, nicht die beste Empfehlung.

Bereits wurde es ihm zur Gewohnheit, sich auf den Straßen herumzutreiben. Zu Hause fand er keine Ruhe. Er hatte immer auf dem Lande gelebt und viel Platz gehabt, jetzt die Kinder den ganzen Tag um sich haben zu müssen, war ihm unerträglich — eine quälende Unruhe trieb ihn beständig, sich körperliche Anstrengung zu machen — Anstrengung als Ersatz für die Arbeit. Und so wanderte der kräftige, hochgewachsene Mann einsam und ruhelos auf den dunklen, schmutzigen Straßen umher, hie und da vor den Fabriken der Außenstadt stehen bleibend und hineinblickend.

Nicht einmal Beschäftigung als sogenannter „einfacher Arbeiter" konnte er bekommen, denn es war nicht so „einfach", ein Arbeiter zu sein. Ihm fehlte die Specialgeschicklichkeit eines Solchen, der sein ganzes Leben lang immer dasselbe gemacht hatte.

Die Stelle, um die er sich jetzt bewarb, war seine letzte Hoffnung. Konnte die kleine Fabrik ihrem Inspektor auch keinen großen Gehalt aussetzen, so war das Geschäft doch solid, die Lage hübsch, und die Inspektorwohnung gesund und geräumig.

Es wäre nur gerecht, wenn er diese Stelle bekäme, er, der schon so lange gewartet — für so Viele zu sorgen hatte — und der, wie er so genau wußte, tüchtiger als die meisten seiner Mitbewerber war.

Gerecht, ja — aber regierte die Gerechtigkeit die Welt? Kamen die Tüchtigen immer vorwärts? Nein, nur solche, die Glück hatten. Die Welt ist eine planlose Lotterie, und er gehörte niemals zu den Gewinnenden.

Er kam eben aus dem Comptoir, wo die Anmeldungen — heute war der letzte Tag dafür — entgegengenommen wurden und hatte erfahren, daß er neunundzwanzig Mitwerber habe. Dreißig Bewerber um eine so unbedeutende Stelle! Ja, es waren wirklich harte Zeiten.

Und warum sollte gerade er unter den Dreißig derjenige sein, der das große Loos zöge? Deshalb, weil es Keiner so nöthig brauchte, wie er — deshalb, weil seine Kinder sonst verhungern müßten? Bah! Als ob das blinde Schicksal sich darum kümmerte!

Die Kinder machten ihre Aufgaben bei der Lampe. Lisa saß da, die Hände vor den Ohren, die Ellbogen auf dem Tisch, die Augen im Buch und verschlang die letzten Seiten von Geijers Geschichte. Ihr leidenschaftlicher Wunsch war, studiren zu können. In der kleinen Stadt gab es keine Schule, in der sie das Nöthige hätte lernen können, und von Privatstunden konnte natürlich keine Rede sein — aber sie lieh sich Bücher und lernte für sich, um sich für das Studentenexamen vorzubereiten. Denn der Vater hatte ihr versprochen, wenn er die Stelle bekäme, sie nach Stockholm in die Gymnasialabtheilung für Mädchen zu schicken.

Sie war ein hoch aufgeschossenes Mädchen von noch völlig unentwickelten Formen und blasser Gesichtsfarbe, mit lang herunterhängendem Zopf und

graublauen, etwas kurzsichtigen Augen, deren nach innen gekehrter Blick auf ein stark entwickeltes Gedankenleben deutete. Meistens zerstreut, ziemlich unbeholfen, war sie auch in ihren Bewegungen ungraziös und hatte zu lange Arme, die sie gewöhnlich herabhängen ließ. So war sie nichts weniger als das, was man ein „süßes Geschöpfchen" nennt, und kein Mann würde auf den Gedanken gekommen sein, für diese fünfzehn Frühlinge zu schwärmen, ebenso wenig wie es ihr einfiel, in einem Mann ein Wesen zu erblicken, das Herzklopfen oder liebliche Verwirrung hervorrufen könne. Sie las Alles, was ihr vorkam, und wußte deshalb auch, daß verschiedene Schriftsteller die Ansicht vertraten, ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren müsse verliebt sein. Schulkameradinnen hatten ihr auch Liebesbriefe gezeigt. Aber dergleichen berührte sie nicht im Geringsten. Sie erklärte das Alles für dummes Zeug. Nein, studiren und etwas lernen, Examen machen, selbständig werden und allein auf einem Studentenzimmer wohnen — das war das höchste Ziel ihrer Träume — heirathen wollte sie entschieden nicht — heirathen und Kinder bekommen wie Mama — nein, dafür dankte sie!

Wenn aber der Vater nicht die Stelle bekäme, wie würde da ihr Loos werden! Als Kindermädchen müßte sie zu Hause bleiben — die Mutter hatte gesagt, daß sie dann überhaupt kein Mädchen mehr halten könnten, und der Vater fand ohnehin, daß eine große Tochter ihrer Mutter helfen müsse.

„Lisa, Lisa!" rief der kleine Oswald, „überhör' mir meine Aufgabe!"

„Ich habe keine Zeit, Otto kann es thun."

„Ich!" sagte der dreizehnjährige Otto, roth vor Entrüstung. „Bist Du gescheidt, ich, der ich selbst so viel Aufgaben habe und noch keine einzige kann!"

„Ich kann meine auch noch nicht."

„Deine — Deine Aufgabe! Als ob das etwas ausmachte, Du lernst ja doch nur zu Deinem Vergnügen. Wenn ich aber vom Examen zurückgewiesen werde —"

„Ja, wenn auch! Du wirst doch die Schule aufgeben und ein Handwerk lernen müssen. Denn wenn Papa die Stelle nicht bekommt, hat er kein Geld, uns studiren zu lassen."

„Uns! Du meinst Dich. Ein Junge muß doch auf alle Fälle etwas lernen. Aber ein Mädchen kann sich im Hause nützlich machen."

Während sich die Geschwister stritten, wandte sich der kleine Oswald an die Mutter.

„Mama, soll mich Lisa nicht überhören?"

„Lischen," bat die Mutter in ihrer schwachen Weise, „willst Du nicht so freundlich sein. Du weißt — ich kann nicht Deutsch — sonst würde ich —"

Lisa schlug Geijers Geschichte heftig zu, faßte Oswald beim Arm, ließ sich seine Aufgabe zeigen und fragte sie in lautem, gereiztem Ton ab.

Es klingelte. Die kleine Marie lief hinzu und öffnete, und Tante Marie, eine Freundin der Familie, kam mit ihrem Arbeitsbeutel, um ein Stündchen zu verplaudern.

Die beiden Frauen sprachen über ihre Kinder und Haushaltsangelegenheiten.

„Ein Glück nur, daß Du eine große Tochter zur Hilfe hast," sagte Tante Marie.

Währenddessen hatten sich Margarethe und Gustav ein besonders schönes Spiel eingerichtet. Sie hatten ein Brett vom Fenster aus schräg auf die Diele gelegt, was eine Schlittenbahn vorstellen sollte und rutschten zu ihrem großen Entzücken, aber zum ebenso großen Nachtheil ihrer Sachen beständig darauf herunter. Die bedenklichsten Folgen zeigten sich denn auch nur zu bald, denn Margarethe blieb hängen, stürzte kopfüber in die Stube, fiel sich einen Zahn aus und zerriß ihr Kleid in Fetzen.

Ein förmlicher Aufruhr entstand. Lisa mußte natürlich von ihren Büchern aufspringen und der Mutter helfen, das blutende Gesicht abzuwaschen, den noch lose hängenden Zahn herauszureißen und das schreiende Kind zu beruhigen. Und dann noch das zerrissene Kleid! Margarethe hatte kein anderes morgen für die Schule. Das aber wieder in Stand zu setzen, würde den ganzen Abend kosten — und dann — fahr' wohl, Geijers Geschichte!

„Ich kümmere mich nicht darum," rief Lisa heftig. „Meinetwegen kannst Du zerrissen gehen, so viel Du willst — ich habe keine Zeit."

„Liebe Lisa," bat die Mutter wieder in flehendem Ton, „Du siehst — sämmtliche Strümpfe, Ottos Hosen nun auch noch — ich kann es nicht fertig bringen."

„Otto kann seine Hosen selbst flicken — was gehen sie mich an?"

„Pfui Lisa, daß Du Dich nicht schämst, so unweiblich zu sein," schalt Otto.

„Daß Du Dich nicht schämst, so unmännlich zu sein, Dir nicht selbst helfen zu können," entgegnete Lisa.

„Aber meine liebe Lisa," fiel hier Tante Marie ein, „ich kann mir doch nicht denken, daß Du nicht mit Freuden Deiner Mama helfen solltest. Es ist doch so beglückend für eine erwachsene Tochter, ihrer Mutter eine Stütze sein zu können, nicht wahr?"

„Das finde ich nicht," murmelte Lisa, während sie ihren Nähkorb holte und das Kleid in Angriff nahm. „Mich quält es zu Tode," fügte sie dumpf hinzu und seufzte.

„Ich habe es Dir immer gesagt, Lisbeth," wandte sich Tante Marie zur Mutter, „Du würdest es noch zu bereuen haben, wenn Du das Mädchen so verzögst. Ein Mädchen muß früh lernen, nicht für sich, sondern für Andere zu leben — sonst geht es ihr schlecht in der Welt."

„Aber ich will nicht — ich will nicht nur für Andere leben," rief Lisa leidenschaftlich aus. „Ich habe es das ganze letzte Jahr gethan und es hat mich nur bitter gemacht, widerspenstig und gereizt. Es ist nicht wahr, daß man besser dadurch würde — im Gegentheil, nur schlechter — ich wenigstens."

„Das ist wirklich wahr," sagte die Mutter leise. „Lisas Natur ist so. Wenn sie in Ruhe gelassen wird und studiren kann, ist sie mein gutes, liebes Kind, das Niemandem etwas in den Weg legt, nichts von Anderen fordert und fleißig und ausdauernd bei der Arbeit ist — ach, es ist ein Jammer, daß sie kein Junge ist, da könnte man sich nur über sie freuen und hoffen, daß etwas Tüchtiges aus ihr werden würde — ich wünschte, Otto hätte nur halb so viel Fleiß — aber so, als Mädchen, wird sie nur wegen ihrer Ausdauer verurtheilt, das arme Kind."

Lisa warf der Mutter einen dankbaren Blick zu.

„Ja, das kann schon sein, meine gute Lisbeth," sagte Tante Marie, „da sie nun aber einmal ein Mädchen ist, muß sie auch als solches erzogen werden."

Lisa schwieg und nähte mit Widerwillen den ganzen Abend. Thränen standen ihr fortwährend in den Augen, aber sie kämpfte dagegen. Sie war auffässig, das wußte sie, aber sie konnte es nicht ändern — sie wollte nicht einmal anders sein, wollte sich nicht fügen und das werden, was Tante Marie und Andere ein „nettes Mädchen" nannten — ihre Lernbegier unterdrücken, die Hoffnung, etwas Selbständiges zu werden, aufgeben — ihr ganzes Leben damit hinbringen, Anderen zu dienen, wie die Mutter — nein, das wollte sie nicht, das konnte sie nicht. Sie mußte kämpfen, mußte sich zur Wehr setzen. Ginge sie auf Alles ein, worum man sie bat, dann würde sie bald keine Zeit mehr für sich übrig haben, würde ihre Individualität aufgeben müssen und — eine Nähmaschine, eine Staubbürste — eine Tretmühle werden.

Das war ihr täglicher, quälender Gedanke. Wenn sie nicht das werden könnte, was sie wollte, würde sie weniger als Nichts werden, denn ihre Natur ließ sich nicht in den engbegrenzten Kreis des häuslichen Lebens bannen. Wenn sie nur wenigstens irgend ein Talent hätte, dachte sie — wenn sie spielen, singen, malen oder dichten könnte — da würde man ihr schon gestatten, ihren eigenen Weg zu gehen, denn das Talent respektirt man ja auch bei Frauen. Aber so, da es sich nur darum handelte, daß sie unglücklich werden würde, wenn man sie nicht gewähren ließ — ohne daß sie doch die geringste Sicherheit bot, etwas Außerordentliches zu leisten — nun fanden Alle — außer der Mutter, die ja so gut war, — und waren Alle darin einig, es wäre nur Selbstsucht und traurige Verirrung, daß sie sich nicht damit begnügen wollte, zu Hause zu bleiben und der Mutter zu helfen.

Wenn aber der Vater die Stelle bekäme, dann hatte er ihr versprochen, fest versprochen, daß sie studiren solle.

Ach, Gott im Himmel, Du, der da weiß, was es für mich bedeuten würde — der Du erkennst, was sonst Niemand begreift, daß es nicht Selbstsucht ist, die mich forttreibt, nein, meine innerste Natur, wie ich untergehe, wenn ich hier bleiben muß — der Du Alles weißt, lieber Gott, Du kannst, Du kannst es nicht zulassen, daß Papa die Stelle nicht bekommt. Du kannst

es nicht, denn Du kannst nicht das Unglück Deiner Kinder wollen. Und für mich wäre es ein grenzenloses, furchtbares Unglück! Laß mich studiren! Laß Papa die Stelle bekommen! Ich will auch nicht selbstsüchtig werden — will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um tüchtig zu werden und Geld verdienen zu können, damit ich meinen kleinen Geschwistern helfen kann — nur laß mich lernen! Nur befreie mich von den ewigen Flickereien hier und dem Geschrei von allen Seiten um mich her! — Guter Gott — guter Gott!

„Was murmelt nur das Mädchen?" fragte Tante Marie leise die Mutter. „Siehst Du nicht, sie bewegt die ganze Zeit die Lippen und starrt so sonderbar vor sich hin. Weiß Gott, was mit ihr ist, sehr eigenthümlich ist sie."

„Ja — sie ist nicht wie andere Kinder, das ist gewiß. Aber der Grund in ihr ist gut. Der Pfarrer sprach in diesen Tagen mit ihr über das, was sie für sich treibt, und sagte, sie hätte ungewöhnliche Kenntnisse. Es liegt mir schwer auf der Seele, daß wir vielleicht nicht die Mittel haben werden, sie studiren lassen zu können. Ich weiß nicht, was dann aus ihr werden soll — ich fürchte — alles Mögliche — Du weißt, wie es mit der Schwester ihres Vaters ging."

„Die gemüthskrank wurde?"

„Ja. Bei ihr war es freilich aus unglücklicher Liebe. Aber ich glaube, bei Lisa könnte es in diesem Fall ebenso werden, sie gleicht der Tante sehr."

„Es ist eben schrecklich, daß die Mädchen heutzutage solche Ideen haben," sagte Tante Marie. „Zu unserer Zeit ging es jedenfalls ruhiger zu, da hatte ein Mädchen keinen anderen als Liebeskummer. Das kann man doch noch verstehen — aber das hier."

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, und Frau Hallin stand mit einer Schnelligkeit auf, die man ihr kaum zugetraut hätte, während sie allerlei Gerümpel und Sachen vom Tisch schob.

„Rückt etwas zu, Kinder, damit Platz für Papa wird," sagte sie hastig. „Und wo ist die Zeitung? Lauf schnell in das Magazin, Otto, und bitte darum! Lisa, setze Papas Stuhl her!"

Der Vater kam langsam herein, nickte Frau und Kindern düster zu, reichte der Hausfreundin flüchtig die Hand und fragte sogleich nach der Zeitung.

„Otto ist fort, um sie zu holen — er wird gleich wieder hier sein," sagte die Frau mit hastiger, ängstlicher Stimme.

„Ich dächte, es wäre nicht zu viel Rücksicht für mich verlangt, daß sie da sein soll, wenn ich nach Hause komme," brummte der Vater.

Niemand antwortete; gleich darauf kam Otto mit der Zeitung athemlos herein.

„Es ist doch merkwürdig," wendete er sich heftig an seine Frau, „daß Du die Kinder nicht einmal die kurze Zeit, die ich zu Hause bin, ruhig halten kannst."

Lisa, die dunkelroth geworden war und aufgeregt aussah, seitdem der Vater das Zimmer betreten hatte, murmelte halblaut:

„Aber Papa, das ist doch nicht Mamas Fehler."

„Was sagst Du — soll ich mich von meinen Kindern zurechtweisen lassen!" fuhr dieser auf.

„Ich kann es nicht ertragen, wenn Du ungerecht gegen Mama bist!" antwortete Lisa mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen, während sie an dem zerrissenen Stückchen krampfhaft weiter nähte, ohne zu sehen, was sie machte.

Der Vater drehte sich, mit dem Stuhl schaukelnd, um und wandte sich an Tante Marie.

„Da hören Sie, meine gute Tante Marie, wie wir unsere Kinder erziehen," sagte er mit gezwungenem Lachen. „Das sind die Grundsätze meiner Frau — Mädchen sollen selbständig werden und wissen, was sie wollen, pflegt sie zu sagen. Daß Gott erbarm, was für Hausfrauen soll diese Sorte von Mädchen geben!"

„Ich will gar keine Hausfrau werden," murmelte Lisa.

Otto brach in Gelächter aus.

„Es kommt auch Keiner, der Dich haben will. Du kannst ruhig sein."

Der Vater fuhr vom Stuhl auf, ergriff ihn mit seiner starken Hand, hob ihn hoch auf und stieß ihn heftig nieder, während seine Augen rollten und sein Gesicht zuckte.

„Kann ich in meinem Hause keinen Frieden haben!" schrie er in einer Wuth, die in keinem Verhältniß zur Veranlassung stand. „Ich kann nicht das Zimmer betreten, ohne Zank und Geschrei zu hören — das halte ich nicht aus, Ihr macht mich toll!"

Er ging mit großen Schritten durch die Stube, riß die Schlafzimmerthür auf und schloß sich ein.

Seine Frau und Tante Marie sahen einander an, die Kinder waren todtenstill geworden.

Mehrere Minuten dauerte das Schweigen, dann brach Frau Hallin in Thränen aus, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und rief: „Ach Gott, habe Erbarmen mit uns!"

Lisa war aufgesprungen und stand hinter der Mutter, die Hand auf ihrer Stuhllehne; sie sah leichenblaß aus und hatte kleine Falten um die kurzsichtigen, immer etwas matt aussehenden Augen. Die anderen Kinder saßen oder standen schweigend in stummer Angst, wie sie die Familie zusammentreibt, wenn ein schweres Unwetter über ihre Häupter dahinrast und der Blitz das schützende Dach zu vernichten droht.

Aber die Mutter, immer von Anderen, auf die sie Rücksicht zu nehmen hatte, umgeben, war an Selbstbeherrschung gewöhnt und ließ nur selten ihren Gefühlen freien Lauf; sie raffte sich auch jetzt gewaltsam auf und sagte halblaut zu Tante Marie: „Bekommt er die Stelle nicht, sind wir verloren. Er kann es nicht länger ertragen — er steht am Rande des — —"

Lisa hörte die Tante antworten: „Ja, wenn es in der Familie liegt, dann" — und im nächsten Augenblick fiel sie der Mutter schluchzend um den Hals: „Mama, Mama, Gott wird uns erhören. Es kann nicht anders sein — es kann nicht. Ich werde ihn bitten, nicht nur meinetwegen, wie ich vorhin that, sondern Papas und Deinetwegen — so daß es nicht anders kommen kann. Ich war bisher so greulich, so egoistisch, habe nur an mich gedacht, jetzt aber begreife ich Alles, und nun weiß ich erst, wie ich beten muß." Sie schlang ihre Arme nochmals fest um den Hals der Mutter, küßte sie mehrere Male auf die Stirn und stürzte dann fort in ihr dunkles Schlafzimmer.

„Du siehst, daß sie nicht ohne Herz ist," sagte die Mutter, gerührt und getröstet durch den ungewohnten Gefühlsausbruch ihrer Tochter.

„Ja, das ist wahr, und es freut mich, Zeuge davon gewesen zu sein," erwiderte Tante Marie. „Wir wollen Alle Gott bitten, daß er Eure Hoffnungen erfüllen möge, meine liebe Lisbeth, Du wirst sehen, er erhört uns gewiß."

Damit sagte sie gute Nacht und ging fort.

Gleich darauf kam der Vater wieder herein. Er bereute offenbar, sich vorhin so vergessen zu haben, und sprach freundlich zu Frau und Kindern. Aber sein Gesicht zeigte noch immer den angstvollen, verzweifelten Ausdruck, und das Aufgeregte und Hastige seines Wesens verrieth nur zu deutlich, daß der gewaltsame Ausbruch sein ganzes Nervensystem erschüttert hatte.

„Weißt Du, wie viel Mitbewerber ich habe?" sagte er plötzlich zu seiner Frau.

„Nein — hast Du es jetzt erfahren?"

„Nur neunundzwanzig," erwiderte er bitter.

Das hörte Lisa, als sie eben aus ihrem Zimmer heraustrat. Voll frohester Gewißheit war sie von ihrem Gebet aufgestanden; Gott würde sie erhören, es war nicht anders möglich. Und nun traf sie diese Nachricht wie ein unerwarteter Donnerschlag. Dreißig Bewerber! Und unter diesen Dreißig waren sicher noch Viele, die wie sie Gott auf den Knieen gebeten hatten, er möge doch gerade ihnen helfen — die also Gott gebeten hatten, ihre eigene Hoffnung nicht zu erfüllen. Weit umher im Land, in vielen Häusern saßen Frauen, Töchter oder Mütter und dachten, wie sie gedacht hatte, Gott könne nicht anders, als Mitleid mit ihrer Noth haben, und müsse gerade ihr Gebet erhören. Sie Alle waren ihre Feinde, die nicht danach fragten, ob sie unglücklich würde, wenn nur ihr eigener Wunsch in Erfüllung ginge.

Aber hatte sie nicht jetzt dasselbe gethan?

Und wie sie soeben noch tiefe Beschämung über ihre Selbstsucht empfunden, die ganze Angelegenheit nur von ihrem eigenen, persönlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, ohne dabei an ihre Eltern gedacht zu haben, so sah sie dieselbe plötzlich in noch schärferem Licht und fühlte ihr Herz sich in hilfloser Unklarheit vor der Frage zusammenziehen: „Hat man das Recht, Gott um

etwas zu bitten, das zum eigenen Vortheil, Anderen aber zum Kummer gereicht?"

Und hinter dieser Frage tauchte in dunklen, unbestimmten Umrissen eine andere, noch tiefer greifende und erschreckendere auf: „Giebt es überhaupt Glück, wenn es nur auf Kosten Anderer erreichbar ist?"

II.

Hilma Stenberg erwartete ihren Bräutigam. Jeden Augenblick wähnend, der Wagen müsse vorfahren, da der Zug um drei Uhr angekommen war, lief sie unruhig von einem Fenster zum anderen, um zu sehen, von welchem aus sie die Allee am besten überblicken könnte.

Volle vierzehn Tage war er nicht bei ihr gewesen — zweimal hatte er seinen versprochenen Besuch wieder abgesagt. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihn jetzt recht oft etwas abhielt, zu ihr zu kommen — aber so tief es sie auch schmerzte, bemühte sie sich doch ängstlich, die Anderen nichts merken zu lassen. Als die Schwestern sie neckten, daß sie den Wagen viel zu früh erwartete, versicherte sie, es wäre ihr gleichgiltig, ob ihr Verlobter mit käme oder nicht — hätte er keine Lust, dann möchte er es bleiben lassen, darum betteln würde sie sicher nicht.

Und doch hatte sie gebettelt, doch hatte sie ihn beschworen, gerade in diesen Tagen der Entscheidung wegen der erhofften Stelle bei ihr zu sein. Sie fühlte in ihrer grenzenlosen Spannung und Unruhe, daß sie seiner mehr denn je bedurfte und hatte vor den Folgen, wenn er die Stelle nicht bekäme, größere Angst, als sie sich selbst eingestehen mochte. Sie waren schon vier Jahre verlobt, und ihr Vater fing an, ungeduldig zu werden; er fand, daß Fredrik, wenn wirklich etwas an ihm wäre, endlich im Stande sein müßte, so viel zu verdienen, um eine Frau ernähren zu können. Er selbst, ein alter Militär, hatte sich durch die Pachtung eines Gutes und durch angestrengte Arbeit zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet. Wohlwollend von Natur, war er auch ein liebevoller Vater, konnte aber durch sein etwas derbes Wesen zuweilen verletzen. Das trat besonders Fredrik gegenüber hervor, und Aeußerungen wie „ein junger Mann mit zwei gesunden Armen müßte sich durch die Welt schlagen können", verletzten diesen um so tiefer, je ungerechter sie waren. Denn er war wirklich tüchtig und strebsam und litt am meisten darunter, noch nicht so viel erreicht zu haben, daß er seiner Braut ein eigenes Heim hätte bieten können. Dann wurde er oft gegen Hilma gereizt, so unschuldig diese auch an ihres Vaters Rücksichtslosigkeit war, und ließ sich hinreißen, ihr harte Worte zu sagen: er wolle ihr ihre Freiheit wiedergeben, wenn es ihre Familie wünsche, denn er hätte nicht Lust, sich wie einen untüchtigen Menschen behandeln zu lassen, nur weil die Zeiten schlecht wären, und ginge es auf keine andere Weise, so scheue er auch nicht davor zurück, nach Amerika auszuwandern, um zu zeigen, daß er Manns genug wäre, sich durchzuschlagen, wenn sich nur eine Möglichkeit böte.

Aber Amerika war ihr Schrecken. Theils konnte sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, von den Ihrigen so weit wegzukommen, theils sagte ihr auch ein dunkles Gefühl, daß dieses Sprechen von Amerika eine Bedrohung ihrer Liebe bedeute — daß er nicht hinwolle, um sie mitzunehmen, sondern um sie zu verlassen. Denn nur wenn er gereizt gegen sie war, sprach er davon und dann niemals von einer gemeinsamen Zukunft für sie Beide.

Doch wenn er jetzt die Inspektorstelle an der kleinen Fabrik bekäme, würde Alles gut werden. Die kleinen Zwistigkeiten — leider nicht immer klein — welche zuweilen zwischen ihnen vorkamen, hatten ja ihren Grund nur in dem drückenden Zustande der langen Verlobungszeit und der Einmischung ihrer Familie in ihr Verhältniß, das war ihre feste Ueberzeugung. Wären sie nur erst in ihrer eigenen Häuslichkeit und allein, würden sie sich sicher nie mehr veruneinigen. Er würde nicht mehr so reizbar und heftig wie jetzt sein, wo er in Allem einen Vorwurf sah oder eine Anspielung darauf, daß er noch nichts erreicht habe, argwöhnte — und sie nicht mehr so empfindlich und sentimental, wie sie sich wohl bewußt war, in der langen Verlobungszeit allmählich geworden zu sein — voller Einbildungen, er liebe sie nicht mehr so wie früher und denke im Stillen daran, sie zu verlassen. Nein, wäre sie nur erst seine Frau, wollte sie schon ruhig und verständig sein. Und würde er jetzt Inspektor in Nyfors, dann würden sie nahe Nachbarn der Eltern. Wie reizend, in das alte Heim als junge Frau zu kommen und Eltern und Geschwister bei sich zu sehen! Ach, wie glücklich, wie glücklich würde das werden! Bekäme er nur die Stelle!

Währenddessen saß der Bräutigam in dem kleinen Einspänner, den ihm die Schwiegereltern entgegengeschickt hatten und näherte sich dem Gute in derselben unbehaglichen Stimmung, die sich in letzter Zeit immer seiner bemächtigte, wenn er zu seiner Braut reiste. Er fühlte sich nicht mehr heimisch in ihrer Familie — die Schwiegereltern waren, als sie sahen, daß es mit der schönen, ihm vor ein paar Jahren allgemein prophezeiten Zukunft noch immer nichts werden wollte, allmählich weniger rücksichtsvoll gegen ihn geworden und schienen ihn besonders jetzt kaum noch zu beachten, wo Hilmas jüngere Schwester eine bedeutend bessere Partie machte. Die neunzehnjährige Annie hatte sich mit einem jungen Bezirksrichter verlobt, der ein gesuchtes Advokatenbureau und schon eine elegante Häuslichkeit hatte, so daß er eine Woche nach der Verlobung heirathen wollte. Nur mit größter Mühe hatte ihn Frau Stenberg überreden können, so lange wenigstens zu warten, bis Annies Aussteuer fertig wäre. Nun war das ganze Haus voll davon, auf allen Stühlen sah man Leinwand und Möbelstoffe liegen, die Zeichnung der Wohnung wurde wieder und wieder studirt und immer von Neuem darüber gesprochen, wie schön und prächtig Alles werden würde. Hilma, die den ganzen Tag für ihre Schwester nähte, statt an ihre eigene Aussteuer denken zu können, wurde infolge dessen so nervös, daß man kaum mit ihr sprechen konnte, ohne eine Scene oder einen Thränenstrom heraufzubeschwören.

Das that ihm weh, jede ihrer Thränen war ihm ein Vorwurf — Alles, Alles im Hause empfand er als solchen — und doch war er schuldlos, er hatte sich ja auf jede erdenkliche Weise angestrengt, eine Stelle zu bekommen, aber nichts war ihm geglückt. Wie vielen seiner Berufsgenossen sogar älteren Leuten und Familienvätern, die außerordentlich tüchtig und geschickt waren, ging es ebenso. Aber was war zu machen, wenn Alles darniederlag und Niemand sein Geld riskiren wollte. So reifte in ihm mehr und mehr der schon lange heimlich genährte Plan, wenn er auch diese Stelle nicht bekommen sollte, sich nicht länger der demüthigenden Behandlung auszusetzen, sondern — Hilma ihre Freiheit zurückzugeben und selbst nach Amerika zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Anfangs würde sie freilich außer sich sein, aber auch für sie wäre es schließlich besser so, als dieses ewige Warten — vielleicht fände sie einen anderen Mann, der eher für sie sorgen könnte, ebenso wie Annie.

Mit diesen Gedanken fuhr er in die Allee ein und begrüßte infolge dessen seine Braut, die zu ihm auf den kleinen Wagen gesprungen kam, mit finsterem, verschlossenem Gesicht.

„Geliebter Fred — wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Denke doch, daß ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen habe! Annies Bräutigam war währenddessen drei Mal hier und kommt auch morgen wieder."

„So, auch morgen wieder? Dann gehe ich meiner Wege."

„Aber Fred, was sagst Du da? Du solltest ja doch die ganze Woche hier bleiben, um die Entscheidung wegen der Stelle abzuwarten."

„Nicht mit ihm zusammen. Mußte er denn gerade in diesen Tagen hier sein? Konntest Du das nicht anders einrichten?"

„Aber süßer Fred, glaubst Du denn, ich hätte das ändern können? Er ist ja so in sie verliebt, daß er es kaum einen Tag ohne sie aushält — übrigens wäre es für Dich ganz nützlich, wenn Du Dir ein Beispiel daran nähmst."

„Ach so — das konnte ich mir denken. Auf solche Weise anzufangen, ist gerade die richtige Art, mir's hier behaglich zu machen."

„Ich glaube, Du bist heute schlechter Laune. So ist Oskar nie — der fährt seine kleine Braut nicht so an."

„Ja, ich beklage aufs Tiefste, daß Du nicht Oskar bekommen hast."

„Na, na, Fred, sei nicht albern. Du hast ja Deine kleine Missa noch nicht einmal umarmt."

Sie schlug mit Vorliebe diesen naiven Ton an, der ihn im Anfang ihrer Verlobungszeit so entzückt hatte, ihn jetzt aber förmlich folterte.

Der Wagen hielt an der Treppe. Fred in ein kleines Zimmer ziehend, hoffte sie, ein paar Augenblicke mit ihm allein sein zu können, aber sie wurden gleich von den Geschwistern umschwärmt, und kurz darauf ertönte die Mittagsglocke.

„Nun, wie steht es," frug Capitain Stenberg bei Tisch, „hast Du viele Mitbewerber?"

„Ja, wir sind zusammen dreißig."

„Alle tausend! Und sind Gefährliche darunter?"

„Ja, ein paar außerordentlich Tüchtige. Unter Anderen ein älterer Mann, der selbst Jahre lang Besitzer einer Fabrik war. Er hat eine große Familie und ist äußerst bedürftig, weshalb sich Viele für ihn interessiren."

Hilma sah mit einem fast flehenden Blick auf.

„Ach, so nöthig wie wir, braucht er es gewiß nicht — für ihn wird es sich dabei nicht um Alles handeln wie bei uns."

„Schwatz keine Dummheiten, mein Kind!" fuhr der Capitain auf. „Was soll das heißen, daß es sich bei Dir um Alles handelte? Bist Du heirathskrank? Du hast doch eine schöne Heimat, und Niemand wünscht Dich fort von hier. Im Gegentheil, Mama braucht Dich jetzt doppelt nöthig zu Hause, wo Annie sich verheirathet. Und seid Ihr nun vier Jahre verlobt gewesen — könnt Ihr es gern noch länger sein — das thut nichts, man muß es nur gewohnt werden."

Fredrik fühlte sich schon beleidigt.

„Nicht Alle sind so glücklich, gerade den Beruf gewählt zu haben, der in schlechten Zeiten der vortheilhafteste ist," sagte er.

„Weißt Du was, mein Junge, ich glaube, man spricht oft zu viel von den schlechten Zeiten. Ich habe so lange gelebt und gute und schlechte durchgemacht, aber ich habe immer gefunden, daß ein tüchtiger Mann sich durchschlägt."

Hilma blickte erschrocken nach ihrem Bräutigam hin, dessen Gesicht sich verfinsterte.

„Darin hast Du Recht, Vater," erwiderte er. „Deshalb lege ich gar keinen großen Werth auf diese Stelle. Man ist ja nicht an Schweden allein gebunden — die ganze Welt steht einem offen, wenn man jung ist und etwas Tüchtiges gelernt hat."

„Ja, wenn man allein steht, mag das der Fall sein. Hat man aber ein Mädchen an sich gefesselt, muß man's hübsch bleiben lassen, auf unsichere Abenteuer auszugehen.

„Ich meine, man nimmt das Brot da, wo man es findet."

„Spricht er wieder von Amerika?" wandte sich die Mutter ängstlich an Hilma.

„Ja, ich fürchte es," erwiderte diese leise, „aber das ist nur die Folge davon, daß Papa ihn immer reizt."

„So schlecht ist es wohl noch nicht bei uns bestellt," fiel der Capitain mit lauter Stimme ein, „daß unsere jungen, tüchtigen Leute auswandern müßten, um ihr Brod zu finden. Ich habe kein Verständniß für das feige Aufgeben unseres Landes, sobald sich einem Schwierigkeiten entgegenstellen.

Mancher tüchtige Mensch des alten Schwedens hat eine harte Brodrinde in seinem Vaterlande einem behäbigen Auskommen in der Fremde vorgezogen."

„Das klingt sehr schön," fuhr Fredrik, immer heftiger werdend, auf. „Aber man kann auch Lust zum Auswandern bekommen, ohne es zu brauchen. Wenn man z. B. Neigung hätte, den engen Verhältnissen zu entfliehen, Neues kennen zu lernen und sich in seinem Beruf weiter, als hier möglich ist, auszubilden."

„Beim Himmel, mein Junge, ich glaube, Dir liegt gar nichts daran, die Stelle zu bekommen. Dann zieh' um Alles in der Welt Deine Bewerbung zurück und gieb Hilma ihren Ring wieder."

„Papa!" schrie diese, dunkelroth im Gesicht, und stürzte vom Tisch fort.

„An mich mußt Du Dich nicht wenden, liebe Tochter. Ich würde ihm gern die Stelle geben, wenn es von mir abhinge — wenn er sie aber selbst nicht will! Nur hättest Du Dir das früher überlegen sollen, ehe Du Dich verlobtest, mein lieber Fredrik."

„Ich habe ja nicht gesagt, daß ich sie nicht wollte, ich habe nur gesagt, daß, wenn es keinen andern Ausweg gäbe —"

Hilma war nicht fähig, sich wieder an den Tisch zu setzen, sie ging weinend hinaus. Fredrik machte keinen Versuch, sie aufzuhalten — er fühlte sich durch die Blicke der Anderen, besonders Annies bedrückt, die halb vorwurfsvoll, halb triumphirend zu sagen schienen: die arme Hilma hat ja einen liebenswürdigen Bräutigam; da ist mein Oskar doch anders . . .

Der Rest der Mahlzeit wurde unter verstimmtem Schweigen eingenommen.

Fredrik graute es, zu Hilma zu gehen, so lange sie noch in ihrem Zimmer lag und weinte. Er hatte förmliche Angst vor diesen Scenen, denn er wußte, sie würde ihn bis aufs Blut quälen; die Cigarre wollte ihm nicht schmecken, der Kaffee war schlecht — und nun wollte auch noch Annie eine Stickerei bewundert haben.

Frau Stenberg, die hinausgegangen war, um nach ihrer Tochter zu sehen, kam wieder herein.

„Geh doch zu Hilma," sagte sie. „Sie hat so geweint, daß sie förmliche Nervenzuckungen bekommen hat."

Er stand auf, ging mit großen Schritten durch das Zimmer und riß die Thür zu Hilmas Zimmer auf.

Ihr Schluchzen nahm merklich zu, als er sich näherte.

„Wenn du dich so beträgst, Hilma, bringst du mich wirklich dahin zu wünschen, ich möchte die Stelle nicht bekommen."

„Fred!" — Sie fuhr aus ihrer zusammengekrümmten Stellung auf und unterdrückte das Schluchzen. „Was meinst du damit?"

„Deine Laune ist ja in letzter Zeit unerträglich geworden. Was habe ich denn verbrochen, um diesen neuen Auftritt hervorzurufen?"

„Du sprichst, als ob du wünschtest, von mir fort zu kommen," schluchzte sie, während sie ihn umschlang.

„Warum faßt Du auch Alles so auf? Du weißt doch, daß Amerika ein altes Luftschloß von mir ist, daß ich daran dachte, schon ehe ich Dich kannte."

„Ja, aber Du gabst es meinetwegen auf. Und nun, wo wir endlich an dem so lange ersehnten Ziel stehen, kommst Du doch wieder damit. Muß ich nicht denken, daß Du mich nicht mehr liebst — daß ich nicht mehr Deine kleine Missa, Dein Herzblättchen, Dein Sonnenstrahl bin?"

Sie legte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte ihm, zu ihm aufblickend, alle diese Zärtlichkeitsnamen zu.

Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust. Diese kindlich naiven Namen, die er ihr selbst in der Zeit ihrer ersten Liebe gegeben, riefen in seinem Herzen keinen Widerhall mehr nach. Einst — ach ja — wie glücklich hatte es ihn da gemacht, sie von ihren Lippen zu hören — wie hatte damals Alles darauf geantwortet, was Zartes und Hingebendes in seinem Herzen lebte!

Warum war das jetzt so ganz anders geworden? Lag es an ihm? War seine Natur so treulos, daß ihm das gleichgiltig werden konnte, was ihm einst das Theuerste gewesen? Oder hatte er sich in seiner Braut getäuscht?

Nein, ihr konnte er nichts vorwerfen. Sie liebte ihn heute noch ebenso treu und hingebend wie am ersten Tag, und hatte er auch im Laufe der Jahre manche Mängel und Schwächen an ihr entdeckt, so war das doch kein Grund, ihr gegenüber kühl zu werden. Welches Recht hatte er, zu beanspruchen, sie sollte ein Muster von Vollkommenheit sein? Sie war ein einfaches, natürliches, warmherziges Mädchen, deren ganzes Herz ihm gehörte — was konnte er mehr verlangen?

Aber der Zauber, den ihr Wesen früher auf ihn ausgeübt hatte, war verschwunden, verschwunden während der langen Verlobungszeit. Das schönste Glück war verloren, weil er sie nicht damals, als ihre Liebe neu, jung und voller Verheißung war, in die eigene Häuslichkeit führen durfte. Nun war die Zeit der ersten Blüthe vorüber, es war Herbst geworden, ohne Sommer gewesen zu sein. Und deshalb hatte die Erreichung des Jahre lang erstrebten Zieles jetzt nicht mehr den Werth für ihn wie früher.

Das Alles konnte er ihr nicht sagen. Er würde ihr nur tiefstes Weh verursacht haben, ohne dadurch etwas zu bessern. Jetzt war es allerdings das Richtigste, sich die Stelle zu wünschen, denn diese Art Zusammenleben länger fort zu führen, war auf die Dauer unmöglich.

„Laß uns etwas an die Luft gehen," sagte er. „Du darfst Dich den Gemüthsbewegungen nicht so hingeben — Du schadest Dir nur dadurch und quälst uns Beide."

„Ja, ja, ich will Alles thun, was Du willst. Aber sag' mir nur, daß Du Deine kleine Missa noch ebenso innig liebst wie früher, und daß Du glücklich, wirklich glücklich bist, wenn Du die Stelle bekommst."

Er antwortete ihr mit einem Kuß, um nichts sagen zu müssen, und sie gingen hinaus in den Garten. Bei der Unterhaltung gab er sich die größte

Mühe, von möglichst neutralen Stoffen zu sprechen, von Wetter und Wind, wie unangenehm es wäre, daß es dies Jahr gar nicht schneien wollte, von seinen Arbeiten in der Werkstatt, von Politik — war es aber sonst schon vergebliches Bemühen gewesen, sie für andere als rein persönliche Verhältnisse zu interessiren, heute ging es weniger denn je.

„Höre — kannst Du mir keine Zeichnung von dem Hause von Nyfors verschaffen?“ schnitt sie seine Bemerkung über den Ausfall der diesjährigen Ernte ab. „Ich möchte mir so gern ein Bild unserer zukünftigen Häuslichkeit machen können.“

„Wie, sich hineindenken, ehe man überhaupt weiß, ob etwas daraus wird, das wäre gerade das Richtige! Ich bitte Dich inständig, wiege Dich nicht in solche Sicherheit ein, Du bringst mich mit diesen Reden zur Verzweiflung.“

„Aber Du mußt die Stelle bekommen,“ erwiderte sie und hängte sich schwer an seinen Arm. „Du mußt, sonst kann ich es nicht mehr ertragen.“

„Was willst Du damit sagen? Das, was ertragen werden muß, kann man auch ertragen.“

„Oder auch nicht — das ist auch schon da gewesen. Ich kann dieses Leben nicht länger ertragen, es bringt mich um.“

In ihrer Stimme lag eine Leidenschaft, die ihn überraschte. Der Gedanke durchzuckte ihn, ihre vielen hysterischen Anfälle möchten einen tieferen Grund haben, als er geglaubt hatte.

„Dieses ewige Warten und Sehnen,“ fuhr sie fort, „diese immer erneuten Trennungen — dieses Dazwischentreten Dritter, diese beständige Spannung ohne Befriedigung! Ich fühle, wie das an mir zehrt. Du weißt selbst, wie rund und blühend ich damals war, als Du mich kennen lerntest. Wie sehe ich jetzt dagegen aus, blaß und abgezehrt, daß ich mich vor mir selbst schäme.“

„Dafür kann ich doch nichts,“ fuhr er hastig auf. „Ich habe doch Alles gethan, was in meinen Kräften stand — wenn aber nichts glückt, dann —“

„Es wird glücken,“ unterbrach sie ihn. „Ach, wenn Du wüßtest —“, sie erröthete.

„Was?“

„Wie ich Gott gebeten habe, daß Du die Stelle bekommen möchtest. Ich habe nie geglaubt, daß ich so bitten könnte — daß das Gebet eine solche Kraft haben könnte — ich habe die Nächte hindurch wach gelegen und Stunden lang gebetet, bis ich fühlte, daß mir Gott antwortete. Ja, ich versichere Dich, Du bekommst die Stelle.“

„Du ruinirst Dich mit diesen exaltirten Einbildungen,“ sagte er ohne sie anzusehen, von ihren Worten sichtlich unangenehm berührt. —

Den anderen Tag kam der Bezirksrichter, und er und Annie waren so auffallend in ihrer Verliebtheit, ihre Umarmungen und Zärtlichkeiten waren so unangenehm und peinlich für Andere, daß ihnen Alle aus dem Wege

gingen. Das übte auf Hilmas Stimmung immer eine besonders schlechte Wirkung aus.

„Du siehst, wie verliebt er ist," konnte sie dann nicht unterdrücken zu sagen. „Ganz anders wie Du — aber anfangs warst Du ebenso."

„Aber liebes Kind, das ist doch natürlich. Glaubst Du, daß Jemand vier Jahre lang so sein könnte?"

„Warum nicht? Wenn Du mich nur noch ebenso liebtest wie damals. Aber das thust Du nicht mehr, daran liegt es. Kannst Du es leugnen?"

„Quäle mich nicht immer mit solchen Fragen!"

„Warum sollte es Dich quälen, wenn Du mir nur der Wahrheit gemäß antworten könntest, daß Du mich noch ebenso liebst wie früher? Glaubst Du, daß es Oskar quält, wenn Annie ihn täglich fragt: ‚liebst Du mich noch ebenso wie gestern?' — Im Gegentheil, es entzückt ihn, und er antwortet: ‚mehr, heute mehr wie gestern.'"

„Wenn Du so fortfährst, bringst Du mich dahin, Dir zu antworten: ‚weniger, mit jedem neuen Tag weniger.'"

Aber er bereute das Wort, sobald er es ausgesprochen hatte, denn sie fing wieder an zu weinen, und er mußte sie trösten.

Die Luft war mit Zündstoff angefüllt und der Zwist brach bei jeder Veranlassung aus. —

An dem Tage, an welchem die Entscheidung wegen der Stelle erfolgen sollte, war Fredrik so nervös, daß man kaum mit ihm sprechen konnte, Oskar und Annie aber besonders auffallend in ihrem Wesen. Ihr Glück, ihre Verliebtheit, ihre schöne Einrichtung — Alles hatte etwas Berauschendes, und Hilma konnte der Versuchung nicht widerstehen, abermals von ihrer eigenen, zukünftigen Wohnung in Nyfors anzufangen. Mehr bedurfte es nicht. Fredrik fuhr auf wie von der Tarantel gestochen.

„Wenn hiervon gesprochen werden soll, gehe ich," sagte er.

„Aber Fred, ich verstehe Dich wirklich nicht. Es ist doch gerade, als ob Du nicht das geringste Interesse für unser zukünftiges Heim hättest."

Aber Fredrik war schon fort, noch ehe sie den Satz vollendet hatte.

Annie warf ihrem Bräutigam einen vielsagenden Blick zu, der voller Theilnahme für die arme Hilma war, die Mutter aber faßte die Sache anders auf.

„Du bist wirklich nicht rücksichtsvoll genug gegen ihn, mein liebes Kind," sagte sie. „Du mußt doch fühlen, daß es ihm unangenehm sein muß, auf solche Einzelheiten einzugehen, ehe er weiß, ob er die Stelle bekommt. Und das gerade in der Gegenwart von Oskar und Annie, bei denen Alles schon fertig ist."

Ja, das sah Hilma ein und war augenblicklich bereit, ihren Bräutigam um Verzeihung zu bitten. Sie suchte ihn im ganzen Hause, ohne ihn finden zu können. Er schien ausgegangen zu sein. Bei dem greulichen Wetter und so spät gegen Abend!

Aber es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte seiner habhaft werden. In Gummistiefeln und langem Mantel und hoch aufgeschürzt, lief sie ihm mit großen Schritten nach — es war so naß, daß es um ihre Füße platschte. Der anhaltende Regen dieses Herbstes hatte die Wege fast ungangbar gemacht — die Luft war feucht und dick, der graue Himmel lag schwer wie ein niedriges Hüttendach über der Gegend, und man hatte schon den ganzen Tag das Gefühl gehabt, daß die Dunkelheit hereinbrechen würde. Jetzt war es wirklich Dämmerstunde, unmittelbar nach Sonnenuntergang. Aber die Sonne hatte seit Wochen nicht geschienen, und ihr Untergang machte sich nur durch empfindliche kältere Feuchtigkeit bemerkbar — eine unangenehmere Stimmung für eine Versöhnungsscene war nicht denkbar.

Hilma erschien sich selbst in ihrem Radmantel und den großen Ueberschuhen, welche bei jedem Schritt im Lehmboden stecken blieben, ebenso unschön und unsympathisch, wie die Natur es in diesem Augenblick war — und ein beklemmendes Gefühl sagte ihr, daß ihre Annäherung unter diesen Verhältnissen nur einen neuen Mißerfolg Fredrik gegenüber bedeuten würde. Aber sie lief ihm dennoch nach, bis sie ihn in der Allee auf einem ziemlich trockenen Seitenweg fand, wo er auf und ab ging.

Das Gesicht, womit er sie empfing, war unglückverheißend.

„Kann man keinen Augenblick allein sein?“ fuhr er sie an.

„Aber Fred — flüchtest Du vor mir? Ich dachte, Du wolltest nur mit den Anderen jetzt nicht zusammen sein — aber mit mir, die bald Deine kleine Frau werden und immer bei Dir sein soll!“

„Verzeih mir, meine arme Hilma — ich weiß, daß ich Dich quäle, aber ich kann nicht anders. Ich bin so nervös in diesen Tagen — wenn Du mich nur etwas in Ruhe lassen wolltest — mich nicht beständig aufregen und peinigen.“

„Gewiß will ich das, geliebter Fredrik. Ich thue ja Alles, was ich kann, um Dich aufzuheitern. Glaubst Du, daß es angenehm für mich ist, Dich so zu sehen? Ich leide meiner Treu mehr darunter, als Du ahnst.“

Sie steckte ihren Arm in den seinen und versuchte, mit ihm Schritt zu halten, aber er stürmte so vorwärts, daß einer ihrer Ueberschuhe im Lehm stecken blieb.

„Kannst Du nicht etwas langsamer und netter gehen, so wie damals, als wir probirten, wie wir zusammen durchs Leben gehen würden! Ach Fred, wie warst Du da einzig gut! Da fuhrst Du mich nicht so an wie jetzt.“

„Nennst Du das, mich in Ruhe lassen?“

„Kann es Dich aufregen, wenn ich Dich daran erinnere, wie glücklich wir waren? Wenn Du jetzt nur die Stelle bekommst, wirst Du sehen, daß wir es ebenso wieder werden.“

„Du hast ein besonderes Talent, immer mit dem zu kommen, was im Augenblick das denkbar Unpassendste ist,“ fuhr er auf.

„Ach so, nun fängst Du schon wieder an zu zanken. Und Du verlangst, ich soll ruhig sein, wenn Du förmlich nach Dingen suchst, mich zu kränken!"

„Wenn Dich die Wahrheit kränkt, dann veranlasse mich nicht zum Sprechen."

„Du brauchst gar nicht zu sprechen — Du kannst ganz stumm bleiben, wenn Du willst. Sag' mir nur das Eine: liebst Du mich jetzt weniger als im Anfang?"

„Ach, ach, ach!" jammerte er förmlich. „Immer dieses ewige Rühren an die Gefühle — siehst Du nicht, daß Du Dich, wie ein ungeschickter Gärtner, selbst schneidest? Denke, Du hättest eine zarte, empfindliche Pflanze in einen Blumentopf gesetzt und rissest sie jeden Tag mit der Wurzel heraus, um zu sehen, ob sie auch wüchse."

„Das Gleichniß paßt nicht. Unsere Liebe dürfte keine zarte Pflanze mehr sein — die ist ja seit vier Jahren festgewurzelt und gewachsen."

„Nun, empfindlich aber doch — das kann sie dennoch sein, auch wenn sie nicht so zart ist — sagen wir also statt dessen, eine Pflanze, die zu verwelken droht — reißt Du die mit der Wurzel heraus, um zu sehen, was ihr fehlt? Suchst Du sie nicht vielmehr zu hegen und zu pflegen und vor jeder unsanften Berührung zu schützen — weißt Du nicht, daß zu viel Wärme und zu viel Wasser sie völlig vernichten können —"

„Meinst Du damit, daß Deine Liebe eine solche hinwelkende Pflanze ist? Fred, meinst Du also wirklich, daß Du mich nicht mehr wie früher liebst?"

„Du begnügst Dich wahrhaftig nicht damit, die Pflanze herauszureißen — Du schneidest sogar noch mit dem Messer hinein, um zu sehen, ob sie lebt!" rief er außer sich.

„Nein, Fred — aber Du mußt wirklich darüber nachdenken — ich muß es wissen — liebst Du mich auch nur den kleinsten Gran weniger als damals, da wir uns verlobten?"

„Begreifst Du nicht, daß Du Dich lieber in die Zunge beißen solltest, als mit einer solchen Frage gerade jetzt kommen —?"

„Warum das? Wenn Du ein reines Gewissen hast, kannst Du diese Frage zu jeder Zeit beantworten."

„Und wenn ich kein — reines Gewissen habe, wie Du es nennst — wenn ich gerade jetzt Deine Frage nicht so beantworten kann, wie Du wünschest?"

Das sagte er gespannt, forschend, während er ihren Arm losließ und sie ansah.

„Du liebst mich weniger als sonst? Du liebst mich nicht mehr? Ach Gott!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und lief die Allee entlang dem Hause zu.

Er stand da und sah ihr nach, wie der große Mantel plump und unschön um sie flog und der Schmutz an den Ueberschuhen aufspritzte. Und mit Bitterkeit dachte er daran, daß das der Hafen wäre, nach welchem seine schwärmerischen Jugendträume sich gesehnt hatten — nach einer vierjährigen Verlobungszeit, wo er möglicherweise an der Pforte seines eigenen Heims mit ihr stand, die einst für ihn der Inbegriff alles Lenzartigen und Schönen, Feinen und Entzückenden gewesen war.

Zu Hause angekommen, warf sich Hilma bei der Mutter auf das Bett und schluchzte so, daß sie förmlich schrie. Das ganze Haus hörte es, Oskar und Annie kamen auch herein, schließlich sogar der Capitain.

„Was ist denn nun wieder los? Nein, das muß ein Ende haben. Wenn Fredrik nicht anders kann als sie verletzen, mag sie ihm in Gottes Namen einen Korb geben und ihn gehen lassen. Hörst Du, Frau, sprich mit ihr verständig. Wir werden unser Kind doch keinem Manne geben, der sie nur unglücklich macht."

Fredrik stand leichenblaß in der Thür und hörte Alles.

„Wenn Hilma ihre Freiheit zurückzuhaben wünscht, braucht sie es nur zu sagen, erwiderte er mit zitternder Stimme. „Dann werde ich sie nicht weiter unglücklich machen, sondern meiner Wege gehen — nach Amerika."

„Das will er nur," rief sie, ihr Schluchzen unterbrechend. „Seitdem es schien, daß er die Stelle bekommen würde und wir uns heirathen könnten, hat er keinen anderen Gedanken als den, fortzukommen. Er liebt mich nicht mehr."

„Nun wohl, wenn Du das glaubst, so laß es damit zu Ende sein."

Er zog langsam den Ring vom Finger und ging auf sie zu.

Bebend fuhr sie in die Höhe und versuchte den ihren abzuziehen, aber ihre Hände zitterten so, daß es nicht gehen wollte. Endlich bekam sie ihn mit einem heftigen Ruck los und klingend rollte er auf dem Fußboden hin.

Sie sank auf das Bett zurück und versuchte, ihr Schluchzen in den Kissen zu ersticken; er aber wandte sich von ihr ab und ging hinauf, um den Fahrplan zu studiren und zu sehen, mit welchem Zug er reisen könnte.

Heute Abend war es zu spät, aber den andern Morgen um 8 Uhr wollte er fort. Er blieb den ganzen Abend auf seinem Zimmer, und als man ihn zum Abendessen rufen wollte, lehnte er dankend ab.

Den andern Morgen brachte man ihm den Kaffee an das Bett. Er nahm ihn an, ohne ein Wort von seiner bevorstehenden Abreise zu sagen. Er fühlte sich zu keiner Art von Abschied stark genug und hatte nur einen Gedanken — so rasch als möglich fortzukommen. Wie ein Dieb schlich er sich mit seiner Reisetasche durch das Vorzimmer, in Angst, Jemandem zu begegnen, und lauschte gespannt nach Hilmas Zimmer hin — als ob sie noch schluchzen oder herausstürzen müßte, um ihn zurückhalten — aber nein, Alles war still. Er öffnete die schwere Hausthür hielt sie offen, zögerte — würde man ihn wirklich so fortgehen lassen?

Jetzt stand er draußen, die Thür fiel hinter ihm zu, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust — der Erleichterung, frei zu sein? Ja, natürlich. Es war ja das Beste.

Aber daß sie ihn so gehen lassen konnte! Sie mußte sich doch denken, daß er mit diesem Zug reisen würde — und sie ließ ihn ziehen, als ob diese vier Jahre ein Nichts wären, das man in der Erinnerung auslöschen, mit der Wurzel ausreißen könnte! Und doch war das unmöglich, vier Jahre gemeinsamer Hoffnungen, Freuden und Schmerzen, vier Jahre, während deren man alle seine tiefinnerlichsten Empfindungen und hingebendsten Gefühle getheilt, all das einander zugeflüstert hatte, was man keinem Anderen sagt — ja, loskommen, sich wieder frei machen kann man — aber nicht, ohne daß es tiefe Spuren in der Seele zurückläßt.

Doch jetzt galt es, fortzukommen, weit weg — nach Amerika, dem großen Westen, dem Land voll unerschöpflicher Hilfsquellen und großartiger Kräfte, dem Ziel seiner Sehnsucht seit seinen Knabenjahren. Gott Lob, er war ja noch jung, noch lag das Leben reich und voller Hoffnungen vor ihm.

Als er aber jetzt umherblickte, blieb er verwundert stehen. Was war das? Die ganze Natur hatte sich seit gestern verwandelt. Die düstere, schmutziggraue Landschaft war schimmernd weiß. Es hatte gefroren, die Luft war rein und belebend und es schneite in dichten Flocken. Dieselbe Allee, die gestern noch dunkel wie alle zerstörten Illusionen vor ihm lag, als Hilma aufgeschürzt, mit den Ueberschuhen im Schmutz stecken bleibend, daher kam — wie rein und jungfräulich unberührt stand sie jetzt vor ihm! Wie war auf einmal jede Spur von Unschönem und Abstoßendem verschwunden!

Es kam Jemand die Allee her. Fredriks Herz stand still vor athemloser Erwartung. Er hatte angeordnet, daß man ihm telegraphiren sollte, wenn er die Stelle bekäme — sonst nicht. War das nicht der Telegraphenbote? Schwenkte er nicht etwas Weißes in der Hand?

Er stellte den Reisesack hin, lief auf den Boten zu und riß ihm das Telegramm aus der Hand.

Dann blieb er stehen. Jetzt also hatte er das Ziel seiner vierjährigen Hoffnungen und Träume erreicht. Das weiße Papier eröffnete ihm mit seinen wenigen Worten die Aussicht auf einen heimischen Herd und auf Familienglück, auf die wachsende Gemeinschaft zweier Wesen, die mehr und mehr durch gleiche Interessen verbunden werden und im täglichen Zusammenleben sich vertragen und in einander schicken lernen. Ja, so hatte es werden sollen — und im Hinblick auf dieses Bild bescheidenen, aber sicheren Glückes schrumpfte der große Westen mit seinen reichen, unbekannten Möglichkeiten vor seinem geistigen Auge unvermerkt zusammen. Mit Sehnsucht dachte er derjenigen, die, wie er wohl wußte, ein ungewöhnliches Talent hatte, bei jeder Gelegenheit das unpassendste Wort im ungünstigsten Augenblick zu sagen, die er in

einer, ihm so verhaßten Weinscene verlassen hatte und zu der es ihn doch jetzt unwiderstehlich zurückzog.

Und so wandte er sich um und seine Augen suchten ihre Fenster. Da stand sie plötzlich vor ihm, ohne daß er ihr Kommen auf dem weichen Schneeteppich gehört hatte.

Sie hatte von oben aus gesehen, daß er das Telegramm empfing. Ohne sich zu besinnen, ohne auf die Einwürfe der Anderen zu hören, war sie zu ihm geflogen, wie sie ging und stand — aber die dichten großen Schneeflocken legten sich um Haar und Schultern wie ein Brautschleier, die Aufregung hatte ihre Wangen geröthet, die Augen sahen zwar verweint aus, leuchteten aber in sanfter Erwartung wie eine zweifelnde, demüthige Bitte, und sie war in diesem Augenblick ebenso verschieden von gestern, als sie in den großen Ueberschuhen daher kam, wie die Natur selbst. Fredrik schloß sie in seine Arme und eine poetisch verschwommene Vorstellung vom Frühling tauchte in ihm auf, vom Frühling der ersten Liebe, der auch im Winter wieder erstehen könne. Wie der erste Schnee eine Jungfräulichkeit über die Erde auszubreiten und ihr neue Schönheit zu verleihen vermöchte, so könnte die Liebe, durch das volle Zusammenleben und die gemeinsamen Pflichten in der Ehe in eine neue Entwickelungsperiode versetzt, auch wieder von Neuem hell und strahlend erstehen. Doch noch war er mit diesem Gedanken nicht völlig im Reinen, als auch Hilma schon wieder in ihre alte Kardinalsünde verfiel und ihn fragte: „Liebst Du mich auch noch ebenso wie am ersten Tage unserer Verlobung?“ Resignirt, aber lächelnd erwiderte er: „Was vergangen, kehrt nicht wieder, mein armes Lieb. Aber die Zukunft kann uns ein neues Glück schenken, wenn auch auf andere Weise, als wir gehofft hatten.“

Mittlerweile war die ganze Familie herausgekommen, theils aus Verwunderung über das schöne Schneewetter, theils um die Neuverlobten zu empfangen, die Arm in Arm, näher an einander geschmiegt als nur jemals Annie an ihren Bräutigam, das Telegramm in der Luft schwenkend, daher kamen.

„Gott hat ihr Gebet erhört,“ sagte Frau Stenberg gerührt. „Das arme Mädchen, sie hat Tag und Nacht gebetet, daß er die Stelle bekommen möchte.“

„Gott weiß, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn die Sache ein Ende gehabt hätte,“ erwiderte der Kapitain. „Ich bin froh, daß ich in diesem Fall nicht der Herr war, denn ich hätte nicht gewußt, ob ich sie ihm hätte geben sollen oder nicht.“

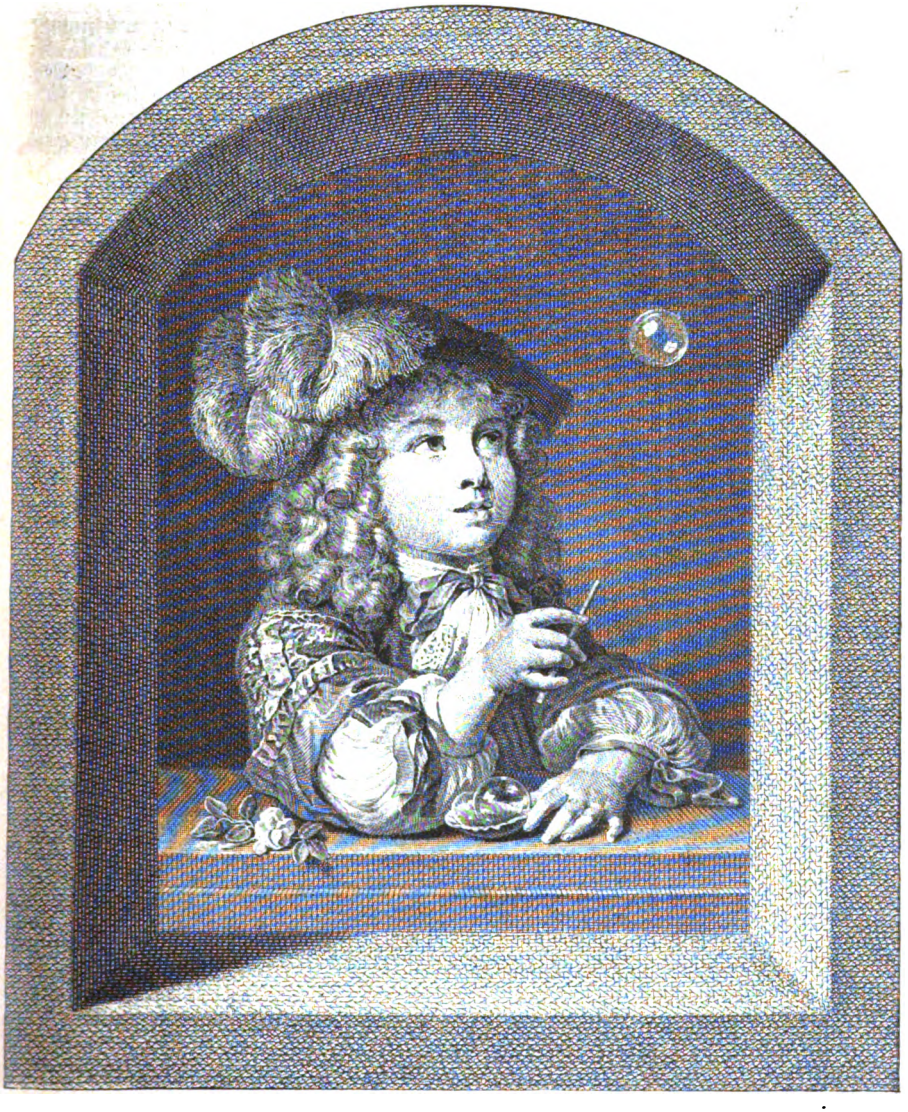
„Ja freilich ist es gut, daß wir Menschen nichts zu entscheiden haben,“ sagte Frau Stenberg. „Wir wissen ja niemals, was zu unserem Besten dient und was nicht.“

Illustrirte Bibliographie

Geschichte der deutschen Kunst. III. Geschichte der deutschen Malerei von Dr. H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt, von C. von Lützow. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendrucken. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Mit diesen beiden Bänden ist das große, stattliche Gesamtwerk der Geschichte der deutschen Kunst aus dem Verlag der Groteschen Buchhandlung in Berlin zum Abschluß gelangt. Rein äußerlich betrachtet, ist es ein Werk, das schon durch seine typographische Ausstattung und durch den Reichthum und die Schönheit der vortrefflichen Kunstbeilagen als ein monumentales Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden muß. Aber auch der innere Werth entspricht der äußeren Ausstattung. Es ist nicht möglich, der Bedeutung der hier gebotenen Leistung in einer kurzen Anzeige auch nur annähernd gerecht zu werden. Da sich diese jedoch auf die beiden zuletzt erschienenen Bände zu beschränken hat, so sei hier kurz auf die Hauptvorzüge der Behandlung in denselben hingewiesen. In mancher Hinsicht ist es vielleicht nachtheilig, daß Malerei und Kupferstich in zwei getrennten Büchern von zwei Gelehrten behandelt sind, da hierdurch die Thätigkeit verschiedener Künstler, wie vor Allen Dürers, zerrissen erscheint. Doch macht sich dieser Uebelstand nicht in dem Maße geltend, wie man zunächst meinen könnte, namentlich wenn wir die Schlußbetrachtung von C. von Lützows Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes lesen, in der mit Nachdruck und Wärme auf die enge Verbindung zwischen Kupferstich und selbständiger künstlerischer Produktion hingewiesen wird, wie sie in einem Dürer und Anderen vorhanden war und wohl auch im Kupferstich wieder erreicht werden wird, so gut als in der Radirung.

C. von Lützows Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes, um mit dieser zu beginnen, ist um so verdienstlicher, als wir hier in der That die erste zusammenhängende Darstellung ihres Entwickelungsganges bekommen. Und es ist erfreulich, daß gerade ein Mann wie C. von Lützow sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen hat, der nicht nur mit dem Rüstzeug des Wissens wie kein zweiter dazu ausgerüstet ist, sondern der auch seine Aufgabe von so hohem Gesichtspunkte aus erfaßt hat. Er hat zwar, und mit Recht, über dem Weiten und Allgemeinen das Einzelne und Besondere nicht außer Acht gelassen, aber indem er es fühlt und ausspricht, daß Kupferstich und Holzschnitt die wahren Volkskünste sind, die an der Seite der Malerei und Bildnerei unmittelbar zum Herzen der Nation reden, von dieser Richtung und Gestalt empfangen, in innigster Wechselbeziehnung mit dem geistigen Gesamtleben, mit seinen Wandlungen



Le petit physicien. Kupferstich von J. G. Wille.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

und Schicksalen stehen, will er sich aufschwingen zu jenen Höhen, auf denen Dürer und Ludwig Richter, Holbein und Menzel sich die Hände reichen. An der Hand eines solchen Führers ist es eine Freude, die Geschichte dieser „Volkskünste" zu durchlaufen. Dieselben hängen aufs Engste zusammen mit der Buchdruckerkunst; ihre Geschichte beginnt erst mit dem Zeitpunkt, wo sich das geistige Bedürfniß nach bildlicher Veranschaulichung so weiter Kreise bemächtigt hatte und zu einer so unwiderstehlichen Macht geworden war, daß nur das mechanische Verfahren des Bilddrucks den massenhaften Anforderungen Genüge leisten

konnte. „Es ist der Geist des Reformationszeitalters, der Drang, sich der Heilswahrheiten unmittelbar und persönlich zu vergewissern, der darin seinen Ausdruck findet.“ So dienten diese Künste zunächst der Erbauung der Aermeren, aber auch bald der Satire und der religiösen Polemik, wovon der beigegebene Holzschnitt L. Cranachs d. Ält. „Passional Christi und Antichristi“ ein Beispiel giebt. Hervorragendes leisten schon Vorgänger und Zeitgenossen Dürers, aber eine wahrhaft königliche Stellung nimmt Albrecht Dürer selber ein. Neben der Kraft und dem Reichthum der Schöpfungen eines Dürer, Hans Holbein, L. Cranach, H. Burgkmair, Martin Schongauer treten alle Anderen bescheiden zurück. Tritt im siebzehnten Jahrhundert ein Verfall ein und er-

Holzschnitt von L. Cranach d. Ä.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

heben sich diese Künste erst im achtzehnten Jahrhundert wieder unter französischem und englischem Einfluß, so ist der Verfasser ehrlich genug zu bekennen, wie viel der deutsche Kupferstich in dieser Zeit dem französischen Vorbild verdankt, aber er weiß auch das Eigenartige der deutschen Meister fein herauszufühlen. Unter diesen nimmt J. G. Wille eine hervorragende Stellung ein. (S. das hübsche Probebild Le petit physicien). Deutsche Eigenart aber vertritt am kräftigsten in dieser Zeit der treffliche Daniel Chodowiecki, „dieser schlichte und doch so mächtige Mann, der Bahnbrecher der volksthümlichen deutschen Kunst der neuen Zeit, der Vorläufer Menzels und Ludwig Richters.“

Das neunzehnte Jahrhundert bringt dann noch die Erfindung der Lithographie.

Auch ihr Schickſal, ſagt der Verfaſſer treffend, „hing von dem Eingreifen der Künſtler ab. Erſt nachdem dieſe ſich der neuen Technik bemächtigt und ſchöpferiſch für dieſelbe thätig geworden waren, konnte die wirkliche Blüthe der Lithographie beginnen; ſeit die Theilnahme der Künſtlerwelt an ihr vorüber iſt, welkt ſie dahin.“ Später iſt die Photographie in drei Verwandlungsformen mit Kupferſtich und Radirung, Holzſchnitt und Lithographie in Wettbewerb getreten: „trotzdem brauchen dieſe an ihrer Zukunft nicht zu verzweifeln, wenn ſie ſich der künſtleriſchen Aufgaben ihrer Technik bewußt bleiben und dieſelben in vollem Umfange zu erfüllen trachten.“ So ſchließt das treffliche Buch mit einem tröſtlichen Ausblick in die Zukunft. Möge dasſelbe dazu beitragen, die Liebe

Antichriſt.

Holzſchnitt von L. Cranach d. Ä.
Aus: Geſchichte der deutſchen Kunſt. Berlin, G. Groteſche Verlagsbuchhandlung.

zu dieſen künſtleriſch vervielfältigenden Künſten neu zu beleben und ihren Vorzug vor den mechaniſchen immer weitere Kreiſe erkennen zu lehren.

Die Geſchichte der Malerei iſt von Hubert Janitſchek verfaßt. Das Werk ſpricht für ſich ſelbſt; es iſt nicht nur ein Erzeugniß unermüdlichen Fleißes und erſtaunlichſter Stoffbeherrſchung, ſondern auch von großer Gewandtheit in der Behandlung und trefflicher Darſtellung. Ganz beſonders lobenswerth iſt die Art, wie in jeder Epoche die führenden Geiſter und beherrſchenden Geſtalten hervorgehoben werden und wie jede Richtung in ihrem Urſprung klar gezeichnet und bis in ihre äußerſten Ausläufer hinaus verfolgt wird. Von den früheren Theilen bis auf Dürer iſt ſchon

in einer früheren Anzeige die Rede gewesen. Das Zeitalter Dürers erfährt als das der eigentlichen Blüthezeit der deutschen Malerei die ausführlichste Behandlung. Als

Der Spaziergang von Albr. Dürer.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

die leuchtendsten Gestalten treten neben Dürer noch Holbein der J. und Lucas Cranach der Ä. hervor. Mit welchem Recht dieses Zeitalter als Blüthe der deutschen Malerei bezeichnet wird, darüber spricht sich der Verfasser treffend aus in den Worten: „Dürer

vollzog die Befreiung der Kunſt auf nationalem Boden, auch Holbein machte die gleiche Entwickelung noch ſelbſtändig durch, der Umgang mit der Kunſt Italiens gab ihm nur die Anregung, nach deren Geſetz zu ſchaffen, aber nicht deren Ideal nachzuahmen. Aber ſchon Künſtler, die neben ihm emporwuchſen, haben ein fremdes äſthetiſches Ideal über die Natur geſetzt, ein Ideal, deſſen der Künſtler ſich nur mit den Augen bemächtigte, das nicht in ihm emporgekeimt und groß geworden war. Damit war der erſte Schritt zur Veräußerlichung der Kunſt gethan; ſie begann mit Formen zu

Deutſche Kämpfe und Lagerſcenen von Nicolaus Mann.
Aus: Geſchichte der deutſchen Kunſt. Berlin, G. Groteſche Verlagsbuchhandlung.

wirthſchaften, die nicht ihr eigen waren, die ſie deshalb auch nicht mit Leben auszufüllen vermochte, das nur der naiv ſchaffenden Künſtlerkraft entſprießt. Es kamen die Virtuoſen ſtatt der Künſtler." Dieſes Zeitalter der „Virtuoſen und Akademiker" umfaßt faſt zwei Jahrhunderte. „Neues Leben" beginnt erſt nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Mögen auch viele wünſchen, daß gerade die neuere und neueſte Geſchichte der Malerei noch ausführlicher behandelt ſein möchte, zumal im Vergleich zu dem breiten

Raum, der der Kunst des Reformationszeitalters eingeräumt ist, so muß doch von jedem billig Denkenden zugegeben werden, daß der Verfasser es meisterhaft verstanden hat, die Keime dieses neuen Lebens aufzuzeigen, die verschiedenen Wege und Richtungen der neueren Malerei bis auf unsere Zeit herab klar zu zeichnen und auch hier überall das Bedeutende und Bleibende, wirklich der Geschichte Angehörige in scharfen Zügen hervorzuheben. Er geht aus von dem Satz, den Wilhelm Heinse 1776 im Deutschen Merkur aussprach: „Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter dem sie lebt. Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen und er die Jugend verlebt hat, suche dessen Herz zu erschüttern und mit Wollust und mit Entzücken zu schwellen, suche dessen Lust und Wohl zu verstärken und zu veredeln und helfe ihm weinen, wenn es weinet. Jedes Volk, jedes Klima hat seine eigenthümliche Schönheit, seine Kost und seine Getränke.“ Klingt das auch schon wie eine Verwerfung des durch Winkelmann und Goethe aufgestellten antiken Kunstideals, so weiß der Verfasser doch den historischen und pädagogischen Werth des Klassicismus vollkommen zu würdigen. Er verfolgt die klassicistische Richtung, der vor Carstens ein Mengs und Tischbein, nach ihm ein Genelli, Koch, Rottmann, Preller angehörten, bis in die Gegenwart herein, stellt ihr die romantisch-christliche Richtung eines Overbeck, Schnorr, Cornelius entgegen, schildert dann die Versuche eines Kaulbach und der Düsseldorfer, die Kunst dem Volke näher zu bringen, und zeigt, wie dies ohne Einkehr in das Volksthum nicht in vollem Maße erreicht wurde. Den wirklichen Weg zum Herzen des Volkes hat eine andere Gruppe von Künstlern gefunden, „die bei aller Verschiedenheit in der Naturauffühlung (?) doch das Gemeinsame haben, daß sie mit gleicher Sicherheit die Gemüthsinteressen des Volkes, die Lieblingsgestalten seiner Phantasie erkennen und sich für die künstlerische Gestaltung derselben gern der einfachsten Mittel bedienen.“ Die Hauptvertreter dieser Gruppe sind Moritz Schwind, Ludwig Richter und Adolf Menzel. Nach ihnen haben sodann die großen Künstler der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus der Verbindung des antiken und romantischen Ideales auf verschiedenen Wegen ein neues modernes Ideal zu gewinnen gesucht, Makart, Feuerbach, Max und Böcklin. Neben ihnen her gehen die poetischen Realisten der Düsseldorfer und Münchener Schule, bis zuletzt die Entwickelung der Malerei des 19. Jahrhunderts in den Naturalismus ausmündete. Ist das Fortschritt oder Rückschritt, Blüthe oder Verfall? Der Verfasser giebt keine direkte Antwort. Er erinnert an das bekannte Wort: Alle Kunst liegt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie, und spricht die große Wahrheit aus, nicht die Richtung, welcher der Künstler angehöre, mache ihn fortleben, sondern daß er zu gestalten vermöge. Dieser Wahrheit folgend, hat er ein Werk geschaffen, das wir als einen ehrlichen und treuen Führer durch die Geschichte der deutschen Malerei jedem Kunstfreund empfehlen. P. W.

Bibliographische Notizen.

Die Kunstgeschichte an unseren Hochschulen von August Schmarsow. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer.

Ein Controverse über die Behandlung des kunsthistorischen Studiums an den deutschen Universitäten, welche sich bei zufälligem Anlaß zwischen Wilhelm Bode und Herman Grimm entsponnen hatte, gab dem Verfasser die äußere Anregung zur Abfassung dieser interessanten Broschüre. Vielleicht war die ursprüngliche Diskussion zwischen den beiden Berliner Gelehrten inhaltlich nicht eben so gewichtig, um einer Revision von der hier gebotenen umfassenden Gründlichkeit unterzogen zu werden. Denn von den Ausführungen des Direktors der Berliner Gemäldegallerie wird ihr Autor selbst der erste sein, zuzugestehen, daß sie nur die fachmännischen Ansichten und Wünsche des praktischen Museumsbeamten zum Ausdruck bringen sollten — und was die von Professor Herman Grimm entwickelten Anschauungen betrifft, so trugen sie im höchsten Grade subjektiven Charakter und liefen in ihrer letzten Konsequenz auf die Negation der Kunstgeschichte als selbständiger Wissenschaft hinaus — ein Weg, auf dem von den Fachgenossen kaum einer gewillt sein wird, dem verdienstvollen Gelehrten zu folgen. Wir sehen das Hauptverdienst von Schmarsow's Schrift also darin, daß er die Frage aus den Niederungen persönlicher Gegensätze zur freien Höhe eines wissenschaftlichen Principienkampfes erhoben hat, wo es sich um Ziele

und Wege der nationalen Bildung handelt. Die Lehre der Kunstgeschichte an unseren Hochschulen hat eine über wissenschaftliches Fachstudium weit hinausgehende Bedeutung; sie soll der gebildeten Jugend überhaupt das Verständniß für die Werke der bildenden Künste erschließen, die dem deutschen Volke in langer abstrakter Gedankenarbeit verloren gegangene Fähigkeit zum anschauenden Genießen wieder erwecken helfen. Dies ist das ideale Ziel, auf welches die Blicke des Verfassers unausgesetzt gerichtet bleiben, indem er die gegenwärtige Lage der Kunstgeschichte an unseren Hochschulen und die Methode unseres Studiums einer gründlichen und besonnenen Erörterung unterzieht. Ohne Berührung persönlicher Verhältnisse und polemische Ausführungen geht es dabei nicht ab; um so wohlthuender tritt die rückhaltlos nur auf Klarstellung der Ideen und Thatsachen ausgehende Gesinnung des Verfassers hervor. Seine eigenen Anschauungen und Vorschläge, die er in fünf Kapiteln eingehend darlegt, gründen sich auf langjährige, erfolgreiche Lehrthätigkeit; sie werden ihrer ganzen Tendenz nach bei den unbefangenen Fachgenossen kaum irgend einem Widerspruche begegnen, mögen auch in Einzelheiten seine Forderungen als etwas weitgehend erscheinen. Es handelte sich eben darum, einmal den Blick auf die wahren und höchsten Ziele der Kunstwissenschaft zu lenken. Das letzte Kapitel „Kunstverständniß und ästhetische Erziehung" giebt hierauf erschöpfende Auskunft; es feiert in der innigen Gemeinschaft mit der Natur das gemeinsame Ideal aller realistischen und humanistischen Bildung. „Wir erwarten das Erwachen des künstlerischen Sinnes vielmehr von der Gesundheit unseres natürlichen Denkens, als von irgend welchen pädagogischen Medikamenten: Kunstsinn ist mindestens zur einen Hälfte Natursinn. Und die Hygiene in unseren Schulen, die Jugendspiele in unseren Gymnasien, die Pflege körperlicher Uebungen an unseren Universitäten müssen, neben der Uebung des Auges und des Ohres zur Ausbildung der halbverkümmerten Organe, zunächst noch mehr leisten, als alle geschichtliche Gelehrsamkeit von der Höhe des Katheders." Schmarsow's unter große und ideale Gesichtspunkte gestellte, mit warmer Begeisterung für die Sache geschriebene Erörterung wird von allen denen nicht unbeachtet bleiben dürfen, welchen das hier berührte wichtige Problem der Volkserziehung in Wahrheit am Herzen liegt. M. S.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von C. Falkenhorst. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Interesse für die Thaten kühner Forscher, die unbekannte Erdstriche den Kulturvölkern erschließen, ist wohl zu keiner Zeit — ausgenommen das Zeitalter der Entdeckungen — in so tiefe Kreise des Volkes gedrungen, wie gegenwärtig. Es ist deshalb ein zeitgemäßes und gewiß lohnendes Unternehmen, die in vielen mehr oder minder umfangreichen Einzelwerken niedergelegten Berichte der Entdeckungsreisen und ihrer Resultate in einer einheitlichen zusammenfassenden Darstellung, in allgemeinverständlicher und zugleich unterhaltender Form einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Der Herausgeber hat den umfangreichen Stoff in folgenden Abtheilungen behandelt:

1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan. 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hat-el-Estiva. 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Loango und Nil. 4. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere. — 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas. 6. Prschewalskis Reisen in Centralasien. — 7. Deutsch-Ostafrika. Geschichte d. Gründung einer deutschen Colonie. 8. Nordpolfahrten — 9. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Welttheils. — 10. Luftfahrten. 11. Weltentdecker und Weltumsegler. 12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer.

Da die Ansprüche, die man an ein Werk dieser Art zu stellen berechtigt ist, hier in jeder Beziehung erfüllt sind, kann man die Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen warm empfehlen. — a.

Todsünden. Roman von Hermann Heiberg. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Die Herausgabe des neuesten Heiberg'schen Werkes ist die erste That des vor Kurzem begründeten Vereins der Bücherfreunde. Der Zweck des Vereins ist, die Freunde einer besseren literarischen Unterhaltung zu vereinigen und seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur zu einem bei uns ungewöhnlich niedrigen Preise zugänglich zu machen. Die sich auf ein ganzes Jahr erstreckende Mitgliedschaft erwirbt man durch Zahlung eines vierteljährlichen Beitrags von 3 ℳ

75 ₰, wofür den Mitgliedern im Laufe des Jahres 6—8 in sich abgeschlossene Werke, zum größeren Theile unterhaltenden, zum kleineren populärwissenschaftlichen Charakters, in einer Gesammtstärke von etwa 150 Bogen geliefert werden. Vorläufig sind Werke von Heiberg, Roberts, Nordau, Kretzer, Prof. Dr. Haas, Dr. Titus, Dr. Kampffmeyer zur Veröffentlichung angenommen worden. Der Vorstand besteht aus Theodor Fontane, Martin Greif, Herm. Heiberg, Otto v. Leixner, Fritz Mauthner, A. Baron v. Roberts, Ernst v. Wolzogen.

Die Geschäftsleitung ruht in den Händen des Verlagsbuchhändlers Friedr. Pfeilstücker in Berlin.

Der Heiberg'sche Roman eröffnet das Unternehmen in würdiger Weise. Er giebt uns ein Leidenschaftsgemälde von überzeugender, obwohl peinlich wirkender Wahrheit. Der Held des Romans ist eine durch und durch gemeine Natur, deren niedere Instincte sich unter der Herrschaft einer immer mächtiger anwachsenden Habsucht in schreckenerregender Weise entfalten und ihre abscheulichste Bethätigung schließlich im Verwandtenmord finden. Durch ein gräßliches Ende sühnt der elende Verbrecher seine schändliche That. Es ist anzuerkennen, daß Heiberg sich aller Uebertreibungen und crassen Effecte, zu denen der Stoff einen weniger begabten Schriftsteller gewiß verführt hätte, zu enthalten gewußt hat; dieses Maßhalten, ohne welches das hier entworfene Gemälde leicht den Schein der Wahrheit eingebüßt und den feineren Geschmack beleidigt hätte, verräth den geschulten Künstler. Doch können wir nicht umhin, darin einen Fehler zu erblicken, daß das Werk keine tiefe tragische Wirkung übt, sondern eine unerquickliche, niederdrückende Empfindung hinterläßt. Schuld daran trägt der gar zu erbärmliche, niedrige Charakter des Haupthelden, dessen Verworfenheit sich uns von vornherein so klar enthüllt, daß uns keine seiner Thaten überrascht, und mit dessen sittlicher Erbärmlichkeit keine Spur geistiger Größe uns einigermaßen — in ästhetischem Sinne — versöhnt. —

Abgesehen von diesem Bedenken, das wir nicht unterdrücken konnten, muß man zugeben, daß der Roman Heibergs Erzählungskunst und Gestaltungsvermögen in glänzendem Lichte zeigt und zu seinen spannendsten Werken zählt.

O. W.

Gefühls-Komödie. Roman von Max Nordau. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst und Verlags-Anstalt, vormals S. Schottländer.

Einen Roman zu schreiben, dessen äußere Handlung fast gleich Null ist und der dabei doch den Leser von Anfang bis zum Ende fesselt, diese schwierige Aufgabe hat Max Nordau in dem vorliegenden Werke mit vollem Gelingen gelöst. Die Handlung ist hier fast vollständig in die Brust der beiden Hauptpersonen, genau genommen sogar nur in die des männlichen Helden, verlegt; sie besteht eigentlich nur aus einem interessanten psychologischen Processe, dessen lückenlose, consequente, überzeugende Entwickelung in so wirksamer, folgerichtiger Steigerung durchgeführt ist, daß der Leser dem Verlaufe dieses wahrheitsgetreuen Seelendramas mit ununterbrochener Spannung folgt.

Der Verfasser der „Conventionellen Lügen" zeigt hier, in welcher Weise die Lüge in die Beziehungen der beiden Geschlechter einzugreifen vermag; wir sehen hier auf Seiten der Frau die bewußte, raffinirte, berechnende Lüge, auf Seiten des Mannes ein feiges, schwächliches Sichselbstbelügen, kläglichen sophistischen Selbstbetrug. Nachdem er sich einmal von dem koketten, schlauen Weibe in ein seiner Natur widerstrebendes ungesundes Verhältniß hat hineinlocken lassen, welches sein Verstand verurtheilt, sucht er dasselbe mit dem Flitter eines erlogenen, künstlich genährten Gefühls zu vergolden und einen eitlen Sinnenrausch zu einer Herzenssache zu machen. Seine vollständige Befreiung aus diesen unwürdigen Fesseln erfolgt erst, als ihm die Binde von den Augen genommen wird und er die wahre Natur des Weibes erkennt und einsieht, daß er das gläubige Opfer einer überaus geschickten, berechnenden Komödiantin gewesen ist.

Fraglich könnte es erscheinen, ob das geistvolle Werk nicht der Novelle näher steht, als dem Roman; sollten den Verfasser äußere Gründe zur Wahl der letzteren Bezeichnung mit bestimmt haben? O. W.

Wozu? Roman von Robert Byr. 2 Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, München. Deutsche Verlagsanstalt.

Der fruchtbare Schriftsteller hat in diesem Roman wieder einmal Kreise geschildert, die ihm besonders vertraut sind. Er versetzt uns in das gesellschaftliche Leben Nordböhmens. Wir treffen dort zuerst die sich langweilenden, leichtsinnig

gutmüthigen Offiziere einer kleinen Garnison, dann den clerikalen hohen Adel mit seinem schmeichlerischen Gefolge zweifelhafter Existenzen, den reichgewordenen, doch stets „Parvenü" bleibenden Fabrikbesitzer. Der Held der Erzählung, Herr von Broch, ist einer jener jugendlichen Lebemänner, die mit sich und der Welt nichts anzufangen wissen; auf die Frage „Wozu?" finden sie in ihrem öden Nichtsthun keine Antwort. Erst als ihn eine ernste Lebenserfahrung und der Zusammenbruch seines Wohlstandes aus seinem Traumdasein aufrüttelt, findet er die Kraft und den Muth in sich, den Kampf mit dem widerwärtigen Geschick siegreich aufzunehmen. Natürlich spielt in diesem Kampfe die Liebe zu einem schönen, stolzen Weibe eine bedeutende Rolle. Im Ganzen wird die Gestalt dieses Helden zu sehr idealisirt erscheinen, denn er ist zuletzt ein Ausbund von Tugend und Selbstlosigkeit. Aber die Durchführung des Themas ist dem Verfasser geglückt. Als einen Vorzug dieses Romans vor früheren Werken desselben Verfassers erwähnen wir die edle, von Austriacismen fast freie Sprache des Buches. — fv.

Irrgänge der Seele. Erzählungen von W. Herzberg, Trier, Sigmund Mayer.

Drei ergreifende Erzählungen, die sich durch Inhalt und Form weit über die Mittelmäßigkeit erheben. Am besten gelungen ist wohl die dritte: „Die Wiedergeburt." Sie erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der dem strengen Vater entläuft und einer wandernden Schauspielergesellschaft sich anschließt, gewaltsam zurückgeholt in verzweiflungsvolle Seelenkämpfe geräth, aber durch die wiedergewonnene Erkenntniß seiner Pflicht vor dem Untergange gerettet wird. O.

Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schilderein aus Steiermark von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben.

Diese der „Mutter Styria" gewidmete neue Sammlung, welche den 27. Band von Rosegger's ausgewählten Schriften bildet, enthält etwa dreißig kleinere Erzählungen und Genrebilder aus dem Leben der steirischen Gebirgsbauern, in denen die Darstellungsgabe des Erzählers mit unveränderter Frische und Anziehungskraft sich von Neuem bewährt. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, C., Memoiren eines Couleur-Studenten. Freiburg, F. E. Fehsenfeld.

Adelmann, A. Graf, Novellen und Skizzen. (Gesammelte Werke. III. Band). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Alberti, C., Bei Freund und Feind. Kulturbilder. Leipzig, W. Friedrich.

Der Anti-Rembrandt. Bismarck als Erzieher. Borussen gewidmet. Gotha, K. Schwalbe.

Aronstein, Ph., Benjamin Disraelis Dichtungen. I. Disraelis Leben u. Jugendschriften. Offenbach, Th. Steinmetz.

Baltz, J., Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen. Zweite Reihe. Düsseldorf, F. Bagel.

Berg, C., Der Mitgiftdoktor. Ein Bild aus der Gegenwart. Berlin, S. Cronbach.

— Der Herr Hofprediger hat gesagt . . . und Anderes. Moderne Zeitbilder. Berlin, S. Cronbach.

Binder-Kriegistein, K. Freiherr v., Realismus u. Naturalismus in der Dichtung. Ihre Ursachen u. ihr Werth. Eine Studie. Leipzig, Duncker und Humblot.

Bonghi, R., Die römischen Feste. Illustr. von Sartorio und Fiers. Deutsch von A. Ruhemann. Wien, A. Hartleben.

Börekel, A., Adam Lux, ein Opfer der Schreckenszeit. Nach seinen Schriften und den Berichten seiner Zeitgenossen. Mainz, V. v. Zabern.

Brahm, O., Schiller. In zwei Bänden. Zweiter Band, erste Hälfte. Berlin, W. Hertz.

Brand, E., Bericht über die Thätigkeit des Bielitzer Gabelsberger Stenographenvereins in den Jahren 1875—1891. Bielitz, Selbstverlag des Bielitzer Gabelsb. Stenographenvereins.

Brand, J., Venus Astaroth. Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich.

Brunner, S., Eine Handlaterne zum Heimleuchten einiger siegesbetrunkener Bundes-Krakehler. Wien und Leipzig, Verlag Austria, Drescher u. Co.

Castens, A., Was muss uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen? Znaim, Fournier & Haberler.

Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891, suivi d'une table alphabétique, publié par A. Schulz. Paris, A. Schulz.

Coloma, P. L., Des Lebens traurige Komödie Sittenbilder aus dem spanischen Leben. Autor. Uebers. von H. Wolf. Bd. I. Wien und Leipzig, Verlag Austria, Drescher & Co.

Dahn, F., Rolandin. Erzählung in Versen. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

Dienstalters-Liste der Stabshoboisten, Stabshornisten des Deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine. Berlin, Verlag der Deutschen Militair-Musiker-Zeitung (Prager).

Eschstruth, N. v., In Ungnade. Roman. Zwei Bände. Berlin, J. H. Schorer.

Euripides, Dramen. In den Versmassen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von Carl Bruch. Band 2. 3. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Familien-Bücherschatz. Neue Folge. Heft 6 bis 15. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.

Gebhardt, B., Handbuch der Deutschen Geschichte. Zwei Bände. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Genthe, A., Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. K. J. Trübner.

Gerhard, C., Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. Dresden, O. Damm.

Gordon, J., Daphne. Nach A. Diplomat's Diary. Deutsch bearb. von Fr. Spielhagen. (Engelhorns allg. Romanbibl. VIII. Jahrg. Bd. 8). Stuttgart, J. Engelhorn.

Goethe und Charlotte von Stein. Acht Lieder. London. A. Siegle.

Hauffs Werke. Illustr. Ausgabe. Lieferung 15 bis 20. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Hottenroth, F., Die Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit. Lieferung 13—20. Stuttgart G. Heise.

Hubrich, E., Das Recht der Ehescheidung in Deutschland. Mit Vorwort von Dr. Ph. Zorn. Berlin, O. Liebmann.

Ingraham, J. H., Die Feuersäule oder Israel in der Knechtschaft. Uebertragen v. O. Brandner. Dresden, O. Brandner.

Jahn, O., W. A. Mozart. 3. Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Herm. Deiters. In zwei Theilen. Zweiter Theil Mit 2 Bildnissen und 10 Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Kambli, E. W., Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben. Zwei Vorträge. St. Gallen, Busch & Co.

Kaufmann, A., Der Gartenbau im Mittelalter u. während der Periode der Renaissance dargestellt in fünf Vorträgen. Berlin, B. Grundmann

Kennan, G., Sibirien. — Deutsch von E. Kirchner. Dritter (Schluss-) Band. Mit dem Portrait des Verfassers 3. Auflage. Berlin, S. Cronbach.

Kern, Fr., Goethes Tasso und Kuno Fischer. nebst einem Anhange: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchh.

Kerner von Marilaun, A., Pflanzenleben. Zweiter Band. Geschichte der Pflanzen. Mit 1547 Abbildungen im Text und 20 Aquarelltafeln von F. Heyn, E. v. Ransonnet, J. Seelos, F. Teuchmann, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut,

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Mit Abbildungen u. Karten. Lieferung 97—101. Wien u. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.

Körper-Erziehung und Schulreform. Von einem rheinischen Juristen. Hannover-Linden, Manz und Lange.

Krause, G., The Growth of German Unity. An Historical and political Study. London, D. Nutt.

Freie Kritik. Unterredungen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. Heft I. „Einsame Menschen" von G. Hauptmann.

Kühn, J., Die Prostitution im neunzehnten Jahrhundert. Ihre Gefahren u. deren Abwendung. Unter besonderer Berücksichtigung der Syphilis. Leipzig, H. Barsdorf.

K . . . aki, J. Edler von, Der gute Ton. Anleitung, sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als feiner, gebildeter Mann zu benehmen. 5. Auflage. Wien, A. Hartleben.

La Mara, Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Ludwig, O., Gesammelte Schriften. Lief. 25 28. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Mann, A., Thierschutz und Vivisection oder das dunkelste Brandmal moderner Gesittung. St. Gallen, Busch & Co.

Molleschott, S., Plaudereien für kleine u. grosse Kinder. Giessen, E. Roth.

Moltke, H. v., Graf, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Zweiter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Remla, E., Ein Genie der That. Roman in zwei Bänden. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. Dritter Jahrgang. Band 9. 10). Stuttgart, J. Engelhorn.

Roberts, Baron A. v., Aus Mitleid. — Die gekaufte Stimme. — Des Kaisers Fünf u. s. w. Neue Novellen und Skizzen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Ruge, S., Christoph Columbus. Mit Columbus' Bildniss und einer Karte. Dresden, L. Ehlermann.

Schneider, W., Die Religion der afrikanischen Naturvölker. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchh.

Schöbel, A., Unser Teufelchen u. andere Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Scholz, Fr., Die Charakterfehler des Kindes. Eine Erziehungslehre für Haus und Schule Leipzig, E. H. Mayer.

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. Herausg. von E. Wolff. Erste Reihe. Hert 4 bis 6. Kiel, Lipsius & Tischer.

Deutsche Schriften für nationales Leben. Erste Reihe. Heft 5. 6. Kiel, Lipsius & Tischer.

Schabin, O., Ein müdes Herz. Erzählg. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Mit Illustrat. Lieferung 40—61. Wien, Volkswirthschaftl. Verlag von Alex. Dorn.

Sommer, W., Elsässische Geschichten. Zwei Bände. Basel, B. Schwabe.

Spielhagen, Friedrich. Gedichte. Leipzig. Verlag von L. Staackmann.

Springer, A., Albrecht Dürer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.

Stern, B., Fürst Wladimirs Tafelrunde. Altrussische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie. Berlin, S. Cronbach.

Török, A. v., Immensee von Theodor Storm. 32. Aufl. Kritisch beleuchtet. Budapest, Martin Bago & Sohn.

Ule, O., Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. 2. Aufl. Mit Illustr. Lief. 10 bis 15. Braunschweig, O. Salle.

Verne, J., Mistress Branican. Autoris. Ausgabe. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.

Walcker, K., Die Verhütung u. die Beilegung v. Streiks. München. Verlag d. Literar. Inst.

Westermann, A., Die zu Gersau. Zweite Aufl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

— Die Schildner von Alt-Zürich. Ein Gedicht. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Winter, J. u. A. **Wünsche,** Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 2. Trier, S. Mayer.

Zellner, L. A., Vorträge über Akustik. 2 Bde. Wien, A. Hartleben.

Zur See. Herausg. von v. Henk. Mit Illustrat. Lief. 41—50. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,8 "
Theresienbrunn	47,1 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	34,5 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben."

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Band 60. — Heft 180.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1892.

15. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

März 1892.

Inhalt.

Seite

Ola Hanſſon in Berlin.
Im Huldrebann. Novelle. 281

Julius Duboc in Plauen bei Dresden.
Aus L. Feuerbachs Nachlaß. 307

Karl Joël in Dresden.
Julius Duboc. 318

Paul Lindau in Dresden.
Ueber die Jüngſten und Neueſten im literariſchen Frankreich. 340

Anton Chrouſt in Graz.
Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutſchen Univerſitäten. 363

Gebhard Zernin in Darmſtadt.
Erinnerungen an den Grafen Auguſt von Werder. (Schluß.) 381

Auguſte Hauſchner in Berlin.
Nach dem Tode. 395

G. Weisbrodt in Wien.
Klimatiſche Veränderungen. 411

Bibliographie. 413
Albrecht Dürer (Mit Illuſtrationen). — René Reinicke.

Bibliographiſche Notizen. 418

Hierzu ein Portrait von Julius Duboc.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LX (Januar bis März 1892), wie auch zu den früheren Bänden I—LIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX

elegant broschirt zum Preise von ℳ. 6.—
pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von ℳ. 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179

zum Preise von ℳ. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LX. (Januar bis März 1892)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV. XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX

zum Preise von ℳ. 1.50 pro Decke.

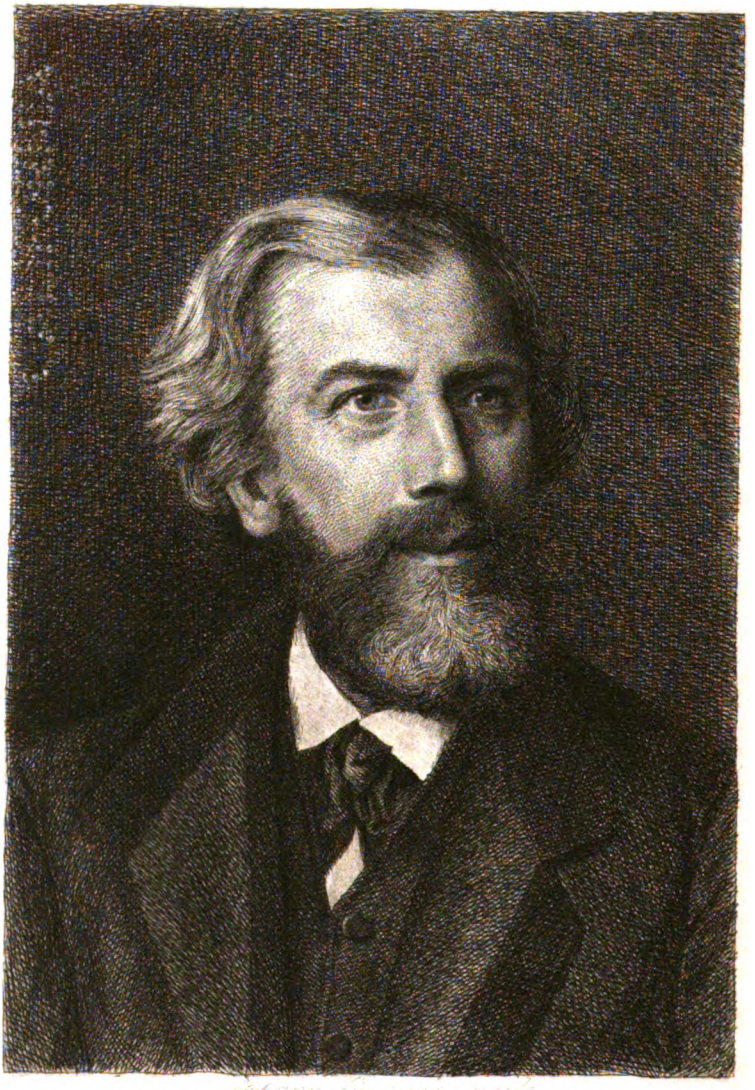
Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google



D. Jul. Guboc

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

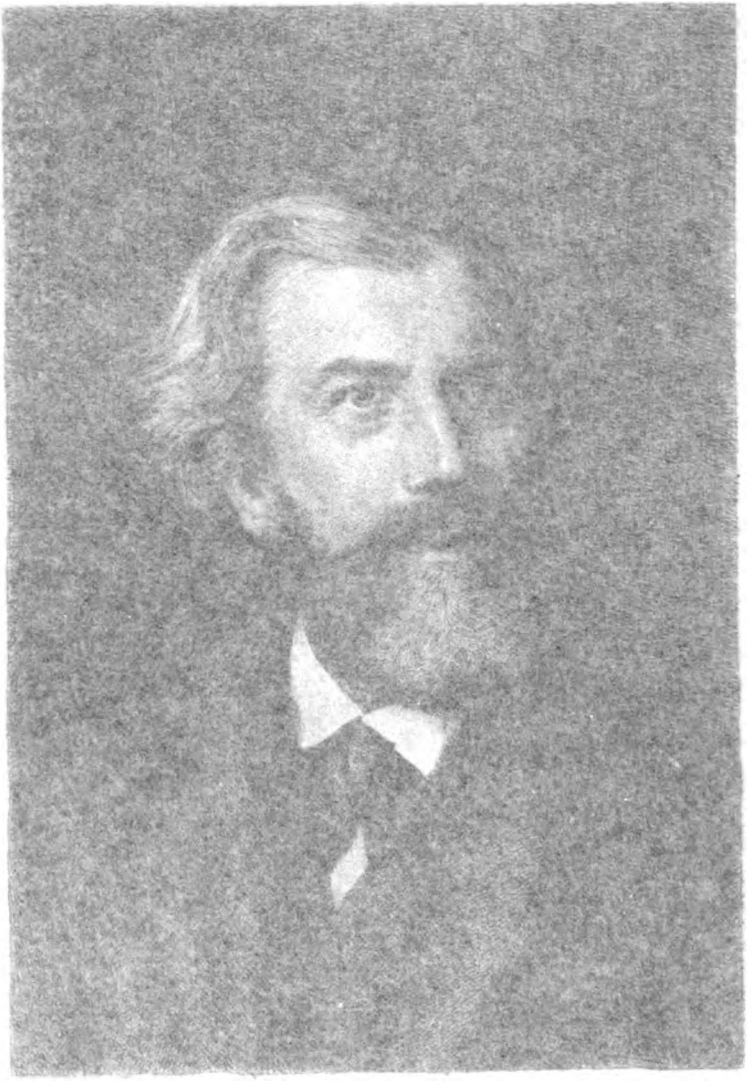
LX. Band. — März 1892. — Heft 180

(Mit einem Portrait in Radirung: Julius [illegible])

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

vormals S. Schottlaender.



L. Jacobi Jacobi

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LX. Band. — März 1892. — Heft 180.

(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Duboc.)

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

vormals S. Schottlaender.

Im Huldrebann.

Novelle

von

Ola Hanſſon.

— Berlin. —

I.

Es iſt an einem Sommerabend, einem Abend im Auguſt, gegen Mitternacht. Der Mond ſteht mit abgeplatteter Rundung mitten am hellen Himmel, an dem keine Sterne ſichtbar ſind, und unter ihm liegt das große Plattlanddorf ſchimmernd weiß in ſeinen ſchattigen Baumgärten. Es iſt gerade jene Stunde der Nacht, wo die Schatten am tiefſten liegen und die gekalkten Wände am weißeſten ſcheinen und die Unbeweglichkeit aller Dinge ſo maſſiv iſt, daß der Menſch auf einmal zu horchen anfängt, ſie um ſich herumſtehen fühlt wie einen körperhaften Gegenſtand und ſchließlich die Stille hört. Die Häuſer am Wege leuchten weiß, die Höfe in ihren Obſtgärten leuchten doppelt weiß in ihrer dunklen Umhüllung, die Kirche ragt vom Hügel mit ihrem gekalkten Thurm wie ein phantaſtiſcher weißer Arm, der ſich unbeweglich emporſtreckt; Alles iſt ſtummes, geheimnißvolles, undeutbares Weiß, von dem das Auge nicht laſſen kann und in das die Empfindung nicht hineindringen kann. Und auf einmal zerreißt die Stille zu einem wimmelnden Leben, zu einer Millionenfältigkeit von Lauten, keiner für ſich allein da und bemerkbar, außer im andern, aber alle zuſammen Einem im Ohre ſingend wie ein kaum vernehmbarer, unbeſtimmbarer Ton; es iſt der Geiſt der Mondſcheinnacht, der aus ſeiner Unbeweglichkeitsverzauberung gelöſt worden und leiſe in der Menſchenſeele anklopft. Es geht wie ein Zittern durch die Natur und hinüber in die Menſchenſeele. Das

Gebundene ist frei geworden, das Todte Leben, das Stumme Rede, das Getrennte eins; und das räthselhafte Wesen der Sommernacht, der Mondscheinnacht, der Plattlandnacht steigt im Menschen empor wie ein gesammeltes, lebendiges Etwas, das als singender Ton, als weiße Farbe, in secundenkurzem Traum, in schmerzhaftem Wonnegefühl am Strande des Bewußtseins aufschlägt, wo es sich doch immer bricht und zurückgleitet, blos einen Schaum hinterlassend, der im selben Nu zerronnen ist, wie er entstanden. — — —

Darauf kommt ein Laut, der die ganze stille Symphonie zerspaltet und die ganze Zauberherrlichkeit wegfegt, ein roher Laut, ein Laut mit Anfang und Ende, ein Laut von dieser Welt. Wieder steht die Natur in ihrer unzugänglichen Geschlossenheit, unbeweglich, schweigsam, leblos, und der Mensch greift mit angespannten Nerven, verzweifelt, vergebens nach jenem wunderbaren Phantom, das er im Augenblick vorher in sich selber gefühlt, und das nun in weniger als einer Secunde sich zurückgezogen hat hinter die verschlossenen Pforten der äußeren Natur, ihm schwermuthsvoll entgegenblickend von schimmernden weißen Wänden und aus ungelöstem Schweigen.

Wie aus einem kurzen Halbschlummer erwacht, gleitet das Auge über die Fläche. Der weiße Weg kommt aus dem Wäldchen hervor zwischen zwei Baumgärten, läuft zwischen den weißen Häusern hin, an der Kirche vorbei, und schlängelt sich weit weg zwischen Wiesen und Saatfeldern, wo der weiße Nebel liegt und das angepflöckte Vieh steht. Und das Ohr unterscheidet Laute: das schläfrige Brummen der Kühe, die wie Klumpen umher auf den Wiesen liegen, das Schnarren der Wachtelkönige im Klee, das Quaken der Frösche im Dorfteich, und aus der Ferne klingt eine Ziehharmonika. Im Nachbarhof schlägt der Hofhund ein lautes kurzes Gebell an, und von allen Höfen in allen Flecken die Ebene rund antwortet es im Baß und Diskant, bald hier, bald da, bis das letzte entfernteste Bellen verklungen ist und die Gegend wieder wie früher ruht, mit ihrem gelben abgeplatteten Mond am hellen, sternlosen Himmel, mit ihren weißen Flecken und ihrer Unbeweglichkeit und ihrem Schweigen.

Bis das Scharren eines ungeduldigen Pferdehufs aufs Neue zu einem Höllenconcert aller Hunde der Gegend Anlaß giebt. Dicht vor dem Kirchhofsgitter liegt ein Haus, größer als die übrigen, besser gebaut, mit abgestuftem Strohdach und vielscheibigen Fenstern. Vor der Flurtreppe steht ein gesatteltes Reitpferd, mit dem Zügel angebunden am Eisenring eines Pfostens. Es stampft mit dem einen Vorderhuf die Erde, als hätte es lange auf seinen Reiter gewartet und die Geduld verloren, senkt den Kopf auf sein erhobenes gebogenes Knie und schnaubt. Aber aus dem Hause klingt kein Laut.

Plötzlich hebt das Pferd den Kopf und horcht nach den Feldern hinaus mit steifen gespitzten Ohren, während sein ganzer Körper unbeweglich bleibt, wie aus Metall gegossen. Nichts ist noch sichtbar, aber irgendwo her klingen Fußtritte, seltsam stark in der tiefen Stille. Und nach einer Weile sieht

man weit draußen auf dem weißen Weg zwei dunkle Punkte, die sich vorwärts bewegen, größer werden, deutlicher werden, Menschen werden. Sie gehen im Takt, vier Füße und ein Schritt. Sie sind schon an der Kirche vorbei und bemerken das Pferd, das, nachdem die Neugier verschwunden, sich wieder unruhig hin- und herwendet, am Zaume zerrt, schnaubt, scharrt. Es sind zwei Männer im Sonntagsanzug schonenscher Arbeiter.

„Das ist ja . . . Was thut er denn hier?" sagt der Eine leise.

„Weißt Du denn nichts davon?" antwortet der Andere.

„Was —?"

„Er ist jede Nacht hier."

„Hier? was hat er mit dem Verrückten zu thun?"

Die beiden Wanderer sind gerade auf dem Punkt, wo der Weg sich zwischen den Gärten der beiden äußersten Höfe des Fleckens verliert. Sie verschwinden im Schatten.

„Es braucht wohl nicht der Verrückte zu sein," hört man eine Stimme antworten: „es sind noch Andere im Hause."

Die Unterhaltung wird undeutlich, Laute hört man, aber keine Worte mehr. Nach einer Weile ein Ausruf:

„Bist Du bei Trost!?"

Darauf ist Alles stumm, verschwunden. Man vernimmt nur noch die Schritte der Wanderer, dann hören auch die auf.

Und die Nacht schwingt weiter von Osten nach Westen wie ein Rad um seine Achse, aber lautlos. Hoch am nördlichen Horizont schiebt sich der Lichtrand, der in den nordischen Sommernächten den Gang der Sonne über die andere Hemisphäre anzeigt, unmerklich von der Abendrothstelle zum Sonnenaufgangspunkt weiter. Es kommt Kühle und ein unbestimmtes zartes Licht in die Luft.

Das Pferd, das noch immer vor der Treppe des weißen Hauses angebunden steht, hebt wieder den Kopf und spitzt die Ohren. Wieder nähern sich Schritte. Diesmal kommen sie von der entgegengesetzten Seite. Stimmen hatten sich schon lange hören lassen, endlich tauchen wieder ein paar Gestalten aus dem Schatten der beiden Gärten auf der weißen Dorfstraße auf.

„Wer ist hier Nachts zum Besuch?" fragte der Eine der Beiden, die verwundert vor dem weißen Hause stehen blieben.

„Das Pferd steht hier immer vom Abend bis zum Morgen," antwortete der Andere, während sie ihren Weg fortsetzten.

„Das Pferd!? Das ist ja . . . ja freilich, ja! Aber was hat sie mit ihm gethan? verhext? was?"

Der Andere antwortete nicht.

Sie waren schon an der Kirche vorbei, als man den Einen mit lauter Stimme sagen hörte:

„Wer kann auch wissen, auf was für Künste sich solches Pack versteht."

Sie schrumpften zu zwei schwarzen Punkten ganz fern auf dem weißen Wege ein und verschwanden am Gesichtsrand.

Und die Nacht schwang ihr lautloses Rad weiter von Osten nach Westen. Die Schatten sind schon fast verschwunden und das Licht hat seine mitternachtsmondscheinhafte Grellheit verloren: eine nüchterne, gleichförmige Dämmerung breitet sich über das Land, alle Eigenthümlichkeit verwischend. Und die Wärme, die die Erde während eines ganzen, langen, heißen Augusttages aufgesogen, steigt unter der Abkühlung wie ein leichter, kalter Nebel empor, und ganz tief im Osten färbt sich der Himmel in Orange.

Die Hähne haben schon in einem Hof zu krähen angefangen, eine Pforte wird zurückgeschlagen, da hebt das Pferd vor der Hausthür wieder den Kopf und spitzt die Ohren. Aber diesmal kam der Laut nicht von draußen, sondern von drinnen. Im nächsten Augenblick dreht sich ein Schlüssel im Schloß und die Thür öffnet sich. Ein junger Mann in den Zwanzigen, blond und mittelgroß, kommt heraus und die Treppe herunter, löst den Zügel des Pferdes und spannt ihm den Bauchriemen fester, ohne auch nur zurückzusehen. Hinter ihm in der Thüröffnung wird der Kopf und der Oberkörper eines Weibes sichtbar. Sie hält sich vorsichtig hinter der Spalte, offenbar um sich nicht in der Morgenluft zu erkälten: ihre Brust ist blos und in dem buschigen Haar sitzen noch Bettfedern. Das Gesicht giebt kein Alter an, es hat jene groteske Häßlichkeit ohne Ausdruck, die sich unverändert vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre erhält, — ein Gesicht mit einem Negermund und zwei kugelrunden, gelbgrauen, gierigen Augen. Der junge Maun setzt den Fuß in den Steigbügel und schwingt sich in den Sattel, ohne eine Wort zu sagen; und er wendet sich nicht einmal halb nach dem Weib in der Thür um, während er wie geistesabwesend und fast im Schlaf dem Hause zunickt und im Galopp davonjagt, den Weg entlang, über die Ebene hin, wo die Knechte gerade das Vieh zur Morgenweide umpflöcken, und die Mägde die Kühe melken, während die Sonnenkugel am Himmel emporrollt, ungeheuer und strahlend, die Verkündigerin eines heißen Tages.

II.

Eine halbe Stunde später wird der Reiter auf einem der weidenbeschatteten Wege sichtbar, die über die Ebene auf die See zuführen. Er lenkt von der großen Straße ab und in eine kleine hinein, welche im rechten Winkel von der ersteren aus und schnurgerade über die Felder hinläuft, hinter denen ein Hof zwischen seinen Baumgruppen sichtbar wird. Die Weiden verhindern die Aussicht nach beiden Seiten und ihre Zweige schlagen ihm unaufhörlich auf den Hut und ins Gesicht. Dann hört die Allee auf und eine Wegstrecke mit neugepflanzten Bäumen beginnt mit offenem Ausblick über Ebene und Meer. Der Reiter überschaut all sein angepflöcktes Vieh, das vom Wege ab sich in langer bunter Linie über das Kleefeld zieht; ein Junge geht die Reihe entlang mit dem Pflockhammer auf der

Schulter und zwei Mädchen sitzen zusammengekauert unter ihren Kühen, den Milchkübel zwischen den Knieen. Bei den Hufschlägen des Pferdes bleibt der Junge stehen und das eine Mädchen lehnt sich zurück, um besser sehen zu können, während sie die Finger an den Zitzen der Kuheuter auf- und niedergehen läßt. Dem mißtrauischen Auge des Reiters entgeht nichts von all dem; er sieht auch, wie das Mädchen sich plötzlich zur anderen hinkehrt mit einigen Worten, die er doch trotz aller Anstrengung nicht verstehen kann, und wie letztere die Finger stille stehen läßt, während sie sich duckt, um unter dem Arm verstohlen nach ihrem heimkehrenden Hauswirth hinzulauern.

Er reitet auf seinen Hof zu. Schon aus der Ferne gewahrt sein spähendes Auge die Knechte, die ihre Sensen auf dem Schleifstein vor der Pforte wetzen. Er versteht, daß sie ihn bemerkt und es weitergesagt haben, denn wie an einer Schnur gezogen wenden sich alle Köpfe nach dem Wege, außer einem einzigen, dem des alten Käthners, der über seine Sense gebeugt bleibt, als gäbe es nichts zu hören oder zu sehen, jedenfalls nichts, was er hören oder sehen wolle. Das Alles dauert blos einen Augenblick; als der Hauswirth an seinen Leuten vorbei durch die Pforte reitet, haben alle so vollauf zu thun, als dächte keiner an diesem Morgen an Anderes, als sein Geräth in Ordnung zu bringen. Einer der Knechte verläßt die Gruppe, folgt dem Hauswirth auf den Hof und nimmt das schwitzende, schäumende Pferd entgegen, ohne ein Wort zu sagen oder seinen Herrn anzusehen.

Dieser geht ins Haus. Da wandert seine junge Schwester und räumt auf, öffnet die Fenster nach dem Garten und stellt das Kaffeegeräth auf den Tisch. Er vermeidet es sie anzusehen, und er hat es in der Empfindung, daß auch sie vermeidet ihn anzusehen. Aber gerade wie sie aus der Küche mit der Kaffeekanne hereinkommt und er ihr den Rücken zukehrt, fühlt er einen großen, langen, musternden, verachtungsvollen Blick in seinem Nacken. Er trinkt seinen Kaffee mit Schweigen, geht in die Leutestube, wo Knechte und Mägde Frühstück essen, und ordnet die Tagesarbeit an, darauf wirft er sich angekleidet auf ein Sofa und schläft gleich ein.

Als er aufwacht, merkt er, daß der Tag ein gut Stück vorgeschritten ist. Es summt und brummt um ihn herum, draußen und drinnen; das Zimmer ist schwarz von Fliegen und in der Leutestube tickt die alte Schlaguhr laut und bedächtig. In der Küche klappert es mit Tellern, zischt und kocht es: es ist also gegen Mittag. Er ist wie zerschlagen in allen Gliedern; und als er sich den ärgsten Schlaf aus den Augen gerieben, sieht er sich, wie er auf dem Sofa ausgestreckt liegt, in dem gerade gegenüberhängenden Spiegel: unrasirt, nicht ausgeschlafen, mit zerzaustem Haar und schmutzigem Kragen und ihm ekelt vor sich selbst. Er will gerade aufstehen, als er plötzlich still hält und auf den Ellenbogen gestützt horcht. Aus der Küche hat er ein eifriges Geflüster gehört, das laut genug geführt wird, um trotz des Geklappers verstanden zu werden. Er streckt den Kopf vor und kneift die Augen

zusammen: — ja natürlich; er hatte doch gleich ihren Namen aufgeschnappt. Die Thür zwischen der Kammer, wo er lag, und der Gesindestube stand weit offen und die Thür zwischen dieser und der Küche war, wahrscheinlich aus Unachtsamkeit, auch nur angelehnt. Er schleicht auf Strümpfen und Zehenspitzen in die Gesindestube hinaus und setzt sich auf den uralten, niedrigen Stuhl mit der alterthümlichen hausgewirkten Decke darauf, der seit Vaters und Mutters und Großvaters und Großmutters und vielleicht noch längerer Zeit seinen Platz in der Ecke am eisernen Ofen gehabt, auf dessen beiden, ins Zimmer sich vorschiebenden Wänden St. Görans Kampf mit dem Drachen in erhabener Arbeit abgebildet ist. Er konnte von hier aus deutlich jedes Wort unterscheiden, das zwischen den beiden Mägden geflüstert ward.

„Ja, mein Seel', das muß ich doch sagen, nimmt er das schabbige Weibstück, so ist er schön dumm. Das wär was für ihn! hat sie denn Geld?"

„Geld!" antwortet es verachtungsvoll. „Der Alte hat ja's Nest voller Jungen. Ein Windbeutel ist er auch und was er hat oder nicht hat, das weiß kein Mensch. Wie oft war er nicht schon ein Bettler. Jetzt sitzt er ja auf seinem großen Pachthofe, aber so weit hat er's schon früher gebracht; und stirbt er, so ist sie vielleicht ebenso nackt und blos, wie du und ich, wenn nicht mehr."

„Ob er sie wirklich heirathen wird?"

Keine Antwort; aber ein paar Heerdringe werden von einer wüthenden Hand auf ihre Plätze geworfen.

„Glaubst Du," fuhr die Andere fort, „daß sie ein Kind von ihm trägt!"

„Kind!" schrie es nun so laut, daß die Fragerin beruhigend zischte. „Kriegt sie ein Kind, so kann jeder Böthling eins kriegen. Man sagt von ihr," hier wurde das Flüstern so leise, daß der Horcher das Ohr dicht an die Thürspalte legen mußte, „sie wollte kein Kind und darum pfuschte und pfuschte sie so lange an sich herum, bis — — ja, ein Kind kriegt sie nicht, aber statt dessen . . ."

Die Erzählerin schnappte ab, es wurde einen Augenblick todtenstill in der Küche und die beiden Mädchen starrten einander erschrocken an; der Horcher hatte sich mit einem Ruck vom Stuhl hinter der Thür erhoben und ging mit hörbaren Schritten in seine Kammer zurück, ohne sich die Mühe zu machen zu verbergen, daß er die Unterhaltung gehört. Er zog seine Schuhe an, nahm seine Mütze und ging in den Garten. Seine Schwester arbeitete in den Küchenbeeten; er ließ sich unlustig, schlaff und ekelkrank auf eine Bank fallen, wo er sitzen blieb bis zum Mittag gerufen wurde.

Und auf demselben Platz war er wieder, als man am Nachmittag einen Wagen auf dem Weg zum Hof heranrollen hörte. Gerade wie er auf die Haustreppe trat, schwenkte sein verheiratheter älterer Bruder durch die Pforte herein. Ihm hatte unbestimmt etwas dergleichen geahnt, er fühlte den Mißmuth bis zum Ingrimm in sich wachsen, verschloß aber Alles in sich und ließ sich nichts merken.

„Bist Du aus und fährst herum mitten in der Ernte?“ fragte er mit einem Funken von Spott in den verlegen halb abgewandten Augen.

„Ja, es ist halb Botengang für die Frauensleute,“ antwortete der Angekommene und gab seinem Bruder die Hand, während auch seine Augen seitwärts glitten. „Schwester hat was liegen, was ich für Ingrid abholen sollte.“

Als die beiden Brüder ein paar Stunden später, nachdem sie nach üblicher Sitte die Ernte und das Vieh besehen, beim Toddy zusammen im Lusthaus saßen, wußte er, nun würde es kommen. Es war mit ihnen gegangen und hatte um sie gekreist während der ganzen Zeit, das, was noch keine Worte gefunden hatte, aber drückend und ängstigend zwischen ihnen lag; es hatte die Fragen kurzathmig, die Antworten abwesend, das Gespräch gezwungen gemacht: sie hatten die entferntesten Gesprächsstoffe aufgesucht und die weitesten Kreise um den Explosionspunkt beschrieben, aber nur, um im nächsten Augenblick den Text, den sie scheuten, im gegenseitigen verlegenen Lächeln und ihren scheuen Blicken zu lesen. Jetzt, da sie einander gegenübersaßen, wußten sie beide, daß es keine Umkehr gab. Aber Keiner wollte den Anfang machen. Gerade wie der jüngere Bruder dasaß und nach einem Ableiter für das Unangenehme suchte, das immer näher kam, trat eine Pause ein, eine lange, tiefe, bodenlose Pause, über die kein Zurückweichen mehr möglich war. Er warf einen hurtigen, halb bösen, halb leidenden Blick auf seinen Bruder; aber dieser hatte schon das erste brutale Wort ausgesprochen.

„Man redet soviel Schlechtes von Dir unter den Leuten, Hans.“

„So—o?“

„Ja, ich brauche wohl nicht zu sagen, weswegen?“

„O Du brauchst eigentlich gar nichts zu sagen. Kehr' Du vor Deiner Thür und laß mich vor meiner kehren.“

„Aber Du kannst wohl auch etwas an uns Andere denken. Es ist keine Ehre, wenn so Eine in die Familie kommt.“

„Na, sie ist wohl nicht schlechter als Andere.“

„Unsere Schwester ist nicht so, daß man von ihr sagen kann, sie sei Vaters Knechten nachgelaufen und auf der Straße in Kopenhagen gewesen. Und übrigens: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; wo ist sie denn hergekommen? Darum solltest Du Dich auch zu gut halten, um Dich mit solchem Volk einzulassen.“

„Ich sag Dir's noch einmal: kümmere Dich um Deine Sachen. Ich bin wohl ebenso gut mündig, wie Du; ich thu', was ich will. Ich möchte wissen, was Du Dich in meine Angelegenheiten zu mischen hast?“

„Du bist nicht bei Vernunft. Aber thu', wie Du willst. In unser Haus soll sie nicht kommen, das weißt Du jetzt. Das kannst Du ihr sagen und sie grüßen.“

„So — auf die Art also: Weibergekläff? Das hätte ich mir übrigens denken können. Die haben einander immer soviel nachzusagen. Hier geht Johanna tagaus, tagein herum und sieht hochmüthig aus. Und was Ingrid für ein Wesen bei Dir zu Hause macht, kann ich mir denken. Siehst Du nicht selbst, wie sie ihre klugen Köpfe zusammengelegt und Dich über Hals und Kopf hergejagt haben mitten in der heißesten Erntezeit, wo sonst jeder Mensch mit seinem Eigenen mehr als genug zu thun hat? Laß Du die Weibsleute klatschen und laß mich in Frieden. Besser wär's, sie wüschen ihre Hände, damit sie nicht das beschmutzen, was sie anfassen."

„Das ist wohl eher Deine, die eine Wäsche mit Lauge nöthig hätte, um nicht abzufärben, wenn man sie anfaßt. Wenn Du es nicht weißt, so kann ich Dir's sagen, daß es ein allgemeines Gerücht ist, sie färbe auch noch anderes ab! Du thätest also wohl, Dich vorzusehen."

„Du kannst ruhig sein. Ich weiß, was ich thue."

„Um so besser. Aber denke dran, daß ich gesagt habe, was ich sagte. Johanna," rief er der Schwester zu, die am anderen Ende des Gartens mit ihrer Handarbeit saß, „gieb mir nun die Muster für Mutter mit."

„Gehst Du schon?" fragte Hans trocken.

„Ja," antwortete der Bruder kurz.

Der Abend war gekommen; die Sonne war untergegangen. Hans hatte sich auf eine Bank vor seinen Garten gesetzt, vor ihm lag das tagsüber abgemähte Roggenfeld, hinter dessen aufgerichteten Garbenbündeln der kupferrothe Vollmond aufging. Im Hof schien Alles eingeschlafen; blos ein schwacher Windhauch strich von Zeit zu Zeit durch die Bäume. Eine Katze schlich am Grabenrand hin, blieb stehen, schlich weiter, that einen Satz an ihm vorbei und schlich dann wieder gemächlich. Ganz fern am Horizont vor ihm kräuselte sich das Meer, immer heller unter dem steigenden Monde. Jetzt, in der Einsamkeit, im Schweigen, fiel seine gekünstelte Selbstsicherheit zusammen; sie hatte kein eigenes Dasein, sie war nichts, als die Reaction gegen äußere Einwirkungen. Alle die Gründe und besorgten Fragen, die Andere im Laufe des Tages gegen ihn vorgebracht, oder die er empfunden und zurückgewiesen hatte, sie alle richtete er jetzt an sich selbst und in dem Nachtschweigen fingen sie an zu reden; und Alles, was seine Unzugänglichkeit so starr gemacht: das böse Gewissen, die Furcht, was vorging nicht zu verstehen und nicht länger seines eigenen Schicksals Herr zu sein, Alles kam nun hervorgekrochen wie ebenso viele Gespenster im Mondschein und starrte ihn an, drohend und fragend. Und jetzt, da keine Zeugen zugegen waren, krümmte er sich vor sich selbst, verachtete er sich selbst, spannte er alle seine Kräfte an, um aus dem Ring zu entrinnen, in dem er sich bis zur Bewußtlosigkeit in die Runde drehte. Warum? und warum? und warum? Er wußte von ihr, was alle die Anderen wußten und zu wissen meinten, und noch ein gutes Theil mehr; er wußte vor Allem eins, was kein Anderer wußte: daß ihm vor ihr ekelte, vor ihr ekelte wie vor einem schleimigen Thier, auf das man zufällig mit

bloßem Fuß getreten; daß ihm ekelte vor ihrem Geruch, vor ihren Kleidern, vor ihrer Nacktheit, — wußte, daß er sie wie einen für Alle sichtbaren Ausschlag einer schändlichen Krankheit auf seiner Haut empfand, — wußte, daß er selbst weit mehr als alle diese Anderen, die es ihn merken ließen, mit dem Gefühle herumging, ein wirklicher Aussätziger zu sein. Und das einzige, elende, sinnlose Darum stieg vor seinem körperlichen Auge wie ein Gesicht empor, auf das er halb mit namenlosem Abscheu, aber auch halb mit unwiderstehlichem, unbezwinglichem Verlangen starrte . . . Es war an einem Sommertag vor einem Jahr, da war er an dem weißen Haus beim Kirchhofsgitter vorbeigekommen. Sie stand in der Thür; sie kannten einander von Kindheit an; er war auf ihre Aufforderung eingetreten; es war am frühen Nachmittag, der ganze Ort lag wie ausgestorben im Mittagsschlaf, und die Sonne brannte; kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören; die Natur glich einem Hund, der unter dem Fenster mit zitternden Lefzen und hängender Zunge liegt. Da war das gekommen; wie, das wußte er nicht; aber das, das, das, das einzige, elende, sinnlose Darum, das er nie anders zu fassen vermochte, denn als eine Vision, die er selber nicht verstand, der er nie Worte für Andere geben konnte, — dieses Eine, das er nie wie eine Vision vor sich erblicken konnte, ohne wie verhext, wie willenlos zu sein, dieses Eine, das er jetzt wieder wie eine Vision vor sich sah, während er einsam auf seiner Bank vor seinem Garten saß und der Mond immer höher am hellen Sommerhimmel stieg und immer kleiner und immer gelber wurde. Und er krümmte sich wie ein gereizter Eber, und sein Körper krampfte sich zusammen wie der eines Epileptikers, und seine grauen Augen wurden groß und weit offen, glühend und vorstehend wie an eine unsichtbare Nadel gespießt; im nächsten Augenblicke stand er auf, ging durch den Garten, durch das Haus, über den Hof, in den Stall. Dort nahm er Steigbügel und Zügel auf den Arm, wanderte denselben Weg zurück, über den Hof, durch das Haus, durch den Garten, auf das Feld, wo ein Pferd in einiger Entfernung wieherte. Um nicht um den Hof herumzureiten, setzte er quer über sein Feld weg, dem Weg zu. Gerade wie er auf denselben einlenkte, wandte er sich instinktiv nach dem Hof um: der lag weiß im Mondschein; aber in der dunklen Gartenhecke gewahrte er noch etwas anderes Weißes, das ihn veranlaßte dem Pferd wüthend die Fersen in die Seiten zu stoßen: er hatte das Kleid seiner Schwester erkannt.

III.

In einem Fenster des weißen Hauses vor dem Kirchhofsgitter schien Licht durch die herabgerollten Gardinen mitten in der taghellen Sommernacht. Wanderer, die vorübergingen, hörten Gespräch und dazwischen das Stimmen einer Violine, aus dem sich zuweilen eine ganz kleine Melodie hervorarbeitete.

Inwendig, in einem simpel und ziemlich leer aussehenden Zimmer, das blos durch die vielen Nippsachen auf der Kommode verrieth, wer es

bewohnte, saß Hans in der Ecke eines aufgemachten Schlafsophas und neben ihm in einem Schaukelstuhl die Eigenthümerin des Zimmers. Auf der Tischkante zwischen sich hatten sie eine halbleere Punschflasche und drei Gläser. Sie waren nicht allein: ein Dritter war gegenwärtig. Er stand mitten auf der Diele; in der einen Hand hielt er eine Violine, in der anderen den Bogen, und im linken Mundwinkel hing ihm eine Holzpfeife mit kurzem Stiel und enormem Kopf. Er sah aus, als wäre er in den Fünfzigen, war gut gekleidet, aber mager und hatte langes, braunes, ungekämmtes, graugesprengtes Haar und ebensolchen Bart. Seine skelettdürren, sehnigen Hände und das graubleiche Gesicht, dessen Schädel sich mit seiner ganzen Knochenbildung zeichnete, als wäre sie durch stramme Sehnenbündel zusammengebunden, hatten die sonderbare, krampfhafte Zusammengezogenheit, die den mit der fallenden Sucht Behafteten eigenthümlich ist. Und in diesem Gesicht standen zwei große, unstäte, sich verdrehende Augen von unbestimmter Farbe, die Augen eines Irren.

Er war der eigentliche Wirth im Hause. Er war seinerzeit ein reicher Bauer gewesen, der plötzlich den Verstand verloren. Die Verwandtschaft hatte ihm dies Haus gekauft und ihn dahinein gesetzt unter der Pflege und Bewachung eines alten treuen Hausmöbels der Familie. Die alte Magd war im vorigen Jahre gestorben und die junge Person im Schaukelstuhl hatte sich für ihren Platz gemeldet. Der alte Irre war als „Vaterbruder Niclas" eine in der ganzen Umgegend bekannte und populäre Person. Er hatte monatelange helle Zwischenpausen, in denen er seine Zeitung las, seinen Toddy trank, seine Unterhaltung führte und wie andere Menschen, d. h. wie andere Schonländer war, still, freundlich und melancholisch. Kam der Anfall, so war er unregierlich, leicht zu reizen und mißtrauisch, streifte meist auf den Wegen umher, ließ sich mit Krethi und Plethi in Gespräche ein, machte Besuche bei „seinen Freunden", einigen zum Ergötzen, anderen zum Aerger.

Er war gerade mit seinem Stück zu Ende und trat in verlegener Unentschlossenheit von einem Fuß auf den anderen, während er halb schlau, halb scheu die Beiden am Tisch betrachtete.

„Trink ein Glas," sagte Hans, „das macht gute Laune".

Der Alte lachte — ein ödes Lachen, ein Gerippezucken, eine Grimasse —, nahm Bogen und Pfeife in dieselbe Hand, die das Instrument hielt, griff nach einem gefüllten Punschglas und nippte zögernd daran.

„Ein' ordentlichen Schluck!" rief das Mädchen. „Das taugt nichts. So! das ist gut! dann schläft Niclas fester," fügte sie laut lachend hinzu und zeigte alle ihre gelben starken Zähne, dabei ging ein Blick heimlichen Einverständnisses zu Hans hinüber.

Der Alte äffte ihr Lachen nach, sah anzüglich vom Einen zum Andern, als wäre ihm was auf der Zunge, stand eine Weile unschlüssig und leerte das Glas bis auf die Neige.

„Ich trank auf Euer Wohl, Kinder," sagte er ritterlich. Darauf steckte er die Pfeife wieder in den Mundwinkel, stützte die Violine an die linke Schulter, nahm den Bogen in die rechte Hand und fing an zu stimmen und zu quintiliren.

Das Mädchen wollte sein Glas wieder füllen, aber Hans hielt ihre Hand fest.

„Warum nicht?" fragte sie.

„Nein, du sollst nicht."

„Dummheit, was schadet's?"

„Du sollst nicht; er verträgt nicht mehr."

Sie warf sich an ihn und flüsterte ihm was ins Ohr mit ihrem früheren Lachen. Der junge Mann zog sich unwillig in seine Sofaecke zurück. Der Alte hatte nichts gesehen oder gehört; er war mitten in einer Weise.

„Na, hört er bald auf?" schrie ihn das Mädchen brutal mit bösen Augen an. „Nun geht er sich hinlegen; es ist Zeit zum Schlafen."

Der Bogen strauchelte in der Hand des Alten, zog einen falschen Ton, strich ein paar Mal aufs Ungefähr über die Saiten und setzte ab.

„Du hättest mich wenigstens zu Ende spielen lassen können," sagte er vorwurfsvoll. Er stand eine Weile verstimmt und ordnete seinen Kram. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf, er trat feierlich an die Beiden heran und hob mit einem anzüglichen, schwachsinnig-ironischen Lachen seine beiden Hände mit dem Bogen und der Violine über ihre Häupter wie ein segnender Priester. Darauf wandte er sich um und ging aus dem Zimmer und in das seine, ohne ein Wort zu sagen.

Das Mädchen war aufgestanden und ihm nachgegangen: sie wollte nachsehen, ob Alles für ihn zurechtgelegt war. Hans war auch aufgestanden; er konnte nicht stillsitzen; alle Gedanken waren auf einmal weggeflogen und nichts war übrig in seinem Kopf, nicht das Geringste, als eine unerträgliche Unruhe des Wartens, die ihm in allen Nerven zitterte, und außerdem eine Vision, die Vision dessen, was jetzt kommen sollte; er hatte sich mechanisch, ohne es selbst zu wissen, mitten ins Zimmer gestellt, wo der Tolle eben gestanden, das Gesicht nach der Thür gewandt, durch die er eben verschwunden und durch die sie jeden Augenblick zurückkehren mußte. Seine Hände zitterten, seine Lippen zitterten und seine Augen blickten wie die eines Hypnotisirten oder eines Irren. Die Thür ging auf und sie kam herein; er wurde auf einmal ruhig, er sammelte gleichsam sein ganzes Wesen für den nächsten Augenblick; seine Augen folgten ihr wie die Augen eines Hundes vor einer Mißhandlung seinem Herrn folgen. Das Mädchen warf blos einen raschen Blick auf ihn und ging dann ganz ruhig, als hätte sie nichts bemerkt, an den Tisch, setzte sich in einen Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte und das Gesicht in die Hände und betrachtete ihn mit ihren gierig neugierigen Augen.

Also noch nicht! er sah sie fragend an.

„Dein Bruder fuhr heute vorbei", fing ſie an. „Was hat er dir nun wieder für ſchöne Sachen von mir erzählt?"

„Weshalb ſollte er nothwendigerweiſe gerade von Dir ſprechen? Wir können wohl über andere Dinge zu ſprechen gehabt haben, als präcis von Dir."

„Ach, komm nur heraus damit, je eher, je beſſer. Ich ſtand draußen auf der Treppe, aber er beſchwerte ſich nicht 'mal damit zu grüßen. Er wagte mich gar nicht anzuſehen. — Uebrigens habe ich auch heute Beſuch gehabt."

Er ſah ſie unruhig fragend an.

„Ja, vom Vater. Er meint, nun könnte es bald genug ſein mit dieſem Hin- und Herziehen. Das finde ich auch. So denkſt du wohl aber nicht, — wenigſtens heute nicht, wo eure Frauenzimmer deinen Bruder drangekriegt haben, das verlorene Schaf auf den rechten Weg zu leiten."

„Laß Du meine Verwandtſchaft in Frieden. Ich thue, was ich will; in dieſem, wie in allem Andern!"

„Ja, dann thu' aber auch was!" ſchrie das Mädchen plötzlich zwiſchen Weinen und Wuth auf. „Ich will ein Ende mit der Geſchichte haben, ich will nicht länger, daß Alle mit Fingern auf mich weiſen, ich will was Beſtimmtes von Dir, hörſt Du! Was biſt Du für Einer, der weder Eins, noch das Andere kann, und nicht weiß, auf welchem Bein er ſtehen ſoll. Ich will ein Ende haben, begreifſt Du das —?"

Sie hielt plötzlich inne und fuhr ganz gelaſſen fort mit faſt kaltem Ton, während ihre Blicke ſich in die ſeinen hingen wie mit tauſend unſichtbaren Haken.

„Willſt Du, oder willſt Du nicht? Heiratheſt Du mich oder nicht? Keine Antwort!"

Er wurde weiß wie ein Laken, ſein Blut wechſelte die Temperatur und in dem Schwarzen vor ſeinen Augen ringelten ſich, gähnten und wimmelten eine Unzahl unwirklicher ungeheuerlicher Geſtalten, nicht ganz Weſen und auch nicht blos Phantaſien und weder Thiere noch Menſchen.

„Willſt Du, oder willſt Du nicht? Keine Antwort. Ja, oder nein?"

Die Worte wurden zu Körpern, zu Eiſen um ſeine Hände, zu Bleikugeln um ſeine Füße, zu Händen um ſeine Kehle; ſie ſtanden rund um ihn herum wie fragende Augen, große, runde, gierige, gelbe Augen, ihre Augen, Augen, die alle auf Antwort warteten; ſie ſperrten alle Auswege für ihn ab, ſie bewegten ſich inwendig in ſeinem unbewußten Weſen, in ſeinem Blut, in ſeinem Trieb; er glaubte zu fühlen, wie ſie das verhängnißvolle Jawort irgendwo tief unten in ihm losmachten, irgendwo in weiter Ferne, die doch eins war mit ſeinem eigenen Ich . . .

Er mußte ein hörbares „Ja" geſagt haben, denn auf einmal hatte das Dunkel um ihn herum ſich getheilt und er ſah das Weib aufgerichtet vor ihm ſtehen, mitten im Zimmer, mitten im Lampenlicht. Ja, nun kam es, — es rieſelte wie Gluth und Froſt durch ihn. Ihr Mund ſtand halboffen, ihre Nüſtern weiteten ſich, die Augen, kugelrund und geröthet, ſprühten Funken

glänzten wie Katzenaugen im Finstern. Die Lampe ward ausgelöscht, die Gardine war dunkel, es wurde Nacht im Zimmer; er sah nur ihre leuchtenden Katzenaugen und ihre weiße Wäsche. Und nun war er mitten im Mysterium: Verlangen und Grauen, Haß und Anziehung, zähneklappernde Lust mitten im Abscheu — — — —.

Seine Brust keuchte, er fühlte, wie sie ihm näher kam, wie etwas in seiner Seele sich noch einmal, blitzschnell, voll Ekel aufrichtete und gleich darauf nachgab — — und es zog und zog, gab nach und nach; und plötzlich strickten sich ihre Arme um ihn zusammen, er roch ihren Athem, er sah etwas Weißes wie Braut und Leiche .... ein Schauder überlief ihn, dann eine wilde Gier —

IV.

Ein Jahr war vergangen und es war wieder Sommer, — ein Sonntag nach dem Gottesdienst und der Mittagsruhe, gerade als alle Wege und Stege der Ebene von festlich gekleideten Menschen zu wimmeln anfingen, die zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen in den Wald, oder zu Besuch bei Freunden und Verwandten fuhren.

Durch die Weidenallee, auf die Einfahrt von Hans' Hof zu, rollte der eine Char-à-banc nach dem anderen, verschwand in der überbauten Pforte, fuhr im Bogen mit Peitschenknall vor der Haupttreppe auf und lieferte seinen Inhalt an Jugend ab. Die leeren Zimmer des alten Hofs fingen sich an zu füllen, die grünen Lusthäuser des Gartens schmückten sich mit Sommerkleidern in allen Blumenfarben und auf dem Rasen unter den Bäumen in der Parkanpflanzung lagen junge Männer auf Rücken und Bauch, tranken Toddy und rauchten Cigarren.

Als es nämlich bekannt geworden, daß Hans mit dem berüchtigten Frauenzimmer versprochen war und die Hochzeit gefeiert werden sollte, sobald die Ernte eingebracht und alle Felder leer waren, hatte der Freundeskreis sich vereinigt, noch einmal jung mit dem zusammen zu sein, der nun für immer aus dem Jugendleben hinaustreten sollte. Man machte einen Strich über Alles, was nicht war, wie es sein sollte und was man am liebsten nicht gesehen hätte; das war eine Sache für sich, die man liegen ließ und übersah; aber jeder alte Freund wollte noch einmal mit Hans anstoßen, jedes junge Mädchen noch einmal mit ihm tanzen, denn er war mehr bei Allem dabei, geselliger und beliebter bei den jungen Mädchen und jungen Männern seines Standes gewesen, als die meisten Junggesellen des Plattlands. Man hatte es ihm auch anmerken können, daß er während des verflossenen Jahres ein Anderer geworden, als er früher gewesen, ein Mensch, den, wo er hinkam, Verstimmung drückte und der Einem leidthat; und man wollte noch einmal, wenn auch nur für ein paar Stunden, den alten Menschen in ihm wieder aufwecken.

Denn das stand auf ihm geschrieben, daß das vergangene Jahr ein schweres für Hans gewesen war: alle die vielen Tage, die zwischen zwei Sommern liegen, schienen ebenso viel schwere Stunden gewesen zu sein, die eine nach der andern auf seinen Schultern hängen geblieben waren. Ein nimmer ruhender, immer wieder von Neuem aufgenommener, unaufhörlich verschärfter Kampf war zwischen seiner Familie und ihr, die seine Frau sein wollte, ausgefochten worden, ein harter, böser Kampf, der an Zähigkeit und Bitterkeit dadurch gewann, daß er indirect und im Verborgenen geführt wurde. Und er war das Werkzeug dieses Kampfes gewesen, durch ihn hatte der eine Theil an den andern heranzukommen gesucht; ihn trafen zuerst die vergifteten Stiche und die Streiche aus dem Hinterhalt; jede böse Nachrede kam zuerst zu ihm. Bei Allem, was er that, wie er es auch einrichtete, wie er sich auch stellte, wie er auch in den Kampf eingriff, konnte er nicht vermeiden sich selbst ins Fleisch zu schneiden; die besten Gefühle derer, die sein Bestes wollten, mußte er verwunden; und wenn Alles in ihm: Verstand, Feinfühligkeit, inneres Bedürfniß, im Bewußtsein übermäßiger, absichtlich ihm zugefügter Kränkung sich gegen die unwürdige Tyrannei erhob, rief diese in seiner eigenen Natur Bundesgenossen zu Hilfe, gegen die er nichts vermochte und denen er unabhelfbar unterlag. Unter diesem Streit versiegte seine Lebenskraft, als wäre eine Ader in ihm geöffnet, oder das Mark aus seinen Knochen gesogen worden; er verlor seinen Willen, er verlor sein Lachen, er verlor seine Luft am Leben, und sein Körper verfiel mit seiner Seele, seine Augen bekamen eine andere Farbe und der Mund neue Linien. Er hatte angefangen, menschenscheu zu werden und saß zu Hause auf seinem Hofe ohne auszugehen oder Jemanden bei sich zu sehen; es schien, als hätte er selbst mit Wissen und Willen sein altes Ich, das ihm und Anderen zur Freude dagewesen war, begraben und ließe die Pforte zufallen, ohne auch nur Lebewohl zu den Freunden gesagt zu haben.

Da hatten diese auf einem Waldausflug, wo er vermißt wurde und sein Schicksal ohne augenblicklichen Grund ganz plötzlich wie ein kalter beklemmender Schlagschatten über ihre Sommerstimmung fiel, in einem Gefühl von Mitleid und unklarer Furcht beschlossen, Alle zusammen den Einsiedler in seiner Höhle aufzusuchen und ihn aus seiner Verzauberung ins Leben zurückzuzwingen, sei es auch nur für einen kurzen Sommernachmittag. Eines Sonnabends ging die Botschaft rund; und so geschah es, daß Wagen auf Wagen in seine Pforte schwenkte, über seinen Hof auf die Treppe zufuhr, und daß seine Zimmer, in denen das Schweigen seine Spinngewebe über das muntere Leben von Geschlechtern spann, sich mit jungen Gesichtern und bunten Kleidern an einem warmen und stillen Sommertag füllten, als der Gottesdienst und der Mittagsschlaf vorüber waren und man auf dem Plattland aus seinen Häusern geht, um sich zu vergnügen und den Sommer zu genießen, während er noch da ist — ehe der Herbst kommt.

Aber er saß tief drunten in einem verzauberten Berg bei der Huldra,

und die Freunde, so wenig wie er, kannten die Formel, mit der er zu sprengen war. Das Erinnerungslied, das sie leicht und sorglos spielen wollten, hörte er nicht; oder es zerfiel in lauter unverbundene Töne, sobald es ihn erreichte. Er stieß mit den Männern an und er tanzte mit den Mädchen, aber mechanisch, nachtwandlerisch, ohne Wärme, ohne Gefühl dafür, was von vergangener Freude oder gegenwärtigem Genusse darin lag. Eigentlich war er nichts als ein einziger Sinn, eine einzige Fähigkeit: Beobachtung, mißtrauisches Spähen nach heimlichen Blicken, nach heimlichen Verständigungen, nach mit stummem Mienenspiel getauschten Gedanken, — nach Allem, was auf sie und ihn Bezug haben konnte. Er durchschaute Alles. Er gewahrte, daß einige Freunde gegen seine künftige Gattin thaten, als wäre sie nicht vorhanden, und sie nicht zum Tanz aufforderten, während sie ihm selbst mit übertriebener Herzlichkeit begegneten. Er gab Acht darauf, wie sie zwischen den verborgenen Klippen kreuzte und wie sie unaufhörlich als das plumpe Fahrzeug, das sie war, auf Grund lief und sitzen blieb: bald allzu dankbar für erwiesene Freundlichkeit, bald allzu unbeherrscht roh einer wirklichen oder vermeinten Geringschätzung gegenüber. Er las, wie von einer Riesenschrift für Schwachsichtige, den Text ab, daß sie ein Wesen von anderem Schlag sei, als die andern jungen Mädchen, unter denen sie sich bewegte, einsam zwischen ihnen. Woran das lag? Ja, das ließ sich nicht sagen. Sie war gewachsen wie die meisten andern; sie war weder lang noch kurz, weder mager noch voll. Am Munde allein, der immer offen stand und die breiten Vorderzähne zeigte, konnte es nicht liegen; ebenso wenig an der Nase, die etwas pockennarbig war; auch nicht an den Korkenzieherlocken über der Stirn. Aber er sah — mit Augen, die kaum seine zwei leiblichen waren, eher Augen in seinem Unbewußten, seine feinste physische Empfindung, Fühlhörneraugen — daß sie wie ein fremdes Element war, welches vergeblich in der Masse der andern Mädchen aufzugehen suchte, beständig allein blieb, unwillkürlich immer wieder ausgeschieden wurde durch Mächte und Processe, die unsichtbar blieben. Und darüber war plötzlich die Stunde für ihn da, in der er begriff, daß hier zwei Welten beisammen waren, zwischen denen an keine Verschmelzung zu denken war, zwischen denen gewählt werden mußte, und folgte er ihr, so war das dasselbe, wie jeden Augenblick ein ganzes Leben lang, immer von Neuem, sich von der verwandt-socialen Sphäre, mit der er organisch zusammenhing, loszureißen, während Stück auf Stück von seiner Seele, von seinem Fleisch, von seinem Herzen in ihr zurückblieb. Und je besser er das begriff, desto deutlicher sahen die Freunde die neue Farbe seiner Augen, die neuen Linien seines Mundes, eine dunkle harte Farbe, resignirte und drohend fragende Linien, und von dem Seelenkampf aus, der schweigend drunter arbeitete, ging ein unbestimmbares, unsichtbares Etwas zu den Menschen und drang in ihre Sinne und Seelen, als dunkler Farbenton, als düstere Melodie, als eine Verfinsterung in der Stimmung.

Der Abend war gekommen und die Nacht, — eine schwüle stille Sommer-

nacht nach einem heißen stillen Sommertage, die Luft war voll vom Duft der Gärten und der reifenden Saat und das Mondlicht schwamm wie eine Brücke auf dem Meer. Die ganze Gesellschaft saß im Garten um zwei Studenten zusammen, die Bellman sangen; der Wirth allein hatte sich in eine Fenstervertiefung des großen Saals zurückgezogen, wo der Abendtisch gedeckt wurde. Die Fenster standen weit offen und er blickte in den Garten hinaus, der so hell im Mondschein lag, daß auch der kleinste Zweig den Schatten seines Umrisses deutlich auf den Weg und auf die weißgekalkten Hauswände warf. Die Nacht war doppelt still nach dem letzten Lied; es floß Alles zu einem Ganzen zusammen: das Lied, der Mondschein, die Stille; und im Lauscher und Betrachter am Fenster stieg ein bitteres Gefühl auf, zusammengesetzt aus Sehnsucht und Verstoßensein: das unmittelbare Bewußtsein, daß diese in sich geschlossenen Welt ein für immer unzugängliches Heiligthum für ihn geworden. Er hatte schon eine Bewegung gemacht, um zu gehen, da besann er sich: man hatte wieder angefangen zu singen. Er blieb stehen: es war Schonens einziges, unvergleichliches Volkslied, das gesungen ward, das merkwürdige Lied, in dem die Eigenart eines Landes und Volks sich zu Wort und Ton krystallisirt hat, in dem Alles liegt, was dieses Landes und Volks ist, der Linienrhythmus der Natur und der Seelenrhythmus der Menschen, die Poesie der einen und die Charakterschätzung der anderen, Zartheit und Strenge, Empfindungsfeinheit gleich dem zarten Licht der Herbsttage des Landes und Rauheit gleich seinem Frühjahrssturm, Monotonie, wie das contourlose Plattland monoton ist, und einwiegende Stimmungsfülle, wie sie dieser Monotonie eigen, Besänftigung, wie sie von einem guten Traum ausgeht, und Härte, wie das hart ist, was jenseits der Träumerei liegt:

Die Jungfrau ging zur Quelle,
Nach Wasser wollt' sie geh'n — —

Der Lauscher stand unbeweglich in seiner Fensterecke, eine dunkle Silhouette auf dem hellen Hintergrund des beleuchteten Zimmers. Es war für ihn nicht länger sein Vetter, der Student, der sang, es war überhaupt nicht mehr ein einzelner Mensch, der sang; es war der Mondschein, der das Lied sang, es war die Nacht, war die Stille, war die Erde selbst, war seine eigene Seele. Und wovon gesungen wurde — das war, wovon dieses Landes Kinder leben, und woran sie sterben. Es war ein Gericht über ihn, das von Glied zu Glied aus der langen Reihe seiner Vorväter bis zu ihm herüber klang und aufstieg aus seinen von den Vätern ererbten Aeckern:

Doch kommt die Maid um ihre Ehr',
Die blühet nie aufs Neu.

Er wandte sich plötzlich um. Seine künftige Gattin stand am Speisetisch und ordnete daran. Für sie war kein Lied gesungen worden.

V.

Und die Ernte ist geborgen und die Hochzeit wird gefeiert mit Ueberfluß und Glanz und in der Nacht fährt Hans heim mit seiner Braut.

Der Schwiegervater hatte die Thaler rollen lassen, die Speisekammer mit Vorräthen und den Keller mit Wein und die Stuben mit Gästen gefüllt; es war ja in Allem sichtbar, daß er seelenfroh war, seine Tochter verheirathet und obendrein so gut verheirathet zu haben, meinte Hans; da konnte er sich doch auch nicht lumpen lassen, weil ja doch keine andere Mitgift heraushing; und es kam ihm gerade recht, mit solch einem überwältigenden Eindruck die vielen nachdenklichen Betrachtungen zu zerstreuen, von denen der Schwiegervater und sein Haus nur zu gut wußten, daß sie sich im geheimen Innern manches Gastes regten, der scheinbar aufmerksam oder gleichgiltig das Schauspiel an seinen Augen vorüberziehen ließ. Aber es war immer noch mehr als Einer da, der nicht auf den groben Köder anbiß; ihm, Hans, jedenfalls hatte die ganze Gasterei nicht Sand in die Augen gestreut; für ihn war und blieb dieser Tag sein ganzes Leben lang der Tag der großen Schande, der Punkt in seinem Leben, an den er nie würde zurückdenken können, ohne sich vor sich selbst verkriechen zu wollen. Als er mit diesem Weib, das in einer halben Stunde seine Gattin sein sollte, aus der Brautstube in den großen Saal trat, wo der achtzigjährige Probst, der seinen Vater und seine Mutter begraben, und nur aus Achtung für seine Familie, die eine der ersten der Gemeinde war, in eigener Person die feierliche Handlung übernommen, hoch und weißhaarig vor dem Brautschemel stand, mit dem großen schwarzen Buch in der Hand, während die Verwandten, ernst und unbeweglich, sich in zwei Reihen an beiden Seiten anschlossen, da bemächtigte sich seiner die Vorstellung, er ginge zur Hinrichtung seines eigenen, alten, guten, ehrbaren Ichs, und er sah das Jawort in der Luft über seinem Kopf schweben, blinkend wie ein Beil, fertig im ersten besten Augenblick auf seinen entblößten Hals zu fallen. Er befand sich in einem wunderlichen Seelenzustand, der sich immer mehr verschärfte, je weiter die Handlung vorschritt: er fühlte sich in eine Art Betäubung versenkt, in der er doch unendlich subtilere Sinne hatte, als jemals in seinem normalen Wachen, und er war wie durch ein unsichtbares Etwas von der umgebenden Welt geschieden, während er doch jede geringste Erscheinung in derselben aufzufassen vermochte. Er sah das Gesicht seines Schwiegervaters, ohne daß seine Augen sich nach ihm hinwandten, und es stand vor ihm in einer so sonderbaren Beleuchtung, daß er Alles, was darin vorging, herauszulesen vermochte; und das unterdrückte Weinen, das er einmal von der Thür her aufing, kam, das wußte er, von seiner Schwester. Und die Handlung schritt ununterbrochen vorwärts, und das Beil fiel, und er hörte, wie sich etwas gleichsam von seinem Wesen löste und mitfiel; und es kam ihm vor, daß er um sich selbst in die Runde schnurrte wie ein Frosch, dem man den Kopf

abgehauen, als ihm nach beendeter Handlung die Hand von Probst und Verwandten und Krethi und Plethi gedrückt ward. Er fühlte sich wie ein Gichtbrüchiger, wie ein Lahmer, und hatte nur eine allgemeine Empfindung von Schwere: die Schwere des Weibes, das er am Arm hatte. Und alle die schwarz- und weißgekleideten Menschen waren ja Beerdigungsgäste und sie aßen und tranken auf sein seliges Hinscheiden, und er selbst aß und trank mit seinem eigenen todten Ich, und sie, das Weib, das er nun als seine Braut heimführte, hatte ihm auf den Teller gelegt und ihm das Glas gefüllt — — —

Und das Gefühl seiner Schmach überfiel ihn, wie er nun auf der Wagenbank neben ihr saß und seine Pferde lenkte: die Erinnerung an Alles, was er während dieses Tages gelitten, die geringste Kleinigkeit von aufgefangenen mitleidigen Blicken, von erstaunten Blicken, fragenden Blicken, von Mienenspiel, das ohne Worte zu ihm redete, und von Geflüster, dessen Inhalt er von der Bewegung der Lippen ablas — Alles kam wieder; das plötzliche Bewußtsein davon, daß diese Schande so lang sein würde wie sein Leben, daß sie unauslöschlich sein, seiner Stirne eingebrannt sein würde wie ein Stempel, daß sie ihm folgen würde, falls einmal ein Sonnentag käme, wie sein Schatten in Gestalt dieses Weibes, das jetzt neben ihm auf der Wagenbank saß, das Alles brach plötzlich aus ihm hervor in einer Raserei ohne Zügel, die ihm die Fäuste ballte und roth vor seinen Augen hing. Er bog sich vor, faßte die Peitsche fest und ließ hageldichte Hiebe auf die Pferde niederregnen, bald auf das eine, bald auf das andere. Die Thiere setzten in Sprüngen vorwärts und der lange, groteske Schatten des Wagens sprang nebenher im Septembermondschein über die Wiesen; aber der Lenker zog die Zügel mit so starkem Griff an, daß die Thiere plötzlich stiegen und auf den Hinterbeinen standen, die Schnauzen aufrecht in der Luft. Und wieder fing das Peitschen an; schweigend, ohne ein Wort, vornübergebeugt, ließ er die Peitsche sausen. Plötzlich fühlte er eine Hand ihn um das Handgelenk fassen; erstaunt wandte er sich um und sah seine Gattin halbaufgerichtet:

„Was fällt Dir ein? kannst Du nicht fahren wie andere Menschen?“

Im nächsten Augenblick hatte er die Zügel fallen lassen, die Pferde griffen wie rasend aus, der Wagen that einen Satz und sie fiel in den Sitz zurück. Aber gleichzeitig stand auch schon Hans aufgerichtet und ihr zugewandt; er hatte die Peitsche umgekehrt und schwang sie hoch über ihrem Kopf; sie war blitzschnell in eine Ecke gekrochen und hatte den Griff der Peitsche gefaßt: gleich darauf hatte Hans die Peitsche losgerissen, aber da begegnete er ihrem Blick. Wäre es der Blick eines erschrockenen Weibes gewesen, — er hätte zugeschlagen; wäre es der Blick eines bittenden Weibes gewesen, — er hätte zugeschlagen; aber die giftige, schwarze Seele, die ihm aus diesen Augen entgegenstarrte, brachte seine Hand zum Sinken.

VI.

Eines Nachmittags gegen Ende des Jahres lag Hans zwischen Schlaf und Wachen auf dem Sofa in seiner Kammer. Träumte er oder war er wach, er wußte es nicht und fragte übrigens auch nicht darnach. Er hatte die Augen geschlossen, aber er hörte die Schlaguhr ticken. Er lag und fühlte sich wohlig und wunderte sich über den Zustand, in den er gerathen war, nachdem er ihn, er wußte selbst nicht wie lange? nicht mehr gekannt. Ein überströmendes Wohlgefühl, das plötzlich, ohne Motiv, den Menschen durchdringen kann, war über ihn gekommen, ein Wohlgefühl, das ganz allgemein und ganz physisch ist, wie warme Ströme, die Einem mit dem Blut durch den Körper eilen, einer dicht hinter dem anderen mit jedem Herzschlag, und die man mit der Empfindung verfolgen kann, jeden einzelnen deutlich für sich, von seinem Anschwellen bis zu seinem Ausrollen. In solchen Momenten ist es, wo der Mensch sich ganz unaufgelöst animalisch glücklich fühlt, und in solchen Momenten ruht er im Augenblick, wie in einem warmen, duftenden Bad. Hans war es, als ob sich eine langwierige krampfhafte Spannung in seinem ganzen Wesen, im Körper und in der Seele, endlich löste. Es war einer jener grauen stillen Tage, deren die Jahreswende in Schonen so viele hat; der Himmel ist eisenfarbig und die Ebene dämmert undeutlich hervor aus einem feuchten Nebel, der dazwischen zum Strichregen wird; die Stille ist so groß und tief, daß sie sich förmlich zu etwas verdichtet, was man mit all seinen äußeren Sinnen als eine concrete Oede empfindet. Die Schlaguhr tickte, hörbar und abgemessen, zwei Schläge nach einander und dann eine Pause; von der Scheune her hörte man das monotone Brummen der Dreschmaschine, dumpf und schwer, wenn sie mit Saathalmen gefüttert worden, rasselnd von Eisen, wenn sie einen Augenblick leerging; und dann und wann krähte ein Hahn so mittagsschläfrig vor den Fenstern, daß Hans unwillkürlich gähnen mußte. Und die Zeit ging, ohne daß Hans davon wußte, noch wie spät es war; in diesen glücklichen Augenblicken hört der Begriff Zeit für den Menschen auf: Darüber mußte er indessen eingeschlafen sein, denn ihm schien, er wäre einmal aufgewacht, als die Thür von der Gesindestube aufging und etwas Schweres auf einen Stuhl neben ihn geworfen wurde. Er öffnete die Augen, sah, daß es die Zeitungen waren, nickte wieder ein und fuhr fort zu dämmern. Der Tag wurde immer grauer und die lange nordische Schummerstunde fing an, in der es weder Tag noch Nacht ist, — melancholische Stunden, wo der Mensch sich einsam, heimlos und verlassen fühlt. Lauter angenehme Regungen stiegen auf im Gemüth des Träumenden, wurden zu glücklichen Empfindungen von dem, was er wünschte, und von dem, was er gehabt hatte, zu Träumen und Erinnerungen. Wie oft in vergangenen Zeiten, gerade an Tagen wie dieser und gerade zu dieser Stunde, unter dem grauen, schwermüthigen Dämmerungslicht, war er traurig umhergegangen, so behaglich und ohne Ursache traurig, und dann hatten die Hunde angefangen

zu bellen und Wagenrollen war vom Wege gehört worden und bepelzte, bestiefelte, nasse Freunde waren in den Hof gefahren gekommen! Und wie hatte das nicht geschmeckt, das Gespräch in der Schummerstunde beim rauchenden Toddy, während es im eisernen Ofen gemüthlich knackte und prasselte, und das Dunkel zur Nacht wuchs! Mit der Erinnerung kam ein leiser Ton von Sehnsucht in seine Stimmung; ein ganz kleiner Wellenschlag war in dem stillen Wasser angeweht; seine Ruhe war getrübt; ein Element von Verlangen war in dieselbe gekommen. Das Bedürfniß nahm Form für ihn an, die Erinnerung wurde zur gegenwärtigen Wirklichkeit, der geträumte Laut, der durch seine Seele klang, verwandelte sich zu einem Laut in seinen Ohren — er hörte Hundegebell und Wagenrollen. Er lachte halb glücklich, halb wehmüthig über diese Phantasien, die ihm Bilder vor seine geschlossenen Augen und Laute vor seine schlaftrunkenen Ohren gaukelten — da fuhr er mit einmal in halbsitzender Stellung vom Sofa auf, mit weitoffenen Augen und ganz wach in allen Sinnen: er sah den Hund wie rasend um sein Hundehaus springen und an seiner eisernen Kette zerren, während ein Wagen durch die Pforte gepoltert kam und in einem Bogen am Fenster vorbei auf die Treppen zuschoß.

Und den ganzen Abend hindurch, während er zusammen mit seinen Gästen, zwei alten Freunden und Nachbarn, saß, ganz wie in alten Tagen, folgte ihm dies wunderbare Wohlbefinden, das über ihn gekommen wie eine schmeichelnde Hand. Er hatte einen jener „glücklichen Tage", wo Alles in und um den Menschen ihm wohlgeräth. Er fühlte sich so rein im Gemüth wie nach einem Bad und es war Ruhe in seiner Seele: er war froh ohne Grund und auf die stille Weise, die Sonnenschein übers Antlitz gießt und sich Anderen in vollen warmen Blicken mittheilt. Er saß still träumend, glücklich erstaunt: er fand sich selbst als einen neuen und anderen Menschen in einer neuen und anderen Welt. Daß eine Verwandlung an diesem Tage in ihm vorgegangen war, wie der Buchenwald in einer einzigen Nacht ausschlägt, das kam ihm nicht zum Bewußtsein und noch weniger verstand er sogleich etwas von dem Wesen dieser Verwandlung. Das allein war ihm klar, daß dieser neue und andere Mensch einer war, den er schon früher gekannt in verschwundenen, glücklichen Tagen, und daß gerade aus dieser anderen, jetzt so neuen Welt er sich einst selbst vertrieben hatte, um in was hineinzutreten? in die Verdammniß, in die Welt, in der er zwei Jahre lang und noch an diesem Morgen gelebt, als er aufstand, ja bis zu der seltsamen Stunde an diesem Nachmittag, da er sich frei und erneut fühlte.

Die Gäste hatten Abschied genommen und Hans stand allein vor seiner Pforte und hörte die Wagen davonrollen draußen im Dunkeln. Vor ihm war Alles schwarz, Himmel und Erde nicht von einander zu unterscheiden und die Lichter im Dorf leuchteten hie und da aus der nächtlichen Einförmigkeit hervor. Er stand lange, unbeweglich, versunken in Betrachtungen; er verstand nicht, weshalb ihm so erwartungsvoll feierlich zu Muth war wie

damals, wenn er als Kind gewaschen und in seine besten Kleider gesteckt worden und in der beginnenden Dämmerung vor der Hofpforte stand und den Weihnachtsabend von allen Kirchen des Plattlands einläuten hörte. Als er sich schließlich mechanisch umkehrte, um hineinzugehen, blieb er plötzlich zaudernd stehen: es war etwas in ihm, was ihn zurückhielt, — eine Hand, ein Bedenken, eine Unlust. Er schloß die Pforte ab und ging um die Hofecke herum in den Garten. Er war dunkel wie die Nacht; blos ein Stück der Buchsbaumhecke und der große Apfelbaum glänzten feucht vor dem Kammerfenster. Er blieb an einen Baum gelehnt stehen und sah in das erleuchtete Fenster hinein; er unterschied hinter der Gardine die Lampe auf dem Tisch und den Schatten einer Frauengestalt, die hin- und herging. Er fühlte sich auf einmal so ausgeschlossen und allein; er stand draußen in der Nacht, heimlos in seinem eigenen Hof; er hörte noch den Wagen mit den heimfahrenden Freunden weit weg durch die stille Nacht rollen und wünschte, daß sie ihn mitgenommen hätten. Der Gedanke, er müsse hineingehen, kam; er gewahrte wieder den Schatten in der erhellten Schlafkammer; — und plötzlich flossen dieser Gedanke und dieser Schatten zu einem Bild und einer Vision, einem alten Bild und einer bekannten Vision, zu dem Bild und der Vision zusammen, die durch Jahre hindurch ihn besessen hatten. Er war auf einmal wie festgenagelt stehen geblieben; er strich sich übers Gesicht, als wolle er ein Spukbild von der Netzhaut seines Auges wegstreichen; es war ihm, als wär' er plötzlich aus einem zweijährigen Schlaf mit Alpdrücken und bösen Träumen erwacht, in denen er von einem Dämon beherrscht worden, der er selbst war und doch nicht er selbst; — das Bild und die Vision, die so lange sein Verhängniß gewesen, hatten auf einmal ihre Macht über ihn verloren und er stand ihnen nun voll Befremden und vollständig kalt gegenüber, und ein heftiger Ekel stieg in ihm auf, der zum großen Theil aus Widerwillen gegen seine eigene Person bestand, die sich so lange in dieser Unfläthigkeit hatte wohlbefinden können.

Er ging ins Haus. Die beiden Betten waren aufgemacht; sie lag schon mit offenem Mund in dem einen und schlief. Er kleidete sich aus, löschte die Lampe und legte sich in das andere, ohne daß sie aufwachte. Aber er konnte nicht schlafen; die Vision verhundertfachte sich in immer grotesteren und widerwärtigeren Gestalten, kribbelte über seine Haut und in sein Gehirn, lag wie ein saurer Geschmack auf seiner Zunge und klopfte wie Fieber in seinen Schläfen. Die Uhr schlug einmal, zweimal, der Regen fing an auf die Fenster zu trommeln und ging wieder vorüber; es kam schon etwas wie eine Helle ins Dunkel; — aber er fand keine Ruhe vor der Vision und vor seinem wachsenden Abscheu. Gegen Morgen stand er leise auf, nahm das Kopfkissen und die Decke unter den Arm und schlich sich ins Nebenzimmer, legte sich da aufs Sopha und fiel gleich in Schlaf. Es war ihm, als hätte er drinnen im Ehebett einen kranken Theil seines Ichs zurückgelassen, an dem er zwei Jahre lang geschleppt; er fühlte sich wie ein neuer

und gesunder Mensch im Augenblick, da er allein im Zimmer lag. Seine Ehefrau schlief über das Alles weg; sie hatte ebenso wenig bemerkt, daß er mitten in der Nacht aufgestanden und von ihr weggegangen war, wie sie eine Ahnung davon hatte, daß der Mann, der jetzt im Nachbarzimmer schlief, ein ganz Anderer war als der, welcher gestern noch an ihrer Seite gelegen.

VII.

Es giebt aus der Heidenzeit eine alte nordische Sage von der Huldra. Sie offenbart sich dem jungen Gesellen, der in verzauberten Nächten sich von Haus und Hof, von Menschen und wimmelndem Leben wegverirrt an einsame Orte, wo sie haust, in wilde Felsenklüfte, in weite Wälder und öde Sümpfe. Sie ist von vorn lockend anzusehen, von wildem und seltsamem Reiz; sie ist anders als alle anderen Weiber, als die Weiber dieser Welt, als die Weiber daheim in den Dörfern, und sie zieht auch auf andere Weise und mit ganz anderer Macht an sich; und der junge Geselle, der sich einmal bethören läßt, ist rettungslos verloren, verloren für sich selbst und die Welt. Er muß folgen. Immer tiefer zieht sie ihn in Klüfte, in Wälder, in Sümpfe; immer weiter geht es, immer weiter weg von Häusern und Dörfern, von Menschen und Leben; er muß folgen wie ein Nachtwandler, aber voller Angst in seiner wilden Begierde. Und er kommt nie mehr zurück zu Dörfern und Menschen; denn wenn er endlich die Huldra, die schöne Hexe von hinten zu sehen bekommt, und gesehen hat, daß ihr Rücken hohl ist wie ein Backtrog, dann ist es schon für ihn zu spät, er findet den Weg nicht zurück in die alte Alltagswelt und sich nicht mehr zurecht in ihr.

Hans war bei der Huldra gewesen; und als er in der Nacht nach dem Besuch der Freunde sie sah, wie sie war, ihre Mißgestalt sah, und von ihr ging und am anderen Morgen allein aufwachte, da fand er sich selbst als einen gebrochenen Mann in der Einöde wieder, verurtheilt, langsam und einsam hinzusiechen und zu sterben, ein Opfer der Huldra.

Was war ihm widerfahren? Er wußte es selbst nicht und kein Anderer begriff es. Aber als er sein altes Ich vorfand, fehlte etwas darin, das die Huldra genommen hatte, — ein Etwas, das nicht aus einem bestimmten Organ bestand, sondern aus eben dem Unbestimmbaren und überall Gegenwärtigen, das Lebenskraft ist. Irgendwo in ihm, gerade in der Tiefe, wo Körper und Seele eins sind, war eine Leere entstanden, und gerade da, wo es nun leer war, kalt und dunkel, stand ehemals der Herd mit dem Feuer des Lebens. Er führte jetzt ein Leben wie der, welcher das Rückgrat gebrochen; von außen ist nichts wahrzunehmen und die Uebergänge zwischen Leben und Tod sind unmerklich, er lebt und spricht, aber das Leben schwindet hin, wie der Duft einer offenen Parfümflasche. Er lebte wie ein Einsiedler, ein Jahr, zwei Jahre, er sah Niemanden bei sich und ging fast nie aus; aber jedes Mal, wenn er sich zeigte, war sein Gesicht magerer, lagen seine

Augen tiefer, war seine Brust mehr eingesunken und sein Gang schleppender. Seine Beine schrumpften ein und wurden steif wie Holz, sein Gesicht erstarrte zu einer Todtenmaske und seine kranken Augen blickten so starr vor sich hin, als hätte er den Sarg in Sicht und steure gerade auf ihn los, um sich hineinzulegen. Eines Tages fing er an zu husten; und der Husten nahm zu; es wurde Schwindsucht und galoppirende Schwindsucht. — —

Und das Weib, das er vermied, ging im Hause herum, verstand nichts und sah Allem zu mit boshaften, höhnischen Augen. Schon bald nach der Hochzeit hatte sie angefangen, ihn geringschätzig zu behandeln; hatte er Besuch, so ließ sie sich lange nöthigen, bis sie ihm etwas vorsetzte, und was dann aufgetragen wurde, war weder reichlich noch gut; als seine Schwachheit sichtbar wurde und wuchs, fing sie an, sich mit den Knechten abzugeben, und oft hörte er sie hinter ihm herlachen, wenn er vorüberging; die Wirthschaft verfiel, sie war oft von Hause fort ohne Rechenschaft zu geben, wohin? und wenn sie wieder kam, ging es laut zu in Haus und Scheunen.

So waren zwei Jahre vergangen, es war wieder an einem Sommertage, die Luft zitterte vor Hitze, die Bienen summten, die Blumenbeete blühten, und Hans ist nur noch ein hustendes Gerippe, das in einer dunklen Krankenstube zwischen weißen Laken in seinem Bett liegt und stirbt. Eine tiefe Stille herrscht im Hause, die Stille des Sommermittags, die Stille des Krankenzimmers. Die Frau geht auf Strümpfen hin und her durch das Zimmer, wirft horchend gespannte Blicke auf den Kranken, geht leise durch die Thür und leise über die Diele, kommt und geht wieder, kommt wieder und verschwindet: Alles ist leise und sanft an ihr, außer den Blicken. Im Nebenzimmer sitzt Hans' jüngerer Bruder, der das Ende im Sterbehause abwarten will, und ihr Vater, der mit ein paar fremden Männern gerade angefahren gekommen. Wird die Frau in der Thür des Schlafzimmers sichtbar, so sieht ihr Vater sie fragend an, auf den giftig bekümmerten Blick der Tochter stockt er mitten im Gespräch, wird nervös und zerstreut und rückt ungeduldig auf dem Stuhl. Die Zeit geht, die Fliegen surren, die Schlaguhr tickt — bis sie plötzlich zu einem Stundenschlag ausholt und schlägt: eins, zwei, drei. Hans Bruder steht auf, schüttelt die Schläfrigkeit ab und geht auf den Zehenspitzen ins Vorzimmer. Im selben Augenblick ist der Schwiegervater an der Thür.

„Hanna? jetzt —?"

Die Tochter tritt ein, schließt die Küchenthür, wirft einen Blick auf den leergewordenen Stuhl, sieht den Vater an und nickt. Dann geht sie ins Krankenzimmer, der Vater und die beiden Fremden folgen, die Thür schließt sich hinter ihnen und ein Schlüssel wird umgedreht.

Einige Minuten später kommt der Bruder vom Hof wieder herein. Er sieht, daß das Zimmer leer und die Thür zur Krankenstube geschlossen ist und hört drinnen Stimmen. Gerade will er die Hand auf die Thürklinke legen, da glaubt er Papier rascheln und ein halblautes Drohen zu

hören. Ein Verdacht steigt in ihm auf, er horcht angestrengt und legt das Ohr an die Wand. Worte kann er nicht unterscheiden, aber er ahnt, was vorgeht. Der Kranke sagt etwas zwischen seinem Husten, es klingt wie Protest und Bitte; aber die schwache Stimme wird von einer stärkeren übertönt, die ernst und drohend auf sie einredet; dazwischen hört man das Weinen eines Weibes. Auf einmal wird es still; sie sind da drinnen mit Etwas beschäftigt, leises angestrengtes Geflüster, als höben sie etwas. Darauf dringt durch die Wand zum Lauscher ein Ton, ein Knacken, als würde der Kranke in seinem Bett aufgesetzt. Der Bruder draußen drückt auf den Griff der Thür und klopft an. Es wird still im Krankenzimmer, man hört nicht soviel, wie einen Athemzug. Er klopft noch einmal an. Darauf Berathung und Geflüster. Er hört Schritte sich nähern, die Thür öffnet sich ein wenig und die gelben Augen seiner Schwägerin stieren ihn mit einem solchen Ausdruck an, daß er unschlüssig zurückweicht. Sie steckt den Kopf durch die Thürspalte, zischt ihn an: „Er will mit mir allein sprechen" und schlägt die Thür wieder zu. Aber in demselben Augenblick hatte er einen raschen Blick über ihren Kopf weg ins Zimmer geworfen: der Schwiegervater saß auf der Kante des Krankenbettes, ein großes aufgeschlagenes Papier dem Kranken vorhaltend, der aufgerichtet im Bette saß, eine Feder in der Hand, bereit, sie, die sein Leben genommen hatte, auch sein Hab und Gut nehmen zu lassen.

VIII.

Die Sonne stand im Mittag, es war gerade die Stunde, wo die Schatten am kürzesten sind. Es sah sonntäglich aus auf dem Hof; das Steinpflaster war von jedem Strohhalm reingefegt, die Wege geharkt, die Gänge gejätet, ohne einen einzigen Abdruck von Fußspuren, die Rabatten geputzt, die Hecken beschnitten. An allen Fenstern hingen lange weiße Gardinen, alle Möbel waren mit weißem Zeug bezogen, und die Dielen, die frischgescheuert rochen, die Steintreppe und ein langer Streifen des Hofpflasters waren mit frischen duftenden Tannenreisern bestreut. Aber drinnen, in einem der kleinen Zimmer neben der großen Stube, lag Hans' Leiche weiß verhüllt im schwarzen Sarge, der auf vier Stühlen stand, mit Blumen und brennenden Lichtern auf einem Tisch hinter dem Kopfende.

Alles war reingescheuert und still, schimmernd und feierlich, und wartete, daß der erste Wagen mit schwarzgekleideten Gästen durch die Pforte gerollt kam, und dieselbe stumme Spannung hing über dem Hause, mit der die versammelte Gemeinde am Sonntag vor dem Gottesdienst auf dem Kirchenhügel die Ankunft des Pastors abwartet. Die Knechte standen um alle Thüren und Scheunenwände herum, oder schlenderten zwecklos über den Hof, von der Knechtstube nach dem Stall, oder vom Stall nach der Knechtstube, mit feierlichen, gemessenen Schritten, in schwarzen Kleidern. Auf der Treppe zum Haupteingang des Wohnhauses standen die Ehrenwächter: der Dorf-

schneider, der die Ueberkleider in Empfang nehmen sollte, und der Maler, der Obermundschenk war, in unzugänglicher Würde, mit Gesichtern, aus welchen jeder Ausdruck verbannt war. Drinnen in der Gesindestube war der Kaffeetisch gedeckt mit Tassen und Kuchen — und Cognac; im Nebenzimmer standen Schalen mit Trauerconfect und ganze Batterien Gläser, aus denen die Gäste Rheinwein trinken sollten, während der Sargdeckel zugeschlagen und Alles zur Fahrt nach der Kirche gerüstet ward. Alles war leer, weiß, still. Blos in der Küche, wo die alte Köchin zwischen Mädchen in weißen Schürzen regierte, war Laufen und Geschäftigkeit, ebenso draußen im Meiereigebäude, wo man mit der vielen Morgenmilch noch nicht fertig war.

Es ist gerade der Augenblick, wo die Sonne hoch im Zenith steht und die Hitze senkrecht auf den Hof fällt. Die alte Schlaguhr in der Gesindestube meldet die Mittagsstunde an, — mit demselben Schnarren, mit dem sie seit hundert Jahren die zwölfte Stunde angemeldet, fährt dann wie gewöhnlich in ihrem lauten, bedächtigen Ticktack fort, als wäre nichts geschehen, schnurrt plötzlich ingrimmig und schlägt den ersten Schlag so laut, daß er durch alle Zimmer und weit über den Hof zu hören ist. Die Frauensleute in der Küche verfallen in doppelte Geschäftigkeit, obgleich Alles parat ist; den Obermundschenk im Flur ficht Unruhe an, er kehrt sich mechanisch um und thut einen Gang durchs Zimmer, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist, obgleich es nichts nachzusehen giebt, und der Großknecht, der in Hemdsärmeln in der Thür seiner Kammer gestanden, will just hinein, da es ihm nun Zeit zu sein scheint, den langen schwarzen Tuchrock anzuziehen, — da bleibt er auf einmal stehen, den Blick auf das Dach der Meierei geheftet. Im nächsten Augenblick ist die Thür aufgeschlagen, er läuft in Hemdsärmeln über den Hof, Andere kommen dazu aus allen Thüren, es klappert von vielen Schuhen auf dem Steinpflaster, so daß der Mundschenk, der gerade beschäftigt ist, den Korken aus einer Cognacflasche zu ziehen, erstaunt mit seiner Verrichtung innehält; da durchschneidet plötzlich ein einziger Schrei die Stille, ein Weiberschrei, so gellend und lang, daß die Köchin vor Schreck die Kaffeekanne auf die Diele fallen läßt. — — —

Aber draußen über das Plattland ziehen sich die Wege wie gelbe Bänder, winden sich hin und her, kreuz und quer, heiß und leer in der Mittagsstunde, wo die Weiden keinen Schatten werfen. Hie und da erhebt sich eine Staubwolke; sie schiebt sich vorwärts, dazwischen theilt sie sich und läßt einen Wagen und Pferde in schönem Geschirr und Menschen in schwarzen Feiertagskleidern sichtbar werden. Und alle die gelben Punkte und alle die schwarzen Punkte, der Staub und die Fahrenden, laufen auf denselben Mittelpunkt zu, wie an einer Schnur gezogen, die von diesem Punkt nach allen Windrichtungen ausgespannt ist. Die scheuen Wagenpferde beugen die Köpfe unter straffen Zügeln, schnauben und tänzeln, ungeduldig trotz der Hitze.

Da auf einmal, gerade im Augenblick, da die Fläche am flachesten in ihrer sonnigen Schattenlosigkeit daliegt, strecken sich alle Hälse, geben alle Zügel

nach, ſinken alle Peitſchen. Darauf wirbeln die Staubwolken größer auf, die ſchwarzen Punkte eilen haſtiger und laufen bald zuſammen zu einem langen ſchwarzen Band auf den gelben Wegen und auf den Trauerhof zu, der wie ein langer weißer Sockel daliegt, von Feuer umwogt, einen rieſigen, ſchwarzen Rauchpfeiler tragend, der in dem ſtillen Sommertag gerade aufgerichtet gen Himmel ragt — — — — — — — — — — — — —

— — Der Garten, zertrampelt und voll verbrannter Bäume, war bedeckt mit gerettetem Geräth: Möbel und Küchenſachen, Speiſen und Weinflaſchen, Alles durcheinander geworfen. Die beim Löſchen geholfen hatten, ſtanden in Gruppen auf dem Raſen; draußen auf den Feldern und Wegen hielten die Wagen mit den vorgeſpannten, wildgewordenen Pferden. Auf einem geſchützten Platz in einer Ecke des Gartens ſtand der Sarg und dort lag Hans ſeit zwei Stunden und wartete ganz geduldig, bis man Zeit gefunden ihm die letzte Ehre zu erweiſen.

Und als der Hof abgebrannt und nichts mehr zu retten war, wurde der Deckel zugeſchraubt, der Leichenwagen vorgefahren, die Begleitwagen wurden beſtiegen und der Zug ſetzte ſich langſam und feierlich nach der Kirche zu in Bewegung, die ihr rothes Giebeldach über den Baumgruppen des Nachbardorfes erhob und deren Glocke ſchon zur letzten Handlung zu läuten begann. An der rauchgeſchwärzten Mauer, wo ehemals die Eingangspforte geweſen, ſtanden der Käthner und der Großknecht, beide auf dem Hofe alt geworden. Und als der letzte Wagen beſtiegen war und der Zug ſich in Bewegung ſetzte, ſprach der Großknecht, wie es alter Gebrauch war:

„Jetzt fährt der Wirth von ſeinem Hofe.“

„O nein,“ antwortete der Käthner, „den wenigſtens hat ſie nicht gekriegt. Der Wirth und ſein Hof gehörten zuſammen.“

Aus L. Feuerbachs Nachlaß.*)

Von

Julius Duboc.

— Planen bei Dresden. —

Als ich als blutjunger Mensch, vor jetzt nahezu 40 Jahren L. Feuerbach in seiner Bruckberger Abgeschiedenheit aufsuchte, um ihm, lebhaft bewegt von dem Eindruck seiner Schriften, meine Verehrung zu bezeugen, fiel mir die tiefe Verstimmung des Mannes, der einen so hohen Rang in meiner Schätzung einnahm, peinlich auf. Ich hatte mir in meiner Unschuld einen „Weisen" doch etwas weiser, etwas spinozistischer gedacht in dem Sinne von dessen Ausspruch, daß man die menschlichen Dinge weder beweinen, noch belachen, sondern verstehen lernen solle. Es muthete mich wunderlich an, daß der Philosoph gleich bei der ersten Begegnung aufwallend zu mir sagte, er möchte lieber den Spaten führen als noch länger die Feder für dies undankbare Geschlecht! Welch ein Bekenntniß! Feuerbach stand damals im fünfzigsten Lebensjahr, vor einem Dutzend Jahren etwa waren die beiden ersten, rasch aufeinander folgenden Auflagen seines „Wesens des Christenthums" erschienen und hatten ihn mit einem Schlage der Verborgenheit entrückt. Der bis dahin wenig gekannte und genannte Gelehrte war plötzlich eine Koryphäe der Berühmtheit geworden, sein Name, entweder mit Auszeichnung oder mit einem gewissen Schauer genannt, in Aller Mund und die junge Generation, die auf ihn als Führer blickte, hatte in dem Bewegungsjahr dafür gesorgt, daß trotz des Widerstrebens der machthabenden Gewalten der Gefeierte und Gefürchtete für eine Reihe von Vorlesungen das Katheder in Heidelberg besteigen durfte. Und nun doch dieser Ausbruch des Unmuths, diese Klage fruchtlosen Arbeitens!

*) Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen von W. Bolin. Stuttgart, 1891.

Was im ersten Augenblick überraschte und mir, der ich den Zusammenhang im Einzelnen noch nicht übersah, damals schwer faßlich oder unberechtigt erschien, hatte aber gleichwohl eine gewisse innere Begründung. Die Thatsache, die Feuerbach verspürte, ohne sie in ihrer eigentlichen Bedeutung zu verstehen, die er als Undank auslegte, während sie doch nur einen Schritt in der Richtung der von ihm selbst angebahnten Umkehr darstellte, war vorhanden: seit seinem „Wesen des Christenthums" war es ihm nicht mehr gelungen, die öffentliche Aufmerksamkeit in einem auch nur annähernd ähnlichen Grade auf sein Wirken und die Ziele, die er sich vorgesetzt hatte, zu sammeln wie bei jenem epochemachenden Werk. Der Sturm war vorübergebraust, eine schlaffe Windstille — so erschien es ihm — war gefolgt, er war ein ungelesener, und also, da dies für den Schriftsteller ungefähr dasselbe bedeutet, ein vergessener Mann. Die Heidelberger Episode, die ihn sehr wider seine eigentliche Neigung in den Vordergrund gedrängt und in die Bewegung hineinzuzerren versucht hatte, war eben doch nur eine Episode gewesen. Sie konnte die immer sich erneuernde Erfahrung nicht aufheben, daß seinem geistigen Wirken die Aufmerksamkeit abgewendet worden war, daß seine ferneren Auseinandersetzungen auf taube oder nur zerstreut lauschende Ohren trafen. Und doch verfolgten eben diese Auseinandersetzungen den ihm so sehr am Herzen liegenden Zweck, die ihm bewußt gewordenen Lücken seines Hauptwerks auszufüllen, das „Wesen des Christenthums" durch das „Wesen der Religion" zu ergänzen und in den Thesen zur Reform der Philosophie dieser neue Bahnen anzuweisen.

Im Grunde wog die Erfahrung, die Feuerbach machte, eigentlich nicht schwerer als die, welche ungefähr gleichzeitig Strauß mit seiner Dogmatik zu verwinden hatte, und dieser Umstand hätte ihn über die Natur der Ablehnung, die ihm zu Theil wurde, aufklären müssen, wenn er über diesen Punkt einer Aufklärung überhaupt zugänglich gewesen wäre. Statt dessen befestigte er später mehr und mehr den Eindruck in sich, daß seine Schriften „wie auf Verabredung" nicht beachtet würden. Es bedurfte dazu aber gar keiner Verabredung. Die Sache machte sich mit der Wendung, welche sich vollzog und an der Feuerbach selbst seinen thätigen Antheil hatte, ganz von selbst. Denn welches war der wesentliche Grund, der Strauß wie Feuerbach damals ein ähnliches Schicksal bereitete, aus welchem Anlaß verblaßte der Feuereifer, mit dem das „Leben Jesu" wie das „Wesen des Christenthums" bei ihrem ersten Erscheinen begrüßt worden waren, so schnell, daß Strauß verdienstvoller Dogmatik und Feuerbachs Ergänzungsschriften nur ein sehr kühler Empfang bereitet wurde?

Das „Leben Jesu" wie das „Wesen des Christenthums" — das letztere noch mehr wie das erstere — waren in gewissem Sinne revolutionäre Thaten oder sie wirkten wenigstens revolutionirend, denn sie legten durch die geübte Kritik die Axt an bestehende Kircheneinrichtungen und damit an den bestehenden christlichen Staat. Die negirende Kritik der historischen Grund-

lagen, die Strauß, die Kritik der Vorstellungswelt, die Feuerbach geübt, fielen unmittelbar, ihrem Wesen nach, zusammen mit einer negirenden Kritik der Einrichtungen, die auf diesen Grundlagen erbaut waren, in dieser Vorstellungswelt wurzelten. Dieser revolutionäre, das Bestehende für fragwürdig und mehr oder minder unhaltbar erklärende Zug begegnete sich aber geraden Wegs mit dem Bedürfniß einer Zeit, die sich eben erst mit politischem Geist zu erfüllen anfing, einer Zeit, in der eine lange gestaute Unzufriedenheit zum gährenden Ausbruch sich sammelte.

Bei Feuerbach kam außerdem noch etwas Besonderes hinzu, um die Wirkung in dieser Richtung zu verstärken. Durch den gesammten Inhalt seines „Wesens des Christenthums" schimmerte des Verfassers atheistisches Bekenntniß so deutlich hindurch, daß eben dies als das eigentliche Signalement des Buches von dem bei Weitem größten Theil seiner Leser aufgefaßt wurde. Daher theils Wehgeschrei und Empörung, theils begeisterte Huldigung der Vorgeschrittenen, d. h. jener, welche sich aus der Transcendenz, der religiösen wie speculativen, loszuwinden strebten und den Aufgaben, welche das Diesseits stellte, sich voll und ungetheilt hinzugeben für ihre Aufgabe hielten. In dieser Richtung ging aber seit Hegels Tod, seit der Uebersättigung an aller Speculation, seit sich theils Apathie, theils Antipathie der Geister, namentlich der jüngeren, rüstigeren Elemente bemächtigt hatte, der große Zug der Zeit. Kein Wunder daher, daß eben auf Grund seiner atheistischen Grundfärbung Feuerbachs „Wesen des Christenthums" Vielen wie ein Evangelium der Neuzeit, wie ein Banner des reinen Menschenthums, dem dadurch erst Bahn gebrochen werde, erschien. Es ist gewiß nicht übertrieben, aber sehr bezeichnend, wenn Feuerbachs jüngerer Freund, der spätere Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp aus jener Zeit berichtet, daß ein Bekannter von ihm, der zu sterben wähnte, seine anwesenden Freunde bat, ihm doch einige Kapitel aus dem „Wesen des Christenthums" vorzulesen.

Feuerbach selbst war von der fortwährenden Betonung seines „Atheismus" sehr wenig erbaut. „Der Plebs bin ich," schreibt er an Christian Kapp, als dieser seine Berufung an die Heidelberger Universität — natürlich vergeblich — betrieb, „stets Atheist, ein durchaus ‚ruchloser' Mensch." Und in den von Bolin erst jetzt edirten „Aufzeichnungen": „Mein Princip ist nicht Gottesleugnung, sondern Gotteserklärung, Reduction Gottes aus den widerwärtigen Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten der Theologie auf sein wahres Wesen. Was ist ursprünglich Gott, was der Grund dieses Glaubens, was das unverschleierte Wesen der Religion?" Mit anderen Worten, wie die Menschen, ihrer Natur und Veranlagung gemäß, dazu kommen, sich ein Etwas, das sie Gott nennen, grundzüglich gleichartig, wenn auch nationell und klimatisch abweichend gestaltet und gebildet, zu erschaffen, wollte Feuerbach aufzeigen; aufzeigen, wie er meinte, mit zwingender Beweiskraft, und er beanspruchte dafür die volle Aufmerksamkeit.

Aber von wem beanspruchte er diese? Von dem religiösen oder dem

rein wissenschaftlichen Menschen? Galt es dem letzteren, so handelte es sich ja ohnehin nur um eine im Verhältniß zu der Menge der Leser äußerst geringfügige Anzahl und selbst von dieser nur um den schmalen Bruchtheil, der im Stande ist und die Neigung besitzt, sich in psychologische Auseinandersetzungen, in Seelenforschungsstudien zu vertiefen. Wie Wenige vermögen das, wie Wenige haben Stimmung, Zeit und Befähigung dafür! Wie aber andererseits der religiöse Mensch, d. h. der Mensch, vom Standpunkt des religiösen Interesses aus, dazu kommen sollte, sich für diese Auseinandersetzungen besonders zu interessiren, ist gerade unter dem Gesichtspunkt, den Feuerbach für das Wesen der Religion aufstellte, gar nicht zu verstehen. Seiner Ansicht nach handelte es sich bei der Religion ja vor allen Dingen um Menschenwohl, soweit dies nicht unmittelbar durch menschliches Thun und Vermögen allein erreichbar ist. Gott als der Vollstrecker der menschlichen Wünsche ist ihm (im Sinne des religiösen Menschen) in erster Instanz ein praktischer, in zweiter und durch die erste vermittelt ein gemüthlicher Gegenstand. Sollte dies gelten, so war für Gott ein wirkliches — praktisches oder gemüthliches — Interesse doch nur so lange denkbar, als er da war, als er vorhanden war. Praktisch wichtig konnte für den religiösen Menschen in diesem Sinne doch nur sein entweder, daß ein Gott ist oder daß keiner ist. Ihm, wenn diese Frage im verneinenden Sinne einmal erledigt war, zumuthen, sich noch auf lange Erklärungen einzulassen, was denn eigentlich der nun bereits aufgehobene Gott gewesen, wie er im Menschen entstanden sei, hieß ihm etwas zu viel zumuthen. Hier begann für die Meisten die reine „Doktorfrage".

Dies um so mehr, als diese retrospective Analyse ja überhaupt wiederum ein — wenn auch wissenschaftliches — Umschwärmen eines Jenseitigen bedeutete, dem Feuerbach selbst mit dem Brustton der Ueberzeugung die Concentration auf das Diesseits als die wahre Aufgabe der Gegenwart entgegensetzte. Einst hatte er geschrieben: „Jetzt gilt es vor Allem den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrire, denn nur diese ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth als die Unsterblichkeit."

Und nun sollte dieselbe Menschheit sich trotzdem vorzugsweise betrachtenden Speculationen über die Unsterblichkeit resp. über die Art und Weise, wie aus diesem Unsterblichkeitswunsch der Gott hervorgegangen sei, hingeben, statt ihre Gesundheit zu pflegen? Wenn sie das Diesseitigkeits-Evangelium und die Predigt von dem auf sich selbst angewiesenen Menschenthum in die später beliebt gewordene, etwas trivial verwässerte Devise:

Schafft hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Wiederseh'n!

umsetzte, wenn sie frisch, fromm, fröhlich, frei allem Grübeln über transcendente Dinge, damit aber auch dem seine negirende Kritik weiter spinnenden, philosophischen Grübler den Laufpaß gab — war ihr das so sehr zu verdenken?

Wie wenig Feuerbach in diesem Sinne ungefähr der Zeiten Wechsel und was davon auf ihn überging und einwirkte, beurtheilte, geht am besten aus den Hoffnungen und Enttäuschungen hervor, die er an dem Schmerzenskind seiner gelehrten Thätigkeit, der 1857 erschienenen „Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums" erlebte. Die „Theogonie" ist ihrem wesentlichen Gehalt nach eine philologisch aus den angeführten Quellen schöpfende Beleuchtung und Beweisführung dafür, daß die von Feuerbach bisher aufgestellte Zurückführung der religiösen Factoren auf gewisse innere Vorgänge im Menschen nicht willkürliche Annahmen seinerseits oder bloße psychologische Deductionen seien, sondern sich mittelst schriftlicher Zeugnisse aus hervorragenden Werken des Alterthums unwiderleglich beweisen ließen. Was bei Homer u. A. die Götter sind und thun, das sind und thun sie nur, wie die „Theogonie" im Einzelnen darzulegen sich bemüht, weil sie auf der Ursprungsstelle erwachsen sind, die Feuerbach bereits im „Wesen der Religion" enthüllt hatte. Sie sagen selbst, nur indirect, was Feuerbach direct über sie gesagt hatte.

Die „Theogonie" war eine mühsame, viel Quellenstudium erfordernde Arbeit. Sie hatte außerdem dem abseits lebenden Gelehrten im Verhältniß zu seinen Mitteln große Geldopfer auferlegt. Mit der Mühe, die er auf sie gewandt, mit der Befriedigung, die er über ihre Vollendung empfand, stieg seine Werthschätzung derselben. Diese neue Darstellung des Wesens der Religion erklärte er für seine einfachste, vollendetste, reifste Schrift, die Alles, was seine früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise dargelegt hätten, in der Form unmittelbarer, in sich seliger Gewißheit ausspräche. Hier beurkunde und legimitire er sich daher als directen Homeriden. Und gerade diese Schrift blieb fast gänzlich unbeachtet, sofern ihr nicht wie von Ruge eine abfällige Beurtheilung zu Theil wurde!

Um die Thatsache zu verstehen, muß man sich hier wieder fragen: wen sollte und konnte die Schrift eigentlich interessiren? Hatte schon, aus den vorhin angeführten Gründen, das „Wesen der Religion", der Nachweis der Genesis der Religionsvorstellungen, nur einen kleinen Kreis um sich zu sammeln vermocht, wie sollten philologische Belege zu diesem Nachweis einen größeren Kreis anzuziehen vermögen? Ohnehin wandte sich das Buch seinem ganzen Zuschnitt nach doch weit überwiegend an die fachlich gelehrten Kreise und für diese fiel ein Umstand ins Gewicht, auf den Feuerbach in den „Aufzeichnungen" selbst hinweist: „Meine Theogonie ist zu philologisch für die Philosophen und zu philosophisch für die Philologen. Wie sollte sie also Glück machen?" Aber wenn dem auch anders gewesen wäre, wenn Feuerbach die Schrift populärer und demjenigen Theil der Gebildeten zugänglicher abgefaßt hätte, der sich, wenn auch ungläubig, des Nachdenkens über

religiöse Dinge doch noch nicht völlig begeben hatte, — das Thema selbst verhinderte eine ausgiebige Theilnahme weiterer Kreise. Weder das „Wesen der Religion" noch die ihre Lehrsätze und Behauptungen mit Citaten belegende „Theogonie" vermochten etwas Weiteres zu leisten, als was der vorsichtigere Strauß später in die einfachen, aber treffenden Worte zusammenfaßte: „Wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können. Das aber können wir wissen, daß das Persönliche, das uns daraus entgegenzublicken scheint, nur das Spiegelbild des Hineinschauenden ist." Inwiefern dies Spiegelbild des Hineinschauenden zu Stande kommt, das und das ausschließlich war Feuerbachs Thema an dieser Stelle — wichtig genug ohne Zweifel durch die weitreichenden Folgen des Ergebnisses, unerläßlich für die wissenschaftliche Bewältigung des Gegenstandes, aber bedeutungsvoll und innerlich wesensangehörig doch nur einem sehr eng bemessenen phychologischen Untersuchungsgebiet.

Bei der „Theogonie" fiel auch Ruge, der s. Z. das „Wesen des Christenthums" in allen Tönen gefeiert hatte, von Feuerbach ab. Er bezeichnete im Prutz'schen „Museum"*) dasselbe als „sehr schöne Variationen über das im ‚Wesen des Christenthums' entwickelte Thema", was allerdings eine ungenügende und unzutreffende Bezeichnung war. Feuerbach verdroß die Kritik seines vormaligen Anhängers nicht wenig. Er nannte Ruge einen Menschen, „der noch bis über die Ohren im Lethestrom der Hegel'schen Logik drinnen stecke", und schrieb in den „Aufzeichnungen": „Ruge kann mich verurtheilen, aber nicht beurtheilen. Er ist Meister, wo er beurtheilt, was unter ihm, unter seinem Standpunkt, aber Schüler, wo er beurtheilen will, was über ihm, außer seinem Standpunkt steht. Ruge hat von mir eigentlich nichts gelesen, wenigstens nichts capirt und verdaut, als das ‚Wesen des Christenthums'. Selbst mein ‚Wesen der Religion', welches die Einseitigkeit des Wesens des Christenthums aufhebt, welches erst die wahre, vollständige, die den Fehler und Mangel desselben ergänzende Erklärung und Begründung der Religion enthält, ist ihm nicht in den Kopf gegangen, weil er für das lumen naturae kein Auge hat. Wie sollte er meiner Theogonie gerecht werden können?"

Ruge rührte in den hier erwähnten Briefen, während er die „Theogonie" überhaupt nur vorübergehend berücksichtigte, aber noch an einen anderen Punkt, der ihm am Herzen lag, und hierbei traf er allerdings auf eine schwache Seite bei Feuerbach, ohne dieselbe indessen eingehender zu würdigen. Er warf Feuerbach vor, daß seine Religionsphilosophie ein Abfall vom Wesen der Hegel'schen und der Philosophie überhaupt sei, was nothwendig zu einem „Verzweifeln an den wahren Principien, zum Unglauben an Vernunft und menschlicher Freiheit" führe, wie man dies an „Materialismus und den verhungernden Naturwissenschaften" sattsam ersehen könne. Der letztere Ausdruck ist sehr charakteristisch und er trifft den Punkt, auf den es hier allein ankommt, wenn auch in etwas confuser Weise. Man brauchte noch

*) Drei Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie.

nicht gerade ein halber Hegelianer zu sein, wie es Ruge geblieben war, um die so gänzlich vorbehaltlose Capitulation Feuerbachs vor den sogenannten exacten Wissenschaften zu beanstanden. Feuerbach konnte das Verdienst beanspruchen, durch seine Kritik der Hegel'schen Philosophie*) — eine seiner besten geschlossenen Arbeiten — der philosophischen Forschung die Fassung eines neuen Princips, der Sinnlichkeit, in besonders bündiger Form vermittelt zu haben. Dieses Verdienst ward auch von Haym s. Z. so vorbehaltlos anerkannt, daß er in seiner Schrift „Feuerbach und die Philosophie, ein Beitrag zur Kritik Beider" ausdrücklich hervorhebt, daß der Weg der Geschichte der Philosophie von Hegel aus nirgends anders als durch die drängende Pforte der Feuerbachschen Kritik der Religion und Speculation hindurchgehe. Aber auch er hielt gleichwohl an einer strengen Scheidung zwischen Empirie und Philosophie fest.

In der That, was folgte aus diesem Princip der Sinnlichkeit oder vielmehr, was folgte nicht aus ihm? Wenn Feuerbach in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" u. A. deducirte: „Der Beweis, daß Etwas ist, hat keinen anderen Sinn, als daß Etwas nicht nur Gedachtes ist. Dieser Beweis kann aber nicht aus dem Denken selbst geschöpft werden. Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen", so folgte aus dieser sehr knappen und schlagenden Argumentation doch nicht, daß das Sinnlichsein, das Sinnliche, welches als Kriterium des Wirklich-Vorhandenen dem nur Gedachtsein entgegengesetzt wurde, nun einzig und allein so zu verstehen, anzuerkennen und zu behandeln sei, wie es die mit Messer, Maß und Wage arbeitende Naturforschung, also die Naturforschung im engeren Wortsinn versteht, anerkennt und behandelt Wenn, wie es bei Feuerbach weiter heißt, „die Dinge nicht anders gedacht werden dürfen, als wie sie in der Wirklichkeit vorkommen", so folgt daraus doch nicht, daß diese sinnlich zu nehmende und nicht mehr blos gedachte Wirklichkeit durchaus nur so als Gegenstand begrenzt und erfaßt werden dürfe, wie sie den sogenannten exacten naturwissenschaftlichen Disciplinen als Gegenstand in der ihrem Wesen eigenthümlichen Begrenzung dient. Im Gegentheil, die Frage nach der Begrenzung und Natur, nach dem Bereich dieses Wirklichen beginnt nun erst aufs Neue und ist keineswegs dadurch erledigt, daß die Naturwissenschaften und die Mehrzahl ihrer als berufen angesehenen Vertreter nur das als wirklich vorhanden ansehen und zulassen, was ihren Methoden, wie sie dermalen beschaffen sind, Rede und Antwort steht.

Aber hier zu unterscheiden — eine wichtige Unterscheidung! — und einen weiteren Horizont abzustecken, war Feuerbachs Sache nicht. Er kannte und anerkannte nur einen Gegensatz gegen die den Menschen verstümmelnde Metaphysik und Begriffsspeculation: die Naturwissenschaft in der Gesammt-

*) Weiterhin durch die „Grundsätze der Philosophie der Zukunft".

heit ihrer Methode. „Alle abstracten Wissenschaften" heißt es in seinem Curriculum vitae „verstümmeln den Menschen; die Naturwissenschaft ist es, die ihn in integrum restituirt, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt". Dieser restitutio in integrum zu Liebe, die er der Naturwissenschaft zuschrieb, wurde Alles mit dem Bann belegt, was das naturwissenschaftliche Examen nicht bestand, resp. wo die naturwissenschaftliche Methode eine Handhabe zur Zeit noch nicht anzulegen vermochte, was sie daher ignorirte oder verwarf. Hier war der sonst so heterodoxe Denker streng orthodox. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie bei meiner Anwesenheit in Bruckberg das Gespräch sich einmal auf das damals aufgekommene Tischrücken wandte und wie Feuerbach dagegen in der fulminantesten Weise zu Felde zog. Ich konnte den Anlaß zu dieser Philippika gar nicht verstehen, denn schließlich — was wußte und verstand man denn groß von dieser Curiosität? Vermuthlich war sie ein Humbug, aber konnte und durfte man sie deshalb nicht prüfen oder fiel man durch eine solche Prüfung auf den glücklich überwundenen Standpunkt, etwas nur Gedachtes für etwas wirklich Vorhandenes anzusehen, zurück? Keineswegs. Also wozu der Uebereifer? Daß man dem Ding mit den der naturwissenschaftlichen Forschung zu Gebote stehenden Mitteln einstweilen nicht recht beizukommen versuchte, wollte doch eigentlich nicht grade viel besagen. In Feuerbachs Augen war es aber doch so. Roma locuta est — der Jude wird verbrannt.

Feuerbachs Ueberstürzung in dieser Richtung ist bedauerlich. Sie hat u. A. zur Folge gehabt, daß die neueren Versuche, gewissen Phänomenen gegenüber, auf dem Boden der Erfahrung stehend, Stellung zu gewinnen, was in dem gewöhnlichen Anschauungs-Concept und mit dem Handwerkszeug der Naturwissenschaft nun einmal nicht zu beschaffen ist, sich statt an den ethisch gesunderen Feuerbach an Schopenhauer angelehnt haben, da dieser nicht wie jener allen jenen Versuchen einen Riegel vorgeschoben hatte. Statt einer Erlösung der Naturphilosophie aus den Irrwegen des Nebels und der Ueberspannung und einer Reorganisation derselben auf einer erweiterten, erneuten Grundlage, was wenigstens den Versuch gelohnt hätte, erfolgte von seiner Seite ein Abfall zur Naturwissenschaft im engsten Wortverstand, der von den Einen mit Achselzucken betrachtet, von den Anderen ohne sonderlichen Dank und Anerkennung hingenommen wurde. Denn die Naturwissenschaft, jung und rüstig wie sie war, mit einem unsäglichen Arbeitsgebiet, das sich vor ihr ausbreitete, hatte viel zu viel mit sich selbst zu thun und war viel zu sehr von ihrer eigenen Unfehlbarkeit und maßgebenden Stellung erfüllt, um die ihr seitens Feuerbachs dargebrachte Huldigung anders als stillschweigend hinzunehmen. Von ihren namhafteren Vertretern ist es eigentlich nur Moleschott gewesen, der die Richtung, welche Feuerbach einschlug, mit begeisterten Worten feierte.

Feuerbach wird von seinen nächsten Freunden eine große Bescheidenheit nachgerühmt und er besaß sie in dem Sinn, daß er allen lärmenden Aus-

zeichnungen, allem Reclameweſen, allem Vordrängen und ſich Vordrängenlaſſen gründlich Feind war und ihm ſtets aus dem Wege ging. Aber er hatte andererſeits doch ein großes Selbſtbewußtſein, dem nur ein entſprechendes Maß von Anerkennung genug thun konnte. Er bezeichnete ſich geſprächsweiſe (aber keineswegs ſcherzweiſe) einmal ſelbſt als Luther II. und in einer eigenhändigen Bemerkung ſeiner „Aufzeichnungen" heißt es: „Feuerbach iſt das auf den höchſten, den einfachſten Ausdruck gebrachte Weſen der modernen Naturwiſſenſchaft. Er hat nichts über Naturwiſſenſchaft geſchrieben, weiß aber doch eben ſo viel, wo nicht mehr und zwar nicht nur aus Büchern, ſondern aus der Anſchauung, der Beobachtung, dem Leben ſelbſt von der Natur, als die Naturphiloſophen ſeligen Andenkens." Einer ſolchen Selbſtſchätzung konnte nur eine vorbehaltloſe, allſeitige Zuſtimmung entſprechen, die ſich mit dem „Weſen des Chriſtenthums" anzubahnen ſchien, von da ab aber mehr und mehr an Geltung verlor und ſchließlich faſt gänzlich verſagte. Denn auch die Biographie ſeines Vaters, die er, um einer Pietätspflicht zu genügen, unternommen hatte, und ſeine letzte 1866 erſchienene Schrift (der zehnte Band der Geſammtausgabe): „Gott, Freiheit und Unſterblichkeit" fanden eine nur kühle Aufnahme. In dieſer Schrift, ſowie in ſpäteren fragmentariſchen Aufzeichnungen beſchäftigten ihn ethiſche Fragen, und man hat in ſeiner Bearbeitung einen höchſt verdienſtlichen Anlauf zu einer anthropologiſchen Ethik auf der Grundlage des menſchlichen Gemeinſinns erblicken wollen. Jodl in ſeiner „Geſchichte der Ethik" weiſt den Feuerbach'ſchen Ausführungen eine hohe Stelle an. Es würde mich zu weit führen, wenn ich an dieſer Stelle nachweiſen wollte, warum ich dieſe Auffaſſung nicht theile. Jedenfalls wurde denſelben von ſeinen Zeitgenoſſen eine ſolcher Werthſchätzung entſprechende Aufnahme nicht zu Theil.

Es giebt nichts Ermüdenderes als Jahr aus Jahr ein zu arbeiten, ohne ſich durch einen Zuſammenhang mit geiſtigen Genoſſen erfriſcht zu fühlen, ja ohne eigentlich ein ſichtbares Ziel zu treffen! Letzteres fiel dem Philoſophen mehr und mehr ſchwer auf die Seele. Er klagte Anfang der 60er Jahre über dieſe „Beſchäftigung mit dem leeren Papier". Herzlich ſatt habe er die Schriftſtellerei. Das bloße Schreiben, im Gegenſatz zum unmittelbar auf beſtimmte Menſchenkreiſe gerichteten Wirken, erſcheine ihm ſo ſinn- und erfolglos wie ſein geladenes Gewehr in die leere Luft abzuſchießen. So verzehrte er ſich allmählich in einem ihn geiſtig bedrückenden Ungenügen. Dazu kamen dann erſchwerende äußere Lebensverhältniſſe. Schon bei meinem vorher erwähnten Beſuch auf Bruckberg hingen dieſelben wie eine ſchwere Wetterwolke drohend über ſeiner Zukunft. Bald entlud ſich dieſelbe. Die Porzellanfabrik in dem reizend belegenen alten markgräflichen Schloß, deſſen langjähriger Bewohner er geweſen war, mußte aufgegeben, ein anderer Wohnort aufgeſucht werden. Die geſchäftliche Calamität verſchlang den größten Theil ſeiner kleinen, in dem geſchäftlichen Unternehmen angelegten Erſparniſſe. In jeder Richtung häufte ſich Laſt auf Laſt, Sorge auf Sorge. Einem Brief, den ich ihm Ende 1860 nach Bruckberg (irrthümlicherweiſe) ſandte, antwortete er: „Sie haben

mich noch in Bruckberg gesucht, aber ein infames, von meiner Seite gänzlich unverschuldetes Schicksal hat mich von meinem 24jährigen Musensitz vertrieben und dadurch eine Störung in meinen gewohnten Lebens- und Gedankenlauf gebracht, die ich vielleicht nie mehr persönlich überwinden werde." Und er behielt Recht. „Nur mit Mühe, ja Widerwillen", wie es weiter heißt, entschloß sich der gebeugte Mann gelegentlich noch einmal „die vom Sturm des Schicksals zerstreuten Gedanken zusammenzuklauben". Mehrere Jahre noch wehrte seine gute, ungemein rüstige Natur wenigstens dem physischen Verfall. Als er mich 1864 in Berlin aufsuchte, fand ich ihn trotz seiner zurückgelegten 60 Jahre wenig gealtert und verhältnißmäßig frisch. Aber bald darauf traf ihn ein erster leichter Schlaganfall, dem einige Jahre darauf ein zweiter schwerer und 1872 ein gänzliches Erlöschen seiner Kräfte folgte. Am 13. September setzte eine Lungenlähmung den vielen Mühen und Sorgen seiner letzten Lebenstage ein Ziel.

Dem ihm in den letzten Jahren sehr nahe stehenden trefflichen „Bauernphilosophen" Konrad Deubler gegenüber äußerte Feuerbach einmal: „Meine Zeit kommt noch. Also nur Geduld." Ist nun diese Zeit, beinahe 20 Jahre nach des Philosophen Tod, endlich gekommen? In gewissem Sinne kann man dies sicherlich nur bejahen, und die bereits angeführte Schrift von W. Bolin: „Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen" ist ein besonders sprechender Beleg dafür. Bolin, der der Universitäts-Bibliothek in Helsingfors vorsteht, in Petersburg geboren, väterlicherseits von schwedischer, mütterlicherseits von deutscher Abstammung, war in jüngeren Jahren mehrfach in nahe Beziehung zu Feuerbach getreten und hat ihm ein besonders treues Andenken bewahrt. Er gerieth vor einigen Jahren durch Feuerbachs Tochter in den Besitz von gewissen handschriftlichen, theils Persönliches, theils Sachliches betreffenden Aufzeichnungen des einsamen Denkers, die er in dem vorliegenden Band in sehr dankenswerther und geschickter Weise verwerthet hat. Dabei ist er freilich von der Ueberzeugung geleitet gewesen, daß „Feuerbach seiner Zeit weit vorangeschritten, daß er daher unverstanden und vereinsamt war," daß aber jetzt „die Nebel, die seine glänzende Größe umhüllt, endlich gewichen" seien und daß es nunmehr Aufgabe der Wissenschaft sei, „die sich zu ihrem eigenen Schaden hartnäckig von ihm abgewandt gehalten habe, den Ertrag alles dessen, was er gewollt, geleistet oder wozu er die Pfade gewiesen, voll auszubeuten." Ich theile, wie aus dem Vorstehenden zur Genüge hervorgeht, diese Auffassung nur in sehr bedingtem Grade. Ich vermisse namentlich in Feuerbachs ethischen Ausführungen eine vertiefte Durchführung des an sich richtigen Grundprincips, daß jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb sei, es bleibt da, wie so häufig bei Feuerbach, bei sprungweise fortschreitenden, oft wichtige Zwischenglieder überspringenden und dadurch in die Irre gerathenden Anläufen. Feuerbach war, nicht immer aber häufig ein Franctireur, ein Plänkler auf philosophischem Gebiet, unerschöpflich und unermüdlich im Gefecht, brillant in polemischer Hinsicht, aber nicht selten

sich überstürzend in seinen Schlußfolgerungen. Es fehlte ihm etwas an einem inneren Hemmschuh. Die wünschenswerthe Besonnenheit litt nicht selten unter der mit ihm verwachsenen Ungeduld, die meistens zu unruhig war, um alle möglichen Einreden abzuwarten und zu beantworten. Schon seine erste Schrift, die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", war in gewisser Hinsicht eine Ueberstürzung, da sie die anfechtbare Frage, wie es mit der Entbindung von der uns einzig bekannten Form des Daseins (was man gewöhnlich Sterben nennt) bestellt sei — eine Frage, vor der auch ein Lessing Halt gemacht hatte — in kategorischer Weise übers Knie brach. Aber wie geistvoll ist andererseits wieder Alles, was ihm bei diesem summarischen Proceß durch den Sinn fährt, wie tiefsinnig verwerthet er die speculativen und methaphysischen Gesichtspunkte; das Ganze gestaltet sich unter seinen Händen, wie der entsetzte Tiedge nicht unzutreffend bemerkte, zu „einem feurigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität." Von Himmelshöhen holt er das Feuer hinunter, mit dem er den zur Selbstverbrennung geschichteten Scheiterhaufen anzündet. Und so strotzt seine ganze Schriftstellerei von Geist und Lebendigkeit, Fülle und Gedankentiefe. In Vielem bleibt er unwiderleglich, in Allem originell. Nur gänzliches Mißverstehen und Sach-Unkenntniß konnte sich zu dem Ausspruch versteigen, daß Feuerbachs ganzes Wirken durch M. Stirner „für ewig ad absurdum" geführt sei. Dem ist s. Z. A. Rau in einem gegen F. v. Hartmann gerichteten Artikel im „Magazin" mit berechtigter Schärfe entgegengetreten. Es giebt ein eignes Capitel, einen eigenen Abschnitt in der deutschen philosophischen Geistesarbeit, der Feuerbachs Namen als Inschrift trägt, und darin ist der Person und dem Inhalt nach genug Bedeutsames enthalten — abgesehen von den historischen Schriften die Auseinandersetzung mit Hegel, die Begründung des Princips der Sinnlichkeit, die psychologische Deduction der Gottesperson als Spiegelbild des Menschen — um einen ausführlichen Commentar zu Feuerbachs Leben und Wirken höchst dankenswerth erscheinen zu lassen. Diesen Commentar enthält die Bolin'sche Schrift, die sich daher mit Recht als einen Beitrag zur Geschichte der neueren Philosophie bezeichnen darf. Mit großem bibliographischen Fleiß gearbeitet, der den Quellen und persönlichen Beziehungen aller in den Feuerbach'schen Lebensgang irgendwie eingreifenden Personen unermüdlich nachgegangen ist, entwickelt sie in den Abschnitten: „Arnold Ruge und dessen Kritiken, Vereinsamt, Zeitgeschichtliches und Erlebtes, D. S. Strauß, Nächste Anhängerschaft, Jünger und Gleichgesinnte, Polemisches Verhalten," ein reichhaltiges und fesselndes Zeitgemälde, indem sie andererseits gleichzeitig bemüht ist, den festgehaltenen Standpunkt von Feuerbachs überragender Bedeutung durch Beweisführung zu erhärten. Auch in dieser Hinsicht wirkt die verdienstvolle Schrift, möge man sich nun ablehnend oder zustimmend zu der Meinung des Verfassers verhalten, ebenso anregend wie belehrend.

Julius Duboc.

Von

Karl Joël.

— Dresden. —

Die deutſche Philoſophie war in ihrer langen claſſiſchen Periode geradezu ausſchließlich Univerſitätsphiloſophie und ſie wird es wieder ſein dereinſt in einer neuen claſſiſchen Periode. Denn die Claſſik bedeutet im geiſtigen Sinne Harmonie von Kraft und Stoff, das iſt für die Philoſophie innere Harmonie, volle Durchdringung höchſter Speculation und tiefſter Gelehrſamkeit — die Gelehrſamkeit aber wird im Vaterlande Fauſts immer bei den „Müttern“ wohnen, aus den Brüſten der almae matres fließen. Doch die Speculation kann aus den heiligen akademiſchen Hallen hinauswandern zum Leben, zum Volke, wie ſie aus dem Leben und dem Volke hineingewandert iſt. Der Vorclaſſik und der heutigen Nachclaſſik der deutſchen Philoſophie iſt ihr theilweiſe inofficieller Charakter, eine gewiſſe Unabhängigkeit von der akademiſchen Lehr- und Pflegſtätte gemeinſam. Meiſter Eckhart, Jakob Böhme, Leibniz, Mendelsſohn u. a. waren keine Profeſſoren und der der deutſchen Gedankenwelt ſo wichtige Spinoza hat den Ruf nach Heidelberg abgelehnt. Dann aber ward die Philoſophie die Zierde und Leuchte der Univerſitäten nicht nur in den großen Geſtirnen Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Herbart: auch unter den dii minores von Chr. Wolff bis Fr. E. Beneke kann man lange ſuchen nach einem Namen ohne profeſſorale Krönung. Als aber das neue Jahrhundert zur Mittagshöhe geſtiegen war, kam die große Geiſteswende und die neuen Helden der Zeit, die Strauß, Feuerbach, Schopenhauer, — und ſoll man auch Dühring hinzurechnen? — gaben die akademiſche Carrière nach kurzem Anlauf auf, freiwillig oder ge-

zwungen, und wurden zumeist eifrige Gegner der Universitätsphilosophie. Dann kam der Artilleriehauptmann a. D. Ed. v. Hartmann und schoß die schöne Welt in Trümmer; aber er ist geradezu ein Mann von professoraler Strenge gegen den Denker, den, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Laune der Zeit zum neuesten Helden erkoren. Von Friedrich Nietzsche kann man sagen: so lange er Professor war, war er kein Philosoph, und als er Philosoph wurde — in der Sonnenluft des Südens — war er nicht mehr Professor. Nietzsches Schriften haben am wenigsten akademisches Gepräge, sie sind Philosophie als Feuilleton. Man kann von der heutigen Universitätsphilosophie sehr groß denken — gab sie uns doch die Classik der Philosophiegeschichte, die festere Begründung und reichere Befruchtung der empirischen Psychologie und manche Erweiterung der Erkenntnißtheorie — sie steht unter dem hohen Zeichen der Gelehrsamkeit, der Arbeit, sie arbeitet selbstlos der Zukunft entgegen und darum hat sie Alles — nur nicht das Ohr der Zeit. Die Zeit ist laut und darum hört sie nur laute Propheten, ist sie empfänglich nur für den schneidenden Klang der Paradoxie, des Radikalismus und der Negation. Das aber sind Gestalten, die nicht recht in den Talar des Akademikers passen. Die Zeit, die Feuerbach und Strauß als Religionsstürmer schätzte, die dann den Pessimismus pikant, Dührings Polemik interessant, und den Barockstil Nietzsches ergötzlich findet, läßt die „gemüthversöhnende" Philosophie Lotzes und Fechners wie feine Töne, nur von feinen Ohren vernommen, ohne Echo an sich vorüberziehen und schenkt den ernsten Studien anderer Professoren noch weniger Beachtung. Es handelt sich nicht um eine Werthabschätzung der „freien" und akademischen Philosophie: aber es bleibt eine Thatsache, daß die nervöse Zeit die vornehme Besonnenheit, die der officielle Charakter garantirt, bei Ministern, Pastoren, Richtern, kurz bei Allen schätzt, nur nicht bei den Autoren, die sie liest. Von ihren Autoren will sie angeregt, aber nicht belehrt, mit Stacheln gepeitscht, aber nicht erhoben werden. Doch es ist der Fluch jeder Eintheilung, daß sie die Extreme herausstreicht und für die mittleren Grade versagt. Man kann ein „freier" Denker sein, die anregende Frische und Selbständigkeit eines solchen, die „Freiluftstimmung", die jüngst Jemand an Nietzsche gerühmt, verbinden mit jener vornehmen Besonnenheit, der der paradox-radikale Stachel fremd. Dann ist dem Zeitgeist sozusagen das Concept verrückt, er weiß sich nicht zu verhalten und hört mit halbem Ohr zu. Ein Mann von solcher Art und solcher Wirkung ist Julius Duboc. Man weiß ihn nicht zu rubriciren; die Einen werden sagen, er schriebe abstract wie ein Philosoph, und die Anderen, er habe den leichten Fluß des Feuilletonisten, die Einen nennen ihn vielleicht einen radikalen Freigeist und die Anderen einen mystischen Idealisten. Für einen Denker wie Duboc, der weder für bloße Fachmenschen noch für bloße Parteimenschen schreibt, der rein als Denker gewogen sein will, fehlt in dem einseitig zerrissenen Zeitgeist das rechte Milieu. Man sagt, das scharfgeschnittene Geistesprofil schaffe für sich selbst Reclame, aber man ver-

wechselt nur zu oft das Scharfe mit dem Groben, fernhin Markirten und vergißt, daß sich oft die feinen Züge weit schärfer erweisen und ein vollendeter Charakterkopf entsteht, — wenn man nur näher tritt.

Julius Duboc ist am 10. October 1829 zu Hamburg geboren. Vergleicht man einen gemeinsamen real kritischen, individualistischen Zug in dem Königsberger Kant, dem Danziger Schopenhauer und dem Oldenburger Herbart mit dem hochstrebenden Idealkultus eines Fichte, Hegel, Schelling, so steigt unwillkürlich der Gedanke auf, daß auch geistig vom Meere ein anderer Hauch wehen muß als von den mittel- und süddeutschen Bergen. Am Meere gedeiht nicht die Schwärmerei, aber die Sinnigkeit, nicht der Schillergeist, der Idealismus mit seinem Höhenblick, auch nicht der phantasielose Naturalismus, wohl aber weckt die frische Brise einen kräftigen Realsinn. Namentlich der Hamburger Denker wird auch jenen niederdeutschen „Rembrandtgeist" eingesogen haben, der nicht Leidenschaft, nicht gestaltloses Pathos ist, sondern objective Klarheit, Besonnenheit und vor Allem Plastik, der ein Geist nicht des Sollens, der Klage und Anklage, sondern der Liebe zum Sein ist. Aber das Sein ist nicht todte Ruhe. Wie erlaben sich die Augen, nährt sich das Denken an dem tausendfältigen Treiben in dem weitgedehnten Mastenwald des Hafens! Wie regt sich die Menschenkraft, wie sucht sich Alles seinen Weg an der viel durchkreuzten Alster, in den dunklen Fleeten, in den winkelreichen, geschwärzten Gassen der alten Handelsempore! Da liegt nicht die volle Sonne gerade auf träger Bahn: die Hamburger Atmosphäre giebt der Anschauung einen leichten Stich ins Helldunkle und Individuelle, Charakteristische, doch beileibe nicht ins Finstere und Enge. Die Stadtluft machte schon in alten Zeiten frei und in der stolzen freien Reichsstadt war der Sinn für Freiheit, für eine kraft- und rechtbewußte, sich männlich tragende Selbständigkeit ein Naturgewächs. Realistische Sinnigkeit und Plastik, Liebe zum lebendigen triebkräftigen Sein, Freiheit und Selbständigkeit mit Anerkennung der „Würde" und des „Gebührenden", auch eine leichte charakteristische Beschattung — alle diese heimischen Momente finden wir als constituirende Grundelemente in Dubocs Weltanschauung wieder.

Aber mit dem Einfluß der Heimat verband und kreuzte sich das Familienelement: Duboc hat den philosophischen Trieb von seinem Vater geerbt, der mit Hegel in eifriger Correspondenz stand und mit Reinhold eng befreundet war. Interessant ist, daß derselbe, der noch vor der Geburt des jüngsten Sohnes starb, eine Schrift veröffentlicht hatte de la dignité de l'homme etc., ein Begriff, der für jenen später wichtig wurde. Aber auch der poetische Trieb hatte sich schon in dem Vater entfaltet und wie sehr dieser Trieb in der Familie lebendig war, dafür legt ja der Name des älteren Bruders Eduard, bekannt unter dem Pseudonym Robert Waldmüller, genügend Zeugniß ab. Ueber die lebendige plastische Realität ergoß sich so weichere, intimere Empfindung und künstlerische Verklärung. Der vertiefte Optimist, der Liebespsychologe, der

Autor der „Herzensgeschichten", der seine Dichterinterpret in Duboc wird dadurch verständlich. Auch eine ausgesprochene Vornehmheit des geistigen Wesens muß gewissermaßen genealogisch angelegt sein; aber diese Vornehmheit ist keine starre Würde, sie bethätigt sich als geistige Gentilität und das führt uns auf den wichtigen Umstand, daß der Vater Dubocs, wie der Name verräth, kein Deutscher war. Es scheint, daß die Blutmischung der deutschen Speculation sehr günstig ist: um nur Große zu nennen, Kants Ahnenreihe weist theilweise nach Schottland, Fichtes nach Schweden, Schopenhauers nach Holland. Vielleicht zeigt das Beispiel Nietzsches, wie ein Tropfen fremden, hier polnischen Blutes den schweren deutschen Geist so verdünnt und belebt, daß ein Stil heraustritt, gestenreich, von leichtem Glanz und leichtem Feuer. Dubocs Stil ist nun kein solches Feuerwerk ohne Ende, kein ewig tanzendes Facettenspiel, aber seine Sprache hat doch so ausgeprägten Eigenwerth, daß sie unsern Autor ohne Bedenken unter die ersten lebenden Stilisten stellen heißt. Der Gedanke ist nach deutscher Art, ernst und gründlich, aber er liegt nach französischer Art tiefer in der Form, die nicht ein schablonenhaft, lose und ungeschickt umgehängtes Mäntelchen ist. Die Sprache ist voller plastischer Anschaulichkeit und poetischer Bildlichkeit, das Denken voller Distinctionen und doch fügt sich der abstracte Gedanke in die Breite der Realität so glatt gegossen, so knapp anliegend wie es nur der französische Zuschnitt fertig bringt. Die Sprache ist sozusagen à la Titus frisirt, kurzgeschnitten und doch weichlockig. Sparsam und doch ausgiebig sucht sie ihre Wirkung nicht in der bloßen Rundung ineinanderfluthender Perioden, sondern in dem festen Griff, der feinen Schlagkraft, Bestimmtheit und Ganzheit wohlgewählter Worte. Das giebt ihr den Reiz der Individualität — und wieviel Sprachindividualitäten giebt es heute in Deutschland? Dann aber liegt im ganzen Wesen Dubocs als französisches Erbgut ein deutlich mitsprechendes Taktgefühl, ein lebhaft entwickeltes Geschmacksurtheil, ein ästhetischer Instinct, der auch das Denken kritisch bestimmt und ihn vor Manchem bewahrt, das in der deutschen Speculation eckig, abstrus, phantastisch erscheint. Der Deutsche kann mit seinem Glauben am Himmel hängen und mit seinem Denken Materialist sein. Duboc aber protestirt in romanischem Sinne gegen die „doppelte Buchführung." Der Deutsche kann sein Fühlen und Sehnen allmächtig in alle Winde schicken und zugleich real als Leibeigener an der Scholle kleben: er kann sich philosophisch in die Höhle der Weltverachtung vergraben und als Praktiker im Eden des Genusses spazieren gehen; in langen Faustmonologen kündet er seine Seelenspaltung. Der Romane kennt keine Philosophie des absoluten Ichs und des absoluten Nichts, der absoluten Materie und des absoluten Denkens. Er ist wie politisch so auch menschlich mehr Centralist, bei aller socialen Hassensfähigkeit versöhnlicher in sich und mit der Welt, er ist von oben gesehen natürlicher, von unten gesehen ästhetischer, kurz einheitlicher in der Empfindung und darum leichter im Empfindungsanschlag, geschickter im Aus-

druck und in alledem gleicht er mehr dem Weibe, das daher auch weit stärker in sein Leben hineinspielt. Auch für Duboc ist der Pessimismus widernatürlich, der Eudämonismus selbstverständlich. Seine geschickte Hand weiß auch den unästhetischen, widerhaarigsten Stoff ästhetisch zu glätten und zu verfeinern. Der Mensch ist ihm hauptsächlich auf die Empfindung hin angelegt, ein Problem du sentiment, sein innerlichstes Gegenprincip charakteristischer Weise — der Ekel. Dieser ausgesprochene Sensualismus, die ganze ethisch-psychologische Auffassung des Menschen als „Triebwerk" und der Selbstliebe als Grundtrieb erinnern an Frankreich, wo der Sensualismus heimisch war von Condillac, Bonnet und Cabanis bis in unsere Tage (Ribot) und die ethische Mechanik im eudämonistischen Sinne sich besonders in Helvetius und Lamettrie entfaltet. Aber die Empfindnng gilt Duboc darum so viel, weil sie ihm den Menschen als psycho-physische Einheit liefert, und unter den Empfindungen stellt er am höchsten die totalste, die Liebe, in der er die seelische wie die sinnliche Einseitigkeit verwirft. So interessirt ihn auch als Psychologen und Socialschriftsteller das Weib in der Erniedrigung der Prostitution wie in der Höhe des Liebesaufschwungs. Aber Duboc selbst zeigt in seinem geistigen Wesen eine Totalität, die der zu fachmännischer Einseitigkeit neigende Deutsche schwer und selten erreicht. Auch das erinnert an das Land, in welchem Philosophen geschickte Diplomaten und Advocaten fähige Kriegsminister abgeben. Duboc kann von seinem Geistesinteresse sagen, daß ihm nil humani alienum. Er verfolgt das Menschliche im lauten politischen Getriebe und verfolgt es in den feinsten Spitzen der Literarhistorie, er fühlt ihm als Sozialkritiker den Puls und schaut ihm als Dichter ins Herz, er weiß in den rauschenden Wellen des Tages das Ruder zu führen — als Journalist, und er weiß auch auf ewige Höhen zu steigen und ohne Schwindel herabzuschauen, im Aether zu athmen — als Philosoph Diese Vereinigung des Journalisten und Philosophen, des actuell flüssigen und monumentalen Denkens ist besonders merkwürdig. Duboc besitzt als Philosoph, der er zeitlebens gewesen, so viel romanische Versatilität und Actualität des Geistes, daß er auch Journalist sein konnte — allerdings mehr im Sinne der Franzosen und Engländer, bei denen, wie er selbst in der Einleitung zur „Geschichte der englischen Presse" sagt, namentlich die geistige Elite der Nation zur Feder des Journalisten greift. Aber man überschätze nicht das französische Element in Duboc, das überhaupt wesentlich instinctiv wirkt und auffallend wenig als directer Einfluß. Es giebt dem Gesammtbilde hauptsächlich den Email des Interessanten, unter dem sich die Züge in deutschem Sinne bis zur leisen Herbheit vertiefen. Vertieft ist z. B. die Mechanik der sensations zur ethischen Trieblehre, der Eudämonismus zur optimistischen Weltanschauung mit transcendentalem Sehnsuchtsblick. Von deutscher Herbheit ist z. B. die immer Principien suchende, begriffsanalytische kritische Methode. Der pikanten Schönrednerei, der Macht der Phrase, der der gallische Geist so leicht anheimfällt, ist Duboc todt-

feindlich gesinnt. Der Wahrheitssinn, der nicht rechts noch links blickt, kein Parteischlagwort passiren läßt, der vor keiner Consequenz zurückschreckt, selbst wenn sie extrem, selbst wenn sie — was mehr sagen will — dem Gegner zu Gute kommt und dem eigenen Princip ins Fleisch schneidet, der Wahrheitssinn, den er im „protestantischen" Geiste des „kerndeutschen Luther", wie er ihn einmal als Ideal aufstellt, als moralische Kraft fordert in einer Zeit, die nach ihm mehr noch in Selbstbethörung als in Heuchelei verfallen ist, dieser Wahrheitssinn ist vielleicht Dubocs beste Eigenschaft. Was ihm nur zeitweilig in die Arme fällt, aufhaltend, aber nicht hemmend im Wege zum Ziel, ist — das Gemüth, das bis zum Ueberströmen sich an deutschen Dichtern genährt, nicht an den großen, ins kosmopolitische Licht gerückten Bildungsdichtern, sondern an den weiter hinten stehenden, specifischen Dichtern der lyrischen Innerlichkeit und des Volksgemüthes wie Jean Paul, Bürger, Rückert, Anzengruber, die er meist in den besten seiner Essays zu feinsinniger, congenialer Würdigung bringt.

Das dritte Hauptmoment für die Bildung der geistigen Persönlichkeit, die Zeit, war für Duboc gewissermaßen doppelt zu rechnen. Man rechne nur: wer 1829 geboren war, der war in den Tagen von 48 gerade fähig zum Mitschauen, wenn auch nicht zum Mithandeln. Und wenn man nun gar auf dem Forum zuschauen durfte, wo die ganze Bewegung ihre besten Kräfte sammelte, wenn man im Jahre 1848 — 18 Jahre alt — in Frankfurt a. M. weilen durfte — „ich beneide mich selbst", sagt Duboc in den „Erinnerungen an Achtundvierzig" (Reden und Ranken), „wenn ich an diesen Frühlingstraum zurückdenke." Wir sehen nach frischer Erinnerung die Primaner die Zeitgenossen spielen, wir sehen die Hauptacteurs des Vor- und Nationalparlaments in fein skizzirten Gestalten auftreten. Als Augenzeuge schildert Duboc den Excess des rothen Metternich, die „wahrhaft ergreifende" Verhandlung nach dem Waffenstillstand von Malmö, als das Parlament „die Ehre Deutschlands" verrieth, die vergeblichen Bemühungen der Volksdeputation, die Linke zur neuen Revolution zu bewegen. Der freiheitliche Schwung blieb in Duboc aus jenen Tagen unverlierbar haften, aber seine Jugend war elastisch genug, aus den Thatsachen zu lernen. Der Frühling, den die Nation für sich gekommen glaubte, der leuchtete dem in doppeltem Glanze, der selbst den Frühling des Lebens feierte, und daß jener nur ein Traum war, das nahm ihm im jungen Herzen nichts von seiner Leuchtkraft, das ließ nur jenen ewigen Sonnenschein, jenen unverlöschlichen Goldschimmer zurück, der die Schriften Dubocs in ihrer verklärten Grundstimmung so weit abhebt von anderen literarischen Darbietungen unserer rauheren Tage.

Einige äußere Lebensdaten sind hier nachzuholen: als Duboc im Jahre 1844 auch seine Mutter verloren hatte, war der verwaiste Jüngling zu Verwandten erst nach Offenbach, dann nach Frankfurt a. M. gekommen, wo er bis 1850 das Gymnasium besuchte. Dann studirte er in Gießen und Leipzig Mathematik und Physik, um sich für das Bergbaufach vorzubereiten.

Doch 1853 trat er eine Reise nach Australien an, von wo er erst 1857 heimkehrte. Es läßt sich errathen, wie diese Reise, die so ganz aus dem Lebensprogramm eines deutschen Denkers herausfällt, geistig niederschlug. Die exotische Sonne breitete über die Anschauung Helle und Wärme, Gesundheit und Farbenkraft und sog alles Stubenhafte, Düstere mit der Wurzel aus der sinnenden Seele, sie so auf einen ideal verklärten Naturalismus hinleitend. Aber war diese Weltreise nicht auch die beste Vorbereitung für einen Bekenner und Fortbildner der Strauß'schen Welltallsreligion? Zwar Strauß war für Duboc, obgleich er seine poetischen Bekenntnisse schätzt, zu „herzenskühl", unpsychologisch, naturalistisch. Aber auch Feuerbach beneidet in einem späteren Briefe Duboc „wegen der großen Reisen, die zuletzt doch allein die wahre „Weltanschauung" gewähren" und für diesen blieb die Ehrfurcht vor der Allmacht und Weite, der Schönheit, den Räthseln des Weltalls religiöser Grundton.

Es wehte allerdings eine andere Atmosphäre im australischen Busch, wo er mit den Wilden ritt und lagerte, als in der „Metropole der Intelligenz", in welcher der Heimgekehrte zunächst seine Studien wieder aufnahm, die er in der Doctorpromotion zum äußeren Abschluß brachte. Bald ergriffen ihn wieder die Wogen der freiheitlichen Bewegung, die jetzt in den ruhigeren Bahnen der Parteipolitik dahinfloß. Er ward Journalist und zwar zunächst als Mitredacteur der bald eingegangenen „Deutschen Zeitung". 1861—1863 war er als Chefredacteur der „Westfälischen Zeitung" in Dortmund thätig, von wo er seine liebenswürdige Gattin, die Schwester unseres bekanntesten lebenden Kunsthistorikers, Wilhelm Lübkes, heimführte. Zur Landtagswahl im Dortmunder Kreise (1863) hatte Duboc die Candidatur Löwe-Calbe's als eines Mannes „der alten Garde" vorgeschlagen und durchgesetzt; das brachte ihn in engere persönliche Berührung mit dem letzten Präsidenten des deutschen Nationalparlamentes, für den schon der Jüngling geschwärmt hatte. Auch Ed. Lasker kannte Duboc bereits vor dessen parlamentarischer Carrière und behielt seine Hochachtung vor dem Idealismus des Redners, wenn er auch an dem Schriftsteller eine scharfe, oft glänzend satirische Kritik übte (vergl. den Aufsatz „Ein dunkler Philosoph" in „Gegen den Strom").

Sein erster Aufsatz im Februarheft der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur" 1862, dieser damals angesehensten deutschen Zeitschrift, deren Herausgeber H. B. Oppenheim Duboc befreundet war, hieß „Ein Besuch im Zellengefängniß zu Bruchsal" und war angeregt durch Holtzendorff. Der Einfluß des großen Juristen, dessen persönlichen Umgang Duboc in Berlin genoß, verräth sich hier wohl auch in dem didaktischen Scharfsinn der Behandlung und in der humanen Tendenz; vergl. den Aufsatz „Zur Frage der Todesstrafe" in „Plaudereien und Mehr". Der Einfluß von Holtzendorffs wirkte auch im antipietistischen Sinne; dem ersten Aufsatz in den „Deutschen Jahrbüchern," dem bald mehrere folgten, hatte Duboc bereits eine andere

größere Veröffentlichung vorangehen lassen: „Das Johannesstift und die Propaganda des Rauhen Hauses. Eine Warnung." (Barth, Leipzig 1861). Die Broschüre, deren Gegenstand dem geborenen Hamburger besonders nahe lag, schlägt geradezu die Gründung eines Antimissionsvereins vor. Dieser ersten sensationellen Broschüre folgten mehrere andere, z. B. über Schleswig-Holstein (vor dem Kriege), über die öffentliche Sittenlosigkeit (6. Aufl. Grüning, Hamburg — auch im antipietistischen Sinne) und 1873 (3. Aufl. Hamburg, Grüning) die „socialen Briefe," bemerkenswerth ebenso durch den vorurtheilslosen feinen psychologischen Blick in die Zeit wie die sittliche Energie im beredten Eifer gegen die Zeitkrankheit des Mammonismus und der allgemeinen, auch geistig „moralischen Prostitution". Diese Briefe, so sehr sie in dem Gründerthum ihren besonderen Zeitanlaß hatten, weisen doch auf weitergreifende, tiefere Studien, zu denen jetzt Duboc mehr Muße fand; 1863 von Dortmund nach Berlin übersiedelt war er in die Redaction der „Nationalzeitung" eingetreten, in der er bis 1870 thätig blieb. So fruchtbar diese Thätigkeit war, so sehnte er sich doch nach ruhigerer tieferer Entfaltung. Was er suchte, fand er in Dresden, in dessen literarischen Kreisen die anregende, feingeistige Persönlichkeit Julius Dubocs ein Ansehen und eine Beliebtheit genießt, die auf den schaffenskräftigen Geist wohlthuend zurückwirken. Man unterschätze nicht den Einfluß der umgebenden Sphäre auf den Autor; sagt es nicht viel, daß Dubocs umfangreichstes Werk mit dem Titel: „Der Optimismus als Weltanschauung" die Inschrift trägt: „Den Meinigen in Liebe gewidmet"? Doch vor den Hauptschriften des Dresdener Philosophen ist noch die „Geschichte der englischen Presse nach J. Grants Newspaper Press frei bearbeitet" zu nennen, in deren Einleitung Duboc gewissermaßen mit dem deutschen Journalismus abrechnet. Zu dessen Hebung fordert er eine Concentration auf wenige große Organe mit besseren Kräften als das Ergebniß einer durch geschärften Unternehmungsgeist gesteigerten Concurrenz.

Das war das Testament des Journalisten: nun konnte der Philosoph zu Worte kommen.

Das philosophische Interesse hatte sich früh in Duboc geregt; schon der Student, zur Vorbereitung auf den praktischen Beruf genöthigt, ließ sich die philosophischen Collegien als Nebenstudien nicht entgehen. Daß er aber den nährenden Quell seiner Weltanschauung an anderer Stelle suchte, das zeigt der Brief des Dreiundzwanzigjährigen an — Ludwig Feuerbach. Duboc hat die gerichteten Briefe seines verstorbenen „Freundes und Lehrers" 1873 in der „Deutschen Warte" veröffentlicht. Sie sondern sich äußerlich und innerlich in zwei Gruppen. Die ersten (aus dem Sommer 1853) zeigen den früh sich regenden ethischen Psychologen Duboc sowohl in der von ihm aufgeworfenen Frage der Willensfreiheit, wie in den Ausstellungen, die er an der extrem anthropophysischen Auffassung Feuerbachs macht, der dem schlimmsten Säufer das Freiheitsgefühl zuspricht. Feuerbach selbst ist von seinen Antworten nicht befriedigt und die ganze Frage interessirt ihn „insbesondere als Sohn eines

Hauptcriminalisten." Am 22. Juli schreibt Feuerbach zum Schluß: „Bruckberg hat allerdings Wirthshäuser, aber das für Sie geeignete ist allein mein Wohnhaus, wo Sie mir und meiner kleinen Familie herzlich willkommen sein werden." Sein Besuch im Bruckberger „Schlosse" hat Duboc einen unverlöschlichen Eindruck hinterlassen und weder die australische Reise noch die Berliner Studienjahre vermochten mit der Unterbrechung der Correspondenz das Band zwischen Meister und Schüler zu zerreißen. Im Gegentheil, die zweite Gruppe der Briefe (1860—62) zeigt erst die wahre geistige Gemeinschaft. Duboc hat jetzt an den Quellpunkt aller philosophischen Richtungen, die erkenntnißtheoretische Frage gerührt und Feuerbach stimmt mit lebhaftem Interesse dem Raisonnement des „jüngeren Freundes" ausdrücklich bei (Brief IV); nach dem letzten Briefe hat er Dubocs Aufsatz „wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus" in den „Deutschen Jahrbüchern" mit derselben Gründlichkeit gelesen, mit welcher er geschrieben ist. „Ich stimme Ihnen vollkommen bei sowohl in dem, was Sie aus mir über mich, als in dem, was Sie aus sich selbst über Raum, Causalität und Identitätsgesetz sagen. Ich habe Sie früher nur für einen philosophischen Dilettanten gehalten, aber Sie haben dies Vorurtheil gründlich widerlegt. Darum hat mich auch Ihr Urtheil als ein auf Sachkenntniß gegründetes innerlichst erfreut und ermuntert." Er verspricht eine Benutzung Duboc'scher Gedanken bei Veröffentlichung seiner eigenen Aufzeichnungen, die namentlich in Bezug auf das Identitäts-Gesetz mit Duboc „fast verbotenus" übereinstimmen. „Ich wünsche nur, daß Ihre Redactionsgeschäfte Ihnen erlauben mögen, öfters Proben von der modernen — nicht absolutistischen, nicht monarchischen, sondern socialistischen, gemeinschaftlich denkenden Philosophie zu geben. Mit diesem Wunsch Ihr ergebenster L. Feuerbach." So hatte denn der Knappe vom Fürsten den Ritterschlag erhalten und war zu selbständigen philosophischen Thaten berufen als Streiter in der gemeinsamen Sache. Der erwähnte Aufsatz (abgedruckt in der Sammlung „Gegen den Strom") feiert allerdings Feuerbach gegenüber Schopenhauer als „Bannerträger des modernen Zeitbewußtseins" und bekennt seine Parteifarbe im Materialismus und Sensualismus, in der Anerkennung des Satzes: Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch. Aber es ist ein feinerer Sensualismus, der statt der Aposteriorität die „Simultaneität" der Raumform und des Identitätsbegriffes behauptet, die nicht auf einem Sammelwerk von Erfahrungen ruhen, sondern in den ununterbrochen einströmenden Erfahrungen selbst mit aufgebaut werden sollen. Charakteristischer ist die Erklärung der Causalität als vermittelt durch das Leben selbst, insofern sich dasselbe als wirksam, Wirkung setzend, an unserm eigenen Dasein erweist (z. B. die Speise, die meinen Hunger stillt, erweist sich mir unmittelbar als wirkend) und insofern es ohne Wirksamsein (= Causalität) todt d. i. verneint wäre. Charakteristisch ist dies, weil das Leben Dubocs späteres Grundprinzip ist. Aber bei näherem Zusehen zeigen sich schon in dem frü-

heren Aufsatz noch andere feine Trennungslinien zwischen Duboc und Feuerbach. Kurz gesagt, dieser ist anthropologischer, individualistischer, jener realistischer, pannaturalistischer. Sein Sensualismus streift damals tiefer in die Physiologie; er geht von den realen äußeren Dingen aus und giebt „zunächst und vor Allem zu bedenken, daß wir nur ein Theil dieses großen Natur-Ganzen sind, in absolut nichts Anderem, als eben in ihm wurzeln. Die Aussagen unserer Sinne, unseres Intellects über dasselbe sind doch in letzter Instanz nicht unsere Aussagen, sondern immer nur „Aussagen der Natur von sich selbst, die darin nur ihr wahres Wesen offenbaren kann." Was antwortet Feuerbach darauf? Er stimmt ungefähr zu, betont nur das menschlich Wahre, „weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche die Natur sich ausspricht. Ich gehe übrigens — nicht vom Ich gegenüber dem physikalischen oder natürlichen Ding aus, sondern von dem Ich, welches außer sich und sich gegenüber ein Du hat" ꝛc., kurz es folgt eine Entwickelung, die Feuerbach als den umgekehrten Fichte erscheinen läßt. In Wahrheit entwickelt sich Feuerbach dialektisch aus Fichte und Hegel, den er nie ganz verwunden. Duboc aber arbeitet bei aller Gemeinschaft nach anderer Richtung, mit andern Freunden gegen andere Feinde; er hängt sozusagen mit seinem Meister Feuerbach am andern Ende zusammen, als dieser mit seinem Meister Hegel und er brauchte sich nicht aus Hegel herauszuarbeiten, weil er gar nicht mit ihm verbunden war. Vielmehr kehrt er dem Idealismus den Rücken und streitet in dem Aufsatz nur gegen Aprioristen wie Kant und Schopenhauer, Halbaprioristen wie Lange und Waitz und den Mill'schen Empirismus, der die objective Causalnotwendigkeit nicht festhalten kann. Aber es besteht nicht nur ein Unterschied der Stellungnahme, erklärbar aus der verschiedenen Blicksrichtung im zweiten und dritten Menschenalter des Jahrhunderts, sondern noch ein weiterer Unterschied der Methoden und ein tieferer der Temperamente. Der Kritiker des Christenthums ist gewissermaßen Dramatiker, eine heiße Kampfnatur wie Fichte und nicht minder ist der Autor der Theogonie ein Epiker, der die historische Fülle ausbreitet. Duboc aber, der Liebespsychologe, ist ein Lyriker, der Gefühl sucht und Gefühl giebt, und zugleich ein Didaktiker in seinen Analysen, der für Feuerbach, selbst wo er dem Resultat zustimmt, zu sehr auf dem „hölzernen Katheder" steht (Brief VIII). Dieser ist zwar eine Sturmnatur wie Fichte, aber Fichte, der Mann des positiven Thatwillens, hätte im Jahre 48 noch einmal Reden an die deutsche Nation gehalten — in der Frankfurter Paulskirche. Feuerbach blieb der staunenden Demokratie den Führer schuldig; seine Leidenschaft zeigt mehr Negativität wie sein Leben mehr Absperrung. Schon das deutet auf nothwendige Sympathieen für Schopenhauer und Briefe an Bolin vom Jahre 61 verrathen ja auch, daß er dessen Preisschriften mit Befriedigung theilweise „mit Entzücken" gelesen, und seine Klagen in den Briefen an Duboc über die Jämmerlichkeit der jetzigen deutschen Philosophie, Literatur und Politik erinnern an den Tenor des Pessimisten. Für Dubocs

Natur kann es keinen größeren Gegensatz geben, als das, was in Feuerbach an Fichte und Schopenhauer erinnert. In dem sympathischen Aufsatz über Feuerbachs Nachlaß erzählt Duboc, daß ihn bei der ersten persönlichen Begegnung mit jenem nichts mehr frappirte, als der ungestüme cholerisch aufbrausende Zug, und 1864, als der Meister den Freund und Schüler in Berlin besucht, stehen sich Beide politisch wie Skeptiker und Optimist gegenüber. Als Feuerbach in seinem letzten Werke auf das Gebiet der Ethik sich begab, mußten auch die wissenschaftlichen Gegensätze hervorbrechen und die Kritik Dubocs in der „Augsb. Allg. Zeitung" machte bei aller Anerkennung doch so wesentliche Ausstellungen, daß sie Feuerbach dauernd verstimmte. Der feinere Psychologe findet namentlich Feuerbachs mehr äußerlichen Sensualismus unfähig zur Ableitung der höheren ethischen Momente: Gewissen, Pflicht, Rechtsbewußtsein, und er vermißt charakteristischer Weise bei ihm die nothwendige „scharfe Begriffsbestimmung und psychologische Detailarbeit." Trotz aller Differenzen sind der gemeinsamen Grundanschauungen doch zu viele — in religiöser Hinsicht Atheismus, in erkenntnißtheoretischer Sensualismus, Materialismus, in ethischer Determinismus, Eudämonismus —, als daß man nicht den Schüler dem Meister sehr nahe rücken sollte. Wie Duboc sich selbst als Schüler Feuerbachs fühlt, so verbanden ihn persönliche Beziehungen mit drei Freunden desselben, die in dessen späterer Correspondenz die Hauptrolle spielten, mit Fr. Kapp, mit dem Bauernphilosophen Konrad Deubler, den Duboc in seinen herrlichen Bergen aufgesucht und dessen naturfrische, geistig starke und hingebende Art ihm mehrere warmherzige, Alpenluft athmende Schilderungen entlockten, endlich mit W. Bolin (z. Z. Bibliothekar in Helsingfors), dem Duboc die Sammlung „Gegen den Strom" freundschaftlichst zugeeignet hat.

Dem Andenken Feuerbachs gewidmet ist das eine der beiden Werke, welche den Namen Dubocs in weite Kreise trugen — „Das Leben ohne Gott" (Rümpler, Hannover 1875) — wegen dieses historischen Zusammenschlusses sei es der nur ein Jahr älteren „Psychologie der Liebe" vorangestellt. Die beiden Schriften repräsentiren ersichtlich schon stofflich die zwei Seiten der Duboc'schen Geistesart: die eine mehr die Seite nach dem objectiven Sein, der Natur, die plastische Seite, die andre mehr die Subjects- und Gefühlsseite, die lyrische Seite, die eine die centrifugale Richtung der Freiheit, Abstoßung, Aufweitung, die andere die centripetale Richtung der Innerlichkeit, Innigkeit, Verklärung, die eine Feuerbach zugewandt, die andere mit dem Blick auf Jean Paul. Aber nun glaube man nicht, daß sie sich auch wie Verstand und Herz, wie negative Kritik und positiver Aufbau gegenüberstehen. „Das Leben ohne Gott" hat Strauß und Feuerbach schon hinter sich, es arbeitet sich nicht erst den Weg der Kritik hinauf, sondern es steht bereits oben und prüft die Aussicht, aber nicht die Aussicht der logischen Existenz, sondern gerade die Aussicht des Gemüths, kurz es schätzt den ethischen Gehalt des Atheismus gegenüber dem des Theismus ab und bietet so

keine Parallele, sondern eine positive Ergänzung namentlich zu Strauß. Duboc stellt schon an den Anfang den Satz: „Der Atheismus ist eine Thatsache im Geistesleben der Gegenwart". Allerdings erscheint er kalt, poesielos, nüchtern. So muthet auch den aus der traulichen Enge des Heimathsdörfchens Kommenden das Treiben der großen Stadt an und doch giebt es neben der Poesie der Idylle auch eine Poesie des Dramas. Der Atheist ist nicht des Gemüths enterbter Sohn, auch ihm ist die Welt mit Rückert ein ‚bunter, blumengeschmückter Dom'". Denn die Schönheit der Welt und deren wohlthuende Empfindung ruhen auf festen subjectiv-objectiven Verhältnissen und die persönliche Beziehung des „ans Herzwachsens" der leblosen Umgebung bleibt als menschliche Eigenschaft. Auch als Wunder von unergründlicher Majestät, als einziges, unermeßliches Räthselwort bleibt die Welt bestehen. Der grundlegende, werthvollste Theil des religiösen Empfindens ist Ehrfurcht. Eine überaus feine Analyse dieses Gefühls (vergl. die Sonderbehandlung in „Gegen den Strom") ergiebt nun als Resultat, daß die Ehrfurcht erwächst aus dem Verhältniß eines Ueberragenden zu dem davon beschatteten Subject. Wohl hauptsächlich ein Einwand Pfleiderers, daß hier eine Verwechselung der Ehrfurcht mit dem Gefühl des Erhabenen vorliegt, veranlaßte Duboc zu dem trefflichen Aufsatz über dieses Gefühl („Reben und Ranken), der sich in noch zarteren Distinctionen ergeht. Das Wesentliche ist, daß beim Erhabenen der Accent der Empfindung auf dem Ueberragenden liegt, bei der Ehrfurcht aber auf dem von diesem beschatteten, sich geschmälert fühlenden Subject. Duboc geht über Strauß hinaus — im Idealismus: er fordert und erhofft eine Cultusform für die Weltallsreligion. In Bezug auf die ethische Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens kommt er zu einem negativen Ergebniß. Derselbe ist kindisch, sofern er aus dem naiven Schauder vor dem Tode hervorgeht; denn dieser Schauder entstammt nur dem subjectiven Standpunkt der ihre Verneinung denkenden Lebensbejahung. Derselbe widerspricht ferner der Würde der Lebens-Auffassung. Wer zum Leben wie zu einem Freunde spricht, dem er Alles verdankt: „ich bin ja doch ewig dein Schuldner," wer das Seinige erwartet mit einem innerlichen Gefühl des Händefaltens, weil er die Lebensgesetzlichkeit desselben erkennt, und mit einem versöhnten Sinn, weil er das Leben als der Güter höchstes schätzt, wer so mit Rückert den Schmerz nicht niederringt, sondern im Himmelsäther erstickt, der wahrt am besten die Würde des Menschen. Würde erkennt dann eine feinsinnige Untersuchung dem zu, der seiner Stellung entspricht in Wissen, Leistung und Anspruch. Hierauf folgt eine Apologie des Glaubens gegen den Vorwurf des Egoismus. Wenn man in der wunderbaren Erscheinung des religiösen Märtyrerthums alle auch sonst verständlichen und häufigen Nebenmotive streicht, so bleibt noch als Motiv der Lebenshingabe die Macht der Ueberzeugung als solche. Aber das hierzu nöthige Durchdrungensein des ganzen Wesens fand in den wahrhaft gläubigen Seelen weit eher statt als bei den heutigen, die zwischen der gläubigen Erziehung und dem ungläubigen Denken wie zwischen zwei Welten schwankend stehen. So

folgen mit originellen und tiefen Blicken in die Kindesseele Anweisungen einer Erziehung, die der Tendenz folgt, wahrere und klarere Menschen zu bilden. Wirkt der Theismus auch noch wohlthätig als Mahner und Tröster auf viele gut geartete Geister, so ist er doch ohnmächtig gegenüber der sittlichen Zeitkrankheit des Materialismus, dessen echte Kennzeichen geschwächte Ueberzeugungskraft und Mangel an „Bravheit" und dessen Nebenerscheinungen Pessimismus, Indifferentismus und Cynismus sind. Das Resultat ist, daß der moderne Mensch, dessen Wissensbesitz dem Theismus widerstreitet, als totaler Mensch nur in dem Ideal der „Würde des Lebens" Befriedigung finden kann. Wenn „der Gedanke dem Reich des Lebendigen anzugehören, aus dem gestalt- und vernunftlosen Nichtsein zum Spiegel des Weltalls erhöht worden zu sein und selbstschöpferisch im All mitzuwirken sich unserer Seele bemächtigt und uns zu einer gewissen ruhigen Höhe im Aether des Geistes emporhebt", so können auch wir mit dem Psalmisten rufen: „Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!"

Kein Gedankenauszug des Buches kann von dem Sammetschmelz seiner Diction, der stählernen Feinheit der durch Beispiele gehobenen Beweisführung eine Vorstellung geben. Die Literatur ist bettelarm an Werken, die so das fortiter in re, suaviter in modo als Motto auf jeder Seite tragen. Dem inneren Werth ist das von Nutzen, der Beachtung aber zum Schaden. Man erwartet vom Apostel des Atheismus, daß er auf offenem Markte Sturm blase — aber man hört Töne der Orgel — und er kann sie spielen, der da sagt: „die Orgel muß in uns sein, die den Choral der Weihe ertönen lassen soll, von außen, aus dem Leben, stammt nur der Lufthauch, der den Ton erschwellen lassen kann, der aber vor den geschlossenen Pforten des Herzens und der Sinne klanglos vorüberfährt." Aber das ist mehr als Bild: ein Atheist, der, wie er selbst erzählt, nach alter Gewohnheit jeden Morgen einen Choral spielt, der das Bild der Pietà vor das Titelblatt seines Buches setzt — „ich werde unsinnig", ruft der aufs Schimpfen gefaßte Mönch, als er des Räuberhauptmann Karl Moor hochherzige Reden hört. Das ist es: man begreift den Atheisten in der Siedehitze der Leidenschaft, allenfalls auch in der Herzenskälte, aber nicht in der natürlichen Wärme des Idealismus. Was hier ausgespielt wird, ist nicht Verstand gegen Herz, sondern Herz gegen Herz. Ich schwöre nicht auf dieses Buch; man kann entschiedener Gegner desselben sein, aber niemals Feind, denn selbst den Fanatiker kann es nicht verletzen, sondern nur zur Achtung zwingen vor seinem tief sittlichen Kern. Wer bestreiten will, daß der Atheismus religiös sein könne, muß sich an dieses Buch halten. Man erkennt den Menschen bekanntlich an seinen Freunden und Feinden: die glaubensstarken Naturen wie Luther, Arndt, Claudius citirt Duboc mit sympathischem Verstehen, die Halb- und Viertelsgläubigen, den „ausgehöhlten Eierschalenglauben" befehdet er. Charakteristisch sind zwei kritische Aufsätze, der eine: Eduard von Hartmanns Berechnung des Weltelends als Anhang zum „Leben ohne Gott", der andere: die Be-

rechtigung des Theismus vom Standpunkt der Seelenfrage in „Reben und Ranken". Der Pessimismus, der doch auch ein Atheismus ist, erhält dort das Prädicat „einer innerlich morschen, jeder tieferen logischen und ethischen Begründung baren Doctrin", der Theismus Fechners aber erscheint hier Duboc als „eine der interessantesten, gedankentiefsten Leistungen in der deutschen Geistesarbeit der Neuzeit". Beiden tritt Duboc als scharfer Psychologe entgegen, doch spricht aus der Kritik Fechners eine warme Sympathie, die übrigens auch in eine persönliche Beziehung überging. Als Grund dafür nennt Duboc die „Sinnestreue", den immanenten Zug der Fechner'schen Anschauung. Aber es ist noch ein Anderes. Ich möchte Fechner den Jean Paul der Philosophie nennen und man wird zugeben, daß er mit diesem den Tiefsinn der Subjectivität, den warmen Humor, die feingeäderte, empfindsame, gemüthsreiche Eigenart, die kühne unerschöpfliche Analogistik, den Blick ins Kleine und den Sternenzug, die Liebe spendende, alles beseelende, harmonisirende Phantasie, tropenhaft aufblühend wie ein Garten, in dem ein guter Gärtner waltet, kurz eine gewisse Weiblichkeit des Charakters, aber auch den systematischen Sammeltrieb und schließlich auch — eine gewisse Unmodernität gemein hat. Der Name Jean Paul erinnert uns an den andern Pol der Duboc'schen Geistesart. „Das Leben ohne Gott" diente der wahren und klaren Lebensüberzeugung. „Nun es giebt," heißt es da, „nichts Idealeres als die Ueberzeugung. Nur dem Liebesgefühl kann für eine bestimmte, kurz bemessene Frist der Anspruch auf eine gleiche ideale Geltung im Leben des Menschen zuerkannt werden."

„Die Psychologie der Liebe" (Hannover, Rümpler 1874) bietet sich als eine Analyse, die „der Naturforscher auf geistigem Gebiet" vollzieht. Sie scheidet zunächst wie Wurzel, Stamm und Krone die drei Stufen der Liebe: 1. Erfassung des Ideals, 2. höchste Beseeligung der natürlichen Selbstliebe durch gewährte Gegenliebe, 3. Umschlag der Selbstliebe und völlige Dahingabe des Ich an das geliebte Du als Lebensinhalt. Sie scheidet ferner von der Liebe nach der Seite der überwiegenden Sinnlichkeit die Begier ab, die entsagungsunfähig ist; nach der anderen Seite die sogen. geistige Liebe, die in Wahrheit nur ein geschlechtlich angehauchtes Sympathieverhältniß und zur Tragik der Liebe unfähig ist; ferner scheidet sie ab den Don-Juanismus sinnlicher wie geistig künstlerischer Art, weiter die falsche Idealbildung, die auf der bloßen Befriedigung der Eitelkeit ruht. Gegenüber der auf Zuverlässigkeit ausgehenden, daher nur der reiferen Männlichkeit erblühenden Freundschaft zeigt sich die geschlechtliche Liebe als täuschungsfroh, gegenüber jeder anderen Liebe als irrational und stets ungewollt, gegenüber der auf der Suprematie des Geistes ruhenden Pflicht als seelisch-sinnliche Totalität. Ich nenne noch die Postulirung des Ekels als einzig unbedingt tödtlich für die Liebe, dann eine feine Charakteristik der Weiblichkeit als der ewigen Jugend des Menschengeschlechts, ferner die Heiligsprechung der Mutterliebe und ein Verdikt über die Emancipationsbestrebungen, die das

Weib seiner heiligen Berufspflicht, der Keimpflege der Menschheit, entfremden wollen, ein Verdikt aber auch über die Töchter der höheren Stände, die ob ihrer Gewöhnung und berechnenden Ansprüche an Wohlleben zur Poesie des Weibes, der Liebe unfähig ist; endlich die feine Diagnose eines als Beispiel dienenden Falles aus den mémoires d'une idéaliste (vgl. den interessanten Aufsatz „Aus alter Zeit" in „Gegen den Strom"). Natürlich bringt auch hier (1. Aufl.) der Anhang eine ausführliche, vernichtende Kritik der Speculationen Schopenhauers und Hartmanns auf dem gleichen Gebiet; wieder tritt der auf der Gesundheit des natürlichen Thatbestandes fußende Psychologe und Anthropologe namentlich den „absurden", „widerlichen" Dualismen des Seelischen und Körperlichen bei den Metaphysikern entgegen.

Die Psychologie der Liebe vollzieht in ihrem Verlaufe einen fortwährenden Scheidungsproceß, und zwar, von den inneren Stufen der Liebe abgesehen, wesentlich nach außen. So ist es ein beständiger Läuterungsproceß, der schließlich das reine Gold der Liebe auf der Höhe des Ideals leuchten läßt, wo die höchsten Ansprüche der Aufopferungsfähigkeit als ihre Kennzeichen gelten. Es scheint, daß mit diesem idealistischen Hochbau, zu dem der lyrische Schwung, der schöne Vollklang der Sprache harmonirt, die sonst anerkennende Kritik nicht einverstanden war — das deutet ein Nachtrag als eine geistreiche Kritik der Kritik in „Gegen den Strom" an. Doch Dubocs Sprache ist erhebend aber nicht berauschend, sie trägt Feierkleider, aber sie sind anliegend, heben die Formen des Gegenstandes und zeigen nirgends den wallenden Bausch der Rhetorik. Das ist es, was ihn unter die wenigen lebenden Sprachmeister stellt, daß sich zum lyrischen Schwung eine scharfe Plastik gesellt, die keinen Hauch der Phrase und keinen Rest von Mystik duldet, und ferner, daß er zarte Verästelungen der Subjectivität, dumpfe Zwischenglieder der Erscheinungen, die Andere nicht sehen und hören, in voller Klarheit des Ausdrucks präsentirt. Diese Kunst der Zerlegung und Beherrschung der Subjectivität macht Duboc zur Behandlung eines so subjectivcomplicirten Gegenstandes wie die Liebe besonders fähig und zwar einer Behandlung, die gleich weit entfernt ist von der pikanten Oberflächlichkeit mancher Franzosen wie von der in glänzenden Wolken sich wiegenden Dialektik Schleiermachers. Auch Dubocs Liebesbegriff sitzt auf idealem Throne; aber es ist ein Idealismus der Bestimmtheit. Mit fester Hand wird eine genau bezeichnete Erscheinung als die gesuchte, hier einzig berechtigte herausgehoben, aber auch die ausgeschlossenen neben dem, unten am Throne erhalten ja ihre bestimmt lautenden Prädicate. Man könnte also höchstens die zu scharfe Präcision der Begriffe tadeln — wenn das zu tadeln ist. Aber es sind ja nicht Begriffe ohne Leben, ohne reale Unterlage: Niemand kann verkennen, daß sie aus der quellenden Fülle psychischen Lebens von einem feinen und geübten Blick abstrahirt sind. Abgesehen davon, abgesehen auch von den in dem Werke selbst zur Exemplification herangezogenen Fällen hat Duboc auch sonst bewiesen, daß er nicht graue Theorie, sondern angewandte

Herzenspsychologie treibt. Namentlich die drei Aufsätze: Jean Pauls Charakter in seinem Liebesleben (Reben und Ranken), Jean Pauls letzte Geliebte (Plaudereien und Mehr), Bürgers Charakter in seinem Liebesleben (Gegen den Strom), besonders der erste, sind Meisterstücke einer psychologischen Interpretationskunst, welche eine eigenartige, ergänzende Art innerlicher Literaturgeschichte liefert. 1888 erschienen seine „Herzensgeschichten", ein Novellenstrauß (Dresden, Grumbkow), welche, um kurz zu sein, vielleicht nicht in der malerischen Schärfe und Gluth des Colorits, im kühnen Wurf der Phantasiegestalten, wohl aber in der Wärme und Tiefe der Empfindung, im schönen Strom der Sprache, in der weichen sonnigen Verklärung und doch wahren Charakteristik den Heyseschen Novellen gleichkommen und zum mindesten im ethischen Gehalt sie übertreffen. Es ist begreiflich, daß die beiden formfeinen innerlich sonnigen Geister, einig im lyrischen Zuge, in der Schätzung des Liebesgefühls wie in der plastischen Welt- und Sinnesfreudigkeit, einig im Optimismus wie im Atheismus (Heyse, Kinder der Welt) sich gegenseitig anzogen und die Widmung von „Reben und Ranken" legt von ihrer Freundschaft Zeugniß ab. Was an den „Herzensgeschichten" noch besonders zu schätzen, ist, daß die Figuren nicht Beispiele, Marionetten in der Hand des Theoretikers erscheinen und doch sich wunderbar in den vom Liebespsychologen aufgestellten Empfindungsformen widerspiegeln. Frei und ungesucht, ohne gegenseitige Anpassung fügen sich Theorie und poetische Praxis ineinander und die bunte Gestaltenfülle, in der diese einzig und immer wieder die Liebe sich ergehen läßt, zeigt, aus welchem Reichthum jene geschöpft hat. Aber ist es nicht blos ein poetischer Reichthum? Wenn die poetischen Figuren den Ansprüchen des Liebespsychologen entsprechen, aber schon höhere Gestalten des Lebens wie Jean Paul und Bürger sich in Dubocs strenger Kritik sagen lassen müssen, daß sie hier und dort die Vollendungsstufe der Liebe nicht erreicht, ist dann nicht der Vorwurf des Idealismus berechtigt? Ja, nur daß es kein Vorwurf ist, wie der moderne realistische Fanatismus will. Dubocs Lebensbegriff ist aristokratisch, aber damit ist er zum mindesten eine nothwendige Ergänzung zu der modernen naturwissenschaftlichen Psychologie, die bei aller Fruchtbarkeit zu einseitig die niederen Massenformen berücksichtigt. Er ist aristokratisch, aber der höhere künstlerische Liebesbegriff gehört eben mit Verlaub auch zur Psychologie. Er ist aristokratisch — aber jede Kuhmagd kann ihn erfüllen, ohne daß sie der Polizeibericht als Selbstmörderin registrirt. Die Liebe ist ein hohes Gefühl, sagt Duboc in dem Aufsatz über Jean Paul, sie braucht einen hohen Thorweg und passirt nicht, wo es im Menschen niedrig hergeht. Ein Heiligthum neben dem Heiligthum der Pflicht — nennt sie die „Psychologie". Auf ihr, heißt es da zum Schluß, liegt ein Verklärungsglanz, wie auf den Worten der Botschaft an die Hirten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Das weist auf den Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart (Bonn,

Emil Strauß 1881). Hier feiert der „lebendige Gott" am Schlusse des „Lebens ohne Gott" mit dem Friedensgott am Schlusse der Liebespsychologie seine Vereinigung und die drei gewonnenen idealen Grundbegriffe, die Ehrfurcht vor dem Weltallsräthsel, die Würde der Lebenserscheinung und die Liebe, die „allemal nur ist, wo Leben sich des Lebens freut", schließen sich hier zusammen. Die früheren Werke geben nur Grundmauern, die späteren festere Unterlagen und Seitenflügel, der Optimismus giebt das eigentliche Centralwerk, den Hochbau, die Sonne der Weltanschauung, von der die anderen nur Strahlenbrechungen, und diese Sonne leuchtet — sie ist Optimismus. Der psychologische Naturforscher erhebt sich zum construirenden Idealisten, und der im „Leben ohne Gott" da steht, wohin Feuerbach von der Glaubenshöhe hinabgestiegen war, der steigt jetzt wieder zur religiösen Idealität hinauf — doch nein, er steigt nicht, er bleibt in der Immanenz und geht nur vorwärts bis dahin, wo die Immanenz ideal wird. Die Blicksrichtung, nicht der Gedanke ändert sich: focht dort Duboc mit der Zeit gegen den Glauben, so wendet er sich hier gegen den Niedergang des religiösen Bewußtseins in der Zeit, fehlte es auch dort nicht an idealen Ausblicken, so nimmt hier der Idealismus einen entschiedenen Anlauf gewinnt tiefere Färbung. Kurz gesagt: er stellt der idealloſen Zeit die Actualität des Mysteriums vor Augen, unter dem er ein hohes, hehres, der verstandesmäßigen Ergründung unerreichbares Seinsverhältniß versteht. Die von Feuerbach inaugurirte Bewegung zur Erschütterung des Jenseits hat schließlich nach der Gemüthsseite zur materialistischen Verrohung, nach der intellectuellen Seite zur Verengung des Horizontes geführt, die z. B. den Spiritismus ohne gesetzsuchende Prüfung verdammt. Dem gegenüber will Duboc im Geheimniß des Unüberseh̃baren im Weltproceß und des Unendlichen das Weltwunder gewahrt wissen. Dessen hehrer Charakter vernichte der den Sinn des Daseins leugnende Pessimismus, der nun sowohl als quietistischer Entrüstungspessimismus wie als neuer Juchhepessimismus, der mit Resignation genießt, glänzend charakterisirt und als unhaltbar aufgezeigt wird. Die Empfindung ist Grundthatsache alles Lebens und das in ihr wurzelnde, ihr correspondirende Streben geht unfehlbar auf einen geglaubten besseren Zustand — scheinbar widersprechende Erscheinungen werden psychologisch aufgelöst. Der Einzelne ist nur der Träger des Lebensprincips, im Empfinden empfindet die Weltsubstanz sich selbst, was sie mehr ist als bloßer Mechanismus wird darin offenbar, und die nothwendige Bewegungsform des unendlichen Fortschrittes, zunächst in der singulären Erscheinung des Lebensprocesses begriffen, wird nun als einheitlich kosmisch gefolgert und als im „All-Eins" herrschend begriffen, so daß selbst das Absterben eines Sterns nur die Ablösung für eine höchst nähere Daseinsstufe bedeutet. Ueber die Verminderung des Egoismus läßt uns Culturgeschichte und Moralstatistik im Dunkel. Licht fällt hier nur aus einer eudämonistischen Trieblehre. Die höhere Sittlichkeit, verbunden mit größerem Wohlsein, wird nun charakte-

ristischerweise bestimmt als höhere Entwickelung 1. nach der auf der Liebe ruhenden ästhetischen Seite, 2. nach der auf Pflicht, Gewissen ruhenden moralischen Seite. Die „Preisgebung des Individuums im Weltproceß", mit der sich die religiöse Anschauung durch die Compensationsidee, die Antike durch den Verschuldungsgedanken abzufinden suchte, wird für den modernen Menschen versöhnlich, wenn er den ganzen Weltproceß als Lichtgestaltungsproceß begreift, an dem Alle Theil nehmen. Dann fällt das Weltleid mit der Existenznothwendigkeit des Werdens zusammen, „die Mauern deiner Umgebung, seien sie nun geschmückt oder kahl und traurig, weichen dann zurück und verschwinden, die wohlbekannten Erdenstimmen verklingen fern und ferner, wie du selig in den Ocean des Allseins hinabtauchst", und dieses Abwenden und Loslösen von der Individualität ist die beste Vorübung für den Tod. Das Gewissen ruht auf dem Princip des „Gebührenden", das zunächst der egoistische Wille des Individuums für seine Kraft fordert, zugleich aber auch seine Vernunft für die Kraft des Andern anerkennen muß, denn die menschliche Organisation hat nur als Einheit Bestand und die Gewissenlosigkeit, die Willensforderung für sich ohne die Vernunftanerkennung für Andere, würde in jene den Widerspruch tragen. Den freudlosen Vernunftact des Gewissens bereichert aber der Optimismus mit wärmerem Gefühl, indem er dem Rechtthun und Gutsein ja die Bedeutung giebt, daß es dem Weltübel Abbruch thut, während der Pessimismus höchstens auf dem Princip des Ekels Sittlichkeit schaffen kann. Aber für Duboc giebt es nichts Sinnloseres als die Liebloſigkeit oder Freudlosigkeit. „Hast Du die Liebe oder Freude verloren, so starrt Dir überall das große Warum entgegen. Warum, wozu Alles, was mich umgiebt? Was soll es mir? was soll ich ihm? Welt und Geschöpf, Leben und Arbeiten, Werden und Vergehen — nichts hat einen eigentlichen Sinn mehr und alles Grübeln bewahrt Dich nicht vor dem Sturz in eine bodenlose Tiefe. Nur die Liebe rettet Dir den Zusammenhang des Ganzen und Dich innerhalb dieses Zusammenhangs."

Sieht man den „Optimismus" im Vergleich mit den früheren Werken von der formalen Seite an, so schlägt hier der Idealismus an den Höhepunkten wohl noch höhere Flammen, aber die Sprache ist logisch durchsetzter geworden, die Psychologie bis in die Erkenntnißtheorie vertieft und die wissenschaftliche Stellungnahme schärfer, wie dies die gründlichen Auseinandersetzungen zeigen mit pessimistischen, naturalistischen und sonstigen Zeitrichtungen. Zu Feuerbachs Individualismus wird jetzt der Gegensatz klar durch Dubocs Abwendung vom sensualistischen Materialismus. Das zeigt sich deutlicher in der folgenden Schrift: „Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie" (Hamburg, Grüning 1886). Feuerbachs Satz von der Identität der Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit im Aufsatz vom Jahre 1861, ausdrücklich anerkannt, erfährt hier entschiedenen Widerspruch. Zwischen dem materialistischen Sensualismus (Feuerbach) und dem Idealismus (Hegel) wird der ideale

Realismus inthronisirt, der weder das nackte Thatsächliche, noch das nur Gedachte, sondern das Lebendige zum Princip setzt. In einem Punkte finde ich Vater, Sohn und Enkel einig: Hegel, Feuerbach und Duboc halten fest an der Identität oder besser dem Kreisschluß von Sein und Denken. Sein ist, sagt Duboc, weil nur Sein Sinn, Unsein (Nichts) Unsinn ist. Die Unterstellung eines Andersein ist ein vollständiger Ungedanke. Damit aber steht Duboc als Monist dem Dualismus sowohl des Theismus wie des Kantianismus und des Pessimismus gegenüber und unterscheidet sich von Hegel und Feuerbach nur darin, daß jener das Sein auf das Denken, dieser das Denken auf das Sein bezieht und Duboc gewissermaßen von der Mediante, dem Leben ausgehend, demselben das Sein als Unterlage, das Denken als Vollendung giebt.

Wie findet sich der Optimismus mit der Tragik ab? Die Antwort folgt aus dem Früheren: Die Schicksalstragödie ist ein Beispiel von der Preisgebung des Individuums im aufsteigenden Weltproceß. Die tragische Kunst soll die Weltbewegung in Gemüthsbewegung umsetzen und wie im Weltproceß die Menschheit zur geistig-sittlichen Erhebung (repräsentirt durch die specifisch menschliche Gestaltaufrichtung) bestimmt erscheint, so soll auch die Kunst der Erhebung dienen, den Schmerz im Himmelsäther ersticken, nicht beim blos Erschütternden als Genußobject stehen bleiben, was — ein Zeichen des Verfalls — die sensationelle oder pikante Tragödie thut, leider die moderne, wie an Wildenbruch und Bulthaupt namentlich fein ausgeführt wird. Als die einzigen sacrosancten Principien, denen der Held sich preisgiebt, werden wieder das Sittlichkeitsideal und das Schönheitsideal (Liebe) prädicirt. Zahlreiche kritische Erörterungen gegen moderne Aesthetiker geben der „Tragik" eine sachliche Gründlichkeit.

Es weht im Optimismus nicht nur speculativer Geist, es zeigt sich auch eine Bereicherung durch weitere historische Fühlung, durchk ritische Aufnahme der zeitlichen philosophischen Gegensätze. Diese Gegensätze treten als Entwickelung auseinander in dem folgenden Werk: „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik". Leipzig, Otto Wigand. 1889. Der Optimismus" hatte gerungen mit dem einseitigen Diesseitsstandpunkt Feuerbachs, der eine Reaction bedeutete gegen das ihm zeitlich vorgeschobene speculative Zeitalter, ferner mit dem Pessimismus, dann mit der materialistischen Gemüthsverrohung, endlich mit der naturwissenschaftlichen Nüchternheit, die sich im Kreislauf des Werdens und Vergehens befriedigt findet. Zu manchen der Zeitrichtung widersprechenden Erscheinungen (Spiritismus) nahm er eine Mittelstellung ein. So begreift sich folgende Disposition: 1. Das metaphysische Zeitalter. 2. Der realistische Idealismus der vierziger Jahre. 3. Der Pessimismus und der Zeitgeist, 4. Der ethische Materialismus und seine Einwirkungen. 5. Der naturalistische Realismus. 6. Rückläufige Bewegungen im Zeitgeist. 7. Evolution und Revolution (Zukunftsperspective). Das giebt nicht entfernt eine Vorstellung von dem Reichthum wahrhaft interessanter Erörterungen, die mit

glücklichem Griff die charakteristischen Erscheinungen aus der fluctuirenden Seele der Zeit herausgreifen. Der Psychologe, Aesthetiker und Socialschriftsteller haben sich hier vereinigt, die wirren Gestaltungen, welche die wechselnde Zeit hervortreibt, zu plastischer Klarheit zu heben und von einer Kritik hochethischer Färbung durchleuchten zu lassen. So zeigt das reife Werk Dubocs Meisterschaft im psychologischen Innengriff, in der Objectivirung des Subjectiven und stellt sich dar — trotz mancher Lücken bei der Fülle des Materials — als originaler, glücklicher Versuch einer Geschichtspsychologie des Jahrhunderts. Der fruchtbare, charakteristische Gesichtspunkt der Duboc'schen Auffassung ist auch hier wieder der ästhetisch-sensualistische, der die Zeitrichtungen als *Geschmacksrichtungen* erscheinen läßt, welche bei Uebersättigung nach dem Gesetz des seelischen Stoffwechsels einander folgen.

Duboc ist im Kern seines Wesens Psychologe. Auch sein transcendentaler Optimismus hatte den Rhythmus des Weltfortschrittes aus dem Rhythmus der Befriedigung suchenden Menschenseele herausgelesen und zur Begründung auf eine ethische Psychologie im eudämonistischen Sinne verwiesen, die nun sein jüngstes Werk bietet: „*Grundriß einer einheitlichen Triebelehre vom Standpunkte des Determinismus*" (Leipzig, O. Wigand, 1892). Eine längere Einleitung scheidet Dubocs Eudämonismus nach zwei Seiten: er rehabilitirt mit Kant gegen den Utilitarismus die Gesinnung und mit diesem gegen jenen die Lust. Gegen Kants „Thue, was Du sollst", tritt als Motto „Thue, was Du willst". Der Mensch ist ein Triebwerk im Sinne der ethischen Mechanik. Das Gewissen wird wie im Optimismus, aber gründlicher abgeleitet aus der Anerkennung des Gebührenden zugleich für das Ich und das Du, und die Einheit des menschlichen Wesens als Lebensgesetz schließt den Widerspruch aus. So wirkt die Gewissenspflicht elementar, sie ruft dem Menschen zu: „lebe!" und führt ihn nur auf seinen eigenen Willen zurück. Sofern der Erfüllung jedes Triebes die Lust folgt, ist der Mensch auf Lust veranlagt, wie der Baum auf die Frucht. Die Lust ist also Ergebniß des organischen Verlaufes, weder blos begleitender Vorgang noch absolut Zweck und Ziel. Am deutlichsten als Trieb ist — und hier sehen wir den Quellpunkt des Duboc'schen Triebprincips — die Liebe, „der Trieb der Triebe." Es folgt eine feinsinnige Ausführung über „den Körper als Geberde des Geistes" (vergl. Nord und Süd, Oct. 91) und eine tiefere Behandlung mancher Themen der Psychologie der Liebe. Die Vorstellung eines höchsten Gutes gehört zum menschlichen Gattungscharakter. Was Du als Mensch willst, ist nicht, was Du als *Dieser* oder *Jener*, sondern was Du als *Jeder* willst: d. i. das höchste Gut oder Glück. Im Culturfortschritt erfaßt sich die Menschheit immer mehr als Individuum und, da sie unsterblich, allumfassend u. s. w. ist, kann sie auf das allgemeine Wohlbefinden anders hinarbeiten als der Einzelne. Der innere Sittlichkeitsfortschritt fließt aus dem umgestaltenden Glückseligkeitstrieb, dem das Gewissen als elementare Willenskraft innewohnt, und sein Maßstab des Gebühr-

lichen verlegt sich allmählich vom Privileg der Kraft auf das Idealprincip der Menschlichkeit. Hinter dem Bilde der den Individualismus auflösenden Menschheit erstrahlt vertrauend der Optimismus und einiger Transcendenzschimmer der modernen Mystik. Im Uebrigen weht eine kühlere Gedankenluft in diesem wissenschaftlich gewichtigsten Werke des Autors. Beachtenswerthe erkenntnißtheoretische Untersuchungen stützen die scharfe psychologische Analyse und die Kritik umfaßt die neuere Ethik von Hobbes und Spinoza bis Darwin, Paulsen, Steinthal 2c. Daneben aber verleugnet sich der populär verständliche Plastiker des Ausdrucks so wenig wie der interessante Socialschriftsteller, der die Katastrophe zu Meyering und Zeitungsnotizen für die Theorie originell verwerthet.

Die drei Essayssammlungen Dubocs, aus denen mehrere Aufsätze citirt wurden, sind „Gegen den Strom" (Hannover, Rümpler 1877) „Reben und Ranken" (Halle, Gesenius 1879) und „Plaudereien und mehr", (Hamburg, Günther 1884). Namentlich die letzte Sammlung mit soviel heiterer Laune in so glänzendem Fluß der Sprache hebt Duboc unter unsere ersten zeitgenössischen Feuilletonisten. Der poetische Optimist verleugnet sich nicht im Eintreten für die unmodernste Dichtungsgattung, die Idylle, welche „die von einem gesunden Frieden angehauchte Lebenserscheinung" aufsucht.

Ziehen wir das Facit: Die bedeutende Individualität Julius Duboc spricht zu drei Kreisen: als Novellist und Feuilletonist zum weiteren Publicum, als Psychologe und Ethiker zur Wissenschaft, in der allgemeinen religiös-ästhetischen Weltanschauung zu dem zwischen beiden fluktuirenden Zeitgeist. Die Philosophie mag heute tiefer in die exacte Stofflichkeit hinabsteigen und wenn der alte Bautrieb der Menschheit erwacht, mag die Metaphysik höhere Kreise ziehen. Duboc ist kein naturwissenschaftlicher Schachtgräber und kein speculativer Alpinist — eher denke ich ihn am Strande ruhend, sinnend, schauend auf die landenden Wellen und die sonnenglänzende Meeresferne. Er ist kein Genetiker, wenn es auch an genetischen Ansätzen und Ausblicken nicht fehlt, und er ist auch kein Systematiker. Seine scharfe Analyse scheidet mehr das Rechte vom Falschen als den Theil vom Theil, dient mehr der Kritik als der Gliederung. Selbst die „Trieblehre" giebt mehr eine logisch associative Folge freier Erörterungen, keine Rubricirung der Triebe, keine „Schachtelung" nach A, I, 1, a, wie z. B. Ed. v. Hartmann in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins." Kurz, er giebt kein constructives System, sondern eine mit analytischer Kritik begründete Lebensanschauung. Er protestirt gegen den scharfen Schnitt zwischen den psychischen Functionen und zwischen dem Seelischen und Sinnlichen, er bindet die Liebe, die Ueberzeugungskraft, das Gewissen an die Lebenstotalität, er eint die Causalität, den Weltallsproceß mit dem Lebensproceß und läßt die Raum- und Identitätsform simultan in der Erfahrung erstehen, er gestaltet die Religion ästhetisch und die Tragik religiös und seine Hauptprincipien Leben, Liebe, Würde, Gebührend, Sinn (im Optimismus), Streben, Trieb, Geberde sind

sämmtlich Mittelgriffe zwischen Geistigem und Sinnlichem, Innerlichem und Formalem, Wollen und Fühlen u. s. w. Endlich aber feiert er das Aufgehen des Individuums in der Gattung und des hemmenden Leids im erlösenden All-Eins. So geht der Grundtrieb dieses Denkens auf Einigung, Totalität, auf Intimität und Hingabe, kurz, dieser Grundtrieb ist — Liebe. Das rückt unseren Denker in die Nähe von Schleiermacher, nur daß diesen zum mindesten der Zeitgeist ebenso tief in den Idealismus wie jenen in den Realismus hinabgetaucht hat, wo er auf das „Leben" als Idealprincip stieß. Aber der große, heimlich als ungläubig geltende Theologe und der religiös, ja mystisch angehauchte Atheist reichen sich die Hände in der Grundschätzung des Gefühls. Ist nicht Schleiermacher der deutsche Liebesmetaphysiker, nicht „der Lyriker der Romantik", ist nicht seine Einigung der Kirche und Kunst, sein Satz, daß Erregung des Gefühls für das Universum als solches Religion sei, Duboc aus der Seele gesprochen? In Beiden lebt ein Etwas, das edel weiblich anmuthet, und hierin sind sie entgegen dem „männlichen" Kant auf seinem Riesenthron. Aber lassen wir alle Analogien der Vergangenheit! Duboc fordert seine Stelle in der Philosophie der Zeit und ich meine zum mindesten als der Antipodie des Pessimismus; denn ersetzt der Philosophie des Todes die Philosophie des Lebens, dem Schopenhauerschen Welthaß die Liebe entgegen; von Ed. v. Hartmann aber scheidet ihn gar die innerste geistige Function: er genießt das Sein und jener commandirt die verachteten Thatsachen. Mag man über die Geltung des Philosophen Duboc streiten, mag die Zukunft andere Wege wandeln, soviel ist sicher: er ist modern, sofern er einen tiefen Athemzug gethan aus dem Realismus, und er besitzt die plastische Klarheit, um in den Zeitgeist eingehen zu können. Aber er ist mehr als modern: in die drangvolle, dichtbevölkte Zeit trägt er den Ton des Friedens und den Schimmer geistiger Verklärung, in die irdische Enge das Ideal der Unermeßlichkeit und zur Rohheit des Materialismus, zur Blutarmuth des nüchternen Naturalismus, zur Melancholie des Pessimismus, zur Nervosität der Paradoxie verhält er sich wie schönheitsvolle Gesundheit.

Ueber die Jüngſten und Neueſten im literariſchen Frankreich.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Bis vor einigen Jahren durfte man glauben, daß das Einſchachteln und Zuſammenpferchen von ſo und ſo viel verſchiedenartigen ſchriftſtelleriſchen Individualitäten in beſtimmte Schulen und Klaſſen allmählich aus der Mode gekommen ſei. Wir ſind mit dieſer Art von Rubricirungen überhaupt ziemlich ſparſam geweſen. Wir ſprechen richtiger von der „Periode der Klaſſiker", als von der „klaſſiſchen Schule". Wir bezeichnen damit eben nur jenen glücklichen Zeitabſchnitt unſerer Literaturgeſchichte, in dem unſere beſten Dichter ihr Beſtes gegeben haben, ohne durch dieſe Bezeichnung eine künſtliche Verbindung und Gemeinſamkeit zwiſchen den ſelbſtſtändigen, unabhängigen und voneinander weit verſchiedenen Individualitäten der Dichter herſtellen zu wollen.

Als die letzte eigentliche „Schule" wäre in unſerer Literatur wohl die romantiſche zu betrachten, deren Angehörige wenigſtens durch ein ungefähr gleichgeartetes Streben nach demſelben Ziel miteinander verknüpft waren. Gerade von den Dichtungen unſerer Romantiker aber hat verhältnißmäßig nur wenig dem Sturm der Jahre Trotz geboten; und es hat nicht einmal des Sturmes bedurft, die leichten Blätter ſind ohnehin im Winde zerflattert und vergilbt. Nur eine kindiſche und unverſtändige Klaſſificirungswuth kann Dichter wie Grillparzer und Heinrich von Kleiſt den Romantikern beigeſellen. Ich möchte wohl wiſſen, wo im „Goldenen Vließ", in „Des Meeres und der Liebe Wellen", in der „Hermannsſchlacht" und im „Zerbrochenen Krug"

die Romantik steckt. — Das „Junge Deutschland" war auch mehr ein Zeit-, als ein Schulbegriff; denn Diejenigen, die in den schematisirenden Literaturgeschichten als Führer dieser literarischen Bewegung bezeichnet werden, bilden — auch abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Begabung — in ihrem schriftstellerischen Wesen, in ihrer ästhetischen Auffassung, in ihrer Tendenz, mit einem Worte: in ihrem ganzen Können und Wollen die schroffsten Gegensätze zu einander. Seitdem hat man es vollends unterlassen, für die Tüchtigeren des letzten und des mitlebenden Geschlechts ein gemeinsames Stichwort zu erfinnen, und Niemand scheint sich über diese Unterlassung beschwert zu haben.

Auch in Frankreich, das für solche Stichworte eine besondere Vorliebe besitzt und in deren Erfindung oft eine bemerkenswerthe Kunst bewährt, hatte man seit dem „Romantisme" auf die willkürliche Zusammenwürfelung der gleichzeitig schaffenden Schriftsteller unter eine gemeinsame, durchaus ungeeignete Etikette glücklicherweise verzichtet. Vielleicht weil man sich überzeugt hatte, daß man in der Erfindung dieses letzten Collectivbegriffs nicht eben glücklich gewesen war. Man konnte in der That auch kaum eine unpassendere Bezeichnung als „Romantiker" für die damals jungen Poeten, die unmittelbar vor und nach der Julirevolution gleichzeitig in Frankreich auftauchten, erfinnen. Sie paßte nicht einmal für den bedeutendsten und allseitig als den eigentlichen Chorführer unbestritten anerkannten Victor Hugo. Sie paßte noch weniger auf die Anderen. Diejenigen, die der kritische Aberwitz gemeinsam in den Käfig des sogenannten Romantismus eingesperrt hatte, hatten überdies in ihrem geistigen Schaffen nicht die geringste Gemeinsamkeit. Das einzige Bindeglied, das zwischen ihnen bestand, war der Haß gegen die tyrannische Starrheit der dichterischen Form, wie sie die sogenannten Klassiker als die für die französische Dichtung allein maßgebende festgestellt hatten, — war der Drang der Befreiung von einer unwürdigen Knechtschaft.

Wenn ein Dramatiker nach der Julirevolution ein Kostümstück in Versen schrieb, in dem die bewußten drei Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung auf das Gewissenhafteste nicht gewahrt waren, so war er schon aus diesem rein äußerlichen Grunde ein „Romantiker", mochte im Uebrigen das Drama selbst die Negation des Romantismus sein. Und wenn ein Lyriker sich herausnahm, im Alexandriner die Cäsur ein bischen zu verschieben, den Reim durch den gedanklichen Inhalt des Verses zu verdecken und für das Ohr nicht gleich wahrnehmbar zu machen, oder eine einfache Wendung der alltäglichen Sprache, den nächstliegenden Ausdruck für das Gewöhnliche in seine Verse hineinzubringen, so war er wieder ein „Romantiker", wenn auch in seinen Adern nicht ein Tröpflein romantischen Bluts rollte.

Das folgende schriftstellerische Geschlecht in Frankreich hat sich ohne Collectivnamen behelfen wollen. Man hat sich auch da mit der einfachen Zeitangabe begnügt, man hat sie die „Dichter des zweiten Kaiserreichs" genannt.

Die jungen Leute von heute scheinen nun das dringende Bedürfniß zu

empfinden, das Versäumte nachzuholen. Es hat die Gegner Emile Zolas, der durch seine ungewöhnliche Begabung, seinen riesigen Fleiß und den Einfluß, den seine kräftige Individualität auf die Literatur seines Landes und des Auslandes geübt hat, wie auch durch seine äußeren Erfolge in der zeitgenössischen Literatur eine der ersten Stellen einnimmt, nicht ruhen lassen, daß dieser verhaßte Mann, dessen schriftstellerisches Wesen ja allerdings eine starke und leidenschaftliche Opposition der Andersgläubigen erklärlich macht, das Haupt einer neuen Schule, des Naturalismus, sein solle. Sie haben sich gesagt, daß es nachgerade wohl an der Zeit sei, das Neue durch Neueres und Neuestes zu verdrängen und neben der Hauptschule des Naturalismus, oder richtiger: ihr gegenüber eine neue Schule zu begründen. Und da nun ungefähr gleichzeitig so und so Viele auf denselben gescheidten Gedanken verfallen sind, die sich untereinander ebensowenig vertragen konnten wie Katze und Maus, so hat jeder Einzelne für sich, unter gefälliger Mitwirkung einiger guten Freunde vom Stammtisch der benachbarten Brauerei, seine kleine Privatschule ins Leben gerufen.

Gerade wie die jungen Hitzköpfe von 1830, die nur in einem Punkte einig waren: in der Bekämpfung des verhaßten Gegners, in der Beseitigung der veralteten und schimmlig gewordenen starren Regeln der Metrik und der Prosodie, so haben auch die Neuesten eigentlich nur eine Gemeinsamkeit: die Bekämpfung Zolas und der naturalistischen Schule. Im Uebrigen besteht zwischen den Theilnehmern an der jüngsten literarischen Bewegung und den Altvordern der Julirevolution allerdings nicht die geringste Aehnlichkeit. Die Schriftsteller und Kritiker von 1830 hießen Victor Hugo, Théophile Gautier, Sainte-Beuve; die Hauptmänner des literarischen Ansturms an der Wende des Jahrhunderts heißen — ja, wie heißen sie?

Es ist zu befürchten, daß wir ihre Namen niemals erfahren haben oder doch schwerlich behalten würden, wenn nicht ein findiger, ungewöhnlich gescheidter Zeitungsschreiber, die Perle aller Reporter und Interviewer, Jules Huret, auf den originellen Einfall gekommen wäre, die ganze Gesellschaft, Einen nach dem Andern, sowie auch deren Gegner, die Naturalisten selbst, und endlich diejenigen Schriftsteller, die sich vor und neben Zola eine vom Naturalismus wie von jedem andern Schulzwang unabhängige Stellung in der Literatur gemacht haben, zu besuchen und aus jedem Einzelnen ein literarisches Glaubensbekenntniß herauszupressen, das er mit protokollmäßiger Objectivität und großem Scharfsinn in der Berichterstattung zunächst in einer Pariser Tageszeitung veröffentlicht und jetzt nach Abschluß der unendlich mühsamen, aber auch recht verdienstvollen Arbeit als selbstständigen Band unter dem Titel: „Zeugenverhör in Sachen des literarischen Umschwungs in Frankreich" — „Enquête sur l'évolution littéraire"*) — herausgegeben hat.

Alle Achtung vor der Herkulesarbeit des Herrn Huret! Vom März bis

*) Paris. G. Charpentier. 1892.

zum Juli des vergangenen Jahres ist er bei nicht weniger als vierundsechzig Dichtern, Kritikern und Aesthetikern hausiren gegangen; und seiner Geschicklichkeit und Tüchtigkeit ist es gelungen, sie Alle fast ohne Ausnahme zu umfassenden mündlichen oder schriftlichen Aussagen über die ihnen vorgelegten Fragen zu bewegen. Den Jüngsten, die ihre literarischen Erzeugnisse in den von ihnen selbst veröffentlichten und kaum noch von Anderen als den unmittelbar Betheiligten gelesenen kleinen Revuen erscheinen lassen, hat er damit ja einen offenbaren Gefallen erwiesen. Er hat ihnen eine großartige Reclame gemacht. Und es ist ganz begreiflich, daß sie sich gern haben ausfragen lassen, daß es ihnen in hohem Maße erwünscht gewesen ist, einmal vor dem großen Publikum ausführlicher von ihrer eigenen werthen Person und von ihren eigenen Werken zu sprechen. Neben diesen aber hat Huret auch Schriftsteller aufgesucht, die wie Zola, Edmond de Goncourt, Maupassant, Leconte de Lisle, Catulle Mendès, François Coppée, Sully-Prud'homme, Vacquerie, Claretie, Cherbuliez, Renan, nicht auf den Interviewer zu warten brauchten, um dem großen Publikum zu sagen, wer sie seien und was sie wollen. Und auch all die hier Genannten, — Alle, bis auf den unglücklichen Maupassant, der schon damals schwer leidend war, — hat er dazu bewogen, ihm Rede und Antwort zu stehen, vor ihm ihre Ansichten über den augenblicklichen Stand der literarischen Dinge in Frankreich zu entwickeln und über deren voraussichtliche Entwickelung wohldurchdachte und für die Oeffentlichkeit berechnete Vorträge zu halten. Denn Herr Huret hat die von ihm heimgesuchten Herren keineswegs hinterrücks überfallen. Er hat sie auf seinen Besuch jedesmal vorbereitet und ihnen einen vollkommenen Fragebogen vorher eingeschickt. Die von ihm angerufenen Untersuchungszeugen haben im „Echo de Paris" die von Huret nach jedem Verhör angefertigten Protokolle gelesen und ganz genau gewußt, wie mit ihren eigenen Aeußerungen verfahren werden würde. Von einer journalistischen Indiscretion kann unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein. Alle Diejenigen, die zu dem Werke des Herrn Huret beigesteuert, haben es vielmehr für nützlich gehalten, einmal vor der Oeffentlichkeit den zu ihrem dichterischen Wirken hergestellten persönlich ästhetischen Katechismus herzusagen.

Und so darf denn diese „Enquête", wenn sie auch nicht dazu führt, die Schuldigen zu ermitteln und die Vertreter der guten Sache deutlicher zu erkennen, doch als ein in der Literaturgeschichte einzig dastehendes Document gelten. Jedermann, dem es nicht gelingen sollte, sich aus den Werken der mitlebenden französischen Schriftsteller ein Urtheil über deren dichterische Absichten, über deren Freundschaften und Feindschaften zu bilden, braucht nur im Huret nachzuschlagen, dann weiß er ganz genau, was er davon zu halten hat.

Ich will den Werth der Huret'schen Protocolle nicht überschätzen; aber amüsant sind sie und in einem gewissen Sinne ohne Zweifel auch lehrreich.

Es fragt sich nur, ob es der Mühe verlohnt, gerade darüber belehrt zu werden, was wir hier Neues erfahren.

Der Leser dieses Buches befindet sich in der That in einem eigenthümlichen Zwiespalte. Das Wichtigste, das, was vielleicht sogar der künftigen Literaturgeschichte sich einmal nützlich zu erweisen geeignet wäre: das Urtheil der Autoritäten, der bedeutenden Schriftsteller, wie der vorgenannten, ist leider das wenigst Interessante und wenigst Ergiebige in dieser Zusammenstellung. Ungleich scherzhafter und fesselnder sind die Glaubensbekenntnisse der Neuesten, ihre leidenschaftlichen Angriffe auf die erfolgreichen Schriftsteller, auf die bewußten „Götzen des Tages", ihre Theorien und Systeme.

Gerade diese haben indessen im Großen und Ganzen so gut wie gar keinen literargeschichtlichen Werth, und hat man sie einmal gelesen, so wird sich schwerlich die Gelegenheit darbieten, noch einmal im Leben darauf zurückzukommen. Es sind kurzweilige Feuilletons, in denen die seltsamsten und verschrobensten Theorien in einem ungeheuren Schwulst wie pomphafte Glaubenssätze allerneuster Erfindung vorgetragen werden, oder schonungslose, sacksiedegrobe Angriffe auf mehr oder weniger bekannte und erfolgreiche Autoren.

* * *

Darüber scheinen die meisten Gelehrten einig zu sein, daß sich gegenwärtig in dem literarischen Frankreich ein „Umschwung" vollzieht, der durch die neuen Schulen herbeigeführt worden ist und zugleich die Daseinsberechtigung dieser Schulen und Schülchen aufweist.

Was die Weisen unseres Nachbarlandes dazu veranlaßt, diesen vermeintlichen „Umschwung" gerade auf den bestimmten Zeitraum des letzten Jahrzehnts zu verlegen, verstehe ich nicht recht. Die Literatur steht ebensowenig still wie die Kultur, deren Ausdruck sie ist, mit deren Bedingungen sie im Wesentlichen zusammenhängen muß. Daß in unseren Tagen der Dampfkraft und der Elektricität, der Tödtung der Entfernung, des täglichen Austausches von Land zu Land und von Welttheil zu Welttheil, die Dichtung eine andere sein muß, als sie zu Zeiten des alten Hellas und Roms sein konnte, und daß diese sich wiederum von dem Schlachtgeheul der Wilden, die in den Urwäldern Germaniens hausten, unterscheiden mußte, braucht wohl nicht lang und breit auseinandergesetzt zu werden. In der Literatur vollzieht sich eben ein steter und ununterbrochener „Umschwung", dessen Resultate allerdings erst wahrnehmbar werden, wenn man sie von einer gewissen zeitlichen Entfernung aus überschauen kann. Das französische Wort „évolution", für das wir keine andere Uebersetzung haben als „Umschwung", bezeichnet nach dem lateinischen Stammworte das Wesen dieses steten Werdeprocesses noch besser als unser deutsches Wort.

Die furchtbare blutige Lehre, die die französische Ueberhebung im letzten

Kriege empfangen hat, die Beseitigung des abenteuernden Kaiserreichs mit seinen großschnäuzigen Gloirebedürfnissen, die Einsetzung der neuen Staatsform haben naturgemäß in der Literatur seit 1870 einen mehr oder weniger deutlich erkennbaren Ausdruck gewinnen müssen; und als Vertreter dieser neuen Literatur der bittersten Enttäuschung, des berechtigten Schmerzes, der rauhesten Wahrheit scheint mir gerade Emile Zola die vollste Beachtung zu verdienen. Wer in den Schriften dieses Meisters nicht den Aufschrei des Zorns und der Empörung über die Verlotterung des Kaiserreichs vernimmt, der muß wirklich recht schwerhörig sein. Auch die Ungeberdigkeit und Derbheit in der Form hängt gewiß mit dem Republikaner zusammen, der von der Arbeit, den Thron gestürzt zu haben, noch keucht und sich nicht in der Stimmung befindet, seine Ausdrücke zu wählen und zu wägen und nach den Bedürfnissen des Hofschranzenthums zu striegeln. Das Ausland betrachtet denn auch ganz allgemein Emile Zola als das eigentliche Haupt dieser Literatur der zweiten Republik; und in dieser Beziehung ist vielleicht gerade dem Urtheil des gebildeten Auslandes, das von den kleinen Froschmäuslerkatzbalgereien, die sich in der französischen Heimat abspielen, wenig oder nichts erfährt, einiger Werth beizumessen.

Nun ist freilich auch zu uns ein dumpfes Gerücht gedrungen, daß dem Dichter des „Assommoir", der „Nana", des „Germinal" und der „Bête humaine" die Qualitäten, die wir ihm beilegen, energisch bestritten werden. Wir haben gelegentlich auch einmal vernommen, daß sich einige junge Leute, deren Namen wir bis dahin niemals gehört und seitdem wieder vergessen, zusammengethan haben, um gegen die Unfläthigkeiten und Zotereien, die Zola in „La Terre" verschwenderisch ausgegeben hatte, zu protestiren und dem Meister von Médan einen geharnischten Abschiedsbrief zu schreiben. Die Sache hatte für uns bei der ungenügenden Bedeutung der Unterzeichner dieses literarischen Pronunciamento kein besonderes Interesse. Dann lasen wir in größeren Abständen hier und da vereinzelte Berichte über seltsame Gedichtbücher, die in Frankreich erschienen, über merkwürdige Theaterstücke, die auf der dortigen „Freien Bühne" zur Aufführung gebracht waren. Aber wir wußten nicht recht, was wir mit all dem anfangen sollten.

Dieses Dunkel wird nun, soweit es möglich ist, durch die Huret'sche Veröffentlichung erhellt. Und wenn wir nach der Lectüre des dickleibigen, 450 Seiten zählenden Bandes auch nicht viel mehr wissen, als wir zuvor gewußt haben, so ist das jedenfalls nicht der Fehler des Berichterstatters; es liegt vielmehr an den jungen Leuten, die selbst nicht wissen, was sie wollen, die vielmehr auch in der Literatur einstweilen nur dem bekannten Grundsatze der radicalen politischen Unklarheit huldigen: „Es muß Allens verrungenirt werden."

Die nebelhafte Verschwommenheit ihrer Ideen, gepaart mit der Ueberhebung und Großmannssucht, die der Unklarheit und Leistungsunfähigkeit zu

eigen zu sein pflegen, zeigt sich schon darin, daß eigentlich jeder Einzelne der Chef seiner besonderen „Schule" sein will.

Huret theilt die Gegner des Naturalismus, abgesehen von den „Parnassiens", den Dichtern, die wie Leconte de Lisle, Mendès, Coppée, Sully-Prud'homme, Silvestre, mit den früheren Dichtergeschlechtern der Klassiker und Romantiker noch Fühlung behalten haben, — den ernsthaftesten, die gerade deswegen am meisten von den Jüngsten gehaßt und verachtet werden, — in vier Hauptgruppen. Ich muß noch entschuldigend bemerken, daß ich für die barbarischen Sprachwidrigkeiten in den Bezeichnungen der verschiedenen Secten nicht verantwortlich zu machen bin. Erstens: die Psychologisten, zweitens: die Magisten, drittens: die Symbolisten und Decadentisten und viertens: die Neorealisten. Aber diese summarische Gruppirung stößt bei jedem Einzelnen auf Widerspruch. Da werden noch alle möglichen feinen Unterscheidungen gemacht. Jeder Einzelne beansprucht für sich oder für einen Collegen einen besondern Schulausdruck, wie Positivist, Materialist, Realist, Idealist, Evolutionist, Occultist, Spiritualist, Egotist, Synthetist, Trombonist, Instrumentist, Magnificist u. s. w.

Alle diese Bezeichnungen finden sich in der Huret'schen Berichterstattung, und jede einzelne wird eingehend motivirt, mit einer scharfen Bezeichnung der Unterscheidung von der benachbarten Schattirung!

Schon bei dieser Vertheilung der Schriftsteller in die Sectionen, die sie selber beanspruchen, oder die ihnen als die einzig richtigen angewiesen werden, wird uns von alle dem so dumm, als ging' uns ein Mühlrad im Kopf herum. Wir haben bisher all die Neuen gemüthlich in den einen großen Topf geworfen, auf den Zola die Etikette des „Naturalismus", dieser neuesten und radicalsten Form des Realismus, geklebt hatte; und nun merken wir auf einmal, wie es in diesem Topfe krabbelt, sich befehdet, kratzt, zerfleischt, verschlingt, wie da die erbittertsten Todfeinde den Kampf des literarischen Daseins ausfechten, wie jeder Einzelne für sich das Recht eines eigensten „ismus" und nach der scharfsinnigen Definition, die Goethe von gewissen Originalen giebt: ein Narr auf eigene Faust zu sein, in Anspruch nimmt.

Wollte man dem Verlangen dieser jugendlichen Chorführer gerecht werden und jedem Einzelnen die besondere Stelle, die er beansprucht, anweisen, unter genauer Innehaltung der bezeichnenden Unterscheidungslinien, so würde man vor lauter Klassificirung vollständig verwirrt werden. Zum Glück vereinfacht sich die krause Geschichte, wenn man etwas genauer hinsieht. Ganze Gruppen lassen sich bequem in eine einzige geräumige Gummizelle für literarische Tobsüchtige unterbringen. Und wenn die Insassen denn durchaus „isten" sein müssen und wollen, so wüßte ich für sie keine bessere Bezeichnung, als die von Girardi erfundene: „Blödisten".

Man glaubt in der That einen ganzen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören!

Während wir uns mit vieler Mühe und Anstrengung allmählich aus der

Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit, dem Wust und Schwulst, der Unklarheit und bildlichen Ueberlastung der Sprache zur Einfachheit, Deutlichkeit, Knappheit und Klarheit durchzuarbeiten versucht haben, machen diese jungen Franzosen, die sich der Wohlthat einer überkommenen Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des Ausdruckes erfreuen, gerade das Gegentheil. Sie versetzen geflissentlich ihr Französisch mit entlegenen Fachausdrücken eines überwundenen Philosophenstils, und wenn sie es auf diese Weise fertigbringen, einen ganz dürftigen Gedanken so aufzubauschen, daß der Wortklang zunächst wirkt, als ob Gott weiß was dahinter steckte, dann meinen sie ein außerordentliches Kunststück geleistet zu haben. Es ist eitel Schwindel, lediglich darauf berechnet, dem Denkfaulen zu imponiren!

Es liest sich freilich verwünscht schwer, was die jungen Leute da schreiben, und überall bleibt man an irgend einer schrullenhaften Floskel kleben. Giebt man sich aber die Mühe, verstehen zu wollen, und kommt man endlich dahinter, was der unklare Kopf etwa gemeint haben mag, und was er, da er darüber selbst nicht zu klarer Einsicht gekommen ist, in verschwommenen Andeutungen nur errathen läßt, so macht man die betrübende Wahrnehmung, daß es eigentlich gar nicht der Mühe verlohnt hat, sich den Kopf zu zerbrechen. Die Nuß war freilich hart zu knacken, aber der Kern ist wurmstichig und geschmacklos.

Der Hauptvertreter des Zola'schen Naturalismus in der Kritik, Gustave Geffroy, ein Mann mit gesundem Urtheil, ein klarer Kopf, sagt sehr richtig: in den Dichtungen dieser Jüngsten höre man wohl etwas Harmonisches murmeln, rauschen und surren, man wisse nur nicht recht, was. „Und wie soll ich mich," fährt er fort, „für Dinge interessiren, die ich nicht verstehe? Und noch schlimmer steht die Sache, wenn es mir mittels zahlloser Nachschlagebücher und Aufschlüsse gelingt, dahinter zu kommen, was eigentlich gemeint ist. Denn dann finde ich schließlich doch nur Gedanken, die wirklich zu dünnschichtig sind, um einer solchen Arbeit zu lohnen." Der alte Leconte de Lisle charakterisirt kräftig und treffend die ganze neue Richtung mit dem einen Worte: „Totale Verfinsterung der Sprache, der Klarheit und des gesunden Menschenverstandes."

* * *

Am ehrlichsten sind vielleicht die Anhänger des „Magismus", die wenigstens das Eine vor den Andern voraus haben, daß sie erklären, sie seien sich selbst darüber im Unklaren, was sie eigentlich wollten und was sie machten. Willenlos folgen sie dem so allgemein beliebten dunklen Drange. Natürlich spielen da mystische Schwärmereien eine Rolle.

Der Unkundige wird sich nach dieser Definition von dem Wesen des Magismus freilich kaum eine wahre Vorstellung machen können. Aber auch der kundige Adept geräth in einige Verlegenheit, wenn man ihm die Pistole auf die Brust setzt und ihn fragt: Was ist denn eigentlich Magismus? Ja

sogar der Kundigste von Allen, der Hoheprieſter dieſes dichteriſchen Geheimcultus, Joſéphin Péladan, der ſich eine chaldäiſche Würde beigelegt hat und ſich „Sar Joſéphin Péladan" nennt, läßt uns darüber im Unklaren. „Sar" ſoll, wie man mir ſagt, im Chaldäiſchen ungefähr ſoviel heißen wie Wirklicher Geheimrath mit dem Prädicate Excellenz.

„Was Magismus iſt?" antwortet der merkwürdige Sar auf Huret's Frage. Ich geſtehe, daß ich auf die Antwort geſpannt war. Ich las nun Folgendes: „Der Magismus iſt die äußerſte Cultur, die Syntheſe, die alle Analyſen vorausſetzt, das höchſte combinirte Ergebniß der mit der Empirie vereinigten Hypotheſe, das Patriciat der Intelligenz und die Krönung der Wiſſenſchaft mit der Kunſt." Nun wiſſen wir es alſo ganz genau! Alſo das Patriciat der analytiſchen Syntheſe, die Krönung der Empirie mit der Hypotheſe der Wiſſenſchaft — ich glaube, ſo war's ja wohl? Man kann das durcheinanderſchütteln und durcheinanderwürfeln wie man will, es bleibt immer gleich verſtändlich. In demſelben Stile iſt die ganze Ausſage des Sar Joſéphin Péladan gehalten!

Als Huret ihn über den Naturalismus interpellirt, will Péladan vermuthlich ſagen, er haſſe dieſe Literatur, die für ihn der Ausdruck der Rohheit und des Pöbels ſei, und dafür findet er folgenden Satz: „Ich erblicke im Naturalismus den Synchronismus des allgemeinen Stimmrechts und den antiäſthetiſchen Protagonismus der Canaille." Das geht ja auch!

Mit dieſen „ismen" und „iſten" thut ſich etwas! Dieſe eigenthümlichen Subſtantivbildungen ſind bei dem ganzen gegenwärtigen Geſchlechte der franzöſiſchen Schriftſteller und vor Allem bei den Jüngſten geradezu zu einer widerwärtigen Marotte geworden. Der Ausdruck für das Gefühl der „höheren Wurſchtigkeit", um das durch Bismarck literaturfähig gewordene Wort hier zu citiren, heißt jetzt im Franzöſiſchen der „menfichisme' oder der „zutisme", gebildet aus „je m'enfiche" und dem unüberſetzbaren Ausruf des Pariſer Janhagels „zut!", was in deutſcher Nachbildung ungefähr mit „Wasblaſebrauferei" oder „Kehrmichnichtdranerei" wiedergegeben werden könnte. Es giebt auch jetzt im Franzöſiſchen ein „aquoibonisme", eine „Zuwelchemzweckerei"! Heiliger Littré!

Von Sar Joſéphin Péladan, der der Führer ſeiner kleinen Gemeinde zu ſein ſcheint, iſt manchmal ſogar in deutſchen Blättern die Rede geweſen. Die Andern erfreuen ſich des Ungekanntſeins in den weiteſten Kreiſen. Zu dieſen gehört der junge Paul Adam, ein prächtiger Typus des Magismus, ein Flüchtling aus dem Lager der Naturaliſten, der nun in der Dichtung der vierten Dimenſion herumulkt, die Wunder des Spiritismus für erwieſene Phänomene hält, an Tiſchrücken, Geiſterklopfen und dergleichen „Du-Prelismen" glaubt und unter der geheimnißvollen Gewalt einer höheren Kraft ſeine noch unverſtandenen Dichtungen niederſchreibt. Aber was macht er ſich daraus, daß er noch nicht verſtanden und gewürdigt wird? „Ich ſchreibe ja nicht," ſagt er, „um mich zu zerſtreuen oder um die Leute zu unterhalten. Mir

wäre es sogar vollkommen gleichgültig, wenn ich augenblicklich gar nicht gelesen würde; denn ich habe die Ueberzeugung, daß in fünfundzwanzig bis dreißig Jahren die fünfzehnhundert Leser, die mich augenblicklich schon verstehen, zu zehntausend angewachsen sein werden, und daß es in demselben Verhältniß so weitergeht."

„Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?"

Paul Adam unterschätzt übrigens seine Gabe, die Mitwelt zu belustigen. Für ihn sind — er hat die französische Liebhaberei der Aufzählung — die Gipfel der Literatur: Moses, Aeschylos, Virgil, Dante, Rabelais, Shakespeare, Goethe, Flaubert und Laforgue. Jawohl, Laforgue! Vielleicht könnte er auch sagen: Adam der Alte, Homer, Ronsard, Molière, Klinger, Byron, Leon Treptow und Adam (Paul) der Jüngere.

Eine erheblich größere Bedeutung als diese kleine Secte haben die „Symbolisten" und „Niedergängler" oder „Verfallsler", wie Johannes Scherr Décadents und Décadentistes vielleicht übersetzt haben würde. Auch diese Bezeichnungen sind übrigens nichts weniger als zutreffend. Die Meisten erklären denn auch ganz ehrlich, sie wüßten eigentlich selbst nicht, wie sie zu dem Namen „Symbolisten" gekommen seien; und wenn sie unmittelbar befragt werden, was sie denn eigentlich unter dem Begriff des Symbolismus verstanden wissen möchten, so erklären die Einen, die Ehrlichen: darauf wüßten sie beim besten Willen nichts zu erwidern, während sich die Andern in ästhetisirenden Unverständlichkeiten und bombastischen Phrasen abquälen, aus denen man ungefähr errathen kann, daß sie etwa meinen, was Goethe mit seiner wundervollen Klarheit ausgesprochen hat: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Es ist überhaupt merkwürdig, wie der Leser des Huret'schen Buches, man darf beinahe sagen, bei jeder einzelnen charakteristischen Aeußerung dahin gedrängt, ja, dazu gezwungen wird, sich der Goethe'schen Weisheiten zu erinnern. Alles, aber auch Alles, was diese Jüngsten als allerneueste Erfindungen ihres kühnen und originellen Geistes ausgebrütet zu haben wähnen, Alles das hat unser Goethe in seinem stillen Weimar vorgeahnt, gewußt und von seiner olympischen Höhe mit lächelndem und überlegenem Wohlwollen abgethan. Die ganze Baccalaureus-Scene des zweiten Theiles des „Faust" könnte als eine unvergleichliche und herrliche Satire der Bestrebungen dieser „Neusten", die sich „grenzenlos erdreusten", betrachtet werden. Und bei dem Abschiede von jedem Einzelnen möchte man ausrufen:

„Original, fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Was nicht die Vorwelt schon gedacht."

Wenn diese jungen Herren von den mitlebenden Meistern der Dichtung, namentlich von Zola, sprechen, so glaubt man den harmlos rührend frechen Baccalaureus und seinesgleichen leibhaftig vor sich zu sehen und zu hören. Da führt der Eine zum Beweise der Thatsache, daß dieser gute Zola gänzlich veraltet und verschimmelt sei, daß seine neuesten Schriften ungenießbar und längst überwunden seien, die erschütternde Thatsache an, daß sich in der Redaction „seines Blattes" — ein Blatt, dessen Titel über die Biertische des Lateinischen Viertels hinaus nicht bekannt geworden ist — nicht ein einziger Mitarbeiter gefunden, der es über sich vermocht habe, die „Bête humaine" mit genügender Aufmerksamkeit zu lesen, um darüber öffentlich zu sprechen!

Ein Anderer, der allerdings mit dreiundzwanzig Jahren loszufiedern begonnen hat und jetzt schon nahezu achtundzwanzig Jahre alt ist, sagt zu Huret von den Symbolisten, die etwas bekannter geworden sind: „Sie haben die Leute ja gesehen und wissen, wie es um sie steht. Als ich mit ihnen noch verkehrte, wackelten sie schon mit dem Kopfe! Der Eine war beinahe vierzig Jahre alt, ein Anderer hatte sogar die Mitte der Vierzig schon überschritten! Die sind also gründlich fertig! Die haben längst Alles gegeben, was sie haben geben können." Genau so zieht der brave Baccalaureus die Altersgrenze für das wirklich Tüchtige:

„Das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat Einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, Euch zeitig todtzuschlagen."

Die ganze wüste Opposition der Zola-Abtrünnigen gegen ihren früheren Freund und Meister läßt sich ebenfalls nicht verständlicher machen, als durch die Worte des Mephisto:

„Wenn man der Jugend reine Weisheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das Alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf."

Es ist auffällig, daß diese jungen Leute, die vor den Andern, von denen sie die Ueberzeugung haben, nicht controlirt werden zu können, sich so geberden, als ob sie ihren Goethe am Schnürchen hätten, niemals auf den naheliegenden Einfall gekommen sind, zwischen dem Gebaren der jüngsten Poeten Frankreichs und dem des Baccalaureus eine Parallele zu ziehen.

Einer der „Décadentisten", und zwar einer der gediegensten und unterrichtetsten, der Belgier Maeterlinck, bezeichnet sogar Goethe'sche Dichtungen als die grundlegenden Werke des Symbolismus, und er nennt außer dem zweiten Theil des „Faust" „einige Goethe'sche Erzählungen, insbesondere sein berühmtes ‚Märchen aller Märchen'".

Nun giebt es freilich keine Goethe'sche Dichtung, die diesen Titel führt, aber er macht sich gut; und wenn man auch die entlegeneren Goethe'schen Werke im Kopf hat, wird man vielleicht errathen, daß Maeterlinck wahrscheinlich die siebente und letzte der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", von Goethe schlechtweg „Das Märchen" genannt, meint, dessen räthselhafte Symbolik für die neue Dichterschule jenseits der Vogesen einen ganz besondern Reiz haben mag. Meyer von Waldeck hat all die ergötzlichen Deutungen, die diese Dichtung erfahren hat, zusammengestellt. Die wichtigsten Deutungsversuche, die in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe mitgetheilt werden, geben dem Leser die erfreuliche Gewißheit, daß er nach deren Kenntnißnahme von dem „Märchen" noch ein bischen weniger versteht als zuvor. Und Goethe selbst hat das vorhergesehen. Er schreibt im September 1795 an Schiller: „Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen als so viel Räthsel dem Räthselliebenden willkommen sein." Auch Schiller verspottet in seinen Xenien schon im Voraus die Ausleger:

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn alle? ‚Das Märchen, mein Freund.'"

Ist es nicht charakteristisch, daß diese Herren Symbolisten neuesten Schlages gerade diese Goethe'sche Dichtung herauskrabbeln und als den Katechismus ihrer dichterischen Glaubenslehre in besondern Ehren halten? Goethe hat doch wirklich recht viel Anderes geschrieben, aus dem jugendliche Dichter erheblich mehr lernen könnten.

Bei den meisten der „Symbolisten" ist übrigens von wirklichem Symbolismus so gut wie nichts zu verspüren, und da sie über den Begriff des Symbols und dessen Zusammenhang mit ihrer eigenen Schöpfung im Dunkel hilflos umhertappen, halten sich die namhaftesten Dichter dieser Schule mehr an das Aeußerliche, an die Form, um sich von den dichterischen Andersgläubigen, namentlich denjenigen, die mit den Klassikern und Romantikern einige Fühlung behalten haben, deutlicher zu unterscheiden. Ja, man darf beinahe sagen, die sogenannten symbolistischen Dichter sind einfach die Dichter der freieren Form.

* * *

Man weiß, die starre Form der Dichtung ist in Frankreich bisher mit einer Strenge gewahrt worden, die uns geradezu unbegreiflich erscheint. Nach den Auffassungen, die dort bisher als die allein maßgebenden betrachtet worden sind, giebt es einfach keinen Vers, der mehr als zwölf Silben zählt. Es giebt keinen Vers, in dem ein Hiatus vorkommt.*) Die unentbehr-

*) „Gardez qu'une voyelle, à courir trop hâtée,
„Ne soit d'une voyelle en son chemin hurtée,"

lehrt der brave zopfhafte Boileau, dessen Vorschriften in der „Art poétique" noch immer als die unanfechtbaren Erkenntnisse des technisch-poetischen Obertribunals respectirt werden.

lichsten sprachlichen Wendungen sind dadurch in der französischen Dichtung unmöglich geworden. Man darf z. B. in der gebundenen Form niemals sagen: „il y a," „j'ai eu," „j'ai été," u. s. w."

Es giebt ferner keinen französischen Vers, der nicht orthographisch richtig, also nicht blos für das Ohr hörbar, sondern auch für das Auge sichtbar, mit einem andern gereimt ist. Während uns die Assonanz vollkommen genügt, ist es dem französischen Dichter sogar schon versagt, einen Singular mit einem Plural zu reimen! „Roi" reimt nach den strengsten Regeln vollkommen gut mit „effroi". Der ganz ebenso ausgesprochene Plural „rois" reimt aber absolut nicht mehr mit „effroi", ebensowenig wie der Plural „doigts" mit dem ganz gleichlautenden „doit", obwohl das Schluß-s absolut unhörbar ist. Ein solcher Reim wäre ein grober Fehler, den sich kein einziger Dichter bisher hat zu Schulden kommen lassen.

Unreine Reime, die bei unsern Klassikern beinahe ebenso oft vorkommen wie die reinen, jedenfalls so oft, daß wir sie gar nicht mehr bemerken („neu", „sei"; „vieren", „Bäckerthüren"; „zieht", „blüht"; „erbittern", „erschüttern"; „Dichterhöhe", „Nähe"; „vergönnt", „Element"; „glühn", „hin"; „Blätter", „Götter"; „Bühnen", „Maschinen"; „Schnelle", „Hölle"; — allesammt aus dem „Vorspiel auf dem Theater"; „Höh", „See"; „steil", „Geheul"; „zurückekehrt", „gehört"; „befiehlt", „hinweggespült"; „heulen", „Weilen"; „Wasserhöhle", „Seele"; „Rande", „wandte"; „rief", „Felsenriff"; „Rede", „Oede"; „Gefühl", „Spiel"; „kühn", „hin"; — aus dem „Taucher"), oder gar Assonanzen, bloße Lautanklänge, die unsern größten Dichtern unter Umständen als Ersatz für den Reim vollauf genügen („Haus" und „schaust", „beschäftigt" und „bemächtigt" u. dergl.), sind in der französischen Reimsprache einfach undenkbar, vollkommen unverständlich. Es würde für das Ohr des französischen Lesers nicht einmal wahrnehmbar werden, wenn mit der Zusammenstellung von Wörtern wie etwa „tige" und „déluge" „rime" und „écume", „heure" und „frère" auch nur die Absicht, etwas Reimverwandtes herzustellen, verbunden sein sollte. Selbst beinahe vollkommen gleichlautende Wörter, die sich nur durch das freilich nicht ganz „stumme", aber doch kaum hörbare e unterscheiden, wie „pair" und „père", „mer" und „mère", „arc" und „arque", „soi" und „soie", sind nicht blos schlechte und unzulässige, es sind überhaupt gar keine Reime!

Besteht dagegen zwischen den Schlußbuchstaben der Reimwörter die von den Gesetzgebern des französischen Parnaß als unerläßlich erachtete Uebereinstimmung, so ist den Forderungen für den Reim Genüge geschehen, — ohne alle Rücksicht auf die Aussprache und den Lautklang! Also „pis" und „fils", „net" und „satisfait" sind, wenn auch nicht gerade sehr schöne, doch ganz correcte und zulässige Reime.

„Madame, voulez-vous que je vous parle *net?*
De vos façons d'agir je suis mal *satisfait.*"

(Misanthrope).

„Oh! vraiment, tout cela n'est rien au prix du *fils*:
Et si vous l'aviez vu, vous diriez: C'est bien *pis!*"

(Tartuffe).

Wenn auch der leichtfertigste Reimschmied bei uns auf den Einfall käme, Verszeilen mit den Wörtern „nett" und „jäh" oder „Spieß" und „nie" auslaufen zu lassen, so würde kein deutscher Leser sich vorstellen können, daß das Reime sein sollen. Im Französischen aber reimen die den deutschen Nicht-Reimen ganz genau entsprechenden Wörter, weil sie eben im Schlußbuchstaben orthographisch übereinstimmen. Es sind freilich ziemlich dürftige Reime, aber immerhin sind es Reime.

Es giebt auch keine französische Dichtung mit zwei oder mehr aufeinanderfolgenden männlichen oder mit zwei oder mehr aufeinanderfolgenden weiblichen Reimpaaren. Also eine Reimstellung in einem französischen Gedichte etwa wie die folgende: „sentiment", „seulement", „soir", „voir", „éveillée", „habillée", „joie", „soie", wäre ein durchaus unleidlicher Verstoß gegen die Regel. Die Reime müssen vielmehr unbedingt abwechseln, männlich, weiblich; also: „sentiment", „seulement", „éveillée", „habillée", „soir", „voir", „joie", „soie". „Joie" und „soie" sind für das Ohr allerdings männliche Reime, für das Auge aber, das in der französischen Prosodie das entscheidende Votum abgiebt, sind es weibliche.

In der strengen Dichtung, in der dramatischen vor Allem, die, bis auf verschwindend wenige Ausnahmen, nur den Alexandriner kennt, müssen die männlichen und weiblichen Reimpaare ganz regelmäßig abwechseln; männlich, weiblich, wie ich es eben angegeben habe. In der freieren Form der Lyrik darf sich zwischen ein männliches Reimpaar ein weibliches einschachteln oder umgekehrt. Da wäre also eine Reimstellung wie die folgende statthaft: „sentiment", „éveillée", „habillée", „seulement". Die Regel aber, daß beim Eintritt eines jeden neuen Reimes männlicher und weiblicher Reim unweigerlich zu alterniren hat, duldet keine Ausnahme!

Alle diese Pedanterien der französischen Versbaukunst sind allerdings schrecklich, und schon die Dichter der Julirevolution haben, damals freilich noch ziemlich zaghaft, gegen diese Tyrannei anzukämpfen versucht; namentlich hat Alfred de Musset sich über den thörichten Zwang der Unterordnung des Gedankens unter die Gewalt des herrischen Versbaus bitter beklagt, er hat sogar einigemal mit absichtlichem Uebermuth dagegen verstoßen. Aber das war doch nur ein Ausnahmefall. Im Allgemeinen beschränkten sich die damaligen Anstürmer gegen die Legitimität des klassischen Verses darauf, die Cäsur, die im klassischen Alexandriner immer in der Mitte des Verses nach dem sechsten Fuße angebracht ist, durch den sinnlichen Inhalt zu verschieben und den Reim weniger hörbar zu machen.*) Als ein klassisches Beispiel für

*) „Que toujours dans vos vers, le sens coupant les mots,
Suspende l'hémistiche; en marque le repos."

Boileau, Art poétique.

diese freiere, cäsurverachtende Behandlung des Alexandriners könnten die Victor Hugo'schen Verse gelten:

„On disait: qui sont-ils? D'où viennent-ils? Ils sont
Ceux qui paraissent, ceux qui jugent, ceux qui vont."

Wenn man diese Verse so liest, wie sie dem Sinne nach gelesen werden müssen, so ist allerdings von der Cäsur keine Spur mehr zu bemerken und der Reim für das Ohr kaum noch wahrnehmbar. Aber immerhin entsprechen diese beiden Alexandriner den Regeln der französischen Verstechnik vollkommen.

Die Symbolisten dagegen gehen viel weiter. Sie zählen nicht mehr die zu dem Alexandriner erforderlichen Silben an den Fingern ab, sie schreiben Verse von vierzehn, sechzehn Füßen.

„Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei alledem kommt nichts heraus."

Es kommt ihnen auch gar nicht darauf an, einen gehörigen Hiatus, der das empfindliche französische Ohr tödtlich beleidigt, anzubringen, wenn es ihnen gerade paßt. Auch mit dem Reim schalten und walten sie in größter Freiheit.

Diejenigen, die sich der längst festgestellten und als unveränderlich betrachteten strengen Form der französischen Dichtung, die selbst von Victor Hugo, Musset, Lamartine, Barbier, Augier in Ehren gehalten ist, noch heute bedienen, wie Coppée, Sully-Prud'homme, Mendès ꝛc., haben ganz Recht, wenn sie von ihrem Standpunkt aus erklären: das, was die Symbolisten machen, sei überhaupt keine Poesie in gebundener Form, es sei nichts Anderes, als sonderbare Prosa mit einigen mehr oder minder auffälligen Reimen.

Länger, als mir lieb ist, habe ich mich bei diesen Aeußerlichkeiten der französischen Verskunst aufhalten müssen. Der Fernstehende würde ohne diese eingehendere Auseinandersetzung kaum begreifen können, was das heutige Dichtergeschlecht in Frankreich in die zwei feindlichen Lager spaltet, die sich leidenschaftlich befehden: die Aelteren, vornehmlich die „Parnassiens", die wie auch die kühnsten Romantiker an den Boileau'schen Satzungen festhalten, die Jüngsten, namentlich die „Symbolisten", die in der Anwendung des freien Verses das Heil für Frankreichs neue Dichtung erblicken.

Für uns hat dieser ganze Streit über die Versform nur ein geringeres Interesse.

Wir sind von unseren Klassikern selbst zur freisten Auffassung der poetischen Form erzogen worden, und unsere Sympathien sind daher naturgemäß mehr für die Jungen, als für die Diejenigen, die an den Ueberlieferungen der klassischen Form für nun und alle Zeiten unbedingt festhalten zu müssen glauben.

Aber die jungen „Symbolisten" dürfen sich nur ja nicht einbilden, daß sie mit ihren Forderungen der freieren Behandlung des Alexandriners etwas Funkelnagelneues und Originelles ersonnen haben! Wenn sie in der Weltliteratur ein bischen besser Bescheid wüßten, als dies thatsächlich der Fall

ist, so würden sie vielleicht in Erfahrung gebracht haben, daß schon vor sechzig Jahren Ferdinand Freiligrath diese Freiheit für den Alexandriner nicht blos theoretisch beansprucht, sondern auch von den Wohlthaten dieser Freiheit den herrlichsten praktischen Gebrauch gemacht hat:

„Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — Solch ein Thier bewältiget kein Schah . . .
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da!
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!
Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen saubern Alten.
Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan, da klafft die Ritze!“

Unbegreiflich, daß sechzig Jahre erforderlich gewesen sind, um den Widerhall dieser donnernden Verse über den Rhein zu tragen, und daß Diejenigen, die jetzt dasselbe, nur weniger gut sagen, sich für Neuerer halten und der Freiheit eine Gasse zu brechen wähnen.

* * *

Noch durch eine andere Aeußerlichkeit suchen sich einzelne der Jüngsten in einen deutlich erkennbaren Gegensatz zu den Naturalisten zu stellen. Gegenüber der naturalistischen Sprache, die auch vor den häßlichsten Ausgeburten des Argot der Kneipen, Künstlerateliers, Kasernen und Verbrecherspelunken nicht zurückschreckt, macht sich in der Diction einiger der französischen Poeten neuesten Datums leider mit störender Absichtlichkeit das Bestreben geltend, durch Wiederaufnahme außer Curs gerathener Wörter und Wendungen des alten Französisch dem allerdings einigermaßen verlotterten und charakterlos gewordenen Stile der heutigen französischen Schriftsprache eine reizvolle Eigenart, Wohllaut, Rundung und Kraft zu geben.

Gegen ein solches Bestreben läßt sich grundsätzlich sicherlich nichts einwenden. In allen Culturſprachen zeigt sich die betrübende Erscheinung, wie kräftige, gesunde, bezeichnende Ausdrücke, die in der Vergangenheit gang und gäbe waren, mit der Zeit von späteren Geschlechtern ganz vergessen werden. Die berufenen Priester des Heiligthums der Sprache, die hervorragenden Dichter aller Länder, haben es daher auch immer als eine ernsthafte Aufgabe betrachtet, gegen das ungerechte und unverdiente Schicksal dieser wohlgerathenen Stiefkinder der Sprache anzukämpfen. Sie haben sie aus dem tiefen Schutt, unter dem sie begraben lagen, hervorgeholt und das Alte, das gewöhnlich viel besser und tüchtiger war als das Neue, das sich an dessen Stelle gesetzt hatte, wieder zu Ehren gebracht. Es braucht nicht daran er-

innert zu werden, welche Schätze Goethe für seinen „Götz" aus der Sprache der Reformation gerettet hat. Wir brauchen auch auf die Neueren, auf Gustav Freytag in seinem Werke „Die Ahnen", auf Richard Wagner in den Dichtungen seiner Musikdramen nur zu verweisen.

Aber mit der ernsten gewinnbringenden Arbeit dieser Goldgräber läßt sich das thörichte Herumbuddeln der albernen Narren, die vergnügt sind, wenn sie Regenwürmer finden, nicht vergleichen. Einige der Werke unserer jungfranzösischen Dichter wimmeln von kindischen Spielereien mit entlegenen, schwer verständlichen Wörtern, von Archaismen und dialektischen Schnurrpfeifereien, die keinen andern Werth haben, als daß sie in Vergessenheit gerathen oder nur in einem engen Bezirke überhaupt gebräuchlich oder endlich nur von den Kennern der französischen Sprachmutter zu verstehen sind. Da wird das rühmenswerthe Bestreben, die Sprache der Gegenwart durch wiedergehobene Schätze aus der vergangenen Sprache zu bereichern, zu stärken und zu verschönen, zur lächerlichen Manierirtheit, zur Verschrobenheit und Ziererei.

Was soll man von dem Französisch eines Saint-Pol-Roux-le-Magnifique, der sich, wie das von ihm selbst sich beigelegte und dem großartigen Mediceer Lorenzo il Magnifico entlehnte Prädicat schon erkennen läßt, zur Schule des Magnificismus rechnet — einer jener großartigen Dichterschulen, in der er vermuthlich der Director, der Hauptlehrer, der Hilfslehrer und einzige Schüler ist —, was soll man von dem Französisch dieses Herrn sagen, der sich wahrscheinlich für furchtbar originell hält, wenn er für die einfachsten, natürlichsten und statthaftesten Ausdrücke der französischen Umgangssprache fragwürdige Latinismen und überflüssige Alterthümeleien anwendet, die keine andere Eigenschaft als die des Befremdlichen besitzen?

Dieser Saint-Pol-Roux beantwortet Hurets Brief. Das einfache Wort „lettre" genügt ihm nicht, auch „epître" ist ihm noch zu gewöhnlich, „epistole" erscheint ihm bedeutender; und dieses Wortes bedient er sich. Er hat eine offenbare Freude daran, wenn ihm so schöne Eigenschaftswörter wie „vetuste" „impavide", „tabide" einfallen, wenn er von einem Freunde und Genossen nicht als von „ami" oder „compagnon", sondern von seinem „compaing" spricht, wenn er das im heutigen Französisch nur im Participe „ambulant" gebräuchliche Verbum in die vollen Rechte eines in allen Zeiten conjugirbaren Verbums einsetzt und für „marcher" lieber „ambuler" sagt. Was sollen diese Schrullen, die durchaus werthlos sind und keinem Menschen Vergnügen machen als dem davon Befallenen?

Dieser „Magnificist", dem übrigens von mancher Seite eine wirkliche Begabung nachgerühmt wird, scheint mir doch, nach seiner „Epistul" zu urtheilen, der Verschrobenste von Allen zu sein. Seine Sentenzen sind manchmal zum Todtlachen. Er schreibt: „Le poète est le Sage-homme de la Beauté", was wohl kaum anders zu übersetzen wäre, als: „Der Dichter ist der Hebeammerich der Schönheit."

Er behauptet, daß unsere jetzige Literaturzeit gewissermaßen die Wehen

der Wiedergeburt einer neuen goldenen Literatur darstellt, und daß also unsere Gegenwart dieselben ungewöhnlichen Erscheinungen aufweist, wie die Tage vor der Renaissance. Um das zu beweisen, stellt er in der beliebten französischen Manier verschiedene Namen auf, die für ihn die bezeichnenden Träger der Ideen sind. Da finden sich denn folgende Zusammenkoppelungen: Montaigne-Taine, Machiavelli-Zola, Paracelsus-Huysmans, Kopernikus-Octave Mirabeau, und endlich Luther-Richard Wagner. Man könnte auch noch sagen: Herakleit-Wilhelm Busch, Sokrates-Gilka u. s. w. Uebrigens habe ich den guten Magnifico in Verdacht, daß ihm bei der Zusammenstellung von Luther und Richard Wagner die Berliner Weinfirma von Lutter & Wegner vorgeschwebt hat, von der er gehört haben mag, da sie ja die Stammkneipe des wunderbarerweise in Frankreich bekanntesten deutschen Schriftstellers E. T. A. Hoffmann gewesen ist.

Und solche Leute verlangen, daß man sie ernst nehme!

Wenn sie wenigstens etwas leisteten! — Aber wo sind ihre Leistungen?

* * *

„Das Lied, das Lied hat Flügel!" sagt einer unserer liebenswürdigsten Dichter. Die Gedichte Victor Hugos, Alfred de Mussets, François Coppées u. s. w., die Dramen Augiers, Dumas', Sardous, die Romane der Goncourt, Zolas, Daudets, Maupassants und Bourgets sind vom Lande ihrer Geburt aufgeflogen und haben ihren Zug über die ganze civilisirte Erde genommen. Weshalb wissen denn selbst Diejenigen, die an der französischen Literatur ein besonderes Interesse nehmen, von den Allerbedeutendsten dieser Jüngsten so gut wie nichts? Woher kommt es, daß sie diesen Namen überhaupt zum ersten Male in dem Huret'schen Buche begegnen? Sollte das nicht daran liegen, daß diese Leistungen an sich nicht bedeutend genug sind, um die Aufmerksamkeit der weiten Kreise der Gebildeten zu verdienen?

Wir Fernstehenden sind höflich genug, diese Auffassung in die bescheidene Form einer Frage zu kleiden. Die Nahestehenden und Kundigen, und unter ihnen der Kundigsten einer, Emile Zola, brauchen weniger vorsichtig zu sein und sprechen diese Ansicht als eine unwiderlegliche Thatsache in der bestimmtesten Form aus.

„Wer sind denn die Leute," sagt er, „die uns Naturalisten bei Seite schieben und vernichten und auf den Trümmern des Naturalismus eine neue Literatur aufbauen wollen? Ich kenne sie ganz genau! Seit einem Jahrzehnt verfolge ich ihr Thun und Treiben mit wirklicher Sympathie und Theilnahme. Es sind ja recht nette Leute, die ich sehr gern habe, um so mehr, als sie ungefährlich sind, und als sich in ihrer Schaar auch nicht ein Einziger befindet, der uns verdrängen könnte. Ich lese ihre Arbeiten, lese ihre kleinen Revuen, so lange sie erscheinen, und immer wieder lege ich mir die Frage vor: Wo wird denn nun eigentlich die mörderische Kugel gegossen, die uns

zerschmettern soll? Vor etwa zehn Jahren hörte ich von gemeinsamen Freunden: ‚Der größte lebende Dichter ist Charles Morice! Passen Sie nur auf, was uns der noch geben wird, passen Sie nur auf!‘ Nun, ich habe gewartet und aufgepaßt und nichts erspäht. Ich habe einen Band zusammengestellter Kritiken von ihm gelesen, ganz geschickt in den Wendungen, aber von lächerlicher Voreingenommenheit und Parteilichkeit. Das ist aber auch Alles. Sie sagen mir jetzt wiederum, nächstens würden seine Gedichte erscheinen. Immer die alte Leier! Nächstens! Gerade wie die Socialisten. Hören Sie nur ihre Reden: in sechs Monaten sind sie am Ruder. Das sagen sie schon seit Jahren. Und es rührt und rückt sich nichts vom Fleck.“

Wenn Zola unsern Heine besser kennte, würde er nicht verfehlt haben, daran zu erinnern, wie Heine sich beständig über Platen lustig macht, daß dieser von seinen künftigen Werken, von den prahlend angekündigten Odysseen und Iliaden, die er dereinst schreiben werde, den Mund vollnimmt:

„Hier ist Rhodos! Komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.“

„Augenblicklich,“ fährt Zola fort, „wird wieder von Moréas als dem großen Zukunftsdichter gesprochen. Von Zeit zu Zeit macht sich unsere Presse, die mitunter zu ulken liebt, den Spaß, irgend eine Berühmtheit in ihren Spalten loszulassen, um sich selbst daran zu belustigen und Andern einen Schabernack zu spielen. Wer ist denn dieser Moréas? Was hat er denn eigentlich gethan, um eine so unsagbare Unverschämtheit zu besitzen? ‚Victor Hugo und Ich; Ich und Victor Hugo!‘ Sollte man es für möglich halten! Ist das nicht der reine Blödsinn? Er hat drei oder vier kleine Lieder geschrieben, in der Art des Béranger, das ist aber auch Alles. Alles Uebrige ist auf die Rechnung eines närrischen Wortsuchers und Grammatikers zu setzen, der nichts kann und keine Jugend besitzt. Alle diese jungen Leute wirken auf mich wie Nußschalen, die auf dem Niagara tanzen. Sie haben nichts unter sich als eine gigantische und nichtige Prätension.“

Beim Abschiede giebt Zola dem Interviewer den freundschaftlichen Rath, den Huret auch befolgt hat: die in der Tageszeitung erschienenen Aufsätze der „Enquête“ zu einem Bande zusammenzustellen. „Ich muß das Buch durchaus in meiner Bibliothek haben,“ sagt er, „sei es auch nur, um eine Erinnerung an diese Bande von Haifischen zu bewahren, die, da sie uns nicht verschlingen können, sich gegenseitig auffressen.“ Wiederum begegnet sich Zola in diesem Ausspruch unbewußt mit einem deutschen Dichter und mit dem allerbesten:

„Jeder solcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan.
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an.“

Daß Zola diese jungen Leute nicht überaus freundlich beurtheilt, ist nicht eben verwunderlich. Wird er doch selbst von ihnen mit einer Respectlosigkeit und verächtlichen Geringschätzigkeit behandelt, die in früheren Zeiten, als in Frankreich die erbittertsten literarischen Fehden noch mit dem Floret in behandschuhter Hand, nicht aber mit dem Knüttel in der schwieligen Faust ausgefochten wurden, unmöglich erschien.

Hören wir nur, wie der von Zola genannte Dichter und Kritiker Morice vom Roman und den modernen Romanschreibern spricht.

„Der Roman," sagt er, „ist die Fäulniß des Epos, und das Epos selbst, das Heldengedicht, ist ja auch nichts Anderes, als das literarische Lallen und Stammeln der Völker, als sie noch in den Windeln lagen . . . Zola könnte ruhig aufhören zu schreiben, er ist fertig! . . . Maupassant würde gescheidter thun, an der Börse Geschäfte zu machen, als in der Literatur . . . Und was die Bühnenschriftsteller anbetrifft, so sind die Dumas und Sardou längst todt und begraben, wenn sie auch noch Skandal machen und Unfug treiben. Sie sollten endlich sich ruhig verhalten."

Einige Andere machen, wie sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, über Zola auch viel richtige und zutreffende Bemerkungen und haben dessen große Schwächen wohl erkannt. Man kann Joséphin Caraguel nicht Unrecht geben, wenn er sagt: „Sie wissen, wie Meister Zola Reclame macht. Seinen Widersachern versagt er jede Gerechtigkeit, seine Nacheiferer schiebt er bei Seite, und nur den knechtischen Götzendienern erkennt er die Existenzberechtigung zu. Und nun erst seine Nachbeter mit ihrem engen Gesichtskreise, ihrem kindischen Pessimismus, der langweiligen Breite ihrer Beschreibungen!" u. s. w.

Lucien Descaves, der Verfasser der „Sous-Offs" — eines pamphletartigen Buches, das viel Lärm gemacht und auch im Auslande Beachtung gefunden hat —, findet, daß Zola allmählich erlahmt. Seit „Germinal" sei er in deutlich erkennbarem Niedergange begriffen. „Er macht auf mich den Eindruck eines großen Bauunternehmers, der in den literarischen Arbeitervierteln mächtige sechsstöckige Miethskasernen aufführt. Immer dieselbe Raumvertheilung, dieselben Treppen, dieselben Thüren und Klingeln. Zur Zeit seiner ersten Romane war er ein Architekt, der geschmackvoll eingerichtete Räume herzustellen verstand; jetzt ist er der Maurerpolier, der auf Bestellung hin liefert, was geliefert werden muß. Er schreibt seine Romane wie Zeitungsartikel und mit derselben Leichtigkeit, wie man eine beliebige Vermischte Nachricht schreiben würde. Heute sind dreihundert Zeilen nöthig? Da sind sie! Er liefert eben seinen jährlich fälligen Roman pünktlich ab."

Zola beruft sich beständig auf seine kolossalen Erfolge, das heißt auf den unerhört starken buchhändlerischen Absatz. Die ersten fünfzig- bis sechzigtausend Exemplare der Romane von Zola werden bekanntlich stets auf den ersten Ansturm genommen, und bei den erfolgreichsten überschreitet der buchhändlerische Absatz die Hunderttausend. Auf diese Thatsache verweist

Zola beständig zur Erhärtung seines literarischen Genies. Demgegenüber bemerkt der schnoddrige Paul Adam ganz richtig: „Das beweist eigentlich recht wenig! Zola sollte daran denken, daß auch Ohnet und Daudet ungefähr ebensoviel verkaufen, und daß diese trotzdem von den Künstlern, die nicht gerade bei ihnen zu Tisch essen, nicht übermäßig hochgeschätzt werden. Er sollte vor allen Dingen daran denken, daß von den hunderttausend Käufern der ‚Nana' neunundneunzigtausendneunhundert sich für zwei Franken fünfundsiebzig das Vergnügen gönnen wollen, die vier oder fünf sinnlichsten, schlüpfrigsten und gemeinsten Stellen, die in dem Buche enthalten sind, herauszufischen. Von den Hunderttausend bleiben etwa Hundert übrig, die an dem Buche künstlerisches Wohlbehagen finden."

* * *

Nur eine sehr geringe Anzahl von Schriftstellern haben dem von Huret an sie gestellten Verlangen nicht entsprochen. Zu diesen gehört Jean Richepin, der den Eindruck, den die Lectüre der von Huret veröffentlichten Zeitungsartikel auf ihn macht, mit den Worten wiedergiebt: „Ihre Enquête vergegenwärtigt mir das Bild eines fauligen Sumpfes mit gallig bitterm Wasser, mit einigen aufrechtstehenden Stieren und einigen wiederkäuenden Ochsen, zu deren Füßen die Frösche ihr furchtbares Gequake ertönen lassen: ‚Ich, ich, ich, ich!' Den Leuten, die darumstehen, mögen Sie vielleicht Spaß machen; den wahren Literaturfreunden kann es nur ein schmerzliches Schauspiel sein."

Der Witzigste von den Jüngsten schreibt an Huret nur eine Zeile: „Lassen Sie mich mit Ihrem Interview ungeschoren. Sie wissen ja, was ich sagen werde: ‚Nur meine Freunde und ich haben Genie.' Und wenn ich sage, meine Freunde — — — Herzlichen Gruß!"

Was dieser junge Mann hier in eine scherzhafte Form kleidet, ist eine sehr ernste Wahrheit. All diese kleinen literarischen Gevatterschaften und Coterien erklären so volltönig wie nur möglich, daß sie allein im Besitz der einzigen, wahren und echten Dichtung seien, und daß es außerhalb ihrer Clique kein literarisches Seelenheil und überhaupt keine Dichtung gebe.

„Par nos lois, prose et vers, tout nous sera soumis,
Nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis."

Wie oft ruft man, wenn man diese kleinen Kerlchen sich aufblähen sieht, wenn man ihr thörichtes Gewäsch, ihre Fratzenhaftigkeiten und Verzerrtheiten liest, aus: Ist denn kein Molière da, der diesem Geschmeiß mit seinem köstlichen Humor, mit seinem wunderbaren Geschmack, mit seiner Klarheit und Tüchtigkeit ein Ende macht! Der mit all diesen „isten" neuesten Schlages gerade so verfährt, wie der geniale Spötter mit den Trissotins, Vadius und den Precieusen des Hotel Rambouillet!

Aber ach! auch in dem einst so heitern Frankreich, das ehedem so stolz

auf sein gottbegnadetes Lachen war, ist der rechte Frohsinn, der aus dem Herzen kommt, erloschen. Die liebenswürdigsten und anmuthigsten Schriftsteller lassen die Köpfe hängen, werden schwermüthig und nehmen ein trauriges, tief beklagenswerthes Ende.

Der arme Guy de Maupassant, der Dichter der geistvollsten, schärfsten und zugleich lustigsten Satire, die vielleicht in diesem Jahrhundert geschrieben worden ist: „Boule de suif"!

Als Huret Guy de Maupassant besuchte, war der Dichter entschieden schon schwerkrank. Huret ahnte es nicht und hielt die ziemlich schroffe Abweisung, die er erfuhr, für eine Aeußerung ungerechten Poetendünkels.

Die Persönlichkeit des Dichters enttäuscht den Journalisten. Er sieht einen unbedeutend wirkenden kleinen Mann vor sich mit starkem, bräunlich gelbem Schnurrbart, der, sobald Huret das Gespräch auf Literatur lenken will, gelangweilt und ärgerlich sich abwendet und langsam wie ein spleeniger Engländer sagt: „Ach, um Gottes willen, lassen Sie mich mit der Literatur zufrieden! Ich leide an heftigen Nervenschmerzen und will übermorgen nach Nizza abreisen. Der Arzt hat es mir dringlich angerathen. Ich kann die Pariser Luft nicht vertragen, diesen ewigen Skandal, dieses unruhige Treiben. Ich bin wirklich hier sehr krank!"

Huret macht einige theilnehmende Redensarten und versucht, auf den Gegenstand, der ihn dazu veranlaßt, Maupassant zu besuchen, zurückzukommen.

„Ich spreche wirklich nie von Literatur," antwortet Maupassant. „Ich schreibe, wenn es mir Spaß macht, aber ich spreche nie davon. Ich verkehre auch gar nicht mit Schriftstellern. Ich stehe auf gutem Fuß mit Zola und Goncourt, aber ich sehe sie sehr selten und Andere überhaupt nie. Ich kenne nur noch Dumas, aber wir haben gar keine literarischen Berührungspunkte und sprechen deshalb auch nie davon. Es giebt soviel andere Dinge, über die man sich unterhalten kann. Lassen Sie mich mit den literarischen Katzbalgereien zufrieden! Meine Freunde haben mir einen Sessel in der Akademie zugesichert; auf achtundzwanzig Stimmen (von den vierzig) durfte ich mit Sicherheit zählen. Ich habe dafür gedankt, ebenso für Orden. Alles das interessirt mich nicht. Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir nicht von Literatur. Ich bitte Sie sehr darum."

Maupassant complimentirte den Interviewer dann hinaus, und dieser ließ den Unwillen über den ungnädigen Empfang, den er gefunden hatte, in seinem sonst sehr objectiven Berichte deutlich durchschimmern. Bei einer nächsten Auflage wird er, nachdem er jetzt weiß, daß der arme Maupassant schon damals unbedingt sehr schwer krank war, und daß er keine Komödie gespielt hat, als er von seinem Nervenleiden und seiner Ruhebedürftigkeit sprach, vielleicht einen erklärenden Zusatz zu machen für seine Pflicht halten.

Im Ganzen muß man, wenn man die Lectüre des Buches vollendet hat, denen beistimmen, die da erklären, daß diese Untersuchung ohne irgend welches Resultat geblieben ist. Das war auch vornherein zu erwarten. Einen

Ausgleich der Gegensätze, eine versöhnliche Stimmung unter den Gegnern herbeizuführen, Mißverständnisse aufzuklären, Irrthümer zu vernichten, die Anerkennung der Gegner zu erzwingen, das geht weit über die Fähigkeit und über die Kraft des Berichterstatters hinaus, der es lediglich als seine Aufgabe erblickt hat, ohne irgend welche Voreingenommenheit sachlich und nüchtern das zu wiederholen, was er bei den Besuchen der älteren und jüngsten Schriftsteller seines Landes vernommen hat. Und diese Aufgabe hat Huret meisterlich gelöst.

Es ist bemerkenswerth, wie rücksichtslose Verurtheilung, Schonungslosigkeit im Angriff, Grobheit, Ueberhebung, Respectlosigkeit und Unduldsamkeit ausschließlich auf der Seite der Allerjüngsten und Derjenigen, die am wenigsten leisten, zu finden ist, während die älteren, bekannten und berühmten Schriftsteller und Dichter zumeist mit Milde und Wohlwollen urtheilen, den Versuchen der Jüngsten wirkliche Theilnahme entgegenbringen und sogar für das, was sie nach ihrer Auffassung für Verirrungen und für Schlimmeres halten, noch begütigende Worte suchen und finden. Die freundlichsten Richter sind Claretie, Goncourt, Catulle Mendès, Silvestre, Prud'homme, der alte Vacquerie ꝛc. Huret selbst zieht die Bilanz mit den Worten: „Bei den Jüngeren, die sich auf Kosten der Aelteren mästen wollen, Verherrlichung der neuen Versuche, Herunterreißen der anerkannt tüchtigen Kunstwerke." Und Ernest Renan laßt seine Kritik dieser Jüngeren in das eine Wort zusammen: „Daumenlutscher" — „Ce sont des enfants qui se sucent le pouce".

Mit diesem Worte Renans schließt das Buch. Es mag auch den Abschluß unserer Besprechung bilden.

Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutſchen Univerſitäten.

Von

Anton Chrouſt.

— Graz. —

In viel höherem Grade als der modernen, verleihen der mittelalterlichen Univerſität die Studenten ihr eigenthümliches Gepräge. Dieſe Thatſache erklärt ſich ſowohl aus der Gründungsgeſchichte der älteſten Univerſitäten, als auch aus dem Verhältniß zwiſchen Lehrern und Schülern, das jenes ſtrengen Gegenſatzes entbehrte, der in dieſer Hinſicht die heutige Univerſitätsverfaſſung beherrſcht.

Wohl iſt man von der Anſchauung zurückgekommen, daß die Studenten allein die Gründer jener älteſten Univerſitäten ſeien, nach deren Muſter die jüngeren geſtaltet wurden; man darf heute vielmehr mit einiger Beſtimmtheit behaupten, daß die älteſten Hochſchulen faſt durchgehends ſich an ſchon vorhandene Schulen anſchloſſen, deren Lehrer und Schüler den Kern für das neue studium abgaben, das, da es nicht einſeitig auf das theologiſche oder juriſtiſche Studium oder gar auf den mittelalterlichen Elementar-Unterricht, das Trivium, ausdrücklich beſchränkt war, allgemeines Studium, studium generale, im Gegenſatz zum Particularſtudium genannt wurde.

Von den zwei Univerſitäten, die von jeher als typiſche Muſter für ihre mittelalterlichen Genoſſinnen gegolten haben, iſt die Bolognas aus der dortigen Stadtſchule hervorgegangen, die von Paris aber aus jenen freien Schulen, vornehmlich auf der Seine-Inſel bei Notre-Dame, die, unter dem Schutz und der Aufſicht des Biſchofs und des Domcapitels ſtehend, ſchon im zwölften Jahrhundert ſich eines bedeutenden Rufes und großen Zuſpruchs erfreuten. Die Gründung der Univerſität Paris geſchieht in der Weiſe, daß

um die Wende des zwölften Jahrhunderts die Lehrer jener Schulen zu einer Körperschaft, der universitas magistrorum, zusammentreten, die erst etwas später eine Gliederung in die vier Facultäten erfährt, von denen hier freilich nur die theologische und die artistische — unsere philosophische — höhere Bedeutung gewinnen; denn wie in Bologna das Rechtsstudium, so wird in Paris vorzugsweise die Theologie gepflegt. Zu beiden ist aber die artistische Facultät nur eine Vorstufe; sie ersetzt dem Mittelalter jene Schulen, die heute fast ausschließlich der Vorbereitung auf das Universitätsstudium dienen. Der hervorragendste Kenner des mittelalterlichen Unterrichtswesens, F. Paulsen, vergleicht sie einem Obergymnasium, das aber der Universität einverleibt ist. Mit dem Studium der sieben freien Künste, der artes liberales — daher der Name der Facultät — begann für den vielleicht zehnjährigen Knaben das Universitätsstudium, nicht selten der Unterricht überhaupt; ebenso wie auf einer beliebigen Stadt- oder Klosterschule wurde er hier mit den Grundlagen der mittelalterlichen Wissenschaft, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik bekannt gemacht, vom Trivium stieg er zum Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik) auf. Wer nicht gar zu unwissend auf die Universität kam, konnte in etwa vier Jahren den Abschluß der artistischen Studien in der Würde eines magister artium erreichen, der nunmehr selbst die sieben freien Künste zu lehren berechtigt war. daneben aber auch, wenn er Lust hatte, als Student auf einer der drei übrigen Facultäten, die sich die höheren nannten, weiteren Studien obliegen, — Lehrer und Schüler in einer Person vereint zu sehen, ist der Gegenwart allerdings ungewöhnlich, obgleich sie das docendo discimus noch immer gern im Munde führt.

An sich mußte die Artistenfacultät durch die Zahl ihrer Mitglieder, Lehrer und Schüler, die übrigen Facultäten überragen, dazu kam, daß die Mitglieder der höheren Facultäten meist Angehörige der Artistenfacultät verblieben, so daß die Zahl der Artisten der Zahl der Studenten an der mittelalterlichen Universität überhaupt ziemlich gleichkam.

So wird es begreiflich, daß die Gliederung der Studenten nach den Facultäten zu Anfang unbekannt war; für sie trat eine Eintheilung in die vier Nationen ein, die sich, ohne Jemanden zu übergehen, auf die Artistenfacultät allein beschränken konnte. So war es wenigstens zu Paris, wo die Scolaren — etwas später als die Lehrer — sich nach den Nationen der Franzosen, Picarden, Normannen und Engländer (später Deutschen) schieden. Man sieht leicht, daß diese Eintheilung nichts mit dem zu thun hat, was wir uns heute unter einer Gliederung nach nationalen Gesichtspunkten vorstellen; sie ist eine zu Zwecken der Verwaltung und der Disciplin getroffene rein äußerliche Viertheilung der Gesammtheit der Pariser Scolaren und der Magister der Artisten nach der Himmelsgegend der Heimat des Einzelnen. An der Spitze der Nation steht der Procurator, das Haupt aller vier ist der Rector, der zu Anfang durchaus nicht Oberhaupt der Universität ist, die sich vielmehr geraume Zeit ohne ein solches behalf. Er ist zunächst

der Führer der Studenten, dann, was ziemlich gleichwerthig war, Vorsteher der Artistenfacultät; von dieser Stellung aus unterwirft er sich allmählich die übrigen Facultäten, deren Decane lange vor ihm den Vorrang behaupten, und gewinnt endlich die Herrschaft über die gesammte Universität. Aber während auf den italienischen Universitäten, deren Entwickelung ich hier nicht verfolgen kann, der Rector ausschließlich von den Studenten und aus den Studenten gewählt wurde, ging er in Paris ausschließlich aus den lehrenden Magistern der Artistenfacultät hervor, die übrigens auch das active Wahlrecht in ihre Hände zu bringen wußten.

Weder die Vereinigung der Lehrer in den Facultäten, noch die der Scolaren in den Nationen macht für sich allein die Universität aus. Diese ist vielmehr eine freie, genossenschaftliche Vereinigung der Lehrenden und Lernenden zu gemeinschaftlicher Erreichung wissenschaftlicher Zwecke, zu gemeinsamem Schutz und gemeinsamer Abwehr. Das Wort, das heute noch unsere höchsten Bildungsanstalten bezeichnet, will von Anfang an die Einheit und Gemeinsamkeit der Interessen von Lehrern und Schülern zum Ausdruck bringen.

Das Wesen dieser Interessen beruht aber in der Wahrung der akademischen Freiheit, die die Universität durch so viele Privilegien der geistlichen und weltlichen Gewalten erworben hat. Jene Freiheit ist dem Mittelalter, das nichts von unserer Lehr- und Lernfreiheit weiß, der Inbegriff aller der Rechte, welche jener Genossenschaft die völlige Unabhängigkeit von den übrigen Mächten im Staate zusichern, das ist des besondern Gerichtsstandes vor dem Rector in Civil- und Criminalsachen, des Rechts sich selbst ein Oberhaupt zu küren, sich selbst Gesetze zu geben und das Vermögen der Universät selbständig zu verwalten. Die Fülle von Freiheiten und Vorrechten, die Kaiser und Päpste, Fürsten und Bischöfe um die Wette auf die Universität häuften, giebt einen Begriff von der hohen Werthschätzung, von der ehrfurchtsvollen Scheu, die jene Zeit der Wissenschaft entgegenbrachte, keinen geringeren der Eifer, mit dem man aller Orten an die Gründung von Universitäten ging.

Die geistige Mutter aller unserer deutschen Universitäten ist die Pariser. Unter ihren Scolaren sind von jeher die Deutschen stark vertreten; dem Wandertriebe unseres Volkes folgend, durchziehen sie halb Europa, um an der echten Quelle der Weisheit den Erkenntnißdrang zu stillen. Geistliche und Weltliche aller Stände, ergraute Männer und unbärtige Knaben, suchen die entlegene Stätte der Gotteswissenschaft auf und lauschen begierig jener Lehre, die die welterobernden Absichten der weltentsagenden Kirche zum ersten Mal in ein großes geschlossenes System bringt, bis einer jener Pariser Studenten, kein geringerer als der deutsche König Karl IV., das Studium aus Frankreich auf damals deutschen Boden verpflanzt.

Sowie Prag, sind auch Wien, Krakau, Heidelberg, Köln und Erfurt, die deutschen Universitäten des XIV. Jahrhunderts, getreulich dem Pariser Muster nachgebildet. Es fehlen weder die vier Facultäten noch die vier

Nationen, die in Deutſchland freilich nie jene Bedeutung gewonnen haben, wie auf den franzöſiſchen und vollends auf den italieniſchen Univerſitäten. Leipzig, 1704 gegründet, iſt die letzte, welche dieſe Gliederung der Scolaren durchführt; dafür hat ſie ſich hier und in Wien bis ins neunzehnte Jahrhundert erhalten.

Noch eine andere Einrichtung war von Paris nach Deutſchland verpflanzt worden, die Burſen. Urſprünglich ſind ſie Wohlthätigkeitsanſtalten, wie die Sorbonne aus frommen Stiftungen hervorgegangen und beſtimmt, den armen Scolaren und den beaufſichtigenden Lehrern Wohnung und Lebensunterhalt für geringes Entgelt oder um Gotteslohn zu bieten. Die Vortheile dieſes Zuſammenlebens, die dadurch erleichterte Ueberwachung der Scolaren, beſtimmten die Univerſitätsbehörden, das Aufkommen ſolcher Burſen zu begünſtigen. Man richtet ſolche in den Univerſitätsgebäuden ein (Collegia) oder geſtattet den Magiſtern der Artiſten-Facultät zur Mehrung ihres Einkommens Privatburſen zu eröffnen; ſchließlich wird jeder Scolar, mindeſtens aber die Angehörigen der Artiſten-Facultät verhalten, in einer Burſe oder einem Collegium zu wohnen. Die Bedeutung dieſer Anſtalten erhellt am beſten aus der Thatſache, daß der Name der älteſten Pariſer Burſe zur Bezeichnung dieſer Univerſität ſelber geworden iſt.

Die ganze Entwickelung zielt dahin, die Univerſität in eine Anzahl von Convicten oder Internaten aufzulöſen (jede beherbergt dreißig bis vierzig Scolaren), die nicht nur die Aufſicht über die Studenten erleichtern, ſondern auch einen Theil des Unterrichts abnehmen, wie dies auf den engliſchen Univerſitäten noch heute geſchieht.

Auf die Ausbildung des mittelalterlichen Univerſitätsweſens, beſonders aber des Studententhums haben ſie einen bedeutſamen Einfluß geübt. Sie haben es dem Mittelloſen erleichtert, die langen Studienjahre zu überſtehen, ſie haben bei Lehrern und Schülern die Einfachheit der Lebensführung auch dann erhalten, als im fünfzehnten Jahrhundert der zunehmende Wohlſtand in allen Ständen zu Genußſucht und Verſchwendung führte, ſie haben den geiſtigen Wechſelverkehr zwiſchen Lehrenden und Lernenden, die derſelbe Tiſch ſpeiſte, dasſelbe Dach deckte, beſtändig gemacht und haben, wie ſie ſelbſt nur auf Grund des eheloſen Lebens der Lehrer und Schüler beſtehen konnten, vor Allem beigetragen, der Univerſität in ihrer äußeren Erſcheinung ein kirchliches Gepräge, das ja nicht zum geringen Theil auf dem Cölibat beruhte, auch dann noch zu bewahren, als die Wiſſenſchaft, die hier gelehrt wurde, aus einer Dienerin der Kirche längſt zu einer ſelbſtändigen Macht geworden war. Eine Schilderung des mittelalterlichen Studentenlebens wird, wie ſie von ihnen ausgehen muß, auch immer auf ſie zurückkommen müſſen.

Wer die Univerſität bezog und nach Erlegung der vorgeſchriebenen Taxen, die nach dem Stande des Aufzunehmenden bemeſſen wurden, beim Rector die Immatriculation erwirkt hatte, war verpflichtet, ſich binnen kurzer Friſt einer Burſe oder einem Collegium anzuſchließen, wollte er nicht aus der Matrikel alsbald wieder geſtrichen werden. Nur vornehme Standesperſonen,

hohe kirchliche Würdenträger, die wir bis zur Reformation nicht selten unter den Studenten finden, endlich solche, die bei ihren Eltern wohnten, waren (in Leipzig gegen Erlaubnißschein) von diesem Zwange frei, der aus dem jugendlichen Alter der meisten Scolaren verständlich wird.

Bevor der Ankömmling in die Gemeinschaft der Comburschalen aufgenommen wurde, hatte er sich, wenn er noch Bachant war — so hieß der, der zum ersten Male die Universität bezog — der Ceremonie der Deposition zu unterziehen, von der unsere Fuchstaufe ein sehr harmloses Ueberbleibsel ist. Die älteste Beschreibung des Vorganges giebt das manuale scolarium, ein mittelalterlicher Wegweiser für Studirende, der in lateinischen Wechselreden den Neuling in die wichtigsten Verhältnisse des Universitätslebens einführen will, ein Unternehmen, das auch heute noch mir nicht unzweckmäßig schiene.

Dem Bachanten wird eine Ochsenhaut übergeworfen, in der zwei stattliche Hörner befestigt sind, große hölzerne Zähne, die man ihm einsetzte, und mächtig lange Ohren vollenden die Ausstattung. Dann wird das Opfer in die Versammlung der Bursenmitglieder und Magister gebracht, die zuerst das unbekannte Wunderthier anstaunen, dann endlich unter sehr anzüglichen Redensarten als Beanus*) erkennen und voll Mitleids ihm zu einem besseren Dasein zu verhelfen versprechen. Das Hauptstück der nun folgenden Deposition ist das Abjägen der Hörner, das sinnbildlich die Ablegung der Rohheit des Bachanten bedeuten soll; dann wird mit einer mächtigen Zange der Bachantenzahn ausgebrochen, der Bart mit hölzernem Messer geschoren, nachdem er mit einer Salbe, die verzweifelte Aehnlichkeit mit Schuhwichse hatte, eingerieben worden war. Unter diesen und ähnlichen Quälereien droht der Beanus zu unterliegen; man versucht mit einer Mixtur, deren Zusammensetzung anzugeben mir erlassen werde, ihm Lebenskraft einzuflößen; als dies vergeblich scheint, wird ihm die Beichte abgenommen, die natürlich eine Reihe sehr bedenklicher Geständnisse zu Tage fördert. Endlich wird der Bean absolvirt, worauf einer der anwesenden Magister an den Deponirten eine Ansprache hält, welche die symbolische Bedeutung des ganzen Vorgangs erörtert; auch von Luther ist eine solche erhalten. Ein Festschmaus auf Kosten des Neuaufgenommenen beschließt die Feier. — Ursprünglich war die Deposition ein von den Universitätsbehörden nicht nur anerkannter, sondern für die Aufnahme sogar geforderter Act; als aber dabei die Rohheit überhandnahm, schritt man gegen die Auswüchse ein; später konnte man für Geld sich davon loskaufen.

Die nächste Sorge des neuen Studenten war, jene Vorlesungen anzunehmen, die für die Erlangung des ersten akademischen Grades nöthig waren. Aber schon damals behalf man sich dabei mit dem geringsten zulässigen Ausmaß und hoffte überdies noch durch Anwesenheit in der ersten

*) Das Wort wird zusammengebracht mit bec jaune, davon unser „Gelbschnabel", wohl auch mit altfr. beer, das Maul aufsperren, also soviel wie „Maulaffe".

und letzten Stunde seinen Pflichten genügt zu haben. Noch besser war es, wenn man bei einem gutmüthigen Magister die Vorlesungen und die ebenso obligatorischen Disputirübungen ganz schwänzte, obgleich die Universitätsstatuten darauf Relegation setzten. Wer in Greifswald öfter als dreimal in der Vorlesung fehlte, mußte sie neu annehmen.

Der Stundenplan der mittelalterlichen Universität ist ein fester; die für die Prüfung nöthigen Hauptcollegien wurden Vormittags gelesen, mitunter fing man schon um 5 Uhr früh an, die übrigen Nachmittags; Donnerstag und Sonntag waren frei; am Sonnabend fanden die Disputirübungen statt. Für das Verhalten in der Vorlesung giebt es zahlreiche Vorschriften, der Scolar soll seinen Text, den der Magister erklärte, aufgeschlagen vor sich haben, zum mindesten sollten drei zusammen einen solchen besitzen. Bänke in den Hörsälen waren zu Anfang ein unbekannter Luxus, noch das älteste Wiener Universitätssiegel zeigt die Scolaren vor dem Katheder auf dem Boden sitzend. Späterhin ist es ein Ehrenvorzug, in der ersten Bank zu sitzen (Grafenbank), der aber durch eine höhere Einschreibegebühr erkauft werden mußte. Während der Vorlesung sind Zeichen des Beifalls und des Mißfallens untersagt, die Scolaren sollen sich — so sagen die Statuten — verhalten wie schweigsame Jungfrauen.

Nach zwei Jahren konnte sich der Scolar der Artistenfacultät zur ersten Prüfung melden. Vorher mußte er schwören, sich an den Examinatoren nicht zu rächen, auch seine Schulden gezahlt und die Vorlesungen ordnungsmäßig besucht zu haben. Wer schwach in den Wissenschaften war, that gut, die prüfenden Magister zu einem Schmaus vorher zu laden: das von mir erwähnte Manuale bietet dafür die entsprechenden Einladungsformeln. Glückte es, so gewann der Scolar den Titel eines Baccalarius und damit das Recht, beziehungsweise die Pflicht, selbst Wiederholungsvorlesungen zu halten, während er gleichzeitig auf die Magisterprüfung studirte, die er nach weiteren zwei Jahren ablegen konnte.

Nach den Berechnungen Paulsens, der in einem Aufsatz über „die Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter" zuerst eine Zusammenfassung des weit verstreuten Materials unternommen hat, mag ungefähr der vierte Theil der Scolaren den ersten akademischen Grad erlangt haben, den heute nur noch die englischen Universitäten verleihen; von den Baccalarien erstrebte wieder nur ungefähr ein Viertel die Vollendung der artistischen Studien, die in der Magisterwürde gipfelten, deren Träger nach Ablauf einer bestimmten Zeit vollberechtigtes Mitglied der Facultät wurde und zur Abhaltung der ordentlichen, d. h. für die Prüfung geforderten Vorlesungen befugt war; daneben mochte er, wenn er Ehrgeiz hatte, sich jetzt den theologischen oder juristischen Studien zuwenden, die nach sechs bis zehn weiteren Jahren zum Gipfel aller akademischen Größe emporführten, zum Doctorat der Theologie. Wie selten aber ein derartiges Ereigniß war, lehrt

die Umständlichkeit und das große Aufheben, das man von einer solchen übrigens sehr kostspieligen Doctorpromotion machte.

In Wien versammelten sich Rector und Decane, Magister und Scolaren vor dem Hause des Doctoranden und geleiteten ihn in feierlichem Zuge unter dem Schall der großen Glocke nach der Stephanskirche. Im Beisein des Hofes und der städtischen Behörden eröffnete der Kanzler der Universität, dem als Vertreter der geistlichen Gewalt die Ertheilung der Licenz*) nach erfolgter Billigung des Candidaten durch die Facultät zustand, mit einer Ansprache an den Doctoranden die Feierlichkeit. Auf des Kanzlers Aufforderung besteigt jener das Katheder und bittet um Ertheilung der Abzeichen der Doctorwürde, worauf er dem Promoter Platz macht, der ihn zum Doctor proclamirt. Dann erheben sich alle anwesenden Doctoren der Theologie von ihren Sitzen und bilden einen Kreis um den Doctoranden, der dann knieend die Abzeichen der Würde entgegennimmt, das aufgeschlagene und geschlossene Buch als Sinnbild der Lehre und Forschung, den Bruderkuß zum Zeichen der Eintracht und das Doctorbarett als Abzeichen der erlangten Würde. Dann besteigt der neue Doctor nochmals das Katheder und hält einen Vortrag. Unter Trompeten- und Paukenschall und Glockengeläute wird er feierlich nach Hause geführt. Den Abschluß der Feierlichkeit bildet der Doctorschmaus, bei dem es so hoch herging, daß das Concil von Vienne eine obere Grenze der aufzuwendenden Summe festsetzte.

Auch die Promotionen der Juristen wurden mit großem Gepränge gefeiert; als ein Italiener 1463 zu Basel die juristische Doctorwürde erlangte, veranstaltete er neben anderen Festlichkeiten sogar ein Turnier auf dem Münsterplatz. Eine einzige juristische Promotion zu Wittenberg zieht sieben Schmäuse nach sich; an einem davon nehmen auch die Damen der Universität theil, nach dem Mahle wird getanzt.

Einen solchen Schmaus, der in der akademischen Sprache prandium Aristotelis hieß, gab natürlich mit geringerem Aufwand auch der neue magister artium; meistens aber thaten sich, um an den Kosten zu sparen, gleich mehrere zusammen. Noch im sechzehnten Jahrhundert legt die Artistenfacultät auf dieses Fest großes Gewicht. Im Grunde wird es von der Facultät auf Kosten der neuen Magister veranstaltet; der Decan bestimmt, wenn dies nicht schon die Statuten thun, wer zu laden sei, doch hat er hierbei im Einverständniß mit den Festgebern zu handeln, und soll nicht gegen deren Willen Personen herbeiziehen; er allein oder die ganze Facultät bestimmen das Gasthaus, wo der Schmaus stattfinden soll, falls er nicht in der Burse abgehalten wurde, desgleichen hat er die Verhandlungen mit dem Wirth zu pflegen. Die Statuten von Leipzig setzen dazu fest, wie viele Gänge zu reichen seien, von welcher Sorte Wein und Bier sein sollten. Die Festsetzungen darüber

*) D. h. der Erlaubniß, allenthalben zu lehren, was den wesentlichen Inhalt des akademischen Grades ausmachte.

wurden in ein eigenes vom Decan der Artistenfacultät geführtes Buch mit dem bezeichnenden Titel: „liber culinarius“ eingetragen.

Die Promotionen waren nicht die alleinige Gelegenheit zu Festschmäusen; alle feierlichen Universitätsacte, Versammlungen und Wahlen, wurden mit einem Schmaus beschlossen; selbst die Prosa des Examens wurde angenehm unterbrochen durch die von den Satzungen vorgeschriebene anständige Erfrischung, die hoffentlich auch den zu Prüfenden zu Theil wurde.

Bei der Dürftigkeit des mittelalterlichen Alltaglebens, bei der durchschnittlichen Armuth von Lehrern und Schülern waren die Schmäuse für Viele die einzige Gelegenheit, sich einmal gütlich zu thun.

Denn was wir sonst aus Statuten, aus den Briefen der Dunkelmänner und aus gelegentlichen Aeußerungen über die Beköstigung in den Bursen und Collegien hören, steht zum Aufwand bei jenen Schmäusen in geradem Gegensatz. Zweimal des Tages geht man zu Tisch, um 10 Uhr nimmt man das prandium, um 5 Uhr die cena. Bei beiden Mahlzeiten spielen Grütze, Gemüse und mageres Rindfleisch die Hauptrolle, dazu trank man, wenn es hoch herging, Dünnbier*). Jede Burse führte ihre eigene Küche; zu dem Aufwand trug Jeder nach Verhältniß bei, nur die Armen, welche als famuli Hausdienerdienst versahen, wurden dafür freigehalten — Klagen über spärliche und schlechte Kost begleiten uns bis zur Aufhebung dieser Convicte.

Auch sonst hat man die Comburſalen nicht verwöhnt; das gemeinsame Speisezimmer, auch für Wiederholungs- und Disputationsübungen verwendet, ist nicht selten der einzige heizbare Raum des Hauses; die Schlafkammern der Scolaren blieben ungeheizt; dafür legte man ihrer wohl zehn und zwölf in eine Kammer. Bei solcher Vertheilung versteht man, wie eine ganze Universität, das gut dotirte Greifswald, mit Hörsälen, Aula, Berathungszimmer, Bibliothek, Carcer, etlichen Professorenwohnungen und Studentenkammern, unter ein Dach gebracht werden konnte; um nichts luxuriöser war die Basler Universität eingerichtet.

Früh, bei der Primglocke, die in Wien aus Rücksicht für das Schlafbedürfniß der Jugend eine Stunde geläutet werden soll, stand man auf, schon wegen der zeitigen Vorlesungen, früh ging man zu Bett, das Hantiren mit Lichtern und Fackeln wurde ungern gesehen. Mit dem Schall der Wachtglocke, um acht oder neun Uhr Abends, wurde die Burse geschlossen; den Hausthorschlüssel hatte der Vorsteher der Burse in sorgfältige Verwahrung zu nehmen. Wer nach der Thorsperre heim kam, hatte eine Geldstrafe zu entrichten, Ein- und Aussteigen durchs Fenster war aufs Strengste verpönt.

Der Vorsteher der Burse (Conventor) war für das Verhalten der ihm

*) Die Statuten des großen Leipziger Collegiums von 1412 setzen genau fest, wie oft im Jahre eine Extraspeise auf den Tisch zu kommen habe mit Wein und Früchten, dreimal alljährlich giebt es gebratene Gänse, für Jeden ein Viertel. Wer auswärts speist, soll seinen Antheil an die Uebrigen fallen, aber nicht abholen lassen.

Anbefohlenen den Universitätsbehörden verantwortlich. War er zu nachsichtig gegen Vergehen der Scolaren, brachte er sie nicht zur Anzeige, um sich starken Zuzug zu gewinnen, so schloß ihm der Rector die Burse, d. h. er verbot den Universitätsangehörigen, in ihr zu wohnen. Aber auch wer die Scolaren ungebührlich benachtheiligte oder sie aus einer anderen Burse in die seine zu locken suchte, erfuhr solche Ahndung.

Das Leben in den Bursen und Collegien, die gewöhnlich im Universitätsgebäude selbst sich befanden, hat durchaus klösterlichen Zuschnitt. Täglich wird die Frühmesse gehört, gemeinsame Andachten sind vorgeschrieben, während der Mahlzeit wird aus einem Erbauungsbuch vorgelesen. Wer Streit bei Tisch erhebt, muß in Leipzig mit zehn Groschen Strafe büßen; erst nach Erlegung des Strafgeldes wird ihm sein Antheil weiter gereicht. Lautes Gehaben, Musik und weltlicher Sang werden als unangemessen verwiesen. Vergehen gegen die Hausordnung bringt ein Aufseher, der Lupus, den der Vorsteher insgeheim aus den Scolaren erwählt, zur Anzeige. Auch wer sich vom Lupus beim Gebrauch der deutschen Sprache betreten läßt, die in den Convicten bis ins achtzehnte Jahrhundert verpönt war, hat diese Verachtung der Sprache Ciceros am Ende der Woche mit einer Geldstrafe zu sühnen, nicht minder auch, wer sich unbefugt in der Küche des Hauses zu schaffen macht.

Geldstrafen spielen in der akademischen Disciplin überhaupt eine große Rolle. Wer in der Burse die Wände bemalte, das Holzwerk beschädigte, wer heimlich die Burse verließ, wer verdächtige Personen ins Haus brachte, wer um Geld spielte, wurde zu Gunsten des gemeinsamen Säckels der Burse um Geld gestraft; aber auch Raufhändel, selbst Todtschlag konnten auf diese Weise gesühnt werden, wenn die schwerste akademische Strafe, die Relegation, in Gnaden nachgesehen wurde, welche zumeist auch die Auslieferung an die weltliche (landesherrliche oder städtische) Gerichtsbarkeit zur Folge hatte. Solche Geldstrafen machten einen Theil der Einnahmen der Universitätskasse aus, ein Theil davon floß in die Tasche des Pedells, einer für die mittelalterliche Universität sehr wichtigen Persönlichkeit.

Er übt im Namen des Rectors die Polizeigewalt über alle Angehörigen der Universität, er hat die Aufsicht über das Carcer, besorgt die Ladungen, fahndet auf Nachtschwärmer und nimmt Verhaftungen vor. Seine Entlohnung für eine so vielseitige Thätigkeit findet er in einer Prämie für jede Anzeige, außerdem in einer Collecte, zu der alljährlich alle Universitätsangehörigen nach festen Sätzen beizutragen haben. Der entsprechenden Bestimmung fügen die Wiener Statuten von 1389 noch bei: „aber Alle ermahnen wir, besonders aber die Adeligen und die sich wie Adelige halten, daß sie noch über den bestimmten Ansatz hinaus sich dem Pedell nobel und freigebig erweisen mögen."

Er war in der That ein vielgeplagter Mann, namentlich auf den großen Universitäten wie Wien, Köln, Leipzig, Erfurt, wo einige tausend

Studenten unter ſeiner Obhut ſtanden*). Nicht ſeine geringſte Mühe war es, darüber zu wachen, daß die Mandate des Rectors wegen der Kleiderordnung und wegen des Waffentragens gehörige Beachtung fanden; denn dem Clericus, dem halbgeiſtlichen Studenten, ſtanden weder weltliche Kleider noch blanke Waffen an. Bei jeder Verlautbarung der Satzungen wird den Scolaren immer wieder eingeſchärft, daß ſie nicht einhergehen ſollen mit Schnabelſchuhen, mit Ueberröcken, welche zu kurz ſeien, mit Mänteln, die kaum die Schultern bedecken; desgleichen verboten waren die geſchlitzten und bunt gefütterten Beinkleider, die allzu langen Aermel, die farbigen Barette, die man allenfalls den Adeligen hingehen ließ, wie ſpäter in Tübingen den Juriſten die Schnabelſchuhe. Die Wiener Statuten dringen darauf, daß die Scolaren ſich ſchon äußerlich von den Bürgern unterſcheiden, ſie müſſen den langen dunkeln Rock mit Aermeln tragen, dazu Gugeln, eine Art Kapuze, und Gürtel. Erſt 1513, nach einer der großen Univerſitätsfehden, dem lateiniſchen Krieg, geſtattet ihnen Max I. dieſe Zeichen des clericalen Standes abzulegen. Später kam die Landsknechttracht unter den Studenten in Schwang; im XVI. Jahrhundert wettern die Statuten gegen die zu weiten Beinkleider, wie ſie die Feinde der Chriſtenheit, die Türken trugen, und gegen die kleinen Mäntel, worauf die Tübinger Studenten zum Hohn ſich in Bademäntel drapiren. Am Ende des XVII. Jahrhunderts dringt die franzöſiſche Hoftracht auch auf den Univerſitäten ein; mit den Kleiderordnungen verſchwinden die Klagen über die Eitelkeit der Studenten, ja im XVIII. Jahrhundert findet ſogar ein Umſchlag ins Gegentheil ſtatt. In der Zeit des Naturburſchenthums geht man in Jena mit Schlafrock und Nachtmütze ins Colleg.

Das Verbot des Waffentragens dagegen wurde nicht an allen Univerſitäten gleichmäßig gehandhabt. Sehr ſtrenge war man in Wien, wo ſogar der Beſitz von Waffen unterſagt war; andere Univerſitäten geſtatteten den Scolaren ſtillſchweigend dieſes Ehrenrecht des freien Mannes und traten dagegen erſt dann auf, wenn die Raufhändel mit der Bürgerſchaft kein Ende nehmen wollten oder zu Mord und Todtſchlag geführt hatten. Kein Verbot blieb aber unwirkſamer als dieſes, zumal die Studenten ſehr oft auch wirk-

*) In einem der Briefe der Dunkelmänner (II., 46) wird die Zahl der Studenten in Wien und Köln auf je viertauſend, in Leipzig und Erfurt auf je zweitauſend angegeben. Paulſen warnt mit Recht vor den übertriebenen Angaben der Zeitgenoſſen über den Beſuch der Univerſitäten, deren beſchränkte Raumverhältniſſe ſchon Mißtrauen gegen hohe Frequenzziffern empfehlen; auch die obigen Zahlen, die der Zeit von 1515 entſprechen ſollen, ſind eher zu hoch gegriffen. Wie ſich in Leipzig die Studenten auf die einzelnen Facultäten vertheilen, erfahren wir aus einem Bericht der Juriſtenfacultät an Herzog Georg, der in das erſte Jahrzehnt des ſechzehnten Jahrhunderts gehört. Sie giebt die Zahl ihrer eigenen Studenten auf hundert an, die der theologiſchen Facultät auf ſechs bis ſieben, der mediciniſchen gar nur auf vier bis ſechs; alle übrigen Scolaren gehörten zur Artiſtenfacultät. Es iſt anzunehmen, daß damals auf den übrigen deutſchen Univerſitäten das Verhältniß für die höheren Facultäten auch nicht viel günſtiger war.

lich der Waffen zur Vertheidigung gegen die aufsässigen Bürger und Handwerker bedurften. Als 1654 den Jenensern das Waffentragen untersagt wurde, nahmen diese das Verbot des Rectors wörtlich und ließen sich ihre Degen auf Schubkarren nachschieben. — Im Ganzen haben die Studenten das Recht des Waffentragens behauptet, wenigstens bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, ja eine Erinnerung an dieses Recht haben die farbentragenden Verbindungen in unsere Tage herübergerettet.

Zweifellos hat die Sitte, Waffen zu tragen, vielfach den blutigen Ausgang der Raufhändel unter den Studenten verschuldet, aber diese Ausschreitungen waren im Ganzen selten, wenigstens bis zum 30jährigen Krieg. Das Duell, der Zweikampf unter Beobachtung feststehender Förmlichkeiten, ist am Ende des XVI. Jahrhunderts aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt worden, tritt erst nach dem großen Krieg, der Deutschland auch in Art und Sitte ins Joch der Franzosen schlug, häufiger auf und erreicht im XVIII. Jahrhundert an den norddeutschen Universitäten seinen Höhepunkt; aber noch 1815 schlagen die 350 Studenten der Universität Jena in einer Woche 147 Mensuren. Kein Wunder, daß sorgsame Eltern sich scheuten, ihre Söhne überhaupt noch auf die Universität zu schicken, und ein Gönner der Studien, Herzog Rudolf August von Braunschweig, kennzeichnet schon am Ende des XVII. Jahrhunderts in einem Brief an v. d. Hardt, den Geschichtschreiber des Constanzer Concils, die verschiedenen Universitäten mit den Versen:

„Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Leipzig mit gesundem Leib,
Von Helmstädt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht studirt auf allen."

Erst als die Noth des Vaterlandes den Studenten zu ernstem, heiligem Zweck die Waffen in die Hand drückte, brach jene höhere Auffassung von Mannesmuth und Mannesehre sich Bahn, die auf den Schlachtfeldern sich bewährt hatte; es ist kein Zufall, daß gerade von Jena aus die Reform des deutschen Studententhums ihren Ausgang nimmt.

Im Ganzen gewährt das Zusammenleben der mittelalterlichen Studenten ein Bild selten getrübter Eintracht, was zu allen Zeiten ein sicheres Kennzeichen starken Standesgefühls ist; dafür standen die Scolaren in umso schlechterem Einvernehmen mit den sonstigen Bewohnern der Universitätsstadt, denn der große Sinn, der in den italienischen Städten Bologna, Padua, Siena die Bürgerschaft beseelte, die in den mit namhaften Opfern erhaltenen Universitäten Kleinode ihres Gemeinwesens sahen, hat in den deutschen die längste Zeit gefehlt. Nur mit Neid sahen Bürger und Rath auf die Privilegien der Universität, auf den besonderen Gerichtsstand und auf die Steuer- und Abgabenfreiheit aller ihrer Angehörigen, d. h. nicht blos der Lehrer und

Studenten, ſondern auch der Diener, der Abſchreiber, ſpäter der Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler, der Apotheker und Wundärzte, ſelbſt der Wäſcherinnen, die alle mit ihrem Geſinde und ihrem liegenden Gut als Univerſitätsverwandte im Schutz der akademiſchen Freiheit ſtanden. Man bedachte die Schädigung des Stadtſäckels; die Tübinger Wirthe ärgerten ſich, daß die Lehrer, die einen Weingarten beſaßen, das Recht des ſteuerfreien Ausſchankes hatten; Jahrelang ſtritten ſich der Leipziger Stadtrath und die verſchiedenen Univerſitätscollegien wegen der ſteuerfreien Einfuhr des Bieres; die Bürgerſchaft wurde immer empfindlicher gegen Ausſchreitungen der Scolaren, gegen nächtliche Tumulte, die trotz aller Klagen beim Rector nicht entſprechend geahndet wurden. Kämpfe zwiſchen der Stadtwache und den Studenten waren tägliche Vorkommniſſe, die aber nicht immer zu Gunſten Letzterer ausgingen. Fiel einer der Scolaren, der ſich vielleicht bei einem nächtlichen Ständchen überraſchen ließ, den Schergen in die Hände, da vergaßen dieſe zu leicht der Verpflichtung, ihn dem Rector auszuliefern, und ſetzten ihn in das Stadtgefängniß, aus dem ihn öfter erſt lange Verhandlungen mit dem Stadtrichter befreiten; in Greifswald ließ man darüber einen Studenten im Kerker erfrieren.

Fühlt ſich die Univerſität in ihren Rechten und Freiheiten durch ſolche Unbill verletzt, ſo ſucht ſie als kirchliche Anſtalt zunächſt den Schutz der geiſtlichen Gewalt, des Biſchofs, der als Kanzler der Univerſität auch die Pflicht hatte, die Privilegien der Univerſität zu wahren, wendet ſich auch mit Klagen an den Landesherrn und droht endlich, wenn ihr nicht Recht wird, mit jenem eigenthümlichen Kampfmittel, das in der Geſchichte der mittelalterlichen Univerſität eine ſo bedeutſame Rolle ſpielt, mit dem Verlaſſen der Stadt, einer Art geiſtigen Interdicts.

So zogen einſt die Bologneſer Studenten aus, als die Stadt dem aus den Studenten allein gewählten Rector die Annerkennung verſagte, und gründeten Padua; ſo wird von Oxford aus Cambridge gegründet, und aus der Prager Univerſität erwächſt durch den Abzug der Deutſchen die Leipziger. Auch in Wien hat man wiederholt daran gedacht, zu dieſem äußerſten Mittel zu greifen, Lehrer und Schüler waren darin durchaus eines Sinnes, denn auf der Wahrung der akademiſchen Freiheit ſchien Allen das Gedeihen des Studiums zu beruhen.*)

1451 hatte in Wien die Spannung zwiſchen Univerſität und Bürgerſchaft

*) Für dieſe Auffaſſung beſonders bezeichnend iſt eine Rede, welche Dr. Kone in Gegenwart des Kurfürſten Friedrich hielt, als dieſer den erſten Verſuch machte, der Univerſität Leipzig Statuten vorzuſchreiben; u. A. erklärte er: „Unſere Univerſität beruht ebenſo wie die Pariſer auf den Privilegien und Freiheiten; in dieſe hat ſich Niemand zu miſchen, weder der König noch der Kanzler; ſie hat das Recht ſich ſelber Statuten zu geben, ſie abzuändern, zu verbeſſern nach der Zeiten Nothdurft und der Art der Geſchäfte, und darum heißt ſie gefreite Univerſität."

wieder einmal die äußerste Grenze erreicht; der Rector, bemüht die Zwistigkeiten beizulegen, ruft die Vermittelung des Landesmarschalls an und sendet zu ihm eine Abordnung, bestehend aus dem Decan der Artisten, Johann Huber von Freinstadt, und vier Scolaren als Vertretern der vier Nationen an der Universität. Auf dem Rückweg werden die Abgesandten von bewaffneten Bürgern überfallen, drei der Scolaren retten sich, den vierten, der in die Hände der erregten Menge gefallen ist, befreit zwar der Decan, er selber aber wird zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und durch Stiche schwer verwundet; blos die Tonsur, die den Geistlichen erkennen läßt, hält die Bürger von einer folgenschweren Mordthat zurück. Auf die Kunde von dem Geschehenen versammelt sich die Universität, die Einstellung der Vorlesungen wird beschlossen und eine Deputation an den Landesherrn abgesandt, die Bestrafung des Frevels verlangte. Friedrich IV. läßt die Abgesandten zwar nicht vor, den kaiserlichen Räthen aber eröffnet der Wortführer, der berühmte und hochangesehene Theologe Thomas Ebendorfer von Haselbach, daß Lehrer und Studenten entschlossen seien, Wien zu verlassen, wenn sie gegeu die Angriffe der Bürger, an denen der Stadtrath selbst Theil habe, fernerhin ungeschützt blieben. Das feste Auftreten bleibt nicht ohne Wirkung, Friedrich läßt sich herbei, zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln. Zum Unglück kommt es noch am selben Tag zu einer Schlägerei zwischen Studenten und Bürgern, bei der einer der letzteren schwer verwundet wurde. Kaum wird dies in der Stadt bekannt, so eilt die ganze Bürgerschaft zu den Waffen, während die Studenten auf Befehl des Rectors sich in die Bursen zurückziehen. Vor einer der Bursen in der Riemerstraße wird eine vorübergehende Schaar von Bürgern mit Pfeilen beschossen, sofort wird die Burse gestürmt, von deren Insassen sieben ergriffen (die übrigen hatten sich über die nächsten Dächer gerettet) und vor den Stadtrichter geschleppt, der über sie sogleich die Todesstrafe ausspricht; ein Zufall nur hindert die Ausführung des Urtheils. Erst am andern Morgen sind die Gemüther so weit beruhigt, daß Verhandlungen angebahnt werden können, in deren Verlauf auch die Gefangenen die Freiheit gewinnen.

Schlimmer verlief ein ähnliches Ereigniß zu Erfurt im Sommer 1510. Es hatte sich ein Streit zwischen Studenten und Landsknechten erhoben, in den sich zu Gunsten dieser auch Bürger und Handwerkergesellen mischten. Die Studenten, in der Minderzahl, ziehen sich in das große Collegium zurück, das sich im Universitätsgebäude befand. Wie in Wien so schießen sie auch hier auf die Menge, die draußen tobt, aus Handbüchsen. Die Bürger, dadurch noch mehr gereizt, schleppen zwei Kanonen herbei und richten sie gegen die Universität, das Thor wird gesprengt, die Menge ergießt sich ins Haus, plündert es und tobt seine Wuth, da die Studenten entwichen waren an Katheдern und Bänken und sonstiger Einrichtung aus, Alles wird vernichtet, auch Archiv nnd Bibliothek. — Die Universität steht zwar auf die dringenden Vorstellungen des Erfurter Rathes von dem Plan ab, Erfurt zu verlassen, aber sie kann nicht hindern, daß viele Scolaren nach Leipzig und

Wittenberg abziehen. Seit dem Studentenlärm verbleicht der Glanz der einſt ſo berühmten Univerſität.

Mit den Geſellen der Handwerker leben die Studenten beſtändig auf Kriegsfuß. 1471 ſenden die Leipziger Schuſtergeſellen der Univerſität in aller Form einen Abſagebrief, nicht minder kampfluſtig erweiſen ſich die Schneider. Einer der großen Leipziger Exceſſe, der allerdings ſchon ins Jahr 1533 fällt, nimmt damit ſeinen Anfang, daß am Pfingſtmontag drei Schneidergeſellen einen Angriff auf fünf junge Studenten machen und zwei davon tödtlich verwunden. Wiederholt erklären die Leipziger Studenten, daß ſie ohne Waffen wegen der Feindſeligkeit der Handwerker nicht beſtehen und darum dem Waffenverbot nicht Folge geben könnten. 1478 unternehmen zu Greifswald die Schmiedegeſellen die Erſtürmung der Artiſtencollegien, wie der Berichterſtatter argwöhnt, auf Anſtiften einiger Rathsmitglieder. — Bei Ausflügen in die Umgebung giebt es auch Kämpfe mit den Bauern, in Wien beſonders mit den übermüthigen Weinhauern, deren urwüchſige Grobheit und Raufluſt ſich ſchon damals nicht ungern bethätigte.

Es darf aber nicht verkannt werden, daß die Studenten ihrerſeits vielfachen Anlaß zu gerechten Klagen der Bürgerſchaft boten. Es half wenig, daß die Univerſitätsſtatuten nächtliche Ruheſtörung hintanzuhalten ſuchen, den Studenten zur Nachtzeit das Betreten der Straßen nur ausnahmsweiſe und mit Lichtern geſtatten, den Beſuch der Schenken ganz unterſagen, desgleichen die Theilnahme an den Feſten der Bürgerſchaft, beſonders an den Tänzen auf dem Rathhaus und im Freien und an den Hochzeiten, bei denen Studenten ſich auch ungeladen einfanden.

Das Tanzen an ſich ſcheint man damals mit dem Stand des Clerikers nicht für unvereinbar gehalten zu haben. Die Studenten entſchädigten ſich ſpäterhin dadurch, daß ſie ſelber Tänze veranſtalteten, ſo zu Tübingen und Wittenberg, nicht ſelten im Anſchluß an Promotionsfeierlichkeiten. Der Stammbaum unſerer Studenten- und Juriſtenbälle reicht ins ſechzehnte Jahrhundert zurück.

Sehr alt ſind die Umzüge in der Faſtnacht, die freilich zu vielem Muthwillen und Aergerniß Anlaß gaben und daher faſt in allen Statuten unterſagt ſind. Geholfen haben aber weder dieſe noch die anderen Verbote, wie die unzähligen Einſchärfungen am beſten beweiſen. War der Klagen gar kein Ende, ſo entſchloſſen ſich die Univerſitätsbehörden ein Exempel zu ſtatuiren und relegirten den einen oder anderen der Rädelsführer.

War ſo dem Scolaren der Schutz der Univerſität gekündigt, fürchtete er die Nachſtellungen rachſüchtiger Philiſter, ſtand er irgendwo zu tief in der Kreide oder trieb ihn nur die Wanderluſt, ſo ſchnürte er ſein Bündel und ward zum fahrenden Geſell. Während der durchſchnittlich fünfjährigen Studienzeit fünf Univerſitäten beſucht zu haben, iſt unter mittelalterlichen Studenten etwas Gewöhnliches, die Seßhaftigkeit unſerer akademiſchen Jugend lag ihnen nicht im Blute; iſt doch das erſte Privileg, deſſen ſich die Scolaren rühmen, Barbaroſſas Authentica, nach dem Anfangswort die Habita genannt,

stets als Grundstein der akademischen Freiheit betrachtet, eine Verbriefung der Freizügigkeit.

Aus den engen Verhältnissen einer kleinen Universitätsstadt, aus den Fesseln drückender Disciplin erwächst die Sehnsucht nach dem ungebundenen Wanderleben des fahrenden Schülers. Um Reisegeld braucht er nicht viel zu sorgen, mildthätige Seelen findet er überall, in Bauernhäusern wie in Pfarrhöfen und Klöstern; sein geistliches Gewand, das er daheim mit Unmuth getragen hat, hier wird es ihm zum Segen. Vollends wer aus den Brennpunkten des Geisteslebens kommt, wer in erregten Zeiten Neues berichten kann, der wird auch aus den Schlössern des Adels nicht weggewiesen. Fette Bissen und klingender Lohn werden dem Bringer guter Nachrichten zu Theil.

In diesem freien Wanderleben wurzelt die Poesie der fahrenden Schüler, die freilich lange vor Entstehung der Universitäten begründet ward; aber der Ton, den die Lieder des Erzpoeten und die carmina Burana anschlagen, klingt nach durch alle Jahrhunderte bis in unsere Zeit herein; die sangbarsten unserer Studentenlieder sind zum guten Theil Wanderlieder.

Doch den Schattenseiten dieses sorgenlosen Wanderlebens dürfen wir uns nicht verschließen. Zu leicht wird aus dem wandernden Scolar ein Vagant, der jahraus jahrein von einer Stadt zur andern zieht, nur vom Bettel sich ernährt, den er nicht einmal selbst übt, sondern von Jüngern, oft kleinen Knaben, üben läßt, die ihm von Gutgläubigen zur Obhut und zur Unterweisung in den Anfängen der Wissenschaft anvertraut werden. Je größer die Zahl dieser kleinen Schützen ist, desto bequemer lebt ihr Herr und Meister; den kleinen Burschen, die in den Dorfstraßen Lieder singen und Gaben heischen, giebt Jeder gern, aber sie müssen Alles ihrem Zwingherrn abliefern, der ihnen dafür trockene Brotrinde übrig läßt und sie höchstens dafür lehrt, Hühner und Gänse zu stehlen.

Ein anschauliches Bild eines solchen Wanderlebens bietet uns die Lebensbeschreibung des Thomas Platter, des armen Hirtenknaben aus dem Visp-Thal, von der G. Freytag in den „Bildern" eine umfangreiche Inhaltsangabe geliefert hat. In tiefster Armuth, in völliger Einsamkeit wächst der Kleine auf, ein Ofen ist ihm so fremd, daß er auf seiner ersten Wanderschaft die im Mondlicht glänzenden Kacheln eines solchen für die Augen eines Kalbes hielt. Von seinen Gaisen weg kommt er zu einem Pfarrer in die Lehre, bei dem er nichts lernt, als bei den Bauern um Eier betteln und das salve singen. Da die Kost schmal, die Prügel reichlich waren, folgt er gern der Einladung seines Vetters, eines Bachanten, der also erst auf die hohe Schule ziehen wollte und verspricht, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, zu Anfang auch Unterricht im Latein zu ertheilen. Als Schütze führt nun Platter ein achtjähriges Wanderleben; mit seinem Bachanten durchzieht er Deutschland kreuz und quer, von Passau bis Straßburg, von Breslau bis Zürich und Luzern, hungernd und frierend, bettelnd und stehlend. Die Enten und Gänse, die Platter, der in seiner Heimat solches Gethier nie gesehen, für zischende

Teufel hält, ſind vor ihm und ſeinesgleichen ebenſo ſicher, wie vor dem Fuchs; ein Stück Tuch, das irgendwo ergattert worden war, wird ein Jahr lang immer wieder gutherzigen Leuten vorgewieſen, um den Macherlohn zu erbetteln, bis endlich Einer, der zufällig zum zweiten Mal um die Beiſteuer angegangen wird, den Betrug erkennt. Die Bachanten, — es hatten ſich ihrer mehrere zuſammengethan — können das Zuſammengebettelte gar nicht aufzehren, aber erſt wenn das Brot ſchimmlig wurde, überlaſſen ſie es den Schützen, allein wehe dieſen, wenn ſie eine Gabe ihren Herrn verheimlichen. Endlich entſchließt ſich Platter, ſeinem Peiniger zu entlaufen, dieſer aber, der an dem treuherzigen Knaben, dem die Leute gerne ſpendeten, eine gute Pfründe verlor, ſetzt ihm durch halb Deutſchland nach, zum Glück vergeblich. Achtzehn Jahre alt kommt Platter erſt zu einem ordentlichen Schulunterricht; bei Myconius in Zürich muß er jedes Wort des Terenz durchdecliniren und conjugiren. Dann treibt ihn die Noth von der Schulbank in die Werkſtatt, er wird Seilerlehrling und ſtudirt während der Arbeit den Plautus, deſſen einzelne Blätter er mit einer Holzgabel an dem zu fertigenden Seil befeſtigt. Später wird er Corrector einer Buchdruckerei, dann ſelbſt Buchdrucker und endlich Rector der Lateinſchule zu Baſel. Seinen Sohn Felix, der gleichfalls eine Lebensbeſchreibung hinterlaſſen hat, kann er ſchon zu Montpellier Medicin ſtudiren laſſen, dieſer wird einer der berühmteſten Aerzte ſeiner Zeit.

Wir erfahren nur von denen, die ſich aus Noth und Elend durchrangen zu einem menſchenwürdigen Daſein; wie viele jedoch hinter dem Zaun verdarben oder froh ſein mußten, irgendwo in niedrigen Dienſten ein dürftiges Leben zu friſten, bleibt faſt jedoch verborgen. Aber auch ſtarken Naturen, wie Platter, bleibt als Wahrzeichen einer harten Jugend voll Entbehrungen und Erniedrigungen die unruhige Unternehmungsluſt und die argwöhniſch reizbare Empfindlichkeit, die aus gleicher Urſache ſo viele der Reformatoren kennzeichnet.

Gewiß iſt aber Platter doch nur Einer von den Vielen, die den Weg zu reicherem Wiſſen, zu beſſerer Lebensſtellung ſich durch Dornen und Diſteln zu bahnen gewußt haben, an ſich kein unverächtliches Zeugniß dafür, welchen Werth das Mittelalter höherer Bildung beimaß. Freilich kam ihnen allen zu Gute, daß dem angehenden Geiſtlichen — als ſolcher wurde der Student noch lange ſpäter allgemein betrachtet — die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit frommer Leute aller Stände ſehr weit entgegenkam. Das Bettlerthum warf keinen Makel auf den Studenten, hatte doch die alte Kirche ſelber dieſe Art des Erwerbs in den Bettelorden geheiligt und forderte ſie doch mit Nachdruck die Almoſenſpende als Zeichen werkthätiger Nächſtenliebe, als einen der Wege zum ewigen Heil. Ein wohlhabender Mann, wie Bullinger, bedenkt ſich nicht, ſeinen Sohn auf theilweiſen Unterhalt durch Bettel anzuweiſen, nicht aus Kargheit, ſondern damit dieſer das Los der Armuth aus eigener Erfahrung kennen lerne und ſpäter um ſo lieber Mildthätigkeit übe.

Solche arme Studenten machten freilich nur ſelten den ganzen Univerſitätscurs durch; wenn ſie das Baccalariat erworben haben, die meiſten ſogar

noch früher, verlassen sie die Universität und übernehmen ein niedriges geistliches Amt, für das ihre Kenntnisse genügen, um vielleicht nach Jahren, wenn ihnen inzwischen das Glück gelächelt hatte, auf die Hochschule wieder zurückzukehren und ihre Studien zu vollenden, die sie in der kirchlichen Hierarchie zu höheren Stellen befördern. Das ist es ja, was dem mittelalterlichen Studium vor Allem zu seinem kirchlichen Gepräge verhilft, daß die mittelalterliche Kirche nicht blos eine Reihe von Stiftungen hervorruft und fördert, die dem armen Scolaren wenigstens einen Theil der Mittel zum Unterhalt gewähren, sondern daß sie ihm nach beendigten Studien auch eine Versorgung in ihrem Dienst, in Pfarreien oder Klöstern, zu bieten weiß. — Als die Reformation eine Menge geistlicher Aemter überflüssig macht, eine Menge von Pfründen eingehen läßt, da leeren sich die Universitäten. Die reichen Abteien und Canonicate in den Domstiften, die früher den studirten jüngeren Söhnen des Adels zufielen, sind vom Landesherrn eingezogen, die vielen Klöster, die die Aermeren und Niedrigeren aufnahmen, sind verödet. Sehr nachdrücklich muß dann Luther die Eltern an ihre Pflicht mahnen, die Kinder, wenn sie sonst begabt sind, studiren zu lassen, und er unterläßt nicht hinzuweisen, daß auch die neue Kirche der Arbeiter und Streiter bedürfe für Seelsorge und Lehramt.

Als die Wogen des religiösen Streites sich ebnen, hebt sich auch wieder der Zufluß zu den Universitäten. Freilich sind es nicht mehr dieselben Stände wie im Mittelalter, deren Söhne die Hochschulen bevölkern. Die mit der religiösen verbundene sociale Umwälzung hat vor Allem den Bauernstand getroffen, er hat nicht mehr die Mittel, seine Söhne studiren zu lassen; der Handwerker- und Kleinbürgerstand befindet sich nicht in besserer Lage: am zahlreichsten finden wir auf den theologischen und philosophischen Facultäten, deren enge Verbindung noch immer anhält, die Söhne von Lehrern und Geistlichen, die damals jene Pastorendynastien begründen, die in der Folge für die Entwicklung der Cultur im protestantischen Deutschland eine bedeutsame Erscheinung geworden sind. In der juristischen Fakultät — die medinische hat damals noch jeder Bedeutung entbehrt — finden wir dagegen die Söhne des Adels und des wohlhabenderen Bürgerstandes, denen der Staat nunmehr Rang und Einkommen zu bieten hat.

Die Wandlungen in Lebensanschauung und Sitte, die seit der Reformation der Zeiten rascher Wechsel mit sich bringt, spiegeln sich im Studentenleben getreulich wider. Der reformatorische Ernst in Lehre und Leben, der den Studenten sogar die geistliche Tracht gewahrt wissen will, wird durch das kleinliche Gezänke der Theologen den höheren Ständen verleidet, die, auf abstracte Erörterungen ohnehin nicht sehr erpicht, sich bald wieder jener naiven Genußsucht zuwenden, die, nur etwas entgeistigt und vergröbert, sich aus dem Mittelalter herübergerettet hatte. Auf den Universitäten reißt jetzt die Trunksucht ein, die Raufhändel mehren sich, die Klagen über unsittlichen Lebenswandel der Studenten nehmen kein Ende. Während des

großen Krieges, der ſo viele deutſche Univerſitäten auch unmittelbar heimſuchte, wächſt die Verrohung, die nach dem Eindringen der franzöſiſchen Sitte, des à la mode-Weſens wohl gemildert wird, da nunmehr raffinirter Egoismus den ſittlichen Zuſtand der höhereu Geſellſchaftsſchichten kennzeichnet. Es iſt die Zeit, da der Pennalismus ins Univerſitätsleben eindringt; an die Stelle der regelloſen Raufhändel tritt immer mehr das Duell, die Anfänge des Comment, der doch eigentlich aus der welſchen Freude am Formenkram ſtammt, entſpringen dieſer Zeit. Die Vorliebe an geheimen Verbindungen, die beſonders am Anfang des XVIII. Jahrhunderts alle Kreiſe beherrſcht, kommt in den Studentenorden zum Ausdruck, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch die Landsmannſchaften abgelöſt werden. Wohl hält ſich in dieſen kleinen Verbänden manch alter löblicher Brauch, der aber nicht entſchädigen kann für die Kleinherzigkeit der Geſinnung, die in dieſen ängſtlich abgezirkelten Kreiſen großgezogen wird. Was an phyſiſcher und geiſtiger Kraft damals auf dem Paukboden und im Bierdorf zwecklos vergeudet wurde, deſſen wurde man erſt inne, als die große Kataſtrophe des deutſchen Volkes und deſſen Wiedererhebung in den Freiheitskriegen dem jungen Volke neue beſſere Ideale ſchuf und es empfänglich machte für die größeren Pflichten gegen ein größeres Ganze.

Aus der Begeiſterung der Freiheitskriege ſind nicht nur unſere modernen Univerſitäten, die damals die geiſtige Führung unſeres Volkes übernahmen, hervorgegangen, auch unſer modernes Studenthum iſt in und aus der gehobenen Stimmung jener großen Zeit entſprungen.

Erinnerungen an den Grafen Auguſt von Werder.

Von

Gebhard Zernin.

— Darmſtadt. —

(Schluß.)

IV.

Als General von Werder am 21. Mai 1866 an der Spitze ſeiner Diviſion von Stettin ausrückte, um zum erſten Male als Truppenführer an einem Kriege theilzunehmen, ſah er den kommenden Dingen mit hoher Spannung, aber zugleich mit feſter Entſchloſſenheit entgegen. Im Allgemeinen ſtand er auf dem Standpunkte, daß Alles, was König Wilhelm und ſeine treuen Berather Bismarck, Moltke und Roon beſchloſſen, zum Wohl des Vaterlandes ausſchlagen müſſe. General von Conrady erläutert dies näher in folgender Art:

Die Einigung Deutſchlands unter Preußens Führung war das große Ziel, welches ſich Preußen geſteckt. Deshalb mußte es ſtark ſein. So wunderbar es Werder erſchien: feſt ſtand doch, daß die Idee eines einigen Deutſchlands, für welche in den dreißiger Jahren ſo viele begeiſterte Männer als Staatsverbrecher, der Demagogie angeklagt, in die Gefängniſſe geworfen worden, daß dieſelbe Idee jetzt vom Könige ſelbſt und ſeinen Räthen zum Ausgangspunkt preußiſcher Politik genommen wurde. Weil aber Oeſterreich der alte Nebenbuhler Preußens in Deutſchland, ſich naturgemäß für eine ſolche Geſtaltung der deutſchen Verhältniſſe nicht erwärmen konnte, mußte es zwiſchen beiden Reichen zum Conflict kommen. König Wilhelm war tief abgeneigt, gegen den alten Bundesgenoſſen aus den Freiheitskriegen aggreſſiv vorzugehen; er war aber ebenſo abgeneigt, ſich von Oeſterreich

niederhalten zu lassen in seinen Bestrebungen, dem Hader und der Mißgunst der deutschen Männer unter einander, dem unberechtigten und die deutsche Kraft lähmenden Kampf der Sonderinteressen ein Ende zu machen. Jetzt war der deutsche Bund der kranke Mann. König Wilhelm und Bismarck scheuten selbst die bitterste Medicin nicht, um die gründliche Heilung herbeizuführen.

Wir können hier nicht in die Schilderung die einzelnen Erlebnisse des Generals von Werder und seiner Truppen in Böhmen und Mähren eingehen und werden nur eine Uebersicht derselben geben. General v. Conrady hat zu seiner Darstellung hauptsächlich ein Kriegstagebuch benutzt, welches der damalige Generalstabs-Offizier der Division, Major (heute General-Lieutenant z. D.) v. Quistorp geführt und für das vorliegende Werk zur Verfügung gestellt hat; es ist später vom General von Werder selbst geprüft und mit Bemerkungen versehen worden, da es für den Druck bestimmt war, aus dem jedoch nichts geworden ist.*)

Das Hauptgefecht des Generals im Feldzug 1866 war der Kampf bei Gitschin am 29. Juni. Er durfte mit den Erfolgen dieses Tages wohl zufrieden sein und schrieb darüber an seine Schwester Folgendes: „Bei Gitschin haben wir Alle ein rasendes Glück gehabt, es konnte uns recht schlecht gehen. Wir haben Alle, ich nicht ausgenommen, viele Fehler gemacht, — der liebe Gott wollte platterdings, daß wir siegen sollten. Unsere Schuldigkeit aber haben wir Alle gethan, so weit sie darin besteht, nach bestem Wissen und Gewissen die Sache anzufassen und durchzuführen. Der König hat sich wiederholt sehr anerkennend gegen mich ausgesprochen. Mein Versuch, das Verdienst von mir abzulehnen und den tapferen Truppen zuzuwenden, half nichts. „Die Truppen müssen doch geführt werden," meinte er. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als die mir dargereichte Hand zu küssen!"

Das Glück des Generals von Werder und der Preußen überhaupt bei Gitschin, von welchem der General in diesem Schreiben spricht, erscheint leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß in diesem Kampfe zwei preußische Divisionen (die 3. und 5.) gegen das österreichische 1. Corps und das sächsische Armee-Corps, also gegen eine doppelte Uebermacht fechten mußten. In einem späteren Briefe — vom August 1866 — kommt General von Werder nochmals auf das Gitschiner Gefecht zurück und sagt dabei Folgendes:

„In einem Deiner Briefe bedauerst Du, daß von der 3. Division in

*) Diese Thatsache ist gewiß zu bedauern, sie ist auch in anderen Fällen vorgekommen. Uns persönlich ist z. B. bekannt, das auch der Chef des Generalstabes des 5. damals von General von Steinmetz geführten Armee-Corps, Oberst von Wittich (der spätere Commandeur der 22. „Kilometer-Division" im Kriege 1870/71) über den Feldzug 1866 ein ausführliches Tagebuch verfaßt hat, das nicht veröffentlicht worden ist. Der berühmte Verfasser hat dasselbe dem ritterlichen Prinzen Friedrich Karl von Preußen mitgetheilt, welcher mit besonderem Interesse von ihm Kenntniß genommen hat, wie uns General v. Wittich selbst 1869 erzählte.

den Zeitungen so wenig zu hören ist. Mir ist das ganz lieb. Diese Mittheilungen sind zum großen Theil sehr ungenau und laufen mitunter auf Uebertreibungen hinaus; sogar erweisen sie sich als reine Tartaren-Nachrichten, wie z. B., daß ein Unteroffizier vom Husaren-Regiment mit einigen Husaren persönlich über 300 Gefangene gemacht habe. Alles Unsinn, und wenn es wahr wäre, brauchte es immerhin keine Heldenthat zu sein. Hätte ich bei Gitschin Zeit gehabt, so würde ich ganz allein auch einige hundert Gefangene haben machen können. Sie lagen im Kornfelde, streckten die Hände in die Höhe und riefen Pardon! Pardon! Einige Offiziere kamen an mich heran sich zu ergeben. Ich verwies sie auf die Zukunft. Hätte ich nur ein Paar Ordonnanzen bei mir gehabt, so schleppte ich sie fort. So aber überließ ich sie Anderen; wahrscheinlich sind sie der 5. Division Tümpling in die Hände gefallen. Entkommen konnten sie ja keinesfalls. Wollte man aus jeder Mücke einen Elephanten machen, so gäbe es für Viele Stoff genug. Das ist aber eines ordentlichen Soldaten unwürdig und stimmt auch wirklich nicht mit dem überein, was die 3. Division in Wahrheit gethan. Es ist blutwenig. Daß wir nicht Gelegenheit gehabt mehr zu thun gleich anderen, ist, was mich betrübt. Der Feldzug war zu kurz."

Am 3. Juli wurde die Entscheidungsschlacht des ganzen Feldzugs geschlagen: die von Königgrätz. General v. Werder nahm an derselben mit seinen Truppen mehrere Stunden hindurch Antheil, doch war diese Theilnahme nur eine passive. Seine Division war zur Unthätigkeit gezwungen, hatte jedoch immerhin einen Verlust von 7 Offizieren und 418 Mann; sie machte einige Gefangene, errang aber keine Trophäen. Der General schrieb darüber Folgendes:

„Wir haben ein Paar Dörfer mit Sturm genommen, sie waren nicht stark besetzt und dann 5 Stunden im heftigsten Granatfeuer gestanden, so gut, aber schwach genug gedeckt, wie es eben ging. Allerdings hätten wir Tausende verlieren können, es blieb aber bei 400 bis 500. Wir waren zur Action nicht bestimmt. Ein Vorgehen, wie es von einzelnen Abtheilungen versucht wurde, entsprach meiner Ansicht über die allgemeine Gefechtslage nicht und wäre ein unverantwortliches Hinopfern gewesen. Daher hatte ich alle Ausfälle gegen die feindlichen Batterien verboten. Als die Umgehung des Kronprinzen näher rückte, gingen wir vor, der Feind zog aber so rasch ab, daß wir wenigstens ihn nicht mehr zu erreichen vermochten und die Verfolgung der Cavallerie überlassen mußten. . ."

An seinen Bruder schrieb der General:

„ . . Daß ich aber den Granaten nicht erlegen bin, ist fast ein Wunder zu nennen. Bei Königgrätz standen wir, die 3. Division, im tollsten Granatfeuer. Das Schnellfeuer war betäubend, dennoch waren bei mir nur geringe Verluste, etwa 500 Mann. Infanteriefeuer flucht besser. Bei Gitschin, wo meine Division das Glück hatte, einen weit überlegenen Feind zu werfen, wo aber Infanteriefeuer vorherrschend war, hat sie viel mehr Leute, nament-

lich viele Offiziere, verloren. Bei Königgrätz kosteten mir die Paar Ausfälle, die von einigen Führern in ihrem Eifer aus der einigermaßen gedeckten Position gegen die feindlichen Batterien gemacht wurden, und das Wegnehmen einiger Dörfer am meisten. Der 5stündige Aufenthalt des rein passiven Verharrens im Granatfeuer machte mehr einen moralischen Eindruck, der aber glänzend überwunden ist. Meine Leute machten Witze oder sie schliefen, während die Granatsplitter um sie herumwirbelten wie Erbsen."

Der Feldzug ging vorüber, und General v. Werder kehrte etwas unzufrieden mit dem Verlauf der Dinge in die Heimath zurück. Zum ersten Male hatte er Gelegenheit gehabt, sich als Führer zu erproben, und wie er sein ganzes Leben hindurch an seiner Vervollkommnung arbeitete, so war er nun eifrig bemüht, seine Fehler zu erkennen, um sie fortan zu vermeiden. Einer solchen strengen Selbstkritik durfte er später hervorragende Leistungen verdanken.

General v. Conrady giebt hierbei folgende recht aufrichtige Schilderung der Eigenschaften Werder's: „Praktisch beanlagt, mit einem zähen Körper, von hohem Pflichtgefühl, dem größten Wohlwollen und der Bereitschaft, stets für seine Untergebenen einzutreten, fern von jeder Eitelkeit, ausgestattet mit der besonderen Gabe, Ansprachen an die Truppen zu halten, besaß er Eigenschaften, welche dem gemeinen Mann und dem jüngeren Theil der Offiziere unbedingtes Vertrauen zu ihrem kleinen General einflößten. Aber ein unbezähmbarer Thätigkeitstrieb und die Neigung, zu sprechen, führten ihn in der Aufregung des Gefechts dazu, überall selbstthätig einzugreifen, viel zu befehlen, und da er sich nicht immer auf sein Gedächtniß verlassen konnte, ließ er oft über Unwesentlichem das Wesentliche unberücksichtigt. Ein seiner wohlwollenden und kameradschaftlichen Gesinnung sonst fremdes herrisches Wesen seiner Umgebung und Untergebenen gegenüber ließ ihn in der Action oft ganz unnahbar erscheinen, so daß sich Jeder hütete, sich mit einer Anfrage ihm zu nähren.

Er ritt meist einen großen Goldfuchs mit mächtigen Gängen, so daß seine Umgebung ihm kaum folgen konnte. Bei seiner Neigung, Alles befehlen zu wollen, und bei einer Nervosität, die ihn in Unruhe erhielt, waren Adjutanten und Ordonnanzen stets unterwegs, und da er seinen Generalstabs-Offizier in derselben Weise verwendete, befand er sich meist allein, und bei seinem Beschäftigungs-Bedürfniß griff er in die Details da ein, wo er sich gerade befand. Das war freilich immer die gefährlichste Stelle. Darüber aber verlor er den Ueberblick über die allgemeine Situation und die Verwendung seiner Truppen, und da sein Generalstabs-Offizier von ihm fortwährend verschickt wurde, war schließlich Niemand beim Stabe, der über die Truppen Auskunft geben konnte. So entstanden leicht Verwirrung und für die Truppen Unzuträglichkeiten, die bei einer geregelten Befehlsertheilung zu vermeiden gewesen wären."

Das waren allerdings, wie General v. Conrady offen ausspricht, nicht

geringe Fehler. Allein in seiner mehrfach von uns hervorgehobenen ehrlichen Selbstprüfung, der sich Werder stets unterwarf, konnten ihm selbst dieselben nicht entgehen, und daß er sie künftig zu vermeiden suchen würde, hatte er sich nicht allein gelobt, sondern sollte er auch bald glänzend beweisen.

Die preußischen Führer, von denen am Feldzug 1864 nur verhältnißmäßig wenige theilgenommen hatten, waren dagegen während des zwar nur kurzen, aber höchst lehrreichen Krieges 1866 fast sämmtlich ins Feuer gekommen. Man hatte im Allgemeinen viel gelernt und war nun eifrig bemüht, im Hinblick auf einen kommenden, noch größeren Krieg die gesammelten Erfahrungen besonders auf dem taktischen Gebiet nutzbar zu machen. General von Werder wurde ein großer Förderer der kriegsgemäßen Ausbildung, besonders bei der Infanterie. In erster Linie hielt er jedoch darauf, daß die bewährten Einrichtnngen beibehalten und Verbesserungen nur da eingeführt worden, wo es wirklich nothwendig war, — ganz im Sinne des Soldatenkönigs Wilhelm I.

Im Frühjahr 1870 verließ der Divisions-Commandeur von Werder Stettin und gebrauchte die Cur in Karlsbad. Kaum war er zurückgekehrt, so wurde des Dienstes gleichgestellte Uhr durch die Mobilmachung zum Stillstand gebracht: der Krieg gegen Frankreich war vor der Thür. Am 17. Juli schrieb der General an seinen Bruder Folgendes:

„In etwa 8 Tagen rücken wir ab. Wohin und unter wessen Commando — ich weiß es nicht . . . So leicht wie in Böhmen wird die Sache wohl nicht werden, aber ich habe das beste Vertrauen, namentlich auf unseren Herrgott, der die Frechen durch uns strafen will. Wenn alle Preußen und Deutschen denselben Geist im Leibe haben wie ich, so muß der Franzose schon vor dem Hauche hinsterben. Aber freilich wird der Kampf viel Opfer kosten, mehr wie im Jahre 1866, schon wegen des Chassepots. Die Chance des Heimkehrens ist geringer. Nun, wie Gott will, aber sollte mir etwas Menschliches passiren, so laß Dir meine Kinder empfohlen sein!"

Diese prophetischen Worte sind wohl sämmtlich zur Wahrheit geworden. Man ersieht daraus auch, daß in den Kreisen der preußischeu Führer die französische Kriegsmacht vor Ausbruch des Krieges nicht unterschätzt und namentlich die Güte des Chassepot-Gewehrs, welche Waffe sich in der That leistungsfähiger erwiesen hat als das Zündnadelgewehr, richtig gewürdigt worden ist. Allerdings aber hat der deutsche Schütze seine Ueberlegenheit über den französischen bewiesen und, was noch sehr wichtig war, hat ferner das deutsche Feldgeschütz das französische glänzend aus dem Felde geschlagen.

General v. Werder wurde am 17. Juli von dem Commando seiner Division entbunden und dem Stabe des Obercommandos der III. Armee zugetheilt, wogegen dienstjüngere Generale das Commando über Armeecorps erhielten. Die Zeit war aber nicht darnach angethan, um empfindlich zu sein, jetzt galt es zu kämpfen und zu siegen! Und mit solchen Gesinnungen eilte er nach Carlsruhe, um dort, falls die Franzosen etwa bei Straßburg

(bei Marau war dies thatsächlich beabsichtigt gewesen: nach dem von Marschall Leboeuf aufgestellten, vom Kaiser Napoleon III. gebilligten Plan*) über den Rhein gehen sollten, den Befehl auf dem rechten Rheinufer über die durch das XI. Armeecorps verstärkten badischen Truppen zu übernehmen. Thatsächlich erhielt er zu Anfang August den Befehl über die zu einem „Corps Werder" zusammengezogene württembergische und badische Division, welche den linken Flügel der III. Armee bildete.

Nunmehr begann der Feldzug. Auch hier können wir natürlich nicht auf Einzelheiten der Kriegsoperationen eingehen, dagegen wollen wir die beiden Hauptbegebenheiten in den Erlebnissen des Generals v. Werder und seines Corps während des Feldzuges 1870/71 berühren und deren Bedeutung hervorheben; es sind dies bekanntlich die Belagerung und Eroberung von Straßburg im Sommer und Herbst 1870 und die große dreitägige Schlacht an der Lisaine im Januar 1871. Damals, in den ersten Wochen des Krieges von 1870/71, hatte der General noch nicht die entfernteste Ahnung von den ihm vorbehaltenen glänzenden Thaten, denn sonst hätte er nicht unmuthig folgende Zeilen in die Heimat gesandt:

„ . . Mein Commando über die Badenser und Württemberger hat aufgehört, weil dieselben wieder zu Spezialzwecken getrennt worden sind. Ich kehre in's Hauptquartier des Kronprinzen zurück. Meine augenblickliche Beschäftigung besteht in Essen, Trinken und Schlafen, — ein mich sehr wenig ansprechendes Leben. Hätte man mir wahrhaft wohlgewollt, so hätte man mir gleich meinen Hinterleuten ein Corps geben sollen. Freilich hatte ich ein solches während einiger Tage, aber die Divisionen sind auseinander und ich das fünfte Rad. Indeß ist noch nicht alle Hoffnung auf Verwendung verschwunden!"

Und eine solche Hoffnung erfüllte sich sehr bald, denn bereits am 14. August erhielt er die Nachricht, daß er den Befehl über das Belagerungcorps von Straßburg bekomme, und Tags darauf begab er sich vor die „wunderschöne Stadt", welche für Deutschland zurückerobert werden sollte. Er mußte wieder seinem Charakter gemäß verschiedene Bedenken in sich niederkämpfen, die ihm selbst in Bezug auf die Lösung der neuen großen Aufgabe gekommen waren. Letztere war ihm in der Hauptsache fremd und wenig sympathisch. Aber darnach wird im Kriege ja nicht gefragt, und eine sehr maßgebende Persönlichkeit im Hauptquartier des Kronprinzen (wohl General v. Blumenthal?) hatte Werder, als dieser sich wenig befriedigt von seiner neuen Verwendung ausgesprochen, mit den prophetischen Worten getröstet: „Gehen Sie nur getrost dahin, Sie werden noch erleben, daß Sie in der Campagne den Vogel abschießen!"

*) Man vergleiche die dem Kaiser Napoleon zugeschriebene Broschüre: Campagne 1870: Les causes, qui ont amené la capitulation de Sedan etc. Bruxelles, 1870.

Und er schoß nach sechs Wochen den ersten Vogel ab: am Nachmittag des 27. September zog der Feind die weiße Fahne auf dem weithin sichtbaren Münsterthurm auf, nachdem er lange und hartnäckig sich gegen den Belagerer gewehrt hatte. Noch an demselben Tage sandte König Wilhelm aus Schloß Ferrières an General von Werder das Telegramm:

„Ich ernenne Sie hierdurch zum General der Infanterie. Meinen Glückwunsch. Ihren Truppen verleihe Ich hundert eiserne Kreuze."

Eine besondere Anerkennung gebührt dem General von Werder für die möglichst schonende Art, in welcher derselbe der Stadt Straßburg und ihren Einwohnern gegenüber während der ganzen Zeit der Belagerung aufgetreten ist. Bis zum 22. September — also bis fünf Tage vor dem Fall der Festung — hatte er gegen viertausend Einwohnern das Verlassen der Stadt gestattet; dem Commandanten General Uhrich hatte er mehrmals das größte Entgegenkommen bewiesen, so daß dieser in einem Schreiben an den Großherzog von Baden u. A. folgendes bemerkte:

„Die Beziehungen, die ich seit Beginn der Belagerung zu General von Werder gehabt habe, und die von seiner Seite immer den Stempel der Höflichkeit und Loyalität trugen, geben mir das Vertrauen, daß er mit Billigkeit und als ein ritterlicher Feind das Loos der Ueberlebenden bestimmen wird."

Daß General von Werder besonders darüber sehr froh war, daß seinen Truppen ein letzter, sicher sehr verlustreicher Entscheidungskampf — der Sturm — durch die Uebergabe der Festung erspart blieb, hat er selbst später öfter ausgesprochen; ebenso beeilte er sich dem General Uhrich die Mittheilung zugehen zu lassen, daß er alle Maßregeln treffen werde, um „die Wunden der Stadt zu heilen."

Gegen die zahlreichen Glückwünsche zur Eroberung Straßburgs verhielt er sich sehr ablehnend. Er schrieb darüber bezeichnend das Folgende:

„Weil Straßburg unter jetzigen besonderen Umständen eine große, mehr politische als militärische Wichtigkeit hat, bin ich auf einmal, was man so sagt, ein höllischer Kerl geworden. Wäre jenes nicht, und wir hätten Heldenthaten ausführen können, wenn z. B. Bitsch von mir belagert und genommen worden, kein Mensch spräche davon. Aber so ist einmal die Welt. Sie könnten Einen eitel machen, davor aber, denke ich, wird mich Gott bewahren. Ich werde ihm von Herzen dankbar sein, wenn er mich über jenen Punkt hinwegkommen läßt."

Schon am 30. September erging aus dem großen Hauptquartier der Befehl, daß General von Werder mit seinem neugebildeten 14. Armeecorps den Vormarsch gegen die obere Seine antreten solle. Es folgte nun der Feldzug in Burgund, welcher manche Kämpfe und Gefahren, viele Mühen und Beschwerden brachte. Werder zweifelte niemals am Gelingen, doch mochte er dies stets „so billig als möglich haben," wie er sich ausdrückte. Bei dem Jahreswechsel machte er wieder eine Aufzeichnung, welche von dem Ernste seiner Stimmung Beweis liefert; darin heißt es u. a.:

„... Es war ein merkwürdiges, gewaltiges Jahr, das Jahr 1870. Um eine Bagatelle, die Wahl Leopold's von Hohenzollern zum Könige des unglücklichen Spaniens, entsteht ein Kampf, wie er gewaltiger noch nicht dagewesen. Es ist jetzt ein Ringen um das Leben und Tod, mehr ein Schlachten wie eine Schlacht zu nennen, ein Ringen zwischen Anarchie und Autorität, zwischen Socialismus und Ordnung, die im Königthum allein einen richtigen dauernden Ausdruck finden kann. Noch ist kein Ende abzusehen, und wie es auch kommen mag, ich zweifle nicht am endlichen Siege. Wenn Frieden ist, werden wir erst die Folgen dieses Krieges übersehen können" ...

In den ersten Januartagen erlangte General von Werder Gewißheit darüber, daß seine Gegner sich bei Besançon fortwährend verstärkten und Angriffspläne hegten. Am 5. meldete er nach Versailles, daß er die Armee Bourbakis vor sich habe, worauf sofort Gegenmaßregeln getroffen und General von Manteuffel mit dem 2. und 7. Armeecorps, sowie der 14. Division nach Châtillon sur Seine gesandt wurde. Zwei Tage später kamen neue Directiven vom großen Hauptquartiere, wonach Werder so lange Widerstand leisten solle, bis das Eingreifen Manteuffel's fühlbar würde, und die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken wäre. Nunmehr galt es, eine gute Vertheidigungsstellung zu wählen und durch deren Ausnützung die numerische Schwäche der Truppen zu ergänzen, sowie die Stellung selbst durch alle bei Belfort entbehrliche Belagerungsgeschütze zu verstärken. Ueber ihre Wahl hat sich der General in folgender Art ausgesprochen:

„...Ich wußte schon, wo ich irgendwo eine leidlich gute Stellung fand. Weiter vorwärts, wie ich gern gewollt, konnte ich nicht mehr; der Feind war bereits gegen Arcey in Anmarsch. Ich hätte ihn angreifen müssen. Bei seiner Ueberlegenheit aber bot sich mir nur in einer energischen Vertheidigung Aussicht auf Erfolg. Griff mich der Feind irgendwo an, so konnte ich sehr leicht auf den Flanken umgangen und dem Feind der Weg nach Belfort geöffnet werden. Die einzige Stellung, die sich mir bot, war die von Chenebier über Hericourt bis Montbeliard."

Am 11. Januar Abends erließ er den Befehl zur Vertheidigung der Stellung, und in der Nacht zum 12. begannen die Truppen sich darin einzurichten. Sie zeigten in diesen verhängnißvollen Tagen bis zu dem letzten Mann eine Entschlossenheit und Zuversicht, die bei den Führern die Hoffnung auf Erfolg zur Gewißheit machte. Trotz der mangelnden Verpflegung, schlechten Witterung, bitteren Kälte, des Schneewetters verließ die Truppen der Humor nicht. „Wir lassen Keinen durch!" wurde zum geflügelten Worte. Am 15. Januar begann der Kampf, welcher am 17. entschieden war.

General von Werder nahm die Schlacht mit etwa 42 000 Mann an. Sein Gegner verfügte über eine fast vierfache Ueberlegenheit (150 000 Mann), allein dessen Kraft erlahmte bald, auch hatte er sich in der Annahme über die eigentliche Stellung der Deutschen getäuscht. Der Seelenzustand Werders geht aus folgenden, nach der Schlacht geschriebenen Zeilen hervor:

„Die drei Tage vor Belfort möchte ich drei Tage aus dem Leben eines Spielers nennen, und zwar eines verzweiflungsvollen, wenngleich der Ausdruck den Zustand nicht richtig bezeichnet. Verzweiflungsvoll war ich nicht, und die Armee noch viel weniger. Ich erkannte aber von Hause aus das Bedenkliche der Lage und hatte eigentlich sehr geringe Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Nur Gott und die Untüchtigkeit und Ungeschicklichkeit des Gegners konnten helfen, sonst mußte er uns fassen. Beides ist zusammengekommen. Gott hat durch den Unverstand des Feindes uns geholfen, und die über alles Lob erhabene Tapferkeit unserer Truppen, die Umsicht und Zähigkeit der Führer."

Der General hat vollkommen Recht, wenn er die Tapferkeit seiner braven Truppen in erster Linie anerkannt sehen will, denn diese hat in der That in den Tagen an der Lisaine Großartiges geleistet. Das ist auch von deutschen Männern aller Parteien richtig gewürdigt worden, und es erscheint uns hier sehr am Orte, daran zu erinnern, wie ein im Auslande lebender Deutscher, der bekannte Jacob Venedey sich schon im Jahre 1871 mit herzlicher Wärme über jene Kämpfe ausgelassen hat. Er schrieb damals:

„In diesen letzten Schlachten ist der Charakter, das Wesen dieses Krieges nur noch lebendiger an den Tag getreten. Das Werdersche Corps, das so eigentlich kein besonderes Corps, sondern nach und nach zu einem kleinen Heer von Heeresabtheilungen aus allen Gauen Deutschlands, Baden, Württemberg, Westfalen, Holstein u. a. zusammengelesen ward, hat ein sehr einfaches, aber wunderbar großartiges Schauspiel von festem Muth und unerschütterlicher Standhaftigkeit der Massen dieses kleinen Heeres, des gemeinen Mannes, des Volkes, das in ihm vertreten war, gegeben. Vier Tage haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie die Helden gekämpft — das hätten auch andere Völker gekonnt, die Franzosen vor allen vielleicht auch, — ja, nicht nur gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gefroren, gedurstet, gelitten und überstanden, was je irgend einem Heer geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelnheiten erzählen hört, dem wird es heiß und kalt im Herzen, der staunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist das Volk, es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksgeist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte und dann wieder Tag um Tag unerschüttert und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feind festen Fußes Widerstand leistete. Es überlief uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschaar schlicht und einfach erzählte: „Wir sagten uns: hier kommt Niemand durch! Und es ist Niemand durchgekommen." Es war das Volk, das kämpfte, es war das deutsche Volksbewußtsein, zum Heldenmuth erwacht, das sich den ganzen Feldzug hindurch bewährt hat, das vom ersten bis zum letzten Schuß sich sagte: Hier kommt Niemand durch! Der General von Werder wird einen schönen klangreichen Namen in der Geschichte haben: das „Werdersche Corps" einen schöneren. Gern freuen wir uns, wenn der König-Kaiser dem Führer seinen Lohn in

dem höchsten Orden zuschickt; wir werden auch ihm eine Dotation freudig gönnen, die ihm etwa bevorsteht. Lohn dem General, Dank dem Heere. Dank! Dank!" . . .

General v. Conrady möchte dem Heldenführer an der Lisaine jedoch nicht den Antheil an der allgemeinsten Anerkennung verkümmert sehen. Er schreibt seinerseits:

„Die Feldherren von heute agiren, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, hinter den Coulissen. Werder hatte seinen Standpunkt auf der Höhe nördlich Héricourt, zu Pferde, stehend, sitzend, den Schnee von den Stiefeln klopfend — hinter sich den Telegraphen — mit dem leiblichen Auge wenig sehend, alle geistigen Kräfte auf die eingehenden Meldungen concentrirt, geizig in der Ausgabe von Reserven. Das ist die Thätigkeit des heutigen Schlachtenlenkers, der aus seiner persönlichen Zurückgezogenheit allenfalls hervortritt, wenn er, nachdem Alles verloren scheint, mit den letzten Bataillonen, die Fahne in der Hand, sich in den Feind stürzt, um noch eine Wendung herbeizuführen oder ehrenvoll zu sterben. So würde auch Werder an der Durchbruchsstelle sich persönlich dem Feinde entgegengeworfen haben. Sein Verdienst aber war, daß er, obgleich er die Gefahr seines rechten Flügels erkannte, dorthin nicht eher Hilfe schickte, als bis sie dringend nothwendig geworden, daß er drei Tage sich nicht von der Stelle gerührt und nicht in den Fehler fiel, überall selbst sein zu wollen, sondern Vertrauen zu seinen Generalen hatte. Ein Feldherr, der überall sein will, ist gewiß nicht da, wo man nach seinen Befehlen fragen will. Eine Schlachtlinie von $2^1/_2$ Meilen Ausdehnung läßt sich nicht anders leiten. Das Hin- und Hergaloppiren zeigt von persönlicher Unruhe, die sich leicht den Truppen mittheilt. Man muß als Feldherr Stoiker sein, und deshalb wurde auch Werder Doctor der Philosophie honoris causa!"

Aus dieser, wie uns dünkt, sehr richtigen Würdigung des Verhaltens des Feldherrn Werder in dem großen Entscheidungskampf an der Lisaine kann man ersehen, daß der General mit bestem Erfolge bestrebt gewesen ist, die früher im Gefecht bewiesene Unruhe zu bemeistern und seine Thätigkeit auf das zu beschränken, was er als oberster Truppenführer vornehmlich zu thun und zu lassen hatte, dies dann aber auch in jeder Richtung zielbewußt durchzuführen. Seine Anordnungen für die drei Schlachten des 15., 16. und 17. Januar 1871 müssen als durchaus zweckmäßige, verständige, planvolle Vorschriften angesehen werden; es wirkte somit Alles zusammen: umsichtige Führung, Tapferkeit der Truppen und Soldatenglück, um einen durchschlagenden Erfolg zu sichern.

Gewiß hat General v. Werder in der Zeit vor dem Kriege 1870 reiflich über die beste Truppenführung nachgedacht und sich darüber ein eigenes System gebildet. Ueber diesem im Felde so äußerst wichtigen Gegenstand äußert sich ein geistvoller Militärschriftsteller der neuesten Zeit u. A. wie folgt:

„Richtige Befehlsführung ist eine schwere Kunst. Im Leben lernt ein Jeder, daß es nicht darauf ankommt, was und wieviel, sondern wie befohlen wird. . . Andere als landläufige Regeln kennt auch die Kriegsführung nicht: es giebt eben keine höhere Weisheit. Die Regeln sind sehr einfach, aber ihre Anwendung im erschwerenden Elemente des Krieges ist darum nicht leicht. Im Kriege knüpft sich an jeden Befehl eine große Verantwortung. Bei guter Befehlsführung ist der Charakter noch mehr betheiligt als die Intelligenz . . . Das Zuviel an Befehlen pflegt nur negativen Inhalts zu sein . . . Schließlich ruhen alle Befehle im Kriege auf sehr unsicherer Grundlage. Sie sind auf die Kenntniß vom Feinde gebaut, und diese ist nie ganz vollständig. Dadurch wird die Befolgung der Regel erschwert: nichts Unausführbares zu befehlen. Wenn diese Punkte gebührende Berücksichtigung fänden, wenn Jedermann nur befehlen wollte, wofür er auch die volle Verantwortung zu übernehmen geneigt ist, wenn niemals blos Negatives befohlen würde, und wenn Niemand mehr anordnete, als sich nach seiner augenblicklichen Kenntniß schon mit Sicherheit übersehen läßt, wäre viel gewonnen. Dann ist noch ein richtiges Maß dafür ausfindig zu machen, wie weit man bei Befehlen in die Einzelheiten eingehen darf."

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die Betrachtung der Vorgänge an der Lisaine abschließen. Wohlverdient war die Anerkennung des allerhöchsten Kriegsherrn, welcher in einer Depesche vom 18. Januar an die Kaiserin Augusta aussprach: „Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapfern Truppen", wohlverdient auch das Großkreuz des eisernen Kreuzes, welches später die Brust des Helden zierte.

Auch nach diesem großen Siege blieb Werder ebenso bescheiden, wie früher. Aus Anlaß der zahlreichen Beweise von Anerkennung und Bewunderung, die ihm von allen Seiten zukamen, schrieb der allen Schmeicheleien abgeneigte Mann Folgendes:

„Diese Ovationen sind mir peinlich, so weit sie meine Person betreffen. Wären wir nach dem tapfersten Widerstand nicht glücklich gewesen, so hätten Zeitungen, Communen ꝛc. mich und das 14. Corps mit Koth beworfen. Glück ist auch eine Eigenschaft, d. h. wenn Gott nicht mit uns war, so mußten wir das Spiel verlieren. Es blieb nur übrig, im Widerstande auszuharren, also, wenn der Sieg uns fehlte, — zu sterben!"

Auch die öfter auftretenden ungenauen Zeitungsberichte über den Verlauf der Kriegsbegebenheiten wurden für Werder mehrfach eine Quelle von Aerger. So gab er über einen Artikel einer deutschen Zeitung folgendes Urtheil ab:*)

„Er plappert als Feuilletonist so in's Gelag hinein. Er will Gambetta

*) Man vergleiche das vortreffliche Buch: „Das Volk in Waffen, ein Buch über Heerwesen und Kriegsführung unserer Zeit von Colmar Freiherrn von der Goltz, K. Preuß. Oberstlieutenant (jetzt Generalmajor) z. D. 3. Auflage. Berlin, 1890.

in's gehörige Licht setzen als verabscheuungswürdigen Menschenschlächter. Dabei bedenkt er nicht, daß er dem großen Publicum gegenüber die Thaten der deutschen Armee auf Null reduzirt. So ungefähr, wie er Bourbaki's Armee schilderte, war sie vor Belfort keineswegs. Man wußte mir an Ort und Stelle zu erzählen, wie siegesgewiß diese Leute gewesen waren, weil sie glaubten, als Rächer in Berlin einziehen zu können. Freilich Unsinn, aber doch kein Beweis von Niedergeschlagenheit. Die Artillerie war gut und an und für sich der unsrigen wohl gewachsen. Sie hat das Mögliche geleistet, konnte aber gegen unsere Belagerungsgeschütze nicht aufkommen. Cavallerie fehlte den Franzosen wohl ganz, wäre aber auch hier nicht zur Geltung gekommen. Dieser Mangel hat ihrem Nachrichtendienst großen Schaden gethan".

Was General v. Werder in seinem Abschiedswort an sein 14. Armee-Corps sehr hübsch ausgesprochen hat, kann auch auf ihn selbst bezogen werden. Es heißt darin:

„Mit dem schönen Bewußtsein treu erfüllter Pflicht könnt Ihr zurückblicken auf Eure Theilnahme an diesen wichtigen, welthistorischen Kämpfen, auf Eure Leistungen, die unter Gottes gnädigem Beistande von reichem Erfolge gekrönt wurden und die allerhöchsten Anerkennungen fanden."

Mit einiger Besorgniß erfüllte den General die Aussicht, commandirender General eines Armeecorps in einer außerpreußischen Residenz (Carlsruhe) zu werden. „Ich bin nicht zum Diplomaten geboren" — äußerte er sich zu seiner Umgebung, — „ich bin für einen Hofmann ungeeignet. Wir preußischen Generale von der alten Schule sind die allerschlechtesten Diplomaten, um moralische Eroberungen zu machen."

Ferner wurden ihm die Beweise allseitiger Anerkennung auf die Dauer äußerst peinlich. Er schrieb damals an seinen Bruder: „Uebrigens magst Du sagen, was Du willst, die Ovationen sind mir greulich. Am liebsten ginge ich nach Sibirien. Es ist schwer ein berühmter Mann zu sein, wenn man daran nicht gewöhnt ist." *)

General v. Werder stand in seinem 73. Lebensjahre, als er seine letzte Dienstzeit als commandirender General in Carlsruhe begann. Obwohl sich die Nachwehen des Feldzuges bei ihm ebenso geltend machten, wie bei anderen Feldherrn (so sagte einst der leider früh verstorbene General v. Goeben zum Schreiber dieser Zeilen: „Ich werde immer nach einem Feldzuge krank!"),

*) Bisweilen waren in der That diese Ovationen nicht gerade taktvoll. So erhielt der General damals aus einem deutschen Weinlande einen antiken Helm und ein Ehrengeschenk von 1000 Flaschen edlen Rheinweins, was ganz wohlgemeint war. Nicht wohlgereimt war das begleitende Gedicht, dessen letzte Strophe lautete wie folgt:

„Dich aber, Mann von Eisen,
Der Du geleistet das,
Dich wird man ewig preisen,
Deutschlands Leonidas!"

so verließ ihn sein angeborener Diensteifer keineswegs; er bereiste das Land, besichtigte Truppen und Exercirplätze, Kasernen und Turnanstalten, Lazarethe und Militärgefängnisse. Oft überkam ihn große Müdigkeit, so daß er gern wie Falstaff sagen mochte: „Ich wünschte, es wäre Schlafenszeit, und Alles wär' vorüber!" Doch raffte er sich jedesmal auf, überwand das, was er für Schwäche hielt und arbeitete tapfer weiter. Ein Soldat aus der alten preußischen Schule, mit offenem Auge für die nothwendigen Fortschritte in der Ausbildung, übte er auf diese einen großen Einfluß aus. Er trat dem Glauben entgegen, daß, weil im Kriege Alles gut gegangen, nun auch Alles vortrefflich, ja vollkommen sei. Im Gegentheil machte er geltend, daß der Krieg gezeigt habe, wie sehr eine vervollkommnete Ausbildung zu künftigen Siegen nothwendig sei. Seine klar ausgesprochenen Ansichten und Meinungen fanden Eingang und Verständniß.

In ebenso eingehender wie wohlwollender Weise beschäftigte sich der commandirende General mit den persönlichen Verhältnissen seines ganzen Offiziercorps. Mit großer Objectivität beurtheilte er seine Untergebenen bis zum Lieutenant hinab. Jeden, der ihm nicht genügte, unterzog er einer gründlichen Beurtheilung mit der Erwägung, ob und unter welchen Umständen er noch gefördert werden könnte, da er der Ansicht war, daß Manchem durch Versetzung in andere Verhältnisse nachzuhelfen wäre, welches Mittel sich oft vortrefflich bewährt haben soll. Daß ein so hoher Vorgesetzter gerade in dieser Richtung unendlich viel Gutes wirken kann, ist klar; General v. Werder hat gewiß auch das Bewußtsein erlangt, nach Kräften das Wohl seiner Offiziere gefördert zu haben. Er hatte das Bestreben, sein 14. Armeecorps auf eine möglichst hohe Stufe der Ausbildung zu bringen, bei seinen Untergebenen ein gutes Andenken zu hinterlassen und dann — das Schwert in die Scheide zu stecken.

Am 12. September 1875 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum und wurde durch die Verleihung des schwarzen Adler-Ordens ausgezeichnet. Einige Wochen darauf fand zu Freiburg die Enthüllung des großen Denkmals statt, welches das dankbare badische Land dem General v. Werder und seinen Truppen setzen ließ; Kaiser Wilhelm wohnte der Feier persönlich bei und zeichnete dabei den Helden der Lisaine vielfach aus. Letzterer verstand es, im Lande sich recht beliebt zu machen, er war wohlthätig, einfach, lebensfrisch und, was ihm besonders die Herzen gewann, „gemüthlich."

Im Januar 1879 kaufte der General die Güter Grüssow und Gentzkow bei Belgard in Pommern als Fideicommißgüter, und am 30. März reichte er sein Abschiedsgesuch beim Kaiser ein. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er bei der Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte den Anforderungen seiner Stellung nicht mehr völlig gewachsen sei. Das Gesuch fand Annahme und zwar in sehr schmeichelhafter Form. „Je ehrenvoller die Dienstzeit" — hieß es in dem allerhöchsten Schreiben — „desto größer auch der Anspruch auf Ruhe im Alter; es würde eine Härte gegen einen

hochverdienten Offizier sein, wenn Ich ihm die wohlverdiente Ruhe vorenthalten wollte"; das Schreiben war unterzeichnet: „Ihr dankbarer König Wilhelm." Zugleich wurde der General in den Grafenstand erhoben.*)

General Graf von Werder zog nun aufs Land, um, wie er selbst sagte, „als Ackerbauer ein Einsiedlerleben zu beginnen." Mit schwerem Herzen schied er aus einer in allen Beziehungen bevorzugten Stellung. „Es muß gemacht werden," schrieb er, „also durch! ohne allzugroße Rührung, vielmehr mit der Würde eines alten Kriegers." Als die schönen Frühlingstage von 1879 herankamen, verließ er Carlsruhe, wo er das beste Andenken hinterlassen hat. In Grüssow hat er dann noch acht Jahre das Leben eines Gutsbesitzers geführt, hat die Freuden und Leiden eines solchen genossen und bis gegen Ende 1884 — also bis zum Anfange seines 77. Lebensjahres — sich einer im Ganzen recht kräftigen Gesundheit erfreut. Dann aber begann sein körperlicher Zustand sich zu verschlechtern. Der General, welcher früher stets seine geistige Entwickelung aufmerksam beobachtet und sich selbst einer sehr genauen Selbstprüfung unterzogen hatte, verwandte nunmehr auch auf seinen Gesundheitszustand hohe Aufmerksamkeit. Die von ihm regelmäßig geführten Tagebücher sind angefüllt mit Beobachtungen über seinen körperlichen Zustand, das Wetter und die Wirthschaftssorgen. Unter der liebevollsten Pflege seiner Angehörigen flossen ihm die letzen Lebenstage dahin, bis er am 12. Sept. 1887 — an seinem 79. Geburtstage — in Folge eines Schlaganfalls sanft entschlief. Er war heimgegangen, nachdem er einen unvergänglichen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte sich errungen; mit ihm starb ein tapferer Feldherr, ein tüchtiger Soldat, ein frommer Christ, ein guter Mensch.

Auch der General Graf v. Werder gehört zu den Helden, von denen der ritterliche Dichter Theodor Körner singt:

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht!

*) Unter den Entwurf für das gräflich v. Werdersche Wappen hatte Kaiser Wilhelm eigenhändig den Spruch gesetzt:

„Dem Freunde Schutz,
Dem Feinde Trutz."

Nach dem Tode.

Skizze.

Von

Auguſte Hauſchner.

— Berlin. —

Sie fuhr aus unruhigem Schlummer auf und blickte verwirrt um. Wie kam ſie in den Lehnſtuhl? In das fremde Zimmer? Wo war ſie? — Ach! — In der Bergroth'ſchen Klinik am Kronprinzen-Ufer — und dort im Bett lag ihr Mann ſchwer erkrankt. Drei Tage nach der Operation. Geſtern Mittag noch die günſtigſten Ausſichten. Und Abends hohes Fieber. Sie durfte bei ihm bleiben. „Aber weder ſprechen noch weinen, gnädige Frau. Sich hinſetzen und uns ſorgen laſſen.“ Es wurde ihr ſchwer, zu folgen. Nicht aufzuſpringen, wenn er um ſich griff, leiſe ſtöhnte. Zweimal war der Aſſiſtenzarzt Doctor Frank in der Nacht gekommen. Eben öffnete er wieder die Thür — das Geräuſch hatte ſie aufgeweckt — ſchob die Vorhänge bei Seite, öffnete das Fenſter und trat an das Bett. „Wie geht es Ihnen jetzt, Herr Schröder?“ „Mir geht es gut, Herr Doctor.“ — „Lieber, lieber Franz, erkennſt Du mich?“ „Meine gute Frau“ — hingehaucht mit einem matten Lächeln. „Ach, Herr Doctor,“ begann ſie. Aber Doctor Frank muſterte ſchon am Nebentiſch die Flaſchen: „Die Medicin muß gleich gemacht werden.“ — „Ich trage ſie ſelbſt in die Apotheke.“ Hedwig ſtülpte den Hut auf und lief auf die Straße. Sie dürſtete nach einem Athemzug friſcher Luft. Stirn und Augen brannten, in den Gliedern lag es wie Blei. Trotzdem ging ſie raſch, Flaſche und Recept feſt in der Hand. Wie rührend ſeine Stimme geklungen hatte. „Meine gute Frau.“ Die Thränen liefen ihr die Wangen herab. Armer Franz! — Wird er wieder geſund werden?

Es war halb sechs Uhr Morgens. Die Menschen schliefen noch. Aber die Natur war ganz wach. Der Wind spielte mit dem Wasser, daß es jauchzend gegen die Ufersteine spritzte, und lustig schien die Sonne, als hätte sie nach erquickendem Schlaf die Augen hell aufgemacht.

In der Apotheke mußte Hedwig warten. Sie setzte sich auf einen Stuhl und sah den Handgriffen des Gehilfen zu. Eine müde Abspannung kam über sie. Eine Beruhigung in dem sauberen lichten Raum, bei den langsamen Bewegungen des Mannes. Aus dem Nebenzimmer kam ein junger Hund, beschnupperte sie und spielte mit ihrem Kleid. Und der Apotheker sah so gesund aus. Als sie wieder auf die Straße trat, begegnete ihr ein Paar. Große, hübsche Menschen — der Mann in die Frau eingehängt. Sie sahen sich liebevoll an und lachten herzlich und harmlos. Sie fühlte einen Stich mitten ins Herz. Es gab also noch Menschen, die gesund und vergnügt waren, Abends sorglos einschliefen, Morgens erwachten, mit einander spazieren gingen — und lachten. Wie lange hatte sie nicht mehr gelacht? Wie lange schon lebte sie mit diesem Angstgefühl, diesem nagenden Schmerz, von Sorgen centnerschwer bedrückt? Konnte es noch einmal anders werden? Eine plötzliche Hoffnung überkam sie — eine Lebenssehnsucht. — — Hastig betrat sie das Krankenzimmer. Ein Blick auf ihren Mann, und ihr Herz stand erschrocken still. Er hatte sich verändert. Der Blick stier, ohne Ausdruck. Schwere Athemzüge durch den geöffneten Mund. Und auf dem langgedehnten Antlitz eine Farbe — „Ach, Herr Doctor," stammelte sie ängstlich. Doctor Frank antwortete nicht. Ueber den Kranken gebeugt suchte er ihm Champagner einzuflößen. „Er kann sich wieder erholen," meinte der Wärter beschwichtigend. „Kennst Du mich nicht, geliebtes Herz? Ich bin es, Deine Hede." Die starren Augen gaben kein Erkennungszeichen. An der herabhängenden Kinnlade tropfte das Naß herab, das die Gurgel nicht mehr schlucken konnte. Hedwig sank auf einen Stuhl. Eine eisige Kälte kroch ihr den Rücken entlang. Sie hatte noch Niemanden sterben sehen — sollte das? — —

Sie wagte nicht, es auszudenken. Es erschien ihr wie eine Versündigung an dem, der da lag, der noch lebte. War das noch Leben? Die Hände zusammengekrampft, saß sie und starrte in das geliebte, jetzt so fremde Gesicht. Mit Angst und Entsetzen, mit einer seltsamen athembeklemmenden Neugierde betrachtete sie den Todeskampf des Wesens, das ihr Welt und Dasein bedeutete. Vor zwei Jahren war er zum ersten Mal operirt worden. Schon damals mit Lebensgefahr. Seitdem hing das Damoklesschwert eines Unglücks über ihrem Haupt. Oft hatte sie in schlaflosen Nächten davor gebebt. Sich halb blind geweint bei dem Gedanken, ihn verlieren, von ihm Abschied nehmen zu sollen — auf immer. Und jetzt keine Thräne. Auch kein Wort, keine zärtliche schmeichelnde Pflege, wie sonst in seinen Schmerzensstunden. Wie gelähmt saß sie da, die Augen in seine Züge gebohrt. Sie sagte sich: „Es ist Dein Mann, der da liegt — er stirbt — Du bleibst

allein — es ist Alles, Alles aus!" Und es drängte sie, ihm zu Füßen zu knieen, seine Hand zu küssen — Noch ein letztes Wort — ein Abschiedsblick. Aber die fremden Menschen mit ihren geschäftsmäßigen kalten Mienen schüchterten sie ein. Sie gingen hin und wieder, Doctor Frank, der Wärter, andere Aerzte, andere Wärter, sie machten halblaute Bemerkungen, sahen auf die Uhr, fühlten seinen Puls, sein Herz. Es war wie ein böser Traum, unmöglich, unwirklich, es lag ihr wie ein Nebel auf dem Verstand. Sie saß und dachte eine Weile gar nichts. Dann zählte sie das Tapetenmuster. Da hinten in der Ecke waren die Carreaus schief an einander geklebt. Und auf einmal fiel ihr das blaue Kleid ein — mit einer weißen Weste weiter gemacht konnte es noch ganz gut — — war es möglich, hatte sie in dem Augenblick daran denken können? — „Es ist Dein Franz — Dein Alles — er liegt im Sterben — im — Sterben." — — Hirn und Herz waren wie gelähmt. Sie empfand gar nichts. Mechanisch blickte sie ihn an, die Finger in einander verkrallt. Eine plötzliche Veränderung in seinem Gesicht. Die verglasten Augen schlossen sich, ein milder Ausdruck glättete die gespannten Züge. Gewaltsam raffte sie sich auf, trat an sein Bett. „Franz," sagte sie leise und faßte seine schlaffen Hände. „Schläft er?" Zu dem Arzte, der hinzugetreten. „Es ist Alles vorbei. Er ist todt." Und er band ihm ein weißes Tuch um den zurückgesunkenen Kopf. „Franz ist todt — Dein Mann ist todt — er wird niemals mehr zu Dir sprechen — Du wirst ihn nie mehr wiedersehen — niemals mehr." Sie bohrte sich die schmerzlichsten Vorstellungen wie ein Messer in die Brust. Vergeblich. In ihr war Alles fühllos. Eine Leere, als hätte man ihr das Innere geraubt, als sei sie nur noch eine seelenlose Hülle. Sie trat an das Bett. Eine Scheu überkam sie vor dem langgestreckten regungslosen Körper. Das war ihr Franz nicht mehr, der ewig wechselnde, rastlos Lebendige. Mit einem langen sehnenden Blick umfaßte sie die starre Form. „Lebe wohl, Geliebter, Theurer." Sie beugte sich auf seine Hände, aber sie scheute sich, seine Lippen zu küssen in Gegenwart der fremden Männer. Die gingen umher, ordneten, stellten, blickten sie an und flüsterten. Sie fühlte, sie war störend. Die Zeit jener Leute war gemessen. Sie gehörte den Lebenden. Mit dem Todten waren sie fertig. Sie ging. Sie verließ das Zimmer, in dem er ihr gestorben, wie sie jedes andere Zimmer verlassen hätte. An der Schwelle wankte sie. Doctor Frank, der sie begleitete, legte den Arm um sie. „Dieses schnelle Ende war ein Glück für ihn, es hat ihm viel Leiden erspart. Fassen Sie sich, gnädige Frau, denken Sie auch an Ihre Gesundheit." Sie sah ihn erstaunt an. War sie nicht unnatürlich herzlos gefaßt? Und ganz gesund, während er — —. Aber kein Wort hätte sie antworten können. Nur ein Wunsch in ihr. — „Nach Hause — allein sein." — „Sie können in diesem Zustande nicht nach Hause gehen. Ich lasse einen Wagen holen. Sie müssen auch etwas essen, sich erholen. Bitte hier in meiner Wohnung." Er öffnete die Thür mit dem Drücker. Willenlos

folgte sie, Obgleich sie ihn haßte. Was eben oben in der Klinik geschehen, was ihr Leben auf immer zerstört — ihm war es das Alltägliche, sein Beruf. Seine Pflicht gegen den Fremden war erfüllt, er war vergessen. Hier gehörte er sich an. Ein Lächeln ging über sein Gesicht, als er seine Kinder in ihrem Zimmer toben hörte. Er führte Hedwig in seinen Salon und überflog mit einem wohlgefälligen Blick die geschmackvolle Einrichtung. Daß sie Alles bemerkte, daß sie fühlte, wie ihr Verlust ihm nichts bedeutete, daß er nur einer Anregung bedurfte, um eine Unterhaltung mit ihr anzuspinnen. Erschöpft lehnte sie im Sessel. Die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Aber sie trank den Kaffee, den man ihr brachte. Sie war erbärmlich genug, Hunger zu fühlen und eine Stärkung, nachdem sie etwas genossen. Endlich der Wagen, zu dem sie der Arzt geleitete. Die Sonne, die ihr vorhin das Herz erleuchtet, that ihr weh. Sie schloß die Augen, um sie nicht zu sehen, nicht die Menschen, die liefen und lachten, als habe sie nicht eben ihren Mann verloren — ihr Lebensglück. — — — — —

Zu Hause trat ihr ihr Schwager entgegen, der gekommen war Nachricht zu holen. „Franz ist soeben gestorben." Er drückte ihr tieferschüttert die Hand. Sie hätte ihm um den Hals fallen sollen, weinen, jammern. Unmöglich. Die Kehle war zugeschnürt. Heiß und trocken drängten sich die Augen aus den Höhlen. „Ein Glück, daß Du das Kind hast." — „Das Kind" — sie hatte es ganz vergessen. Nur um einen Punkt hatten sich seit Stunden ihre Gedanken gedreht. Und ihr erstes Gefühl war — „Warum das Kind? Ich will keine Pflicht mehr — allein nur allein — im Schmerz wühlen — darin untergehen." Als sie aber an das Bettchen trat, in dem die kleine Erna mit gerötheten Bäckchen schlief, als das Kind die braunen Augen aufschlug, — die Augen ihres Franz schienen sie ihr plötzlich — als es jauchzend aufsprang, sie umarmte „Mamadi, liebes Mamadi," da riß etwas in ihrem Innern. Sie sank an der Kleinen hin, vergrub ihr Gesicht in ihrem weichen, warmen Körper, und wimmerte: „Unser Papa ist todt, in dem fremden Hause ist er gestorben. Er hat uns verlassen — wir sind jetzt ganz allein. Oh, daß ich nun auch sterben könnte." Je mehr Erna schmeichelte „Nicht weinen, Mamadi, — Erni wird brav sein — sehr brav," desto wüthender schüttelte sie der Schmerz. Stromweise stürzten die Thränen herab, aufschreiendes Schluchzen durchzuckte sie. Das Kindermädchen stand rathlos dabei. „Gnädige Frau sollten die Kleine nicht so aufregen, sie sieht ganz blaß aus." Hedwig fuhr auf. Natürlich, immer die Rücksicht auf Andere. Aber es brachte sie zu sich. Und das war gut. Denn sie hatte viel zu thun. Mit Schaudern dachte sie, als sie ihre behaglichen Räume durchschritt, daß er, der Alles geschaffen und eingerichtet, dort lag in der kahlen Stube, bei den gleichgiltigen Menschen. Ihn heimholen, so rasch als möglich.

Ihr Schwager wollte ihr alle Mühe abnehmen. Sie litt es nicht. Das Letzte für ihren Mann zu thun, Niemand sollte es ihr wehren. Sie zog sich an, sie fuhr von Amt zu Amt. Wieder war ihr Unglück nur eine ge-

schäftliche Angelegenheit, eine Geld- und Zeitfrage. Oft trieb sie's sich hinzuwerfen, zu schreien, aber sie blieb tapfer. Mit fester Stimme gab sie alle Antworten und Bestellungen. „Wenn ich zu Hause bin — in wenigen Stunden." Aber zu Hause besann sie sich wieder der Pflichten, die sie gegen ihn hatte. Ihn allein betrauern, allein bestatten, wie sie ersehnte, durfte sie nicht. Sie war seinem Andenken schuldig, es nach seinem Sinn zu ehren. Er hatte die Menschen geliebt. So sollten ihm die Ehren werden, die sie ihm noch zu ertheilen hatten. Sie zwang den schmerzenden Kopf zu weltlichen Gedanken. Wer ihm wohlgewollt an angesehenen Persönlichkeiten, wessen Theilnahme ihn erfreuen würde, könnte er sie wahrnehmen. Sie schrieb Brief auf Brief. Immer dieselben traurigen Worte — bis sie ihr jede Bedeutung verloren. Dazwischen kamen Verwandte, Freunde. Sie sagten die gewöhnlichen Worte, tröfteten eine Untröstbare. Sie ließ sich umarmen, küssen — mechanisch. Nur manchmal traf sie ein Ton, daß sie hinausstürzen mußte, sich ausweinen.

Als es dämmerte, fuhr sie nach dem verhaßten Hause. Sie brachte es nicht übers Herz hinaufzugehen. Im Wagen harrte sie seiner, folgte dann dem schwarzen Gefährt, das ihn barg. Vor ihrer Wohnung trieb es sie weg. Nicht anzusehen, wie man ihn heraushob, ihn hineinbrachte. Sie lief in eine Seitengasse, und stand zitternd, zerbrochen vor Weh. Ihr Blick fiel auf einen Blumenladen. Hinein und zusammengerafft, was sie an duftenden Blüthen fand. Er hatte die Blumen so geliebt. Langsam, zögernd ihrem Hause zu. Die Flurthüren waren weit geöffnet, den düsteren Gast zu empfangen, der eingezogen. Gedämpftes Weinen tönte ihr entgegen. Sie trat scheu ein. Eine Hand schloß hinter ihr die Thür. Sie war allein in ihrem Wohnzimmer. An der Gaskrone brannten alle Flammen. Die Möbel waren an die Wand gerückt und im Erker, seinem Lieblingsplatz, stand auf Stühlen — — ein schlichter, schwarzer Sarg — ihr Mann. Mit einem Stöhnen, als müßte sie ein Herzkrampf ersticken, sank sie an ihm hin. „So kommst Du mir zurück, mein armer Franz." Sie überstreute ihn mit Blumen. „Und ich schlechte Person lebe noch — Du bist todt und ich lebe — oh verzeih' mir — wie gern läge ich an Deiner Stelle, mein Geliebter, mein einziges Glück."

Irgend Jemand faßte sie und zog sie hinaus. Sie wußte nichts mehr. Nicht ihr Bewußtsein, ihre Kraft war geschwunden. — Um am nächsten Morgen zurückzukehren. Eine unwahre, überspannte Kraft. Sie sprach mit Jedem, erzählte, ging umher. Es brannte in ihr wie ein Fieber, daß sie nicht allein sein, nicht schweigend ruhen konnte. Jede Blume, jeden Kranz trug sie ihm zu, legte sie ihm auf den Sarg, und sprach schmeichelnd zu ihm: „Siehst Du, wie man Deiner gedenkt, wie man Dich liebt, sieh' diese herrlichen Rosen, diese Maiglöckchen, Deine Lieblingsblumen." — Am Begräbnißtag half sie ordnen und schmücken. Sie hatte vergessen, daß sie ihn allein bestatten

wollte. Ein Rausch war über sie gekommen, sein Andenken zu ehren. Sie zählte die Briefe, die Kränze, die Menschen. Wie er sich freuen würde, wenn er wüßte — Plötzlich kam sie auf einen Moment zu sich, sagte sich „Was für eine Komödie — fühle ich so, oder spiele ich eine Rolle?" Und dann riß sie sie wieder mit sich, die Nervenreizung, die aufs Höchste geschraubte ekstasische Erregung. Nur draußen auf dem Friedhof, als der letzte schreckliche Augenblick sich nahte, als man den Sarg hinaustrug in das weite Feld, als man ihn abhob, und er ihren Blicken entschwand, da fiel alles Fremde ab, da fühlte sie jammernd: Er wurde ihr genommen — auf immer — sie war allein, trotz all' der Menschen, die sie umgaben. Und sie sah ihn liegen in den schmalen Brettern, sie sank mit ihm in die feuchte Erde. Jede Scholle fiel ihr auf das eigene Herz. Plötzlich erwachte in ihr eine wilde Sehnsucht ihn herauszureißen — ihn noch einmal zu sehen. Vielleicht war er nicht wirklich todt. „Franz — Franz!" schrie sie, und trat an den Grabesrand. Ihre Freunde — wie sie sie haßte in dem Augenblick! — zogen sie weg. Sie faßte sich, ihre Augen folgten ihm hungernd, fest krampfte sie die Hände zusammmen, wie um sich selbst festzuhalten. Nun war Alles aus. Er lag tief unten im Dunkeln — sie kehrte zurück in das helle Leben. — — — Er war todt — sie lebte. Sie empfand es als eine Sünde, als eine Untreue. Es empörte sie, als Abends Freunde und Verwandte sich bei ihr zusammenfanden, als die Lichter brannten, Speisen aufgetragen wurden, als man sprach, sogar lachte. Und eine Genugthuung war es ihr, als sie Nachts schlaflos dalag, in qualvollen geistigen und körperlichen Schmerzen, den Schrei nach Erlösung auf den Lippen. — — — —

Nun der erste Rausch vorüber, wandelte sich ihr Herz in Bitterkeit. Die Besuche der Freunde folterten sie. Das Gesicht in traurigen Falten, redeten sie mit gedämpfter Stimme, wischten sich die Augen. Und in den Ecken besprachen sie die letzte Gesellschaft, Theater, Landpartieen. Warum auch nicht? Sie kehrten heim zu ihren Freuden, ihren Plänen. Was wußten sie, wie der zu Muthe war, die nichts mehr ihr eigen nannte — kein Glück — keine Sorge. Keiner zwar, der ihr nicht sagte: „Wie gut, daß Sie das Kind haben. — Beschäftigung ist das beste Heilmittel. Das wird Sie abziehen und zerstreuen." — Vortrefflicher Rath! Sich mit der Vergangenheit abfinden. Ein Strich darunter, und mit den schalen Lebensresten ein neues Dasein begonnen. — Alles nur das nicht, nur nicht die jämmerliche Nüchternheit, die leere Oede der getrösteten Ergebung. Nach der Leidenschaft des Grams, der Wollust des Schmerzes, in der sie sich berauschte bis zur Bewußtlosigkeit. Jeder Gegenstand, der ihm gehört, den er berührt, der an ihn erinnerte — und erinnerte sie nicht Alles an ihn? — wurde ihr zur Reliquie. Ihre ganze Wohnung ein Schrein, in dem sie ihn verehrte. Alle seine Photographieen — mit keiner ganz zufrieden — und seine Briefe — sie besaß jeden Zettel, jedes flüchtige Wort, das sie miteinander getauscht. Den ganzen Tag über zitterte sie, daß es Nacht würde, daß sie ungestört, unbeobachtet zu ihm eilen

könne. Und dann versenkte sie sich in seine Liebesworte, in diese geschriebenen Zeugen ihres heißen innigen Glückes. Wie sie sich geliebt hatten, unverändert wie am ersten Tag. Nein — nicht unverändert. Bewußter, leidenschaftlicher von Jahr zu Jahr. Das war ihr Stolz gewesen, ihr heimlicher dankbarer Stolz. Dafür trug sie gerne manche Laune, manches Ungemach. Was wußten Jene, die sie trösten wollten, von ihrer Ehe, von diesem Miteinanderleben, Ineinanderaufgehen. Verzweifelnd küßte sie sein Abbild, seine Schrift. Ein Liebessehnen ergriff sie, wie sie es in den letzten Sorgenjahren nicht mehr gekannt. Sie streckte die Arme nach ihm aus, so jung noch, so liebebedürftig, und einsam für immer. Nie mehr in seinen Armen liegen, nie mehr seine beglückende Nähe fühlen — nie mehr! — —

Des Morgens trieb es sie dann zu ihm. Aber draußen an dem blumengeschmückten Hügel war er ihr weiter entfernt, als in dem Heim, das seinen Stempel trug. Und immer sah sie ihn tief unten in dem engen Sarg, die schwere Erde auf der Brust. Mit unerträglichem verzehrendem Mitleid. Und wieder nach Haus, und mit fiebernder Unrast neue Nahrung gesucht für ihren Herzenshunger, ihre krankhafte Erregung. — — Das Kind — was ging ihm ab? Die Mädchen pflegten es. Sein Lachen und Jubeln schnitt ihr oft genug wie Messer durch die wunde Seele. Und sein Recht sollte ihm werden. Reichlicher, großmüthiger, als ihr Mann es je geplant. Nur nicht jetzt — nicht gleich. Von Gram erschlafft, ganz entnervt von unaufhörlichem schmerzvollem Grübeln scheute sie die Berührung des nüchternen praktischen Lebens. Aber eine innere Stimme mahnte und mahnte — da entschloß sie sich plötzlich. Sie ging zum Rechtsanwalt. Zu einem ganz fremden. Nur kein bekanntes Gesicht. Bedrückt saß sie im Wartezimmer — zum ersten Mal als Witwe. Die Gleichgiltigkeit des Anwalts gab ihr die Ruhe wieder. „Sie wünschen gnädige Frau?" Mit einem Blick auf ihre Karte, die sie ihm hineingeschickt. — „Ihren Rath. Ich möchte — ich bin — ich habe meinen — Mann verloren. Ich bin seine Universalerbin, und möchte nun auch mein Testament machen. Meine Tochter zur Erbin einsetzen. — „Ihr Kind ist ja Ihre natürliche Erbin." — „Es ist ein angenommenes. Seit zweieinhalb Jahren. Wir wollten es adoptiren, aber ich weiß nicht, ob ich schon das Alter" — „Darf ich fragen, wie alt?" — „Vierunddreißig." — „Da müssen Sie allerdings noch sechs Jahre warten." — „Darum möchte ich sofort" — „Haben Sie auch reiflich überlegt? Sie können noch ein Mal heirathen, noch eigene Kinder bekommen." — Wie von einem Schlag getroffen fuhr Hedwig zusammen. — „Es ist meine Pflicht, Ihnen das vorzustellen. Also zu Ihrer Erbin wollen Sie das Kind einsetzen? — „Abzüglich verschiedener Legate." — „Sie sind vielleicht so freundlich, die Sache nach Ihrem Sinne ein wenig aufzuschreiben und mir zu bringen. Dazu das Testament Ihres Gatten, und die Papiere der Kleinen. Sie heißt?" — „Erna." — „Und mit dem Vatersnamen?" — „Sie trägt den unsern." — „Aber noch nicht zu Recht. Wie heißen ihre

Eltern?" — „Ich weiß es nicht." — „Sie kennen den Namen Ihres Kindes nicht?" — „Mein Mann brachte es — er hat Alles geordnet." — „Aber Sie besitzen doch seine Papiere?" — „Ich habe nichts gefunden." — Er sah sie befremdet an. — „Hatte Ihr Mann keinen Rechtsanwalt?" — „So viel ich weiß, in den letzten Jahren nicht." — „Oder Freund?" — „Er war sehr befreundet mit Doctor Leydecker." — „Dem bekannten Vertheidiger? Vielleicht ist der unterrichtet. Wollen Sie? — oder soll ich lieber? Ich werde mich also mit ihm in Verbindung setzen, und Ihnen sofort Mittheilung machen." Er nahm einen Stoß Akten, in denen er blätterte. Hedwig war entlassen. Sie ging mit einem Gefühl tiefer Beschämung. Wie albern mußte sie dem Mann erschienen sein, wie kindisch. Ein richtiges Frauenzimmer. In Unkenntniß über die wichtigsten Lebensfragen. Aber konnte sie ihm sagen, erklären, wie es sie stets geschmerzt, kinderlos zu sein! Hauptsächlich ihres Mannes wegen, weil derselbe so lebhaft wünschte — namentlich in der letzten Zeit — „Man könnte doch ein Kind annehmen. Sie würden älter, das Haus würde mit der Zeit öde, ein Kind würde Frische und Heiterkeit hineinbringen." — Jedes Wort that ihr grausam weh. Sie genügte ihm also nicht mehr, — sie war nicht jung genug — und sie war doch immer guter Laune, leicht beweglich, zeigte sich nie verstimmt, unlustig. Aber würde sie im Stande sein, seinen Wünschen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen? — Dann kam plötzlich die tückische Krankheit. Diese stechenden bohrenden Schmerzen in den Eingeweiden. Das Herz hätte sie sich aus dem Leibe reißen können, um ihm eine frohe Minute zu verschaffen. — Wieder fing er an: „Es wäre auch für Dich ein Glück, wenn wir ein Kind annähmen, ein lustiges kleines Mädel, es würde Dich erheitern. Ich habe eigentlich schon eins auf dem Strich. Bei einem Geschäftsgang habe ich es entdeckt. Ganz klein noch, aber so herzig, ich hätte es längst mitgebracht, ich wagte nur nicht" — Sie schwieg. Es lag in ihrer Natur zu schweigen, wenn sie etwas tief erregte. Tage und Wochen lang mußte sie es in sich verarbeiten, ehe sie ruhig darüber sprechen konnte.

Als sie eines Tages von einem Ausgang heimkehrte, fand sie eine Gruppe in ihrem Wohnzimmer. Auf dem Sofa ein weißes, zappelndes Bündel. In stummer Bewunderung davor ihre beiden Mädchen. Und darüber gebeugt ihr Mann — in den Augen einen Ausdruck! — Heiß schoß ihr ein Gefühl ins Herz — etwas wie Haß, daß er ihr das angethan — — Er trat ihr verlegen entgegen. „Ich wollte es Dir nur einmal zeigen, es braucht nicht hier zu bleiben —" Nach einer Pause — „Sogar Mathilde ist schon ganz verliebt in die Kleine." Sie antwortete nicht. Kaum daß sie das rosige Kindergesichtchen sah, durch den Schleier von Thränen, die ihre Augen füllten. Natürlich blieb es im Hause. Der Groll gerade, der Hedwig erfüllte, wurde Ernas Fürsprecher. Sie schämte sich seiner als einer unedlen eifersüchtigen Regung. Sie wollte das Kind nicht entgelten lassen, daß man es ihr aufgezwungen. Aber ihrem Mann konnte sie nicht so schnell verzeihen. Sie

ging jeder Erklärung aus dem Wege. Mit dem Stillschweigen, das bei ihr der einzige Ausdruck ihrer Kränkung war. Wie auf Uebereinkunft wurde Ernas Name kaum genannt. Dann, nach einigen Wochen, als sie sich endlich entschloß zu fragen, erklärte Franz. „Es ist vielleicht am besten, Du nimmst an, das Kind wäre vom Himmel gefallen. Eltern hat es ohnehin nicht, in ein paar Jahren dürfen wir es adoptiren, dann ist es Dir ganz wie ein eigenes." — Wie ein eigenes. Niemals! Das müßte eine andere Liebe sein. Etwas Opferwilliges, fast Fanatisches, wie sie es für ihren Mann empfand. Aber sie war dem Geschöpfchen gut. Es war von lieblicher Anmuth, gesund, lustig. Und es war hilflos, von ihrer Güte abhängig. Es gab ihr auch keinen weiteren Anlaß zur Eifersucht. Kurz nach seiner Ankunft im Hause erkrankte Franz heftiger. Er wurde operirt. Seitdem kränkelte er. Ganz mit sich beschäftigt, verlangte er die ausschließliche Theilnahme seiner Frau. Es fielen sogar Vorwürfe, daß sie ihn über dem Kinde vernachlässige. Und wenn klein Erna ihn mit ihrem drolligen Wesen zum Lachen brachte, war Hedwig ihr dankbar, als einer Verbündeten gegen den Kampf mit Schmerzen und Verstimmung. Zuweilen sprach er davon, das Testament zu ändern, das Kind zu bedenken. Aber das Thema war peinlich, so lange er so krank war. Später — sowie er gesundete. Und plötzlich das Ende — — Konnte sie das Alles dem Anwalt erzählen? Wär' es ihm nicht erst recht unverständlich gewesen? Was verstand ein Mann von den verwirrten Empfindungen der Frauenseele. „Praktische Sachen behandelt man praktisch — die verwünschte überspannte Empfindsamkeit!" Wie oft hatte ihr Mann so gescholten. Und hatte er nicht Recht? Er war todt, sie stand allein, und wußte nichts von dem Kind, das wie ein eigenes in ihrem Hause aufwachsen sollte. In den Jahren der Sorge, der unaufhörlichen Erregung, war ihr das gar nicht aufgefallen. Jetzt konnte sie's nicht begreifen. Sie sann und sann nach einem Anhaltspunkt. — — Abends beim Auskleiden sagte sie zu Mathilde: „Wissen Sie noch wie Erna ins Haus kam?" Es war mehr ein lauter Gedanke, als eine Frage. — „Na ob, wir haben uns ordentlich erschrocken." — „Mein — der Herr brachte sie." — „Der Herr brachte sie in einer Droschke, gnädige Frau waren eben aus." — „Daß nie Jemand nach ihr gefragt hat — ich hatte immer den Kopf so voll — aber es ist doch sonderbar" — „Wie, meinen, gnädige Frau?" — „Hat vielleicht Jemand nach ihr gefragt?" — „Nein — ja — ach Gott — gnädige Frau werden es wohl selbst wissen — nur weil der Herr es damals so streng verboten hat." — „Was hatte er verboten?" — „Daß wir der gnädigen Feau erzählen sollten —" „Was denn? Nun — ich wünsche eine Antwort!" — „Ach — es war nur — wie die olle Frau mal kam, die durchaus die Erna sehen wollte. Aber der Herr — er kam grad dazu — wurde furchtbar böse. Gnädige Frau wissen, wie böse er werden konnte. Rausgeschmissen hat er sie, und wenn sie nochmals kommt, ruft er die Polizei." — „Ich erinnere mich jetzt — wie hieß sie doch — Frau — Frau?" — — „Frau Blume aus die Bartelstraße,

sagte sie, daß sie heißt." — „Es ist gut, — nein, heute nicht die Haare durchkämmen — ich habe Kopfschmerzen."

Ihr Stolz verbot ihr, das Mädchen weiter auszufragen. Und doch wie sonderbar, daß ihr Mann ihr verheimlicht — Frau Blume aus der Bartelstraße, sie hatte den Namen nie gehört. Sie stand aus dem Bett auf, sie wühlte in den Büchern und Papieren ihres Mannes, — nichts — Frau Blume aus der Bartelstraße. Es verfolgte sie — im Adreßkalender nichts — vielleicht verzogen. Schlaflos verbrachte sie die Nacht.

Am nächsten Morgen fuhr sie nach der Bartelstraße. Sie mußte — es ließ ihr keine Ruhe. Trepp' auf, Trepp' ab, von Haus zu Haus. „Hier nicht, vielleicht daneben." „Vielleicht auf 'm Hof oder gegenüber." Schmutzige Dienstboten öffneten ihr, Weiber, den Säugling auf dem Arm, freche Männer in nachlässiger Kleidung. Speisendunst, Seifenqualm, der Geruch allerlei Gewerbe strömten ihr ins Gesicht, Kindergeschrei, Hundegekläff mischten sich in die Auskunft. Angeekelt, übermüdet, war sie jedesmal entschlossen umzukehren. Und immer trieb es sie weiter. Trotz der Erschöpfung, trotz des Drucks auf Kopf und Herz, trotz des Gefühls, als thäte sie etwas Unrechtes, etwas Gemeines. Nur noch wenige Häuser. „Wohnt hier im Hause eine Frau Blume?" — „Nee, die wohnt hier nich. Wat soll sie denn sin? Schneiderin?" „Ich weiß nicht — ich glaube nicht — ich glaube — sie hatte ein Kind in Pflege — vor drei Jahren — ein kleines Mädchen." — „Weeßt du wat Vater, von 'ner Frau Blume, die in die Bartelstraße jewohnt hat, und 'n kleenes Mächen in Pflege hatte?" — Der Mann maß einer Nachbarin Kartoffeln in den Korb. — „Nee, ick nich. Sie vielleicht Frau Schulze? Sie sind doch hier jeboren, und kennen jeden Stein in die Bartelstraße." — „Blume? — eene hab' ich jekannt, die Hebamme. Nebenan hat sie jewohnt, bei Mielke's, Hof drei Treppen, aber die is verzogen zu ihre Tochter. Wat wollten Sie denn von ihr, liebe Dame?" — Sechs neugierige Augen hefteten sich auf das blasse, schwarzverschleierte Gesicht. Eine feine Dame, die nach der alten Hebamme Blume fragte! — „Ich wollte" — Ja was wollte sie denn eigentlich? — „Ob oben ihre Adresse zu erfragen ist?" — „Kann schon sin. Wenn Sie sich hinaufbemühen wollen. Aber es is 'ne eklich hohe Treppe." — Ja, hoch war sie. Die Füße trugen sie kaum mehr. An einer Thür klebte eine Karte: „Ernst Mielke, Tapezierer." Sie klingelte. Ein Mädchen öffnete. „Ein Augenblick, ich mache gleich auf." Sie schloß von innen eine andere Thür auf, die gleichfalls in den Flur mündete. Hedwig trat in einen Raum, gute Stube und Musterlager zugleich. Ein Divan mit nachgeahmtem Teppich, zwei Jute-bezogene Lehnstühle, auf dem Tisch ein paar bunte Illustrationen. Die Proben der letzten Tapeziermode in der Bartelstraße. Sie sank auf einen Stuhl, gedankenlos stierten die Augen auf die Blätter. Da kam ihr ein Gedanke. Nur nicht wieder dieses neugierige Staunen bei ihrer Nachfrage. „Sie sind mir von einer Bekannten empfohlen, sagte sie

dem eintretenden Handwerker. „Ich will meine Schlafzimmermöbel neu beziehen lassen. Ich wohne in der Nähe, und da ich gerade vorüber komme —" — „Da kann ich etwas sehr Schönes empfehlen. Habe gerade gestern eine Garnitur abgeliefert, an eine sehr feine Herrschaft. — Rieke, bring doch mal die Muster von der blauen Cretonne, die der Herr Director gekriegt hat — oder vielleicht Jute, auch sehr schön, aber nicht so haltbar." Auf der Schwelle erschien die dicke Ehefrau. Ein Kind am Arm, eins an der Schürze hängend. „Sie müssen schon verzeihn meine Dame, ick bin jrad beis Wäschespülen, da bin ick Angst, det sie nich ins Bottich fallen." Sie reichte ihrem Mann ein Packet Kattunmuster, und blieb neugierig und schwatzbereit stehen. Hedwig nahm sich zusammen. „Was für ein hübsches Kind. Wie alt bist Du mein Junge?" „Drei is er jewesen im März. Na Märzchen, jieb doch die Dame ein Händchen." — „Ich weiß nicht — Sie kommen mir so bekannt vor. Ich muß schon einmal hier gewesen sein, von unserem Verein. Es hatte sich eine Frau gemeldet zur Kinderpflege — eine Frau Blume glaube ich." — „Ach die Blume'n. Ja die hat bei uns jewohnt. Na da war's och nich besonders aufjehoben. Man soll zwar 'ner Todten nichts Böses nachsagen." — „Ist die alte Frau gestorben?" — „Vor vierzehn Tagen in Dramburg bei ihre Tochter, wohin sie verzogen is. Sie hatte noch 'nen Schrank bei uns, mit 'n paar Kleidern. Jott bei uns is ihr nichts wegjekommen." — Todt — welche Enttäuschung. — „Sie hatte damals — vor drei Jahren — ein kleines Mädchen bei sich — blond mit schwarzen Augen." — „Woll die Erna? Der hat es jut jegangen. Der ihre Mutter war bei die Blume'n in den Wochen gestorben, jrad wie ick mit meim Märzchen zu liegen kam — still Junge, ick gehe ja schon — und weil der Vater, ein verheiratheter Mann, mit seine Frau keene Kinder nich hatte, hat er die Erna ins Haus jenommen." — „Ein verheiratheter Mann?" — „Ja wat Allens in Berlin vorkommt. — Na am Ende, wenn's die Frau recht war." — „Woher wissen Sie?" — „Von der Blume'n selbst. Erst that sie sehr jeheimnißvoll und wollte es nich wahr haben. Aber sie wird woll zu ville Jeld haben 'rauspressen wolln. Da is der Herr woll eklich jewordn, hat ihr 'rausjeschmissen, und mit die Polizei jedroht. Fuchswild is sie een Abend jekommen, und hat Allens 'rausjebluddert. Feine Leute, draußen im Thiergarten. — Wie hießen sie doch jleich, Vater?" — „Inkomodir die Dame doch nich mit den fremden Angelegenheiten. — Das ist gerade ein sehr schöner Stoff, den Sie in der Hand haben, gnädige Frau. Nicht zu hell, und doch frisch." Hedwig war aufgestanden. — „Mir gefallen diese Muster nicht recht. Ich werde lieber noch einmal zu Heese gehen und andere holen. Bitte schreiben Sie auf, wie viel Sie brauchen." Sie ließ sich Maß und Preis auf einen Zettel schreiben. —

Langsam ging sie die steile Treppe hinab, vorbei an dem Grünkramkeller, aus dem ihr das Ehepaar neugierig nachblickte. Langsam ging sie

bis zum nächsten Droschkenplatz. Wie sie nach Hause gekommen, wußte sie nicht. Dem Mädchen, das ihr die Thür öffnete, sagte sie: „Mir ist sehr schlecht, Mathilde, machen Sie mir das Bett auf. Und wenn Besuch kommt, ich bin für Niemanden zu sprechen.“ In dem verdunkelten Zimmer warf sie sich angekleidet auf das Bett. Zuerst ein wohlthätiges Gefühl — das schwindende Bewußtsein. Bald aber wieder Besinnung und Klarheit. — —

Also ihr Mann war Erna's Vater. Er hatte ihr das Kind seiner Geliebten ins Haus geschmuggelt. Seiner Geliebten. — „Mein Mann hatte eine Geliebte.“ Sie sprach es laut vor sich hin. Vielleicht faßte sie es dann eher. — Erna war dreieinviertel Jahr alt. Also vor vier Jahren. Als sie zu ihrer kranken Mutter gerufen wurde. Wie schwer wurde ihnen die Trennung. „Das Leben ist so kurz, Menschen, die sich lieben, müssen mit jedem Augenblick des Zusammenseins geizen.“ Oder war es nur sie, die das gesagt? Und als selbstverständlich angenommen, daß sie Beide dasselbe dachten und fühlten? Wie gut sie sich an den Abend ihrer Abreise erinnerte. Sie stand am Fenster und wartete auf den Wagen, der sie nach dem Bahnhof führen sollte. Draußen stürmte der Herbstwind, der Regen klatschte gegen die Scheiben. Wie eine trübe Ahnung beklomm es ihr Herz. Franz war damals schon leidend. Wie würde er sie entbehren — wer würde ihn pflegen, ihn erheitern? — Dann die bangen Wochen bei der Mutter. Angst, Sorge, verwachte Nächte. Dazu die Sehnsucht nach Franz. Als einziger Lichtpunkt seine Briefe — seine guten zärtlichen Briefe. Endlich zu ihm zurück. Ungern ließ die Mutter sie ziehn. Mit schweren Kämpfen riß sie sich los. Erst im Coupé, als die Abschiedsthränen getrocknet, kam ihr das volle Bewußtsein: „In ein paar Stunden bist du bei ihm.“ Wie thöricht, wie sinnlos verliebt sie in ihn war. Wie sie an seinem Halse hing, — wie sie, von all der Erregung bis ins Innerste aufgewühlt, ihn überschüttete mit heißen Liebkosungen. Allein, wie sich jetzt wußte, im dunkeln Zimmer, versteckte sie das Gesicht tief in die Kissen. Sie schämte sich. Was mochte er von ihr gedacht haben. Er, der von einer Andern kam. Der unter ihrer überströmmenden Leidenschaft vielleicht gelächelt hatte: „Die Weiber sind doch alle gleich.“ — — Wie er sie wohl kennen gelernt hatte, diese Andere — und wie sie wohl aussah. Gewiß war sie hübsch und jung. Jünger als sie. Die Jugend gilt ja den Männern Alles, besonders wenn sie selbst altern. Gedanken, Erfahrungen kamen ihr plötzlich — wie von einem Zauberstab berührt, riß der Schleier, der ihr bisher Schmutz und Gemeinheit verhüllt. Sie marterte ihr Gedächtniß nach der Zeit, die ihrer Rückkunft folgte. Nichts, das ihr aufgefallen. Launen und wechselnde Stimmungen war sie bei ihm gewohnt. Und nie fragte sie, woher er kam, wohin er ging. Eher hätte sie sich selbst beargwohnt. — — —

Es litt sie nicht im Bett. Sie stand auf und schlich in ihr Wohnzimmer. War das noch der gewohnte Raum? War sie noch dieselbe Frau?

Gealtert fühlte sie sich — fremd ihre Umgebung. Wie ein Hohn all seine Bilder, seine Andenken. Und ihr Heiligstes — seine Briefe. Alle raffte sie zusammen und schloß sich wieder mit ihnen ein. Blatt um Blatt las sie. Wie glühende Nadeln bohrten sich ihr die Worte ins Herz. So offen — so zärtlich. Eine Erfahrenere hätte sich betrügen lassen. Betrügen — pfui, wie gemein! Lügen — nichts als Lügen. Sie warf sie in den Kamin, sie zündete sie an. Hell flammten sie auf, rollten sich zusammen, verkohlten, zerfielen — grell beleuchtet hier und da ein Wort — dann Alles grau. Sie kauerte mit stieren Augen davor. Als die Gluth verlosch, sank sie wimmernd zusammen. Nun hatte sie nichts mehr von ihm — ihr ganzes Leben hatte sie auf dem Rost verbrannt — Erinnerung — Vertrauen — Liebe. Qualvolle Tage, noch qualvollere Nächte. Immer nur der eine Gedanke. Peinigendes Wühlen in der Vergangenheit. Wann hatte er sie zuerst betrogen? Was war noch ihr eigen? Vielleicht nicht einmal ihre wonnige Brautzeit, das strahlende Glück ihrer Flitterwochen. Nach dem blinden Glauben — der blinde Zweifel. Alles in ihr beschmutzt, vergiftet. — —

Ein Brief kam von Doctor Leydecker „Geehrte gnädige Frau! Ich höre von meinem Collegen, daß Sie die Legitimationspapiere ihrer Pflegetochter suchen. Ihr Herr Gemahl hat sie mir anvertraut. Geburts- und Taufschein, Sterbeurkunde der Mutter. Wann darf ich mir erlauben, Ihnen dieselben zu bringen? Ich wagte bisher nicht, Ihre Zurückgezogenheit zu stören. Sagen muß ich Ihnen schon heute, daß Sie mit Ihrer edlen Absicht ganz im Sinne Ihres Gatten handeln. Oft sprach er mir den Wunsch aus, das Testament zu Gunsten der Kleinen zu ändern. Aber er fürchtete, Sie zu verletzen. Er wollte warten, bis Sie das Kind so lieb gewonnen, daß Sie selbst verlangten — —"

Hedwig lachte bitter auf. Diese Rücksicht, die einem bösen Gewissen entsprang. Und dem Freund hatte er anvertraut — Der wußte natürlich — ebenso wie ihre Mädchen — wie alle Freunde. „Merkwürdig, wie Erna Ihrem Manne gleicht", hatte man ihr oft gesagt. Und sie hatte gelacht. — Närrin, die sie war — blöde blinde Närrin — zum Betrogenwerden geschaffen. Wenn man nicht vielleicht glaubte, daß auch sie — daß mit ihrer Zustimmung — — Und es nagte und bohrte in ihr, zu erfahren, wer Jene gewesen, wie sie ausgesehen. Wie mit Peitschen trieb es sie nach der Bartelstraße — zu forschen — vielleicht sogar eine Photographie. — Und doch wäre sie eher gestorben als noch einmal — Ebensowenig wie sie es vermocht hätte, nochmals die Mädchen zu fragen. Schattenhaft schlich sie umher. Ein höfliches Lächeln auf den Lippen — äußerlich ruhig, doch ohne Antheil für ihre Umgebung, nur der inneren Stimme lauschend. Dem Kind ging sie aus dem Wege. Sie haßte es nicht. All ihr Groll erschöpfte sich gegen ihren Mann. Aber sein Anblick erregte bis zum Wahnsinn ihre krankhafte Neugier. Erna hatte Franz' Augen, aber die goldenen Haare, die rosige Haut, der kleine Mund — Minutenlang konnte sie ihr ins Gesicht starren. Und wenn

dann die Kleine sich verschüchtert an sie schmiegte, schleuderte sie sie von sich wie sengendes Feuer. Dieses weiche warme Fleisch — diese zärtliche Schmiegsamkeit — waren sie das Erbtheil der Mutter? Fieberheiße Phantasieen verfolgten sie — Tag und Nacht sah sie Gestalten, Bilder, ihren Mann mit der Anderen. Oh daß er lebte, daß sie ihm ins Gesicht schleudern konnte ihren Zorn, ihre Verachtung. Aber er war gestorben. Ihre zerfleischende, vergiftende Eifersucht galt einem Todten. Den sie vor sich sah in sündiger sinnlicher Gluth — er lag tief unten in der Erde — dem sie heimlich grollte in ohnmächtiger Wuth, den beweinte sie äußerlich in langwallendem Schleier. das Muster einer trauernden Witwe. Seit Wochen war sie nicht mehr bei ihm gewesen. Oft wenn sie gegen Morgen in kurzem Schlaf Vergessen gefunden, sagte sie sich in traumverwirrtem Erwachen: „Ich muß zu ihm — schnell — er wartet." Bis sie sich erinnerte — nein sie konnte nicht — Und doch marterte sie die Sehnsucht. Der innere Kampf schärfte alle Gefühle zu verzehrender Leidenschaft. Sie dachte ans Sterben — Ruhe — Ruhe im Gehirn, im Herzen, im Blut — Schlafen — schlafen — nichts mehr fühlen. Sie überlegte ernsthaft. Sich vom Balcon stürzen — deutlich hörte sie den schweren Schlag, sie sah sich blutüberströmt zerschmettert. Oder aus dem Wasser gezogen werden — umstanden von Gaffern — Häßlich — häßlich. Sich Gift zu verschaffen fehlte ihr der Witz. Blieb nur noch der Revolver. Aber auch den zu kaufen war sie zu lässig, zu entschlußlos. Nur noch fähig zu brüten, zu grübeln. Für die Welt war ihre Trauer das Schild für jede Absonderlichkeit. Nur ihr Mädchen sah die Veränderung ihres Wesens, ihre vollständige Verstörung — und sie hatte ihre Gedanken. Aber sie wagte nicht. — Ein dumpfer Druck lag auf dem Haushalt. Selbst Erna's Kinderjauchzen verstummte. Schwül innen und außen. Mit Gewitter und Gluth war der Sommer eingezogen. Die Hitze steigerte Hedwigs Qualen, schlaflos verwachte sie die Stunden auf dem Balcon. Aber sie sah Gestalten in den dunkeln Schatten, sie hörte Laute in dem Rauschen der Bäume. Eines Nachts überwältigte sie das Angstgefühl. Menschen sehen — lebendigen Athem hören. Sie flüchtete in das Kinderzimmer. Die Lampe brannte. Mathilde saß wachend an Erna's Bett. — „Wünschen gnädige Frau etwas?" — „Nein — ja — ich wollte nur — ist Erna krank?" — „Sie ist schon seit ein paar Tagen nicht recht. Heut wollte sie durchaus nicht einschlafen. Sie weinte und verlangte nach ihrer Mamadi. Jetzt ist sie ruhig. Aber die Händchen sind ganz heiß. Wenn sie nur kein Fieber kriegt." Hedwig trat näher heran. Die Kleine athmete schwer. Auf den heißen Bäckchen standen noch ein paar Thränen. Mit den geschlossenen Augen war sie ihr weniger das Kind von Franz. Nur ein hilfloses, leidendes Geschöpfchen. Ein unerträgliches Mitleid ergriff sie, mit sich, mit der Kleinen, mit all der Creatur, die lebte, um zu leiden. „Arme kleine Erna, wie wohl wär' uns Beiden, wenn wir todt wären." Mathilde schluckte ein paar Mal wie um etwas hinunterzuwürgen. „Verzeihen Sie gnädige Frau, aber wenn das bei uns

im Haus so weiter geht, so kann dazu Rath werden. Gnädige Frau zehren sich ja rein auf. Erna geht auch ordentlich ein. Als ob das Kind fühlt, daß es — gnädige Frau verzeihen schon — das es im Wege steht. Und gnädige Frau dürfen nicht böse werden — aber so sehr ich an die Herrschaft und an das süße Kind hänge — und wenn ich auf der Stelle fort müßte — ich muß meine Meinung einmal sagen — es drückt mir schon lange das Herz ab. Es war ja nicht recht vom Herrn — gewiß nicht — und gnädige Frau haben es sicher nicht um ihn verdient. Aber die Männer sind nun einmal so — und er war doch sonst immer gut zur gnädigen Frau, und hat gethan, was er ihr an den Augen absehen konnte — Und, verzeihen gnädige Frau meine Unverschämtheit, und daß ich so rede wie ich's verstehe. Aber wenn gnädige Frau den Herrn wirklich so schrecklich lieb gehabt haben, sollten Sie doch nicht so nachträglich sein — Erna ist doch immer sein Kind und ein theures Andenken — und wenn der Herr sehen könnte" — — „Wie können Sie sich unterstehen?" Die Empörung hat ihr die Worte verschlagen — Sie zitterte vor Wuth und Schmerz. An ihre Schande, ihren heimlichen Gram so roh zu rühren — das Blut stieg ihr roth in die Schläfen, als ob sie sich auf das Mädchen stürzen wollte. Mathilde wich erschrocken zurück. Wurde die Frau wahnsinnig? — — Plötzlich ein Umschlag. Hedwig griff nach dem Herzen, schwankte — und ehe das Mädchen beispringen konnte, hatte sie sich auf den Fußboden geworfen und weinte — weinte — — wie am Todestage ihres Mannes schüttelte sie der Weinkrampf das Schreien, das Schluchzen, flossen die Thränen stromweise die Wangen herab. — — Durch das Geräusch erweckt, fing auch Erna an bitterlich zu weinen, ihre Mama zu rufen. Mathilde wickelte sie in ihre Decke und legte sie neben die Schluchzende auf den Teppich. „Bitte Deine Mama, daß sie Dich wieder lieb hat." — „Bitte bitte, liebe gute Mama, habe Erna wieder lieb —" Mit übermenschlicher Anstrengung rang Hedwig nach Fassung, sie erhob sich mühsam, legte das Kind sanft auf seine Kissen, und schleppte sich in ihr Zimmer, dem Mädchen wehrend, das ihr folgen wollte. War es eine Ohnmacht? war es der bleierne Schlaf der Erschöpfung? — Sie wußte nichts von sich, viele Stunden. Sie erwachte elend und zerschlagen. Aber der Druck auf dem Herzen schien leichter. Das Gift das ihre Gedanken durchätzte, gemildert — — „Wenn die gnädige Frau den Herrn wirklich so geliebt hat, sollte sie weniger nachträglich sein." — War es wirklich nur die Liebe, durch die sie so litt? War es nicht auch die verletzte Eitelkeit — die Empfindlichkeit über seinen Undank. War er ihr denn wirklich so verpflichtet? Schuldete sie ihm gar nichts? — „Er war doch sonst immer gut zur gnädigen Frau." — Verdankte sie ihm nicht zahllose glückliche, beseligende Stunden, das Aufblühen aller seelischen Empfindungen? Sie hatte durch ihn die Liebe kennen gelernt, mit allen ihren Wonnen und Schmerzen. Das konnte ihr Niemand rauben. Und was sie für ihn gethan, so lange er lebte — es entsprang ihrer Natur, es war kein Verdienst. Jetzt zum ersten Mal sollte sich ihre

Liebe bewähren — nach seinem Tode. — Tagelang lag sie — regungslos, wortlos, und rang mit ihrem Herzen. Mathilde pflegte sie. Sie sprachen nicht zusammen, sie holten keinen Arzt. Die Seele mußte gesunden. Eines Morgens erhob sich Hedwig zeitig und kleidete sich zum Ausgehen. Lange und innig küßte sie Erna. Dann fuhr sie zu ihm. Nach fünf Wochen zum ersten Mal. An der Schwelle des Friedhofs zögerte sie. Ihr Herz klopfte, als sollte er ihr lebend entgegentreten. Würde ihr Groll an seinem Grabe wieder aufleben — würde er sie wieder durchrütteln, der entsetzliche vernichtende Kampf? — — Nun stand sie vor dem Hügel. Noch schmückte ihn kein Stein. Nur eine Tafel mit seinem Namen, seinem Geburts- und Todestag. Ihr Lebensschicksal in den wenigen Worten. Und da überwältigte es sie — in Liebe — in Sehnsucht — in wehmüthigem Mitleid. Sie sank auf den Rasen — sie drückte das Gesicht in die blühenden Blumen — sie küßte die feuchte Erde — und sprach mit ihm — lange — lange — — Als sie aufstand, legte sie die Hand auf das Kopfende — „Wie mein eigenes — Franz" — Sie hatte sich mit ihm versöhnt. Sie hatte ihm verziehen. Wird es ihr jemals gelingen zu vergessen? — — —

Klimatische Veränderungen.

Von

G. Weißbrodt.

— Wien. —

So viel ergiebt sich aus den Forschungen der geologischen Wissenschaft mit Gewißheit, daß die klimatischen Bedingungen, der Erde in früheren geologischen Perioden andere waren, als sie es jetzt sind, und es hat wohl die Frage eine Berechtigung, ob dieser Wechsel innerhalb der historischen Zeit nachgewiesen werden kann. Es ist der Versuch gemacht worden, klimatische Veränderungen jeder Art festzustellen, Veränderungen sowohl, die die gesammte Erd-Oberfläche berühren, als solche, welche sich nur auf beschränkten Gebieten geltend machten und dann auf eine bestimmte Thätigkeit, z. B. auf die Anpflanzung oder auf die Ausrodung von Wäldern zurückzuführen waren und diese Frage ist in ein neues Stadium getreten, seit man das zahlreich vorhandene meteorologische Material in der Richtung verarbeitet hat, um durch dasselbe säculare Schwankungen des Klimas nachzuweisen. Die Veränderlichkeit der Gletscher hat diese Möglichkeit wahrscheinlich gemacht und Forel, Richter und Lang haben dargethan, daß diese Veränderlichkeit in Wechselbeziehung zu gleichen Veränderungen in der Masse gefallenen Wassers und in der Temperatur der Alpenwelt steht. Doch sind die letztgenannten Veränderungen keine Eigenthümlichkeit blos der Alpen, sondern Brückner hat im Jahre 1887 erwiesen, daß die nämlichen Schwankungen in der Regenmenge in allen Ländern der nördlichen Hemisphäre beobachtet werden können, und zwar läßt sich dieser Beweis nicht nur durch die Wassermenge, wie sie der Wassermesser anzeigt, führen, sondern auch durch die lange dauernden Schwankungen in dem Wasserstand der Flüsse und Meere. Aber auch die Gebiete der südlichen Halbkugel nehmen, so weit wenigstens aus den betreffenden vereinzelten Beobachtungen zu schließen, Theil an diesen Veränderungen und die Untersuchungen Siegers (Wien) über die Schwankungen der Seen und Meere haben neuerlich constatirt, daß solche Verschiedenheiten in der Regenmenge sich über die ganze Oberfläche der Erde ausbreiten.

Denselben Schwankungen, nur nicht so prononcirt, unterliegt die Temperatur der Luft: diese Schwankungen erfolgen — das ergiebt sich aus den Untersuchungen über die winterliche Dauer der Eisbedeckung der Flüsse — so ziemlich in demselben Rhythmus wie in den Alpen.

Wir sind im Besitz eines meteorologischen Materials von ungefähr 500 Stationen, die zusammen 25 000 Beobachtungsjahre umfassen, und auf Grund dieses Materials läßt sich behaupten, daß das Klima aller Länder gleichzeitigen Veränderungen unter-

worfen und daß die Zahl derjenigen Gebiete, wo das nicht zutrifft, eine verschwindend geringe ist — die Küstenstriche nämlich. Je mehr man in das Innere der Länder eindringt, desto bemerkbarer werden die Schwankungen. Im laufenden Jahrhundert bilden die Jahre 1815, 1850 und 1881 ungefähr die Mitte von relativ feuchten, und die Jahre 1830 und 1860 die Mitte von relativ trockenen Perioden.

Ob diese klimatischen Schwankungen absolut periodisch sind oder ob ihre Dauer von Periode zu Periode variirt — das zu wissen ist natürlich von großem Interesse. Eine lange Reihe von Aufzählungen, die sich auf den Beginn der Zeit der Weinlese beziehen und die bis auf das Jahr 1200 zurückgehen, so wie Wasserstandsmessungen (seit dem Jahr 1700) in Seen und Flüssen gestatten, die mittlere Dauer einer Schwankung mit 36 Jahren zu bestimmen.

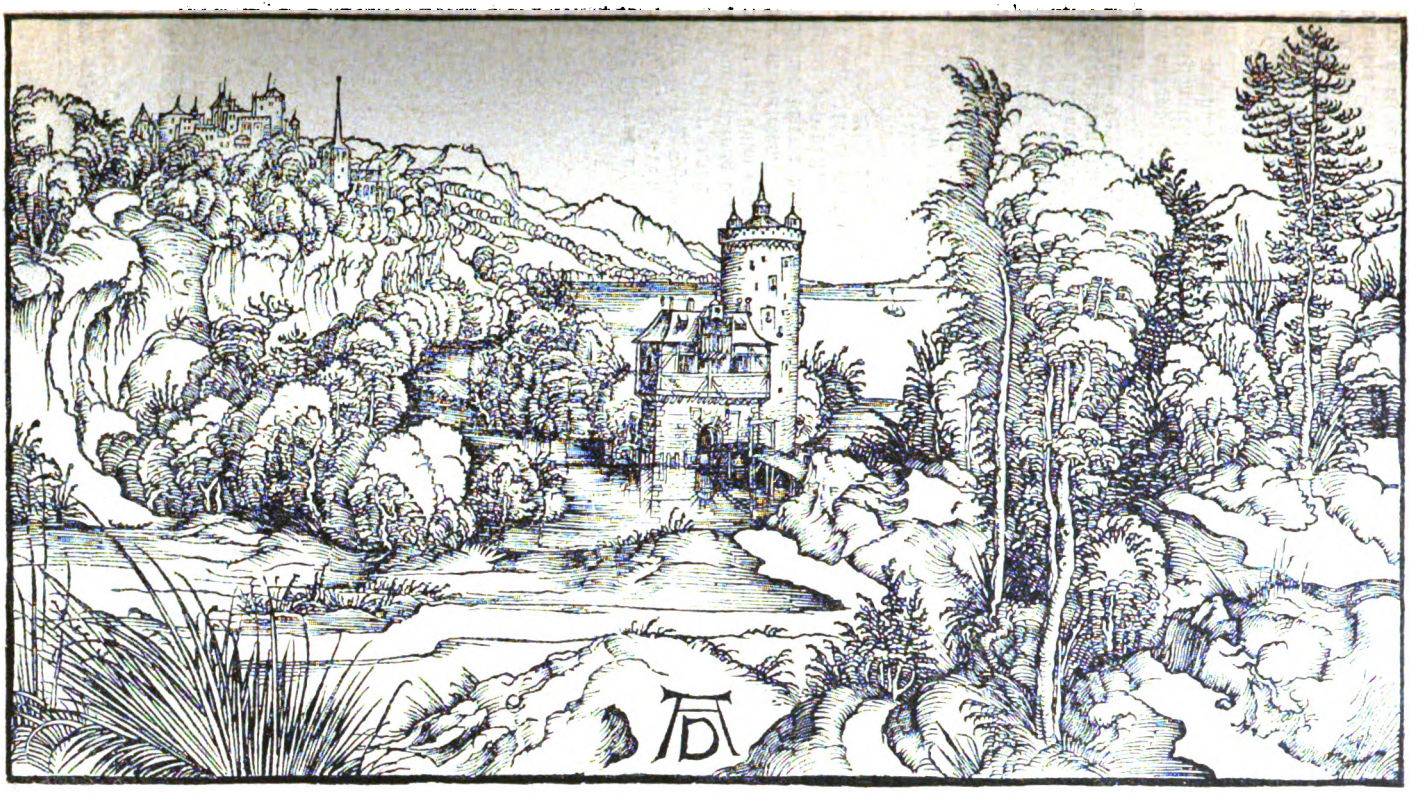
Die beobachteten Veränderungen in der Regenmenge müssen auf analogen Veränderungen der Windrichtung und des barometrischen Druckes beruhen. Sorgfältige und lange Jahre hindurch in Europa und im nördlichen Asien angestellte Beobachtungen über den atmosphärischen Druck berechtigen zu dem Schluß, daß säculare Veränderungen des Barometerstandes vorhanden sind. Beobachtungen aus dem Jahre 1826 constatiren, daß in der gemäßigten Zone des alten Continents jede Regenperiode (von 1841 bis 1855) von einer Verringerung aller Luftdruck-Unterschiede und jede trockene Periode (von 1826—1840 und von 1856—1865) von einer Erhöhung derselben begleitet ist, und das findet ebensowohl für die Druckunterschiede von Ort zu Ort, als für die jährliche Schwankungsgröße statt. Die Aenderungen im Druck erklären nicht nur die normalen Schwankungen der Regenmenge, sondern auch das Auftreten und Wiederverschwinden von Regionen mit abweichendem Verhalten. Diese Druckänderungen ihrerseits nun können keinen andere Ursache haben als einen Wechsel in der von der Erde empfangenen Wärmemenge; nur eine Steigerung der letzteren kann den Contrast zwischen dem Festland und dem Ocean innerhalb einer trockenen Periode verschärfen. Die Temperatur-Aenderungen sind aber auch ein Beweis des Wechsels der durch die Erde empfangenen Wärmemenge.

Die Schwankungen des Klimas sind übrigens noch nicht unter dem Gesichtspunkt ihres Zusammenwirkens und ihrer Gleichzeitigkeit behandelt, und doch ist das Thema von großer Bedeutung; denn jene Schwankungen beeinflussen das Niveau des Flußwassers, die Dauer des Winterfrostes und also auch die Schifffahrt, und sie haben nicht weniger große Bedeutung (besonders in den continentalen Gebieten) für die Landwirthschaft: ein Beweis dafür ist die starke Zunahme des Anbaus der trockenen Landstriche im westlichen Nordamerika, eine Zunahme, die mit der Vermehrung der Regenmenge der letzten trockenen Periode (um das Jahr 1860 herum) zusammenfällt.

Illustrirte Bibliographie.

Albrecht Dürer von Anton Springer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

„Als Anton Springer am 31. Mai 1891 starb, hinterließ er das Manuscript des ‚Albrecht Dürer' vollständig druckfertig, hatte auch die Art der Drucklegung mit der Verlagsbuchhandlung vereinbart, sowie die Werke Dürers bestimmt, welche als Illustrationen in sein Buch aufgenommen werden sollten, und hatte auch die ersten Correcturabzüge nachgesehen." So berichtet im Nachwort des Buches der Sohn, welcher die Herausgabe besorgt hat. Als die letzte Gabe eines bedeutenden Gelehrten empfangen wir somit das vorliegende Werk und nehmen es in seiner Eigenart mit pietätvollem Danke auf. In einem Bande von dem mäßigen Umfange von 164 Seiten hat Anton Springer das Bild von Dürer entworfen, wie es sich ihm aus seinem ein Leben lang dauernden Studium des großen deutschen Meisters gestaltet hatte. Bereits gegen Ende der sechziger Jahre hatte er, wie wir in seiner Lebenserzählung lesen, den Plan zu einer Monographie über Dürer gefaßt. Da er von der gleichen Absicht Moritz Thausing's hörte, welcher sich auf die seiner Aufsicht unterstellte Sammlung der Albertina in Wien stützen konnte, legte er mit der Uneigennützigkeit des Forschers, der nur die Sache im Auge hat, seinen Plan zurück. Inzwischen hat Thausing's Buch auf die Dürerforschung nach allen Seiten hin befruchtend und anregend gewirkt, zum Theil gerade deshalb, weil seine Ausführungen zu mannigfachem Widerspruche Anlaß gaben. Für die allgemeine Verbreitung der Kenntniß von Dürer's Kunst ist in den letzten zwei Jahrzehnten mehr geschehen, als je zuvor: wir erwähnen nur die monumentale Ausgabe von Dürer's Zeichnungen in Facsimilenachbildungen, welche Friedrich Lippmann begonnen hat, die vorzüglichen Reproductionen der Reichsdruckerei, nach den besten Abdrücken ausgewählter Kupferstiche, sowie die äußerst dankenswerthe Nachbildung seiner vier Holzschnittfolgen durch die Helios-Gesellschaft in Berlin. Wer sich in die tiefsinnige, gemüthsreiche Kunst unseres deutschen Meisters vertiefen will, kann auch als Privatmann sich eine beinahe vollständige Reihe seiner Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen in vortrefflichen Nachbildungen anschaffen oder findet sie in jeder Museumssammlung. Möchte nur endlich auch ein Corpus seiner malerischen Werke in guten photographischen Aufnahmen und würdiger Ausstattung zu Stande gebracht werden! — Diesem Stande der allgemeinen Kenntniß von Dürer's Kunst trägt auch Springer's Buch Rechnung; es ist geschrieben mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß seinen Lesern der Name Dürer nicht unbekannt ans Ohr schlage und daß sie in der Lage sind, durch die Betrachtung von Originalen oder Nachbildungen seiner Werke, die ana-



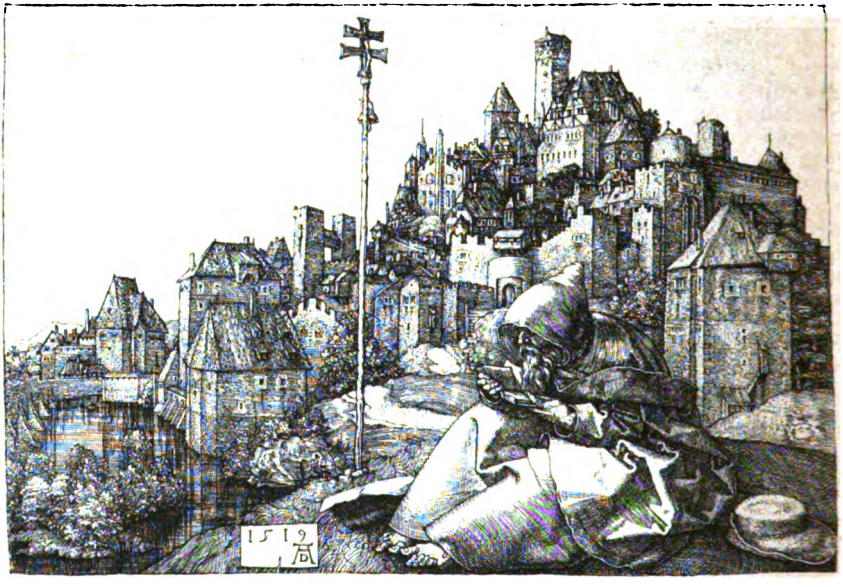
Landschaft aus dem vierten Blatt der „Apokalypse". Holzschnitt. Aus: Albrecht Dürer von Anton Springer. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

lyſtrenden Ausführungen des Verfaſſers zu controliren, die gegebenen Andeutungen weiter auszuſpinnen. Nicht etwa, als ob das Buch irgendwie einen fragmentariſchen Charakter trüge oder nicht in allen Theilen gleichmäßig ausgebaut wäre! Vielmehr

Dürers Selbſtbildniß (1493). Gemälde im Muſeum zu Madrid.
Aus: Albrecht Dürer von Anton Springer. Berlin, G. Groteſche Verlagsbuchhandlung.

fließt die Darſtellung, wie dies bei einem Meiſter des geſprochenen und geſchriebenen Wortes, wie Springer ſelbſtverſtändlich iſt, im ſchönſten Gleichmaß dahin und nimmt von Anfang bis zu Ende den Leſer zu herzlicher Antheilnahme gefangen. Das Buch iſt eben von einem innigen Dürer-Verehrer für ebenſolche geſchrieben, oder der Verfaſſer

erwartet wenigstens, ſeine Leſer für die gleiche Verehrung gewinnen zu können. Von dem wiſſenſchaftlichen Werthe des Buches, welches auf der genaueſten Kenntniß der heutigen Forſchung ſich aufbaut und doch überall ſelbſtändig vorgeht, wollen wir an dieſer Stelle nicht reden; dies muß dem Namen des Verfaſſers gegenüber als etwas Ueberflüſſiges erſcheinen. Wer ſich, als Mann der Wiſſenſchaft oder als Freund vaterländiſcher Kunſt, mit Albrecht Dürer beſchäftigen will, wird mit ſtets gleichbleibendem Intereſſe dieſe von innerer Wärme erfüllte, harmoniſch abgerundete Darſtellung leſen und dem Verfaſſer für das abgeklärte Bild eines großen Künſtlers, das er vor ſeinen Augen entſtehen läßt, herzlichen Dank wiſſen.



Der heilige Antonius. Kupferſtich.
Aus: Albrecht Dürer von Anton Springer. Berlin, G. Groteſche Verlagsbuchhandlung.

Das Buch iſt, ganz im Geiſte Anton Springer's, mit einer großen Anzahl trefflicher Nachbildungen von Dürers Werken in ſorgfältigſter Auswahl ausgeſtattet. Von den „kritiſchen Anhängen", welche nach des Verfaſſers Abſicht der Erzählung folgen ſollten, hat er leider nur noch die kurze Einleitung am Tage vor ſeinem Tode niederſchreiben können. Zur Ergänzung hat der Herausgeber ein „Verzeichniß der Studien und Entwürfe zu Dürers ausgeführten Werken", ſowie ein „Verzeichniß der im Text beſprochenen Werke Dürers" hinzugefügt. Hoffentlich erlebt das ſchöne Buch recht bald eine zweite Auflage, wobei denn auch die leider recht zahlreichen Schreib- und Druckfehler des Textes ihre Verbeſſerung finden mögen! M. S.

René Reinicke.

Unter den jüngeren Münchener Malern, die jetzt den ungewöhnlich glänzenden Stab der Zeichner der „Fliegenden Blätter" bilden, gehört neben dem herrlichen Oberländer, neben dem meiſterlich charakteriſirenden Harburger, dem flotten Schlittgen ꝛc. ꝛc. René Reinicke unzweifelhaft zu den begabteſten und beachtenswertheſten. Die Bilder Reinickes ſind von packender Lebenswahrheit. Sie bekunden ein ungewöhnlich ſcharfes Auge in der Beobachtung des Charakteriſtiſchen und ſind mit

einer Sicherheit und Leichtigkeit hingeworfen, die Erstaunen und Bewunderung erregen. Alle Eigenschaften, die diesen vorzüglichen Künstler auszeichnen, treten in dem Album „Spiegelbilder aus dem Leben" (München, K. A. Ackermanns Kunstverlag), in dem 41 „Scenen aus dem Highlife und dem Volke" in tadellosen Reproductionen nach den Originalen in Oelmalerei und Tuschzeichnung vereinigt sind, in wahrhaft glänzendem Lichte hervor. Wenn man dies Album durchblättert und die einzelnen Bilder betrachtet und wieder betrachtet, so bedauert man fast, daß es der geniale Künstler bei dieser doch immerhin etwas flüchtig hingeworfenen und skizzenhaften Behandlung hat bewenden lassen. Viele darunter dürften es ruhig darauf ankommen lassen, sich in der vornehmsten und anspruchsvollsten Gestalt des Kunstwerks zu zeigen. Aber vielleicht liegt wiederum gerade in der skizzenhaften Flottheit der Behandlung ein besonderer Reiz. Wie lebensvoll wirken all' diese Gestalten! Wir kennen sie alle! Wir sind ihnen hundertmal begegnet, auf der Straße, im Wirthshaus, im Theater, im Salon — überall. Wir haben auch wohl dies und das an ihnen als eigenthümlich, als „komisch" im Berliner Sinne des Wortes flüchtig wahrgenommen, aber es ist uns nicht besonders aufgefallen. Jedenfalls ist es nicht haften geblieben; unser Blick hat die Erscheinungen eben nur gestreift und ist alsbald, von anderen Gegenständen angezogen, weiter gehuscht. Jetzt erst wird uns durch den Künstler, der das von uns früher achtlos Gesehene mit seinem scharfen Blicke durchdrungen und das Flüchtige mit seinem gehorsamen Pinsel gebannt hat, das Geheimniß offenbart. Jetzt erst wird uns klar, weshalb der Modeherr mit seinem gekrümmten Rücken ein bischen lächerlich auf uns gewirkt hat: der Bursche hat ja eine ganz polizeiwidrige Haltung! Und das reizende junge Mädchen, das die Kleider zusammenrafft und in den Wagen steigt, um zum Balle zu fahren, — wir hatten es freilich nur auf einen Augenblick im Vorübergehen erspäht, aber das schnell vorüberhuschende Bild hatte uns doch angenehm berührt. Kein Wunder! René Reinicke giebt uns den gewünschten Aufschluß: das wunderhübsche Mädchen in dem duftigen Ballkleide, von der Wagenlaterne grell beleuchtet, ängstlich besorgt, daß ihre empfindliche Toilette beim Ueberschreiten des Trottoirs und beim Besteigen der Equipage nicht beschädigt werde, — diese Jugend, diese Anmuth, dieser helle Schimmer in der unfreundlich dunkeln, schmutzigen Straße, — es ist wirklich ein reizendes Bild, das durch die Hand des Künstlers nur aufgefrischt zu werden braucht, um wieder in der vollen Kraft der Vergegenwärtigung vor unserem geistigen Auge zu erstehen.

Wenn wir diese Blätter beschauen, wissen wir in der That nicht, welchem einzelnen wir den Vorzug geben sollen. Wir erfreuen uns ebenso sehr am Toilettenreichthum und der Vornehmheit des Publikums, das den Ersten Rang des Hoftheaters einnimmt, wie an den wohlsituirten Insassen des Zweiten, wie endlich an der Aufmerksamkeit und Dankbarkeit der braven Bürgersleute des Dritten Ranges. Wir lachen herzlich über den Pierrot und seine lustige Begleiterin, die eben vom Maskenball kommen und, von dem Temperaturwechsel unangenehm berührt, mit hocherhobener Rechten laut und vergeblich nach einer „Droschke!" brüllen. Wir lachen auch über die „Kaffeehausscherze", die vielleicht gar nicht gut sind. Aber das Lachen steckt an, und die Münchener Kellnerinnen sind so urvergnügt, daß man sie nicht ansehen kann, ohne in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen. „Allgemeine"? Das ist nicht ganz richtig. Eine der Kellnerinnen ist etwas abseits sitzen geblieben, die lächelt kaum. Das arme Ding hat ein Tuch über die Wangen gebunden: es leidet an Zahnschmerzen. Es zieht ja so fürchterlich in dem verwünschten Café!

Ganz köstlich sind auch die Pferdebahnbilder, unter denen namentlich die beiden letzten — „Complett" durch die Lustigkeit der Gruppe auf der vorderen Plattform, und „Nachtomnibus" durch die vorzügliche Charakteristik der beiden Insassen, des verschlafenen alten Herrn und der nachdenklichen jungen Schönen — bemerkenswerth sind. Bei einigen Blättern (der ergötzlichen Darstellung der „Kunstkritiker" in der Ausstellung u. A.) streift die Lustigkeit der Darstellung die Caricatur. Das ist durchaus kein Unglück und soll keineswegs eine Rüge sein. Bei einem so ernsten und vielseitigen Künstler wie René Reinicke, der die schaurigsten Tragödien des Alltagslebens so tief erfaßt, so bedeutend schildert („Dämmerung": zwei Obdachlose auf der Bank an einer belebten Promenade, der eine schon in tiefem Schlaf, in unbequemer Sitzung, den Kopf mit dem halboffenen Munde nach hinten; der andere, zerschlagen vom zwecklosen Herumlaufen, noch wach, in unerquicklichem Brüten) — bei einem solchen Künstler kann es vielmehr als ein Lob gelten, wenn man ihm nachsagt, daß er sich auch für die tolle

Laune Empfänglichkeit bewahrt hat und dem lustigen Einfall den übermüthigsten Ausdruck zu geben weiß.

Sollen wir unter den in diesen „Spiegelbildern aus dem Leben" vereinigten Blättern durchaus Eines herausgreifen und ihm den ersten Preis zusprechen, so würde unsere Wahl auf das „Aschermittwoch" benannte fallen. Der Morgen dämmert eben herauf. Es ist so etwa gegen 6 Uhr. Die Gaslaternen brennen noch. Vor einem herrschaftlichen Hause hält die Droschke. Der Herr, dessen Frackschöße unter dem modisch-kurzen Ueberzieher hervorsehen, steht mit krummem Rücken da und sucht das Fahrgeld zusammen, neben ihm die hübsche junge Frau, trotz des molligen warmen Ballumhangs fröstelnd, — Beide von den Strapazen der lustigen allzulangen Nacht abgespannt, ein wenig verkatert und in sichtbarem Verlangen nach der Behaglichkeit und Ruhe der Schlafstube. Diese Gruppe der Uebernächtigen wird von einer alten Frau beobachtet, die etwa zwanzig Schritt von ihnen entfernt am Boden kauert und ihre harte, karg bezahlte Arbeit des Lumpensammelns am grauen, kalten, nassen, häßlichen Wintermorgen einen Augenblick unterbricht, um zu sehen, wie die da mit ihrer schwierigen Arbeit, das Geld für den Droschkenkutscher abzuzählen, fertig werden. Diese alte Proletarierin, die nichts Bombastisches, nichts Declamatorisches hat, ist in ihrer Einfachheit und Echtheit von ergreifendster Wirkung.

So bekräftigt denn dies Album im Einzelnen wie im Ganzen die Meinung, die wir uns von René Reinicke schon nach seinen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" hatten bilden dürfen, daß wir nämlich in ihm einen Künstler von schärfster Beobachtung der Wirklichkeit, von überaus glücklichem Erfassen des Charakteristischen, von empfänglichstem Sinn für den Ernst und den Scherz des Daseins, — dazu einen hervorragenden Zeichner und Maler zu begrüßen haben. Wenn er in Paris geboren wäre, — ja dann! . . .

P. L.

Bibliographische Notizen.

Civis Germanus sum. Von einem Juden Deutscher Nation. Erster Theil. Berlin, Verlag von Richard Wilhelmi.

Dieser Titel enthält das vollständige Programm einer kleinen Schrift, welche einen werthvollen Beitrag zu der Literatur über die Judenfrage liefert. Sie ist in einem warmen Ton gehalten, und es berührt besonders wohlthuend, daß sie auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Spuk von Wjolsk. Roman von Karl Greg. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Auf etwas phantastischem Hintergrunde, in einem düsteren Grafenschloß des südlichen Rußland, spielt sich eine tragische Geschichte ab. Der „Spuk" ist der Spielteufel, dem die Grafen Jeljin rettungslos verfallen sind. Der Verfasser arbeitet mit etwas starken Effecten: Bruderhaß, Juwelendiebstahl, Wahnsinn und ähnliche Dinge veranlassen die Schlußkatastrophe. Doch hat er den russischen Nationalcharakter in den beiden feindlichen Brüdern Dimitri und Michael Jeljin gut getroffen. In manchen Einzelheiten fehlt der Erzählung die geschlossene Durchführung; so wird das Motiv des klirrenden, zerspringenden Glases, das im Anfang als unheilkündendes Zeichen eine solche Rolle spielt, nachher völlig aufgegeben. Selbst zart besaitete Leserinnen brauchen sich aber vor dem Buche nicht zu fürchten; denn grausig ist nur der Titel, von einer Gespenstergeschichte ist nicht die Rede.

fv.

Die Wilde Madonna. Novelle von Julius Freund. Berlin, Richard Wilhelmi.

Der Schauplatz der vorliegenden Novelle, das Riesengebirge, wird uns von dem Verfasser mit all der Liebe, die der Schlesier für seine schöne Gebirgswelt hegt, vor Augen gestellt. Wir lernen diese sowohl im Zauber der Morgenfrühe, als auch beim Abendweben kennen, und mit charakteristischer Kraft weiß der Verfasser den Aufruhr der Elemente bei einem abendlichen Gewitter zu schildern.

Mit Interesse folgen wir dem Lebensgang der Heldin, der „Wilden Madonna", eines leidenschaftlichen Mädchens, das sich selbst in die Gebirgseinsamkeit verbannt hat, um hier von dem Schmerz um verlorenes Lebensglück zu gesunden.

Der tragische Ausgang, mit dem die Novelle schließt, wirkt mildernd und versöhnend.

mz.

Ein müdes Herz. Erzählung von Ossip Schubin. 2. Aufl. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Die oft gehörte Künstlergeschichte hat Ossip Schubin noch einmal erzählt, allerdings gut erzählt: Ein talentvoller, armer Maler, eine hübsche, einfache Italienerin. Zuerst viel Liebe und sehr wenig Geld, dann viel Geld und wenig Liebe; schließlich Eifersucht, Trennung und Selbstmord des verschmähten Weibes; Erwachen der Reue beim Gatten mit darauf folgender Nachahmung des Beispiels, das die einst so heiß Geliebte ihm gegeben. —

Empfindsame Seelen werden die Leidensgeschichte der armen Künstlerfrau und das tragische Ende des Paares nicht ohne Rührung lesen. Den aufmerksamen Leser werden hie und da einige stilistische Uncorrectheiten, wie sie bei Ossip Schubin Mode sind, stören. O. W.

Unter altem Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die letzte der hier gesammelten Erzählungen ist den Lesern von „Nord und Süd" bereits bekannt. Der Verfasser wandelt die Bahnen Gottfried Kellers, ohne seine Selbständigkeit einzubüßen. — Seine Erzählungen sind reife Früchte eines echten epischen Talentes. — e.

Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Von Otto Freih. von Völderndorff, München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Wer die Bekanntschaft dieses alten Münchner's noch nicht in der Münchener (früher Augsburger) Allgemeinen Zeitung gemacht hat, wo seine Plaudereien während der Jahre 1872—1891 allmählich veröffentlicht worden sind, wird es nicht bereuen, wenn er in einer müßigen Stunde zu dem jetzt vorliegenden stattlichen Bande greift, der sie gesammelt enthält. Er lernt einen in Staats- und Welthändeln wohlerfahrenen, mit stattlicher Bildung ausgerüsteten bairischen Juristen kennen, der von dem festen Boden der geliebten Heimat aus — ein Partikularist genannt zu werden würde er sich wahrscheinlich energisch verbitten — mit heiteren Augen den Weltlauf betrachtet und bald nach dieser, bald nach jener Seite seine humoristischen Streiflichter darauf fallen läßt. Lesenswerthe Erinnerungen an Münchener Verhältnisse und Persönlichkeiten aus früherer Zeit wechseln ab mit satirischen Besprechungen gleichzeitiger Ereignisse, bei denen ein schalkhafter Humor und gesunder Verstand oft den Nagel auf den Kopf treffen; dazwischen schieben sich frisch empfundene Reisebilder und gelegentlich auch eine mit gründlicher Belesenheit zur Erledigung gebrachte wissenschaftliche Schrulle. Alles in Allem nehmen wir am Schlusse des Bandes von dem kernigen Alten, der so vornehm empfindet und so klar denkt, mit Hochachtung und Dankbarkeit Abschied und wünschen ihm noch manches Jahr harmloser Plauderlust! M. S.

Klumpe-Dumpe und andere Märchen. Von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter).

Das Büchlein enthält drei Märchen voll Sinnigkeit und reizender Schalkhaftigkeit. Wenn wir darauf hinweisen, daß das eine derselben: „Das junge Ehepaar" in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist, glauben wir das Beste zur Empfehlung des Büchleins gethan zu haben.

O. W.

Schlehdorn und Rosen. Von Paul Herzsohn. Leyden, Brill; Leipzig, K. F. Köhler.

Der Verfasser dieser Gedichtsammlung zeigt seine Belesenheit durch eine große Anzahl eingestreuter Citate aus fremden Literaturen; unter seinen eigenen lyrischen Dichtungen sind viele recht ansprechend. Bei anderen stört theils der Mangel an Originalität (manche erinnern stark an Heinrich Heine oder Friedrich Bodenstedt!), theils der Mangel an fein durchgebildetem Geschmack, namentlich in Bezug auf die sprachliche und metrische Form. Zum Beweise citire ich folgende Verse: schon sie schwimmt — Bewegung seh' ich, S. 18; Rosen und Muscat ich schlürf' S. 37; Rothe Rose, dich ich aufsuch', S. 83; Aehnliches findet sich nicht selten. Der Verfasser hätte seine Gedichte nach Inhalt und Form strenger sichten sollen, wenn er sie der Oeffentlichkeit vorlegen wollte. Die Ausstattung ist glänzend, aber der Druck stellenweise unsauber und nicht scharf ausgeprägt. dr.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Annuaire de l'Enseignement des Langues Vivantes. Publié par A. Wolfram 1891. Paris, A. Laisney.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von J. Kürschner Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Boileau's Satiren in freier Nachbildung von E. Weyhe. Mit einem Briefe von Julius Wolff als Vorwort. Leipzig, A. Oehmigke's Verlag.

Braddon, M. E., Wer war der Mörder? Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Engl von H. Mordaunt. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Brecher, A., Im Schaukelstuhl. Heitere Studien. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Brücke, E., Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? Wien und Leipzig, W. Braumüller.

Cervantes de Saavedra, M., Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. 4. Aufl. Mit Illustration. Lieferung 15—18. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchh.

Coppée, Fr., Flüchtige Erzählungen. Berechtigte Uebersetzung von E. Burger. Dresden, E. Pierson.

Dresdner Wochenblätter für Kunst und Leben. Herausgeber: Heinr. Pudor. Heft 1. Dresden, Exped. d. Dresdner Wochenblätter für Kunst und Leben.

Egbert, W., Im Garten der Semiramis und andere Novelletten. Dresden, E. Pierson.

Eisner, K., Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. Leipzig, W. Friedrich.

Falke, G., Mynheer der Tod und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Forstenheim, C., Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Germania. Ein deutscher Sang. Dem grössten Deutschen, dem Fürsten Bismarck in ehrfurchtsvoller Treue gewidmet von einem Süddeutschen. Hamburg, Herold'sche Buchh.

Geyer, Fl, Gieb uns Brot, Kaiser! Ein Dichterwort. Berlin, Friedrichs & Co.

Geyer, Fl., Der .27. Januar 1959. Ein Traumgesicht. Leipzig, C. Jacobsen.

Das Gudrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von W. Hübbe. Hamburg, Herold'sche Buchh.

Hesse, A., Esther. Roman. Zwei Theile in einem Bande. Dresden, E. Pierson.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. Band III. Aus und über England. 2. Aufl. Strassburg, K. J. Trübner.

Himmel und Erde. Illustr. Naturw. Monatsschrift IV. Jahrg. Heft 4. Herm. Paetel, Berlin.

Hindersin, Fr. v., Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann,

Hippler, W., Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die Deutsche Jugend und ihren Kaiser. Leipzig, C. Jacobson.

Holz, A., Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Zweite verm. Aufl. Berlin, J. Fontane & Co.

Höpfner, Th., Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien. Autoris. Uebersetzung a. d. Englischen. Berlin, G. Reimer.

Janitschek, M., Lichthungrige Leute. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lief. 102—104. Wien und Prag, F. Tempsky.

Lacroma, P. M., Die Modelltini. Roman. Dresden, E. Pierson.

Meyer, V., Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Heidelberg, C. Winter.

Müller-Guttenbrunn, A., Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson.

Nemirowitsch-Dantschenko, W., Die Fürsten der Börse. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Russ. von Markow u. Stein. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Nordau, M., Seelenanalysen. Novellen. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Ostermann, W., Der psychologische Materialismus. Vortrag gehalten am 21. Feb. 1891. Hamburg. Herold'sche Buchh.

Paar, J., Mehr Licht! Photographische Beleuchtungsstudie. Breslau-Scheitnig, Selbstverlag.

Petöfi, A., Der Apostel. Ein episches Gedicht. Deutsch von Ludwig Stein-Atai. Leipzig, W. Friedrich.

Poč, E. A., Ausgewählte Gedichte. Uebertr. von H. Lachmann. Berlin, Bibliogr. Bureau,

Poradowska, M., Mischa. Sittenbild aus Galizien. Autoris. Uebers. a. d. Französ. von A. Scheibe. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. 8. Jahrgang Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Perfall, A. Freiherr v., Unterwühlter Grund. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Reder, H. v., Wotan's Heere. Eine Märe aus dem Odenwald. Dresden. E. Pierson.

Reiten, W. v. Das gnädige Fräulein. Dresden, E. Pierson.

Roquette, O., Ul von Haslach. — Der fahrende Schüler. — Spindel und Thyrsus. — Ambrogios Beichte. — Paris der Bessere. Erzählende Dichtungen. Berlin, F. Fontane & Co.

Silberstein, A., Dorfmusik, Heitere Geschichten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Sperling, R., Lieder eines einsamen Spatzen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Der Stein der Weisen. Illustr. Halbmonatschrift für Haus und Familie. IV. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben.

Teuber, O., Im Kreuzgang. Skizzen und Gesch. aus der Klosterwelt. Dresden, E. Pierson.

Tinseau, L. de, Cousine Aschenbrödel. Roman. Autoris. Uebers. von A. Schulze. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Türük, A. v., Miscellen. Erstes Heft. Budapest, Martin Bago & Sohn.

Trüg, L. J., Die menschliche Stimme nach Charles Lunn's „Philosophy of voice." Unter Anleitg. des Verf. bearb. und ins Deutsche übertragen. Düsseldorf, L. Schwann.

Waugenheim, W. Freiherr v., Die norwegischen Schneeschuhe (Ski). Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Westarp, A. Graf v., Bismarck, komm zurück! Berlin, M. Hoffschläger.

Die nächste Zukunft der deutschen Nation in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht. Erörterungen aus Anlass der neuen Handelsverträge. Gotha, K. Schwalbe.

Zöller, L., Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang. Kaiserslautern, A. Gotthold.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	"
Schlossbrunn	41^{8}	"
Theresienbrunn	47^{1}	"
Neubrunn . .	47^{3}	"
Marktbrunn .	34^{5}	"
Felsenquelle .	47	"
KaiserKarls-Qu.	33^{4}	"
Kaiserbrunn.	39^{1}	"

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben."

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
Sechzigster Band.
Heinrich von Sybcl, piclrc, INascagni, Zulius Duboc.

V r e ^ l Â« u.
Schleiische Bnchdruckerei, Â«nnst> und VerlagsÂ»Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 60. Bandes.
Mnusr. — Lebrusr. — März.
1892.

S»tic
^Z. Taro in Breslau.
Heinrich von Sybel Z2
Anton Throust in Graz.
Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutschen Universitäten. 2SZ
Felix Dahn in Breslau.
MoltK als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. (Schluß,) ?2
Julius Duboc in Plauen bei Dresden.
Aus k, Feuerbachs Nachlaß. 20?
Aar! Theodor Gaedertz in Berlin.
Ans Emanuel Seidels Studienzeit l»b
Julius R. Haarhaus in Leipzig.
Die Venus der Villa valdarniana, Nsvellette N2
Ola hansson in Berlin.
Zm Huldrebann. Novelle 2Sl
Robert Hassencamp in Ostrowo.
Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideischen Antiope und
ihr Werth für die Deutung des „loro ksrnese" 2N
Auguste hauschner in Berlin.
Nach dem Tsde. Skizze Z?5
Joseph ^Zaff6 in Berlin.
Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen 64
Karl Hoel in Dresden.
Julius Duboc Z!»

Inhalt des 6<i, Bandes,
Alfr. Chr, Ralischer in Berlin.
Pietro Mascagni und seine OvaNeria Knsticünli ^77
A. Cchr. Leffler in Neapel.
Ums Brot, Novelle. 257
Paul Lindau in Dresden,
Ueber die Jüngsten und Neuesten im literarischen Frankreich z<5«
Max Nordau in Paris.
(^Iisnteuse tin-äe-siöcle. Lin Beitrag zur Psychologie der Zeitgenossen. 2Z«
L. v. öacher-Masoch in Lindheim.
Terka. Novelle ^.
Bernhard ötern in Wien.
Aütais, die alte Aönigsstadt von Imeretien, Lin Reisemsment
aus dem Kaukasus s«
G. Weisbrodt in Wien.
Norwegen ^2«
Klimatische Veränderungen <5>>
Georg Winter in Marburg.
Vie nationale Bedeutung Friedrich des Großen, insbesondere sein
Verhältnis zur deutschen Nationalliteratur 7.4
Gebhard Zernin in Darmstadt.
Erinnerungen an den Grafen August von Werder 22«. zsi
Bibliographie ^z«. 270. 552
Bibliographische Notizen IZS. 2?s.
Mit den Portrait? von:
Heinrich von Sybel, radirtvon Luise Stolz in München; pietro Mascagni,
radirt von kudwig Kühn in Nürnberg; Julius Vuboc, radirt von Johann
kindner in München,

Januar I8Y2.

Inhalt.

k. v. Sacher-Ülasoch in kindheim.
Terka. Novelle ^
). Caro in Breslau.
Heinrich von Sybel 32
Bernhard Ttern in Wien.
Kütais, die alte Rönigsstadt von Imeretien. Lin Reisemoment
ans dem Raukasus 56
)oseph)affe in Berlin.
Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen
Georg Winter in Marburg.
Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, insbesondere sein
verhältniß zur deutschen NationaUiteratur 7^
Felix Dahn in Breslau.
Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. (Schluß.) 92
Julius R. Haarhaus in Leipzig.
Die Venus der Villa valdarniana. Novellelte 1,1,3
G. weisbrodt in Wien.
Norwegen ^26
Bibliographie !Z0
Unier Menschenfrrslern, Mit Zllliflrationen,)
Bibliographische Notizen 135
Hierzu ein Portrait von Heinrich von Sybel.
Radirung von kuise Stolz in München.

»Nord und SSd" erschein» am Anfang jedes Mona» In heften mil je einer llunstbeilage, prei« pro Bnarlai <Z i>erle> b Mark,

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Lüd" be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem hefte
von
Schleflsch« Bmhdx»«««,, «unft- u. B«rlag«»«nftalt vorm. «. Schottlaendex in Srcslan

T e r k a.

Novelle,
von
A.. K. Sscher-Mssoch.
— kindheim. —

^n einem heißen, schönen Sommertage hielt in einem Dorfe bei Prag vor dem Hause des Lehrers ein Wagen, dem eine junge, hübsche Dame in einem leichten hellen Sommerkleide entstieg. Im nächsten Augenblick eilte ihr ein junges Mädchen mit dem Ausrufe „Ottilie!" entgegen, das sie lebhaft begrüßte und küßte. Daun gingen beide hinein in das kleine Haus, und nachdem der Besuch Hut und Sonnenschirm abgelegt hatte, hinaus in den kleinen Garten und saßen jetzt in der dicht-bewachsenen Laube, welche keinen Sonnenstrahl einließ, so daß der Aufent-halt in: Sommer hier ein besonders angenehmer und freundlicher war.

Ottilie Seeberg stammte aus einem Orte in der Nähe und war jetzt Schauspielerin an dem Prager Theater. Sie war mittelgroß, mit vollen, fast üppigen Formen, einem hübschen Nococogesichtchen mit kleiner Nase, kleinein Munde und freundlichen, brannen Augen, von reichem, blondem Haar umrahmt. Terka, die Tochter des Lehrers, mar ihre Freundin schon von der Schule her, nnd sie bildete in jeder Beziehung einen auffallenden Contrast zu Ottilie. Sie war nur einige Jahre jünger und fast in derselben Größe, aber es mar schwer zu entscheiden, ob sie eigentlich hübsch oder häßlich mar. Ihr rundes Gesicht mit dem Katzennäschen, den tiefgeschnittenen dunklen Augen, der leichtgebräunten Haut, dem reichen schwarzen Haar, hatte entschieden mehr einen mongolischen als europäischen Typus. Wenn man sie jedoch für häßlich hielt, entdeckte man im nächsten Augenblick irgend einen frappanten Reiz an ihr, und fand man sie schön, erstannte man ebenso rasch wieder über einen harten,

seltsamen Zug ihres Gesichtes. Wahrhaft schön mar nur ihr schlanker, edelgebildeter Venusleib, mit seinen herrlichen, runden Formen, welche an die Antike mahnten.
Nachdem die Mädchen sich das Dringendste mitgetheilt hatten, ging Terka hinein in das Haus, um den Kaffee zu kochen, während Ottilie in der Lande sitzen blieb. Die Freundinnen sprachen jetzt durch das offene Fenster und verstanden sich ganz gut, wenn nicht etwa das Rollen eines Wagens oder 5as Geklirr der Pfannen in der Küche das Gespräch für einen Augenblick störte'.'" " ...
'. DZtz MM Tei'ks^ Änios Benedikt, mar feit langer Zeit Lehrer in dem Orke. ''Er''hatte'seine Frau schon vor mehr als zehn Jahren verloren, und so mar Terka ausnehmend selbständig geworden und regierte jetzt das ganze Haus. Sie war zur Lehrerin ausgebildet, half ihrem Vater die Kinder iu der Schule unterrichten, hielt aber auch Haus und Garten in Ordnung und arbeitete, wo es nöthig war, sogar auf dem Felde. Nachdem Ottilie ihren Vorrath an interessanten Nachrichten erschöpft hatte, fragte sie, was es hier in der Gegend Neues gäbe.
„Oh, eine große Neuigkeit," rief Terka durch das Fenster. „Wie konnte ich nur vergessen. Dir davon zu erzählen. Du kennst ja das kleine Schloß Kostitz hier in der Nähe. Es hat lange Zeit leer gestanden, nun hat es ein Herr Raimund von Meinhof gekauft. Er ist erst seit vierzehn Tagen hier, und doch spricht schon alle Welt von ihm; er scheint ein Menschenfeind zu fein, ja, es giebt Leute, welche behaupten, daß er eine dunkle Vergangenheit habe und hier in der Einsamkeit sich vor den Blicken der Welt verberge. Sicher ist es, daß er mit Niemandem verkehrt und vor Allem die Frauen flieht. Wenn ihm eine in die Nähe kommt, so benimmt er sich, als wäre er zufällig auf eine Kröte getreten."
„Also ein Weiberfeind," warf Ottilie ein, „das ist ja immerhin interessant nnd dabei wohl ein Sonderling. Weshalb sollte er aber in irgend einer Richtung gravirt sein? Heutzutage ist es nicht möglich, daß Menschen dieser Art sich verborgen halten können. Ohne Zweifel ist es ein Mann, der schlimme Erfahrungen gemacht hat und jetzt zurückgezogen von der Welt leben will. Was ist da weiter dabei? Ich würde ihn aber gern kennen lernen. Die Herren von heutzutage haben den großen Fehler, daß sie einander alle ähnlich sehen, im Aeußern sowohl, wie in ihren Gewohnheiten, Phrasen, ja auch in Bezug auf das leichte geistige Gepäck, das sie mit sich führen."
„Ich wieder," antwortete Terka, „möchte ihm etwas anthun, ich weiß selbst nicht was, ich möchte ihn dasür strafen, daß er unser Geschlecht so sehr verachtet. Wenn ihm irgend eine Frau Böses zugefügt hat, muß er deshalb alle andern verabscheuen? Das ist ein unedler Zug, der mich gegen ihn aufreizt."
Wenige Augenblicke später kam Terka heraus, deckte den Tisch, brachte

—^ Terka,
5
den Kaffee, füllte die Tassen, setzte einen schönen Kuchen ans, den sie selbst für Ottilie gebacken hatte, und die beiden Mädchen nahmen nun zusammen den Kaffee.
Mit lautem Geschrei kamen jetzt Terkas jüngere Geschwister, ihr Bruder Wenzel, ein großer, starker, blonder Knabe von zwölf Jahren, und die um ein paar Jahre jüngere Johanna, schwarzäugig wie Terka, herbei und verlangten stürmisch ihren Antheil an dein Kuchen.
„Wißt Ihr nicht, daß Ihr vor Allem Fräulein Ottilie zu begrüßen habt?" rief Terka mit einem Ausdruck von Strenge, der ihre Freundin überraschte. Sofort wurden die Kinder still und standen jetzt mit gesenktem ttovfe da.
„Guten Tag, Fräulein Ottilie," begann die kleine Johanna, und Wenzel fügte hinzu: „Gott zum Gruß!" Dann baten sie nochmals um ein Stück Kuchen, das sie jetzt erhielten.
„Mn macht aber, daß Ihr fortkommt," rief Terka, „Ihr stört uns."
Die Kinder liefen davon, aber statt ihrer erschien jetzt ein junger Mann, klein und schlank, mit blondem Haar, wasserblauen Augen und einem kleinen Schnurrbart, welcher sich etwas verlegen den beiden Damen näherte und Ottilie von Terka als Konrad Geier, Student an der Prager Universität, vorgestellt wurde.
„Sehr angenehm," begann Konrad, nachdem er sich den Mädchen gegenüber niedergelassen hatte, während er mit seinem seidenen Taschentuch sich die Stirn wischte.
„Ich habe schon wiederholt das Vergnügen gehabt, Sie auf der Bühne zu bewundern, Fräulein Seeberg."
„Sind Sie nicht der Sohn des Wirthes Geier hier am Orte?" fragte Ottilie.
„Ja, so ist es, mein Fräulein," antwortete der Student.
„Und womit beschäftigen Sie sich?"
„Ich bin Historiker, und bin jetzt für einige Tage bei meinem Vater zu Besuch."
„Seine Hauptaufgabe," rief Terka, „ist, mir den Hof zu machen. Dieser eine Zug genügt Dir wohl, Ottilie, um den ganzen Menschen zu charakterisiren. Ein Mensch von schlechtem Geschmack, nicht wahr?"
Während Terka laut lachte, rückte Geier verlegen auf dem Stuhl hin und her, fand aber nicht das richtige Wort und zog es schließlich vor zu schweigen.
^,Haben Sie auch schon Gelegenheit gehabt, das Ungeheuer kennen zu lernen, das die ganze Gegend hier unsicher macht?" fragte Ottilie. „Diesen Herrn von Meinhof, oder wie er heißt,"
„Gesehen habe ich ihn allerdings schon," erwiderte Conrad, „es ist ein großer, stattlicher Mann, mit blondem Bart, er sieht fast wie ein Löwe aus, nlit seiner röthlichen Mähne."

„Wissen Sie Näheres über ihn, über seine Vergangenheit?" fragte Ottilie.
„Ich habe soeben gehört, daß Herr von Meinhof einige Jahre im Orient zugebracht hat und vor kurzer Zeit von dort zurückgekehrt ist. Er soll früher Offizier gewesen sein und vor Jahren in Prag von sich reden gemacht haben. Man spricht von einer Dame, die er in jener Zeit angebetet hat. Es war eine russische Fürstin nach dem Einen, eine Kunstreiterin nach dem Andern. Meinhof soll sie in einem Anfall von Wuth, aus Eifersucht, getödtet haben."
„Also doch," sagte Terka. „Ich habe Dir bereits gesagt, daß ein dunkles Geheimniß um ihn und seine Vergangenheit schwebt. So ganz ohne Grund zieht man sich nicht vor der Welt zurück."
„Aber Alles, was ich höre," sagte Ottilie, „macht mir den Mann nur um so interessanter, und wenn es Dir recht ist, so wollen wir uns auf den Weg machen und ein wenig um sein Schloß herum svioniren. Vielleicht ist uns der Zufall günstig, und wir begegnen dem Löwen felbst."
Terra war sofort einverstanden mitzugehen. Die Damen setzten ihre Strohhüte auf, nahmen ihre Schirme und gingen, von Conrad begleitet, durch das Dorf und dann durch die Felder auf den kleinen Park zu, welcher das Schloß Kostitz umgab. Als sie sich dein hohen lebenden Zauu näherten, erblickten sie drüben im Park ein halb Dutzend Mädchen aus dem Orte, welche scherzend und kichernd damit beschäftigt waren, Ephen nnd Immergrün abzuschneiden und ihre Körbe damit zu füllen.
„Was thut Ihr hier?" fragte Terka, indem sie stehen blieb und über den Zaun hinwegblickte.
„Wir suchen allerhand Grünes für die Kirche zum Johannistag," erwiderte eines der Mädchen.
Ottilie und Terka setzten hierauf ihren Weg fort. Sie waren jedoch kaum dreißig Schritte gegangen, als sich Hundegebell vernehmen ließ, und jetzt sahen sie einen großen, athletisch gebauten Mann mit einem von röthlich blondem Haar und Vart umwogten Varbarossahaupte rasch herankommen, eine Peitsche in der Hand, während drei große Hunde vor ihm einhersvrangen.
„Was thut Ihr hier?" rief der Freinde, offenbar der Besitzer des Schlosses. „Wer hat Euch erlaubt, hier de» Garten zu verwüsten?"
„Der Herr Pfarrer — es ist uns immer erlaubt gewescu —" ant» wortete eines der Mädchen am ganzen Leibe zitternd. „Nämlich für das Fest — um den Altar zu schmücken."
„Was küminert mich Euer M," rief der Schloßherr, „fort mit Euch!"
Und als die Mädchen sich nicht von der Stelle rülirten, fuhr er fort: „Toll ich die Hunde auf Euch Hetzen?"
Die fchönen prächtigen Thiere schienen die Worte ihres Herrn verstanden zu haben, denn sie warfen sich mit lautem Gebell auf die armen Mädchen, und diese flohen so rasch sie nur konuteu, thei!> über deu Zauu hinüber, theils durch den Garten dem Gitterthor des Parkes zu, während der Schloß Herr mit einem lauten häßlichen Lachen der Scene zusah.

„Das ist ja abscheulich," rief Terka, „die armen Mädchen mit Hunden zu Hetzen! Du siehst, daß ich Dir nicht zu viel erzählt habe, das ist kein Sonderling mehr, das ist ein wildes Thier. Ach, wenn ich ein Mann wäre, ich würde ihm jetzt eine Lection ertheilen, die er nicht so bald vergessen würde."
Conrad suchte Terka zu besänftigen. Ottilie wieder fand den Schloß-herrn interessant und schön.
„Ja," sagte Terka, „ich gebe zu, daß er ein schöner Mann ist, und es ist keine Frage, daß sein mildes gebieterisches Wesen die Phantasie eines jilngen Mädchens erregen kann und einen gewissen Zauber üben muß. Aber ich kann nicht für ihn schwärmen, im Gegentheil, ich fühle jetzt etwas wie Haß gegen ihn, und ich werde nicht ruhig sein, ehe ich ihm irgend Etwas angethan habe."
Die Mädchen gingen nun um das Schloß heruin und an dem großen Gitterthor vorbei, das die Einfahrt und zu gleicher Zeit den Eingang in den Park bildete. Das Schloß lag seitwärts mit der Hauptfront gegen den Garten. Unwillkürlich blickten sie hinein, als sie vorüber schritten, und sahen den Schloßherrn, wie er jetzt in einer Art weißem Beduinenburnus, einen rothen Fez auf dem Kopf, auf der Terrasse saß, deren Stufen zu dein (karten herabführten, und einen langen, türkischen Tschibuk rauchte, während die Hunde zu seinen Füßen lagen. Er beachtete die Vorübergehenden mit keinem Blick, keine Miene seines strengen, edelgebildeten (Gesichts verrieth, daß er sie nur bemerkt habe.
Die beiden Mädchen unterhielten sich auf dem Nachhausewege und auch dann, als sie wieder in dem Garten des Lehrers saßen, nur von ihm.
Als Ottilie nach Sonnenuntergang aufbrach, um nach Prag zurückzu-kehren, begleitete sie Terka im Wagen ein Stück Weges, dann nahmen die Mädchen mit zwei herzlichen Küssen Abschied, Terka stieg aus und ging zu Fuß zurück.
Der lebte Sonnenpurpur vergoldete an dem jenseitigen Ufer der Moldan das uralte Schloß Wischehrad und den Mussathurm auf dem überhängenden Felsen. Unten floß majestätisch das gelbliche Wasser der einst Gold führenden Moldau dahin. Rechts zeichneten sich die Trümmer des Divin auf dem leuchtenden Himmel ab. Terka stieg die Anhöhe empor und setzte sich hier in das Gras, ihre Blicke schweiften über den Fluß hinüber zu den Bergen und den Trümmern und Resten altböhmischer Herrlichkeit, mit denen dieselben gekrönt waren.
Tic Sage e^ählt von dem Thurm drüben, daß dort die Fürstin Li-bussa gleich einer Semiramis gehaust und ihre (Günstlinge, wenn sie ihrer müde war. Nachts in den Fluß hinabgestürzt habe. Auf dem Divin wohnte Wlasta mit ihren Amazonen, als sie nach dem Tode Libussas dem Fürsten Przemisl, ja dein ganzen Männergeschlechte den itrieg erklärt hatte. Hier hatte sie den Ritter Ztirad, den sie einst geliebt und dann verrathen hatte.

6 l. v. sacher-Mllsoch in lindhei!»,
nachdem er durch List und Ueberfall in ihre Hände gefallen war, auf das Rad flechten lassen.
Diese Geschichte ging jetzt durch Terkas Sinn. Auch in ihr war Etwas von dein Blute der Wlasta, und dieses Blut empörte sich gegen diesen Mann, der ihr (Geschlecht verachtete, dessen brutaler Männerstolz so weit ging, auf junge thörichte Mädchen seine Hunde zu Hetzen. Sie verstand selbst nicht, woher mit einem Male dieser Zorn kam, der ihr Herz erfüllte und ihre Pulse rascher gehen liest. Angesichts der Trümmer der Mädchenburg schwur sie ihm Rache. Wie aber sollte sie ihn strafen? Die Zeit war vorüber, wo sie ihn in einem dunklen Waldesgrunde überfallen und dann streng und blutig richten konnte. Es gab aber noch andere Mittel, moderne, lustige und deshalb nicht minder grausame. Wie wäre es, wenn es ihr gelänge, den Weiberfeind durch ihre Reize zu besiegen? Der (bedanke gefiel ihr ausnehmend. Ja, rief sie endlich, indem sie aufbrach, zur Strafe für alle seine Missethaten soll er sich in eine Häßliche verlieben.
Während sie jetzt auf dem Fußpfad zwischen den mogenden Getreide-feldern einherging und hie und da eine blaue Kornblume pflückte oder einen rothen Mohn, mußte sie über ihren Vorsatz laut auflachen.
Zu Hause angekommen, ging sie in ihre Stube, die im ersten Stock-werk lag, sperrte die Thür nnd trat vor den Spiegel, um sich selbst mit einem strengen, unbefangenen Blick zu prüfen. Sie wußte, daß sie nicht schön war, ja daß sie als häßlich galt. Aber sie hatte mehr als einmal er-fahren, daß ihre Häßlichkeit einen pikanten Reiz übte, sobald sie ihr durch einen bizarren Anzug oder irgend einen phantastischen Schmuck zu Hilfe kam. So that sie auch jetzt.
Sie ging hinab in das Erdgeschoß, holte sich in aller Stille, was sie nöthig hatte, und dann putzte sie sich heraus wie zu einem Ballet oder Masken-balle. Erst schlang sie ein feuerrothes Tuch um ihren Kopf, und dann band sie ein zweites um ihre Schultern. Sie bekam etwas Zigeunerhaftes, Wildes in diesen: Aufzug, und sie mußte sich gestehen, daß es ihr ganz gut stand und sie interessant und fesselnd machte. Dann warf sie beide Tücher fort, bekränzte sich mit Weinlaub, schlang eine Guirlande von Rebenblätteru von ihrer Schulter zu ihrer Taille herab und hing das Pantherfell, das fönst in der Sammlung ihres Vaters paradirte, um die Schultern. Ja, nun sah sie geradezu hübsch aus, sie hatte eiuen dämouischen Reiz, nnd sie fühlte, daß ihre duuklen Augen uud ihr herrliches Haar zur Geltung kamen, wie noch nie. So wie sie jetzt war, konnte sie einem Manne gefallen, ja, mehr als das, ihm den Kopf verdrehen.
Während sie noch lächelnd vor dem Spiegel stand, murmelte sie vor sich hin: „Häßlich bin ich, ja, aber deshalb werde ich doch mit ihm fertig werden."
Eines Abends, als die Ernte bereits begonnen hatte, ging Meinhof durch die Felder, die Flinte im Arm, den Jagdhund an der Seite. Er hatte in

den Rübenfeldern einige Hühner und Wachteln geschossen und kam jetzt in die Nähe des Dorfes. Auf einem Felde, das dem Lehrer Benedikt gehörte, mar Terka mit ein paar anderen Mädchen und zwei Taglöhnern damit beschäftigt, das Korn zu schneiden, in Garben zu binden und in Schobern aufzurichten.

Als Meinhof herankam, stand sie als Bäuerin gekleidet, in einem gemusterten Percalrock und einem dunkelblauen Mieder, die Aermel des weißen, bauschigen Hemdes aufgeschürzt, ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen, mit der Sichel in der Hand da, während Wenzel und Johanna aus Stroh Ketten flochten, mit denen die Garben gebunden wurden. Unwillkürlich schweiften ihre dunklen Augen zu Meinhof herüber, und auch er wendete den Kopf und sah sie an.

In dem Augenblick, wo er vorüber wollte, hob Terka eine der Strohketten auf, lief ihm nach, und ehe er sich dessen versah, hatte sie ihn nach alter slavischer Sitte mit der Strohkette gebunden.

Jetzt, da sie vor ihm stand, Auge in Auge, mußte sich Terka doch gestehen, daß Raimund von Meinhof in der That ein schöner Mann war. Seine hohe Gestalt entsprach vollständig dem edlen, schwermüthigen Gesicht, den blauen, gebietenden Augen und dem rothblonden, leicht gekräuselten Haar und Vollbart. Im ersten Augenblick hatte er die Brauen finster zusammengezogen und Miene gemacht, sich mit einer energischen Bewegung loszumachen, doch Terka hielt ihn fest mit ihren braunen Händen und ihren schwarzen »mthigen Augen.

„Das ist unser Recht," sagte sie kurz und stolz. „Niemand darf sich dem alten Brauch entziehen. Sie müssen sich loskaufen, wie jeder Andere."

Meinhof blickte sie an, zog dann die Börse hervor und wollte ihr Geld geben. Sie aber trat zurück und lachte hell auf.

„Nein," sprach sie, „an mir ist es, das Lösegeld zu bestimmen, und nicht an Ihnen."

Jndeß hatten die anderen Schnitterinnen das Feld verlassen und standen jetzt halb neugierig, halb drohend um Meinhof, wie es schien, bereit, ihre Sicheln gegen ihn zu kehren, falls er es wagen würde, der alten Sitte Hohn zu sprechen.

„Nun, was soll's?" fragte Meinhof halblaut.

„Sie müssen sich mit einem.^usse loskaufen," erwiderte Terka, mit einem spöttischen Lächeln die Oberlippe einvorziehend und ihre weißen, schönen Zähne zeigend.

Rasch entschlossen nahm sie Meinhof um den schlanken Leib und küßte sie.

In dem Augenblick war es, als sei ein Zauberwort über ihn gesprochen morden. Er, der so lange keinem Weibe in die Augen geblickt hatte, war unter der Berührung zweier duftiger Mädchenlippen erbebt, und jetzt fühlte er einen leisen Schauer, der durch seine Glieder ging. Fast unwillkürlich

machte er sich los und ging rasch auf dem Pfade zwischen den Felden: seinem Landsitz zu.
Terka blickte ihm ruhig im (Gefühl des Triumphes nach. Sie wußte, daß ihr der erste Schritt gelungen war, an diesen. Mann, den sie haßte, Rache zu nehmen. Sie hatte mit dem feinen Instinkt des Weibes bemerkt, ja gefühlt, was in Meinhof vorgegangen war. Er hatte die Flucht vor ihr ergriffen, aber er nahm den Pfeil mit, den ihm die wilde Amazone zugesendet hatte, und dieser Pfeil hatte ihn vergiftet; er kehrte nicht als derselbe nach Kostitz zurück, als der er ausgegangen war.
Während die Mädchen fortfuhren, singend das Getreide zu schneiden, kam jetzt Konrad Geier herbei, um Terka bei der Arbeit zu überraschen. Ihm ging es nicht besser als Meinhof. Auf einen Wink Terkas liefen ihm zwei der Mädchen entgegen, banden ihn mit Strohketten, und auch er mußte sich loskaufen. Wie gerne hätte er Terka einen Kuß als Lösegeld gegeben, aber von ihm verlangte sie ihn nicht. Es wurde ihm auferlegt, sofort ein Fäßchen Bier kommen zu lassen, und Konrad sträubte sich keinen Augenblick, sondern schrieb einen Zettel, mit dem der kleine Wenzel in das Torf eilte, um bald darauf mit einem Wägelchen zurückzukehren, auf dem er das Fäßchen brachte. Es wurde sofort angestochen, und dann füllten Schnitter und Schnitterinnen ihre Krüge und tranken auf das Wohl Geiers, welcher au<> Terkas Krug Bescheid that und auf eine glückliche Ernte trank. Dann setzte er sich auf die Garben hin, die über einander geschichtet waren, und sah, den Rücken gegen die scheidende Sonne gekehrt, Terka zu, welche in ihrer kräftigen, energischen Art die Ernte leitete und überall eingriff, wo es nöthi^ war, hier init der Sichel arbeitete, dort das Getreide binden half, oder bei dem Aufschichten der Garben, die in Form von kleinen Hütten oder Zelten aneinander gestellt wurden, thätig war.
„Wissen Sie, Fräulein Terka," sagte Konrad nach einer Weile, „daß Ihnen diese Art Arbeit einen eigenthümlichen Reiz verleiht?"
„Wann hätten Sie mich noch nicht reizend gefunden, Konrad?" erwiderte Terka lächelnd, während sie eine neue Garbe band.
„Nein, wirklich, Terka, es ist ein schönes, poetisches, ich möchte sagen, biblisches Bild, Sie so zu sehen in Ihrer ungezwungenen Tracht, ohne Rücksicht auf ihren Teint, der Sonne preisgegeben. Man denkt an die schöne Ruth, an Goethes Dorothea und manche andere Gestalten der Dichtung.
„Warum denken Sie nicht an das Nächstliegende?" rief Terka mutl, willig, „an eine häßliche Zigeunerin oder an eine Negerin, welche in der Plantage arbeitet?"
„Sie wollen nur hören, Terka, daß Sie schön sind."
„M schön?" wiederholte Terka, „das glauben Sie selbst nicht, mein lieber Konrad." Sie begann laut zu lachen.
„Meinetwegen nicht schön," versetzte Konrnd, „aber vielleicht mehr a!> das. Wie viele unserer Schönlieiten haben eigentlich nur einen tobten, hübsch-

gefärbten Puppenkopf auf den Schultern, bei Ihnen, Terka, sprüht aber Alles Kraft, Leben und Geist. Man darf Sie vielleicht nicht mit dem Maßstabe strenger griechischer Kunst prüfen, aber die Wirkung, welche Sie üben, ist eine fesselnde, reizvolle, ja berauschende."
„Well Sie berauscht sind, armer Freund," erwiderte Terka, „so meinen Sie, die ganze Welt müßte es sein, aber die andern Leute finden mich einfach garstig. Ich werde nie vergessen, wie einmal zwei Herren an mir vorübergingen in Prag auf den, Altstädterring, und der eine sprach: „Aber sie hat schöne Augen." Offenbar war das die Antwort auf die Frage des Ersten: „Hast Du je schon ein häßlicheres Frauenzimmer gesehen?" Also geben Sie sich keine Mühe, mein lieber Herr Geier. Mein Spiegel ist aufrichtiger als Sie, und ich versichere Sie, daß er mir noch niemals eine Schmeichelei gesagt hat. Deshalb sehe ich auch nur dann hinein, wenn ich muß."
„Sie sprechen nur so, Terka, Sie wissen sehr gut, daß Sie gefallen, ja, daß Sie schon mehr als einem gehörig den Kopf verdreht haben."
„Ein Beweis, daß es auch Männer giebt, die einen fchlechten Geschmack haben."
„Ich zum Beispiel."
„Ja, Sie zum Beispiel."
Meinhof war still und verdrossen nach Hanse zurückgekehrt. Er ging an diesem Adend in Haus und Garten umher, unruhig und unzufrieden, wie im Fieber. Als es Zeit war zum Nachtessen und die Glocke längst erklungen war, der Cchloßherr sich aber noch immer nicht blicken ließ, ging sein Diener, der alte Xaver, hinaus in den Park, um ihn zu suchen. Er fand ihn auf einer Bank mitten im Dickicht sitzen, vor sich ein schönes, steinernes Weib, irgend eine mythologische Dame, welche der Rococogeschmack einst hier hingestellt hatte, und die im Laufe der Zeiten von Moos überzogen war, fo daß sie jetzt einer Wischen Amazone mit dem Thielfell um Schultern und Lenden glich.
„Herr Baron," begann Xaver, ein kleiner, feister Mann mit grauem Haar und kleinen, hellen Augen, welche unablässig blinzelten, „das Essen steht auf dein Tisch."
„5/aß mich in Frieden," erwiderte Meinhof.
Xaver strich mit der Hand über fein glattrasirtcs Gesicht, zuckte die Achseln und wollte eben sachte den Rückweg antreten, als Meinhof ihn zurückrief.
„Renn' mir nur nicht gleich davon," fagte er. „Warst Du heut im Dorfe?"
? „Ja, gnädiger Herr."
? „Wem gehört das Feld am Ende des Torfes, ein .Kornfeld, das unmittelbar an unserer Grenze liegt?"
„Das gehört dem Lehrer, soviel ich wt'iß."
.

„Wer kann denn das Mädchen sein, die Mlf diesen: Felde schneidet, gros;, schlank, mit schwarzem Haar und schwarzen Angen?"
„Mt einer kleinen Nase und rothen Lippen, wie Kirschen," ergänzte der alte Diener.
„Ja, ja."
„Das ist Niemand anderes, als Terka, die Tochter des Lehrers."
„Kennst Du sie? Hast Du schon mit ihr gesprochen?"
„Einmal, allerdings."
„Ist es ein Mädchen, das einige Bildung hat?"
„O, Herr Baron, die ist ebenso gelehrt wie ihr Vater, und klug, sehr klug."
„Womit beschäftigt sich denn der Lehrer?"
„Ich denke, gleich Ihnen, mit allerhand Gethier, das er an Nadeln steckt und in Kästen aufbewahrt, und ich glaube auch mit Pflanzen, die er preßt und zwischen Deckel bindet. Sie wissen ja am besten, wie man diese Art Gelehrsamkeit nennt."
„Er ist also ein Naturforscher?"
„Mag sein."
Einige Zeit schwieg der Schloßherr und zog mit seinem Stock Kreise in den Sand, während der alte Taver, die Hände auf dem Rücken, dastand, und ihn von der Seite aufmerksam beobachtete.
„Erkundige Dich doch einmal nach dein Mädchen/' sagte endlich Meinhof, „ich möchte mehr von ihr missen, es scheint mir, daß sie verschieden ist von den Anderen, ein Wesen für sich, verstehst Du? Kurz, frage nach, und zwar bald."
Meinhof erhob sich jetzt und ging langsam dem Hause zu, mährend 5'aver ihm folgte in resvectvoller Entfernung von einigen Schritten und doch insgeheim über ihn lächelnd.
5
Terka war müde nach Hause zurückgekommen, hatte mit den Ihren zu Nacht gegessen und saß jetzt draußen in der Laube, um auszuruhen und sich an der kühlen Abendluft zu laben. Ueber ihr war der wolkenlose Sonnnerhimmel mit goldenen Sternen besät, vor ihr wogten im leichten Winde die Felder nnd in der Ferne rauschte mächtig die Moldau. Mit einem Male fiel ein Schatten vor ihre Füße hin, und dann erschien Faver am Eingang der Laube, den Hut in der Hand, und verneigte sich tief vor ihr.
„Kann ich einige Worte mit dem Fräulein sprechen?" begann er.
„Gewiß," sagte Terka, „nehmen Sie Platz, «ann ich Ihnen mit irgend Etwas aufwarten?"
„O, ich danke, mein Fräulein," erwiderte Aaver, „mir haben eben im Schlosse zu Nacht gegessen."
„Sie sind der Diener des Herrn von Meinhof?"

„Ja, der bin ich, und eben deshalb — ich bin gekommen, liebes Fräulein — doch wozu diese Umschweife!" Er richtete die kleinen, blinzelnden Augen auf Terka nnd lächelte. „Nissen Sie, daß Tic meinen Herrn behext haben?"
„Wirklich?" erwiderte Terka, während sie die Anne auf den Tisch legte und Xaver fest ins Auge schaute. „Das würde mich freueu, denn ich habe geschworen, ihn zu strafen."
„Wofür?" fragte Xaver. „Hat mein Herr Sie irgendwie beleidigt?"
„Ja, indem er mein ganzes Geschlecht mit Verachtung behandelt."
- „Leider, leider," sprach Xaver seufzend, „hat mein Herr allerhand Grillen im Kopf. Aber er ist nicht so böse, wie Sie vielleicht meinen. Wenn Sie seine Geschichte kennen würden, würden Sie ihn nicht so hart beurtheilen."
„Mag sein," sagte Terka.
„Sehen Sie, mein Fräulein," fuhr Xaver fort, „als er noch sehr jung war, etwa achtzehn Jahre, da war die erste Liebe meines Herrn seine Cousine. Nun, es war ja mehr eine kindische Schwärmerei, aber immerhin ging es ihm nahe. Das Mädchen, zwei Jahre älter als er und sehr verständig, sagte ihm eines Tages, daß es eine Thorheit sei, wenn sie sich liebten, denn von einer Verbindung könnte doch niemals die Rede sein, und lachend, mit einem Kuß, schickte sie ihn fort für immer. Sehen Sie, das war recht klug von seiner Cousine, aber ihm that diese Klugheit wehe, und er hat damals mehr gelitten, als die Sache werth war. Dann nach Jahren lernte er ein Mädchen kennen, welches ihm Trost und Ersatz versprach. Es war die Tochter eines höheren Beamten, gut erzogen, gebildet, schön und liebenswürdig. Mein Herr warb um sie und fand Gehör bei ihr und Ermunterung bei ihren Eltern. Eines Tages mußte er eine Reise unternehmen. Als er nach einigen Wochen zurückkam, dachte er die Geliebte, welche er bereits als seine Verlobte betrachtete, zu überraschen. Er freute sich auf den jubelnden Ausruf, mit dem sie ihn empfangen werde, auf die Freude, die sich in ihrem Gesichte malen würde, wenn er ihr die reichen Geschenke, die er mitgebracht hatte, überreichen würde. Er klingelte. Das Dienstmädchen blickte durch die Glasthür hinaus, öffnete jedoch nicht. Das erschien mindestens sonderbar, und ein gewisses Bangen kam über meinen Herrn. Er klingelte nochmals, da öffnete das Mädchen, und während sie ihm mit einiger Verlegenheit mittheilte, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei, übergab sie ihm einen Brief. Mein Herr stieg die Treppe hinab, öffnete und las. Das Fräulein theilte ihm mit kurzen Worten mit, daß sie sich mährend seiner Abwesenheit verlobt habe, bat ihn uni Verzeihung und ersuchte zugleich in: Namen ihrer Eltern, er möchte seine Besuche einstellen. Als mein Herr aus dein Hause trat, sah er oben die Fenster erleuchtet. Schatten schwebten an dem Vorhang vorüber und als er einen Augenblick unten stehen blieb, hörte er oben die Verrätherin laut und fröhlich lachen. Seine Freunde sagten ihm in den nächsten Tagen, daß sich ein sehr reicher Bewerber um die Hand des

Fräuleins gefunden hätte, und sie war so klug gewesen, denjenigen vorzuziehen, der ihr nicht allein eine sorgenlosere Existenz, sondern überdies noch allen Luxus versprach."
„Was ist das für eine Geschichte mit jener russischen Fürstin oder Kunstreiterin?" fragte Terka, welche mit steigender Theilnahme zugehört hatte.
„Russische Fürstin? Kunstreiterin? Unglaublich!" murmelte der alte Diener. „Was die Leute doch Alles zu erzählen wissen. Da meint man, nur die Kinder würden durch Märchen unterhalten, aber auch die Erwachsenen erzählen sich solche, nur leider oft auf Kosten der Ehre und der Reputation ihrer Mitmenschen- Allein ich weih jetzt, um was es sich handelt. Die Dame, die Sie meinen, ist die Gräfin Libussa von Ostrowitz. Hier in der Nähe wohnt eine Tante von ihr. Sie war damals Wittwe, als Herr von Meinhof sie kennen lernte. Es war in Prag. Die Gräfin war eine sehr schöne Frau, das muß man ihr lassen, voll Geist und voll Talent. Sie spielte sehr schön Piano, malte, trat bei Wohlthätigkeitsvorstellungen in kleinen Stücken auf und entzückte das Publikum durch ihre Munterkeit und ihr elegantes Französisch. Sie hatte meinem Herrn ihre Gunst geschenkt, das ist sicher, aber voll Capricen und unbeständig wollte sie sich nicht wieder binden und spielte mit ihm eine wahrhaft herzlose Komödie. Wenn er sie zu einer Entscheidung drängte, wich sie ihm aus, vertröstete ihn auf die Zukunft oder erklärte gar, sie wolle überhaupt nicht wieder heirathen. Suchte er die Bande zu lösen, die ihn mit ihr verknüpften, warf sie von Neuem die Netze nach ihm aus und verstand es, ihn wieder zu fesseln uud an ihren Triumphwagen zu spannen. Und wie sie ihn quälte! Wahrhaftig, er that mir damals leid. Ich war mehr als einmal besorgt um ihn, denn er war nahe daran, sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf zu fchießeu."
„Und wie endete die Sache?" fragte Terka. „Hat sich Herr von Meinhof schließlich doch aus ihrem Netze befreit?"
Der alte Tauer schüttelte den Kopf.
„Nicht so, mein Fräuleiu, anders. Es kam ein poluifcher Graf, der mehr Glück hatte bei der Gräfin. Da sie meinen Herrn kannte und nicht nur für das Leben ihres nenen Anbeters, sondern auch für das ihre zittern muhte, so verbarg sie diese neue Phantasie mit raffinirter Geschicklichkeit vor Herrn von Meinhof. Während sie den Andern liebte nud ihm bereits ihre Hand versprochen hatte, scherzte und lachte sie mit meinem Herrn, und dieser bildete sich noch immer ein, von ihr geliebt zu werden. Ganz plötzlich kam die Entdeckung; Herr von Meinhof forderte seinen Nebenbuhler zum Zweikampf, aber au dein Vorabend des Tages, an welchem das Duell stattfinden sollte, entfloh die Gräfin mit ihrem Verehrer, und seither haben wir nichts wieder von ihnen gehört."
„Was Sie mir da erzählen," sagte Terka, „ist allerdings geeignet, eine ungünstige Meinung von dem Charakter der Frauen zu'erwecken. Ich fange

Cerfa, ^3
cm, Ihren Herrn besser zu verstehen und ihn zu entschuldigen. War es der letzte Roman, den er erlebte?"
„Ja, der letzte," gab taver zur Antwort. „Wir gingen dann in die Fremde, bis tief in den Orient hinein, nach dem gelobten Land, nach Klein-Asien, Persien, ja bis nach Indien, und suchten dort Europa und seine Frauen zu vergessen. Finden Sie es nun begreiflich, daß mein Herr, der im Grunde das beste Herz von der Welt hat, die Frauen haßt, weil jede, die er liebte, ihn durch ihre Schwäche oder ihre übergroße Klugheit elend gemacht hat? Er traut keiner Frau mehr Charakter, Kraft und Treue zu. Er hält Alle für haltlos, liftig und verrätherisch."
„Das ist eben sein Unrecht," unterbrach Terka den alten Diener, „und wer weiß, ob nicht Herr von Meinhof selbst an den schlimmen Erfahrungen schuld war, die er gemacht hat. Es ist doch auffallend, daß er durchaus Frauen dieser Sorte auf seinem Lebenswege gefunden hat. Vielleicht hatten gerade diese klugen, herzlosen Frauen für ihn einen besonderen Reiz. Wer kann das wissen. Der Geschmack der Männer ist so verschieden. Ich habe schon gehört, daß es Männer giebt, die sich nur glücklich fühlen, wenn sie von den Frauen mißhandelt werden."
„Das mag fein," sagte taver, „doch bleiben wir bei der Sache. Ich bin gekommen, mein Fräulein, weil ich von Ihnen Manches, ja Vieles für meinen Herrn hoffe."
„Von mir?" fagte Terka, „was könnte ich ihm nützen?"
„Sehr viel, mein Fräulein," versetzte tauer, „vielleicht Alles." Er rückte näher und fuhr leife fort: „Sie gefallen Herrn von Meinhof, ich weiß es, ja mehr als das, Sie haben ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Ich kenne meinen Herrn, wenn er so ist, wie ich ihn eben jetzt verlassen habe, dann hat dies immer etwas Besonderes bei ihn« zu bedeuten. Sie könnten seinen kranken Geist heilen, ihn der Menschheit wiedergeben."
„Ich?" erwiderte Terka. „Sehen Sie mich doch an, ein häßliches Geschöpf wie ich sollte einen Weiberfeind mit dem schönen Geschlechte versöhnen? Nein, nein!" Sie begann laut zu lachen. „Auch haben Sie sich an die Unrechte gewendet. Ich bin sehr böse auf Ihren Herrn und habe mir vorgenommen, ihn zu strafen. Wie er die Frauen haßt, so hasse ich die Männer, sagen Sie ihm das, und ihn vor Allen."
„Ist das Ihr letztes Wort, mein Fräulein?" sagte taver betroffen.
„Ich spreche so, wie ich denke und fühle. Ich leugne nicht, daß ich jetzt milder von Herrn von Meinhof denke, aber deshalb hat er es doch verdient, bestraft zu werden, und ich will mein Geschlecht an ihm rächen. Sollte es wahr sein, daß ich auf ihn einen Eindruck gemacht habe, dann um so besser, dann wird es mir noch leichter gelingen."
Seufzend verlieh der alte Diener die Tochter des Lehrers, welche allein in der Laube zurückblieb und, den Kopf in die Hand gestützt, nachsann. Sie fühlte jetzt wirklich etwas Mitleid mit Meinhof, aber ihre energische Natur

jH l, v. -achei'Masoch in liüdheim,
wehrte sich gegen dasselbe. Er nannte die Frauen schwach, sie sollte er stark finden! Nein, er verdient kein Mitleid, sondern Strafe, und die sollte ihm zu Theil werden, ohne Erbarmen.
Xaver war indeß nach Hause zurückgekehrt, vermied es jedoch, seinem Herrn zu begegnen. Endlich zog Meinhof die Klingel, und dem treuen Alten blieb Nichts übrig, als derselben Folge zu leisten.
„Nun," fragte Meinhof, „was hast Dn erfahren?"
„Nichts Gutes, gnädiger Herr," erwiderte Xaver. „Wenn Ihnen da? Mädchen gefällt —"
„Was fällt Dir ein?" unterbrach ihn Meinhof, „komme mir nicht mit solchem Unsinn."
„Also nur angenommen, sie gefiele Ihnen," fuhr Xaver fort, „so muß ich Ihnen emufehlen, recht vorsichtig zu sein, denn wie mir Leute mitgetheilt haben, welche Fräulein Terka genau kennen, so haßt sie die Männer, ebenso wie Sie die Frauen verabscheuen. Gegen Sie aber, gnädiger Herr, hat si^ eine ganz besondere Antipathie. Sie soll empört sein darüber, daß Sie so schlecht von ihrem Geschlechte denken, und wer weiß, ob sie nicht an Ihnen dafür Rache nehmen wird. Es ist kein gewöhnliches Mädchen, Herr Baron, sondern ein Wesen voll Ernst und Energie. Die ist nicht schwach, wie Sie von den Frauen im Allgemeinen meinen, ich glaube, man muß von guten Eltern sein, um mit der fertig zu werden."
„Gut," fügte Meinhof und nickte mit dem Kopf, das war das Zeichen, daß Xaver entlassen mar. Er verschwand hinter der Portiere und ging leise die Treppe hinunter.
Wie wird das enden, dachte er, hier ist der Anfang einer neuen romantischen Geschichte. Gleichgiltig können die Beiden nicht mehr nebeneinander einhergehen. Entweder es giebt eines Tages eine große Freude für mich, oder wieder einen großen Kummer, wenn nicht ein Unglück.
Terka hatte schon lange versprochen, ihre Echulfreundin Ottilie einmal in Prag zu besuchen. So fuhr sie denn eines Tages mit dem Schiff m die Stadt, stieg auf dein Quai aus und überraschte Ottilie Nachmittags, alö sie eben damit beschäftigt war, ihre Costüme für eine neue Rolle vorzubereiten. Nachdem die Freundinnen sich herzlich begrüßt hatten, blickte Terka neugierig und erstaunt um sich, die ganze große Stube war voll von allem möglichen Putz und Tand. Ueberall hingen prächtige Roben in Seide und Samml, Mieder, Ueberwürfe, Mäntel, der ganze Teppich war mit offenen Schachteln bedeckt, aus denen hier Pantoffel und Schuhe, dort Spitzen nnd Goldborten. Bänder, Fächer und hundert audere Dinge, die zu dem Staat einer Bühnenprinzessin gehören, hervorblickten.
„Nun sieh Dich einmal satt, Terka," rief Ottilie heiter. „Am Ende bekommst Du auch noch Lust, zur Bühne zu gehen."

„Um der schönen Kleider willen?" entgegnete Terka lächelnd, „das wäre allerdings ein recht modernes Motiv. Es soll ja heute üblich sein, daß junge Damen sich nur der Vühne widmen, um noch mehr Bewunderer ihrer Reize zu finden, aber ich finde dies nicht nach meinem Geschmack. Die Kunst scheint mir doch zu ernst und zu heilig, als daß man sie durch derlei Dinge entweihen dürfte."
„Du bist eben noch sehr naiv, Terka," unterbrach sie Ottilie, „es ist überall in der Welt viel Humbug dabei, in der Kunst ebenso wie in der vornehmen Gesellschaft oder in der Politik. Wenn Du so mitten drin leben würdest wie ich. Du würdest bald über die Menschen anders urtheilen."
„Wer weiß," sagte Terka, „ich denke schon jetzt nicht allzu günstig von meinen Schicksalsgenossen auf diesem Planeten. Vielleicht würde die Grundfarbe meines Denkens, die jetzt grau ist, sich dann ins tiefste Schwarz verwandeln."
„Oh! wie philosophisch Du sprichst," sprach Ottilie lächelnd. „Du hast am Ende zu viel Schopenhauer gelesen, nicht?"
„Lassen wir das," sagte Terka, „ich bin nicht gekommen, um mit Dir zu debattiren, sondern um einmal heiter zu sein, um mich an Deinen Triumphen zu freuen, und an dem Glanz, der Dich umgiebt. Zeig mir doch einmal Deine Kleider."
„Was willst Du sehen?" fragte Ottilie.
„Alles wird mich interessiren, ich habe in dieser Art fast noch Nichts gesehen, außer hie und da auf der Bühne, aber niemals in der Nähe."
„Weißt Du was?" rief Ottilie, „ich werde Dich einmal nach meiner Idee anziehen. Ich bilde mir nämlich ein, daß Du gar nicht so häßlich bist, als Du Dir immer einbildest. Auf der Bühne z. B. — dessen bin ich gewiß, wirst Du sehr gut aussehen. Dir fehlt nur die richtige Toilette. Auf dem Dorfe freilich kannst Du nicht so herumgehen, wie es Deine Art seltsamer Schönheit verlangen würde."
„Nun bin ich gar schön!" rief Terka.
„Ja, für mich bist Du es. Was ist schön? Das, was gefällt, was reizt, und Du gefällst, und ich glaube, daß Du mehr Neize besitzt, als eine strenge griechische Schönheit, die man bewundert, um schließlich kalt an ihr vorüberzugehen. Warte, ich habe gleich ein Costüm für Dich, in dem Du wunderbar aussehen wirst."
„Und das wäre?" fragte Terka.
„Das Costüm einer Sultanin, nach einem Gemälde von Vanloo, das ich als Adrienne Lecouvreur trage. Ini ersten Act erscheint Ädrienne Lecouvreur im Foyer des IlMtrs fr«n<,'»i8 in diesem Costüm, denn sie spielt eben eine ähnliche Rolle, ich glaube in Bajazet, das ist die Scene, weißt Du, wo sie Moritz von Sachsen das reizende Gedicht von den beidm Tauben vorliest. Komm, Du sollst sehen, wie gut Dich das kleiden wird."
Ottilie holte das Costüm aus dem großen Schrank und Terka ließ sich

k, v, Sa cher-Ntasoch in kindt>eim.
wie eine große Puppe ruhig von ihr aus-, und ankleiden. Sie zog ihr knieend die Schuhe aus und die rothen, goldgestickten türkischen Pantoffel an, dann die weiten Beinkleider aus weißer Seide, den kurzen Rock und das Mieder aus demselben Stoff. Alles mit Seidenfranzen besetzt und mit Perlen benäht. Dann reichte sie ihr den Kaftan von gelber Seide mit dunklem Pelzmerk besetzt, in den Terka lächelnd mit zwei graziösen Bewegungen schlüpfte. Nachdem sie ihr noch einen Reiherbusch im dunklen Haar befestigt hatte, von dem ein dichter Schleier über ihren Rücken bis zu den Sohlen herabmallte, hieß sie Terka vor den großen Ankleidespiegel treten.
„Wie gefällst Du Dir?" fragte Ottilie.
Terka stand mehr und mehr erröthend da. Dann zog ein leises Lächeln über ihr pikantes, melancholisches Gesicht, und endlich, den Kopf über die Schulter zu Ottilie gewendet, sprach sie:
„Nicht übel, ich glaube, ich bin fast hübsch in diesen Kleidern."
„Hübsch?" rief Ottilie. „Gefährlich bist Du, Terka, Du siehst geradezu berauschend aus. Wenn Dich ein Mann so sieht, ist er verloren. Du gehörst nicht zu den Frauen, die die Männer umschmeicheln gleich kleinen Kätzchen, Du reißt ihnen gleich mit einem Male das Herz aus dem Leibe, gleich einer Tigerin, und dann gehört es Dir für alle Zeiten."
„Schade, daß Du nicht ein Mann bist," entgegnete Terka, „dann hätte ich allerdings auf der Stelle einen glühenden Anbeter."
„Du hast Recht," sagte Ottilie, „soll ich Dir eine Liebeserklärung machen?" Sie kniete vor Terka nieder und begann mit komischem Pathos verschiedene Verse aus der Rolle des Mortimer zu declamiren.
„Genug, genug," unterbrach sie Terka, „Du machst mich noch ganz toll. Wenn ich Anlage hätte zur Eitelkeit, hier bei Dir könnte ich gründlich verdorben werden."
Ruhig legte Terka den prächtigen Kaftan ab und begann sich dann auszukleiden.
„Run wollen wir noch ein anderes Costüm versuchen," sagte Ottilie.
„Wenn es Dir Spaß macht."
„Ich bin gern bereit. — Warum nicht! Ich habe doch so wenig Gelegenheit, mich zu putzen."
Ottilie holte hierauf das Costüm der Preciosa und half Terka dasselbe anziehen. Die Wirkung war, wenn nicht so blendend, doch eine ebenso überraschende, und nicht minder gut nahm sie sich in dem biblischen Costüm aus, in welchem Ottilie die Judith in Hebbels Tragödie zu spielen pflegte.
Als Terka sich wieder in die bescheidene Tochter des Dorfschulmeisters verwandelt hatte, und die beiden Mädchen beim Kaffee beisammen saßen, schüttelte Ottilie immer wieder den Kopf und lächelte vor sich hin.
„Was hast Du?" fragte Terka.
„Ich werde den Gedanken nicht los," erwiderte Ottilie, „wie viel reizender Du bist, als die schönen Frauen, zum Beispiel als ich. Denn ich

Terka. I?
gelte als schön, und bin es auch wohl. Aber ich glaube nicht, daß ich auf einen Mann den Eindruck «lachen könnte, wie Dil, und zugleich denke ich an diesen Weiberfeind in Kostitz. Weißt Du, daß Du ihn bekehren könntest, Terka, wenn Du wolltest?"
„Ich? Ich denke nicht daran."
„Aber ich wette, daß er sich in Dich verlieben würde."
„Wenn Du wahr sprächst, so würde mich das freuen, aber nicht, weil ich ihn bekehren, sondern weil ich ihn strafen will. Ich kenne wich selbst nicht seit einigen Tagen, ich bin so seltsam erregt, ich fühle eine Art Haß gegen diesen Menschen. Er beunruhigt mich, er stört mich in meinem stillen, friedlichen Leben. Ich muß irgend etwas thun, um mit ihm fertig zu werden, im Guten oder Bösen."
„Glück zu!" rief Ottilie, „wir wollen eine Wette eingehen. Ich 'verde Alles aufbieten, um diesen Wütherich kennen zu lernen, und dann wollen wir Beide versuchen, ihm seine Grillen auszutreiben. Willst Du wetten, daß er mich sehr schön finden wird, und daß er sich schließlich in Dich verlieben wird?"
„Abgemacht," entgegnete Terka, „wir haben dann wenigstens die Aussicht, uns in der nächsten Zeit nicht zu langweilen."
„Ich komme nächstens zu Dir," sagte Ottilie, „und dann wollen wir sehen, daß wir die Bekanntschaft des gefährlichen Mannes machen; ich bringe das schon zu Stande, verlaß Dich nur auf mich."
Als Terka ihre Freundin verließ, traf sie auf der Straße Koxrad Geier, Er grüßte sie, blieb stehen und fragte artig, ob er sie begleiten dürfe.
„Warum nicht?" erwiderte Terka, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich habe nichts dagegen, aber ich muß mich beeilen, denn ich will mit dem nächsten Schiffe nach Haufe zurück."
„Ich stehe ganz zu Ihreu Diensten, mein Frän'ein," gab Geier znr Antwort.
Sie gingen nuu zusammen durch die Straßen der Altstadt dem Quai zu.
„Sie haben wohl Ihre Freundin, Fräulein Seeberg, besucht?" bemerkte Geier.
„So ist es," sagte Terka, „ich war ihr ja diesen Besuch schon lange schuldig, und dann hat es mich interessirt, einmal eine Schauspielerin in ihrem Heim zu sehen. Sie wissen ja, daß wir Schulfreundinnen sind nnd daß Ottilie sich dann später der Bühne zugewendet hat. Ich hatte sie einige Zeit ganz aus den Augen verloren, dann bekam sie ein Engagement in Prag, und so wurden die alten Beziehungen erneuert. Ich glaube, daß wir uus gegenseitig gefallen, weil wir Contraste sind. Mich zieht ihr vornehme Wesen an, der Nimbus, der Glanz, der sie umgiebt, während sie an meiner ländlichen Einfachheit Geschmack zu finden scheint."
„Sie unterschätzen sich, Fräulein Terka," erwiderte Geier, „Sie scheiueu
>.'

überhaupt gar nicht zu ahnen, welchen Zauber Sie auf Jeden ausüben, der in Ihre Nahe kommt?"
„Da haben Sie einmal Recht, Herr Geier," sagte Terka lächelnd.
„Ich ahne nur Eines, nämlich, daß Sie ein Schmetterling sind, der sich an dein kleinen anspruchslosen Lichte, Terka genannt, die Flügel zu verbrennen im Begriffe ist. Ich warne Sie bei Zeiten."
„Sie können mir doch nicht verbieten, mich für Sie zu interessiren?"
„Gewiß nicht," sagte sie, „aber Sie schwärmen, und das geht zu weit."
„Sie müssen doch eines Tages daran denken, sich zu verheirathen, Fräulein Terta!" fuhr Geier fort, „und wie ich Sie kenne, sind Sie nicht das Mädchen, einen Mann zu nehmen, den Sie nicht lieben und von dem Sie nicht überzeugt siud, daß er Ihnen sein ganzes Herz giebt, — weshalb finden Sie es also so komisch, wenn man Ihre Vorzüge erkennt und wann für Sie empfindet? Das ist doch ganz in der Ordnung?"
„Mag sein, bei anderen Mädchen," sagte Terka, „aber ich glaube nicht, daß ich jemals einein Manne meine Hand reichen werde. Ich bin zu selbständig, Herr Konrad, und die Ehe ist ein Joch."
Geier schwieg hierauf, und sie erreichten den Quai, ohne weiter ein Wort zu wechseln. Erst als Terka im Vegriffe war, auf das Schiff hinüber zu gehen, und Geier respectvoll von ihr Abschied nahm, fragte sie ihn, ob er bald wieder nach Hause zu seinem Vater kommen werde.
„Das ist nicht recht, Terka," sagte er jetzt. „Erst verspotten Sie mich, und dann forden: Sie mich förmlich auf, zu kommen."
„Ich weiß nicht," sagte Terka, „vielleicht bin ich herzlos. Aber es macht mir Vergnügen, wenn ein Mann für mich schwärmt und ich ruhig dabei bleibe, genau so, wie wenn ich einen Schmetterling, den mein Vater gefangen hat, an die Nadel stecke und ihn an derfelben zappeln sehe. Vielleicht ist es nur, weil ich häßlich bin und es lächerlich finde, wenn man mir den Hof macht."
„Darauf werde ich Ihnen ein anderes Mal antworten," sprach Konrad und nahm den Hut ab. Terka nickte ihm freundlich zu, ging hinüber auf das Schiff, und als dasselbe sich in Bewegung setzte, winkte sie ihm noch spöttisch nlit dem Taschentuch zu.
Es war indeß Abend geworden, Terka saß ans dem Verdeck und sah mit ruhiger Freude die prächtigen Paläste, die Kirchen und Thürme der alten Stadt, das goldene Prag zu beiden Seiten der Moldau an sich vorüber ziehen, dann den stolzen Wischehrad, die Schlote von Smichow, und endlich die bewaldeten Hügel, die sich gegen Königsal hinziehen und über denen die silberne Mondsichel im blauen Aether schwebte.
Nachdem sie gelandet war, ging sie langsam durch die Felder dem Dorf« zu, in dem sie wohnte. In einem kleinen Hain unweit desselben setzte sie sich nieder. Sie wollte noch einmal ruhig den Frieden des Abends und der Natur genießen, der um sie war. Um sie lagen jetzt weithin ausgestreckt.

die Stoppelfelder, weiter hinaus der Wald, die freundlichen Hügelketten, in der Ferne der rauschende Fluß, die Thürme der Stadt.
Plötzlich lief ein Thier vorbei, das sie erst für einen Hund hielt und dann, als es am Ausgange des kleinen Hains stehen blieb und in die Gegend hinauslugte, als einen Fuchs erkannte. Gespannt folgte sie dem Thiers mit den Blicken. Sie dachte, daß es wohl auf eine Beute lauerte, und sich im nächsten Augenblick derselben bemächtigen werde. Da siel ein Schuß, und der Fuchs verschwand im hohen Grase. Terka sprang auf und lief der Stelle zu, wo er liegen mußte. Wirklich fand sie ihn, hob ihn bei den Hinterbeinen auf, und zu gleicher Zeit sah sie Meinhof herankommen, die Flinte im Arm. Sie ging ihm entgegen, und als er nahe genug mar und den Hut abnahm, um sie zu grüßen, reichte sie ihm lächelnd den erlegten Fuchs.
„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sprach Meinhof, „womit muß ich diesmal mich Ihnen erkenntlich zeigen? Soll ich mich wieder wie damals, als Sie mich bei der Ernte banden, loskaufen?"
„Nein, diesmal nicht," erwiderte Terka trotzig.
„Warum nicht?"
„Damals," erwiderte Terka, „war es eine Strafe für Sie, den Verächter der Frauen, heute wäre es etwas ganz Anderes."
„Wie?"
„Vielleicht ein Lohn."
Meinhof sah sie erstaunt an, und dann faßte er rasch ihre Hand.
„Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt/ fuhr er fort, „und lachen Sie über mich, wenn es Ihnen beliebt. Ich bitte Sie aber, geben Sie mir auch diesmal einen Kuß."
Terka begann laut zu lachen. „Sie sind nicht gescheidt, Herr von Meinhof, man küßt sich doch nicht alle Tage? Was ich damals im Nebermuthe gethan habe, kann doch nicht zur Regel werden."
„Nur einmal noch," bat Meinhof. „Sie haben mich damals behext, und nun ist es nicht meine Schuld, wenn ich kühner werde, als es sonst meine Art ist. Ich bitte Sie, Terka, nochmals, küssen Sie mich!"
„Ich glaube, Sie sind verrückt!" rief Terka, und als er sie umschlang, wehrte sie sich heftig. Ihr Gesicht bekam mährend dieses kurzen Kampfes einen eigentümlich energischen, harten Ausdruck. Sie biß die Zähne zusammen, und ein wildes Lächeln überflog ihr leicht gebräuntes Gesicht. Endlich gelang es ihr, sich loszumachen, und sie floh in leichten Sätzen einem Reh gleich durch den Hain und die Felder dem Dorfe zu.
Meinhof blickte ihr eine Zeit lang nach, dann hob er seufzend den Fuchs auf, band ihn an den Riemen seiner Jagdtasche, so daß er ilnn über den Rücken Herabsiel, hängte die Büchse um, und ging langsam, denM'f gesenkt, seinem Schlosse zu.

k. r>, ?acher<lNasoch i» kindizeii»,
Wieder kam eines Morgens der alte Xaver zu Terka, gerade als sie im Garten damit beschäftigt ivar, Gemüse für den Mittagstisch zu holen. Sie stand da, kurz geschürzt, mit bloßen Armen, ein weißes Tuch um den Kopf, das Messer in der Hand, und begrüßte ihn mit einein schalkhaften Lächeln.
„Nun, Herr Xaver, was bringen Sie Gutes?" fragte sie.
„Schlimmes, mein liebes Fräulein, ich bin recht besorgt um meinen Herrn."
„lind weshalb, wenn ich fragen darf? Sollte er wirklich so thöricht sein, sich in ein häßliches Mädchen zu vernarren? Dann geschieht es ihm ganz recht, wenn er einmal an die Unrechte kommt. Er soll erfahren, daß es auch Mädchen giebt, die nicht schwach sind und nicht falsch, sondern stark und ehrlich bis zur Härte. Mich wird er so leicht nicht rühren."
„Erlauben Sie, daß ich mich setze," sagte der alte Diener und ließ sich auf der kleinen Bank nieder, welche in der Nähe des Gemüsebeetes vor dem Rebenspalier stand. „Es ist mir förmlich in die Glieder geschlagen, man wird den Kummer nicht mehr los. Da habe ich mir eingebildet, wenn wir hier sind, von der lieben Menschenwelt ganz abgeschlossen, wird Alles gut gehen, und nun fängt die Komödie von vorne an. Warum mußten Sie auch niit Ihren dunklen Augen meinem Herrn in den Weg kommen? Es ist, als wäre er krank, sag' ich Ihnen."
Terka zuckte die Achseln und begann laut zu lachen.
„Lachen Sie nicht, 'die Sache ist nur zu ernst," fuhr Xaver fort.
„Nachts, wo er sonst ruhig in feinem Arbeitscabinet saß und las oder sich mit seinen Schmetterlingen nnd Däfern beschäftigte, geht er hinaus in den Wald, wie ein junger Mensch, der Gedichte macht nnd sie dann in Goldschnitt binden läßt. Dort bei dem kleinen Teich, Sie kennen ihn wohl, sitzt er dann stundenlang im Mondlicht und träumt, von wem, brauche ich Ihnen natürlich nicht zu sagen."
„Von mir natürlich," warf Terka spöttisch ein, „das ist doch gar nicht traurig, das ist lustig! Ein Mann wie Ihr Baron, der immer nur die schönsten Frauen geliebt hat, Damen aus den höchsten Ständen, und nun — die Tochter eines Schulmeisters, häßlich wie die Nacht! — Das ist doch einfach zum Todtlachen."
„Nein, nein," entgegnete Xaver, „ich fürchte geradezu für sein Leben."
„Pah!" rief Terka, „es ist noch Niemand daran gestorben, daß ihn ein junges Mädchen geküßt hat."
„Doch zu Zeiten," sprach der Alte, „zum Beispiel ein gewisser Herr von Werther, wie ich einmal in einem Buche gelesen habe, das der Herr im Garten liegen ließ, der hat sich sogar vollständig todtgeschossen. Was mir so bange macht, ist, daß mein Herr gestern Abend zu mir gesagt hat, — als er aus dem Walde zurückkehrte, — Xaver, hat er gesagt, wenn ich so mi dem Wasser sitze und blicke hinein, da ist es mir, als langten ein paar

weiche Arme heraus, die mich hineinziehen, — hören Sie, Fräulein Terka, es zieht ihn hinein in das Wasser — und dann fügte er hinzu, wenn ich einmal nicht zurückkomme, weißt Du, wo Du mich zu suchen Haft."
Der Alte hielt die Hand vor die Augen und wischte sich die Thmnen ab.
„Wer wird denn gleich die Dinge so ernst nehmen," tröstete ihn Terka, indem sie die braune Hand auf seine Schulter legte. „Beruhigen Sie sich, mein lieber Xaver, es wird noch Alles gut werden."
„Wenn Sie es sagen, dann freilich," versetzte der Alte, indem er Terka erstaunt ansah.
„Soll ich Ihren Herrn kuriren?" fuhr Terka fort. „Ich glaube, ich wäre der richtige Arzt für ihn."
„Das glailbe ich auch," sagte Xaver, „wenn Sie nur wollten, Fräulein Terka, aber das ist es ja eben —"
„Nun, wir werden ja sehen," sprach sie, indem sie den Korb mit dem Gemüse aufnahm. „Also bei dem Teich im Walde drüben ist er jeden Abend?"
„Ja, sobald der Mond aufgegangen ist."
Terka nickte mit dem Kopfe und reichte dann Xaver die Hand.
„Gott befohlen!" sprach sie, „ich habe jetzt zu thun, wenn Sie aber ein anderes Mal kommen wollen, gegen Abend, wollen wir über die Sache sprechen."
„Ich danke Ihnen, Fräuleiu Terka," antwortete Xaver, „Sie haben mir das Leben zurückgegeben, ich kann jetzt wenigstens leichten Herzens nach Hause zurückkehren."
Als der Mond aufgegangen war, ging Meinhof durch den Wald, dem kleinen Teiche zu, an den: er fast jeden Abend weilte. Noch war es dunkel, nur hie und da rieselte das Mondsilber an den Zweigen, an den rothen Stämmen herab. Bald theilten sich jedoch die grünen Wände, und jetzt lag der kleine Teich da, von grünem Schilf bewachsen, aus dem hohe Wasser-lilien hervorragten und Seerosen.
Der Mond ergoß hier sein Licht aus voller Höhe über Bäume und Wasser und hüllte Alles in einen milden bläulichen Duft. Am Ufer des Teiches lag eine kleine Höhe, vielleicht ein vergessenes Grab, aus einer der vielen Schlachten, die hier in der Nähe der Hauptstadt Böhmens gekämpft worden waren. Hier warf sich Meinhof in das Gras und die Büchse neben sich. So lag er lange in traurigem Hinbrüten. Seine Gedanken schweiften bald zurück in vergangene Zeiten, in weite Ferne, oder sie schwebten um das kleine mit Reben umrankte Haus im nahen Dorfe, in dein sie wohnte, welche seine Seele gefangen genommen hatte wie durch einen Zauberspruch.
Plötzlich ließ sich ein Helles, muthwilliges Lachen vernehmen. Meinhof richtete sich auf und erblickte Terka, welche auf einem Kahn durch den grünen Garten, der auf dem Spiegel des Teiches erbaut war, dahin-

schwamm. Sie hatte ihr Kleid von oben bis unten mit grünem Schilf und Seerosen aufgeputzt und Seerosen in ihr Haar geflochten. In der rechten Hand hielt sie eine große Lilie, welche im Mondesglanz einem Scepter gleich schimmerte. Meinhof konnte nur über das Schilf hinweg ihren Kopf und ihre Büste sehen, und wie sie ihm jetzt zulachte und mit der Lilie winkte, schien sie ihm eine Nixe, dem Wasser entstiegen, um ihn hinabzulocken in das feuchte Element, in ihren durchsichtigen Palast.

„Terka!" rief er hinüber.

Sie antwortete ihm mit einem hellen Lachen. Dann sah er sie mitten durch den stillen Nebel auf die kleine Insel zusteuern, welche nahe dem anderen Ufer des Teiches lag, und hier landen. Drüben für ihn unerreichbar, saß sie jetzt auf einer kleinen Anhöhe mitten unter Gräsern und Blumen und sang ein schwermüthiges böhmisches Lied, dessen Melodie wie Geistergruß zu ihm herüberschmebte.

Meinhof ging hinab an das Ufer so nahe zum Wasser, daß es fast seinen Fuß bespülte, und rief nochmals: „Terka!" und als sie ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: „Terka, ich bitte Sie, kommen Sie herüber, ich muß Sie spreche», ich habe Ihnen so viel zu sagen, was mir auf dem Herzen brennt. Die Stunde ist günstig, ein anderes Mal finde ich vielleicht nicht den Muth, oder nicht die richtigen Worte."

„Ich bin nicht Terka," klang es herüber, „ich bin eine Nire. Wenn ich komme, dann lock' ich Sie hinab in das Wasser und erwürge Sie mit meinem schwarzen Haar. Danken Sie Gott, ivenn Sie Ihre Seele vor mir retten können, fordern Sie mich nicht heraus."

„Kommen Sie, ich beschwöre Sie," flehte Meinhof. „Sie wollen sich an mir rächen? Gut, kommen Sie, ich will Ihnen Gelegenheit dazugeben."

„Wenn ich Sie haben will, werde ich Sie zu finden wissen, verlassen Sie sich darauf, heute bin ich nicht in der Laune, Ihnen Gehör zu schenken, nicht einmal in der Laune, Sie zu strafen."

„Und doch quälen Sie mich, Terka! Weshalb? Was habe ich Ihnen gethan?"

„Alles — und Nichts."

„Sie haben ein Herz von Stein."

Wieder tönte Terkas Helles Lachen herüber.

„Ich bitte Sie, kommen Sie doch, lassen Sie mich nicht vergebens flehen!"

„Sie sind komisch, Herr von Meinhof," tönte es zurück.

Meinhof warf sich an dem Ufer auf die zlnie nieder und rief nochmals ihren Namen. Sie aber antwortete nur mit einem lauten, diabolischen Lachen, und dann mit der rechten Hand winkend, verschwand sie in dem Dickicht der Insel. Meinhof hob rasch seine Flinte auf, warf sie über die Schulter und ging eilig dem anderen Ufer zu, dort war sie offenbar gelandet, dort mußte er sie finden. Doch er täuschte sich: als er auf der entgegen-

Terka,
gesetzten Seite der kleinen Insel stand, war keine Spur von Terka zu entdecken. Der Kahn lag da, an einen kleinen Birkenbaum angehängt, und schaukelte leise auf dem Wasser, das wehinüthig um denselben plätscherte und gurgelte.
Auch im Walde ringsum war nirgends eine Spur von Terka zu entdecken. Er rief miederholt ihren Namen, dann ging er dem Waldrande zu, überzeugt, daß er sie auf den Feldern entdecken müsse, dem Dorfe zuschreitend. Doch seine Hoffnungen täuschten ihn auch diesmal. Die weite Ebene lag ruhig im Mondlicht da, und weithin war kein menschliches Wesen zn sehen. Nichts regte sich, kein Ton schwebte herüber. Alles war still und todt. Meinhof schritt nun auf dein Pfad zwischen den Stoppelfeldern dahin, dem Dorfe zu, und dann in die Straße hinein, bis zu dem Hause des Lehrers. Auch hier war Alles still.
Die Fenster oben, im ersten Stock, wo Terkas Stube lag, waren dunkel, nur unten war Licht. Sachte trat Meinhof heran und blickte durch die Rebenzweige und das Weinlaub hinein in die Stube, Der alte Lehrer saß vor seinem Tisch. Er hatte ein großes Buch aufgeschlagen mit farbigen Kupfern und studirte dieselben eifrig, von Zeit zu Zeit in die Dose greifend, die neben ihm stand. Die beiden Kinder kauerten zusammen auf dem alten Sopha vor dem Tisch und waren gleichfalls mit einem alten zerrissenen Bilderbuch beschäftigt. Terka war nirgends zu entdecken. Hier ebenso wenig als in der Küche, als im Hofe oder im Garten.
Was war aus ihr geworden? Sie trieb sich vielleicht noch im Walde umher, oder sie mar oben in ihrer Stube, ohne Licht, um den Eindruck hervorzurufen, als sei sie nicht daheim.
Schließlich gab Meinhof jede Hoffnung auf, sie zu finden, und ging verstimmt durch die Felder zurück.
Terka mar draußen auf dein Felde, als die kleine Johanna gerannt kam und ihr von Weitem schon zurief:
„Herr von Meinhof ist da!"
„Bei uns?" fragte Terka verwundert.
„Ja, er ist beim Vater in der großen Stube. Sie sehen zusammen die Käfer und Schmetterlinge an."
„Gut," sagte Terka, „gehe nach Hause, ich werde kommen, wenn ich fertig bin."
Sie beeilte sich ganz und gar nicht. Erst, als sie ihre Arbeit ans dem mit allerhand Wintergeinüsen bepflanzten Acker beendet hatte, ging sie langsam dem Hause ihres Vaters zu.
In der großen Stube saß wirklich Herr von Meinhof mit dein Lehrer Ämos Benedikt vor dem großen Tische, der jetzt mit verschiedenen Käfer- und Schmetterlingskästen bedeckt war. Der Lehrer, ein mittelgroßer, bagerer.

k, v. Sacher-Masoch in kindheim.
etwas gebückter Mann, dessen schwarzes Haar schon stark ergraut war, glatt rasirt, mit schwarzen Augen, einer stumpfen Nase, mit einer Brille bewaffnet, war einerseits aufgeregt über den hohen Besuch, andererseits im Eifer des Sammlers, welcher einem gleichgesinnten Genossen seine Schätze zeigt. Er erklärte lebhaft und focht ab und zu mit den Händen wie ein Redner in einer Volksversammlung.
Draußen lag die goldige Stimmung eines schönen Herbstabends über dem Garten und der Landschaft, die sich hinter demselben ausbreitete. Die Trauben an dem Spalier hatten sich bereits dunkel gefärbt, die Blätter waren vergilbt und bedeckten massenhaft die Erde. Im nahen Felde blickten große Sonnenblumen über den grünen Zaun und riesige Maiskolben. Neber dem fernen Wald lag ein leichter Schleier, der rothliche Schimmer des Weinmonats.
Meinhof fand besonderes Gefallen an der Art und Weise, wie Benedikt die Pflanzen aufbewahrte. Er hatte sie erst gepreßt und dann nicht gleich den anderen Sammlern in Bogen gelegt und zwischen Deckeln aufbewahrt, sondern auf einzelne Blätter geklebt, Namen und Fundort darunter geschrieben und sie dann in großen Kästen aus Pappe aufgeklebt, wodurch sich ihre Farben überraschend erhalten hatten. Noch inehr entzückt war der Schloß-Herr von Kostitz, als ihm der Lehrer die Petrefakten zeigte, welche er in dein nahen Steinbruch entdeckt und gesammelt hatte. Meinhof hatte sich vorläufig damit garnicht beschäftigt, aber jetzt, wo er die Entdeckung machte, daß die Umgegend eine so reiche fossile Fauna bot, erkundigte er sich näher nach allen Umständen und beschloß auch seinerseits mit dein Sammeln versteinerter Pflanzen und Thier« zu beginnen. Der Lehrer, der zahlreiche Exemplare derselben Spezien besaß, beeilte sich, Herrn von Meinhof Duplikate anzubieten und mies jede Entschädigung für dieselben zurück.
Während die beiden Naturforscher noch im lebhaften Gespräch waren, trat Terka ein. Sie hatte sich nicht umgekleidet, fondern war so geblieben, wie sie auf dem Felde gearbeitet hatte, in einem kurzen blauen Bauernrock, einem schwarzen Tnchmieder, die Aermel des groben Heindes aufgeschürzt, ein buntes carrirtes Tuch um das schwarze Haar geknüpft. Meinhof erhob sich, um sie zu begrüßen, und reichte ihr die Hand. Sie warf einen Blick auf die offenen Kästen und machte Miene sich zurückzuziehen.
„Wenn die Herren erst ihre Käfer und Schmetterlinge vor sich haben," sagte sie, „dann eristirt die ganze Welt nicht mehr für sie und somit bin ich hier überflüssig."
„Nein, nein," rief Meinhof, „im Gegentheil, ich habe Ihrem Herrn Vater einen Vorschlag zu inachen und würde sehr wünschen, daß auch Sie Ihre Meinung über denselben abgeben."
Terka stellte sich hierauf hinter den Stuhl, auf dem ihr Vater saß, und blickte, die Arnie auf die Lehne gestützt, über Benedikts Schulter hinweg auf Meinhof, der sich wieder vor dem Tisch niedergelassen hatte.

„Ihr Vater war so freundlich nur zu versprechen, daß er mich nach dein Steinbruch führen will, in dem er diesen Trilobiten entdeckt hat. Ich »lochte nun vorschlagen, daß wir in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, sobald es Ihnen Allen genehm ist, zusammen einen weiteren Ausflug unternehmen, um zu sammeln und zu gleicher Zeit die Schönheiten der Natur zu genießen, jetzt, wo sie in der ersten Herbstzeit ihre vollen üppigen Reize zeigt."
„Ich bin sehr gern dabei," sagte der Lehrer, „es kann nur nur eine Ehre sein, mit einem Herrn, der in allen Dingen so unterrichtet ist, wie Sie, Herr Baron, gemeinsam einen wissenschaftlichen Ausflug zu unternehmen. Ich habe da gewiß Gelegenheit, Manches zu hören und zu lernen, was mir von Nutzen sein wirb."
„Was denken Sie darüber, Fräulein Terka?" fragte Meinhof.
„Soll ich mit?" erwiderte sie trotzig mit einem spöttischen Blick. „Ich liebe auch die Natur, aber ebe» deshalb hüte ich mich wohl, sie zn zergliedern. Eigentlich sind die Naturforscher Bandalen, welche die Schönheiten derselben verwüsten und zerstören."
„Ich glaube, Sie haben diesmal Unrecht, mein Fräulein," sagte Meinhof, „die Natur lieben, heißt ihr nachforschen, in ihre Tiefen hinabsteigen, und wie vermöchte man ihre Geheimnisse zn belauschen, wenn man nicht ihre Geschöpfe mit nach Hause trägt und dort untersucht und studirt."
„Mag sein," sagte Terka, „aber was soll ich bei diesem Ausflug?"
„Uns Freude machen," gab Meinhof zur Autwort. „Denn ich bin gewiß, daß Ihr Herr Vater ungleich mehr Vergnügen haben wird, wenn Sie mit uns gehen, als wenn er sich mit meiner Gesellschaft bescheiden muß, und auch ich würde Sie gern teilnehmen sehen."
„Wenn Sie es durchaus wünschen," sagte Terka achselzuckend, „so will ich meinetwegen daran theilnehmen. Sollen die Kleinen auch mit?"
„Natürlich," sagte Meinhof, „wir Alle. Wenn Sie es gestatten, werde ich Sie morgen in aller Frühe abholen und zugleich bitte ich um die Erlaubnis für alles Uebrige sorgen zu dürfen."
„Das geht doch nicht," antwortete Terka, „es ist unsere Sache, den Proviant, den wir nöthig haben, mitzunehmen."
„Nein, mein Fräuleiu, dagegen muß ich mich verwahren," sagte Mein-Hof. „Um so mehr, als ich die Absicht habe, jetzt öfter bei Ihnen einzusprechen. Sie haben ja dann Gelegenheit, mich zu bewirthen, wenn ich bei Ihnen bin."
„Also wir nehmen an, Herr Baron," sagte der Lehrer, welcher darauf brannte, mit einen, Gelehrten seines Faches in nähere Beziehungen zu treten und neugierig war, die Sammlungen Meinhofs kennen zu lernen.
„Abgemacht," sagte Meinhof und reichte dem Lehrer die Hand, in ivelche dieser freudig einschlug.
Am nächsten Morgen kam Meinhof, begleitet von Xaver, um den Lehrer

und die Seinen zu dem Ausflug abzuholen. Terka kleidete eben die beiden Kinder an, welche mit vor Freude erhitzten Gesichtern am Fenster erschienen, um Meinhof zu begrüßen. Der Lehrer eilte aus dem Hause, um den Baron willkommen zu heißen, welcher sich auf der Holzbant vor der Thür niedergelassen hatte und Xaver noch einige Befehle ertheilte. Bald erschien auch Terka im Sonntagsstaat einer böhmischen Bäuerin und ihr folgten die Kinder auf dem Fuße. Man setzte sich in Bewegung, voran der Lehrer mit Meinhof, dann Terka mit den Kindern, während Xaver, der mit verschiedenen Netzen und Büchsen beladen war, den Zug schloß. Man ging durch die Felder dem Walde zu.

Der Lehrer deutete auf die Nebel, welche aller Orten gleich Opferrcmck zum Himmel stiegen. „Das verheißt uns anhaltend gutes Wetter und einen schonen Tag," sagte er.

Meinhof nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Unterwegs blieben die Herren von Zeit zu Zeit stehen, um eine Blume zu pflücken, welche in einer Votanisirbüchse untergebracht wurde, oder einen Käfer zu fangen, der über den Weg lief, während die beiden Kinder, denen Xaver zwei Schmetterlingsnetze eingehändigt hatte, rechts und links ausschwärmten und auf jeden noch so werthlosen Kohlweißling Jagd machten.

Im Walde, den sie jetzt betraten, war es still und feierlich. Um diese Zeit hat das Summen der Insekten aufgehört, die Singvögel sind fortgezogen und die Meisen, die später den Forst mit ihren, bunten Gesieder und ihreni lustigen Pfeifen beleben, sind noch nicht da. Die Luft war warm, erfüllt von Duft, kein Wind regte sich, kein Blatt, kein Halm. Der Lehrer begann an einzelnen Bäumen, deren Rinde Spuren von Verwüstung an sich hatte, die geborstenen Thelle abzuritzen und auf Käfer Jagd zu machen.

Meinhof wendete sich zu Terka, welche sich im Grase niedergelassen hatte und aus Blumen, die sie unterwegs gepflückt, einen Kranz wand.

„Wer ist der Glückliche," fragte Meinhof, „dem dieser Schmuck zu Theil wird?"

„Sie bekommen den Kranz nicht," erwiderte Terka kalt. „Sie haben ihn nicht verdient. Ueberhaupt, vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Feindin bin; der Augenblick wird kommen, wo ich Sie strafen werde, und empfindlicher als Sie denken."

„Sie haben mich bereits gestraft, Terka," sagte Meinhof leise.

„Oh! wie schön wäre es, wenn Sie wahr sprächen," erwiderte sie mit seltsam leuchtenden Augen.

Die Kinder hatten soeben einen prächtigen Falter erhascht, den sie in dem grünen Netze triumphirend brachten. Terka stand auf, griff vorsichtig hinein, zog das mit den Flügeln flatternde Thier geschickt heraus, nahm eine Nadel aus dem Kissen, das Wenzel unigehängt hatte, spießte den Schmetterling auf und steckte ihn an den Hut des Knaben.

Während dies geschah, war es Meinhof gar seltsam zu Muthe. Es schien ihm, als sei er selbst der Schmetterling in Terkas Hand, und er fühlte die Nadel, mit der sie dem Unglücklichen Freiheit und Leben nahm.
Nach einem längeren Marsche erreichte die ganze Gesellschaft glücklich den Steinbruch, in dein zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren. Einige von ihnen, die schon manches hübsche Stück Geld bei dem Lehrer verdient hatten, erkannte,» diesen von Weitem schon und grüßten ihn. Einer von ihnen legte den schweren Hammer hin und ging zu einem Stoß aufgeschichteter Steine, aus deni er ein blaues Taschentuch hervorzog, in das er eine Anzahl Trilobiten und andere Versteinerungen gewickelt hatte. Sofort traten Meinhof und der Lehrer hinzu und wählten unter den Schätzen, was ihnen paßte. Nun kamen auch andere von den Arbeitern herbei, und der Lehrer theilte ihnen mit, daß Herr von Meinhof sich gleichfalls für die versteinerten Thiere und Pflanzen interessire, und forderte sie auf, auch ihm bei Gelegenheit von den gefundenen Petrefakten zu bringen.
Die Sonne warf ihre Strahlen mit aller Kraft, die ihr noch zu Gebote stand, an die hohe Felswand, auf der hundert Hände beschäftigt waren. Steine zu brechen, so daß die Wand wie glühend mitten zwischen grünen Laubbäumen und schwarzem Nadelholz stand. Ueberall hingen Menschen an derselben und von allen Seiten erklangen die schweren Hammerschläge. Unten zwischen niederen Büschen rieselte ein Quell. Hier hatte sich Terta gelagert. Der Kranz, den sie gewunden, schmückte jetzt ihren pikanten, von den schwarzen Flechten reich gekrönten Kopf, während sie eine Guirlande von Vlumen von der Schulter herab um ihre Taille geschlungen hatte.
Wieder näherte sich ihr Meinhof und fragte sie, ob er an ihrer Seite Platz nehmen dürfe.
„Warum nicht?" sagte Terka. „Ich glaube fast, Sie bilden sich ein, daß ich Sie fliehe, Herr von Meinhof? Das ist garnicht der Fall. Ich wünsche sogar, Sie in meiner Nähe zu sehen, damit ich Sie um so leichter beHeren kann."
„Sie wissen also, daß die Natur Ihnen Macht über mich gegeben hat?" sagte Meinhof.
„Ja, das weiß ich," erwiderte Terka. „Ich finde es zwar lächerlich, daß ein Mädchen wie ich im Stande ist, auch nur Ihre Aufmerksamkeit zu erregen, da es aber der Fall ist, und da Sie heute bereits in meinem Banne stehen, so freue ich mich dessen, ja, ich brenne vor Ungeduld, den Tag zu sehen, der meinen Triumph vollständig machen wird."
„Er ist näher, als Sie vielleicht denken, Terka."
„Um so besser für mich und um so schlimmer für Sie."
„Wir wollen nun aufbrechen," fügte der Lehrer, „ich weiß einen schonen Platz hier in der Nähe, höchstens zehn Minuten entfernt, eine reizende Wcüd-wiese, dort wollen wir unser Frühstück einnehmen, wenn es Ihnen genehm ist, Herr Varon."

„Gewiß," sagte Meinhof, „ich habe meine Leute hierher bestellt und begreife nicht, daß sie noch nicht da sind."
Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da kamen zwei seiner Diener mit einein kleinen Esel, der mit allerhand Körben beladen war.
Nun wurde der Marsch bis zur kleinen Waldwiese fortgesetzt, welche wirklich der Empfehlung des Lehrers alle Ehre machte. Von hohen Bäumen umgeben, lag sie wie ein großer, leuchtender Smaragd da, im Schmuck ihres üppigen, grünen Grases. Man lagerte sich ringsum im Schatten der Bäume, die Vorräthe wurden ausgepackt, und Terka machte, von Meinhof dazu aus gefordert, die Wirthin.
Als sie ihm ein Glas Wein brachte, nahm er es nicht ohne Weiteres aus ihrer Hand, sondern forderte sie ans, ihm dasfelbe zu kredenzen.
„Geben Sie Acht," sagte Terka, „meine Lippen werden Ihnen den Wein vergiften."
„Sie haben mich hereits vergiftet," erwiderte Meinhof.
Terka nippte aus dem Glase und reichte es Meinhof, der seine Lippen an dieselbe Stelle setzte, welche sie berührt hatte.
Nachdem das Dejeuner beendet war, brach man wieder auf und zog durch den Wald in einem weiten Bogen, immerfort Vlumeu und Kräuter sammelnd. Auf einem hohen Hügel lag der Trümmerhaufen einer alten Ritterburg. Diesen Platz hatte sich Meinhof ausersehen, um Mittagsnche zu halten. Mitten in dem kühlen Gemäuer eines verfallenen Thurmes niurde durch die Diener rasch eine Tafel improuisirt, und bald saßen Alle um dieselbe und ließen es sich wohl schmecken. Dann suchte sich ein Jeder ein Plätzchen aus, um Siesta zu halten, denn es war wann geworden, und die Kinder vor Allem beklagten sich über große Müdigkeit. Bald schlummerte Alles ringsum, nur Terka und Meinhof waren wach geblieben.
Sie saß hoch oben auf einem Trümmerhaufen, von dem ans sie über die Wipfel der Bäume hinweg das breite Silberband der Moldau fah und die Thürme des Wischehrad. Meinhof lag zu ihren Füßen in dem weichen duftenden Grase und Beide schwiegen geraume Zeit. Dann wendete sich Terka plötzlich zu Meinhof uud indem sie ihm mit einem Zweige, den sie abgerissen hatte und mit dem sie sich ^uft zufächelte, neckend die Stirn berührte, forderte sie ihn auf, ihr vou seiuen Reisen, von seinen Erlebnissen im Orient zu erzählen. Meinhof war sofort bereit, ihrem Wunsch zn entsprechen, und sie lauschte immer aufmerlsamcr, immer gespannter seinen Worten. Er verstand es, gut und lebendig zu erzähle»; die Landschaften, die Menschen, die Städte, von denen er sprach, die fremden Sitten wurden in seiner Rede gleichsam lebendig und bekamen Gestalt und Farbe.
Endlich mahnte der Lehrer zum Aufbruch, und man setzte sich wieder in Bewegung. Meinhof reichte Terka die Hand, um sie von der Höhe herab' zuführen. Sie nahm es fchweigend an, nnd während sie hinabstiegen, sagt,' sie plötzlich:

„Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung. Wie gern hätte ich diese Reise mit Ihnen gemacht."
„Wirklich?" fragte Meinhof.
«Ja — warum nicht? Oder trauen Sie mir nicht so viel Muth und Energie zu?"
„Oh gewiß," sagte Meinhof, „es giebt Nichts in der Welt, was ich Ihnen nicht zutrauen würde."
„Nichts Gutes und nichts Böses, nicht wahr?" warf Terka lachend ein.
Die Sonne war eben untergegangen, als Alle zusammen, etwas müde und erhitzt, aber in der besten Stimmung von ihrer Ercursion zurückkehrten. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie Ottilie, welche sie erwartete und in ihrem hellen Sommerkleide auf der Bank vor dem Hause sitzend sich damit die Zeit vertrieb, die Hühner und Tauben mit Semmelbrocken zu füttern. Sie eilte ihnen entgegen, und nach dem Terkasie und Meinhof einander vorgestellt hatte, gingen Alle zusammen in das Haus hinein. Terka bereitete rasch einen guten kräftigen Kaffee, während die kleine Johanna den Tisch deckte, und dann saßen Alle in der großen Stube und sprachen eifrig dem duftigen Getränte und dein trefflichen Kuchen Terkas zu.
Meinhof saß einige Zeit schweigend da. Sein Blick ruhte bald auf Ottilie, bald auf Terka; der Gegensatz dieser Beiden drängte ihm immer wieder Vergleiche auf, aber sie fielen jedes Mal zu Gunsten Terkas aus. Ein schönes Mädchen, dachte er, diese Schauspielerin, uud ihre Koketterie giebt ihr noch einen aparten Reiz. In früheren Tagen hätte ich mich leicht für sie erwärmt, heut denke ich nicht daran. Was würde das geben, einen neuen, rosigen Traum und ein häßliches Erwachen, während Terka wahr, herb und treu ist, wie die Natur selbst.
Da er nicht mit ihr sprach, richtete Ottilie an ihn das Wort und verstand es, ihn in kurzer Zeit in ein lebhaftes Gespräch zu verstricken. Als sie endlich Abschied nahm, um nach Prag zurückzukehren, und Meinhof sie in den Wagen hob, neigte sie sich noch einmal lächelnd zu ihm.
„Geben Sie Acht," flüsterte sie ihm zu, „Herr Baron, ich habe mir in den Kopf gesetzt, Sie Ihren Grundsätzen untreu zu machen, wehren Sie sich also so gut Sie können. Hüten Sie sich, sich in mich zu verlieben, denn ich würde dann unbarmherzig mit Ihnen verfahren."
Als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte, rief Terka den Kutscher, und kam rasch heran, um noch einige Worte mit Ottilie zu wechseln.
„Sag' mir," begann sie, „kannst Du mir eines von Deinen Costümen für einige Zeit leihen?"
„Gewiß," erwiderte Ottilie, „Alles, was Du willst. Welches wünschest Du denn?"
„Ich komme morgen Vormittag zu Dir," erwiderte Terka, „wir werden dann eines wählen."

„Ich enuarte Dich also," sagte Ottilie. Sie gaben sich noch eine» Kuß und dann rollte der Wagen davon.
Während Meinhof noch in der Stube des Lehrers saß und mit diesen, die gesammelten Insekten, Pflanzen und Petrefakten besichtigte, bestimmte und ordnete, war der alte Xaver mit dem Diener in das Schloß zurückgekehrt und saß jetzt etwas müde am Fuße der Terrasse und rauchte sein kleines Pfeifchen. Da klingelte es an dem Gitterthore, und als der Alte den Kopf wendete, sah er zu seiner Ueberraschung eine Dame, die ihm bekannt schien, deren Name ihm aber nicht gleich in den Sinn kommen wollte Er erhob sich, ging ihr entgegen, öffnete das Thor und sie trat herein und nickte ihm mit einem verlegenen Lächeln zu.
„Kennst Du mich nicht?" fragte sie.
Xaver sah sie aufmerksam an und schüttelte den Kopf. Es war eine mittelgroße, üppige Frau mit einen, schönen, aber etwas verblühten Gesichte, großen, dunklen, schmachtenden Augen und reiche»,, dunklen Haar. Sie trüge in Helles Kleid, über demselben eine Jacke aus weißen Spitzen und einen Strohhut.
„Du kennst mich wirklich nicht?" fragte sie noch einmal.
Jetzt trat Xaver zwei Schritte zurück und murmelte: „Die Frau Graft» von Ostrowitz!"
„Ja, ich bin es," gab sie zur Antwort, „ich merke, daß ich mich doch sehr verändert habe, seitdem wir uns nicht gesehen haben, mein guter Xaver, Du bist ein aufrichtiger Spiegel, Du schmeichelst nicht. Ist Dein Herr zu Hause?"
„Nein, er ist schon am Morgen fortgegangen," erwiderte Xaver, „und ist jetzt drüben in, Dorfe bei de», Lehrer, der gleich ihn, allerhand Gethier sammelt."
„Ich bin seit einigen Tagen hier," fuhr die Gräfin fort, „bei meiner Tante, der Baronin Klingensteiu, die hier in der Nähe ein Gut hat. Erst heut habe ich durch einen Zufall erfahren, daß Meinhof hier ist. Wann kann ich ihn sprechen?"
„Es ist die Frage, Frau Gräfin," erwiderte Xaver, „ob mein Herr überhaupt auf eine Unterredung mit Ihnen eingehen wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was geschehen ist, aber das weiß ich, daß er Nichts vergessen hat und Nichts verziehen."
Die Gräfin senkte das Haupt und zog niit ihren, Sonnenschirm Kreise in den Sand.
„Gut," sagte sie »ach einer Weile, „Du wirst ihn, also sagen, daß ich hier bin, und ihn fragen, ob er mich empfangen will. Ich werde in der Nähe warten, dort am Waldrand auf der Bank bei de», Christusbilde."
Wie Sie wünschen, Frau Graft»," sagte Xaver, „ich werde es ihm sagen und werde Ihnen seine Antwort bringe»."
Es war indeß Abmd geworde». Die Fledermäuse schwirrten umher. Wäb>e»d der letzte Sonnenhauch auf dem Thurm der Königsstadt verglühte.

Terka,
lagerten sich auf den Stoppelfeldern graue Nebel, und über ihnen, wie daS Licht eines Leuchtthurm.es über den brennenden Wogen schwebte der Mond herauf.
Während die Gräfin langsam dem Walde zuging, kam Meinhof durch die Felder heran. Sie sah ihn nicht, aber er sah ihren Schatten, den der Mond auf die Erde warf, als sie selbst ihm gerade durch dichtes Gestrüpp verborgen mar. Rasch ging er ein paar Schritte vorwärts, um ihr nachzublicken, und jetzt sah er ihre volle Gestalt auf dem Fußpfad dahin schreiten, er sah dieses weiche, träge Wiegen in den Hüften, die zugleich stolze und etwas müde Haltung des Kopfes, und eine Art Schauer kam über ihn.
Ms er durch das Gitter in sein Besitzthum eintrat, kam ihm Xaver entgegen.
„Wer war da? fragte Meinhof erregt.
Xaver zuckte die Achseln. „Es muß ja doch gesagt werden," murmelte er, „die Gräsin Libussa war hier."
„Was will sie von mir?" rief Meinhof heftig.
„Sie wünscht Sie zu sprechen, sie wohnt in der Nähe bei ihrer Tante und ist herüber gekommen, wahrscheinlich um Ihre Vergebung zu erbitten und Sie von Neuem in ihr Netz zu ziehen. Sie wartet drüben am Waldrand auf Antwort."
„Ich will sie nicht sehen," sagte Meinhof schroff und leidenschaftlich, „sag' es ihr, und überhaupt — es ist besser, daß sie mir aus dein Wege geht, rathe ihr das, um ihrer selbst willen."
Xaver ging nun langsamer dem Walde zu und fand wirklich die Gräsin auf der Bank in der Nähe des Christusbildes sitzen.
„Was bringst Du?" rief sie ihm entgegen.
„Nichts Gutes, Frau Gräsin," erwiderte Xaver, „mein Herr will Sie durchaus weder sehen, noch sprechen, es ist besser, wenn Sie ihin aus dem Wege gehen, er ist noch zu sehr erbittert, es könnte Folgen haben, die Ihnen vielleicht unangenehm sein könnten. Der Baron ist nicht mehr der weiche, gutmüthige Träumer, der er war, er ist hart geworden, Frau Gräsin, im Laufe der Jahre, und vor Allem haßt er die Frauen."
„Unsinn!" gab die Gräfin Libussa zur Antwort. „Wenn er mich nich sehen will, dann ist es nur, well er eine Andere liebt. Wer ist diese Andere? Kannst Dn mir es sagen?"
„Ich weiß Niemand, für den mein Herr ein besonderes Faible hätte," sagte Xaver, die Achseln zuckend.
„Du willst nicht sprechen," fuhr die Gräsin fort, „aber ich lasse mich nicht irre machen, ja, er liebt eine Andere — und diese Andere, ich werde sie zu finden wissen." Sie sprang auf und ging rasch längs dem Waldrand dahin, während Xaver ihr mit einer bedenklichen Miene nachblickte.
(Schlich solgt,)
«ort, und Süd. I.X^ 17».

Heinrich von Hybel.

von

— Breslau, —

Zufällige äußere Umstände haben es veranlaßt, daß in der Galeric von berühmten Männern der Zeit, welche in diesen Blättern vorgeführt wird, der Name des Herrn von Sybel erst so spät — dem Werths des Mannes nach zu spät erscheint, und zufällige äußere Umstände haben gerade mich zum Interpreten der geist- und gemüthvollen Züge, die aus dem edlen Antlitz des großen Geschichtsschreibers strahlen, berufen. Unzweifelhaft hätten Andere, deren persönliche Verhältnisse oder geschäftliche Beziehungen eine nähere Stellung zu ihm vermittelten, eine vollgiltigere Legitimation, von der machtvollen Geistesentwickelung und dem überaus sruchtreichen Wirken des greisen und doch so stimmkräftigen Meisters dem größeren Publicum Bericht zu erstatten. Bon allem dem bringe ich nichts mit, und gezwungenermaßen muß ich mich in die Lessing'sche Borschrift, bei der Beurtheilung und Würdigung eines Buches nicht mehr von dem Autor wissen zu dürfen, als in dem Buche steht, fügen und die ohnehin anfechtbare Regel dahin erweitern, daß ich die gesammte eindrucksvolle Individualität lediglich nach dem, was in seinen Schriften und öffentlichen Reden sich abprägt, aufzufassen strebe. Andere Quellen stehen mir nicht zu Gebote, aber was aus anderen kommt, mag immerhin zur Ausmalung, zur feineren Versinnlichung, auch sicher zu tieferem Begreifen der Erscheinnng dienen, aber der Schwerpunkt der Persönlichkeit, die Energie ihrer Eigenthüinlichkeit, sie offenbaren sich doch nur oder vornehmlich in dem Schriftthum, welches mit der Fülle seines Inhalts, mit dem Reichthnm seiner Ideen, mit dem Glanz und der Symmetrie seiner Form und mit der staunenswerthen Universalität der Bildung, auf

der es beruht, ein merthvoller Schatz der deutschen Literatur für alle Zeiten bleiben wird. Denn wohin auch immer des Lebens bunter Wechsel ihn gestellt, und welche Aufgabe auch die Bewegung der Dinge, in welchen er ein Factor mar, ihm zugeführt hat, wie oft und nah er auch sich mit den Männern der Praxis berührte, Sybel hat den Gelehrten nicht abstreifen wollen, immer blieb er der Vertreter der Wisseilschaft.

Wenn einer der geistvollsten Essayisten der Gegenwart in seiner unvergleichlichen Lebensdarftellung Ranke's mit Feinheit die Bemerkung zu erwägen qiebt, wie es doch der deutschen Historiographie unseres Jahrhunderts gleichsam im Abbilde der schönen Literatur beschieden sei, zwei führende Geister zu besitzen, die voll verwandter Begabung im VerlMtniß Goethes und Schillers zu einander stehen, so hätte man — wäre es erlaubt, das Gleichniß fortzuspinnen — ein fast zwingendes Recht dazu, init unserem Historiographen den von Lessing eingenommenen Platz zu besetzen. Nicht in Kleinem und Untergeordnetem, nicht in äuszeren Parallelen ist diese Congruenz zu suchen, sondern in dem Kern- und Mittelpunkt der natürlichen Ausstattung. Was uns in der Betrachtung des lebenden Historikers den Namen des großen Denkers de-Z vorigen Jahrhunderts unaufhörlich in die Erinnerung drängt, ist die imposante rückhaltlose und siegreiche Entfaltung des gesunden Menschenverstandes, ein fast stürmender Eifer für die Erkenntnis; der Erscheinungen in ihrer Wirklichkeit, ein sozusagen erbarmungsloses Abschütteln aller, sei es von Vorliebe sei es von Abneigung, gezeitigten Illusionen. Der einzige Enthusiasmus, auf den er abzielt, ist der Enthusiasmus für die Wahrheit. Wo dennoch der Reiz mariner Empfindungen heranweht, quillt er aus dein Gegenstande selbst, nicht aus der Voraussetzung seines Bildners. Und an welche weltbewegenden Jdeenverknüpfungen hat sich doch diese iin ursprünglichen Wortsinne schneidige Kraft gewagt! Es besteht eine eigene Correspondenz zwischen seinem Werk der Jugendjahre, der Geschichte des ersten Kreuzzuges, und dein der Lebenshöhe, der Geschichte der Revolutionszeit. Beide behandeln Momente der europäischen Entmickelung, in denen Rausch und Taumel die Ziele der Vernunft zu verwirren schienen. Beide Moniente, welche neue Lebensalter einleiteten, wurden bald von den nachlebenden Geschlechtern mit dichtem Epheu der Phantasiegebilde umsponnen. Dankbarkeit nnd Widerwillen hatten in gleichein Maße daran gearbeitet, die Wirklichkeit zum Zerrbild zu verziehen. Da bedurfte es einer eigenen Kraft nnd Sicherheit, um das aufgewucherte Gestrüpp von dem Glaubwürdigen und Beweisbaren abzulösen, nnd in den Orgien des Glaubens wie in den Orgien des Unglaubens, worin sich jene beiden Zeitalter gegenüberstehen, den keimtragenden Kern herauszulösen, aus welchem der wahre Fortschritt der Menschheit sich entwickelt hat. Heute, so sagt man wohl, haben die Gebildeten ein reiferes Urtheil über jene in Nebel verhüllt gewesenen Katastrophen gewonnen, aber wie viel zu dieser Reife die Wege weisende Überlegenheit unseres Historiographen gewirkt hat, das entzieht sich leicht demjenigen, der nicht dein Ursprung herrschender Meinungen

nachzuspüren den Beruf hat, und mitunter auch denjenigen, welche den Geist der Gegenwart durch Beleuchtung seiner Quellen zu erläutern unternehmen. Nur einer von der großartigsten Universalität und inneren Freiheit getragene:« Begabung konnte es gelingen, jene weltgeschichtlichen Perioden in derjenigen Auffassung darzustellen, die von jedem nicht im Parteigeiste Berlorenen gen: zugestanden, von den Entbrannten aber, wenn auch widerwillig, anerkannt werden muß.

Aber auch diese Universalität hat ihren eigenen positiven Charakter. Sie hat nichts gemein mit jener affectirten Eiskühle eines Johannes von Müller, die einer in der Abstraction ihr Genügen findenden Geistesrichtung entsprang, sie ist noch weniger zusammenzustellen mit der scheltenden und polternden Erregtheit eines Christian Schlosser, die mit den« behenden Vorwitz der Aufklärungsepoche sich Völker und eine Menschheit construirte, deren oberer Theil vergiftet und verfault und deren Basis leblos unbeweglich vorgestellt wurde, und so das ganze Weltgericht der Geschichte in einen Polizeiapport umwandelte, sie ist aber auch durchaus verschieden von der feinen und sinnigen Pietät eines Ranke, die in dein Religiösen das Ferment der Entwicklung, den Streit- und Zielpunkt der Völker betrachtet, und aus dem Spiel der Kräfte auf dein politischen Gebiete die Technik der Staatsklugheit als Werkzeug und Maßstab allen andern Urtheilsmaßen vorzieht. Sie beruht bei Sybel überhaupt nicht auf irgend welchem metaphysischen oder aprioristischen Begriff, sondern auf einer unerschöpflichen Energie des Staatsgefühls und im Zusammenhang damit auf einer durchgreifenden sittlichen Würdigung der Persönlichkeiten Darum verliert sie sich auch in keine Forin der Weltbürgerlichkeit. Vom Vaterlande ausgehend, bleibt sie immer in Beziehung zu demselben und erfaßt das Vaterland als Ziel, und bei aller Uniuersalität ist Sybel unstreitig der nationalste deutsche Geschichtsschreiber, Ohne die Kraft feiner Eigenthümlichkeit in den Schatten zu stellen, darf man sagen, daß er der Weltanschauung und der Gedankenrichtung nach am ehesten mit Macaulay eine gewisse Nehnlichkeit hat, nur daß dieser auf dem Vodeu eines „saturirten", im stolzen Genuß voller Nlüthe und gesicherter Freiheit sich wiegenden Gemeindewesens stehend, einen znversichtlicheren Ton anzuschlagen vermag, als der deutsche Geschichtsschreiber, der wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens nur durch den unbedingten Glauben an die unermeßliche geniale Größe seiner Nation sich trösten durfte über die stachelige Empfindung, sie allgemein verkannt und geringschätzig behandelt zu sehen.

Wer zufällige Dinge mit Gedankeninhalt auszukleiden liebt, wird die Thatsache, daß Heinrich Karl Ludolph von Sybel in Düsseldorf am 2. December, an dem Schicksalstage der beiden Napoleon, das Licht der Welt erblickte, mit seinen spätem geistigen Schöpfungen in einen gewissen Zusammenhang bringen und mehr noch das Jahr seiner Geburt, 1817, bedeutungsvoll halten wollen, das Jahr, in welchem Rückert's „Geharnischte Sonette" erschienen waren, der letzte Nachklang und der Beginn der Verklärung jenes Zornes-

donners, der die Nation aus eine»! Elend sonder Gleichen emporgerissen hatte, das Jahr, in welchem der Bundestag zu functioniren anfing, das Jahr, in welchem die Verfassungsfrage in allen deutschen Staaten auf die Tagesordnung gesetzt war, das Jahr aber vor Allem, in welchem der Gedanke zur Gründung einer Societät für deutsche Geschichte und zur Herausgabe der Monument« ans Licht getreten ist. Werthuoller aber als diese astrologischen Beziehungen ist für die Geistesrichtuug, die er nehmen mußte, der Umstand, daß er einein Hause entstammte, das, soweit es nur zurück «erfolgt werden kann, dein Staats- und Kirchendienste eine Reihe von namhaften und charaktervollen Vertretern hergegeben hat, und einer Familie, die während seiner Jugendjahre der vereinigende Mittelpunkt hervorragender, in Literatur und Kunst hochangesehener Persönlichkeiten gewesen war. Subel rühmte sich in späteren Jahren, als „eine der besten Erinnerungen aus seiner glückliche» Jugendzeit, das Angedenken an jene schönen Düsseldorfer Tage, in welchen auf dem engen Naume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felir Mendelssohn's musikalisches Genie, durch Immermann's, Friedrich von Uechtritz' und Schnaase's literarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde". — Bei der freiem Bewegung der damaligen gelehrten Schulen, die noch nicht von dem Uebermaß wohlgemeinter, tief erwogener, aber nivellirenderMinisterialverordnungen eingeschnürt warm, konnte es noch geschehen, daß ein talentvoller Jüngling mit 16 Jahren nach achtjährigem Schulbesuch das Zeugniß .der Reife" erwarb, und nach einem Universitätsstudium von 7 Semestern rite zum Doctor der Philosophie vromovirt wurde.

Sybel hatte in Berlin studirt und hatte vier Semester den von Ranke geleiteten historischen Hebungen beigewohnt, jenen in der Geschichte der deutschen Historiographie denkwürdig gewordenen Uebungen, die man mit Recht als die Gründung einer geistigen Familie charakterisirt hat. Denn hier sammelte sich um den mit fascinirender Beweglichkeit und überströmendem Reichthum sich gebenden Meister eine Schaar hochbegabter Jünglinge, die in den verschiedensten Disciplinen der Geisteswissenschaften umherirrend von ihm die Richtung auf die Historie empfingen, von ihm die Wege kennen lernten, welche zur Erforschung der Vergangenheit mit Nothwendigkeit beschritten werden müssen, und durch die Netheiligung an den Jahrbüchern des deutschen Reiches in der Periode der Kaiser aus dem sächsischen Hause eine ausgiebige Gelegenheit erhielten, die jungen schäumenden Kräfte unter der weisen Zucht des Lehrers zu üben. Nicht so, wie zuweilen wohl zu hören ist, daß hier eine eigene, bis dahin mit Geheimniß umschlossene und nirgends versuchte Methode und Kunstfertigkeit überliefert und eingeprägt wurde, denn nicht darauf beruht die von hier aus datirende neue Schule, sondern das war ihre Eigenthümlichkeit, daß hier die seit drei Jahrhunderten ansteigend mehr, aber immer schwankend, theilweife und von Rücksichten gehemmt angewandte kritische Methode mit

der Schärfe und Unbedingtheit auf die mittelalterliche und neuere Geschichte angewandt wurde, deren sich andere Disciplinen und namentlich die Philologie, mit welcher die Geschichte des Alterthums aufs engste verbunden war, erfolgreich befleißigten. Die Großthat Niebuhr's wurde hier gewissermaßen überboten und auf ein weiteres Gebiet und namentlich auch auf den vaterländischen Boden übertragen. Diese schranken- und voraussetzungslose Kritik, welche die tiefste Durchdringung und Präcision des Gegenstandes nothwendig machte und, wenn sie nicht in ein Nebermaß verwildern sollte, die weitläufigste Umsicht erforderte, ist mit allen ihren Bedingnissen der Stempel aller aus dem Einfluß des Meisters hervorgegangenen Jünger geworden. Was aber Ranke noch darüber seinen Schülern mar, das beruhte auf den besonderen unübertragbaren Eigenthümlichkeiten seines Genies, ein unerreichbares, aber nachziehendes, leuchtendes Beispiel. Bis in ihre spätesten Tage haben stcl, eine ganze Anzahl ausgezeichneter und selbständig wirkender Lehrer und Geschichtsschreiber dankbar als seine „Schüler" bezeichnet.

Als Sybel in die erste und bedeutendste Generation dieser Lerngemeinde eintrat, war er der Jüngste in derselben, und wenn er auch in vollen Zügen die hier gebotene Geistesquelle in sich sog, wenn er auch mit seinen Mitstrebenden verbindende Beziehungen anknüpfte, die bis zu unseren Tagen ihre fruchtbare und ausgiebige Tragweite hatten, und wenn auch die hier empfangenen Jmpillse sowohl rücksichtlich der Gegenstände seiner ersten Forschungen und Darstellungen als auch rücksichtlich der Behandlungsart ihn sichtlich beherrschten so hat er doch am wenigsten sich von der Strömung fortziehen lassen, die aus dem Anstoß des Meisters sich erzeugt hatte. Ein tief gehender geistiger Abstand von seinen Commilitonen ebensowohl wie auch von der Auffassung desMeisters ist von ihm alle Zeit eingehalten worden. Daß er an den „Jahrbüchern" weder damals noch später sich betheiligte, daß er weder für kurze noch für lange Zeit Mitarbeiter der .,A«rlumsnta (Zsrmainge Kistori«»" wurde, hat doch wohl seinen inneren Grund, wenn auch äußere Verhältnisse damit in Verbindung zu bringen sind. Wir finden unter den von ihm gehörten Vorlesungen einen charakteristischen Punkt, der im Zuge dieser Gedanken vielleicht nicht übergangen werden darf. Daß er bei Steffens Anthropologie, bei Ranke deutsche Geschichte des Mittelalters, der neueren und der neuestenZeit, bei Carl Ritter allgemeine Geographie, Geographie Europas, Geschichteder Geographie und Geschichte der Reiien, bei Räumer Universalgeschichte, bei Boeckh griechische Alterthstmer, bei Savignu Pandekten, bei Rudorf römisches Erbrecht, bei Klenze Geschichte des römischen Rechts, bei Noestell Reichs- und Rechtsgeschichte und über deutsches Privatrecht hörte — zeugt von einem zwar breit, aber sehr systematisch angelegten Studiengang und fällt nicht aus demRahmen der Verwandtschaft und des subsidiären Verhältnisses der Disciplinen. Daß er aber daneben doch Lust und Antrieb empfand, die Vorlesungen Mitscherlich's „über Erperimentalchemie" zu besuchen, spricht doch für eine ungewöhnliche und individuelle Auffassung von^den Pflichten zur Vorbereitungfür die Erforschung der Realitäten.

So glücklich die Schule auch gewählt, so mannigfaltig und tief bewegend auch ihre Einwirkungen gewesen sein mochten, sie erschöpfen doch nicht die Summe der Bildungskräfte, deren sich der strebsame junge Geist zu erfreuen hatte. Ihre Steigerung und Vergoldung fanden sie doch durch den Zustrom der Eindrücke in dein von ausgezeichneten Künstlern und Kunstgelehrten aufgesuchten Vaterhaufe, Eindrücke, die nach den, eigenen Ausdruck Sybel's „ihn unauslöschlich durch das Leben begleitet haben". „Als jungem Studenten mar es ihm vergönnt, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innerste Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken, und an dein Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen Theil zu nehmen". Hier hat er, wie er hervorhebt, erfahren, „welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinnes angeregt zu werden". Wäre es gestattet, aus den nach alt hergebrachtem Universitätsbrauch bei der Promotion aufgestellten Thesen, für welche freilich erfahrungsgemäß nicht immer die innere Neberzeugung der Verfasser, sondern öfters nur ihre bequeme Bestreitbarkeit entscheidend ist, wäre es erlaubt, aus den von Sybel bei seiner am 27. April 1838 erfolgten Promotion aufgestellten Thesen einen Schluß zu ziehen, so würde sich ergeben, daß in dem feurigen Geiste des jungen Doctoranden neben den Fragen über Begriff, Methode, Grundlage, Bedingungen der Geschichte sich jene ästhetisch-künstlerischen Remiuiscenzen aus dem Vaterhause in hervortretendem Maße geltend machten. Wer möchte sonst nach Sätzen wie die folgenden, die wir ihres bezeichnenden Werthes wegen anführen: „Ohne Philosophie kein Geschichtsschreiber", „Die Geschichtsschreibung blüht, wenn ihr Gegenstand eine hohe Entwickelung erreicht", „Mit Zorn und mit Eifer soll man Geschichte schreiben", „Die Sagen sind ein Zeichen ihrer Entstehungs- und Fortbildungszeit",, „Die ethische und poetische Kraft der Sage wird durch ihre Ausmerzung aus der Geschichte nicht gemindert", „Personen, nicht Einrichtungen bestimmen die Geschicke der Völker" — wer möchte nach diesen überaus discutablen, aber innerhalb der eigentlichsten Probleme der Geschichtswissenschaft liegenden Sätzen erwarten, daß es dem jungen Gelehrten trotz Kiesewetter's und Anderer beachtenswerthen Leistungen scheint, daß „eine Geschichte der Musik noch nicht vorhanden ist", daß „eine Musikgeschichte zur Zeit noch frommer Wunsch bleiben müsse", daß „die Musik des Mittelalters und der Neuzeit vom Rhythmus zur Harmonie und von der Harmonie zur Melodie sich entwickelt habe", und endlich, „daß die hervorragenden deutschen Leistungen des achtzehnten Jabrhunderts auf dein Gebiete der Mnsik der Vergessenheit verfallen wären"*).

*) Herr von Sybel mag eS wohl nicht wissen, dafz ein Historiker, der sein erbitterter Gegner und so unmusikalisch war, daß er eine Quint von einer Terz nicht zu unterscheiden vermochte, sich daran, gemacht hat, dem beklagten Mangel abzuhelfen. Die Vermuthung, dasz diese Thesen zu dem Verhängnis? beigetragen haben, entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit.

SS
I, Caro in Breslau,
Die Dissertation selbst aber handelte über „die Quellen des Jordanes"
und Ranke urtheilt von ihr, daß sie „vieles Merkwürdige enthalte." Jedenfalls
sind einige wesentliche Ergebnisse, welche ihre nähere Beleuchtung und Ausführung noch in einem Aufsatze Sybel's in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft gefunden haben, auch von denjenigen anerkannt und aufgenommen
worden, welche manche Aufstellung energisch bestreiten und zurückweifen zu
müssen glaubten. Aber das Wichtigste und in der That „Merkwürdigste"
dieser Jordanes-Studien ist doch der Nachweis des leitenden Gedankens des
gothischen Schriftstellers, der in frappanter Weise einen Gegensatz berührt,
welcher, auf andere Beziehungen angewandt, von Niemandem tiefer empfunden
und mehr zum Mittelpunkt einer bestimmten Weltausfassung erhoben morden
ist, als von unserem Historiographen, nämlich den Gegensatz von Nationalität
und Universalität. Was Jordanes will, wies Sybel nach, besteht in dem
Wunsche einer friedlichen Einfügung des Gothenvolkes in das römische Reich,
in welcher allein er die Möglichkeit und Hoffnung einer gedeihlichen Zukunft
für dasselbe erkennt. Der Gothe plaidirt für ein Untertauchen seiner Volksgenossen in die religiöse und politische Welteinheit, wie es einige Jahrhunderte
später viele Eiferer allen Nationen gepredigt haben. Es ist diejenige Form
des Ultramonwnismus, welche noch mit einem Fuße im Alterthume steht.
— Bei dem blos Literargeschichtlichen aber stehen zu bleiben, entsprach der
Neigung Sybel's nicht. Bald kam er auf diese Gothenfrage in einer den
Kern der deutschen Urgeschichte betreffenden Untersuchung zurück. Wie in
seiner Jugendschrift, so hat Sybel in allen seinen späteren Schriften ein?
überaus feine Witterung gleichsam für das Spiel der erwähnten Gegensätze
und eine ungemein geschärfte Empfindlichkeit für die Folgen der Unterordnung
der Individualität unter die universellen Mächte, welche Formen sie auch im
Verlauf der Zeiten annahmen, bewährt, und auf dein besonderen Nachweis
des tief greifenden, verhängnifzvoll bestimmenden und die Continuität der
Entwicklung durchbrechenden Einflusses des römischen Wesens auf die germanische Staatsbildung in den Zeiten ungeminderter Aufnahmefähigkeit, in
den Tagen jugendlicher Porosität beruht die Schrift „Entstehung des deutschen Königthums," welche bald bei ihrem Erscheinen (1844) und Jahrzehnte darnach Legionen von Federn großer und kleiner kritischer Geister in Bewegung
gesetzt hat. Unter allen Schriften Sybel's ist sie die scholastischste der Form
nach, aber planvoll angelegt und angefüllt von einer fast fortstürzenden Beweisführung — eine Art logisches 8t»Mlt«. Daß jiampf und Widerstreit
nicht ausbleiben würden, mochte der junge Gelehrte wohl vorausgesehen, aber
nicht geahnt haben, daß er mit einem Genossen der Berliner „Historischen
Gesellschaft" darüber in Polemik gerathen werde. Aber eben damals war
der erste Band der „Geschichte der deutschen Verfassung" von Waitz erschienen, der den Ursprung des deutschen Königthums in wesentlich anderem
Sinne erläuterte, und als darüber ein allerdings in freundschaftlichen Formen
geführter Kampf ausbrach, welcher — es lag in der Dunkelheit des Gegen-

ftandes — zu einer Ausgleichung nicht führen konnte, so war damit der Grund zu einer Parteiung in den Schulen gegeben, die auch heute sich noch nicht ganz verflüchtigt hat. Alan erfährt jetzt aus einem Schreiben Ranke's an Waitz, daß Sybel „sehr betreten darüber gewesen wäre," daß ihm von seinem Studiengenossen und Freunde eine „Concurrenz" entgegentrat, aber er durfte sich doch mit der Anerkennung der Berechtigung seiner „Combination" durch den Meister trösten, während derselbe die Ausführung seines Gegners, als „einen der Mühe werthen Versuch, Tacitus mit aller Strenge aus sich selbst zu erklären und nichts anzunehmen, was nicht aus den Worten hervorgeht", charakterisirt und damit die Enge und Begrenztheit der Beweisführung kennzeichnet. Je mehr der Instinct für die Entwickelung des öffentlichen Rechts und der politischen Einrichtungen gewachsen ist, desto größer ist der Anhang der Sybel'schen Grundgedanken geworden, wie sehr auch immer die strengen Interpretationen seines Gegners Anerkennung finden.

Inzwischen aber hatte der junge Historiogravh die allgemeine Aufmerksamkeit bereits durch ein Werk auf sich gelenkt, das ebensowohl durch die universelle Bedeutung des Gegenstandes als durch die methodische Kritik, wegen der durchgeistigten Darstellung wie wegen der Läuterung der herrschende« Porstellungen am meisten der Nanke'schen Richtung sich anschließend gefunden werden dürfte, und dessen erster Grundstein in der That eben schon in jenen „historischen Hebungen" gelegt worden war. Wir meinen die oben bereits erwähnte „Geschichte des ersten Kreuzzuges." „Die Kunde von dem Dasein der Aufgabe" hatte der Autor, wie er dankbar anerkennt, von dem Lehrer und Meister erhalten, der auch für das Fuudament der Lösung insofern beigetragen hatte, als er in den Uebungen die bis dahin ungeschwächte Autorität der Chronisten Wilhelm von Tyrus und Albert von Aachen durch kritische Erwägungen zu erschüttern begonnen hatte. Aber man hat beim Lesen des Urtheils, das Ranke über das ihm im Manuskript vorgelegte abgeschlossene Wert gefällt hat, den Eindruck, daß er doch im ersten Augenblick betroffen war über die sich ergebende Erfahrung „daß die seit sieben Jahrhunderten herrschende Auffassung eines großen weltgeschichtlichen Ereignisses keine thatsächliche Grundlage habe, sondern freie Schöpfung einer gleichzeitig entstandenen Tage sei." Es war ein Triumph, ein Meisterstück der Methode, vor welchem der Lehrer selbst stutzte. Ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte war mit einem Male die dem volksthümlichen Sinne so zusagende Gestalt des Eiferers Peter von Amiens, abgethan das heldenmüthige Gottesritterthum Gottfrieds von Bouillon, zerstört das Uebermaß von heiligem Glanz und ritterlicher Pracht, zu deren Aufbau eine geschäftige Einbildungstraft eine ganze Kette von einzelnen Zügen erdichtet hatte, und die nach der bisherigen Vorstellung spontane und elementare Evolution der christlichen Welt war umgewandelt in eine Episode aus der weitschauenden und umspannenden päpstlichen Weltpolitik. Papst Urban II. und Bomnund gewannen den Ruhm der Urheberschaft wieder, den eine in Mystik untertanchende Sage ihnen hatte

z. ölarg in Breslau.
rauben wollen. Aber noch eins! Nie zuvor ist auch mit so ehrlichem Streben Wesen, Vernunft und Plan jener Sarazenen, denen der Kampf gegolten, aufgesucht und gewürdigt morden, als in diesem Buche und in jenen sich daran schließenden, entzückenden und farbenreichen Vorlesungen, deren eine im Jahre 1845 in Bonn „über den zweiten Kreuzzug", und mehrere in München 1858 vor einein gemischten Publikum gehalten wurden. Nie zuvor ist aber auch jene Ueberspannung mystischer Verzücktheit und der Absturz aus ihr in das Getümmel kleiner und erbärmlicher Leidenschaften, aus welchem der Mißerfolg der nächsten Zwecke der Kreuzzüge hervorging, unbefangener dargelegt worden, ohne der Anerkennung ihres tief umwandelnden Einflusses auf die gesammte christliche Welt und ihre Lebensformen Abbruch zu thun. Immer schwächer ist im Verlans der Jahre der Widerspruch geworden, der sich sowohl gegen den Gefammtgeist des Werkes, wie gegen Einzelmomente erhoben hat, und selbst der geistvolle und freundliche Anwalt der Chronik Alberts von Aachen hat sich in vielen grundberührenden Punkten dem bezwingenden Zauber dieses Weltbildes unterworfen, und als nach einundvierzig Jahren eine neue Auflage erschienen mar, durfte der Verfasser genugthuungsvoll auf die allgemeinste Anerkennung und Reception hinweisen, mit Ausnahme der Hand- und Lehrbücher unserer Schulen, von denen er sie erst in weiteren vierzig Jahren zu erhoffen den Muth hat.
Wäre damals schon, so wie es etwa drei Jahrzehnte später hervortrat, in den ultramontanen Kreisen die Befestigung und Erhöhung des päpstlichen Primats Mittelpunkt der Agitation gewesen, dann würde vielleicht die eigentümliche Verschiebung der Urheberschaft des Kreuzzugs auf den Papst auch dort nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen worden sein. Allein noch befand man sich in dem Stadium der Entzündung der Gemüther, welche, getragen von dem innigen uud schwärmerischen Geiste, der nach der Revolution als Rückschlag herrschend geworden war, einige Aehnlichkeit mit der Seelenverfassung der Kreuzzugszeiten aufweisen konnte. Wunder waren wieder nicht unerhört geworden, und Reliquienverehrung wurde geräuschvoll geübt. In diesen Zug der Zeit nnd in diesen Zusammenhang der kirchlichen Bestrebungen, die aus der Herrschaft der Romantik in der schönen Literatur Nahrung sogen, siel die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier, welche namentlich in den Rheinlanden eine den mittelalterlichen ähnliche Volksbewegung hervorrief und bei der damals weichen Stimmung gerade der tief religiösen Protestanten und bei der besonderen Natur gerade dieser Reliquie einen Einbruch in die abweisende Lehre der evangelischen Kirche drohte. Die ganze Frage lag so sehr in der Verlängerung der Gedankenbahnen, welche der Forscher des Kreuzzngs-Zeitalters betreten hatte, daß es durchaus nicht als polemischer Eifer angesehen werden kann, wenn der tief im Herzen das Recht der Geschichte über jede Dogmatik stellende Historiker niit seinem Freunde Gildemeister die warnende Stimme «hob. Es ist beachtenswerth, wie wenig sich die Streitschrift unter das Dach des hier besonders nahe liegenden Rationalismus stellt. Die ganze

Wucht der Argumente ruht auf dem Bestreben, der Geschichte gerecht zu werden. Aus den geschichtlichen Beweisen, wie aus dem Mangel geschichtlicher Beweise deducirte er die Unechtheit der Reliquie. Erst spät und keineswegs zum Zugeständnis; zwingend ist — von dem Lärm der verletzten Eiferer abgesehen — von der anderen Seite die Defensive mit gleichen wissenschaftlichen Mitteln versucht worden, aber fortan war, mochte der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge noch so viel Verständnis; und Würdigung der Weltstellung der Kirche an den Tag gelegt haben, das Tafeltuch zwischen ihm und den ultramontanen Kreisen entzwei geschnitten.

Die Gegnerschaft blieb aber nicht innerhalb ihres ersten Grundes und würde auch ohne den Reliquienstreit heraufgestiegen sein. Nicht etwa unter der Wirkung des religiösen Moments, denn bei aller ans dem Herzensgrunde fließenden freudigen Bekennung des Protestantismus, in welchen eingeboren zu sein er als eins der vorzüglichsten Lebensgüter anschlug, war Snbel zum Glaubensstreiter nicht geschaffen. Bei fortgesetztem nachhaltigem Betrieb historischer Forschung und Wägung der geschichtlichen Erscheinung nach dem Gewicht ihres Einflusses auf die Gesammtentwickelung ist es — wenn anders sie Freiheit des Geistes zur Voraussetzung und nicht im Voraus bestimmte Tendenzen zum Ziele hat — überhaupt schwer, in dem Widerstreit und Abstand dogmatischer Lehren solch' ein Mas; ausschließender Leidenschaft aufzunehmen, wie der Bekenutnißstreit bedingt, lind wer möchte in Sichel das Uebermiegen des historischen Moments verkennen wollen? Aber freilich, das ist wahr: Snbel ist der Historiker der protestantischen Weltanschauung, der Weltanschauung, in welcher die Begriffe Rationalität, Staat und die in beiden gesicherte Indiuidualfreiheit mit dem Anspruch einer ungeschmälerten Geltung auftreten und keinerlei allumspannender Zusammenfassung bedürfen, ja leine solche ertragen können, um ihre idealen Zwecke sittlicher Vollendung bewerkstelligen zu können. Weltreiche, Weltherrschaft, mögen sie unter dem Zeichen des Kreuzes oder unter Scepter und Schwert, oder auch unter dem naturwidrigen Princip einer absoluten Menschengleichheit sich zu gestalte» suchen, sind in dieser Anschauung lediglich als Hemmnis; der Entmickelung zu betrachten. Das Leben der Menschheit fluthet seinen Zielen zu, ohne die Mittlerschnft solcher Universalitäten, welche, indem sie Geltung und Festigkeit zu gewinnen suchen, die Grenzen jener idealen Principieu bis zur Vcrdorrung einengen. Wer von diesem Boden aus deu Blick auf den Gang menschlicher Verwickelungen und Lösungen richtet, wer in diesen Idealen zureichende Mittel zu möglichster Vollkommenheit sieht und daher alle seine sittliche Kraft ihrer Verfchanznng und Veredelung widmet, wird niemals seine Freunde „jenseits der Berge" suchen dürfen.

Freilich beziehen sich diese Bemerkungen zumeist auf Thatsachen, mit deren Aufführung wir noch in Rückstand geblieben sind. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches über dm ersten Kreuzzug <184N habilitirte sich Snbel als Priuatdocent an der Bonner Universität, deren philosophische

I, Caro in Breslau,
Facultät ihn alsbald als außerordentlichen Professor aufnahm. Bis zum Jahre 1846 verblieb er in dieser Stellung, und man darf sich nur ein wenig in die aus den Kölner Wirren in den Rheinlanden zurückgebliebene gereizte Stimmung und in die gerade dort mit einem überaus bedenklichen Hintergrund über die Verfassungsfrage entbrannten Leidenschaften «ersetzen, um zu finden, daß ein junger feuriger Geschichtsprofessor, der in warmen und innigen Beziehungen zu manchen die Meinungen leitenden Persönlichkeiten stand, aus den Zeitfragen Impulse empfangen mußte, die das Interesse an dm Kreuzzügen etwas zur Seite drängten.
Wenn er auch, wie schon erwähnt, diese Materie noch zwei Mal in figurenreichen und fesselnden Bildern vor einer Vereinigung gebildeter Zuhörer aus verschiedenen Lebenskreisen zu berühren Veranlassung nahm, so verzichtete er doch auf die Fortführung der wissenschaftlichen Forschung über den Gegenstand, zumal das Welthistorische desselben schon mit dem ersten Buche abgeschöpft war. Die Schwierigkeiten des Lehrberufs und der sich steigernde Antheil an den politischen Zeitfragen standen überhaupt der gelehrten Production eine Weile im Wege, und auch die Versetzung in das stille Marburg, wo Sybel 1846 die ordentliche Professur übernahm, scheint anfänglich nicht die friedenerfüllte Atmosphäre geschaffen zu haben, welche umfassende wissenschaftliche Anlagen nöthig haben. Daß er aber damals bereits sich mit Forschungen über das Zeitalter der französischen Revolution beschäftigte, zeigt der in vieler Hinsicht charakteristische Vortrag über „Edmund Burks und Irland", in welchem die meisterhafte knappe Darstellung der verwickelten irischen Kämpfe und der durch Pitt und Burke betriebenen Union gewiß um so mehr Bewunderung verdient, als das damals hingeworfene Schlußurtheil und die darauf begründete Geringschätzung der Repealbewegung O'Conell's durch die Vorgänge unserer Tage eine den weiten Blick des Forschers bezeugende Bestätigung erfahren haben. Aber wesentlich mehr noch wird das Interesse gefesselt durch die in wenigen Federstrichen in der Einleitung gezeichnete Figur Burke's, worin die Lösung eines psychologischen Räthsels angedeutet wird, vor welchem die Logik der Lobredner wie der Tadler des englischen Staatsmanns nur übel Stich gehalten hatte. Das Räthsel bestand in dem feindseligen Verhalten des liberalen Whigisten zur französischen Revolution, und die Lösung lag in dem Vorwurf einer ebenso schiefen Auffassung der Parteistellung des Politikers wie in den: nicht minder schiefen Begriff von der französischen Revolution. Wer Burke des Abfalls und der völligen Umkehr zeiht, stellt im Mißverständlich seiner allein Abstracten abgekehrten Denkweise. Nicht die Theorie der Partei bestimmt seine Entschlüsse. Durch sein Leben und Handeln geht der gleiche Zug, die Rücksicht auf das Förderliche, dem Staate Wohlthuende, auf das, was ihn hebt und stärkt. Den praktischen Zweck, nicht die Uebereinstimmung mit irgendwie logisch geformten Grundsätzen hat er innner im Auge, und wenn er der Revolution mit Unwillen entgegentritt, so denkt er in erster Reihe an die Gefahr der

Zerrüttung durch Nachahmung derselbe!! in England, so ist er fern davon, die Sache der Revolution mit der Sache der Freiheit zu verwechseln und die Revolution schlechthin als ein einfaches Ding zu betrachten, das man preisen oder verwerfen müsse, ohne Nefugniß zu eingehendem und unterscheidendein Urtheil.

Um die Zeit, da diese Erörterungen geäußert wurden, ballten sich die Holten an dem politischen Himmel Europas schon zusammen zu einer Revolution, in welcher das Mißverständnis; der Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine nur zu große und verhängnißvolle Rolle spielte, nnd oeren Wellenringe Vewegungen einschlössen, welche die ganze Seele unseres Historiographen aufrühren mußten. Die Frage vom Staat und von der Nationalität war aus der akademischen Discussion in die lebendige Erscheinung getreten, und zwar in seiner so unmittelbaren Nähe, daß sie ihn nothwendig znm praktischen Antheil fortreißen mußte. Kaum zwei Jahre hatte er auf der hessischen Universität gewirkt, und schon war das Vertrauen zu seiner politischen Befähigung in so weite Kreise gedrungen, daß ihm im Jahre 1848 ein Mandat für die hessische Ständeversammlung übertragen wurde. Der damalige Streit um die hessische Verfassung trägt unter den kleinstaatischen Constitutionskämvfen, welche überall in ihrem innersten Kern mit der nationalen Gesammtorganisation in engstem Zusammenhang standen, schon darum einen besonderen Charakter, well in ihm nicht auf die Forderungen eines Naturrechts, auf dm Bestand einer ausreichenden Volksreife, auf einen angemessenen Culturstand, kurzum auf kein mehr oder weniger lehrhaftes Princip zurückgegriffen werden durfte, sondern einzig und mit der nachdrücklichsten Bedeutung auf das Recht. Dieser Nechtsbasis verdankte die hessische Verfassung damals und namentlich auch späterhin den Schutz von Mächten, denen sonst die Grundsätze des Verfassungssnstems widerwärtig waren. Schon darum hatte die hessische Ständekammer ein politischeres und maßvolleres Gepräge als andere deutsche Volksvertretungen. Ueberdies waren die auch hier nicht ganz fehlenden radikalen Elemente nicht mächtig genug, um die oberdeutschen Ausschweifungen mit Erfolg hineintragen zu können, nnd andererseits war die pietistische Gruppe allein, ohne feudale Unterstützung, die Sorge für den Rückschritt zu tragen genöthigt. Für Jemand, der „die 3ache der Freiheit nicht schlechthin mit der Sache der Revolution für gleichbedeutend" hielt, für einen Mann, der in einer maßvoll abgegrenzten, aber durch unerschütterliche Staatseinrichtungeu gesicherten Freiheit eine Bürgschaft für das Emporkommen aller sittlichen Kräfte sieht, für Jemand, der das Dasein solcher durch sich allein doch nicht bestandfähigen Staaten lediglich im Dienste der Sicherung der Nationalität für berechtigt hält, war in der hessischen Ständekammer eine treffliche Vorschule nnd ein weites Feld der Bethätigung geboten. Zufall ist es doch nicht, daß aus dieser Versammlung eine ganze Reihe von jenen Patrioten hervorging, welche deni durch Genie, Hingebung, Blut und Eisen herbeigeführten deutschen Einheitswerke den volks-

I. Caro in Breslau,
thümlichen Untergrund bereiteten und die schwärmerische Zustimmung vermittelten. Für die Stählung und Erprobung seiner Grundanschauungen fand Sybel hier einen trefflichen Boden, und bald hatten seine Wärme, seine Erudition und die sichere Bestimmtheit seiner Ziele eine Gruppe von Freunden um ihn geschaart, die, als der großherzige — allzugroszherzige Versuch des ersten deutschen Parlaments gescheitert war, und Preußen ungeschickt und widerspruchsvoll sein eingeborenes Führerrecht geltend zu machen versuchte, dafür sorgten, daß Subel dem Kreise im Augenblick gedrückter, aber von unerschütterlichem Vertraueil auf sicheres Gelingen erfüllter Patrioten, die in Erfurt zusammenkamen, nicht fehlen durfte. Den hier geknüpften politischen Freundschaften, die zum Theil mit seinen wissenschaftlichen Verbindungen zusammenfielen, ist er alle Zeit iin Handeln und Empfinden treu geblieben.
Ueber die Leere und Starre, welche sich nach den politischen Stürmen über alle aufgeblühten Hoffnungen lagerten und auch sanguinische Geister zu vorläufigem Verzicht nöthigten, trösteten fähige Männer sich durch Vertiefung in Beruf und Pflichten mit dein zuversichtlichen Hinblick auf die kommende Stunde der Erfüllung. Mitten in den: halb oder ganz revolutionären Gewühl der aufgerührten europäischen Gesellschaft, als die Stich- und Schlagwörter der großen französischen Revolution wieder hin- und herschallten, und namentlich die Umwälzung in Frankreich dieses Mal mit rascherein Kreislauf in die unvermeidlich scheinende Soldatenherrschaft ausgemündet war, hatte Sybel sich in Forschungen versenkt, welche angesichts des Mißbrauches, der mit dem Beispiel der großen Revolution getrieben wurde, sich in echt Rankeschem Sinne die Frage stellten, wie es denn gewesen ist. So entstand jenes große Werk „die Geschichte der Revolutionszeit," welches stückmeis binnen 26 Jahren vor die Oeffentlichkeit getreteil und weithin zu einer tiefen und heilbriilgenden Umwandlung der Auffassung jener vergangenen Dinge und zur Reinigung der Gesinnungen in der Gegenwart beigetragen hat. Heilbringend um so mehr, als die geistigen Adern unseres Jahrhunderts vornehmlich in jener Epoche ihren Ausgangspunkt zu haben schienen. So wurde es ein Dienst für die allgemeine Cultur unseres Jahrhunderts und ein Ruhmestitel der deutschen Nation als Lehrerin unter den Völkern. Ueberall hat es klärend, mit seinein kerngesunden Geiste mäßigend und kräftigend gewirkt, aber so wiedie wahren Segnungen der französischen Revolution am spätesten und am spärlichsten dein französischen Volke selbst zu Statten gekommen sind, so ist auch dort zuletzt erst das aufgesteckte Licht in seiner Reinheit und in seiner Herkunft aus unbefangenem freiem Geiste erkannt wordeil. Erst in unseren Tagen hat Hilter Mitwirkung beugender nationaler Schicksale sich eine kleine Gemeinde unter Führung eines geistvollen Mannes gebildet, welche voll Scham imd Selbstaual die Nichtigkeit der einstigen Idole zugesteht nnd ausgesprochen oder schweigend dem Ergebniß deutscher Forschung sich unterwirft.
Gewiß ruht die sichere Erkenntnis; der Dinge und ihres Zusammenhanges zunächst auf der mühsam und emsig betriebenen Ansammlung eines

ungleich größern Materials, das Dank der ansteigenden Liberalität der Archiv-
verwaltungen in immer zunehmendem Maße zuwuchs. Aber sie beruhte vor
Allem auf der Entkleidung der Revolution von dem Schimmer, als wäre
sie eine auf die Reinigung der Leidenschaften aller Völker durch Furcht und
Mitleid berechnete nationale Tragödie, auf der Entkleidung von allem ihr zu- H
gemessenen Weltheilandsthum, und auf der nüchternen Kategorisirung derselben
als politischer und socialer Prozesz. Das ethische Pathos verflüchtigte sich in
dem Maße, als die realen Einflüsse in den Vordergrund gestellt wurden.
Und alsbald machte sich bei solcher Betrachtungsmeise eine organische Wechsel-
wirkung zwischen dem Westen Europas und dem Osten geltend, welche mehr
als alle örtlichen Grundmotive zu den Schicksalsmendungen der Revolution
beigetragen hat. Dieser mit Scharfblick erfaßte und bis in seine fernen Ver-
zweigungen verfolgte Gedanke erwies sich überaus fruchtbar zur Berichtigung des
Gesammtbildes, dessen Schmerpunkt dadurch dem trüben Schlamm des Pariser
Gassenpöbels und seiner Orgien entzogen und dorthin verlegt wurde, wo sich in
der Thai die Geschicke vollzogen, unter deren unheilvollem Vorwalten die Revo-
lution zur Riesengröße emporwachsen konnte. Die Verknüpfung der inneren
Politik der Revolution mit der äußeren, das Eindringen in den Zusammen-
hang des Einsturzes der französischen Monarchie und der polnischen Republik, die
durchgreifende Verfolgung der Erschütterungen, welche durch diese Doppelwirkung
über die deutschen Mächte hereinbrachen — alles dies in ein logisch-organisches
ursächliches Verhältniß gestellt, rief eine klare Lichtfülle hervor, unter welcher
der Falstasf-Ruhm des Revolutionsheldenthums verblaßte und verging.
Aber auch die Revolution an sich erhielt vor der vorausfetzungslosen
Forschung eine andere Zeichnung. Wenn im Geiste Burke's nachgewiesen
wurde, daß in Beweggründen und Zielen die Uebereinstimmung von Revolu-
tion und Freiheit lediglich der Einbildungskraft und demagogischen Täuschung
angehörte, wenn mit thatkräftiger Beständigkeit die aller Natur widersprechende
Gleichheit in ihrem Widersinn an den Pranger gestellt und die Escamotage
der Gleichheit der Gerechtigkeit durch die Gleichheit des Rechts an allen
Orten enthüllt wurde, wenn die durch Raub und Mord und schandbaren
Eigennutz überall desavouirte Brüderlichkeit «6 adsnrliuru geführt wurde,
dann sanken die Säulen der „Menschenrechte" schmählich herab von dem
Grundstein, den träumerische Abstraktion, berechnende Selbstsucht, Ehrgeiz
und Herrschbegier aufgerichtet haben. In dieser Richtung bewegt sich die
Sybel'sche Beweisführung. Ueberall gilt ihm das Wort weniger als die
That. Was praktisch aus der tönenden Verkündigung geworden ist, darauf
vornehmlich richtet er das Augenmerk des Betrachters. Die bloße Kraftent-
wickelung kann er nicht als Gegenstand des Erstaunens anerkennen. Unter
dem sittlichen Maßstabe schrumpfen ihm die Giganten zu Pygmäen ein. Es
ist vielleicht nicht ganz ungegründet, was seine Gegner behauptet haben, daß
er angesichts des Uebermaßes von Verhimmelung und Verklärung, welche
vordem die Revolution und heute noch bei Parteien, die aus ihr ein dauern-

I, Lars in Breslau,
des ewiges Prinzip zur Correctur der Wucherungen in der menschlichen Gesellschaft machen wollen, gefunden hat, zu kühl sich zu dem Rest von idealem Gehalt, der dennoch auch nach Anerkennung aller verirrten Läufe übrig bleibt, verhalten und sich von dem Widerspruchseifer der neuen Auffassung zu sehr habe fortreißen lassen. Selbstverständlich wurde auch dort die volle Zustimmung versagt, wo der kosmopolitische Accent der Bewegung, wenn schon nicht wahrhaftig und ehrlich von den Männern der Revolution gemeint, doch seinem Wesen nach von hohem förderlichem Werth« gehalten wurde. Aber es ist nicht zu finden, daß diese Einwendungen völlig zutreffen, wenn man der Weisung unseres Autors folgt, der eben jenen idealen Gehalt für die seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Fluß befindliche reformatorische Umwälzung in Anspruch nimmt, in welcher die französische Literatur lediglich eine mit Ueberreizung angefüllte Episode und die Revolution ein mit epileptischen Verirrungen gemischtes und von den eigentlichen Zielen abführendes verunglücktes Zwischenspiel geschaffen haben.
Jedenfalls ist noch lange nicht die Kraft des Anstoßes versiegt, die Sybel's neuen Grund breitende Forschung und geisterfüllte Darstellung einer immerhin wichtigsten und folgenreichsten Epoche der Weltgeschichte bis in die Tiefe dringend gegeben hat. Es läge nahe, ihren Werth und die Energie ihrer Eigenthümlichkeit durch einen Vergleich mit dem viel gelesenen und anziehenden Werke Hippolyte Taine's zu beleuchten. Aber abgesehen davon, daß der französische Historiker auf den Schultern des deutschen steht, verschiebt sich das gemeinschaftliche Maß noch mehr durch die Verschiedenheit ihrer Zwecke und Absichten. Wenn Tains, wie es doch nicht blos auf dem Titel steht, sondern die Stellung seines Sehlvinkels bestimmt, die Structur und Beschaffenheit des heutigen Frankreichs auf ihre Entstehungsart und Herkunft prüfen will, so begrenzt das Problem von selbst schon die Auswahl der Elemente und schließt die Vollständigkeit ans, welcher der Historiker sich befleißigen mußte, der den bescheideneren, aber umfassenderen Wunsch hegte, „für die wissenschaftliche Erkenntnis; des historischen Thatbestands zu wirken". Freilich gemährt die unmittelbare causale Verbindung der Thatsachen der Vergangenheit mit den Erscheinungen des Tages ein prickelndes Interesse, aber was das Bild an überraschenden Harmonieen und drastischen Gegensätzen gewinnt, das verliert es an historischer Wahrhaftigkeit und wissenschaftlichen, Werths. Nur diesen Ruhm aber begehrte das deutsche Geschichtswerk, keinen Nebenzweck anschielend. Wenn aber gleichwohl bei der fühlbaren Fortwirkung jener Epoche auf unsere Zeiten, bei den, noch lebendigen Dasein der Staatsindividualitäten nicht blos, sondern auch ihrer Gegensätze und ihrer verschiedenen Lebensprincipien der untersuchende Historiker in die Lage kam, alte Wunden aufzudecken, Empfindlichkeiten zu erwecken, loyale Biedermänner anzustoßen. Verkanntes in das Licht der Wahrheit zu versetzen, so hatte man keinen Grund, über tendenziöse Vertheilnng von Licht und Schatten zu wimmern, denn nicht der Geschichtsschreiber, sondern die Geschichte selbst erhob ein zum

kzeiniich vo» Lybel. H?
Himinel emporschreiendes tabula llocot. Die Folge hat es gelehrt. „Mein-
Deutschland" hat sich als das wahre Deutschland, und der „tleindcutsche
Geschichtsbaumeister" als der wahre Geschichtsschreiber erwiesen.
Mit der Erwähnung dieses Spitznamens ist aber bereits angedeutet,
aus welche»» Lager der Widerspruch ertönte. Nicht blos entschuldbare öster-
reichische Befangenheit in einer Ansprüche begründenden Ueberlieferung,
sondern namentlich die Gefolgschaft jener Universalität, in welcher die Begriffe
Staat und Nationalität nur zu einer abgeschwächten Bedeutung gelangen
läutete an allen Glocken. Es gäbe ein inhaltsreiches Capitel aus der Literär-
geschichte unserer Tage und einen reichen Abschnitt aus dem Arbeitsfelde
unseres Historiographen, wenn man den polemischen Schriftwechsel im Einzelnen
«erfolgen wollte. Verkennung wäre es, nicht den Gewinn zuzugestehen, den
die Wissenschaft davontrug. Ein lebendiges Interesse wurde dadurch iu die
mm-r blüthenreicher sich entfaltende Geschichtswissenschaft getragen, und bald
wurde der Name Spbel's mit Verehrung und Bewunderung überall dort
benannt, wo sich Tneilnahme und Verständnis für sie kund gab.
'/ Die Blüthe der deutschen Geschichtswissenschaft wuchs aber nicht bloZ
- >s sich selbst heraus. Die Gunst, welche König Marimilian von Baieru
^r zuwandte, und die ihn in seinem Streben voll reinsten Adels mit Micke
m eine Beide schmückende Verbindung brachte, eröffnete die Möglichkeit,
historische Wirke von bleibendem Werthe ins Leben zu rufen und die immer
mehr sich der Geschichte zuwendenden jungen Geister mit fruchtbaren Aufgaben
zu betrauen. Da es sich nicht erlangen ließ, daß Ncucke selbst seinen Wohn-
fitz in Münchm aufschlug, so war es dem edleu Fürsten und noch mehr
seinem unvergleichlichen Lehrer keine Frage, daß Niemand anders als Eichel
den einflußreichen Lehrstuhl der bairischen Universität einnehmen könne. „Sie
bedürfen," schrieb Naicke seinem jüngeren Freunde, „eines Ihren Talenten
angemessenen Schauplatzes, München bietet Ihnen einen solchen dar" —.
München an sich wohl kaum. Das München, in welchem zehn Jahre zuvor
Herr von Abel uud damals Herr von der Pfordten das große Wort führten,
war wohl nicht der angemessene Schauplatz für die Talente des als „klein-
deutscher Geschichtsbllumeister" im Voraus vor seinen künftigen Zuhörern
stigmatifirten Lehrers. Dennoch aber hatte Nanke Necht, wenn er dem
Zögernden versicherte: „Sie werden sich in München besser befinden und
gleich nach ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten
Verhältnisse gewinnen. Wollen Sie sich selbst in den Weg treten? Weil
ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß
Sie annehmen." Nach allen Nichtungen hin hat sich die Vorhersage des
Meisters erfüllt. Noch heute ist der tiefe Eindruck nicht verwischt, deu Svbel's
Wirksamkeit in München hinterlassen hat. Ein Kreis schwärmerischer Ver-
ehrer und eine Gruppe geist- und hoffnungsvoller Schüler schnürte sich um
den Gelehrten, dessen fortreihender Zanber vor Allem auf dem Ernst, auf
der Wahrhaftigkeit und der scharfen Präcision seiner Grundsätze beruhte.
«llll! u„» Lnd, I.X., ,78, 4
.-

H8 I, Caio in Vreslau.
„Mit der bloßen historischen Kritik, mit der kritischen Sichtung des Materials und der Bildung der künstlerischen Forin ist es nicht gethan — es bedarf der geistigen Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Principien und der Grnppirung und Verbindung der Thatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten. Es ist das vielleicht die höchste und schwerste unter allen Functionen des Historikers; es ist jedenfalls die unerläßliche Voraussetzung sowohl der echten Kunstform als des gerechten historischen Gerichtes." Und das eben war Sybel's Stärke.
Er ließ keinen Zweifel darüber, wo die Federkraft seines Urtheils ruhe und welches der Inhalt seiner politischen und sittlichen Principien wäre. Diese bestimmte Klarheit gewann ihm Anhänger und Freunde und nach Nante's richtiger Prophezeihung, viel Ehre, aber auch das natürliche Correlat derselben — viele Feinde.
Schmerlich ist aber doch anzunehmen, daß Ncmke die Vorempfindung solcher aus den Gegensätzen entspringenden Schmierigkeiten nicht gehabt haben sollte. Wenn er dennoch eine Epoche der Befriedigung, Genugthuung und „Entwickelung" inaugurireu zu dürfen glaubte, geschah es im Hinblick auf die weitläufigen Pläne und Absichten, zu deren Verwirklichung die groß-herzige Munificeuz seines königlichen Freundes die sichere Aussicht gewährte, uud zu deren Durchführung der klare organisirende Geist und die unermüd-liche Arbeitskraft Sybel's auf das glücklichste geeignet waren. Damit aber begann im Leben und in der Wirksamkeit des Letzteren die Aera jener groß-artigen Veranstaltungen für eine tiefere uud systematische Erforschung der beschichte, welche nicht blos in unserem eigenen Vaterlande, sondern weit darüber hinaus einen uugeheuern — wir wagen die Behauptung: einen beinahe zu Ungeheuern — Impuls für Forschung und Darstellung heimischer und fremder, alter und neuer, politischer uud Culturgeschichte gegeben hat.
Da überdies die wiederum erwachende politische Bewegung und die in ihr auf den ersten Plan sich nnabweislich drängende Frage der Gesammtorgani-sation Deutschlands einen unverhältnißmlißigen Zudrang zu den Brunnen der Geschichte hervorrief und eine lebendige Regsamkeit auf diesem Eutturfelde eintreten ließ, entwickelte sich unter solchen Begünstigungen eine — um nicht mehr zu sagen — eine Art Treibhaushitze, die neben herrlichen, edlen Gewächsen auch mancherlei Wucherkraut emportrieb. Wenn auch Sybel von den großen Unternehmungen sich lediglich die Begründung uud Leitung der „Historischen Zeitschrift" uud die Anlage der Edition der „Deutschen Neichs-tags-Acten" als eigenes Nessort vorbehielt, so ist doch keine Schöpfung der „Historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften", deren „Sekre-tär" er 1858 geworden war, ohne seine eingreifende Mitwirkung, ohne den Stenipel seiner überlegenen Einsicht zu tragen, hervorgegangen. „Sekretär" ^ so lautet der officiclle Ausdruck, der Dhatsache nach würde „Bildner und Organisator" besser entsprechen.
Von hier au-ö, von diesem friichtbeschwerten Arbeitsfelde durfte Sybel

Heinrich von 5ybel,
allerdings in vollen Garben die Befriedigung und Entmickelnng seiner seltenen Gaben heimtragen, die ihm verkündigt war. Dennoch aber gelangte er auf den angemesseneren Boden, als ihn die preußische Regierung 1861 nach Bonn auf den Lehrstuhl berief, der durch Niebuhr, Loebell, Dahlmann geweiht und ausgezeichnet war. Fünf Jahre nur (1856—61) hatte Sybel in München gewirkt, aber Niemand wird das Geistesleben der süddeutschen Metropole schildern dürfen, ohne von den hellen Spuren zu reden, die er dort hinterlassen hat. Allein je mehr seine Eigenart sich hervorkehrte und je bestimmter seine Auffassungen sich über die einschneidenden Momente der Geschichte an bemerktem Orte kundgaben, desto lauter wurde auch die Stimme des Widerspruchs einer natürlichen Gegnerschaft. Man verdankt diesem Hader eine für das Verständnis; der deutschen Geschichte im Mittelalter überaus fruchtbare Discussion und man verdankt ihm eine der gluthvollsten, mit fliegendem Athem gleichsam hingeworfene historisch-politische Schrift, die trotz der Berechtigung mancher Einwürfe ebensosehr als wissenschaftliche That, wie als die klare, historisch begründete Aussprache des politischen Programms der nationalen Partei Jubel und Sturm weit hinaus über die gelehrten Kreise erregte. In der That ist die Abhandlung! „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" eine Bekenntniszschrift gewissennaßen, welche kaum ein Jahrzehnt später durch die größte Katastrophe des Jahrhunderts ihr placet erhalten sollte. Was ist denn dieses Kaiserthum, in dessen Erneuerung die Schwärmerei gutgesinnter Patrioten erst neuerdings die Erhebung der Nation aus der Schmach, die Aufrichtung ihrer staatlichen Kraft, die Organisirung ihrer sittlichen Fähigkeiten finden zu dürfen glaubte? Haben denn diese,«arle, diese Friedriche, diese Heinriche, zu denen mit fast religiöser Verehrung aufgeblickt wurde, wirklich den Ruhm deutscher Herrlichkeit und deutscher Eigenart im Auge und Sinn gehabt, als sie Einer nach dem Anden: unter den berauschenden Träumen des Weltregiments Krieg ohne Unterlaß und Eroberung ohne Schranke über alle Völker warfen? „Ist in Wahrheit die nationale Sache auf der Seite des Kaiserthums zu suchen, welches die Abstreifung deutscher Beschränktheit zu seinem ersten, die eigene Verwandlung in ein soldatisches Papstthum zu seinem zweiten, eine chimärische Weltunterjochuug zu seinem letzten Worte hatte?" Die bloße Aufstellung dieser Frage in einer buchstäblich akademischen Erörterung (in der Akademie-Sitzung vom 2«. Nov. 1859) mar ein Kampfsignal. Die gesammte Romantik, die spiritnalc wie die saculare, läutete Sturm, und Eideshelfer erstanden ihr initten unter den Freunden und Genossen des rücksichtslosen Ketzers. Nicht die Macht der gegnerischen Gründe aber drückte ihm die Feder in die Hand, sondern die Insinuation, daß gegenwärtige politische Parteiabsichten das wissenschaftliche Urtheil bestimmten, er fühlte seine wissenschaftliche Ehre angetastet und so entstand jene oben genannte Schrift. Etwas vom Löivenvrüllen tönt ans ihr heraus. Mit Hast und glühende»? Eifer überfliegt er die ganze jiaiser-Epopöe, mit Zom und Bitterkeit verweilt er bei dein zu fahlem und carri-

kirtem Widerschein abgeblaßten habsburgisch-österreichischen Kaiserthuin, und indein er die Mißgestalt, zu der die deutsche Nation unter diesen Einflüssen, die man verewigenwill, herabgesunken, aufdeckt, wirft er die Frage auf: Wer hat die Wahrheit der beschichte zum Dienste gehegter politischer Wünsche herabgebeugt und verkrümmt? Die Geschichte durch ihre lebendigen, vor den Augen stehenden Schöpfungen zu verstehen, wer will darin eine Schuld sehen? Und wer will es verurtheilen, den Standpunkt in den brennenden Tagesfragen auf das Verständnis! der Geschichte zu begründen? „Weil mir olle Vergangenheit die kaiserliche Politik als das Grab unserer Nationalwohlfahrt gezeigt hat, ziehe ich das „kleine Deutschland" von 35 Millionen dem großen Deutsch-Ungarn-Wälschen-Slavenlande von 70 vor." Und wie klingt so eigen in unseren Tagen die volle Zuversicht: „So sicher, wie die Ctrl nie seewärts fließen wird es zu einem engeren Bunde unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen: lediglich Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegang durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen; in jenem Falle mag die künftige Centralgemalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden, in diesem aber wird der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das uothwendige Ende sein."

Auch wenn nicht der Name Sybel's unter dem ersten Aufruf des deutschen „Nationalvereins" stünde, würde man ihn nach dieser Präcision seines Standpunktes zu den Gründern desselben zählen müssen. Aber die Macht des Eindrucks dieser Entblößung seiner innersten Gedanken und die Empfindung der Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung werden gesteigert, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Zuversicht ausgesprochen mar in einem Augenblick, da es schien, als ob feudal-mUitärischer Eigensinn und Uebermutli den Beruf Preußens verleugnen und alle nationalen Träume ersticken wolle.

Ein Jahr nach seiner Uebcrsiedelung nach Bonn ward er in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt und bald stand er in dem „Conftict", welcher der Zeit den Namen gegeben hat, in den vordersten Reihen der Kämpfer. Die Gefechtshitze brachte bekanntlich damals Parteien Schulter an Schulter, die ihrem gemeinsamen Namen sehr verschiedene Definitionen unterlegten, und die daraus sich entwickelnde Verwirrung der Principien, sowie die Rolle, welche die Taktik in solchem parlamentarischen Ringen spielt, ließen Manches zum Ausdruck kommen, was nur eine Wahrheit des Augenblicks für sich in Anspruch nehmen konnte, zumal im Punkte der eigentlichen Ziele und Absichten Alle im Dunkel tasteten. Snbel nahm seinen Stand dort, wo er am meisten den Sinn seines Lebens wiedergespiegelt fand. Nicht für spitzige Auslegung von Verfassungsparagraphen setzte er die Wucht seines Geistes ein, auch nicht für eine Hand voll parlamentarischer Gerechtsame. Das Princip der Freiheit stand ihm höher, und geborgen schien es ihm nur dort, wo der Staat als Rechtsstaat sich der nationalen Sicherheit und dem nationalen Glück zu Diensten stellt. Ungern sah man auf Seiten der Regierung den talentvollen

Meister der Rede und der politischen Gedanken in der auf Mißverständnis; beruhenden Gegnerschaft, und unter den Ersten, vor welchen man die Nebel der Zukunft, soweit es anging, zu lichten wagte, soll der Mann gewesen sein, der in keiner Lage seines Lebens sich den festen Glauben an Preußens deutschen Führerberuf hatte einschränken lassen.

Ein eingetretenes Augenübel nöthigte Sybel, sein Mandat niederzulegen und sich ganz auf die Lehrthätigkeit zurückzuziehen. Wenn aber von dieser gesprochen wird, fo darf darauf hingemiesen werden, daß der größte Theil der gegenwärtigen Generation der Geschichtslehrer an den Universitäten enger noch mit dem Namen Sybel's verbunden ist, als die ältere mit dem Namen Ranke's. Es giebt eine specifische und charakteristische Sybel'sche Schule, welche obgleich ihr Männer angehören, deren bestimmte Selbständigkeit und Eigenart sich hoch entwickelt zeigt, dennoch sie sich dermaßen zu unterwerfen wußte, daß ihre Leistungen und mehr noch ihre Sinnesart und Forschungsweise die Signatur des Meisters angenommen haben. Und dieser Schule im engsten Wortsinne gesellte sich alsbald eine andächtige und ernste Gemeinde aus dem Kern der gebildeten Kreise des Rheinlandes, welche bei Universitätsfesten oder sonstigen auffordernden Gelegenheiten den klaren, geistdurchmobenen, von einer Art Sectirerfeuer durchglühten Vorträgen des redegemalt igen Historikers lauschte. So entstanden unter Einschluß einiger für die „Historische Zeitschrift" abgefaßten Abhandlungen jene in vier Bänden vorliegenden kleinen Schriften, eine Kette von Perlen reinsten Glanzes und unvergänglichen Werthes. Wäre die Bezeichnung nicht neuerdings durch die Usurpation eines Monstrums von Geschichtsmerk etwas abgegriffen, so könnte man sie init zutreffendem Sinn eine „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" nennen. Von „dem politischen und socialen Verhalten der ersten Christen" bis zu der politisch-psychologischen Analyse der vielfach verkannten Persönlichkeit und Nolle Napoleons III. schwingt sich die historische Betrachtung gleichsam niit Adlernttigen, bald hier, bald dort auf Gipfeln der Entwickelungsbahn anlandend, verweilend und die dunklen Verbindungswege erläuternd. So mannigfache Scenerien die verschiedenen Gegenstände der Behandlung auch bedingen, aus jedem Bilde dringen die idealen Anschauungen, unter denen sie aufgefaßt sind, hervor, aus jedem sprechen die, bald mit fortreißender Überzeugungskraft, bald mit zorniger Leidenschaft und dann wieder mit der Anmuth des Witzes geäußerten sittlichen Grundprincipien, welche dem Schöpfer zum Maßstab der Personen und Dinge dienen. Und welche Meisterwerke der Charakteristik und Seelenmalerei finden sich darunter! Die sorgsam ausgeführten Lebensbilder der Kaiserin Katharina und Joseph de Maistre's, welche das große Tableau der französischen Revolution gleichsam flankiren, können den kunstvollsten Essays der englischen und französischen Literatur an die Seite gesetzt werden. Auch dort, wo nur sogenannte brennende Tagessragen oder richtiger in der Zeit aufgeworfene Culturfragen erörtert werden, wie die „über Socialismus und Communismus" oder „über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen

und ökonomischen Fragen", oder „überFrauenemancipation", gewährt das Schürfen aus dem tiefen Schacht geschichtlicher Erfahrung den Auseinandersetzungen eine Originalität von ergreifendem Eindruck. Einzelne Abhandlungen knüpfen an eben erschienene historische Werke, andere wieder au politische Tagesdiscussion an, aber Alles in Allem sind sie eine tiefe Fundgrube historisch-politischer Erkenntniß und als Reflerionen der vorüberrauschenden Wandlungen der Cultur in der Seele des großen Geschichtsschreibers selbst Kulturdenkmale.

Inzwischen war aber schon die Zeit der Ernte und des Triumphes eingetreten. Als die schleswig-holsteinischen Verwickelungen sich aufthaten, begleitete Snbel den Donner der preußischen Waffeu mit seiner Abhandlung „Deutschland und Dänemark im 13. Jahrhundert", und als die preußischen Züudnlldeln die Richtigkeit seines nationalen Programms demonstrirteu, zertrümmerte er die hohlen Bauwerke österreichischer Hofgelehrsamkeit durch seine Untersuchung über „Oesterreich und Preußen im Revolutionskriege", und als Frankreich, schreckensbleich über den Schicksalstag von Königgrätz, sich in die Ordnung deutscher Dinge drängte, warnte er in einein Sendschreiben an Herrn de Forcade („Das neue Deutschlaud und Frankreich") vor frivoler Mißgunst und eitler Ueberhebung; und als dann die große Schicksalswende des Jahrhunderts eingetreten war, nnd eine Million deutscher Krieger mit siegreich flatternden Fahnen auf dem Boden Frankreichs stand, da antwortete er den Engländern in einem in der ?urtdnißdtlv i-yviy^ am 1. Januar 1871 erschienenen Aufsatze auf die ihm gestellte Frage, welches denn die Folge für die Ciuilisation Europas sein würde, wenn das Uebergewicht der französischen Dcgenspitze auf die deutsche hinübergeflogen sein wird, und exemplificirte an einer belgisch-französischen Broschüre mit zermalmender Schärfe der Kritik die Fadeuscheinigkeit der Sophismen, welche Deutschlands historisches Recht auf Elsaß-Lothringen verdunkeln wollen, und als das neue Deutschland seine ersten Schritte versuchte, da zeigte er mit tiefen: Ernst, „was wir von Frankreich lernen können," und endlich als noch einmal der große Gegensatz seines Lebens, jene römisch gestempelte Weltbürgerlichkeit die Stimme dieses Mal nicht blos gegen ihn, sondern an dem Gewinn der nationalen Arbeit rüttelnd gegen das Reich erhob, da entwarf er das furchtbar sprechende Bild „Nonifnz VIII." So hatte er sich ein dem Geiste des Jahrhunderts entsprechendes Bardenthum bei den großen Ereignissen der Epoche aufgelegt, aber wie jene alten Barden bisweilen auch zum Schwerte griffen, so warf auch er sich mit feinen Waffen auf das wogende Kampffeld. Es war fast selbstverständlich, daß er 1867 Mitglied des constituirenden Reichstags des Norddeutschen Bundes wurde, und als die religiösen Wirren, deren in den Grnndzügen übereinstimmendes Borbild einst schon vor seinen empfänglichen Iünglingsauge» in der Heimat vorübergezogen war, den Schwerpunkt aller Parteiung in das preußische Abgeordnetenhans verlegten, trat er 1874 als Mitglied in diese Versammlung, in welcher er mit hohem Einfluß bis zun, Jahre 1880, bis zur Niederlegung seines Mandats verblieb.

Diese Epoche in dem ^ebeu Sybel's ist so eng mit den allgemeinen politischen Zeitbewegungen verflochten, daß bei dem nur unvollständigen Einblick, den der beobachtende Zeitgenosse sich erobern kann, es kaum möglich erscheint, die Rolle eines Einzelnen, und wäre sie noch so bedeutend, auszusondern. Nur aus dein Effect ist zu schließen. Und wenn in dem großen Kampfe, der in Preußen über das Verhältnis), der Kirche zum Staat und zur Schule ausgebrochen war, der große Historiker neben den Staatsmännern zu den von den Ultramontanen bestgehaßten Persönlichkeiten gehörte, so dürfte in Anrechnung der geschärften Sehfähigkeit des Hasses der Einfluß desselben kein geringer gewesen sein. Daß der Verfasser der sogenannten Maigesetze und ihrer Ergänzungen in den Abschnitten der „Geschichte der Revolutionszeit", welche von der «oii8tituti«r> äu «Isr^^ handeln, bewandert war, ließe sich ohne große Mühe erweisen. Aber es war seiner Zeit kein Geheimniß, daß Sybel, in voller Uebereinstiminung mit den Maximen seines ganzen Lebens, auch der Interpretation und Anwendung der Ercerpte seinen leitenden Rath nicht versagt hat. Etwa um die Zeit, da diese erbitterten Discussionen ihren Höhepunkt erreichten, im Jahre 1875 legte Sybel die Bonner Professur nieder und verließ die Rheinlande, um einem Rufe der preußischen Regierung als Director der Archive nach Berlin an die Stelle des unvergeßlichen Mar Dlmöer zu folgen. Fast schon an der Schwelle des Alters eröffnete sich ihm ein Bereich der Thätigkeit, durch welche manche langgehegte Wünsche im Interesse der Wissenschaft und der nationalen Bildung ihre Erfüllung finden sollten. Wer heute die lange Reihe der „Publikationen aus den k. preußischeu Staatsarchiven" überschaut, in denen ein unermeßlicher Stoff der Forschung zugeführt ist, wer es würdigt, wie dadurch und durch die Erleichterung des Zugangs die sogenannten stummen Archive redend und lebendig gemacht wurden, wer Kenntniß hat von der verbesserten Organisation und größeren Förderung der Nonumsot», Oei-mimi«,! KiLtori«,, seitdem Sybel als Mitglied in die Direction eintrat, wer hinblickt auf das Gedeihen der großen Unternehmung einer Herausgabe der „Politischen Corresvondenz Friedrichs des Großen", wer die Gründung einer preußischen Station in Rom zur Erforschung deutscher Geschichte betrachtet — um von Vielem nur das Wichtigste zu nennen — der wird bekennen müssen, daß in segensvoller Stunde die Berufung Sybcl's nach Berlin erfolgt ist.

Aber lange schien es, als ob unter dem Betrieb dieser großartigen Veranstaltungen, die nicht mühelos der an karge Sparsamkeit gewöhnten preußischen Verwaltung abgerungen wurden, die schriftstellerische Thätigkeit des genialen Meisters ganz in den Hintergrund getreten wäre. Fast ein Jahrzehnt schien der Organisator und Verwaltungsbeamte über den Gelehrten und Historiker die Oberhand gewonnen zu haben, als mit einem Male von Mund zu Mund die Freudenkunde lief: die große, gewaltige Zeit der Wiedergebutt des Deutschen Reiches hat in dem Berufensten auch ihren Geschichtsschreiber gefunden. Mit einer Spannung ohne Gleichen wurde dem Er-

scheinen des Werkes entgegengesehen, und als es erschienen war, machten Auflage auf Auflage und Uebersetzungen in fremde Sprachen es zum Gemeingut der ganzen civilisirten Welt. Die in fünf Bänden vorliegende „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." ist seiner Zeit schon in diesen Blättern gewürdigt worden. Wo denn nicht? Noch einmal zog vor den Angen derer, die diese „Begründung" erlebt, und derer, die so glücklich waren, in den Besitz hineingeboren zu sein, die unvergleichliche Wendung vom Elend zum Glück, von Kampf und Zerrissenheit zum Sieg und Zusammenschluß, von Geringschätzung und Druck zur Ehre und Freiheit vorüber; noch einmal sah die Nation in plastischer Greifbarkeit die Fülle der Gestalten, welche in diesem weltgeschichtlichen Siegesspiel die Fahnen getragen, die Schwerter geschwungen, das Wort geführt und weisen Rath ertheilt. Aber hier in einem vollen, harmonisch gefügten, durch scharf und sicher begründete Causalitäten verbundenen Bilde. Es konnte den Umständen nach nicht anders sein: im ersten Augenblick nahmen der Autor nnd seine Leser ganz verschiedene Standpunkte zu dem Werke ein. Der stärkste Zug der Lesewelt, die Neugier, blätterte eifrig nach sensationellen Enthüllungen, nach geheimen Aufklärungen, die dem obersten Verwalter der geheimen Archive, in denen der Niederschlag aller bezüglichen Borgänge aufbewahrt wurde, doch nicht fehlen können. Es gab deren genug, in jedem Capitel, in jedem Abschnitt, aber sie waren nicht aufdringlich vorgeschoben, sondern nach dem Maß ihrer causalen Geltung in das historische Gewebe geschlungen. Die Verehrung und Dankbarkeit suchten nach den Aureolen und Verklärungen der Helden, die von dem geschwellten Gemüthe allein aus dem Erlebten in Erinnerung gehalten wurden. Es war nicht unterlassen, dem Ruhm seinen Glanz, dem Verdienst seine Farbe zu geben, aber sie waren mit dem Grad ihrer Bedeutung eingestellt in den epischen Stroni der zusammenhängenden Erzählung. Und selbst der Haß und die Abneigung forschten eifrig nach den dunkeln Schatten, nach den Interferenzen des Lichts, nach den Nnvollkommenheiten, die mit jeder menschlichen Größe sich paaren. Sie waren nicht verhohlen und unterdrückt, aber sie waren an die Stelle gerückt, wo von ihnen eine Wirkungsfpur ausgegangen mar. Gab es doch kluge, kritische Leute, welche fanden, daß, wenn schon die volle Wahrheit und Richtigkeit des Zeitbildes zugestanden werden müsse, doch der Enthusiasmus herabgestimmt, die Begeisterung heruntergezogen, Brand in Wärme und starrender Frost in Kühle verwandelt worden sei. Aber abgesehen davon, daß Andere Maßhaltung und den Ausschluß überstarker Accente dein Zwecke und d<?r Würde der Geschichtsschreibung angemessener erachten, würde die Anklage nicht härter klingen, wenn sie über ein „zu viel" sich zu beschweren IMe?
Man hat wohl in dieser Züchtung gesagt, der Geschichtsschreiber habe in dem Bilde vondem Protagonisten des Weltdramas, in der Figur des Fürsten Bismarck aus dem Königstiger eine Hauskatze gemacht. Allein diese Alternative aus dem Katzengeschlecht paßt weder zu dein hoheitsvollen Staatsmann«, noch zu denl strengen Ernst und der Erhabenheit des Geschichtsschreibers.

Allmählich mehr gewann denn doch der Gesichtspunkt die Herrschaft, den der Verfasser selbst als den seinigen bezeichnet. Nachdem er in seiner Geschichte der Revolutionszeit den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geschildert hatte, konnte ihm nach den großen Ereignissen von 1866 und 1870 kein Wunsch näher liegen, als darnach, auch die Wiedergeburt des Deutschen Reiches nach den authentischen Quellen darzustellen. Schon diese Aneinanderreihung der beiden großen Werke scheidet jede Concurrenz mit einer auf die momentane Wirkung berechneten Publicistik ans. Es ist nicht Verwendung der Wissenschaft zu irgend einem politischen Zweck, zu Gunsten irgend einer politischen Partei, 'sondern Wissenschaft schlechthin. Zeit seines Lebens hat der forschende Geist des Gelehrten sich mit dem üppig sprießenden Gewächs von Legenden, das um so dichter sich verschlingt, je größer die Weltereignisse sind, an welche sie sich anlagern, herumzuschlagen gehabt, was lag da näher, als denjenigen Ereignissen gegenüber, welche die eigene Nation zu neuem Leben erweckten, Sorge dafür zu tragen, daß weder der Ueberreiz des Enthusiasmus noch der Groll der Verwünschung zur Sagenbildung den Boden findet, als dieser glorreichsten Katastrophe der deutschen Geschichte gegenüber das Wort seines großen Lehrers, das Merkziel aller Geschichtswissenschaft zu erfüllen, darzustellen, „wie es gewesen ist?" Freilich wird das so entstandene Geschichtsbild zu einem Triumph seines Wirkens und Strebens. Er hat bekanntlich jedem Bande seines Werkes ein anderes auf den Inhalt weisendes Motto hingesetzt. Aber würde es nicht gerechtfertigt erscheinen, wenn dem ganzen Buche als Motto jene zuversichtlichen Worte vorgesetzt würden, die er im Jahre 1861 als den Inhalt seiner Ueberzeugung ausgesprochen hat: „So sicher wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem engeren Bunde unter Leitung seines stärksten Mtglieds kommen und Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen; in jenein Falle mag die künftige Centralgewalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden, in diesem aber wird der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das nothwendige Ende sein."

Wenn auch das Werk noch ein Torso geblieben ist, denn nicht mit der Bildung des Norddeutschen Bundes schließt die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. ab, so ist doch zu sagen, daß kein literarisches Werk der Neuzeit so sehr das deutsche Volk in seinein Gemüthe ergriffen hat, als dieses Stück Weltgeschichte. Voll inniger Dankbarkeit blicken wir zu dem Erzähler desselben hinauf, und wenn einst ein anderer Geschichtsschreiber die Männer darzustellen unternehmen wird, welche an dem Werke der Wiedergeburt der deutschen Nation mit Ernst und Eifer, mit Geisteskraft und Gemüthstiefe, mit Treue und Hingebung, mit Adel der Gesinnung und erhabenen Fähigkeiten gearbeitet haben, dann wird er den Namen Svbel's unter den Besten zu nennen haben.

Kntais, die alte Königsstadt von Imeretien.
Ein Reisemoment aus dem Aaukasus.
von
Bernhard Stern.
- Wien. —
ist ein ganz wundersanier Weg nach Kutcus. Von Batuni od«
Tiflis fährt man mit der Eisenbahn bis zur Station Rion und
von hier mit einer Zweigbahn nach der ehemaligen inierclischen
Königsresidenz, welche an Stelle der alten kolchischeu Hauptstadt Aea oder
KM« liegt. Da die Züge im Kaukasus niemals besondere Eile haben, kann
der Reisende die Landschaften, die man durchzieht, mit Muße betrachten.
Welche märchenhafte Gegenden! Die Natur scheint in immer neuen, un-
beschreiblich schönen Gestaltungen unerschöpflich, ein entzückendes Bild folgt
dein anderen. Und dann Kutals selbst! Diese Stadt liegt wie verzaubert
inmitten grünbekränzter Berge, an beiden Nfcrn des Nion oder Phasis, der
hier in wilder Lust dahinstürmt und von den Ufern große Steine und Erd-
stücke nnt sich reiht. Rings leuchten aus duftigen Hainen liebliche Villen und
in lauschigen Thälern liegen heitere Dorfschaftcn. Im Norden und Süden
ragen der große und der kleine Kaukasus, und der Elborus hebt seine seltsam
geformten Gipfel über die Wolken. Die Luft ist wann und weich. Ein
herrliches Klima begnadet dieses Land, das einen strengen Winter- ebensowenig
kennt als einen allzuheißen Sommer. Kulms liegt sechshundert Fuß —
146 Meter — über dem Meere und die Fieberdünste finden hier keinen so
günstigen Boden wie in den Marschen Mingreliens, in den sumpfigen Ebenen
um Poti oder Bakum.
Die Stadt Kntais ist hauptsächlich wegen ihrer Vergangenheit interessant.
Im Mittelalter wurde sie nach dem Sturze von Mzchet die Metropole von

ganz Georgien und erlebte als solche ihre Glanzzeit, die jedoch nicht lange währte; Tiflis riß bald die Hegemonie im Kaukasus an sich und Kutais sank immer mehr und mehr. Im fünfzehnten Jahrhundert zerfiel Georgien in drei Königreiche: in das knchetische, kartalinische und imeretische. Die Trennung wurde der Anlaß zn unaufhörlichen Kriegen, da ein Reich dem anderen den Rang streitig zu machen suchte. Aber auch im Innern jedes einzelnen Landes wühlten blutige Bürgerkämpfe. So folgte in Jmeretien kein Herrscher dem anderen in friedlicher Weise. Seit seiner Loslösung vom georgischen Mutterreich bis zun: Untergang seiner Selbständigkeit, im Laufe von 370 Jahren, wurde Jmeretien von dreißig Königen beherrscht. Bon diesen starben aber nur sieben als Regenten und zwar alle eines gewaltsamen Todes. Die anderen dreinndzmanzig gingen noch bei Lebzeiten des Thrones verlustig; sie wurden von Gegnern verdrängt und vertrieben.

Der unglücklichste aller imeretischen Fürsten, welche sich beiläufig bemerkt „Könige der Könige" nannten, mar ein Bagrat. Derselbe bestieg Z 660 den Thron. Obgleich er kaum sechzehn Jahre zählte, vermählte ihn seine Stiefmutter Nestar-Daredschan, die als eine lasterhafte Frau geschildert wird, gleich nach seinem Regierungsantritt mit der Prinzessin Keteman. Nicht lange genoß Bagrat sein junges Eheglück in Frieden. Als er zum Manne heranwuchs und schön und stattlich ward, verliebte sich seine Stiefmutter in ihn und begehrte, daß er die Keteman verstoße und sie selbst heirathe. Aber Bagrat liebte die Keteman und weigerte sich, dem Wunsche der Nestar-Daredschan zn willfahren. Darob entbrannte die Verschmähte in wildem Haß und beschloß, sich fürchterlich zu rächen. Sie zettelte eine Revolution an, nahm den König gefangen und ließ ihm durch einen ihrer Günstlinge, den Fürsten Wachtang, die Au^en ausstechen. Nach dieser Greuelthat vermählte sie sich mit Wachtang nnd bestieg selbst den Königsthron von Jmeretien.

Die Getreuen Bagrats riefen den Fürsten Wamek Dadicmi herbei und der kam mit einem mächtigen Heere herangerückt. Wohl sandte ihm Nestar-Daredschan kriegsgeübte Truppen entgegen, aber Wamek Dadiani siegte, drang in die Burg der Königin und ließ dem Gemahl derselben zur Vergeltung gleichfalls das Augenlicht rauben. Die Nestar-Daredschan entzog sich ihm jedoch und er kehrte wieder heim. Bagrat auf den Thron zurückzuführen war ihm ebenfalls nicht gelungen. Nun riefen die Jmeretier, welche der tyrannischen, eine wüste Günstlingsherrschaft führenden Königin nicht geneigt waren nnd sich nach Bagrat und seiner schönen Gemahlin zurücksehnten, den Pascha Osman von Achalznk herbei, und dieser eroberte die Stadt und nahm die Königin gefangen. Doch auch die schöne Keteman beanspruchte er als Lohn für seine Hilfe, und als man sie ihm nicht gutwillig gab, entführte er sie gewaltsam, da er ja Herr im Lande mar ... Mt dieser Beute verließ er Kutais, und Bagrat bestieg von Neuem den Thron. Ueber den Verlust seiner Ketewan tröstete er sich und bald — heirathete er zum zweiten Male. Wieder war seine Rnhe nur kurz. Dem Könige von Kartalinien stach

das herrliche Imeretien ins Auge und er hätte es gern erobert. Da er das begehrte Land von Bürgerkriegen zerrissen sah, rüstete er ein Heer aus und rückte, um den günstigen Zeitpunkt zu benützen, gegen die Hauptstadt Kutai's. Diese Gefahr wendete Vagrat glücklich ab, er besiegte den Kartalinierkönig. Doch schon drohte ihm neues Unglück. Seine Stiefmutter hatte in der Gefangenschaft die Gunst der Türken zu erwerben gewußt, ein Heer erbeten und erhalten und zog nun rachedürstend gegen Vagrat. Vor Kutai's aber ereilte sie des Schicksals Nache, sie wurde von unbekannter Hand ermordet. Ihr Tod rief Bestürzung in den Reihen der Ihrigen hervor, die sich. Wachtang an der Spitze, dein König Vagrat widerstandslos ergaben. Wachtang wnrde voil Nagrat selbst niedergemacht. „Du hast mir die Augen durchbohrt, ich reiße Dir jetzt das Herz aus." Mit diesen Worten tödtete der blinde König den blinden Gemahl der Nestar-Daredschan.

Vagrat lebte nur noch kurze Zeit und auch diese unter fortwährenden Vürgerkcimpfen. Sein Schicksal ist typisch, es ist ein Spiegelbild des Schicksals fast aller imeretischen Herrscher; Palastrevolutionen, Franenliebe und Frauenhaß, kleine und kleinliche Motive führten die Fürsten auf den Thron oder vernichteten sie . . .

Seit einem Jahrhundert gehört Kutcns zu Nußland und seitdem hat sich das Aeußere der Stadt ziemlich verändert. Von der alten, nach orientalischer Sitte gebauten Kapitale sind nur einige armselige Trümmer übriggeblieben, umschlungen von dichten Epheuranken, welche die immer mehr zerbröckelnden Fragmente der versunkenen Herrlichkeiten mühsam zusammenhalten... Unverwüstlich ist nur die Natur ringsumher. An den Stellen, wo einst im Schatten prächtiger Weihbuchen, Ulmen und Platanen reges Nitterleben geherrscht, ist dies Leben längst verstummt; die Väume aber blühen immerfort in ihrer alten Pracht. Auf dein Verge, wo ehemals das vielbesungene Aea und später die imeretische Königsstadt gelegen, steht heute eine russische Festung, allein am Fuße dieses Verges fluthen die Wasser des Phasis, die seit Jahrtausenden diesen Weg ziehen . . .

Die merkwürdigsten Nuinen in Kutals sind die des Stadttheils Uchimerion mit den Nesten der Vurg, deren Zerstörung 1769 erfolgte. Der russische General Todleben war damals dem schwachen König Salomo zu Hilfe geeilt, welcher einer Revolution machtlos gegenüberstand. Die Imeretier riefen in ihrer Noth die Türken herbei, welche sich auch früher als die Nüssen des Landes bemächtigten und Nchimerion, die Vurg von Kutais, besetzten. Als aber General Todleben seine Geschütze gegen die Stadt spielen ließ und die Türken merkten, daß sie in derselben nicht genügend sicher wären, ließen sie ihre Schützlinge im Stich und schoben heimlich ab. Ohne Vlutvergießen zogen die Nüssen ein und gaben dem König Salomo seinen Thron wieder. Um die Türken an einem zweiten Occupationsversuche zu verhindern, sprengte König Salomo die Vurg Uchimerion in die Luft. Der Türken mar er nun ledig — aber die Nüssen blieben . . .

A >,ta>s, die alte Königsftadt von Imeretirn.
Die Trümmer zeigen noch einzelne Stücke einer Citadelle, Thore, Wasserleitungen, Kaskaden. Auch die Reste einer Kirche mit georgischen Skulpturen fesseln das Auge.
Dies ist ziemlich Alles, was Kutais an Bauwerken vergangener Zeiten erübrigt hat.
Die neue Stadt hat nichts Besonderes, sie gleicht einer gewöhnlichen russischen Provinzstadt mit einförmig geraden Straßen, mit einigen nach alltäglichem Muster errichteten Gebäuden und dem obligaten Stadtpark, welcher allerdings, dank der wunderbaren Natur, von unvergleichlicher Schönheit ist.
Die Hotels sind schlecht und schmutzig, die Wirthe und Kellner — meist von höchstem Adel, der im Kaukasus billig ist — eitel und unwillig in der Bedienung der Gäste, die gleichsam nur da sind, unverschämte Rechnungen zu begleichen. Das bürgerliche Leben bietet geringe Freuden, das militärische gar keine. Der Aufenthalt ist mit Schwierigkeiten verbunden und Ausländern selbst ein Besuch fast unmöglich, da man dazu früher eingeholte Erlaubniß der Regierung braucht. Bis man eine solche erhält, kann man getrost eine Weltumschiffung vornehmen. Denn Kutais ist eine militärische Hauptstadt des Kaukasus und die Spionenfurcht der Russen eine geradezu lächerliche.
Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über 15000 und zertheilt sich auf Jmeretier, welche den Hauptbestand der Bevölkerung bilden, auf Armenier, Juden und Russen. Griechische und türkische Händler und lasische Tagelöhner finden sich vereinzelt, ebenso die ossetischen und swanetischen Gebirgler, welche iin Bazar Satteldecken, Burkas, Häute von Bären, Füchsen und Mardern, Wachs und Honig feilbieten.
Die Jmeretier ähneln den Georgiern stark, doch ist ihr Gesichtsschnitt ausdrucksvoller und edler. Die Schönheit der Frauen sowohl als die der Männer ist berühnit. In den ärmlichen Hütten von Kutais trifft man häusig mit bunten Lappen kaum genügend bekleidete Gestalten, die zu Marmor verwandelt vortreffliche Seitenstücke zu der Canovaschen Venus im Palazzo Pizzi oder zum Apollo vom Belvedere abgeben könnten.
Wie sehr sich auch das Aeußere der Stadt verändert hat, das Leben der Eingeborenen ist unverfälscht geblieben, und besonders hat sich unter den Jineretiern die sogenannte kaukasische Tracht reiner und schöner erhalten als in den anderen Städten, welche großentheils vollständig russisicir: sind.
Diese kaukasische Tracht, welche aus der Kabarda, einem Ländchen am oberen Laufe des Kuban und der Kuina stammt, besteht zunächst aus der Tscherkeßka und dem Beschmet oder Archalyk, von denen das letztere unter der ersteren getragen wird. Das Beschinet ist ein Rock mit Aermeln und reicht bis zur Hälfte des Unterschenkels. Es wird vorn mit Oesen und Haken bis an den Hals geschlossen und hat einen niedrigen Stehkragen und an beiden Seiten weite, von oben nach unten geschnittene Taschen. Der Stoff des Beschmets besteht aus einem gestreiften oder geblümtem Baumwollenzeng; wohlhabende Leute lassen Kragen und Aermel mit Seidenstoff einfassen.

60 Vernhaid stein in Wien.
Die Tscherkeßkll oder Oberrock ist länger und weiter als das Beschulet. Die Aermel werden um die Hälfte zurückgeschlagen, so das; die Aermel des Beschmets zum Vorschein tommen. Geschlossen wird die Tscherkeßka durch Oesen und kleine aus Zwirn gedrehteKnöpfchen, jedoch nur bis zur Mitte der Brust. Von da geht das Kleid nach oben zu immer breiter auseinander. Auf der Brust der Tscherkeßka befinden sich zu beiden Seiten mehrere oft mit Silber, Gold uud Elfenbein verzierte Hülsen für Patronen. Taschen hat der Oberrock nicht, sondern bloß Schlitze, durch die man in die Taschen des uuteren Rockes langt. Als Stoff für die Tscherkeßta dient einfaches und einfarbiges Wollenzeug.
Bei kaltem oder regnerischem Wetter trägt man an einem Riemen um den Hals über der Tscherkeßta und dein Beschmet eine Art Filzrotcmde, die Burka, deren Außenseite mit Pelz überzogen ist.
Die Beinbekleidung bilden glatt anliegende Hosen aus dunkelfarbigem Stoffe. Darüber zieht man lederne oder tuchene, manchmal mit Tressen und Stickereien versehene Gamaschen. Die Schuhe sind einfache Halbschuhe oder Sandalen aus geschnürtem Leder.
Auf dem Kopf trügt mau als Turbane gewundene Baschlyks oder viereckige, zierlich eingesäumte Tuchlappen von meist brauner Farbe oder kleine mit Tuch eiugefaßte Deckel, welche niittels einer Schnur um das Kinn gehalten weiden.
Dies ist die tankasische Tracht, wie sie insbesondere in Imeretien im Gebrauch steht. In den anderen Provinzen finden selbstverständlich mancherlei Abweichungen statt. So sind in Grusien Beschmet und Tscherkeßta bedeutend kürzer und die Aermel der letzteren vom Ellbogen an aufgeschlitzt und der Bequemlichkeit wegen über die Schulter geworfen oder auf dem Rücken zusammengebunden. Die Tuschen und Pschawen wiederum tragen statt der festgenähten Patronenhülfen mehrere messingne Behälter auf eiuer Schnur aneinandergereiht um den Hals. Am verschiedenartigsten ist die Kopfbedeckung. Die Grufier haben einfache, spitze, oben etwas eingeknickte Mützen von mäßiger Grüße und aus Vocharafell. Die Tataren und Armenier besitzen gleiche Mützen wie die Grusier, jedoch sind die ihrigen mit Tuch oder Sammet eingefaßt und häufig auch mit Gold gestickt. Ganz schmucklose spitze Mützen, aber von riesiger Größe haben die Juden in Mingrelien und Imeretien. Bei den Tuschen nnd Pschawen sieht man Filzkappen mit aufgeschlagenen Krampen, bei den Mingreliern und Guriern Tuchlappen oder Tuchdeckel wie bei den Imeretiern. Eine besondere Tracht besitzen die Chewsuren, ein Voll von wenigen Tausenden, welches das wilde Gebirge nördlich von Tioneti bewohnt. Die Chewsuren tragen nämlich schwarze Wollenröcke, die bis zu den Knieen reichen uud auf der Brust, den Schultern und den Aermeln mit aufgenähten kleinen rothen Kreuzen geschmückt sind. Man glaubt daher dieses Volt von den Kreuzfahrern ableiten zu dürfen.
Von den kaukasischen Waffen, welche die einzige Zier der Männer bilden.

Rtttais, die alte Königsstadt von)meretien.
sind vor Allem Kinschal und Schaschka zu nennen. Der.«inschal ist ein zweischneidiges gerades Messer von dreißig bis vierzig Centimeter Länge. Ter Griff mit kleinem Ausschnitt für die Hand hat keine Parirstange und steckt in einer schwarzen Lederscheide. Getragen wird der «inschal vor der Mitte des Leibes an einem Riemen, welcher zugleich als Gürtel für die Tscherkeßka dient und an mehreren Haken auch noch eine Fettbüchse, einen Fenerstahl und sonstige tägliche Gebrauchsgegenstände hält. Die Schaschka ist ein schwach gekrümmter Säbel und hängt an einem besonderen Bande mit der concaven Seite nach vorn an der linken Hüfte. Gute Klingen sind gesucht. Ich kaufte im Bazar von Kutais ein vortreffliches altes Stück mit einer eingravirten Anschrift für sieben Rubel. Bei einigen wenigen Stämmen findet man auch Flinten, Pistolen und vollständige Rüstungen. So haben die Chemsuren Kettenpanzer, kleine eisenbeschlagene Schilde, Armschienen und Beinschienen und Helme, welcheKopf nnd Nacken schützen und nur die Augen frei lasseil.
Frauen und namentlich eingeborene Frauen sah ich in den Straßen nur wenige und dann meist mit der Tschadra dicht verschleiert, so daß nur die helle Farbe der Kleider durchschimmerte. Doch bemerkte ich auch die sonderbare Haartracht. Zu jeder Seite des Kopfes fielen zwei oder drei gedrehte Locken bis unter die Ohren herab. Auf dem Scheitel ruhte ein Diadem aus Summet, meist von greller Farbe und mit Perlen nnd Gold geschmückt. An das Diadem schloß sich ein Stirnband und an diesem war ein kleiner Gazeschleier befestigt. .
Mehr Sehenswürdigkeiten als in der Stadt selbst fand ich in der Umgegend von Kutais, in dem neun Werst entfernten Kloster Gelati. Der Weg dorthin führt durch das Judenghetto der alten Königsstadt und giebt Gelegenheit, einen flüchtigen Blick in das Leben und Dreiben dieses versprengten Dheiles des israelitischen Volkes zn werfen. Die Leute leben meist vom Handel, da ihnen andere Erwerbszweige vollständig verschlossen sind. Und in diesen? einzigen haben sie auch eine große Concurrenz in den schlauen Armeniern, so daß ihre Eristenz nicht beneidenswerth ist.
Nach Verlassen des Ghetto gelangt man ins Rionthal und dann abwärts in entzückende Fluren, bis mau nach kaum drei Stunden gemächlicher Fußwanderung das Kloster Gelati auf einem Bergvorsprung vor sich liegen sieht. Von oben ist eine Aussicht, die sich nicht beschreiben läßt und die auch kein Bild getreu darzustellen vermöchte. Unten dehnt sich das Thal des „rothen" Flusses Tzchal Tzitheli, welcher von den östlich liegenden Nakeralabergen herniederströmt und unterhalb Kutais in die Kwirila mündet; in der Feme vor uns leuchtet der deutlich sichtbare Kegel des Tetmuld; und wenden wir die Blicke nach rückwärts, so sehen mir die vielgeformten imeretischen Berge emporsteigen und vor ihnen die Landschaften Letschgum und Radscha mit dem Chomliberg, an welchen Prometheus geschmiedet war . . .
Tritt man aus der Natur in die Kirche, so spürt man den Gegensatz zwischen der göttlichen Unsterblichkeit, welche draußen waltet, und der irdischen

Bergänglichkeit, welche in dein von Menschenhand errichteten Gotteshause zu Tage tritt.
Zwar steht der gigantische Bau mit seinen gewaltigen Steinen — manche haben eine Klafter Durchmesser — noch immer in wunderbar festem Gefüge, obgleich er bereits mehr als sieben Jahrhunderte alt ist; allein in den Hallen ruht nur der Staub vergessener Herrlichkeiten. Tiefe Stille, Todtenstille. Nur da nnd dort fällt ein abgebröckeltes Mauerstiickchen zu Boden, oder ein Windhauch zittert durch die Mauerspalte und erregt die Unbeweglichkeit zu einem leisen kurzen Erwachen . . .
Die Klosterkirche von Gelati ist ein byzantinischer Centralbau mit einer von einem kegelförmigen grünen Dach überdeckten Kuppel und hat im Jnnem die gewöhnliche Kreuzform der griechischen Gotteshäuser. Viel Pracht und Glanz muß hier einst gewaltet haben. Noch steht in unerhörtem Schmuck von Gold und Perlen und Edelsteinen der Ikonostas da und in goldenen Rahmen sind Reliquien eingefaßt und eine Menge kleiner kostbarer Heiligenbilder mit griechischen Inschriften fesselt das Auge. Interessant sind zahlreiche Steine mit daruntergesetzten Bersen. Als der Reisende Thielemann den ihn begleitenden Priester um Mittheilung des Inhalts dieser Verse bat, erhielt er zur Antwort, Niemand könnte sie entziffern. Thielemann nahm einen Abdruck nach Europa mit und hier entpuppten sich die im christlichen Gotteshause angebrachten Verse als kufische Inschriften, welche den Namen Mohammeds mit den zwölf Jmainen anführten ...
Die Wände, namentlich in der Nähe der Portale und Fenster, haben flachen Reliefschmuck, der von gediegenem Formensiun zeugt. Ein häufig wiederkehrendes Ornament ist ein reizendes kleines, rings von stufenförmigen Hohlkehlen umgebenes lateinisches Kreuz, Die Fresken an den Wänden erscheinen theils als Erzeugnisse der späteren strengen byzantinischen Kunst, theils sind sie im Mittelalter zur Zeit der Blüthe der italienischen Malerschulen von Genuesern, die häufig nach dem Pontuslande kamen, restaurirt worden. Auch die neueste Zeit machte Renovirungsversuche: russische Offiziere vertrieben sich die traurige Garnisonseinsamkeit durch — einfaches Ueberstreichen der Fresken ..
Die Bilder stellen zumeist Porträts imeretischer Fürsten vor, auf deren Häuptern die schöne Königskrone prangt.
Diese Krone eristirt noch in Wirklichkeit. In einer Kapelle des Klosterö liegt sie nebst anderen kostbaren Reliquien; eine morsche Kiste birgt sie, die edlen Steine sind von Staub fast blind, die goldenen Reifen und Bügel geschwärzt und das Kreuz auf der Spitze zerbogen und gebrochen . . .
Eine andere Klosterkapelle birgt das Grab des Königs David, der diese Kirche erbant hat und den Beinamen „der Erneuerer" führte. Epheu bedeckt die Gruft mit einein dichten Teppich, unter welchen? eine Steinplatte mit einer Inschrift in Chuzuri hervorleuchtet: „Sieben Könige haben mir gelmldigt; Perser, Türken uud Araber habe ich besiegt und aus meinem Lande gejagt . . ." Neben dem Grab befinden sich als Siegstrophäen eiserne Thor-

flügel, die man früher für die Thore von Derbent hielt, bis der Forscher Brosset nachwies, daß sie von dein alten Gündscha, dein heutigen Jelißawetpol flammen.

Nur wenige Werst voin Kloster Gelati entfernt liegt das Kloster Motzamethi mit einein auf Löwen ruhenden Sarkophag. Die Natur ist auch hier berückend schön. Während Gelati stolz von einem Bergvorsprunge hernieder-schaut, liegt Motzamethi gleichsam in einer stillen Höhle im Thal Tzchal Tzitheli und ist von Pflanzen und Bäumen bedeckt und versteckt. Lorbeeren und besonders Buchsbäuine von riefiger Höhe schlingen ihre Aeste um das Kloster, und Epheu nnd wilder Wein ranken sich wuchernd zum Dache empor und schmücken den vereinsamten Bau mit immergrünen flatternden Fahnen, mit Schmuck und Zier, die schöner und unvergänglicher sind als die kostbarsten und dauerhaftesten Ornamente von Menschenhand . . .

N«,d und Süd. I^i, >?»
S

Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen.
von
Joseph -Zaffe.
— Berlin, —
Auguste Barbier, Zamds»,
i.
Als damals glühend auf de» leergefegten wegen
Die heiße Iulisonne lag
Und durch die kiifte pfiff der tolle Kugelregen
Bei Sturmgeläut den ganzen Tag,
Als ganz Paris, ein Meer in wilder tiochftuth Brausen,
Zich jäh erhob voll Zorn und Groll,
Und donnernd, als Lrwid'rung im Rartätschensauscn
Die Marseillaise stolz erscholl. —
Da sah man wahrlich nicht, wie heut in unfern Tagen
Geputzte Uniformen, nein I
In kumpen fühlt' man freie Männerherzen schlagen,
Und manche Hand war nicht grad' rein,
Die in den Büchsenlauf hinabstieß blaue Bohnen;
Wild rief in je„es Tages Noth
Manch fluchgewöhnter Mund, zerbeißend die Patronen:
vorwärts, Franzosen, in den Tod!
wo war es damals denn, das zierliche Gelichter
In weißer Wäsche, feinem Frack
Und 5ch„ürleib, all' die jämmerlichen Weibsgesichter,
Der Pflastertreter nobles Pack,

Französische Gedichte in deutschen Nachdichtungen,
was thaten sie, als mit dem hochgefchroung'nen Södel
Im Rugelsausen, Mann an Mann,
Die heilige Canaille und der ärmste Pöbel
Sich die Unsterblichkeit gewann?
Als ganz Paris, ein leuchtend Schauspiel ohne Gleichen,
Sich stürzte in das Bajonett,
Da sah man jene Buben still zur Seite schleichen,
öc> krochen feig sie in das Bett.
HI.
Die Freiheit gleicht nicht einer Dame nach der Mode,
Die stolz und faul den Tag verbringt,
Die schon bei einem Schrei erschrickt zu Tode,
Die ihre fahlen Wangen schminkt.
Sie ist ein kräftig Weib, gebräunt, von starken Gliedern,
Ihr Reiz ist herb, der Stimme «lang
Tönt rauh, das Auge funkelt unter seinen kidern,
Schnell und beweglich ist ihr Gang.
Des Volkes wildes Tosen liebt sie, blutig Morden,
Und Trommelwirbel, Sturmgeläut,
Im pulverdampf vermählt zu graiisigen Accorden,
Das ist es, was ihr Herz erfreut.
Den Liebsten wählt sie sich aus dem gemeinen Trosse,
Und wenn sie ihre Gunst ihm schenkt,
Dann heischt sie dräuend, daß der starke Bettgenosse
Mit blut'gen Armen sie umfängt,
IV.
Sie ist die Tochter der Bastille, jäh im Zürnen,
vie einst im tollen Uebermuth
Fünf Jahre hat erhitzt mit «üiisten, die den Dirnen
Sie abgelauscht, des Volkes Blut.
vie dann es nicht verschmäht, bei wilden Schlachtgesängen,
Zn wetterwend'schem weibersinn
Sich an des zwanzigjähr'gen Korsen Arm zu hängen
Als kecke Marketenderin
Da endlich sie zurückgekehrt in uns're Mauern,
Die Schärpe um die nackte Brust,
Schön, wie nur je, wie wandelte sich unser Trauern
Zin Nu in längst verlernte kustl
Da hat ein Rönigsdiadem in kaum drei Tagen
Dem Volk sie aufgesetzt als Lohn,
Armeen hat sie besiegt Titanen gleich zerschlagen
Mit Pflastersteinen einen Thron
V.
B Schande, dies Paris, so schön in seinem Rasen,
Paris, voll Majestät und Ruhm
Am Tage, da sein Soriieshanch einst weggeblasen

Joseph Zaffo in Berlin.
Das fluchbelad'ne Königthum,
Paris in Thränen schön bei seinen Trauerfesien,
Bei seiner Bürger Leichenzug,
Mit aufgeriss'ncm Pflaster und mit Mauerresten,
Durchlöchert, wie ein Fahnentuch,
Die edle Stadt, um die ein korbeerhain erblühte,
Dies stolze, mächtige Paris,
vor dem die ganze Menschheit in Bewnnd'rung kniete,
Vas sie anbetend heilig pries, —
Ha, dies Paris ist heut beschmutzt von tausend Pfütze»,
Ein Sündenpfuhl, in Kolh verschlammt,
Zn den die Gossen ihre ekle» wogen spritzen,
Tin sumpf, verpestet und verdammt,
Ein Zammerloch, gefüllt mit Schurken und mit Vetteln,
Mit Strebern aus dem ganzen kand,
Die frech von Thür zu Thür, von Haus zu Hause betteln
Um ein rlendes Endchen Band,
Die mit Geschrei und demuthsvollem Schweifgewedel,
Mit kVcker Stirn und dreistem kug
Ein Stück begehren von dem blutgetränkten Trödel
Der Macht, die man zu Grabe trug l

VI.

Aus seiner öden Saubucht kam in wilden Sätzen
Der schwarze Keiler vorgerannt;
Nun liegt er jählings hingestreckt nach tollem Hetzen
verendend da im Sonnenbrand.
Er wälzt am Boden sich, es zittern seine Glieder,
von blutig roihem Schaum bedeckt,
Zu Tod ermattet sank der borstige Recke nieder,
vie Zunge aus dem Hals er streckt.
Hallali bläst das Horn. Es stürzt die gierige Meute
Sich schnell, in athemlosem kauf
Die Zähne fletschend, auf die srisch erjagte Beute,
lvie eine Springfluth bäumt sie auf.
Die ganze Koppel stürmt heran, ihr lautes Vellen
Hallt durch des Waldes tiefe Ruh,
Schweißhund, Molosser, Dogge mahnt die waidgesellen:
Greift zu, ihr Brüder, greifet zu!
Zu Ende ist die Jagd, der Eber liegt im Blute,
wir Hunde sind die Könige nun,
Das Aas für uns! Jetzt diirfcn wir ei» Stück zu Gute
Uns »ach der schweren Arbeit thun.
vorwärts I es bleibt die Hundepeitsche heut zu Hanse,
Heut quält uns keines Iagdkncchts wuth.
Greift zu, ihr Brüder, lockend ruft zum Iögerschmanse
Das frische Fleisch, das warme Blut.
wie wer auf Stückwerk sich verdang, bei kargen köhnen

Die Schaufel regt ohn' Unterlaß,
wühlt emsig mit den Kralle» und den scharfe» Zähnen
Die Meute in dem blutigen Fraß.
Zum Hundestalle gilt's als Erster heimzueile»,
Die langbehaarte Gattin harrt.
Mit ihrem Hausherrn will sie eisersüchtig theilen,
was ihm als Zägerbeute ward.
Und triumphirend wirft mit Blut bedeckt und Geifer
Er einen Knochen halb benagt
Der Hündin hin: „sieh da!" ruft er in stolzem Eifer,
„Mein Antheil von der Königsjagd!"
Victor yugo,
liSS vkktirnsuts, c6. 1882 l°e""^s campl, Poesie., wm. IV >
Xlll. CKsosoii (p. dz).
Todt sind die kleinen Täuschen,
Das Männchen und das Weibchen,
Die Katze sing sie ein;
Zernagt sind ihre Reste,
wer kehrt zurück zum Neste?
V arme vögelein!
vom Hirten keine Kunde,
Todt sind die treuen Hunde,
Der Wolf bringt Euch Gefahr.
Es zittern Eure Leiber,
wer scheucht den feigen Räuber?
V arme kämmerschaar!
Er muß im Kerker sterben,
Sie im Spital verderben,
?m Hause pfeift der wind.
Kein Freund betritt die Stiege,
wer schaukelt deine wiege?
B armes, armes Kind!
II. CKsuson (p. 2Z7).
Einst machte, laßt es Euch sagen,
Der Herrgott voller Behagen,
Mit Satan eine Partie.
Zedweder hielt seine Karte,
Der setzte Bonaparte,
Der andre Mastai.
Ein armer, winziger Pfaffe!
Ein kleiner prinzlicher kaffe!
Welch' jämmerliches Spiel!
Gott machte es — ohne Zweifel
Mit Absicht — daß dem Teufel
Der ganze Einsatz verfiel.
„Dein sind sie!" rief mit Lachen
Der Herr, „was wirst Du nun machen?"
Der Teufel blickte voll Hohn,
Er packte die beiden Kleinen,
Auf petri Stuhl setzt' er eine»,
Den andern auf Frankreichs Thron!
V. ,,?uiscjue le juzte est 6»iis I'Abime."
(p. ><«5).
Sie treien uns mit frechem Hohne,
Und das verbrechen trägt die Krone,
Das Recht des Volkes wird gebeugt,
An allen Grenzen nnsrer kande
Ragt heut ein Denkmal unsrer Schande

Die Ehre ist erwürgt und schweigt,
V edle Freiheit großer Ahne»,
W Republik mit Deinen Fahnen,
Die einst geragt zum Himmelsblau,
Du wurdest schnöde überlistet.
Des Kaiserreiches Sünde nistet
verrätherisch im stolzen Bau.
Die Zeiten sind vom Fluch besessen,
Mein Volk, Du hast Dich selbst vergessen,
vu wurdest feiler lüge Raub.
Gesetz und Recht ward Dir zu Nichte,
was kümmert Dich die Weltgeschichte,
Und Deiner Väter heil'ger Staub?
willkommen seid Zhr meinem Herzen,
Verbannung, Armuth, bittre Schmerzen,
willkommen, thrcinenreiche Zier,
Es heult der wind durch meine Hütte,
Die Trauer naht mit diisterm Schritte,
Stumm setzt sie sich zur Seite mir.

Joseph Iaffö in Berlin.
Im Unglück finde ich Euch wieder,
Gestalten ineiner ersten Lieder,
Fiir die das Herz so heiß entbrannt,
W Freiheit, Mannesmuth und Tugend,
Geliebte meiner frohen Jugend,
Auch Luch hat schnöde man verbannt,
Sei mir gegrüßt, Du wasserwiiste,
Sei mir gegrüßt, o Jerseys Küste,
wo Englands altes Banner wehtl
Dem Fluthgebrause will ich lauschen,
De» woge», die im winde rauschen,
Her Melle, die im Sturm vergeht,
Ven Möve», die sich schaukelnd wiege».
Die schaumbespritzt gen Himmel fliegen,
vergoldet von der Sonne Strahl:
wie sie sich aus der Fluth erheben,
So ringt empor zu neuem Leben
Die Seele sich aus ihrer Tual.
Dumpf hallen von der Klippe wider
Die Seufzer und die Klagelieder,
Vie Ewigkeit schlägt an mein Bhr;
Die Welle bricht sich an den Steinen,
Dazwischen tönt das leise weinen
Der Mutter, die ihr Rind verlor I
Mred
Nie sollt de» Namen Ihr erlauschen,
Der Liebsten fein.
Dürft' ich mit einem Kaiser tauschen,
Er bliebe mein.
wir wollen preisen meine Holde,
Wenn's Euch gefällt,
Es gleicht Ihr Haar von Hellem Gold,
vem Aehrenfeld.
de Müsset,
clc ?ortunio.
was sie nur heischet in Gedanke»,
Ist mir Gebot,
Für sie geh' gern und ohne Wanken
Ich in den Tod.
Der stummen Liebe (Yualen fühlet
Mein armes Herz,
Und bis zur letzten Stunde wühlet
! Der bitt're Schmerz.
Nie werd' ich Euch den Name» sagen,
Fragt nicht darum,
Ich sterb für sie ohne Zagen,
Und bleibe stumm!
.X l»an>
Du bist's, für die ich einst entbrannte,
Die erste, welche mein ich nannte,
Der ich gewriht mein ganzes Sein!
Erinnerst Du Dich auch noch dessen?
Ich habe es noch nicht vergesse»,
Im letzten Sommer warst Du mein.
wie jöh entschwinden doch die Zeiten,
Die wir mit tausend Nichtigkeiten
vergeuden, schnell sind sie entfloh».
Last zwanzig Jahre sah ich schwinden,
Und Du, Gefährtin meiner Sünden,

Hast ihrer beinah' achtzehn schon.
Scheint auch die rothe Rose bleicher,
Ist ihre Pracht nur um so reicher,
Ich schmeichle nicht, schön bist Du doch!
Kein liebend Weib war liebevoller,
Kein spanisch Köpfchen jemals toller.
Denkst Du des letzten Sommers noch?
Des Abends noch, da Du mich kränktest,
Und dann Vein Halsgeschmeid mir
schenktest,
Da ich ob Deines Zorns geschmollt?
Drei Nächte fand ich keinen Schlummer,
In bittersüßem Liebeskummer
I Hab ich geküßt das kalte Gold.

Und die vcrrätherische schöne!
Denkst Du noch an die tolle Scene,
B Andalusiens holder Stern?
Dein liebster wollt' vor Lachen sterben
Und Eifersucht schien zu verderben
Den Gatten fast, den allen Herrn
Nimm Dich in Acht, hör' was ich sage:
Von neuem kehren jene Tage
Der kiebe bald vielleicht zurück,
Sin Herz, das je Dich hat besessen,
Kann Deiner nimmermehr vergessen,
Das Herz begehrt kein bester Glück!
AchmasI ich mag den Strom nicht dämmen,
Ich kann das Rad der Zeit nicht hemmen,
Ich halte feinen Gang nicht auf.
was kümmern uns entschmund'neFrenden?
Das Lied ist aus, wir wollen scheiden,
vas ist einmal der Welten kauf.
Die Seit entführt auf ihren Schwingen,
Den Lenz, die Lerche und ihr Singen.
Ach, unser Dasein gleicht dein Rauch,
Karg ist die Frist uns zugemessen,
was frommt mir, daß ich Dich besessen,
Und Dir, daß meiner D» vergessen, —
Mein Leben schwindet, Deines auch!
Bsriingcr,
OKsusovs.
Kam einmal ei» Papst gefahren
Ueber See zum heim'schen Strand,
Ls erwischten ihn Korsaren,
Schleppten ihn in's Heidenland.
Gransam fing er an zu fluchen,
Und es mahnt des Dieners Mund:
— Herr, du darfst nicht Gott versuchen
Bist verdammt bald wie ein Hund!
Schon sieht sich im Geiste brennen
Und am Pfahl der Kirche Haupt.
„Laßt uns Mahomet bekennen,"
Ruft er, „jetzt ist es erlaubt
Lin Prophet ist wie die andern,
Ihm voill dienen ich zur Stund."
— wirst ins Fegefeuer wandern,
Bist verdammt bald wie ein Hund!
Seine Vorhaut mußt' herunter,
wär' ein Türke gut und echt,
Hätte er sich nicht mitunter
Mit dem Imam stark bezecht.
Er benutzte seine Bibel
Dazu, wovon nichts drin stund,
— Heil'ger Vater, das ist übel.
Bist verdammt bald wie ein Hund!
Schlürfte Sorbet, rauchte pfeife,
Zog ganz wie ein Muselmann
Für den Halbmond auf die Streife,
Legt' sich auch ein Harem an.
Bei den Frauen, die er raubte,
thati' er manche süße Stund,
— Heil'ger Vater, wer das glaubte!

Bist verdammt bald wie ein Hund,
Lange sollt' er so nicht wirken,
Nach Marokko kam die Pest,
Heimwärts trieb sie nnsern Türken
Hin nach Rom, ins alte Nest,
„Laß dich schleunigst wieder taufen!"
„Nein, das wäre nicht gesund!"
— Herr, das ist zum Haarausraufen!
Bist verdammt bald wie ein Hund!
Schrecklich ist es anzusehen,
wie der Renegat es treibt,
Heischt, daß leer die Klöster stehe».
Und der Llerus sich beweibt.
Keinen Ketzer sieht man schmoren,
Das ist wirklich gar zu bunt,
— Herr, jetzt ist Ron, ganz verloren,
Bist verdammt bald wie ein Hund!
I.e« <lix mille Irsncs,
Zehntausend Franken bei den schlechten Zeiten,
Für nur neun Monat, — nein, das ist nicht schön,
wie soll ich diese Miethe denn bestreiten?
Da darf ich lange nicht ins wirthshaus geh»!

Joseph Inff^ iu Berlin,
„Herr Präsident, kann man's nicht billiger machen?"
, Nein, fasten Sie, Sie werden nicht gleich krank,
Den König haben Sie mit frechem Lachen
verhöhnt, das kostet just zehntausend Frank!"
Ich werde zahlen, freilich wird's mich kränken
Osch was geschieht mit meinem guten Geld?
will man den Staatsanwalt damit bedenken,
wird gar vielleicht ein Rath neu angestellt?
Es naht die Polizei mit schnellen Schritten,
Mein Conto bringt sie, ei, es ist recht lang,
Zeigt her: „Beleidigung der guten Sitten I"
Aha, für den Spion zweitausend Frank!
Vertheilen will nun einmal selbst den Raub ich,
De» die Justiz mir pfiffig abgerupft.
Am Fuß des Thrones wird die Haife staubig,
Ihr Krönungsbarden, seid Ihr noch verschnupft?
Singt, werthe Herrn, die Henne legt jetzt Eier,
Euch winken Brden, Allerhöchster Dank —
B weh, die heil'ge Ampel ist recht theuer,
Sie kostet mich genau zweitausend Frank!
Was sind denn das für Riesen, die sich zeigen?
Theils ist ihr Adel alt. theils ist er neu!
wie sie i» Demuth vor dem Herrn sich beugen,
Bei Gott, ein jeder Zoll ist ein Lakai!
Sie schneiden tüchtig Stucke aus dem Kuchen,
Venn sie sind übermenschlich groß und lang,
Nach ihre,» Maß muß Frankreich Aleider suche»,
Der Schneider kostet mich dreitausend Frank.
Ehorröcke schau ich, Krummstab, Bischofsmützen,
Paläste, Wappen, Purpur für das Haupt,
Geschirr vou Gold u„d Silber seh ich blitzen,
Aha, Sanct Ignaz hat den Schatz beraubt.
Er konnte meine Verse nicht verdauen,
Der Teufel winkt, mir wird ganz weh und bang,
Schon hält er meinen Engel in den Klauen,
Die Klerisei bekommt dreitausend Frank!
Nun wollen wir zur Schlußberechnung schreiten:
Erst zwei, dann zwei, dann zweimal drei: macht zehn
Famos! Es durfte la Fontaine vor Seiten
In die Verbannung freilich gratis gehen;
ver große Ludwig mocht' sich nicht blamiren,
Mich machen ein paar freie Verse blank.
Mein Herr Fiskal, Sie dürfen mir quittire»,
Der König hoch! Es stimmt: zehntausend Frank!

Die nationale Bedeutung
Friedrichs des Großen, insbesondere seinVerhältniß
zur deutschen Nationalliteratur.
je grobartiger die Bahnen sind, in welchen sich die Entwickelung
unseres nationalen Staates in den beiden letzten Jahrzehnten be-
WSÄu, wegt lm, je klarer es wcilirend vieler Entivickelung anck dein
verblendetsten Gegner derselben geivorden sein muß, daß die Begründung
des deutschen Reiches in erster Linie den Anstrengungen und Kräften
der protestantischen Großmacht Norddentschlands zu verdanken ist, um so
mehr wird jeder Unbefangene anerkennen dürfen und müssen, daß
die Interessen Deutschlands und Preußens in der Gegenwart kaum »och
von einander zu trennen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt
auch die Geschichte des preußischen Staates eine Bedeutung, welche weit
über die eines anderen Territorialstantes hervorragt. Diese Bedeutung aber
wird um so größer, je klarer unsere neueste Geschichtschreibnng nachgewiesen
hat, daß in keinem anderen Staate die nationaldeutschen Interessen so an-
säuernd und stetig, bewußt oder unbewußt, gepflegt worden sind, wie in
dem Staate der Hohenzollern, so sehr es auch bei oberflächlicher Betrachtung
hier und da scheinen könnte, als habe sich das preußische Machtsnstem recht
eigentlich im Gegensätze zur deutschen Centralgewalt entwickelt.
Am klarsten und bezeichnendsten tritt diese Thatsache dem größten
Könige auf Preußens Thron, Friedrich dem Großen gegenüber zu
Tage. Formell betrachtet bewegte sich die gewaltige Politik des „alten
Georg Winter.
— Marburg, —

Fritz" doch in ganz anderen Bahnen, als in denen des alten heiligen romischen Reiches deutscher Nation; ja das Größte, was der Große erreichte, errang er scheinbar in stetem furchtbaren« Kampfe gegen die Eentralgewalt, welche dem Namen nach das alte Reich zusammenhielt. Und dennoch lebte in weiten Kreisen des deutschen Volkes auch außerhalb der preußischen Grenzen die klare Vorstellung, daß dieser erste große Held, der für Deutschland nach jahrhundertelangem Hoffen und Harren wieder erstanden war, im letztem Grunde doch nicht antinational handeln könne, daß von seiner Wirksamkeit vielleicht eine Zerstörung der längst als verrottet erkannten Form, aber auch eine um so glänzendere Wiederanfrichtnng des wahren Wesens der nationalen Idee ausgehen werde. War doch nach allem Elend der Raubkriege, nach aller Schmach der Abhängigkeit Deutschlands von allen fremden Mächten Friedrich der Große der erste deutsche Fürst, der den Fremdlingen mit Macht nnd Nachdruck die Thür wies.

Vou dem Eindrucke, welchen diese neuaufgehende kriegerische Größe des Preußenkönigs auf die tiefer denkenden und empfindenden Zeitgenossen hervorbrachte, hat uns Goethe in seiner Selbstbiographie eine unnachahmlich plastische Schilderung gegeben. Es war die Wahlverwandtschaft des Genins, welche die großen Repräsentanten der neuen litterarischen Epoche mit dem größten Helden der That verband. Der Arbeit der geistigen Führer der Nation wurde durch das Auftreten dieses großen nationalen Helden erst ein thatsächlicher Lebensinhalt gegeben. Es ging durch das deutsche Volk wie eine frohe Ahnung, daß jetzt der Morgen einer besseren Zukunft herandämmere. Allüberall, auch iu den Staaten, welche selbst in, Kriege mit Friedrich begriffen waren, sammelten sich größere oder kleinere Gemeinden, welche ihren Rnhm darin suchten, schlechthin „Fritzisch" gesinnt zu sein, wie uns das eben Goethe an dein Beispiel seiner Vaterstadt Frankfurt anschaulich geschildert hat. Das jlinge, geniale Geschlecht, welches damals eine nene, glänzende Epoche der deutschen Literatur begründete und die Führung der geistigen Bewegung übernommen hatte, begrüßte es mit hellein Jubel, daß ihrem Volke nun auch auf dein Felde der That eine gewaltige Persönlichkeit erstand, so sehr mich Friedrich der Große, in den Traditionen der französischen Literatur aufgewachsen, sich gegen die literarischen Bestrebungen in Deutschland verschließen, ihre Leistungen verkennen mochte.

Die Anfänge unserer zweiten klassischen Literaturperiode waren in eine Zeit trostloser nationaler Zerrissenheit und Verwirrung gefallen; dem schöpferischen Drange der jungen Generation hatte bisher die Grnndlage gefehlt, welche sonst stets der nationalen Literatur eines großen Volkes ihr eigenthümliches Gepräge gegeben hat: jene Grundlage eines ans nationale Größe und Bedeutung gegründeten Selbstbewußtseins, welches die fast unerläßliche Vorbedingung großen geistigen Schaffens zu sein pflegt. Und bei aller Bewunderung, welche uns schon die ersten Stadien der nenaufgehenden literarischen Bewegung abnöthigen, werden wir doch nicht verkennen tonnen.

daß dieser Mangel in ihren Erzeugnissen doch noch mehr oder weniger zu Tage tritt. Jene gründlich verkehrte Richtung, welche der bewußte patriotische Drang in Klopstock und seinen Nachfolgern auf dein Gebiete des Bardengesanges genommen hat, ist doch in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Gegenwart so ganz des Stoffes für eine nationale Begeisterung zu entbehren schien.

Erst als der preußische Staat, jenes Länder- uud Völkerconglomerat, dem man noch vor kurzer Zeit die Möglichkeit einer dauernden Existenz völlig bestreiten zu können geineint hatte, in einem Kampfe von furchtbarer Gewalt und innerer Wahrhaftigkeit sich einen hervorragenden Sitz im Nathe der Völker errungen hatte, lenkten sich, wie wir hervorhoben, die Blicke der Zeitgenossen immer mehr auf die großartig geniale Gestalt des preußischen Königs, der endlich wieder einmal selbständig zu handeln und mit dein Schwerte in der Faust dein deutschen Namen Geltung bei den mißgünstigen Nachbarn zu verschaffen wußte. Jetzt erst begannen Viele zu ahnen, daß dieser Held berufen sei, dein nationalen Leben der Deutschen neue Bahnen zu eröffnen und die Möglichkeit einer gedeihlichen Zukunft zu verschaffen. Die kühne That des verwegenen Herrschers brachte den Zeitgenossen zum Bewußtsein, daß das nationale politische Leben wenigstens an einer Stelle im deutschen Vaterlands wieder erwacht sei. Mit Jubel vernahm man in ganz Deutschland, selbst in den Oesterreich anhängenden Territorien, die Kunde von der Vernichtung der französischen Armee bei Noßbach. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, schon geweckt durch das Ausblühen der nationalen Literatur, erstarkte mit munderbarer Schnelligkeit unter dem Eindrucke dieses wuchtigen Schlages gegen die verhaßten Fremdlinge. Man wurde sich mit Freuden bewußt, wie diese gewaltige Schlacht zum ersten Male wieder bewies, daß das deutsche Volk nicht bloß die Fähigkeit, kühn und groß zu denken, sondern auch die Kraft, kühn zu handeln, besitze. Diese Erkenntnis; erfüllte alle Parteien in: deutschen Volke mit frohem Selbstbewußtsein. Es kam hierbei wenig in Betracht, daß der König seine kriegerischen Erfolge zunächst im Kampfe mit dem Kaiser selbst errang. Denn längst fühlte man, daß die alten verrotteten Institutionen des Reiches keine wahre Lebenskraft mehr besäßen. Als der preußische Gesandte von Plotho den kaiserlichen Abgesandten, der ihm die Achtserklärung gegen seinen König „insinuiren" wollte, resolut die Treppe hinunterwarf, da fühlte man instinctiv, daß die Tage des alten Reiches gezählt waren, daß die Zeiten, in denen man sich über die Stellung uud Rangordnung der Reichstagsgesandten monatelang herumstritt und inzwischen den Feind in Deutschlands Gauen wüthen und plündern ließ, gründlich und für immer vorüber seien. Nirgends äußerte sich über das kühne Vorgehen des preußischen Gesandten wirkliche Entrüstung, vielmehr empfand man es wie eine Erlösung von einer alten verrosteten Fessel, daß sich jetzt der nationale Geist auch im Gegensatz zu den alten Formen Luft zu machen vermöge. Freilich

Gesrg lt?intrr in Ntarbnr«, —-
vermochten nur Wenige die letzten Endziele des großen Genius auf Preußens Throne voll und ganz zu verstehen, aber eine Ahnung von der mittelbaren nationalen Wirkung seines Schaffens hatte doch ein Jeder. Und wenn der süddeutsche Bauer in naiver Unbefangenheit in seiner Hütte die Bilder Maria Theresias und Friedrichs des Großen neben einander als einzigen künstlerischen Schmuck seines Heims prangen ließ, so lag dem doch der Gedanke zu Grunde, daß der Kampf dieser beiden entgegengesetzten Mächte zu einer neuen und besseren Gestaltung des deutschen Vaterlandes führen müsse.

Wie war es doch so ganz anders gekommen, als man damals vermuthet hatte, als Friedrich, in philosophische und schönwisfenschaftliche Studien vertieft, als Kronprinz in seinen: idyllischen Nheinsbcrg saß. Man hatte das Herannahen einer ruhigen, deni Dienste der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Aera für Preußen erwartet — und nun stürzte sich der „philosophische" Fürst in einen titanenhaften Kampf um die Eristenz und Größe seines Staates und errang sich inmitten der einander und ihm widerstrebenden Staaten eine Weltmachtstellung, wie man sie noch unter seinein Vorgänger für unmöglich erachtet hätte.

Eben weil diese Erfolge nach außen hin, seine Thätigkeit als Feldherr und Staatsmann, seine Bedeutung für die zukünftige Gestaltung der äußeren Forni des deutschen Staatslebens am klarsten erkennen ließen, hat die Geschichtschreibung ihnen ihre vornehmste Aufmerksamkeit gewidmet, solange die nationale Frage dieser äußeren Gestaltung der deutschen Einheit im Vordergrunde der Discussion und der Arbeit des deutschen Volkes stand. Als dann aber diese äußere Gestaltung in einer alle aufrichtigen Patrioten im Wesentlichen befriedigenden Weise gefunden war, als sich die ganze Wucht der staatlichen Geister der Gegenwart dem inneren Ausbau des wieder errungenen nationalen Staates zuwandte, fing man an, in der Vergangenheit und namentlich in der Penode Friedrichs des Großen den Keimen auch dieser inneren Gestaltungskraft nachzugehen. Denn die Politik der Gegenwart wirkt auf die Erforschung der Vergangenheit ebenso zurück, wie in jedem auf stetigen Grundlagen errichteten Staatswesen die letztere auf die erstere zurückwirkt.

Da wurde man nun mit immer wachsenden? Staunen gewahr, daß die Bedeutung Friedrichs auf diesem Gebiete seiner militärischen und staatsmSnnischen Bedeutung in keiner Weise nachstehe, ja daß er gerade hier eine so erstaunliche Fülle nener, anregender und seiner Zeit um mehrere Menschenalter voraneilcnder Gedanken theils gefaßt, theils auszuführen versucht hat, daß es kaum irgend eine wichtige Frage des heutigen staatlichen und socialen Lebens giebt, die nicht auch von dem nimmer rastenden Geiste des Königs in einer oder der anderen Form aufgeworfen worden wäre. Angebahnt wurde diese neue Richtung in der Geschichtschreibung über Friedrich den Großen schon durch den genialen Gelehrte,:, der der Forschung auf dem Gebiete neuerer Geschichte allüberall neue Bahnen eröffnet hat, durch Leopold von Rauke, ihre feste

vie nationale Vedentung Friedrichs «es Großen. ?5
urtimdliche und unzweifelhaft authentische Grundlage erhielt sie dann durch eine ganze Reihe von Urkunden-Veröffentlichungen und darstellenden Arbeiten, von denen wir hier nur die von Schmoller, Stadelmann, Isacsohn, Behaim-Schmarzbach, Nethwisch hervorheben, die der RegententlMigkeit Friedrichs des (Großen auf dein Gebiete der inneren Politik in ihren einzelnen Aeußeruugen und Richtungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und größtem Scharfsinn nachgegangen sind.

Aber es fehlt doch noch viel, das; die Resultate dieser Forschungs-thätigkeit, in dere» Anfangsstadien wir uns erst befinden, nun auch fchon in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen wären. Hier findet man viel-mehr, nicht selten auch bei Leuten, welche auf einige historische Bildung An-spruch machen dürfen, die Ansicht verbreitet, daß die einzige oder wenigstens die fast ausschließliche Bedeutung Friedrichs auf militärischem und diploma-tischem Gebiete zu suchen sei. Kaum ist auch nur die Thatsache allgemein bekannt, daß der König doch auch als Schriftsteller auf historischem und philosophischem Gebiete Hervorragendes geleistet hat. Wenn nun schon von dem Inhalt der stattlichen Reihe von Bänden (30) der Werke des Königs nur eine oberflächliche Kunde ins größere Publikum gedrungen ist, obwohl wiederholt der Versuch unternommen worden ist, die hauptsächlichsten der-selben durch Übersetzungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so gilt dasselbe auch von der fast wunderbar vielseitigen RegententlMigkeit Friedrichs, in der doch sein Genius in hellstem Lichte erstrahlt; denn gerade durch sie hat er dein preußischen Staate die innere Festigkeit, den Zusammen-bllllt seiner einzelnen Glieder verliehen, der ihn in unseren Tagen befähigte, feinen nationalen Beruf ganz und voll zu erfüllen.

Daß man bis vor nicht allzu langer Zeit die großartige Thätigkeit Friedrichs auf dem Gebiete der Regierung und Verwaltung auch von Seiten der eigentlichen Forscher nur wenig beachtet hat, ist um so auffallender, als die bedeutsamen Erfolge nach außen hin ohne jene solide Grundlage einer weisen uud fruchtbringenden Staatsverwaltung gar nicht gedacht werden können. Wie hätte der kleine preußische Staat mit seinen kaum 2 ^ Mil-lionen Einwohnern auf 2000 Quadratmeilen die unsagbaren Anstrengungen des jahrelangen Kampfes gegen eine Welt in Waffen ohne durchgreifende wirthschaftliche und finanzpolitifche Maßregeln ertragen können? Daß der König am Ende des grandiosen Existenzkampfes der sieben Jahre der-jenige war, der „den letzten Thaler in der Tasche hatte", das war zwar zum großen Theil das Verdienst der knappen Sparsamkeit seines organisatorisch so hoch beanlagten Vaters, aber es wäre doch nicht möglich gewesen, wenn es der Sohn nicht verstanden hätte, die von dem Vater ge-legten Grundlagen nicht nur zu erhalten, sondern zu erweitern und durch die Durchdringung niit seinem lebengebenden Genius zu vervollkommnen. So wird man ohne allen Zweifel sagen können, daß innere Verwaltung und äußere Erfolge im preußischen Staate (wie überall) im Verhältnis) von

Ursache und Wirkung zu einander standen, daß inau die eigentlich wirtsamen Lebenskräfte des in: Werden und Wachsen begriffenen Staatswesens also völlig ignorirte, wenn man bei der Schilderung der Wirkungen nach außen hin stehen blieb. Dieser Irrthum hing nun mit der allgemeinen Richtung, welche die Geschichtschreibung bis vor wenigen Jahrzehnten genommen hatte, zusammen. Die Mehrzahl der Historiker vor Niebuhr, Ranke und der historischen Rechtsschule sah in den Kriegen und diplomatischen Verwickelungen den Hauptgegenstand der historischen Forschung. Sie betrachteten innere und äußere Politik eines Staates als völlig von einander getrennt und von einander unabhängig und wandten dann ihre vornehmste Aufmerksamkeit der letzteren zu, während die erstere sich zumeist mit einigen beiläufigen Bemerkungen begnügen mußte. Erst weit später, nach dem Vorgange der Ranke'schen Schule, wurde der Zusammenhang beider mit größerer Klarheit erkannt und mit Nachdruck hervorgehoben, daß innere und äußere Politik gar nicht ihrem Wesen nach verschieden, sondern im Grunde nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben staatlichen Seins seien.

Diese Anregung Nantes ist auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen; immer zahlreicher sind seitdem die Forschungen in den Acten der inneren Verwaltung geworden, und wahrhaft erstaunliche Leistungeil der inneren Ttaatskuust Friedrichs des Großen sind dabei zu Tage getreten. Ueberall und immer, auf allen Gebieten der Finanzverwaltung und der Wirtschaftspolitik, bei allen Arbeiten für die Colonisatiou des durch die fortwährenden Kriege entvölkerten Gebietes, für die Verbesserung des unfruchtbaren Bodens, für die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung, für die Förderung der Indnstrie und des Handels, sind die leitenden Gedanken aus der ureigenstell Initiative des Königs entsprungen, der nicht nur sein eigener Premierminister, sondern cmch sein eigener Minister der Finanzen, der öffentlichen Arbeiten, der Landwirthschllft :c. war. Alle die weitverzweigte nnd mannigfaltige Thätigkeit, zn deren Bewältigung hellt die Arbeit aller Ressortminister und des Parlamentes kaum ausreicht, wurde voll dem Könige in eigener Person angeregt in ihrer Ausführung bis ins kleinste Detail überwacht und nicht selten gegen den energischen, activen oder passiven Widerstand der ausführenden Organe nnd der Bevölkerung selbst durchgesetzt. Nur ein Mann von so wunderbarer Genialität und so außerordentlicher Arbeitskraft wie Friedrich war im Stande das zu leisten. Denn auch während des Krieges, mitten ini Lärm des Feldlagers, ruhten feine Sorgen und Mühen für die wirthschaftspolitischen Reformen, an denen er arbeitete, keinen Augenblick, wenngleich die durchgreifendsteil und nachhaltigstell derselben naturgemäß erst in den langen Friedensjahren nach dem siebeiljährigen Kriege zur Ausführung kamen.

Aber doch ist es auch nicht selten vorgekommen, daß nnmittelbar vor einer wichtigen kriegerischen Entscheidung die detaillirtesten Anordnungen für irgend eine landwirthschaftliche oder industrielle Verbesserung getroffen wurden. Mit nie ermüdender Arbeitskraft hat der König auch hier gewirkt und geschaffen.

Man braucht nur einen Blick in die fast unübersehbare Menge der Cabinetsordres, welche an die Ressortminister ergingen und von denen das Stadelmann'sche Werk doch nur einen verschwindend kleinen Theil mitgetheilt hat, zu werfen, um es verständlich zu finden, daß der rastlos thätige König sich zumeist nur fünf bis sechs Stunden Schlaf gönnte. Hat man doch berechnet, daß oft an einem Tage mehr als hundert militärische, politische und wirthschaftliche Verfügungen ergingen, welche alle entweder von deni Könige selbst verfaßt oder doch in den Hauptgedanken von ihn: seinem Cabinetsrath Eichel in die Feder dictirt waren.

Wenn nun Friedrich durch diese seine verwaltende Thätigkeit den kleinen Staat, den er von seinem Vater überkam und der kaum noch von den Wunden des dreißigjährigen Krieges sich erholt hatte, fähig machte, die unsagbaren Anstrengungen der langwierigen Kriege mit einer Opferfreudigkeit ohne Gleichen zu ertragen, so ist das wahrlich kein geringerer Erfolg als der, den er im Getöse des Kampfgewühles errungen hat.

Man hat in richtiger Erkenntniß dieser Sachlage die größte von ihm durchgeführte Culturarbeit, die Melioration des Oderbruches, durch welche eine bisher völlig unfruchtbare Landstrecke von 12 bis 14 Ouadratmeilen in fruchtbares Ackerland umgeschaffen wurde, wohl einen in der Stille geführten siebenjährigen Krieg genannt, und Friedrich selbst hat nach Vollendung dieser segensreichen Arbeit geäußert: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert."

Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr auch in diesen wirthschaftlichen Fragen der geniale Geist des Königs seiner Zeit vorangeeilt war. Die meisten seiner culturelleu Aufgaben mußten recht eigentlich im Gegensatz zu der Bevölkerung, in deren Interesse sie unternommen wurden, ausgeführt werden, ähnlich, wie sich dieser Fall bei den großen Reformen Steins und Hardenbergs wiederholt hat. Es war recht eigentlich eine Reform „von oben herab", welche hier mit größter Ausdauer ins Werk gesetzt wurde. Sind doch selbst von den Bewohnern des Oderbruches der Melioration desselben fortwährend Schwierigkeiten in den Weg gestellt worden. Die dürftige und ärmliche Bevölkerung hatte dort bisher von Fischerei ein kärgliches Dasein gefristet, und als nun die weiten Flußniederungen eingedämmt und dem vernichtenden Einflüsse der stetig wiederkehrenden Ueberschwemmungen entzogen werden sollten, da fürchteten die Bewohner, die sich nun einmal in ihre ärmliche Lebensführung eingewöhnt hatten, sie könnten dadurch ihrer Einnahmen aus der Ausübung der Fischerei beraubt werden. Dazu kam noch ihre Eifersucht gegen die Colonisten, welche der König aus fremden Ländern heranzog, um die neugewonnenen Landstrecken zu bebauen. Denn hier wie überall gingen die Bodenmeliorationen mit der Ansiedelung neuer Kolonisten Hand in Hand.

Mit voller Klarheit erkannte der völlig, daß die Großmachtstellnng seines Staates nur erhalten werden könne, wenn es gelinge, die durch die Verheerungen der Kriege arg verringerte Einwohnerzahl wieder auf ihre frühere

Höhe zu bringen. Daher die planmäßigen und consequent durchgeführten Eolonisationen, bei denen nach den mäßigsten Berechnungen 300 000 neue und nützliche Bewohner aus Frankreich, Oesterreich und den deutschen Kleinstaaten dein preußische» Staate gewonnen wurden*). Es ist bekannt, wie der König namentlich bedacht war, die Einwohner fremder Länder, welche wegen ihres religiösen Bekenntnisses zur Auswanderung genöthigt waren, durch allerhand Begünstigungen (Steuerfreiheit, unentgeltliche Anweisung herrenlosen Grund und Bodens :c.) in seine Staaten herbeizuziehen.

Die ausführenden Beamtenorgane wurden dabei angewiesen, vor Allein Rücksicht darauf zu nehmen, in welchem Zweige des Handels und Gewerbes augenblicklich Mangel an Arbeitskräften herrsche, und dann Diejenigen zu bevorzugen, welche die für diesen Zweig erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besäßen. Die Fürsorge des Königs erstreckte sich dabei auf die kleinsten Einzelheiten, und man folgt der wechselnden Fülle seiner Anordnungen mit nie erlahmendem Interesse. Freilich muß er dabei häufig über die Insolenz und Widerspenstigkeit seiner eigenen Unterthanen klagen, die den oft gewaltsamen Eingriffen des Königs in die wirtschaftliche Thätigkeit des Einzelnen kein Verständnis; entgegenbrachten. Wie oft hat er nicht geklagt, daß die Menschen in seinem Staate „so dumm" wären. Eben an dem Mangel wirthschaftlicher Einsicht und Selbständigkeit bei den Unterthanen scheiterten auch die Bemühungen des Königs, die Leibeigenschaft, gegen welche sich sein humanes Gefühl sträubte, in seinem Staate abzuschaffen. Es gelang noch nicht einmal, auf deu königlichen Domänen diese Maßregel durchzuführen. Und uou mancher andereu Anordnung auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens wird es sich nicht leugnen lassen, daß sie einen Fehlgriff des Königs darstellte, so vor Allein von seinen unausgesetzten Bemühungen für die Einführung des Seidenbaues, welche bei den klimatischen Verhältnissen der östlichen Provinzen des preußischen Staates einen dauernden Erfolg gar nicht haben tonnten. Aber überall gewahrt man das unablässige redliche Streben, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, die Wunden, welche er als Feldherr geschlagen, als Regent wieder zu heilen. Wenn er dies oft gegen den Widerstand der Unthertanen uud auf eine autokratische Weise, die den Beifall unserer Zeit nicht finden würde, that, so muß man eben, .um zu einer gerechten Würdigung seines Verfahrens zn gelangen, die Verschiedenheit der Zeiten in Betracht ziehen. Die Unterthanen des Königs ermangelten eben noch der erforderlichen selbständigen Einsicht, um die Verbesserungen, welche unumgäuglich nothmendig waren, aus eigenem Antrieb vorzunehmen. Man denke nur an den Widerstand, der der Einführung des Kartoffelbaues entgegengestellt wurde, und an die Schwierigkeiten, welche selbst der größere ländliche Grundbesitz einer so unermeßlich segensreichen Einrichtung, wie der Begründung der landwirthschaftlichen Creditinstitute entgegenstellte. Wohl krankt

*) Vgl. Behaim-Schwarzbllch, Hohenzolleische Colonisationcn.

auch Friedrich selbst in seinen mirthschaftlichen und socialvolitischen Theorien noch vielfach an den verkehrten Anschauungen seiner Zeit, wie er denn vor Allem ein überzeugter Anhänger des Merkantilsysteins ist, d. h. eine ganz übertriebene Vorstellung von der Bedeutung der Edelmetalle hat. Aber doch zeigt sich auch hier das prophetische Ahnen einer neuen Zeit mit neuen, größeren Aufgaben. Ja, bei manchen seiner Maßregeln fühlt man sich unwillkürlich versucht, Parallelen mit den verwandten Erscheinungen unserer heutigen volksmirthschaftlichen Gesetzgebung anzustellen. Auch auf dem Gebiete der inneren Politik erscheint der große König als der Vorbereiter und Begründer der Bahnen, auf denen wir uns noch heute bewegen. Alle die großen Fragen, welche noch in der Gegenwart unser politisches und wirtschaftliches Leben in erster Linie bedingen, werden schon von Friedrich mehr oder minder klar und vräcis aufgeworfen und einer definitiven Lösung näher gebracht. Besonders bemerkenswert!) erscheint mir das Verständnis;, welches er den damals doch erst in ihren primitivsten Anfängen hervortretenden socialen Aufgaben des Staates entgegenbringt. Fast glaubt man sich in die erregten politischen und mirthschaftlichen Meinnngskämpfe unserer Tage versetzt, wenn man sich des Königs Ansichten über diese Dinge vergegenwärtigt: Kanalbauten, Verkehrserleichterungen aller Art, Landesmeliorationen u. dergl. spielen da eine hervorragende Rolle. Man denke nur beispielsweise an die bereits erwähnte Urbarmachung des Oderbruchs. Wie deutlich treten uns da dieselben Bestrebungen entgegen, die sich noch heute in der Forderung einer Cultivirung der Lüneburger Haide und ähnlichen Plänen geltend machen. Selbst die eigentlich und specisisch sogenannte sociale Frage beschäftigt den König schon; er hat dem Wohl nnd Wehe der arbeitenden Klassen energisch seine Aufmerksamkeit zugewandt. Auch in dieser Richtung begegnen mir in seinen Anordnungen Ideen, auf welche die neueste Zeit mit erhöhtem Nachdruck zurückgekommen ist. Wenn z. B. neuere Socialreformer mit Recht Gewicht darauf gelegt haben, wie großen mirthschaftlichen nnd ethischen Werth es habe, wenn es gelinge, die Arbeiter zn seßhaften Grundbesitzern zu machen, indem man ihnen ein kleines Häuschen nicht zur Miethe, sondern als wirkliches Eigenthum überlasse, so finden wir diesen Gedanken im Keime schon in einer Verfugung Friedrich» des Großen vom Jahre 1751 ausgeführt. Der König will in Berlin gewissermaßen ein neues Arbeiterviertel gründen, in welchem die aus dem Voigtlande eingewanderten Maurer- und Zimmergesellen angesiedelt werden sollten, damit sie nicht veranlaßt würden, in jedem Winter in ihre Heimat zurückzukehren. Die Art und Weise, wie er sich die Ausführung dieses Gedankens vorstellt, ist so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, den Wortlaut der Verfügung hier anzuführen: „Nach meiner icies," so heißt es da, „würde der Platz vor dem Hamburger Thore, in der Gegend, wo der Galgen stelict zu solchem ewdlissenient für diese Leuth« am konvenabelften seyn; welcher Platz zuvor ordentlich aufgenommen und in Quartiere und Straßen ein-

getheilt werden müßte, allwo alsdann jeder derselben mit einem kleinen Hause angesetzet und ihm ein ziemlich geräumiger Garthen-Fleck nebst einem Stück Landes, so wie es hier geschehen, angesetzet werden könnte; da sie, wenn ihre Maurer- und Zimmer-Arbeit vorben, im Winter leben und über-dem durch Spinnen und dergleichen Arbeit ganz reichlich sich ernehren könnten; und zwar dieses um so mehr, als Meine Intention ist, daß solches quartier dann nicht unter die acci^ gezogen werden, sondern davon ganz frey bleiben solle."

Man sieht, wie der fruchtbare staatliche Sinn des Königs sich mit gleicher Genialität auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit bewährt, wie seine Gesetzgebung keines der mannigfachen Interessen der menschlichen Gesellschaft unberücksichtigt läßt. Rechnet man hierzu noch die Arbeiten für die Herstellung eines Allgemeinen Landrechts und für die Hebung des Volksschulwesens, ans welchem Gebiete er, freilich zumeist ohne schnelle und sichere Erfolge, mit Energie die von seinem Vater betriebenen Bahnen verfolgte*), so kann man sich eine annähernde Vorstellung von der nimmer rastenden und fast fieberhaften Thätigkeit bilden, welche der König nach allen Richtungen entfaltete. Je mehr man sich mit dieser Seite seiner königlichen Berufsarbeit beschäftigt, um so klarer und unzweifelhafter wird es uns, seinen glücklichen Erben, werden, daß nicht bloß der äußere Bau unseres nationalen Staates, sondern auch sein Ausbau nach innen hin in allen seinen Grundlagen auf die grandiose Arbeit des Philosophen von Sanssouci zurückgeht.

Noch aber war der preußische Staat in die Formen des alten Reiches eingeengt, so sehr er sie auch zu Zeiten zu durchbrechen vermochte. Noch konnte er nicht als die Verkörperung der national deutschen Idee, der Idee der Einheit des ganzen Volkes betrachtet werden. Er stellte nur den Grund-stock dar, an welchen sich die nationale Idee der Zukunft anlehnen konnte. Erst muhte das nationale Bewußtsein nicht nur in Preußen, sondern in allen deutschen Landen zn tieferer Geltung kommen, ehe an die Begründung des national-deutschen Staates gedacht werden konnte. Und diese Idee zum erste» Mal wieder lebhaft erweckt und ihr die adäquate Form gegeben zu haben, ist das unvergäugliche historische Verdienst unserer klassischen Literatur. Wohl selten ist die große Wahrheit, daß die Geschichte der Menschheit im letzten Grunde doch von Ideen beherrscht wird, klarer zu Tage getreten als eben damals. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 bis 1815, ebenso wie die spätere Einigung Deutschlands durch den preußischen Staat wären unmöglich gewesen, wenn nicht dem deutschen Volke durch den idealen

») Mit dicsei Seite der Thätigleit Friedrichs des Großen beschäftigt sich da« Buch von Conrad Fischer: „Friedrich der Grohe als Erzieher seines Voltes". Trier 1886. Von großen! Werth für diese Frage ist auch das in 2, Aussage erschienene Werl von Nr. Conrad Rcthwisch: „Der Staatsminister Frhr. von Zcdlih und Preußen« höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs de« Großen." Verlin 1886.

Besitz seiner Litteratur seine Geineinsamkeit wieder zu klarem Bewußtsein gekommen wäre. Die doppelten Wurzeln der heutigen nationalen Einheit reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Damals reiften gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen des deutschen Vaterlandes iin Stillen die Kräfte heran, welche die Zukunft desselben zu begründen und zu lenken bestimmt waren: der preußische Staat mit seinen lebenskräftigen Elementen einer mahrhaft nationalen Macht auf der einen, die deutsche Literatur auf der anderen Seite. Derselben Zeit, welche den Kriegsruhm Friedrichs des Großen für alle Zeiten begründete, verdanken die ersten Gesänge des Klopstockschen Messias ihre Entstehung. Beides bedingte einander: nur aus einer Wechselwirkung beider konnte der nationale Staat hervorgehen. Eben darin lag nun aber das Tragische der Entmickelung unseres Volkes im vorigen Jahrhundert, daß diese innige Durchdringung der beiden Elemente zunächst noch nicht eintrat. Erst die Zeit der schmachvollen Fremdherrschaft aus deutschem Boden sollte diese höchste Frucht des nationalen Lebens zeitigen. Erst als der preußische Staat auch im vollen Umfange die geistige Führung der Nation übernahm, rückte er dauernd in die erste Stelle des deutschen Staatssvsteins ein. Damals aber war das noch nicht der Fall. Und auch dies beruhte auf einer Wechselwirkung, freilich rein negativer Art. Eben weil der geniale Fürst auf Preußens Thron für das Aufblühen der deutschen Literatur kaum irgend welches Verständniß zeigte, ist auch sein direkter und indirekter Einfluß auf die deutsche Literatur selbst kein so nachhaltiger und bedeutender geworden, als das sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Die deutsche Literatur, in ihrem ganzen Charakter von einem Idealismus ohne Gleichen, wandte sich doch in ihren patriotischen Erzeugnissen zumeist einer zum Theil nicht einmal völlig verstandenen Vergangenheit zu, der geniale König aber stand noch zu sehr unter dem Einfluß der wesentlich französischen Richtung seiner früheren Jahre und vermochte das neuaufkeiinende Leben, welches sich um ihn herum in seinem eigenen Volke entwickelte, nicht zu verstehen. Nicht als ob sich zwischen beiden gar keine Berührungspunkte gezeigt hätten; aber eine wahrhafte Durchdringung, ein Jneinanderaufgehen zeigte sich vorerst nicht möglich. Vor Allem ist es merkwürdig, daß mir bei den hervorragendsten Ingenien unserer Literatur, bei Klopstock, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, mit einziger Ausnahme Lessings, so gar keinen unmittelbaren Einfluß der großen Gestalt des nationalen Helden auf ihre Dichtungen wahrnehmen. Freilich hat das bei Klopstock zum Theil auf bestimmten Ursachen beruht; er hat Anfangs eine wirkliche und echte Begeisterung für Friedrich den Großen empfunden, und es ist bekannt, daß seine Ode an Heinrich den Vogler ursprünglich auf Friedrich den Großen gedichtet war; später aber, als sich seine auf die Anerkennung des Königs gerichteten Hoffnungen nicht verwirklichten, hat er um so energischer gegen den König Partei ergriffen. Bei Schiller und Goethe aber haben ähnliche Motive gar nicht vorgelegen; im Gegenthell, Goethe hat in seinen biographischen

Aufzeichnungen den König wegen seines mangelnden Verständnisses für die neuaufgehende literarische Epoche mit selbstloser Billigkeit vertheidigt und auf der anderen Seite, wie erwähnt, mehrfach den dämonischen Zauber, welchen der Ruhm des Preußenkönigs gerade auf die Umgebung seiner Jugend hervorbrachte, anziehend "geschildert. Und auch Schiller hat die nationale Bedeutung des Königs keineswegs verkannt; er soll sogar die Absicht gehabt haben, ihn zum Helden eines Epos zu machen. Gleichwohl läßt sich in den großen Werken dieser Dichter an keiner Stelle ein direkter Einfluß dieser Begeisterung erkennen. In weit höherem Maße ist das dagegen bei Lessing der Fall, dessen „Minna von Barnhelm" recht eigentlich unter dem Eindrucke des gewaltigen Ringens des Königs im siebenjährigen Kriege entstanden ist und die Spuren dieses Eindrucks deutlich erkennen läßt. Seit dem Erscheinen dieses Dramas ist es dann hier und da in der deutschen Dramatik üblich geworden, dem Franzosen die Rolle der komischen Figur zuzutheilen, für welche Lessing in seinem Riccaut de la Marliniöre ein prächtiges Muster geschaffen hatte: hier haben wir eine unverkennbare Wirkung des preußischen Sieges von Noßbach und der dadurch wieder wachgerufenen Verachtung des alten Erbfeindes vor uns. Es liegt dem doch die, wenn auch nicht klar bewußte Empfindung zu Grunde, daß es etwas gebe, was alle Deutschen dem Erbfeind gegenüber zu einer Einheit verbinde, wenngleich momentan ein Theil der Deutschen mit diesem Erbfeind im Bunde stand. Eben dies aber war die Wirkung der Fridericianischen Thaten. Friedrich den Großen selbst hat jedoch Lefsing in keinem seiner Werke zum Gegenstände seiner poetischen Behandlung gemacht. Und doch ist ihm die grandiose Bedeutung dieses Mannes, mit dem er sogar als Sekretär eines höheren preußische« Offiziers mit zu Felde zog, keineswegs unklar gewefen. Aber weniger seine national-deutsche Bedeutung war es, die ihm ins Auge fiel, als seine Persönlichkeit und seine Herrschergröße als König von Preußen, sein erhabenes Pflichtbewußtsein und die ganze Wucht seines Genius. An einer Stelle, die in der Sammlung seiner Werke keine Aufnahme gefunden hat, hat er wohl einmal geäußert, er vermöge alle Könige der Erde zu beneiden, mir den König von Preußen nicht; denn dessen Leben sei ein sprechender Beweis dafür, daß Regieren nichts anderes als Sorge und Arbeit fei.

Mit diesen wenigen Worten glaube ich die unmittelbare Einwirkung, welche die Erscheinung des Königs auf die eigentlich klassische Dichtung seiner Zeit hervorbrachte, im Wesentlichen erschövft zu haben. Keineswegs aber foll damit gesagt sein, daß diefe unmittelbare Einwirkung die einzige gewefen sei. Wenn es für das Gegentheil noch eines Beweises bedürfte, so würde derselbe in den bereits mehrfach erwähnten Aeußerungen Goethes über Friedrich den Großen liegen; ohnehin aber liegt diese Einwirkung klar am Tage; sie vor Allem war es eben, die der deutschen Literatur uebe» ihrer literargeschichtlichm auch eine uniuersalhistorifche Bedeutung gegeben hat. Denn

eben ihr ist das Bewußtsein, welches unsere großen Dichter, wenn auch nicht immer bewußt, durchdrang, in erster Linie zu verdanken: das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit im Gegensatz zum Auslande, welchem die Literatur der vergangenen Jahrhunderte zu ihrem eigenen und zu allgemein nationalem Schaden ihren Tribut gebracht hatte.

An einer Stelle Deutschlands aber zeigte sich doch auch eiue direkte Einwirkung des Königs auf das geistige und literarische Leben, und zwar naturgemäß eben dort, wo die Persönlichkeit Friednchs in ihreni Handeln und Denken in dm unmittelbaren Gesichtskreis der Zeitgenossen trat, in Preußen selbst. Für die preußische Dichterschule mar der König nicht bloß die Ursache für die Entstehung eines nationalen Bewußtseins, sondern der Gegenstand der Poesie selbst. Hier in diesem Kreise, welcher sich um Johann Wilhelm Ludwig Gleim gruppirte, ströniten die großen Kriegsthaten und die nicht minder erhabene Größe der RegententlMigkeit des Königs unmittelbar in die Literatur ein: die historische Wahrheit selbst wurde zur Dichtung.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß die Dichter dieser Schule sich an poetischer Kraft und schöpferischer Genialität nicht entfernt mit den Heroen unserer Literatur messen können. Wenn Gleim trotz dieses geringeren Werthes seiner Dichtungen doch, zumal in Preußen, eine weit verbreitete Popularität genoß und sogar in Lessing einen wohlwollenden Beurtheiler fand, so beruht das eben zumeist darauf, daß er mit seiner Verherrlichung des preußischen Königs und seines Heeres Saiten anschlug, deren Töne, so wenig harmonisch vollendet sie waren, doch in der Brust jedes preußischen und vieler deutschen Patrioten lebhaften Widerhall fanden. Und eben darum gewinnt seine Poesie ebenso viel an historischem Werths, wie sie an literarischem hinter den großen Erzeugnissen der klassischen Literatur zurücksteht. Seine Kriegslieder, welche er einem preußischen Grenadier in den Mund legt, wurden von den treuen Unterthanen des großen Königs wieder und wieder niit Begeisterung gelesen und haben nicht wenig dazu beigetragen, daß Preußens Bewohner mit hohem Stolze sich rühmten, dem Staate anzugehören, dessen König der größte Mann des 18. Jahrhunderts sei. Und diese Wirkung wurde erzielt, obwohl diese Lieder den eigentlich volksthümlichen Ton doch nur in geringem Grade zu treffen verstanden und sich zum Singen in dem Heerlager, worauf sie vielleicht berechnet waren, fehr wenig eigneten. Nin so mehr erhellt aber hieraus, daß sie, wenn nicht in der Form, so doch in ihrem Inhalt das wichtige trafen. Und manche derselben sind doch auch poetisch nicht ohne Werth, so sehr derselbe auch durch die gelehrten Anspielungen aus dem klassischen Alterthum, die ihnen das eigentlich Volkstümliche vollends rauben, beeinträchtigt wird. Vor Allem aber ist es der Gedanke, daß Friedrich nicht bloß für sein engeres Vaterland, sondern für ganz Deutschland wirke und schaffe, der diesen Gedichten eine nicht zu unterschätzende nationale Bedeutung giebt. Dieser Gedanke wird zuweilen mit solcher Unbefangenheit ausgesprochen, daß die Niederlage Oesterreichs und des deutschen Kaisers selbst ge-

gradezu als eine Befreiung Deutschlands bezeichnet wird. Scheinbar ist dies ein Widerspruch, aber doch auch nur scheinbar. Denn dem tiefer Blickenden konnte es schon damals nicht zweifelhaft sein, daß ein wahrhaft lebenskräftiger nationaler Staat nur ini Gegensatz zu den Formen des alten Kaiserthums gegründet werden könne. Wenn Gleim in seinem Siegesliede auf die Schlacht von Roßbach singt:

Wenn Friedrich oder Gott durch ihn
Das große Werl vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wie»
Und Deutschland frei gemacht,

so empfand man kanin noch den Widerspruch, der darin lag. Die Hauptsache blieb doch, daß Friedrich der Große selbst, der Unvergleichliche, dessen Nnhin die Welt erfüllte, ein Deutscher war, daß der Deutsche wieder einen Helden hatte, auf den er stolz sein konnte. Ganz vortrefflich ist diese Stimmung des erwachenden nationalen Stolzes in einem kleinen Sinngedichte Gleims „Ueber das Bild Friedrichs des Großen" bezeichnet, wo es heißt:

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht
Einst die Geschichte lesen;
Denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,
Wahrscheinlich aber nicht.

Und jubelnden Widerhall fand es in den Herzen aller Preußen, wenn Gleim „am Geburtstage des Königs" ausrief:

Ich bin ein Preusze! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!
Der Landesvlltei Friederich
Ist Held in großem Sinn.

Allenthalben fing man jetzt an, zu ahnen, daß der preußische Staat aufgehört habe, ein geographischer Begriff zu sein, daß der Heldcnsinn dieses Königs die verschiedenen Elemente desselben zu einer wirklichen Einheit umgewandelt habe. In diesem Sinne wird er dann als Befreier und Begründer eines deutschen Staates Hermann, dem Befreier ganz Deutschlands, an die Seite gestellt:

Den edlen Hermann singen wir,
Wir, uusers Hermanns Grenadier',
Weil er, ein Held mit Math und That,
Die Ketten Roms gebrochen hat.
Wir, alle Helden, stolz und lühn.
Wir, alle Hermanns, singen ihn,
Ms wir in einer großen Schlacht
Den wilden Ungar zahm gemacht.

Und wer ihn nicht so singt wie wir.
Wir, unser« Hermanns Grenadier',
Der ist nicht deutschen Bluts, der ist
Kein freier Mann, lein guter Christ.
Der ist der größten Schande werth
Und trägt mit Nhren nicht sein Schwert,
Der soll an Donau, Rhein und Main
Des wilden Unguis Sclave sein.*)

Man sieht, wie auch hier der preußische Patriotismus unmerklich in den deutschen übergeht. Der nationale Held ist es, welcher allen Fremdländern, seien es nun Franzosen, Ungarn oder Kroaten, kühn entgegentritt nnd ihnen die Schärfe des deutschen Schwertes weist.

Der König lebe, den» er ist
Der bravste Mann im Reich!
An Kricgesmuth und Kriegeslist
Den alten Helden gleich.**)

Dieser Richtung der Poesie war wirklich mit dein Tode des großen Königs ihr eigentlicher Lebensodem entzogen. Mit Recht fordert Gleim bei der Todesnachricht die übrigen deutschen Dichter auf, in Zukunft statt seiner des Königs Größe zu besingen; er könne jetzt, wo der König nicht mehr sei, auch nicht mehr dichten. In der That hat er das letzte seiner Gedichte auf Friedrich den Großen bald nach dessen Tode geschrieben; und dieses, welches er „die zwei letzten Vlicke Friedrichs" betitelt hat, ist eines der besten, welche er überhaupt gedichtet hat:

Zwei Blicke that Er hin auf seine Lebenszeit,
Eh' Er hinüberging in die Unsterblichkeit!
Die Tobten aller seiner Schlachten
Sah Er mit seinem einen Blick;
Mit seinem andern all das Glück,
Das seine Lebcnstage machten.
Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Grau«,
Der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus.

Schon in diesen Versen spricht sich jene Empfindung aus, der die übrigen Dichtungen Gleims wiederholten und oft begeisterten Ausdruck gaben, daß der Kriegsruhm Friedrichs des Großen weder seine einzige, noch seine hauptsächliche Größe ausmache, daß vielmehr sein Hauptverdienst darin bestehe, daß er die Wunden, welche des Krieges Gewalt seinen Landen geschlagen, auch wieder zu heilen verstanden habe. So sind denn auch die Kriegslieder, welchen Gleim in erster Linie seine Berühmtheit und Popularität verdankt, keineswegs das Einzige, was er auf Friedrich den Großen gedichtet hat; anch

*) Auf dem Colonnenwege zwischen Glatz und Silberberg. 4. Juli 177«. Bd. 4, S. 111 der Körn'schen Ausgabe.

'*) Lied am Geburtstage des Königs. Ebenda S. 11«.

Georg Winter in Marburg.

in seinen Sinngedichten und in seinen übrigen poetischen Erzeugnisseil spielt die große Gestalt des Königs eine hervorragende Rolle:

Bild' aber nicht die Siege
DeS Helden mir darauf!
Es sind weit gröb're Stellen
In seinem Lebenslauf.
Er ist ein Freund der Künste,
Bild' einen Lorbeerhain,
Mach' eine» Tanz der Musen,
Laß' ihn Apollo sein!

so ruft er in seinein Gedicht „an des Königs Waffenschmied" aus und älmliche Andeutungen, die mehr dem Philosophen von Sanssouci als dein ruhmreichen Helden gelten, finden sich wiederholt in seinen Werken. Wir erinnern hier nur an das reizende Gedicht: „Als der König Brot und Saatkorn austheilen ließ", welches im Jahre 1771 entstand, also zu einer Zeit, in welcher der König die ganze Energie seiner genialen TIMigkeit auf die Hebung des Wohlstandes seiner durch den Krieg ausgesogenen Länder concentrirte. Und in ähnlichen Weisen eines begeisterten preußisch-dentschen Patriotismus ließ sich der in der Handhabung der poetischen Formen Gleim unendlich überlegene Dichter Ramler vernehmen.

Friedrich, Du, dem ein Gott das für den Sterblichen
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab.
Und (ein Wunder für uns), der Tu Dein Loos erfüllst,

so ruft er in der Ode an Friedrich den Zweiten aus, und man wird im Allgemeinen sagen dürfen, daß überhaupt von seinen Oden und sonstigen Poemen die, welche sich auf Friedrich den Großen beziehen, die schwungvollsten und formvollendetsten sind.

Das Tragische der ganzen Entwickelung aber, daß dieser „Apollo" doch nur ein Gott der fremden, nicht der nationalen Blusen war, daß er das um ihn herum aufsprießende blühende Leben nicht sah und nicht sehen konnte, hat Gleim kaum je klar erkannt oder doch nicht erkennen wollen, so sehr auch die übrigen Dichter ihn darauf aufmerksam machten. Wie ganz anders als die begeisterten Gesänge Gleims auf den König klingt doch die prosaische, aber darum um so richtigere Aeußerung, welche Götz im Februar 1764 eben an Gleim schrieb: „Welch' ein Unstern für Deutschland, daß Ihr Monarch nur an der französischen Literatur Geschmack zu haben scheint; ich hoffte, wenn er die deutsche Literatur hochschätzte, daß wir endlich einen Sophokles, einen Möllere, einen Quinault und Metastasio nnd überhaupt einen Schauplatz haben würden: denn wo werden wir ihn bekommen, wenn er nicht in Berlin erschaffen wird?"

Nnd dieser Mangel an Bcrständniß wurde mich nicht gehoben, als die nationale Poesie sich zu immer kühnere»? Fluge erhob. Noch wunderbarer als diese Klage von Götz muß es uns anmuthen, daß der König noch im

Jahre 1780 seine Ansicht, daß die deutsche Literatur überhaupt nichts Bedeutendes und Großes auf schonwissenschaftlichem Gebiete zu leisten vermöge, mit voller Schroffheit aussprach. In dieses Jahr nämlich fällt seine so berühmt gewordene Schrift „De la lättöraturs Hllemnuäß." Noch im Jahre 1764, als Götz jene wehmuthsvollen und resignirten Worte schrieb, konnte es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß der geniale König, soeben erst von den Sorgen eines welthistorischen Kampfes befreit, das geistige Leben, welches inzwischen in Deutschland erblüht war, nicht beachtete; denn damals befand sich dieses Leben noch in den ersten Stadien seiner Entwickelung. Im Jahre 1780 aber stand nicht nur Klopstock auf der Höhe seines Ruhmes, Wieland und Goethe fesselten bereits die allgemeine Aufmerksamkeit, und Lessings bedeutende und großartige Wirksamkeit war schon zu vollkommener Geltung gekommen. Seine sämmtlichen Werte, mit Ausnahme Nathans des Weisen, waren in Aller Händen; nur von Schiller konnte der König noch nichts wissen; vor kurzer Zeit erst waren dessen „Räuber" zum eisten Male auf der Bühne erschienen.

Dem gegenüber machen wir nun die überraschende Entdeckung, daß der König in der erwähnten Schrift von Klopstock, Wieland und Lessing gar nichts weiß, obwohl der letztere eigentlich direkt unter seinen Augen emporgekommen war. Hätte er von Lessings epochemachender Bedeutung nur eine entfernte Ahnung gehabt, er hätte vor Allem seine Ansicht über die unverbesserliche Barbarei des deutschen Stiles und der deutschen Sprache erheblich modificirt. Aber es scheint, daß er von Lessings Werken auch nicht eines jemals in den Händen gehabt hat. Lessings Name wird in der ganzen, Schrift nicht erwähnt. Es ist ein tragischer Anblick, wenn man in dieser Schrift sieht, wie der König sich abmüht, Mittel zu finden, wie der unerträglichen Plumpheit des deutschen Stiles, der Unklarheit und Steifheit der Gedanken abzuhelfen sei, während durch Lessing eben damals eine geradezu klassische Form der deutschen Prosa bereits begründet war. Die ganze Schilderung des Königs, reich an lebendigen und zum Theil drastischen Zügen, würde genau auf die Zeit seines Regierungsantrittes passen: davon, daß inzwischen in den 40 Jahren seiner Negierung eine vollständige Umwälzung vor sich gegangen war, hatte er eben keine Ahnung. Entschließt man sich, hiervon einen Augenblick abzusehen, so entdeckt man freilich in den Ausführungen des Königs Sätze von überraschender Klarheit und Schärfe, von denen einige auch heut noch ihre volle Bedeutung bewahrt haben; aber sie beziehen sich nicht auf die belletristische Literatur, auf die sie vielmehr gar nicht mehr passen, sondern auf die Entwickelung der wissenschaftlichen Forschung, welche er für die nothwendige Vorbedingung einer Wendung zum Besseren hielt.

Die Winke, welche er in dieser Hinsicht namentlich in Bezug auf die Geschichtschreibung giebt, zeigen ihn wieder in seiner ganzen Genialität, auf einem Standpunkte, der seiner Zeit um ebensoviel vorausgeeilt ist, als seine Aeußerungen über die schönwissenschaftl'che Literatur hinter derselben zurück-

geblieben sind. Sie sind zugleich maßgebend geworden für das nahezu klassische Unterrichts-Reglement, welches in demselben Jahre auf seine Anregung unter seiner unmittelbaren Leitung der Minister Hertzberg ausgearbeitet hat. Hier finden sich Forderungen, deren Erfüllung dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb und auch heute noch nicht völlig erreicht ist: vor Allem ist es hier die Betonung des Grundsatzes, daß mehr als auf die einzelnen Ereignisse der Menschheitsgeschichte auf die Zustände der Völker, auf das Bleibende, welches sie für die menschliche Kultur geleistet baben, Sorgfalt verwendet werden müsse: ein Grundsatz, der doch erst seit Niebuhr und Ranke zu umfassender Geltung gekommen ist. Bis zu einem gewissen Grade hat ihn freilich der König selbst schon in seinen eigenen historischen Werken befolgt, die man in Bezug auf Klarheit und Präcision der Darstellung, sowie auf Unbefangenheit der historischen Auffassung mit einem gewissen Recht den Kommentaren Cäsars an die Seite gestellt hat. Und bei dieser Klarheit und Präcision, bei dieser Größe der historischen Auffassung diese völlige Unkenutniß des nationalen geistigen Lebens der Gegenwart! Fürwahr eine wunderbare Erscheinung! Von all dem Großen, welches die ersten Geister seiner Nation geschaffen, kannte er nur Goethes Götz von Berlichingen, und über diesen fällt er ein so geringschätziges Urtheil, daß wir aus dem Staunen gar nicht herauskommen. Fast scheint es, als wenn er, in seiner Vorliebe für die französische Literatur befangen, überhaupt Alles, was einen germanischen Zug an sich trägt, verachte. Denn in das abfällige Urtheil, welches er über de» Götz fällt, schließt er auch die gesammte dramatische Production Shakespeares ein; mit voller Klarheit erkennt er die innere Verwandtschaft von Goethes Götz mit der Shakespeareschen Dramatik, aber beide nennt er „würdig der Wilden von Kanada". Er vermißt in ihnen das Maßvolle und Gleichmäßige der ästhetischen Grundlage, er tadelt schroff ihre Abweichung von den Grundsätzen der Aristotelischen Poetik; nur in den französischen Dramen findet er die Einheit von Ort und Zeit, welche er für ein unerläßliches Erfordernis; des Dramas hält. Er kann sich nicht genug wundern, daß Shakespeares „»domiunbls^ pieosL" bei dem Publikum einen solchen Anklang finden. Den Götz nennt er eine „abscheuliche Nachahmung" der englischen Stücke.

Nun ist es allerdings ein merkwürdiges Verhängnis;, daß der große König von allen Werken, mit denen Goethes Genius seine Nation beschenkt hatte, nur dasjenige kennen lernte, welches in der That das am wenigsten bühnengerechte von allen ist, die Goethe geschrieben hat. Bekanntlich hat der Dichter später das Urtheil des Königs über dieses Stück, wenn auch nicht in vollen! Umfange, getheilt; seine späteren Dramen zeigen gerade in dieser Hinsicht einen ungeheuren Fortschritt.

Will man sich nun das völlig abfällige Urtheil des Königs über die deutsche Literatur einigermaßen verständlich machen, so muß man sich vor Allem zweierlei gegenwärtig halten: einmal das tragische Verhängnis;, daß

er eben die bedeutendsten Schöpfungen derselben absolut nicht kannte, dann aber die dies erklärende Thatsache, daß die für die geistige Entmickelung des Königs bestimmenden Eindrücke in seine Kronprinzenzeit fallen, in der eben von einer originalen und bedeutenden deutschen Literatur keine Rede war. Damais war er ebenso von der unausstehlichen Plumpheit der deutschen Sprache, die gegenüber der Eleganz der französischen doppelt grell zu Tage trat, wie von ihren abgeschmackten Wendungen und ungeschickten Gleichnissen abgestoßen worden. Er giebt von diesen Erzeugnissen, welche damals zu seiner Kenntniß gelangt waren, zur Motivirung seiner Ansicht über die deutsche Literatur einige besonders drastische Proben. Er ergießt mit Recht seinen bitteren Spott über Verse wie den folgenden:

Schieß, großer Gönner, schieß Deine Strahlen,
Armdick auf Deinen Knecht hernieder.

oder über die Dedication eines Werkes an eine Königin, in welcher die klassische Stelle vorkommt: „Jhro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit." Durch solche Albernheiten konnte er allerdings einen allzu großeu Respect vor der Literatur seines Volkes nicht in sich aufnehmen. Daß es nicht bloßes Vorurtheil war, was ihn ganz in das französische Fahrwasser trieb, sieht man aus der milden und freundlichen Art, in welcher er über Poesieen wie die Gellertschen Fabeln urtheilt; er stellt Geliert dem Phädrus und Aesop an die Seite. Und wenn er neben Geliert auf die Poesieen des Freiherrn von Kunitz aufmerksam macht, so zeigt dies doch, daß er sehr klar erkannte, auf welchem Wege die deutsche Literatur zu höherer Blüthe gelangen könne; denn man darf füglich behaupten, das; Kanitz zu denjenigen Vorläufern der klassischen Literaturperiode gehört, bei denen sich schon die meisten verheißungsvollen Anklänge finden. Und auch der Hinweis auf den dritten der Dichter, welche der König unter den Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Unbedeutendheit nennt, Geßner, zeigt doch, daß es dem Könige an Verständnis; für die Erfordernisse einer wahren und bedeutenden Literatur nicht fehlte. Denn so süßlich und weichlich uns das Schwimmen in der Empfindung, die Gefühlsseligkeit, die es zu keiner Handlung kommen läßt, in Geßners Idvllenpoesie anmuthen mag, zu leugnen ist doch nicht, daß sie der wahren und schönen Züge genug enthält und immerhin neben der trostlosen Oede der sonstigen Poesie des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts einen unverkennbaren Fortschritt in sich schließt. Dem Könige, der von der neuen Literatur nichts wußte, mußten sie allerdings fast als das Bedeutendste, was die deutsche Poesie zu leisten vermöge, erscheinen.

Und da Friedrich eben gerade in den Jahren, in denen er die für sein ganzes Leben bestimmenden geistigen Eindrücke empfing, andere Poesieen als die schwülstigen des 17. und einige bessere des 18. Jahrhunderts nicht kannte, so darf es uns so wunderbar nicht erscheinen, daß er sich mit Vorliebe der französischen Literatur zuwandte. Wie Maupertuis, d'Argens und andere Franzosen einen bestimmenden Einfluß auf die Akademie des Königs übten.

so war auch die französische Literatur die, welche in dein geistigen Leben des Königs selbst von entscheidender Geltung war: hier fand er die Anmuth und Eleganz der Sprache, die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks, die er bei seinen Landsleuten schmerzlich vermißte. Und diese Eindrücke, welche er als Kronprinz in der Periode des Sturines und Dranges in seinem iuuiduelleu Leben in sich aufgenommen hatte, diese Liebhaberei für das Französische, welche er unter dem Drucke der strengen väterlichen Zucht nur um so tiefer und nachhaltiger gefaßt hatte, behielten ihre Geltung für sein ganzes späteres Leben. Wen sollte das Wunder nehmen? Als die schönen Tage von Nheinsberg vorüber waren und der „philosophische" Kronprinz König geworden war, da waren es ganz andere als literarische Sorgen, welche seinen reichen Geist beschäftigten. In dem Waffenlärm des titanenhaften Kampfes, den er auf sich nahm, vermochte er gänzlich neue Anschauungen und Erscheinungen der literarischen Welt nicht mehr mit der Unbefangenheit zu würdigen, wie es in den schönen Tagen von Nheinsberg der Fall gewesen wäre. Wohl lebte er auch im Feldlager dem Dienste der Musen; sein Briefwechsel mit Voltaire, d'Argens, der Madame de Lamas u. A. zeigen zur Genüge, in wie umfassendem Maße das der Fall war. Aber es blieben dieselben Musen, welche den genialen Kronprinzen durch ihre Reize gefesselt hatten: die französischen.

Und so geschah das Tragische: der große nationale Held, der dein politischen Leben Deutschlands einen völlig neuen Inhalt gab, blieb dem geistigen Leben der Nation so fremd, daß er nicht einmal seine Muttersprache in irgendwie gewandter oder flüssiger Form zu handhaben wußte, daß er alle seine großen historischen und philosophischen Werke in einer fremden Sprache schrieb, ja daß er sogar in fremder Sprache dichtete. Zwar hat er selbst erkannt, daß er es in dieser fremden Sprache doch nie zu der Vollendung bringen könne, wie dies bei der völlig beherrschten Muttersprache der Fall gewesen wäre, und er hat in dieser Erkenntniß über seine eigenen Poesieen ein Urtheil gefällt, dessen Hätte doch nicht ganz gerechtfertigt erscheint; aber den Versuch, in eigener Sprache zn dichten und zn denken uud den dabei etwa entstehenden Mangel an Eleganz des Ausdrucks durch die Wahrheit einer echten Empfindung auszugleichen, hat er nicht unternommen.

Und doch hat er geahnt, welche großartige Fülle von Kraft und Schönheit in dieser scheinbar so armen und plumpen Sprache schlummere, und wie diese schlummernden Kräfte nur der geeigneten genialen Hand bedürften, um zu blühendem Leben erweckt zu werden. Daß diese Hand bereits in voller Thätigkeit des Erweckens und Schaffens begriffen war, hat er nicht gedacht, wohl aber hat er der deutschen Literatur eine große Zukunft prophezeiht. Er hat das Gegenwärtige doch wenigstens als Zukünftiges vorahnend geschaut. Am Schlüsse seiner merkwürdigen Abhandlung spricht er die feste Ueberzeugung aus, daß auch der deutschen Literatur eine große Zukunft beschieden sei, ja daß sie vielleicht dereinst die Literatur aller anderen Nationen

an Kraft und Größe überstrahlen werde; denn so hoch er auch die geistigen Schöpfungen der Franzosen schätzte, seine ethische Achtung hat er vor Allein immer seinen Landsleuten bewahrt, deren Charakter, deren brave und mannhafte Gesinnung er stets anerkannte, wenngleich er im geselligen Verkehr die Franzosen vor seinen männlicheren, aber ungewandteren Landsleuten bevorzugte.

Und merkwürdig, von jener geahnten Blüthe der dentschen Literatur glaubt er, daß sie erst dann eintreten werde, wenn die Fürsten Diejenigen, welche die Träger des geistigen Lebens sind, zu frohem und kühnem Schassen erinuntern würden; daß er selbst diese Forderung nicht im Geringsten erfüllte, scheint er kaum bemerkt zu haben. Gerade diesem Mangel aber — denn ein solcher war es ohne Zweifel — verdankt unsere deutsche Literatur vor Allein jene großartige und grenzenlose Freiheit, mit der sie sich entwickelte und die mit der Rücksicht auf die Großen dieser Welt schwer vereinbar erscheint; freilich auch jenen Reichthum an unklaren kosnwvolitischen Träumereien, durch welchen sich viele ihrer größten Erzeugnisse auszeichnen.

Der König aber, der von dem frischen geistigen Leben seines Vaterlandes kaum etwas bemerkte, vergleicht sich selbst mit Moses, der von ferne, von steiler Bergeshöhe das gelobte Land erblickte, ohne daß es ihm vergönnt gewesen märe, dasselbe zu betreten. Er ahnte nicht, daß er bereits mit beiden Füßen in diesem gelobten Lande stand. Nicht einmal die preußischen Dichter, welche seine Thaten jubelnd uud begeistert besangen, hat er von seiner einsamen Höhe aus wahrgenommen.

Und doch mar er unbewußt ein Verbündeter der neu erstandenen geistigen Macht, indem er ihr die Macht der That schöpferisch zur Seite stellte. Seine Schöpfung sollte dereinst im Verein mit der unergründlichen Tiefe des Gedankens in der deutschen Poesie den Deutschen das höchste Gut, welches sie Jahrhunderte lang schmerzlich entbehrt und sehnsüchtig herbeigewünscht hatten, wiedergeben: ein mächtiges, großes und einiges Vaterland.

Moltke als Erzieher/)
Allerlei Betrachtungen
von
Felix Vahn.
— Vreslau, —
(Schluß),

!!ie großartige Fürsorge für die Arbeiter in der „socialen Gesetzgebung", wird man einwenden, bedeutet sie etwa nichts?

Gewiß bedeutet sie sehr viel: und man soll das segensreiche Werk, das (unter dem alten Kaiser) durch Bismarck angegriffen wurde, mit allen Kräften weiter führen: einmal, weil dadurch tatsächlich so viel des l'iuten geschaffen wird, ohne Rücksicht auf Nebenwirkungen: es ist noch niemals für die „Arbeiter" (als ob wir Ändern alle Faullenzer wären!) so eifrig gesorgt worden, wie dnrch diese Gesetzgebung, wie es denn, wohl überhaupt freien Arbeitern noch nie so gut ergangen ist in ihrer ganzen Lebenshaltung wie heute de» Unsrigen.

Zweitens aber soll diese Gesetzgebung fortgebaut werden, wie Kaiser Wilhelm II. bedeutsam gesprochen hat, „um unser Gewissen zu entlasten", d. h. uni uus sage» zu können, daß von uns aus uach besten Kräften Alles geschehen ist, was möglich war, um das Los der Arbeiter zu bessern. Aber jenes Wort drückt schon recht ahnungsschwer die Besorgniß aus, daß alle diese Bemühungen nicht bewirken werden, ein furchtbares Erdbeben, eine zerstörende Entladung der unterirdisch grollenden und gährenden Gewalten zu verhüten.

>) (Moltle's Geschichte de» deutsch-französischen ssiieges von 1870—71, gesammelte Schriften III. Veilin 1891.)

An dein Tage, da diese Kräfte losbrechen, will der Kaiser, wollen wir Alle „ein gutes Gewissen" mitnehmen in den Kampf, dessen Furchtbarkeit alle blos politischen Umwälzungen ungeheuer überragen wird: es wird in der That eine „Götterdämmerung" werden, in der alle bisher gebändigten dumpfen Riesen-Mächte der thierischen Leidenschaften des Neides, der Rache, der Genußgier sich losreißen werden zur Vernichtung alles dessen, was uns ideal, theuer und hellig war.

Daß die „sociale Gesetzgebung" jenen Losbruch nicht verhindern kann, ist zweifellos.

Neben den par Tausenden von Einsichtigen und Dankbaren stehen die Millionen von Andern, welche diese Dinge nur so hinnehmen, wie ihre Führer sie ihnen hinstellen: ganz offen erklärten diese ja auf dem Tage zu Erfurt: „solche Gemährungen werden nur angenommen I.) um den Arbeiter „kampffähiger" zu machen, die letzten, die vollen, die Umsturz-Ziele zu erreichen und II.) um in den Verhandlungen im Reichstag den Arbeitern zu zeigen, wie jämmerlich wenig das Eingeräumte sei, wie die herrschenden Klassen alles Wesentliche den Arbeitern versagen!

Das also ist die Ernte, die aus diesen Säten des Wohlwollens aufgehen wird!

Man sage nicht: die Arbeiter werden dieser Verhetzung nicht folgen. Sie werden ihr folgen! Warum? Weil in solchen Bewegungen die Gemäßigten immer und jedesmal von den weiter Gehenden fortgerissen, überboten, überwunden werden. Und weil — das ist das Tragische daran — wirklich mehr als ein Jahrhundert hindurch an dem IV. Stande durch Ausbeutung, durch Druck, oder doch wenigstens durch Nichts-Thun gar vielfach und gar manchen Orts schwer gefehlt wurde: nun trifft die Strafe — wie so oft in der Weltgeschichte — nicht die schuldigen Ahnen, sondern die unschuldigen Enkel, die sich vergeblich und zu spät bemühen, die alte Schuld 'gut zu machen.

Die Sache wurzelt aber noch viel tiefer.

Die „sociale Frage" ist überhaupt nicht „lösbar": d. h. es kann nicht Allen wirthschaftlich gleich gut ergehen, weil nicht Alle mit gleichen geistigen und körperlichen Anlagen, mit gleichem Fleiß geboren werden. Noch jede Gesellschaftszeit ist zu Grunde gegangen an ihrer Art, jene Frage zu „lösen": die Antike an der Sclaverei, das Mittelalter an der Unfreiheit, dann an dem gespaltenen Grundeigenthum und der (ursprünglich so wohlthütigen) Zünftigkeit von Handel und Geiverk. Und wir werden zu Grunde gehen an dem Mißverhältniß zwischen Capitalismus und Arbeit, wenn jene Bewegung siegt, was — für einige Zeit — im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Dauern können ja die Zustände nicht, welche die Socialisten herbeiführen wollen. Warum nicht? Einmal, weil erst durch lauter erfolgreiche Kriege die Nachbarstaaten gezwungen werden müßten, zu der gleichen Gestaltung überzugehen: ein socialistisches Deutschland, Frankreich u. s. w. allein

Felix Dahn in Breslau,
müßte verhungern iin Wettbewerb mit Nachbarn, welche mehr als 8 (Verzeihung, jetzt sind es, glaub' ich, nur mehr 6!) Stunden arbeiten. Zweitens, weil die durch den socialistischen Zwang herbeigeführte Knechtung unerträglich wäre: es könnte z. B. keine freie Berufswahl mehr geben; die „Gesellschaft", welche mehr Schuster braucht als vorhanden, würde den vielleicht zur Sternkunde oder zur Archivivissenschaft Neigenden und Berufenen zwingen, Schuhe zu machen (vermuthlich nicht erfreuliche!) Das ist nun aber gerade das Aergste an diesem ganzen Unheil! Bei anderen großen Umwälzungen, der geradezu „conservativen" englischen, der amerikanischen, der großen französischen Revolution konnte man über den Rechtsbruch und das Blutvergießen sich schließlich mit dem weltgeschichtlichen Trost hinwegsetzen:
„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."
Der Sieg der Socialdemokratie dagegen kann nur zerstören, kann nichts schaffen und aufbauen. Und wird auch dieser Sieg nur gar kurzathmig sein, — wie viele höchste Güter unserer Bildung, die Errungenschaften von einein halben Jahrtausend, werden während des Kampfes zerstört werden: oder — nach dem Kampfe — von den Siegberauschten; weh' unseren Museen und Büchereien und wissenschaftlichen Sammlungen, die den „Bourgeois" theuer waren! Kunst und Wissenschaft werden überhaupt abgeschafft: kann man doch eine Bildsäule nicht essen wie eine Wurst und eine Philosophie nicht trinken wie Schnaps. Die Entbehrlichkeit zumal der Rechtswissenschaft im socialen Staat las ich schon sehr überzeugend bemiesen: da alle Leute zufrieden sind, giebt es keinen Rechtsstreit, kein Vergehen mehr.
Und ist der Taumel vorüber: — ein Deutschland wird es dann nicht mehr geben. Denn nur der deutsche Arbeiter ist — vermöge des verfluchten Hanges zum Weltbürgerthum in unserer deutschen Eigenart — so „idealistisch", daß er freudig zur Vernichtung des Deutschen Staates helfen wird, während Franzofen und sogar Russen (die äußersten Nihilisten abgerechnet) ihr Volks-, thum nicht verleugnen und bei dem Zusammensturz der Deutschen Heeres- und Staats-Macht — im Bunde mit den deutschen Empörern — als Sieger in Berlin stehend, vor Allein dafür sorgen werden, daß sich beide niemals wieder zu erheben vermögen.
„Welche Kassandm-Rufe!" wird man sagen.
^,böit oinsn! Kassandra, auf die Niemand hörte, der Niemand glaubte, behielt Recht. Er kam wirklich, er kam „der Tag, da die heilige Jlios hinsank, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!" —
„Warum? wird man fragen. Haben mir schließlich, neben unserem guten Gewissen, nicht unser gutes, treues Heer?"
Noch haben wir es. Wie lang wird es währen, bis jenes Gift mich das Landvolk ergriffen hat, aus welchen: im Wesentlichen unser Heer hervorgeht? Das ist uur eine Frage der Zeit. Zwar der echte Bauer wird den soeialdemokratischen Bekehrer eher todtschlagen als unterstützen: aber leider ist der echte deutsche Bauer mit seinem stolzen Selbstgefühl nur in

wenigen deutschen Landschaften noch zu finden: wo, wie im Nord-Osten, Jnstleute, Kossäten, d. h. unstcite Tagelöhner die Arbeit für den Großgrundbesitzer thun oder wo, wie in Mittel- und Süd-West-Deutschland, der ländliche Grundbesitz allzu zersplittert ist, da werden jene Lehren bald Eingang finden.

„Weshalb? Es geht den Leuten doch nicht schlecht!"

Erstens geht es jenen zum Theil wirklich schlecht. Zweitens ist die Begehrlichkeit und in Folge dessen die Unzufriedenheit auch mit erträglichen Lebensführungen gewaltig gestiegen und es ist drittens in jene breiten Massen eine „Kritik-Fähigkeit," ja „Kritik-Wuth" hineingetragen worden, welcher früher fehlte. Dazu kommt aber, daß die unaufhaltsame ungeheure Zunahme der Bevölkerung in Deutschland geradezu eine entsprechende Vermehrung der Socialdemokraten bedeutet.

Es werden viel mehrKinder von „Arbeitern", von Leuten des IV. Standes, von Minderbemittelten geboren als von Angehörigen des III. Standes: von Eltern höherer Bildung und günstigeren Vermögensstandes. Zwar ist auch die Sterblichkeit dieser gewissenlos in die Welt gesetzten Kinder stark, allein die Zahl der Lebenbleibenden ist doch unverhältnißmäßig größer. Alle diese Kinder wachsen auf unter der eifrigsten Erziehung zur Socialdemokratie, die wirkliche (oder eingebildete) Noth verstärkt oder verbittert die von den ersten Lebensjahren an geübten Einflüsse der Eltern, der Nachbarn, der Spiel-, bald (leider!) der Arbeitsgenossen. Und nun ist einmal in der Socialdemokratie das Banner gefunden, das allvereinende, unter dem sich — vorläufig — Alle schaaren, die aus irgend einem Grunde, mit Recht oder mit Unrecht, unverschuldet oder verschuldet, mit ihrem Schicksal unzufrieden, von Neid gegen die besser Lebenden, von Haß gegen die Staatsgewalt, gegen den „Klassen-Staat" erfüllt sind. Me diese — mögen sie im Herzen auch keineswegs völlig mit den letzten, oft auch ihnen noch verhüllten socialdemokratischen Zielen und Grundsätzen einverstanden sein — Alle diese stimmen jetzt bei den Wahlen mit den Socialdemokraten: ohne Zweifel werden auch die Meisten — nicht Alle! — von ihnen dereinst auf den Barrikaden neben ihnen kämpfen (diese veraltete kindliche Form der Empörung wird übrigens durch Dynamit und Petroleum erheblich verbessert werden).

Aber auch schon jetzt — noch im Frieden — muß diese ganz unaufhaltsam anschwellende Zahl socialdemokratischer Wähler auf das Ernstlichste besorgt machen — wegen des „allgemeinen Stimmrechts!"

Fürst Bismarck hat erklärt, er habe diesen Grundsatz „auf dem Frankfurter Tisch vorgefunden und herübergenommen": wohl begreiflich damals. Bei dem schweren Kampf, den er zu führen hatte, wollte er die „öffentliche Meinung", den Liberalismus für sich haben und nicht zurückstehen hinter dem Maß von „Freiheit", das die Reichsverfassung von 1849 schon gemährt hatte. Unliebe Gäste hoffte er wohl durch die Diätenversagung fern zu halten aus dein Reichstag.

Niemand bewundert unseren großen Staatsmann mehr als ich, aber das war ein verhangnihvoller Fehler.
Es bedarf keiner Ausführung, — schon Aristoteles hat es gelehrt — daß im Staat nicht die arithmetische Gleichheit der Köpfe, nur die proportionale Gleichmäßigkeit des Rechts — nach der Leistungsfähigkeit und Einsicht einen Sinn hat: es hat keinen Sinn, daß der „Arbeiter", der von Recht und Staat gar keine Vorstellung hat, das gleiche Stimmrecht übt, wie der Fürst Bismarck. Wohl verstanden: nicht einen Vermögenscensus verlange ich für das Stimmrecht: die Plutotratie ist von allen Oligarchieen mit Recht die verhaßteste: das werden die Reichen in Belgien noch erfahren, die am Wenigsten in ganz Europa für ihre Arbeiter gethan und dabei die Wahlurne für sich allein in Besitz genommen haben! — aber einen Bildungscensus, den nachgewiesenen Besuch von Fortbildungsschnlen nach der Volksschule als Voraussetzung des Wahlrechts: dadurch würde auch die unselige Kinder-Arbeit noch mehr eingeschränkt. (In Italien hat man wenigstens die „Analphabeten" vom Wahlrecht ausgeschlossen).
Jetzt, nachdem man es gewährt und 25 Jahre beibehalten hat, das allgemeine Stimmrecht einschränken, das wird nicht leicht angehn: nur nach einer niedergeschlagenen Empörung wäre daran zu denken: und zur Gewalt werden die Empörer erst greifen, wenn sie so ziemlich sicher sind, uns nieder zu schlagen.
Dauert nun aber die Vermehrung der unzufriedenen d. h. socialdemokratisch wählenden Bevölkerung fort wie bisher — und es besteht gar kein Grund für Annahme einer Aenderung hierin, zumal die „Sociale Gesetzgebung" ist ein solcher Grund nicht (s. oben S. 93), — so läßt sich heute schon die Zeit berechnen — mit statistischer Genauigkeit, — da bei Fortdauer des allgemeinen Stimmrechts die Eocialdemokraten die Mehrheit im Reichstag haben werden.
Und dann?
Dann hemmen sie die Gesetzgebung und die Regierung des Reichs mit allen der Volksvertretung zustehenden Rechten: z. B. werden sie die Mittel zur Erhaltung nnd Fortbildung des Reichsheeres versagen. Dann werden wir, d. h. der bisherige Staat, entweder nachgeben: und dann erfolgt jene geheimnißvoll angedeutete „Hinüberleitung", das „Hineinwachsen" in die „socialen" Ideale „auf friedlichem Wege". — Oder — da das erste doch recht unwahrscheinlich ist, so lang es noch Anhänger des Deutschthums und des Staates im alten Sinne giebt! — diese, d. h. Kaiser, Bundesrat!) und mir „Bourgeois" werden gezwungen, uns dem zu widersetzen: was heißt aber das? Dann werden wir genöthigt, als die „Rechtsbrecher" zu erscheinen: ^ was doch geradezu unerträglich ist für unser „gutes Gemissen". Zwischen beiden gleich verderblichen Möglichkeiten steht nur — ein furchtbarer Trost! — die große Wahrscheinlichkeit, daß lange vor jener Zeit ein französisch-russischer Angriff die vaterlandsverrätherischen Neigungen zu viel früherem Ausbruch treibt: dann erliegen wir entweder dein verbündeten äußeren und inneren Feind — und dann? Dann werden freilich Franzosen und Russen

mit den deutschen Socialdemokraten ganz ebenso ein Ende machen wie mit uns. Oder — ein kaum zu hoffender Ausgang! — wir werden mit Franzosen, Russen und innerem Verrath und Aufruhr glücklich fertig: — dann wird allerdings dafür gesorgt weiden müssen, daß sich weder der französifch-rufstsche Angriff, noch der socialdemokrcüische Aufstand jemals miederholen kann. — Rußland zwar muß bei diefen Erwägungen gewissermaßen außer Ansatz bleiben, da das Verhalten der Socialdemokraten bei eineni Angriff von verbündeten Franzosen und Russen noch als zweifelhaft hingestellt wird: vielleicht — das ist noch fehr gnädig! — meiden in solchen» Fall die Socialdemokraten befehlen, „daß ihre Angehörigen nur gegen die Russen geführt werden dürfen!" Man tröste nur ja nicht: „das ist zu schwarz gesehen! Auch die deutschen Socialdemokraten fühlen sich als Deutsche — bei dem Angriff äußerer Feinde werden sie nicht fehlen: sie haben es ja gesagt." Jawohl, einige haben es gesagt — im Reichstag! (Und Herr von Volmar auch außerhalb desselben. Wie ist es ihm bekommen?) Was aber die Herren wirklich denken — nun, bas kam schon auf dem Congreß zu Brüssel ziemlich deutlich heraus, wenn sie auch jetzt noch nicht die letzten Absichten aussprechen. Und was den Glauben an die Wahrhaftigkeit in dieser Partei betrifft, — hat man vergessen, daß manche „Genossen" die Arbeiter aufforderten, die Zugehörigkeit zu einem socialistischen Verbände ausdrücklich abzulügen, ja unter Umständen auch der Meineid entschuldigt ward? Und dann sagte neulich Herr Aebel im Reichstag, die Socillldemokratie verbreite die Sittlichkeit.

Man erwidere auch nicht: „sollten wirtlich die „Socialdemokraten" — oder viele — der Mobilmachung „passiven Widerstand" entgegenstellen, einfach nicht kommen, sich verstecken, — nun, dann wird man ein fnrchtbar Beispiel aufrichteu und die Fahnenflüchtigen erschießen." Und einstweilen? Das wird hübsch werden, wenn wir ein Armeecorps im Reich umherschickcn müssen, um lOOMO Mann einzufangen oder zu erschießen. Und wenn sie nun die Schienen aufreißen und durch die andern bereits augedeuteten Mittel unsere Mobilmachung und unseren Aufmarsch auch nur um Einen Tag verzögern: — der Feldzug kann dadurch entschieden sein!

Man sage endlich nicht: „noch kommen sie."

Wie lange dauert das „noch?" Es ist so ausnehmend naheliegende und so verführerisch angenehme Selbsttäuschung, weg zu bleiben, nicht aus Furcht vor den französischen Kugeln — o nein! — sondern weil das Wegbleiben aus Partei-Ueberzeugung geschieht, „weil das Proletariat jeden künftigen Krieg verbietet".

Und wenn sie, aus Furcht vor dem Standrecht, kommen, was werden diese Soldaten leisten, die im tiefsten Herzen die Vernichtung unseres Reichs, des preußischen Königthums, den Sieg der französischen Republik wünschen und jedem, der es hören will, laut zurufen, nicht der französische Soldat, nur der deutsche Bourgeois ist der Feind des deutschen Arbeiters? Die einmüthige Begeisterung des (mit verschwindenden Ausnahmen) ganzen deutschen

Volkes vom Jahre 70 wird nicht wiederkehren, so lange die Socialdemokratie in Deutschland noch Anhänger zählt.
Man wird einwenden: „ja, was soll denn nun gegenüber diesen (Gefahren die Ncichsregierung thun, der „das Znsehen mit verschränkten Armen" loben Heft 177 S. 407» vorgehalten wurde? Hätte sie vielleicht das Socialistcngesetz erneuern sollen?"
Darüber kann man verschiedener Meinung sein. Nur der Meinung der Fortschrittspartei kann man nicht sein, daß alle „Ausnahmsgesetze" zu verwerfe« seien. Dieser Sab ist ein Hauptklepper, eine wahre Paraderozinante, aus dem Stalle der altberühmten Steckenpferdcauallerie des schneidigen Neiterführers Herrn Eugen Nichter. Ihm ist einfach zu entgegnen: „Ausnahmsgefahren erheifchcn Ausnahmsgesetze." Oder wollen die Herren auch für den Kriegszustand die Verkündigung des ziriegsrechts nicht mehr verstatten? Erneuerung des alten Socialistengesetzes würde sich nicht empfohlen haben, wohl aber Ersetzung desselben durch ein — weiseres.
Ich bestreite nicht, das; das Alte gelegentlich mich schädlich gewirkt hat. Aber freilich hat es auch gar sehr nützlich gewirkt. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, man muß Lob oder Tadel der Feinde über eine Maßregel uorahneu oder nachträglich beachten. Wohlan: vor kurzem las ich in einer socialdemotratischen Schrift die Versicherung: „unter dem Socialistcngesetz wäre es ganz unmöglich gewesen, die Verhetzung (Verzeihung! „Agitation") auf das flache Land unter die Landbevölkerung zu tragen." Was aber die Verpestung auch noch des Landvolkes bedeutet, das ward oben (S. 94) ausgeführt.
Es mußte also durch ein weiseres Socialistcngesetz verhütet bleiben die offene gemeinschädliche „Agitation", die da wirkt auf die Seele unseres Volkes wie Vrunnenuergiftung, Man bedenke: bisher glaubten wir, die Frauen und Mädchen der Arbeiter müßten unsere besten Bundesgenossen gegen eine Lehre sein, welche es rccht übel mit ihnen vorhat: das Weib, wenn es noch nicht Megäre ist und mit Entsetzen Scherz treibt, ist aus Instinkt ideal und conseruativ angelegt. Aber leider lehren Erfahrungen z. V. in schlesischen Gebieten, daß das tödtlichc Gift jener Lehren auch fchou manche Weiber ergriffen hat: was schadet denn die Aufhebung dcr Ehe uud die Einführung der freien Liebe? (— die freilich noch nicht von Allen Socialdcmokraten gelehrt wird —) Nichts! Denn nicht die uneheliche (oder vcrlasseue eheliche) Mutter hat dann — wie heute — die Kinder zu erhalten, das ist ja Sache der „Gesellschaft", die das „Necht auf Arbeit" anerkennt, jedem Arbeitsgelegenheit verschafft und den Arbeitsunfähigen selbst erhält (das letztere thut freilich schon lange die deutsche Gemeinde und neuerdings sogar der Staat der gehaßten „Vourgois" auch».
Das „Körnchen Verminst", das unzweifelhaft in der socialdemokratischen Bewegung liegt, die an sich durchaus nicht unberechtigt ist, hat, vergiftet, ein Unkrautwachsthum von Unvernunft emporwuchern lassen, das uns Alle, aber wahrlich nicht am Wenigsten die Arbeiter selbst, mit dem Untergang von Staat, Volk, Wirtschaft und Bildung im weitesten Sinne bedroht.

Wenn die Dinge ungehemmt so fortwachsen, so sind Kaiser und Heer und Reich, so sind alle Negierungen, so ist der Staatsgedanke, so ist die deutsche Volksart, so ist alle europäische Bildung, die Entwickelungsarbeit von Jahrhunderten verloren, nicht, um Raum zu geben einem Höheren, sondern einein Chaos, aus welchen», nach Vernichtung von Allem, was uns theuer, neues Leben sich nicht entwickeln kann.

Und unsere einzige Hoffnung auf Rettung ist <— gewiß nicht Uneinigkeit innerhalb der Umsturzpartei: das ist eine weitverbreitete Selbsttäuschung: gegen uns sind sie — wie die Franzosen! — Alle einig —) ein verfrühter, und deshalb scheiternder Losbruch. Und diese einzige Hoffnung ist — bei der abmahnenden Klugheit der Führer und der abschreckenden Gefährlichkeit solchen Wagnisses vor der Zeit — durchaus nicht im Allermindesten zn hoffen.

Ergebniß?

Nach Moltke's Vorbild seine Schuldigkeit thun bis zum Aeußersten.

Nach König Teja's Vorbild: Heldenthum bis zum letzten Athemzug aus) ohne Hoffnung auf Sieg. —

Zu solch düsteren Betrachtungen gab uns Anlaß das Benehmen der Bevölkerungen von Schlettstadt und von Paris im Jahre 1870 und 1871: und doch haben diese französischen Arbeiter sich wenigstens nicht durch das Niederträchtigste besteckt: durch verräterisches Einverständnis; niit dein Kriegsfeind!

XV.

Recht schonend, aber doch auch recht unverkennbar tadelnd werden „die Operationen des Großherzogs von Mecklenburg" Ende November gegen Le Mllns und Tours besprochen: S. 186, unerachtet des dringenden „Befehls aus dem großen Hauptquartier" (d. h. eben Moltkes!) „unverzüglich nach Beaugency abzurücken, um dem rechten Flügel der II. Armee „die dringend erforderliche Verstärkung dem weit überlegenen Feinde gegenüber" zuzuführen — „selbst ein Ruhetag wurde abgeschlagen und die äußerste Beschleunigung des Marsches gefordert" -— „schickte der Großherzog das baierische Corps nicht in der kürzesten Richtung auf Veaugency, sondern immer noch auf Tours:" ja — und der nun folgende Satz birgt scharfe Spitzen —: „das Auftreten feindlicher Streitkräfte bei Brou wurde für bedeutend genug gehalten, um sich dorthin zu wenden und den befohlenen Marsch an die Loire vorerst noch zu verschieben" <!). Und zwar obwohl Moltke ausdrücklich mitgetheilt hatte, daß nicht von jener Richtung ernste Gefahr drohe!

Da ist es denn freilich vollbegreiflich, aber auch fchwer wiegend, wenn es gleich auf der folgenden Seite heißt: „es war inzwischen vom großen Hauptquartier (d. h. eben von Moltke), um Einheit in die Operationen zu bringen (! also hatte bisher solche Einheit nicht geherrscht: der so scharf „befohlene Marfch" war eben nicht ausgeführt worden!), der Großherzog

dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl unterstellt, auch General von Stosch abgeschickt worden, um die Geschäfte als Chef bei der Armeeabtheilung des Großherzogs zu übernehmen." Die Meinung, die damals daheim in Deutschland häusig und lebhaft geäußert wurde, diese beiden Maßregeln verriethen, daß man in Versailles mit der Feldherrnschaft des Großherzogs nicht ganz einverstanden war, scheint daher so ganz unbegründet nicht gewesen zu sein. — Erwägt man Moltke's überaus zurückhaltende Ausdrucksweise, so muß man auch lwch bei späterem Anlaß einen sehr bitteren Tadel über die Durchkreuzung und Nichtbefolgung seiner Befehle durch den Großherzog herausfühlen: S. 246. „Ein Schreiben des Chefs des Generalstabes aus Versailles hatte darauf hingewiesen, wie sich der V. Cavcillerie-Division (des Generals von Rheinbaben) voraussichtlich durch Angriffe in Flanken und Rücken der weichenden Colonnen des Feindes sehr günstige Erfolge darbieten dürften, auch war vom Kronprinzen bereits Befehl an diefelbe ergangen, am 15. December mit allen Kräften weit über Vrou hinaus vorzustoßen. Dem entgegen folgte am 16. die Division einer ihr übermittelten Weisung des Großherzogs, dessen Befehl die Division nicht unterstellt war, am Mres-Bach Stellung zu nehmen." „83pi«nti 8at!" — Auch wenn es S. 270 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg heißt, „da die Stadt St. Amand mißverständlich geräumt worden, befahl der Herzog den weiteren Rückzug seiner VI. Cavalleriedivision," und darauf S. 273 „er war mündlich im Hauptquartier Vendome bereits angewiesen, ungesäumt nach St. Amand zurückzukehren," so erhellt daraus wenigstens eine, wenn auch unverschuldet, verfehlte Bewegung. —

XVI.

Köstlich wirkt der leise Humor, mit welchem die zuweilen ganz unglaubliche Leichtsinnigkeit der Franzosen geschildert wird: zumal in der prüfungslosen Annahme und Deutung günstiger Nachrichten: am 30. November war bei einem Ausfall aus Paris auf kurze Zeit ein Dorf Epinan in der nördlichen Einschliesiungslinie besetzt worden. „Man nahm nun in Tours ohne Weiteres an, daß dies das gleichnamige Dorf südlich (bei Longjumeau) sei und daß sonach die Vereinigung der Armee von Orleans mit der von Paris kaum noch ein Hindernis; finden werde. Der Freischcmr Cathelineau wurde aufgegeben, schleunigst den Wald von Fontainebleau zu besetzen, dem Land aber die bevorstehende Vernichtung der Deutschen verkündet".

„Die großen Worte können sie nicht lassen," meint der Schwabenherzog Burchard in meiner „Deutschen Treue."

Allein statt der Vernichtung der Deutschen erfolgte nun die immer stärker zunehmende Auflösung der großen, aber völlig unerzogenen Massen von Unglücklichen, welche Gambetta immer wieder und von allen Seiten gegen Paris oder gegen Nelfort und in das Verderben trieb. Immer größer wird die Zahl der unverwundeten Gefangenen, welche die Geschlagenen bei Nmiens

Moltke als Erzieher,
S. 219, bei Le Maus S. 295, 300, an der Lisaine:S^^44..'zurückl^n,
die Nationalgarden „zerschlagen ihre Gemehre" S, 220,. die gelten aus der
Bretagne „eilen in wilder Flucht" aus der Schlicht,. S« .302, Md'.>rvlMn
dann — einfach „in ihre Heimat zurück." „Ihnen schlössen sich die im Lager
von Conlie verbliebenen Truppen an, nachdem sie dasselbe geplündert (!)
hatten." Dabei wurden Gefahren, welche die Ueberzahl den Deutschen be-
reitete, durch unser. Glück oder durch die Ungeschicklichkeit oder durch die Un-
thätigkeit und den Mangel an Selbstvertrauen, an Thateifer der feindlichen
Führer von uns abgewendet: so „droht (in der Schlacht an der Lisnine
16. Januar) ihr Fußvolk nur mit dem Durchbruch, ohne zur Ausführung
zu schreiten," ... so stehen bei Chazey zwei ganze Divisionen den schwachen
Deutschen gegenüber— „sie unternahmen nichts!" So blieben in der Schlacht
bei Amiens (17. Nov.) „die wichtigen beiden Straßen zwischen den Deutschen
Corps von Truppen völlig entblößt, mährend an ihrer Gabelung eine ganze
französische Brigade hielt, freilich ohne irgend etwas zu unternehmen! Dieses
Vacumn wurde zunächst nur durch das zahlreiche Gefolge und die Stabs-
wache des Obercommandirenden verschleiert, dann durch das zur Bedeckung des
Hauptquartiers bestimmt gewesene Bataillon einigennaßen ausgefüllt; die Linie
der angreifenden Deutschen zerriß in der Mite bei der unverhältnißmäßigen
Ausdehnung des Schlachtfeldes: die darin liegende Gefahr ward lange Zeit
nur durch die Unthätigkeit der Gegner abgewendet."
XVII.
So anerkennend, ja, rühmend Moltke auch jetzt noch die „Hingebung"
die „ttnerschrockenheit" (des französischen Geniecorps, z. B. S. 359, 360,
Schlacht am Mont Valerien 10. Januar,) die Tapferkeit der französischen
Truppen; (zumal, „wie fast immer, in Bertheidigung von Baulichkeiten," im
HSuserkmnvf, Gefechte bei Dijon, 21. und 23. Januar, S. 375, vgl.
S. 362 „die tapferen Vertheidiger von St. Cloud") hervorhebt, —
in diesem Abschnitt des Krieges werden die schweren Schäden, welche dem
unglücklichen Lande theils die liebhaberhafte Kriegführung der Gambetta
und Freycinet, theils die Rücksicht auf die „gute Laune" der Pariser zu-
fügten, schonungslos aufgedeckt. So lassen die Vertheidiger von Paris, obwohl sie
die Durchbruchsversuche vom 30. November und vom 2. December ohne Hilfe
von Außen als ziemlich hoffnungslos betrachten, gleichwohl die hiezu bestimmten
Truppen „aus Besorgnis; vor dem Volksunivillen" auf dem linken Marne-
Ufer, während „der Donner der Geschütze vom Mont Avron einstweilen
noch die Pariser bei guter Laune halten mußte."
Da beschließt die „Regierung" <d. h. die Advocaten und anderen Redner)
zu Paris, gedrängt durch die öffentliche Meinung, eine neue Massenunter-
nehmung." Zwar machen die Generale geltend, Ausfälle ohne Mitwirkung
eines Entsatzheeres versprächen „keinen Erfolg; aber am 8. Januar hatte der
Minister Gambetta den Sieg der Nordarmee bei Bapaume verkündet und

1,02
Felix Dahn in Breslau,
außerdem das Vorgchen" beider Loire-Armeen verheißen. Hienach rieth General Trvchn, wenigstens oen Augenblick abzuwarten, da die Einschließung von . Paris. Fich. durch neue- Entsendungen schwächen müßte, stieß aber auf den Widerstand-iier übrigen Regierungsmitglieder, insbesondere des Herrn Jules Favre. Dieser erklärte „die Maires seien ungehalten über das Bombardement (!)", den Vertretern der „Stadt" müsse Einsicht in die militärischen Verhältnisse gewährt werden^), und überhaupt hätte längst schon gehandelt werden müssen <!!) „So ward denn am 15. Januar endgiltig beschlossen, die deutschen Linien ... zu durchbrechen."
Und in jenen Tagen nun erfolgte die Kriegsleitung „von dem grünen Tisch", S. 227, zu Tours aus! Da wird den? General d'Aurelles de Paladine befohlen, „die Stellung von Orleans zu halten" (S. 227), welche aber thatsächlich bereits durchbrochen ist! Gerade in diesem Abschnitt des Feldzugs erhalten französische Heerführer von dem lobkargen Moltke schönes warmes, den deutschen Leser (wie gewiß den gemäßigten französischen) tief wohlthuend berührendes Lob. Da heißt es von Chanzn (S. 235), „wohl dein tüchtigsten von allen Führen, welche die Deutschen iin Felde zu bekämpfen gehabt haben": — ein Zeugniß aus dem Munde des Siegers, das dem von seinen Landsleuten vielfach verunrechteten Helden noch in das Grab nachgerufen wird — „in kurzer Frist stellte er den inneren Halt der geschlagenen Truppen dermaßen wieder her, daß sie selbst . . . angriffsweise vorzugehen vermochten."
„Wirklich" — heißt es von ihm S. 266 — „hatte er die (nach Moltke richtige) Absicht, vom Westen her durch ein gemeinsames Vorgehen mit Faidherbe (vom Norden) und Bourbaki (vom Süden) Paris zu entsetzen, das sich, wie General Trochu ebenfalls ganz richtig geschrieben hatte, nicht aus eigener Kraft befreien konnte, auch bei gelungenem Durchbruch für die Mittel zur Ernährnng auf das gleichzeitige Erscheinen eines Entsatzheeres angemiesen war. Chanzn ließ (23. December) Gambetta wissen, nur ein gemeinsames und baldiges Vorgehen vermöge den Fall der Hauptstadt zu verhindern.
„Aber der Minister glaubte ein besseres Mittel zu wissen. Von einer ganz anderen Verwendung der Armee Bourbaki's erhielt Chanzn ersr am 29. December Kenntnis;!" Das deutsche Heer sollte „demoralisirt" werden. (Wodurch? Durch einen Einbruch Bourbaki's in das Elsaß und in das Badische. Das ward aber noch nicht verrathen!) „Im Uebrigen enthielt die Antwort weder gemessene Befehle, noch genügende Auskunft. .,Vc>u8 avs? äecimö les UeeKIenbourAeois, le« Lsvarvi« n'existevt plu8 (wir Annen!), Ie restö de l'srwee est äHü snvski r>ai I'iriqui5tu6e st la >»ssituäe. ?sr8i8ton8 et n«u8 re»verr«r>8 c«8 K«r6e8 K«r8 <in 8«1, I«8 insius viä«8!" Die „großen Worte" u. s. w. oben S. 100. Aber es kam anders!
So würde es wohl auch bei uns gehen, wenn gewisse Leute Ober»Wasser bekämen!

„Bei so unklaren Aeußerungen (wie vernichtend wirkt dieser verhaltene Hohn!) der obersten Heeresleitung beschloß General Chanzu, eigener Kraft vertrauend, den Zug auf Paris ohne andere Hilfe auszuführen; aber bald sah er sich selbst aufs Emsthafteste angegriffen".
Wir armen Baiern, „welche nicht mehr eristirten", rückten alsbald vor Paris in die Stelle des an das Südheer abgegebenen II. Corps ein und zählten zu Anfang des neuen Jahres bereits wieder 17,500 Mann und 108 Geschütze, müssen also eine überraschende Fähigkeit haben, uns aus dem Nichts wieder herzustellen.
An das Unwahrscheinliche grenzt für uns kühlere „darbarsg cku Mrä" die Vertrauensseligkeit, die beneidenswerthe rosige Erwartung des Gelingens, welche dieseKelto-Romano-Franken auch nach den empfindlichsten Enttäuschungen nicht verläßt- sie planen etwas und sofort wird das Glücken des Plans als ein gesicherter Werth, mit deni man weiter rechnen darf, für weitere Unternehmungen in Ansatz gebracht: „escomptirt" sagt man an der Börse geschmeidig, „sich etwas in die Tasche lügen", sagt man in plumpem Deutsch.
So hat der erfindungsreiche Dulder (nicht Odvsseus, sondern) Freycinet wieder einmal — nach so vielen mißlungenen — einen neuen Plan ausgeheckt und der Dictator Gambetta hat ihn gut geheißey (Ende December): einen Vorstoß von drei Corps von Beaume auf Dijon in Vereinung mit Garibaldi! und Crömer. Noch sind die Leute gar nicht „eingeschifft" (auf der Eisenbahn; ein verflucht schneidiger „Tropus", der in unsere Heeressprache eingebrochen ist) und schon wird nnt dem gar nicht anzuzweifelnden Sieg von Dijon meitergerechnet: „les viotoriöux äs vijori" (!) werden dann leicht „rusms ssv.8 «ouv 56rir^ die Aufhebung der Belagerung von Belfort bewirken: „die bloße Anwesenheit dieser Masse von weit über 100,000 Mann genüge, um alle Angriffe der Deutschen auf die nördlichen Festungen aufhören zu lassen, jedesfalls habe man die Gewißheit, sännntliche Verbindungslinien der feindlichen Heere zu durchschneiden!" Lieber Gott im Himmel!
Die Ostarmee hat Dijon nicht erobert, Belfort gar nicht gesehen und ist, nach Abschneidung all ihrer Verbindungslinien von den Schweizern entwaffnet morden, — das war das einzige Mittel, das sie vor Vernichtung oder Gefangenschaft noch zu retten vermochte.
Schönes Lob erntet dagegen der „umsichtige" Befehlshaber von Belfort für seine kräftige Behauptung des Vorterrains und die qesainmte unerschrockene Vertheidigung, während dem „tapferen" (S. 883) Bourbaki (obwohl ausdrücklich hervorgehoben wird, wie ungerecht es war, ihm die Schuld des gänzlichen Mßlingens des nicht von ihm (sondern von de Freycinet) geplanten und befohlenen, nur von ihm ausgeführten Feldzugplanes aufzillasten) doch einmal ein recht scharfer Tadel nicht erspart wird: er hatte sich einmal „unter dem berauschenden Eindruck eines Sieges" — der Tag von Villerserel, 9.Januar, mit 700 — unverwundeten — gefangenen Franzosen mar aber kein französischer Siegestag! ^ der Unthätigkeit hingegeben.

Fclir Dahn i» Breslau,
zzvQörsI LiUot" — meldete er an die Regierung von Bordeaux — »
ooouvö Ü8prol« et s')^ S8t nminteuv.^: wir wissen, daß er dort gar nicht angegriffen wurde und daß es ihm nicht gelang, den General von der Goltz aus dem nahen Moimay zu verdrängen. Aönüral OlincKsnt » so.-
Isvö äve« un evtraiQ rsmurcinudls VillsrLSxel": aber der Kampf am 9. war auf deutscher Seite nur durch einen Theil des XIV. Corps geführt, um den Marsch des Ganzen auf der rechten Wanke zu sichern. Während dann diese Bewegung aufs Eifrigste fortgesetzt wurde, blieb das französische Heer zwei Tage lang stehen, gefechtsbereit und in der sicheren Erwartung, daß nun der (doch als geschlagen bezeichnete) Feind „zum Angriff auf die Uebermacht vorbrechen wird". In diesen Sätzen liegen schwere Verurteilungen des unglücklichen Feldherrn, der übrigens fast — gleich Mac Mahon in den Tagen vor Sedan (oben Heft 177 S. 393) — unser Mtleid erweckt, wie das Verderben von allen Seiten über seine innerlich gebrochenen Schaaren hereinstürzt, wie in den: einberufenen Kriegsrath alle seine Generäle erklären, daß sie für ihre Truppen nicht mehr einstehen können!! S. 399, mährend er aus dem fernen Bordeaux fort und fort angemiesen wird, „zu siegen'/'
Das rasche und tiefe Sinken kriegerischen Geistes in den Mannschaften tritt in diesen letzten Wochen des Feldzuges auf allen Schauplätzen des Kampfes hervor: wie in dem Heere Bourbaki's mährend der Gefechte bei Dijon (S. 314: „die Franzosen ließen sich das Alles gefallen, ohne etwas Ernstliches dagegen zu unternehmen"), so bei den Truppen Faidherbe's im Norden, wo der (übrigens nur mühsam erkämpfte) Sieg bei St. Quentin (19. Januar) den Deutschen 9999 unvermundete Gefangene in die Hände gab.
An diese Schlacht knüpft Moltke (S. 324) eine höchst lehrreiche Ausführung über die „Verfolgung": „nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der Alle, besonders auch die Laien (!), zustimmen und doch wird derselben in der Praris selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte meist wenig Beispiele auf, wie das berühinte von Belle Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu ldie Franzosen liebten es doch so sehr, die deutschen Feldherrn und vor Allein Moltke als mitleidlose „8ans entrailles" hinzustellen), einer Truppe, welche 19 oder 12 Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung auf's Neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung nock ab von der Art, wie der Sieg gewonnen ward. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich werden, nm sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen oder wenn, wie bei St. Qnentin, alle, auch die letzten Truppen in das Gefecht verwickelt waren, so daß eine intakte geschlossene Jnfanterieabtheilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Cavallerie, vollends bei Nacht, von allen Boden - Hindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten, allein die

Aufgabe selten lösen, General von Goeben nahm die Verfolgung des geschlageneu Feindes erst am folgenden Tage auf."

XVIII.

Wiederholt (z. V. schon bei Spichern, oben Heft 176 S. 204) haben wir den Oberfeldherrn den Unterfeldherrn gegen unbegründeten Tadel verteidigen sehen: es ist gar schön zu lesen, wie wohlwollend, wie gerecht er auch hierbei Lob und Tadel abwägt, zumal wie er sich selbst des Irrthums zeiht, seine Unterführer zu entlasten.

So erhält General von Manteuffel hohes Lob — genauer gesagt, kommt es seinem Generalstabschef von Lewinski, jetzt Befehlshaber des VI. Corps, zu — für dm so früh gefaßten Plan, den voraussichtlich mißlichen Rückzug der Ostarmee durch ein Vorgehen nach dem Toubs unterhalb Besan^on zu durchschneiden.

Aber auch offener Tadel wird ihm nicht erspart <S. 373), als er den« General von Kettler Befehl ertheilt, das inzwischen geräumte und von dem Feind mit gewaltiger Uebermacht besetzte stark befestigte Dijon (mit nur 5'/^ Bataillon) zu nehmen: „Man schlug (hierbei) den Gegner allzu gering an:" „das G «nze bildete eine Stellung, welche gegen sehr viel größere Kräfte behauptet weiden konnte": nochmals wird S. 370 dieser Auftrag geradezu als „unausführbar" bezeichnet: „aber das kühne Vorgehen einer schwachen Brigade bannte ein ganzes Heer in Unthätigkeit." Der Gegner Garibaldi spielt dabei eine recht traurige Rolle: in der Wirklichkeit: er ließ sich mit seinen» Heer von ein paar Bataillonen viele Tage lang in Schach und Scheu halten, werthvolle, ja entscheidende Tage, in denen von Manteuffel seinen Zug ungestört fortsetzen konnte, der den General von Werder und die Belagerung von Belfort decken und der Ostarmee den Rückzug abschneiden sollte: aber auch in Moltke's Tarstellung: es ist geradezu lächerlich, wie der alte Haudegen sich endlich in Bewegung setzt, in drei Colonnen vorrückt, aber die Bewegung nur eine Melle weit reicht! „Er beobachtet von einer Höhe die ihm entgegenrückenden Recognosciningsabtheilungen der Deutschen und kehrt dann unter den Klängen der Marseillaise (!) nach Dijon zurück."

Recht herzlich wenig hält Moltke von der Feldherrnkunst des wackeren Freischaarenführes, der dereinst mit nur 1000 Mann ein freilich gar wurmstichiges und vielfach verrathenes Königreich erobert hatte. Es bedeutet immer Uebles, bedient sich Moltke der Gänsefüßlein: — er läßt mit Vorliebe die öffentliche Meinung auf solchen auftreten (was zu ihrem Geschnatter und ihrer Albernheit meist trefflich paßt), nnd es ist recht, recht boshaft von ihm, daß er S. 373 bei General Garibaldi das Wort „General" — wie sonst niemals! — hinten und vorn mit einer Wache von solchen Gänsefüßlein umhegt, welche nichts weniger als eine Ehrenwache sein soll. Noch einmal wird Garibaldis gedacht: S. 393 heißt er der General diesmal ohne Gänsefüßlein. Aber ein außergewöhnliches Maß von leisen, Spott wird ihm auch hier zu

^06 Felix Vah» in Breslau. —
Theil: er erhielt den bestimmten Befehl, nur etwa 10,000 Mann in Dijon zu belassen, mit der Masse seiner Streitmacht aber sofort über- Düte heraus vorzugehen. „Aber der General trug noch immer Sorge um Dijon":
— das ist nun recht ausgesucht boshaft, da im Vorhergehenden der unglaublich grobe Fehler des „Generals" nachgewiesen morden, sich mit seinem ganzen Heer von ein paar Bataillonen „in der Sorge uni Dijon" festnageln zu lassen, während die Badener die rettende und entscheidende Flankenbewegung vollzogen. „Er entsendete nur ein schwaches Häuslein . . . hinter den Canal von Bourgogne. Von 700 Freischärlern, die gegen Dole vorgegangen waren, hat man dort niemals etwas verspürt." (!) Vielmehr verblieb der General in Dijon, „um das er immer noch Sorge trug." War er doch „unter den Klängen der Marseillaise" dorthin zurückgekehrt von einer — unblutigen — Ausschau nach den anrückenden Deutschen.
Warmes Lob wird wie von Manteuffel auch dein General von Werder gespendet: ausdrucklich wird anerkannt, daß man in Versailles (d. h. Moltke) die plötzlich ganz veränderte, jenen Feldherrn aufdas AeußerstebedrohendeKriegslage, den Zug eines neuen französischen Heeres zum Entsatz von Belfort erst recht spät erkannt habe. Vierzehn Tage lang war diese Bewegung Moltke, wie dem zunächst bedrohten XIV. Corps selbst, völlig verborgen geblieben. In diesem Augenblick höchster Gefahr — „stündlich konnte der Angriff des überstarken Gegners erwartet werden" — erlebt nun der deutsche Leser höchste Freuden an dem Verhalten der drei Männer: Moltke, Werder und Manteuffel. Werder, „den ganzen Ernst seiner Lage in Versailles zur Sprache bringend", fragt telegraphisch an, ob unter diesen Umständen, welche die Existenz seines ganzen Corps auf's Spiel setzen, die Belagerung von Belfort aufrecht erhalten werden soll? Die gefrornen Flußlinien gewähren ihm leine Deckung mehr, andrerseits beraubt ihn der Schutz der Einschließung von Belfort jeder Freiheit der Bewegung. Moltke befiehlt: Ja, weil nicht abzusehen war, ivo der einmal begonnene Mckzug der Deutschen endeil würde: von Werder erhält also den Aufrag, seine Stellung zn behaupten, ohne daß ihm die geradezu unentbehrliche Verstärkung versprochen werden kann, und mit der klaren Erkenntniß eines möglichen unglücklichen Ausgangs der Schlacht, d. h. der Vernichtung seines ganzen Corps, freilich nnter ausdrücklicher öntbindnttg von der Verantwortung—DaS ist nun geradezu großartig, das ist echt heldenhaft, das ist, in neuzeitliche Verhältnisse und aus ganze Heerschaaren übertragen, jener markerschütternde Zug der Heldensage, nach welchem mit vollem Bewußtsein einzelne Helden von dem König kurzweg den Auftrag erhalten, zur Rettung des Ganzen z. B. zur Deckung des Rückzuges, in einem Engpaß, an einer Furt oder Brücke, stehen zn bleiben und sich zn opfern — ein Zug, den ich im IV. Band des „Kampfes um Rom" (König Teja hemmt so das Nachdrängen des NarseS) verwerthet habe. Noch schöner freilich ist es, wenn der Held ohne solchen Befehl, von freien Stücken, das Werk der Selbstaufopferung vollführt: das habe ich in dein

Schills; der Kreuzfahrer (Friedmuth von Fragsburg deckt die Furth bei Elbing) und in Skirnir gebracht.
Am Allerergreifendsten aber ist es, wenn solche Selbstaufopfernng nicht Sage oder Dichtung, sondern Geschichte ist: und das geschah damals: ohne den (verzögerteil) Befehl abzuwarten, that General von Werder von sich aus das Heldenhafteste, was ihni, ohne daß er es wußte, einstweilen zugemuthet und befohlen war.
„Dem General von Werder wurde daher der bestimmte Befehl ertheilt, die Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen. Wie nur billig, wurde er dadurch von der moralischen Verantwortung, für alle Folgen entlastet, welche der vielleicht unglückliche Ausgang des Kampfes haben konnte. Aber ehe noch dieser Befehl einging, hatte der General ihm schon aus eigener Entschließung entsprochen."
Alan muß sagen: alle höchsten Mannestligenden unseres Volkes traten damals als das Selbstverständliche — ohne ein ,,m«t sooois" — schlicht und schweigsam, wie die Nothmendigkeit der Ehre, hervor. Es ist erschütternd, dieses Zusammenwirken germanischer Helden, von denen jeder dem Andern das Höchste als selbstverständlich zumuthet und jeder das Höchste an Aufopferung leistet, ohne den Befehl hierzu abzuwarten. Und auch Manteufsels Entschluß, nicht dein hart bedrängten Waffenbruder auf kürzestein (obzivar dann höchst schwierigem) Wege zu Hilfe zu eilen, ihn vielmehr einstweilen noch der eigenen Widerstandskraft zu überlassen, aber den Marsch so einzurichten, daß der Gegner, wenn sich nnr der Freund, niit äußerster Anspannung aller Kräfte, behauptet hat, von hinten abgefangen »nd vernichtet wird, ist hart, ehern: — es hat etwas vom Altnordischen, dies ganze Wesen — aber großartig, Moltke und Leminski theilen sich in den Ruhm dieses übrigens auch von Manteuffel sofort eifrig erfaßten biedankenS.
Und so wurden sie denn von den tapferen Alamcmnen, den alten Vorkämpfern des deutschen Heerbanns, allein gekämpft, die furchtbaren kämpfe an der Lisaine in jenen eisigen Januartagen (15—17). So todtmüde waren die wackeren Leute ^ auch die Verpflegung geriet!) damals ins Stocken — vom Marschiren, Wachen, Fechten, daß, mitten in der Schlacht, unter dem Brüllen der Kanonen und dem Knattern der Gewehre, die Jäger, die Büchse im Anschlag, ans dem blutigen Schnee — einschliefen! Ihre Offiziere mußten sie wecken — mitten im Donner der Schlacht!
XIX.
Gar strenge geizt Moltke mit Worten des Lobes für Führer und Mannschaften: höchste Pflichterfüllung gilt ihm eben als selbstverständlich. Nur ganz ausnahmsweise wird ein Körnlein Anerkennung gespendet: Den Brandenburgern, den Pommern, nochmals den Pommern bei Pouilly lS. 370), den Baiern in Bazeilles, den Reitern der „Todesritte" (Heft 177, S. W7), dann (S. 242> für die viertägigen Kämpfe vom 7.^19. Deccmber denTruppcn

I. 03 Felix Dahn in Breslau,
des Großherzogs und den Baiern, welche von den 3400 Mann deutschen Verlustes mehr als die Hälfte zu tragen hatten: „der Großherzog verdankte es der Tapferkeit aller seiner Truppen, daß er sich (mit seinein Häuflein) dreier französischer Armeecorps erwehren konnte."
Dann bei dem Zug der II. Armee auf le Mans, wo sich der Winter in aller Strenge geltend machte, die Reiter abstiegen und die Pferde am Zügel über das Glatteis führen mußten, das ganze Fuhrwerk bei dem Zustand der Wege nicht folgen konnte, die Bekleidung mangelhaft, die Ernährung spärlich mar. „Aber guter Wille, Ausdauer und Mannszucht überwanden alle Schmierigkeiten." Neuere — deutsche — Beurtheiler der Deutschen Kriegführung haben an der Verwendung und auch zuweilen an der Haltung, zumal der Reiterei, auch wohl des Fußvolks mancherlei zu mäkeln gefunden: nur dem Geschütz sprechen sie nach beiden Richtungen uneingeschränktes Lob zu. Damit stimmt Moltke wenigstens insofern überein, als er wiederholt die Leistungen dieser Waffe ganz besonders hervorhebt: so (S. 264) bei der Beschießung von Paris („sie hatten besser geschossen, als sie selbst vermutheten") ferner S. 240, 242, 249, 300, 309, und von den ruhmreichen Kämpfen an der Loire wird bezeugt, daß „nicht zum Wenigsten die Leistungen der Artillerie" den Sieg entschieden: diese allein verlor in 4 Tagen 255 Mann und 300 Pferde, schließlich waren die stählernen Rohre fast sämmtlicher leichten Batterieen der XXII. Division und die meisten baierischen durch Ausbrennen der Keillochfläche unbrauchbar geworden.
Die Franzosen hatten mich einen starken Eindruck von der Ueberlegenheit dieser deutschen Waffe: oft hörte man in Frankreich zwischen dem 8. August und Mitte September von gefangenen Offizieren das Wort „vons Q0U.8 äv<Z2 6cr««6 pär votrs ärtillerie."
XX.
Ergreifend wirkt es, wie der als „kühl bis ans Herz hinan" geschilderte Feldherr glühwann wird bei der Erzählung des einzigen Gefechts, in welche,,! die Franzosen eine Deutsche Fahne — Nichterobert, nein: gefunden haben. Es ist das Blutbad bei Pouilln, vom 23. Januar, in welchem die wackeren Pommern die Fahne des II. Bataillons des 61. Regiments einbüßten.
Die Schilderung liest sich wie eine Schlachtballade.
Es wird als ein Fehler angedeutet, daß „man durchaus darauf bestand, die große für Infanterie allein fast uneinnehmbare Fabrik von Pollilly zu stürmen." Nachdem alle älteren Offiziere gefallen, hatte ein Premierlieutennnt, dessen Pferd erschossen und der selbst verwundet war, die Führung des II. Bataillons übernommen. Sobald die V. Compagnie, nur 40 Mann stark, aus dem nahen Steinbruche hervortrat, wurde sie von allen Seiten aufs Heftigste beschossen. Der Führer wurde sogleich verwundet, und der Sergeant, welcher die Fahne trug, brach nach wenigen Schritten todt zusammen, so auch der zweite Lieutenant und der Bataillonsadjutant, welche das

Panier wieder erhoben. Dasselbe ging nun von Hand zu Hand: erst die Offiziere, dann die Mannschaft: alle seine Träger fielen. Die braven Pommern drangen dennoch bis an das Gebäude heran: aber dasselbe hatte auf dieser Seite überhaupt keinen Eingang und schließlich führte der Feldwebel den Nest der kleinen Schaar nach dem Steinbruche zurück. Hier erst wurde die Fahne vermißt. Freiwillige gingen noch in der Dunkelheit vor, um sie zu suchen, aber nur Einer kehrte nnvermundet zurück. Erst später fanden die Franzosen das Feldzeichen von Kugeln zerrissen in einer Blutlache unter Leichen auf. Es ist dies die einzige Fahne, welche während des Feldzugs verloren, aber auch nur so verloren ist. —" Wie prachtvoll! Der knappe Schriftsteller widmet dieser liegen gebliebenen Fahne 23 Zeilen. Und welche Zeilen!
In Deutschland verbreitete sich damals das ehrende Gerücht, Menotti Garibaldi habe dieses Feldzeichen den Deutschen zurückgestellt, da seine Leute es ja nicht erobert, nur gefunden hätten. Aber es war ein Jrrthum. Man hat das seltene Fundstück behalten. So viel Ritterlichkeit brachten sie nicht in der That auf, — diese Romanen, die, Franzosen und Italiener, das schöne Wort so häusig anwenden. Ist es doch ein „mot sonore".
Wenden wir uns von der zerschossenen Pommernfahne nach Paris: da ging es zu Ende: die dort der Ergebung vorausgehenden Zustände waren unheimlich: sie warfen die drohenden Schatten der Commune voraus. Die gesammte politische und militärische Lage Frankreichs und in nächster Nähe die Zustände in Paris waren geeignet, die ernste Sorge der Regierung hervorzurufen. Seitdem Herr Thiers von seiner diplomatischen Rundreise zurückgekehrt war, wußte man, daß ein vermittelndes Einschreiten der auswärtigen Mächte nicht zu erwarten sei. Die Bedrängniß der Hauptstadt war mehr und mehr gestiegen. Längst schon hatten Mangel und Theuerung auf den Bewohnern gelastet. Ihre Vorräthe waren erschöpft, und selbst die Bestände der Besatzungsarmee bereits stark in Anspruch genommen. Bei der andauernden Kälte fehlte es an Heizmitteln, und die Gasbeleuchtung konnte nur unzureichend durch Petroleum ersetzt werden. Vor der vom Gegner lange verzögerten Maßregel des Bombardements bargen sich im südlichen Theil von Paris die Einwohner in den Kellern oder flüchteten in entferntere Stadtviertel, mährend bei der nun auch im Norden beginnenden Beschießung die Bevölkerung von St. Denis massenweise zuströmte.
Der große Ausfall am 19. war vollständig gescheitert, ein Ersatz von außerhalb nicht mehr zu hoffen, seitdem Gambetta den Mißerfolg bei Le Mans mitgetheilt hatte. Die Armee von Paris, welche er der Unthätigkeit anklagte, war durch Frost, Krankheit und Desertion um ein Dritttheil ihrer Stärke vermindert und durch verunglückte Unternehmungen geistig herabgedrückt. Um Fleisch zur Ernährung der Einwohner zu beschaffen, hatte sie ihre Pferde hergeben müssen; auch erklärte General Trochu jede weitere Angriffsunternehinung für hoffnungslos, selbst für den passiven Widerstand seien die Mittel erschöpft.

^0 Felix Dahn in Vre5lau.

Bisher hatte die Regierung durch schöngefärbte Berichte die Bevölkerung bei guter Laune zu erhalten gewußt, aber die schlimme Lage der Dinge ließ sich nicht mehr verschleiern. Jetzt wurden alle ihre Maßregeln getadelt. Es gab in Paris eine zahlreiche Klasse, welche von der allgemeinen Noth wenig berührt war. Die aus der Civilbevölkerung bewaffneten Vaterlands-uertheidiger wurden von der Negierung ernährt und reichlich besoldet, ohne daß sie sich allzusehr auszusehen gehabt hätteu. Ihnen schlössen sich alle die unsicher« Elemente an, welche bei ungeordneten Zuständen ihre Rechnung fanden. Diese waren mit den Verhältnissen ganz zufrieden, wie sie der 4. September geschaffen, und wenig später traten sie in der Schreckensgestalt der Commune auf. Schon zuvor hatten Volksaufläufe nur mit Waffengewalt zerstreut werden können, und selbst ein Theil der Nationalgarde war meuterischen Kundgebungen nicht fern geblieben. Unterstutzt durch die Presse, forderten die demagogischen Clubs auch jetzt noch neue Unternehmungen, ja, selbst einen Massenausfall aller Bewohner von Paris. So befand sich die schwache, weil nur auf Volksgunst ruhende Negierung im Gedränge zwischen unerfüllbaren Forderungen der einsichtslosen Menge und dem unerbittliche:! Ernst der wirklichen Thatsachen. Unzweifelhaft gab es keinen Ausweg mehr als die Kapitulation der Hauptstadt, jede Zügerung steigerte die Noth und zwang zur Annahme härterer Bedingungen. Wurden nicht ungesäumt alle Eisenbahnen freigegeben, um aus weitestem Umkreise Lebensmittel heranzuführen, so mußten unausbleiblich die Schrecknisse einer wirklichen Hungersnoth über mehr als zwei Millionen Einwohner hereinbrechen, denen später nicht mehr zu begegnen war. Aber Niemand wagte, das uerhänanißvolle Wort Capitulation auszusprechen. Niemand die Verantwortlichkeit für das unausweichlich Gewordene zu übernehmen. Am 21. wurde ein großer Kriegsmth gehalten. Da alle älteren Generale weitere Angriffsunternehmungen für unausführbar erklärten, glaubte man, sich auch bei den jungen Militärs Mth erholen zu solleu, kam jedoch zu keinem Entschluß. Weil aber doch irgend Jemand an allem Unheil schuldig sein mußte, so wurde nun General Trochu, das ursprünglich populärste der Negierungsmitglieder, seiner Stellung als Gouverneur enthoben und dem General Binoy der Befehl über sämmtliche Truppen verliehen. General Ducrot legte sein Commando nieder.

Gebessert wurde dadurch in den Verhältnissen Nichts, und so erschien denn am 23. Herr Jules Favre in Versailles, um Verhandlungen, zunächst wegen Waffenstillstandes, anzuknüpfen. Auf deutscher Seite kam man diesem Wunsche entgegen, mußte aber selbstverständlich Bürgschaft dafür fordern, daß nach erfolgter Versorgung der Hauptstadt dort nicht der Widerstand fortgesetzt werde. Die Uebergabe smnmtlicher Forts, einschließlich des Mont Valerien und der Stadt St. Denis, sowie die Entwaffnung des Hauptwalles wurden gefordert und zugestanden. Am 26. Abends sollten die Feindseligkeiten vor Paris eingestellt und alle Zufuhren freigegeben werden. Ein allgemeiner einundzwanzigtägiger Waffenstillstand würde dann mit dem

31. Januar in Kraft treten, ausgeschlossen von demselben aber würden die Departements Doubs, Jura und CSte d'Or, sowie die Festung Belfort bleiben, wo zur Zeit Operationen sich im Gang befanden, von denen beide Dheile sich Erfolg versprachen.
Dieser Waffenstillstand gewährte der Dötenss ostionaw die nöthige Zeit, um eine frei gewählte Versammlung nach Bordeaux zu berufen, welche zu entscheiden haben werde, ob der Krieg fortzusetzen, oder unter welchen Bedingungen der Friede zu schließen sei. Auch in den von den Deutschen besetzten Landestheilen blieb die Wahl der Abgeordneten völlig unbehindert und unbeeinflußt. Die Kriegsbesatzung von Paris, Linientruppen, Marinesoldaten und Mobilgarden, hatten sofort die Waffen abzuliefern, nur 12000 Mann und die Nationalgarde durften sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern der Stadt behalten. Während des Waffenstillstandes blieb die Besatzung dort internirt, nach Ablauf desselben trat sie in Gefangenschaft. Von sofortiger Abführung nach Deutschland, wo schon alle irgend geeigneten Orte mit Gefangenen überfüllt waren, nahm man bei der nahen Friedensaussicht einstwellen Abstand.
Ohne Störung erfolgte am 29. Januar die Besetzung der Forts. Ausgeliefert wurden von der Feldarmee 602 Geschütze, 1 770 000 Gewehre und über 1000 Munitionswagen, von der Festung 1362 schwere Geschütze, 1680 Lafetten, 800 Protzen, ferner 3 500 000 Patronen, 4000 Centner Pulver, 200 000 Granaten und 100 000 Bomben.
Die 132tägige Einschließung von Paris war beendet, der größere Theil der vor seinen Mauern festgehaltenen deutscheu Streitkräfte frei geworden, um im offenen Felde das Ende des Krieges zu erkämpfen.
XXII.
Das Allerunglaublichste und auch bei voller und gewiß nicht gehässiger Würdigung der Eigenart des Franzosen fast Unbegreifliche geschah nun aber nach Abschluß des Waffenstillstandes durch Herrn Jules Favre. Die Deutschen hatten sich hierbei ausbedungen, daß die drei östlichen D epartements nicht in denselben einbegriffen werden sollten, weil man Frieden erst schließen wollte, nachdem Belfort genommen und das letzte im Felde stehende Heer der Feinde vernichtet oder in der Schweiz entwaffnet war. Und auch die Franzosen versprachen sich damals noch Erfolg von den Angriffen dieser Ostarmee. Diese Hoffnung war freilich in Wahrheit bereits zum Wahne geworden. Aber Herr Jules Favre „vergaß", den dort schwer kämpfenden französischen (Generalen von dieser Kleinigkeit Mittheilung zu machen! Gerade er selbst hatte den Deutschen das Zugeständnis^ gemacht und nun setzte er durch sein < fahrlässiges?) Verschweigen die bedrängten Feldherrn dem Aeuszersten aus. In gutem Glauben verlangten diese ans Grund der an sie aus Paris gelangten Drahtberickte von uneingeschränktem Waffenstillstand von den Deutschen Einstellung der Feindseligkeiten, welche diese verweigerten, weil sie anfänglich

von einein geschlossenen Waffenstillstand nichts wußten, in der Folge aber mit solcher Vereinbarung zugleich auch die Ausnahme für diesen Theil des Kriegsschauplatzes erfuhren.
Die französischen Führer geriethen in äußersten Zorn über die gewissen- uud erbarmungslosen Deutschen, welche ihnen gegenüber sogar feierlich abgeschlossene völkerrechtliche Verträge nicht einhielten! Aber Lügm haben kurze Beine und das Vertuschen ist ein Hinkefuß! Nlsbald mußte den Getäuschten von Paris und von Bordeaux aus deu» doch die Wahrheit gemeldet werden nnd nun wandte sich der gerechte Grimm gegen die eigene Regierung.
XXIII.
Gegen das Ende des Buches erhebt sich die Darstellung, der Große der erreichten Erfolge entsprechend, immer gewaltiger: es ist wie in einer Beethovenschen Symphonie, in der gegen den Schluß hin alle früher einzeln angeschlagenen Töne in großartiger Zusammenfassung in höchster Gipfelung empurrauschen: der dreitägige Kampf an der Lisaine (15., 16., 17. Januar), der Beginn der Beschießung von Paris, (15. Januar), die Kaisererklärung zu Versailles (18. Januar), der Sieg bei St. Quentin (19. Januar), die Schlacht von Mont Valerien vom gleichen Tage, das Brodeln in dem Hexenkessel in Paris, der Abschluß des Waffenstillstandes (26.) und die Besetzung der Forts von Paris (29. Januar), der Uebertritt der Ostarmee in die Schweiz (1. Febr.), der Fall von Belfort (17. Februar), der Rückmarsch der deutschen Heere und, als grauenhaftes Schlußbild, die Selbstzerfleifchung der Franzosen in dein Bürgerkrieg der Commune vor den Augen der gehaßten „barbarischen Sieger."
Was steckt Alles, welche Summe von Leistungen in dem kurzeu Satze S. 392: „so befanden sich jetzt zwei französische Heere (das von Sedan und das von Metz) als Gefangene in Deutschland, ein drittes eingesperrt in der eigenen Hauptstadt uud das vierte entwaffnet auf fremdem Boden;" in aller Kriegsgeschichte ist ein solcher Verlauf der Dinge unerhört: so völlig niedergeworfen ein Volk, das nur au State, gewiß nicht an glänzender Tapferkeit dem unseren nachsteht: hier ward die Geschichte selbst zum Heldengedicht: all das hatten in sechs Monaten bewirkt Bismarck's Staatskunst, Moltke's Feldherrnschaft, des Königs Wilhelm edle felbstverleugnende Fügsamkeit in Beider Vorschläge, die hilfseifrige Einigkeit der Unterführer und das wetteifernde Heldenthum unserer Wehrmänner aller Stämme. Verwirklicht war endlich der so lang, so schmerzlich gehegte Sehnsuchtsdrang aller wackeren deiltschen Männer, die Einigung der deutschen Stämme, die Herstellung des deutschen Staates, und der Friede von Frankfurt gab nns die in den Zeiten der Schmach nnd der Schwäche de»? alten Reiches entrisseneu Westmarkeu zurück als sichernd vorspringende Schanzen gegenüber dem schlimmen Nachbar.

Die Venus der Oilla Oaldarniana.
Rovellette.
von
— teipzig, —
ugen IV. war der Gegenpartei gewichen nnd hatte seinen Hofstaat nach dem sicheren Florenz verlegt. Die geräumigen Säle, die langen Korridore des Vatikans lagen verödet, und in den sonst so wohlgepflegten Karten, in denen man bisher auf Schritt und Tritt den bunten Gestalten der Schweizer und den finsteren Minoritenmönchen, mit denen der asketisch fromme Papst seine Person zu umgeben liebte, begegnet war, wucherte jetzt das Unkraut.

Von all den Bewohnern jener weitverzweigten Gebäude waren nur wenige zurückgeblieben. Es war eine sonderbare kleine Scham — die Abbreviaturen der Kurie, Männer jeden Alters, die gleiche Neigung zu humanistischen Studien hier vereinigt hatte. Sie standen über dem Streite der Parteien und die politischen Ereignisse schreckten sie nicht, denn ihre einzige Habe, die ihnen an jedem der Höfe Italiens freundliche Aufnahme gesichert hätte, war eine gewandte Feder und ein unverwüstlicher Humor. Ihre Frömmigkeit war dem Papste selbst mehr als zweifelhaft, aber er sah ein, das; er besonders in diesen Zeiten seine trefflichen Secretäre, mochten sie nnn fröhliche Heiden und große Sünder sein oder nicht, um keinen Preis missen könne.

Allabendlich, wenn die trockenen Geschäfte des Tages erledigt waren, fand sich diese Gesellschaft im Gartensälchen der Kanzlei zusammen nnd gab sick» dem ungezwungensten Gedankenaustausch hin. Freilich ward manches dort besprochen, das für weitere Kreise nicht bestimmt war, und selbst die heilige Person des Papstes spielte in den Anekdoten seiner getreuen Kurialen

nicht iminer eine ganz würdige Rolle. Aber Eugen IV. schien alles dies nicht zu beachten und er verbot sogar den Minoriten über das Treiben der „Bugiale", der Lügenfabrik, wie man im Vatican die Kanzlei nannte, Klage zu führen.

Auch heute war der Kreis vollständig versammelt. Der Abend war schon. Ueber der Stadt lag ein zarter graublauer Duft und drüben jenseits des Tibers glühten die Zinnen der Engelsburg iin letzten Purpurschein. Man hatte die Tafel, die sonst im Gartensälchen stand, sowie die Ledersessel aus der Kanzlei auf die Terrasse gebracht. Heute prangte auch nach antikein Vorbilde ein Mischkrug auf der Tafel, denn man feierte die Ankunft eines jungen Kollegen, des Venezianers Ermolao Barbar«, den sich der Papst aus seiner Heimatstadt verschrieben hatte. Agapito Cenci, der Dichter mit dem schalkhaften Mund und den schwermüthigen Augen war mit dem Millen der Becher betraut worden. Schweigend waltete er seines Amtes, mährend die Anderen darüber stritten, ob Scipio Africanns oder Hannibal der Größere gewesen sei. Der Schenke zählte die Becher und ließ den Blick im Kreise umherschweifen. Plötzlich zuckte es um seine Mundwinkel, er erhob sich und rief: „Freunde! ich habe einen Gedanken!"

„Und wer ist dieses Gedankens Vater?" siel ihn, Flavia Biondo, sein Nachbar ins Wort, „Virgil oder Ovids"

Der Dichter, den Zweifel an seiner Originalität stets schmerzlich berührten, streifte den Sprecher mit einem strafenden Blick. „Sehet," sprach er, „wir sind nun wieder in unserem Kreise zu zehn. Wie wäre es, wenn wir hier auf der Terrasse die Alten aus dem Spiele ließen und, wie uns der große Giovanni von seinen Florentinern berichtet, die Verabredung träfen, daß an jedem Abend einer von uns eine Geschichte aus der Gegenwart erzählen müsse? Es würde, glaube ich, ein schöner Dekameron zusammenkommen!"

Sein Vorschlag fand Zustimmung. „Unser Dichter hat herrliche Einfälle," ineinte der alte Antonio Loschi, „aber wir müssen ausmachen, daß die Geschichten wahr sind, und daß gewisse Leute ihre Phantasie im Zaume halten." Er schaute mit einem schelmischen Blick zu dem Dichter hinüber.

„Als ob im Bugiale jemals gelogen würde!" scherzte Flavia Biondo, und sein behäbiges Antlitz nahm einen überzeugend unbefangenen Ausdruck an. Die Anderen lachten. Cenci sollte der erste sein, der eine Geschichte zum Besten gäbe. Allein der Dichter weigerte sich; ihm lag daran, den Verdacht zu vermeiden, als hätte er den Vorschlag gemacht, um mit seinem eigenen Erzählertalent zu glänzen. „Wir haben einen Mann unter uns, der verdient, ein Boccaccio genannt zu werden," fuhr Biondo fort, „und seine Vaterstadt kann auf ihn stolz sein." Er verneigte sich mit weltmännischer Verbindlichkeit gegen Razello, den päpstlichen Notar, der, klein nnd unbedeutend von Erscheinung und etwas dürftig in seinem Aeußeren, als trefflicher Erzähler bekannt war. Razello lächelte. „Um Boccaccio zu sein, muß man einen Petrarca zum Freunde haben," entgegnete er, „aber mein Freund heißt

Vie Venus der Villa valdarniana.

Agapito Cenci." Er warf dem Dichter, der überhaupt mit Borliebe zur Zielscheibe der Scherze auserlesen wurde, einen vielsagenden Blick zu. „So wenig nun Agapito Petrarca ist, so wenig bin ich Boccaccio. Aber wenn Ihr hören wollt, so will ich erzählen. Cenci, meinen Becher!

„Ihr wißt, daß ich jüngst aus Florenz zurückkehrte, wohin mich Seine Heiligkeit geladen hatte, um über die Plackereien mit den Colonnesen Bericht zu erstatten. Im Juni kam ich dort an und fand die Stadt in der größten Aufregung. Wenn der Erzengel Gabriel am hellen Mittage auf der Piazza S. Maria Novella erschienen wäre, die Bürger hätten sich nicht erstaunter gebärden können. Ich kehrte in der Herberge neben dein Kloster S. Spirito ein. Der Wirth, der mich seit Jahren kennt, begrüßte mich mit den Worten: „Wißt Ihr schon, Messer Razello, was es hier Neues giebt? Etwas Unerhörtes! Etwas Unglaubliches! Euer Freund und Kollege Gian Franscesco Poggio Bracciolini, der beinahe Sechzigjährige, feiert heute Hochzeit!" Razello benutzte die Bewegung, die sich seiner Zuhörer bemächtigte, um zu trinken.

„Poggio ^ Hochzeit?" rief Enea Silvio, „der Weiberfeind ist bekehrt?"

„Eine Jugendliebe vielleicht?" warf Biondo dazwischen, der selbst das Opfer einer solchen geworden war: seine treue Gattin versperrte ihm als unüberwindbares Hinderniß den Weg zum Bischofsstuhle und fesselte ihn auf ewig an seine Kanzleistelle. Razello lachte. „Eine Jugendliebe? Nein, bester Biondo, Poggios Narrheit hat die Sonne des letzten Lenzes erst ausgebrütet. Doch ich will nicht vorgreifen. So höret weiter! Ihr wißt, daß Poggio, seit er unser Rom verlassen, seinen langgehegten Plan, sich für den Rest des Lebens in ländliche Stille und gelehrte Muße zurückzuziehen, ausgeführt hat. Er zog nach Florenz und erwarb sich ein Landgütchen, viertausend Schritte von der Stadt. Ich muß gestehen, er hat seinen feinen Geschmack auch hier wieder bewiesen. Die „Valdarniana" ist nicht groß und gegen die Besitzungen des Cosimo ärmlich, aber der Alte hat sich dort behaglich eingerichtet. Den Garten bestellt er selbst wie weiland der Dictator Cincinnatus, und mit derselben Wonne, mit der er die Facetten schrieb, pflanzt er jetzt Nelken und cyprische Lilien. Vom Dache des Hauses kann man das ganze Arno-Thal überschauen und in angenehm gemäßigter Nähe ragt die Stadt mit all ihren Thürmen und Thürmchen. Sodann besitzt er in seinem Hause zweierlei Dinge, die auch nicht zu verachten sind, eine Bibliothek, die ihres gleichen sucht, für den Geist und einen trefflichen Weinkeller für das leibliche Wohl."

Der Erzähler hielt inne und betrachtete den Dichter, dessen Antlitz einen Ausdruck unendlichen Behagens annahm. Solch eine Besitzung war auch sein Ideal gewesen.

„Cenci! vergiß über den Weinkeller des Poggio meinen Becher nicht!" fuhr der Erzähler fort. „Ihr kennt seine Leidenschaft für alles Zerbrochene, Perstaubte, Verrostete »nd Patinirte. Wie er hier schon auf dem tarpejischeu

! Zulins R. Haarhaus in Leipzig.

Felseil und unter dm Bogen der Wasserleitung in Disteln und Dornen umherkroch, um Steine mit verwitterten Inschriften, marmorne Jmperatorenkopfe init zerschlagenen Nasen und vergrünspante Münzen zu suchen, so hat er auch die Gegend bei Florenz durchstöbert; er ist nach Ferentino und Tivoli gereist, hat die schlechten Landstraßen nach Frascati und Arvino nicht gescheut und hat sich sogar mit den Mönchen von Monte Cassino angefreundet, die sich auf solcherlei Herrlichkeiten verstehen. Und was er so im Laufe der Zeit gefunden, oder sich aus Chios, wo er Bekannte besitzt, verschrieben hat, das steht jetzt hübsch und zierlich aufgestellt in einem Sälchen seines Hauses. Diese Sammlung von Imperatoren ohne Nasen und Thonlampen ohne Ohren nennt er seine „Akademie." Hier verbringt er die glücklichsten Stunden uild betrachtet seine Schätze wie eine Mutter ihren schlafenden Säugling. Besonders was aus Hellas stammt, flößt ihm Begeisterung und Respekt ein, und der erbärmlichste Steinklotz wird in seiner Phantasie zu einem Werke des Praxiteles.

Nur ein Einziger lebt, der seine Freude stört — Filelfo. Er kocht vor Wuth, wenn er ihm auf der Straße begegnet, und mehr noch als des Gegners Person mit dem stutzerhaften Aeußeren und deni griechischen Bart ärgert ihn dessen literarischer Erfolg und sein Glück im Auffinden der Handschriften. Nun weiß Poggio von einem Manuskript des Dio Cassius, das sich in Byzanz befinden soll. Könnte er dies erlangen, so würde der alte Ruhm, zu dem ihm der Fund des Plautus und des Quinctilian verholfen, einen neuen Glanz erhalten. Sein ganzes Streben geht darauf aus, sich in den Besitz des Buches zu setzen."

„Du erzählst uns alles Andere als eine Heirathsgeschichte, theurer Razello!" fiel dein Redner Aurisva ins Wort, der sich selbst init Borliebe als Grieche trug, und den des Erzählers Ausfall auf den Stutzer Filelfo unangenehm berührt zu haben schien.

„Geduld, Freund! Kannst Du nicht erwarten, bis von Weibern die Rede ist?" fuhr der Notar fort. „Allein es ist unbedingt nöthig, daß ich dies Alles vorausschicke.

Poggio hatte einen Neffen, der in seinem Hause wohnte, Francesco mit Namen. Dieser ist so reich, daß er ebenfalls der Muße pflegen könnte, doch arbeitet er wohl mehr zu seinem Vergnügen als des Unterhaltes wegen im Bankhause des Cosimo. Der Junge ist hübsch und hat ein feines Wesen, fast wie ein Venezianer."

Es mar der Tribut der Höflichkeit, den der Erzähler dem neuen Kollegen darbrachte. Ermolao verneigte sich lächelnd, und eine leichte Röthe überfluthete bei dieser unerwarteten Schmeichelei seine Wangen.

„War es ein Wunder, daß Francesco als ein Liebling der Damen galt? Bei seinen zweiundzmanzig Jahren konnte er mit Recht ans Heirathen denken. Aber so oft er dem Oheim Andentungen über seine Absicht machte, jedesmal stieß er auf Widerstand. „Die Florentinerinnen sind Bäuerinnen!"

Vie Venus der Villa valdarniana. 1.1,7

polterte der Alte los, „nicht Werth, daß ein Mann von Geist sie eines Blickes würdigt! Sie sind plump von Manieren, sie essen und trinken und putzen sich und haben kein Verständnis? für Bildung und Wissenschaft. Ihre Züge sind roh, und wer die Frauen des Alterthuins kennt und Klassisches von Barbarischem zu unterscheiden versteht, der muß unter den Weibern unserer Tage Grauen empfinden!"

Der Alte that als hätte er mit Lucretia oder Cacilia Metella in persönlichem Verkehre gestanden. Aber soviel ihm auch der Neffe widersprechen mochte, Poggio blieb bei seiner Meinung und alle Bekehrungsversuche waren vergeblich.

So kam der Frühling heran. Cosimo Medici gab den Freunden seines Hauses und den Angestellten seiner Faktoreien ein Fest in der Villa Careggi. Und wer wäre in Florenz kein Freund der Medici? Ihr könnt Euch denken, wie prächtig es herging und wie viele geputzte Menschen sich in den herrlichen Gärten der zwiefachen Sonne des neuen Lenzes und der mediceischen Gunst erfreuten. Francesco war auch geladen worden. An jenem Tage verwandte er merkwürdig viel Zeit darauf, sich zu schmücken. Da mar der Degenkorb nicht blank genug geputzt, da wollten die Falten des purpurnen Festkleides nicht richtig fallen und zweimal mußte das Haar anders gekräuselt werden. Geschah es dem Vater des Vaterlandes zu Gefallen? Der sah ihn öfters im Staube der Arbeit und Jeder weiß, wie wenig Cosimo auf das Aeußere giebt.

Das Fest war nach altrömischem Muster hergerichtet. Es sollte eine Nachahmung der Floralien sein. Der alte Niccoli und Piero de' Pazzi hatten Alles nach langer Ueberlegung angeordnet.

Cosimo saß auf einem Sessel, der einem Throne ähnlich sah, und nm ihn her niußten sich die Gäste in einein großen Halbkreise niederlassen. Der Festordner gab ein Zeichen und aus dem Oleandergebüsch trat eine Schaar von Tänzern und Tänzerinnen, die ein griechisches Lied zuin Preise der Aphrodite der Gärten sangen und mit Rechen und Schaufeln den Boden bearbeiteten. Flötenbläser nnd Mädchen init Harfen begleiteten den Gesang. Francesco, der auf der linken Seite des Halbkreises stand, überschaute mit suchendem Auge die Versammlung.

Indessen erschien eine neue Gruppe von Tanzenden. Sie trugen zierliche Körbe und streuten Körner in das gelockerte Erdreich. Natürlich fehlte ein Lobgesang auf die Ceres nicht. Dann erschienen Genien der Luft, schlanke Mädchen, von zarten Schleiern umwogt, sie trugen Fackeln und Kannen, der keimenden Saat Wärme und Feuchtigkeit zu verleihen.

Francesco schien das Gesuchte gefunden zu haben. Für ihn tanzten die Genien der Luft umsonst, unverwandt schaute er nach einer Gruppe junger Mädchen auf der rechteil Seite des Halbkreises.

Das symbolisch angedeutete Wachsthum war schnell vorwärts gegangen, eine neue Schaar trug Füllhörner mit Blumen, je zwei der Mädchen trateil

vor Cosinws Sessel, neigten sich und streuten die duftenden Gaben zu seinen Füßen hin. Dann kamen die Herolde des Sommers, Schnitter und Schnitterinnen, blanke Sicheln über der Schulter und Garben im Arme tragend, sie sangen Stanzen, in denen sie die Erntezeit priesen und luftige Liedchen, wie sie die Landleute beim Baden in, Arno singen.
Der Platz, wo Francesco gestanden hatte, war plötzlich leer. Alan sah wie eine rothe Gestalt sich hinter dem Sitze des Gastgebers vorüberstahl und nach der entgegengesetzten Seite des Kreises hinstrebte.
Als der laubumgürtete Bacchus eben begonnen hatte, die Versammlung über den Werth des Weinbaues zu belehren, rannte der Esel des Silen, den dieser nicht zu zügeln vermochte, unerwartet früh aus dein Dickicht hervor, sodaß sich eiue gewaltige Heiterkeit der Gesellschaft bemächtigte.
Im selben Augenblicke war Francesco am Ziele angelangt. Mit zierlichem Gruße näherte er sich der Schaar der lachenden Mädchen. Eins derselben Bianca Nuondelmonti, reichte ihm die Hand.
„Messer Francesco, wie schön Ihr heute ausseht!" lies sie fröhlich. „Wollt Ihr nur einen Dienst erweisen? So geht und holt mir eine von den Rosen, die dort an Cosinws Stuhl liegen!"
Francesco flog. Die anderen Mädchen blickten Bianca verwundert an. Sie schien die Heiterste im Kreise der Freundinnen.
„Man muß die jungen Herren beschäftigen," erklärte sie den Anderen, „sie sind so glücklich, wenn sie für uns springen können."
Francesco kehrte mit einigen Rosen zurück, die er der Dame, sich tief verbeugend, überreichte.
„Bessere fand ich nicht, Donna, sie sind eigentlich nicht werth. Euch zum Schmucke zu dienen. Aber ich will beim Gärtner schönere holen, wenn Ihr erlaubt."
„Der Gärtner ist ausgeplündert, er hat selbst nichts mehr als die leeren Stöcke," entgegnete das Mädchen und befestigte den Strauß im Gürtel.
Francesco betrachtete ihre kräftige und doch so geschmeidige Gestalt. Auf den alabasterweißen Hals sielen seitwärts dunkelbraune Locken, während die Fülle des Haares zu einem Knoten vereinigt war.
Jetzt hob sie das Haupt wieder und er konnte ihr ins Antlitz sehen Ein Blick ans ihren dunklen Augen streifte ihn. „Ich danke Euch, Messer Francesco," sprach sie. „Ihr sollt nachher beim Ballspiel auf meiner Seite sein!"
Francesco schwelgte in seinem Glück. Er wurde offenbar von dem schönen Mädchen den anderen Anbetern, die diesen Stern umschwärmten, vorgezogen. Ihr sicheres Auftreten setzte ihn zwar in Verlegenheit. So oft er noch mit ihr zusammengewesen mar, stets hatte sie ihn mit einer Art von überlegenem Wohlwollen behandelt, in dem er oft den Frühlingshauch einer warmen Neigung, oft den rauhen Herbstwind des Spottes zu verfpüren

glaubte. Heute wehte für ihn wieder der Frühlingswind. Sie gebot ihm in ihrer Nähe zu bleiben!
Nach dem Ballspiele, als ihre glühenden Wangen die Rosen beschämten, trat sie auf den Verehrer zu. „Messer Francesco, Ellern Arm! Ihr sollt mich führen. Weiterspielen kann ich nicht lind zum Ruhen bin ich zu erhitzt, ich möchte durch den Garten gehen!"
Dann legte sie ihre Hand in seinen Arm. Francesco, der sich allerlei Gesprächsstoffe zurechtgelegt hatte, wurde verwirrt, als sich die süße warme Gestalt so unbefangen an ihn lehnte. All die schönen Redensarten waren ihm entfallen. In seinen Schläfen hämmerte das Blut und vor seinen Augen schien Alles zu tanzen, selbst der greise Niccoli und der würdige Staatskanzler Leonardo Vruni, die in ernstem Wechselgespräch an der fröhlichen Jugend vorüberschritten.
Als der Abend kam und die Schaar der Gäste die Gärten verließ, nahm Bianca von ihrem Cavalier Abschied. Sie übernachtete nämlich in der Villa, denn sie ist eine Nichte von Cosimos Gattin. Francesco hatte sich schon zum Gehen gewandt, da rief sie ihn noch einmal zurück. Sie nestelte an ihrenl Gürtel. „Hier ist eine Rose zur Belohnung", sprach sie lackend. „Ihr mögt sie als Andenken an diesen Tag behalten!"
Francesco war setig. Er suchte nach einem Bekannten, dem er sein Glück hätte mittheilen können. Am Thore begegnete er einem Freunde, dem jungen Benedetto, der ein Schüler des großen Donatello ist. Er versuchte mit ihm von Alltäglichem zu sprechen. Aber es zog ihn mächtig zu einem anderen Thema. „Kennst Du," begann er, Gleichgiltigkeit heuchelnd, „Bianca Buondelmonti?"
„Die kenn' ich, seit ich in Florenz bin," erwiderte der Künstler, „sie ist die beste Freundin meiner Schwester nnd mit dieser in demselben Kloster erzogen."
Bald hatte Francesco den Freund in das Geheimniß seines Herzens eingeweiht. Aber auch das Traurige verschwieg er nicht, Poggios Haß gegen die Mädchen von Florenz nnd seine unglückselige Vorliebe für das Klassische. Benedetto schritt schweigend an seiner Seite. Endlich sah er dem Genossen ins Antlitz.
„Ich wüßte Rath, Deinen Oheim von seinem römischen Fieber zn heilen", sprach er ruhig. „Er soll Bianca klassisch finden! Willst Du mich gewähren lassen? Ich verspreche Dir Hilfe, fo wahr ich Dein Freund bin, allein Du mußt Geduld haben!"
Francesco fchaute ihn verwundert an. „Du hoffst ihn bekehren zu können, wo ich bereits meine ganze Neredtsamkeit vergebens aufgewandt habe?"
„Füchse fängt man mit Schlingen und Thoren mit Thorheit!" erwiderte der Freund. „Ehe eine Woche vergeht, soll Alles gut werden. Eins nur darfst Du nicht außer Acht lassen; erzähle dem Oheim, daß Filelfo an Cosimo ge-

schrieben hat und daß dieser ihm verzeihen und ihn zum Erzieher seines Piero ernennen will. Und nun gute Nacht!"
Benedetto verließ den erstaunten Freund und verschwand in einer Seitenstraße. Francesco erreichte halb machend, halb träumend das Landhaus seines Oheims. Die Ereignisse des Tages zogen an seinem Geiste vorüber, in feinem Ohre klang noch der Rhythmus des Aphroditereigens und im Dämmer des Abends glaubte er sich von Blumen tragenden Tänzerinnen umgaukelt. Aber eine Gestalt trat deutlicher als andere immer wieder vor ihn hin: Bianca Buondelmonti.
Am Gartenthore kam ihm Poggio entgegen. Er war nicht in bester Stimmung. Das Gerücht, der verhaßte Fidelfo würde von Cosimo wieder in Gnaden aufgenommen werden, mar bis in die Stille der Valdarniana gedrungen.
„Gut, daß Du da bist, Francesco," redete er den Neffen an, „ich habe mit Dir zu reden: Du weißt, daß ich stets die Absicht hatte, nach Byzanz zu reisen. Leider habe ich die Ausführung meines Planes von Jahr zu Jahr verschoben. Jetzt bin ich zu alt dazu, ich glaube, die Beschwerden der Seereise würden für mich zu groß sein. Aber die Nothwendigkeit, in den Besitz des Dio Cassius zu gelangen, tritt jetzt gebieterischer denn je an mich heran. Filelfo kommt wieder zu Ansehen. Die ganze Stadt fpricht von ihm, mein Name wird kaum noch genannt. ‚Poggio wird alt', heißt es, ‚er pflegt der Muße und bebaut sein Gärtchen wie der greise Laertes, die Zeiten des Ruhmes und der Thätigkeit sind für ihn vorüber'."
Der Alte seufzte und legte die Hand auf Francescos Schulter. „Aber dein Himmel sei Dank! ich bin noch nicht ganz verlassen. Francesco! Du mußt statt meiner reisen. Ich habe heute an Giustiniani in Venedig geschrieben; in der letzten Woche des Mai geht seine Galeere nach Byzanz. Er soll Dich mitnehmen."
Hätte Poggio dem Neffen aufgetragen, in den Aetna zu springen, dieser hätte kaum mehr erstauneil können.
«Ich nach Byzanz? Ohein:, Ihr scherzt! Nein, ach nein, es kann Euer Ernst nicht sein! Cosimos Handelsverbindungen mit Spanien, die mich jetzt täglich mehr in Anspruch nehmen, meine Unkenntnis; des Griechischen, kurz Alles verbietet mir auf Euern Vorschlag einzugeheil. Nein, Oheim ich kann nicht reisen!"
Jetzt von Bianca getrennt zu werden, schien ihm fürchterlich. Ihm war, als hingen Hagelwolken über dem Blüthenzweig seiner jungen Liebe. Der Alte schwieg. Er sah ein, daß er so nicht zmn Ziele gelangen würde. Aber er gab die Hoffnung nicht auf, den Neffen zur Reise zu bestimmen. Den beschossen seiner Beredsamkeit waren schon festere Mauern gewichen. Heute Abend indeß wären weitere Bemühungen nutzlos gewesen.
„Fcrcmesco," sprach er, „überlege Dir die Sache! Dein Schaden soll's nicht sein!" Dann schritt er langsam ins Haus. Der Andere warf sich

Die Venus der Villa valdarniana.

auf die Bank unter der alten Platane und stützte das Haupt itt die Hand. Ueber ihm flüsterte der Abendwind in den Blättern und vom Arno her umfächelte ein erquickender Hauch seine heiße Stirn. Mählich verstummte der Lärm der Stadt und im Westen schwand der letzte orangefarbene Lichtstreifen. So kam die Nacht heran.

Am nächsten Morgen vernahm man in Donatellos Werkstatt frühzeitig den Klang der Hammerschläge. Ter Meister selbst war fern, er iveilte mit seinen Schülern in Siena und von allen mar nur Benedetto zurückgeblieben. Er waltete jetzt als Herr in den heiligen Räumen, in denen die Wunder des Baptisteriums unter DonatelloS Schöpferhänden entstanden waren. Durch die hohen Fenster fiel das Frühlicht und verklärte die blendend weißen Marmorgestalten, die, zum Theil noch unfertig, bis zur Decke des Raumes emporragten, mit wunderbarem Schimmer. In chaotischer Unordnung lag das Handwerkszeug umher, daneben ein Berg frisch gekneteter Topfererde, und da standen Formell aus Thon, in denen das kochende Erz zu freundlichen Gestalten erstarrte.

Benedetto führte den Meißel mit fliegender Hand. Sein Schurz, seine kräftigen Arme waren mit dem feinen Staube des edlen Gesteins überpudert. vor ihm stand eine kleine Büste oder richtiger ein Marmorblock, der schon in rohen Umrissen das Bild verrieth, das in ihm schlummerte. An der Wand, zur Seite des jungen Künstlers, hing ein Bogen braunen PapiereS, der in kräftigen Kohlenzügen einen Frauenkopf niit feinem Profil und in antiker Weise aufgeknotetem Haare zeigte. Oft flog der Blick des Schaffenden zil jener Porlage hinüber. Die Zeit verrann dem Eifrigen schnell. Als vom nahen Glockenthurm die Mittagstnnde verkündet wurde, vernahm Benedetto im Gärtchen vor der Werkstatt Schritte. Schnell warf er das Manteltuch, das der Meister zu Gemandstudien gebrauchte, über das Werk und barg die Zeichnung in einer der Skizzenmappen. Er vernahm die Stimme seiner Schwester, die, wenn Donatello fem war, mit ihrer Freundin öfters die Werkstatt betrat, um den Bruder bei der Arbeit zu besuchen und bei dieser Gelegenheit die Werke seines großen Lehrers zu betrachten. Auch heute war Bianca bei ihr. Die Mädchen wußten in den Räumen Bescheid.

„Zeig' uns das Modell zu Cosimos Grabmal," bat die Schwester, „man redet so viel davon."

Benedetto gehorchte und schritt zur entgegengesetzten Seite des Gemaches voran.

Bianca war zurückgeblieben. Sie stand vor der Büste eines Greises mit milnderbar durchgeistigter Stirn und kühn gebogener Nase. Es war das Bild des Poggio, das die Stadt zu Ehren ihres großen Bürgers bei Donatello bestellt hatte. Das Mädchen zog den Vorhang zurück, der das warme Tageslicht dämpfte. Sie trat dicht vor die Büste hin. Die klugen Augen des

Gelehrten schienen sie anzublicken und um den fein geschnittenen Mund, der gleichzeitig Lebensfreude und Ironie verrieth, spielte ein heiteres Lächeln. Sie hatte Poggio oft gesehen, aber nie war sie dem berühmten Manne näher getreten. Und doch war das Bildniß ähnlich. Wie herrlich muß es sein, so dachte sie, aus solchen! Munde Reden zu vernehmen! Als die Freundin zurückkehrte, wandte sich Bianca schnell ab und betrachtete die Statue Johannes des Täufers. Dann trat sie zu Benedetto, der mit Ungeduld darauf wartete, daß die Mädchen sich entfernen würden.

„Darf man Eure Arbeit sehen, Messer Benedetto?" sprach sie und streckte die Hand nach der Umhüllung aus. Der Künstler hielt sie zurück.

„Das Werk ist noch unfertig," sagte er schnell, „wenn es vollendet ist, so sollt Jhr's sehen."

„Und was wird's," fragte die Schwester.

Benedetto zögerte. „Nur eine Studie, ein Mädchenkopf, ^ eine Benus," fügte er hinzu. Bianca lachte.

„Die Aphrodite der Gärten?" fragte sie. Sie dachte an das gestrige Fest und an den Neffen des Poggio, den sie sich zum Ritter erlesen hatte. . . . den Neffen des Poggio? Wieder schaute sie nach der Büste des Gelehrten hinüber. Wie unähnlich ihm Francesco war!

Endlich gingen die Freundinnen wieder. Benedetto athmete auf. Es war doch gut, dachte er, daß sie kam. Und wieder tönten die Schläge de? Hammers schneller noch als vorher durch den hellen Raum.'

Eine Woche später saßen Poggio und Francesco bei Tafel. Es war dem Alten noch immer nicht gelungen, den Neffen zur Reise zu bewegen. Beide waren verstimmt und die Unterhaltung wollte nicht ins Gleise kommen. Ein jeder hatte mit seinen eigenen Gedanken zu thun. Poggio sah ein, daß er das lang gemiedene Haus des Cosiino jetzt wieder öfter betreten müsse. Er vertraute dem Zauber seiner Person und dem Einflüsse, den er stets aus den Herrn der Stadt ausgeübt hatte, und hoffte, eine Aussöhnung des Letzteren mit Filelfo noch rechtzeitig hintertreiben zu können. Schweigend leerte er den Becher und wollte sich in seine Bibliothek zurückziehen. Da trat der Diener ins Gemach. „Draußen sind Arbeiter, Herr, die zu Euch wollen," meldete er. „Ich habe ihnen gesagt, daß Ihr jetzt bei Tisch säßet nnd um diese Zeit Niemanden empfinget, aber sie lassen sich nicht abweisen. Sie sagen, sie brächten eine Figur, die sie bei»? Brunnengraben im Geröll des Anw gefunden hätten."

Poggio hieß die Männer herbeiführen. Es waren Brunnenarbeiter, deren lehmbeschmutzte Meidung von ihrer unterirdischen THStigkeit zeugte, Sie trugen einen Korb, der mit Heu und Binsen gefüllt war.

„Seht, Herr! was wir gefunden haben, siebzehn Schuh tief im Kies des alten Strombettes," sprach der eine nnd holte aus dem Korbe eine kleine

Büste hervor, die er mit dein Aermel seines Wammses von dem fetten Lehme, der hier und da in den Vertiefungen des Steines haftete, zu reinigen fuchte. Poggio nahm sie ihm schnell aus der Hand. „Um's Himmels willen, vorsichtig!" sprach er besorgt und schickte den Diener nach einem feuchten Tuche. „Im Strombett des Arno?" — sagte er sinnend und trat mit dem Bildwerke ans Fenster. Der Diener erschien und der Gelehrte säuberte behutsam das köstliche Fundstück.

Es war eine Venusbüste aus blendend weißem Marmor, gut erhalten, nur an der Schulter fehlte ein Stück, aber das Antlitz war unversehrt. Poggio hatte den Aerger über Filelfo vergessen. Er griff in seinen Geldbeutel und reichte den Arbeitern einige Zechinen. Die Gesichter der Männer verklärten sich, als sie die blanken Stücke in ihren Händen sahen. Es war mehr, als sie in drei Tagen verdienen konnten. Sie dankten und griffen nach ihrem Korb. „Wenn Ihr wieder etwas findet," rief ihnen Poggio nach, „so denkt an mich, Ihr wißt ja, ich zahle besser, als der Camaldulenser!" Er meinte Traversari, der im Antiquitätensammeln sein Nival ist.

Ter Neffe war hinzugetreten, um die Büste zu sehen. Wäre der Oheim nicht so vertieft in deren Anblick gewesen, ihm würde das Erstauuen nicht entgangen sein, das sich auf des Jünglings Mienen wiederspiegelte. Sollte Francesco seinen Augen trauen? Er trat näher. Ja, ja! er täuschte sich nicht, es war Bianca, die herrliche Bianca Buondelmonti! So leicht trug auch sie das schöne Haupt auf dem schlanken Hals, so voll schwellten sich die Lippen des schalkhaften Mundes! Er hätte jubeln mögen. Jetzt begriff er Benedettos Worte.

Den Alten freute der Antheil, den der sonst so kalte Neffe dem Kuustwerke zollte. Beglückt trug er behutsamen Schrittes den neuen Schatz in seine Akademie. Dort stand das bisherige Prunkstück seiner Sammlung, eine Minerva, auf dem Ehrenplatz eines antiken Säulenstumpfes. Jetzt mußte sie ihren langjährigen Standort räumen. Poggio nahm die kluge Göttin herab und stellte statt ihrer die fchimmernde Venus hinauf."

Der Erzähler schwieg einen Augenblick, um sich mit einem Trünke zu stärken. Die Gesellschaft wurde lebhafter. Enea Silvio lächelte. „Wo Venus erscheint, muß Minerva weichen!" sagte er scherzend. „Ist's nicht so, Monsignore Biondo?" Man gab diesem im Bugiale mit Vorliebe deu geistlichen Titel, um ihn an den verscherzten Bischofsstuhl zu gemahnen, der für ihn unerreichbar war, wie die fernen Gefilde der Jugend. Die Anderen lachten, nur der Dichter saß ernst wie ein Senator auf den» curulifchen Stuhle.

„Wenige Wochen später," fuhr Nazello fort, „war Poggio, wie er jetzt fast täglich pflegte, im Palazzo Medici gewesen. Er lehrte heiterer zurück, als man sonst an dem ernsten Gelehrten gewohnt war. Schnellen Schrittes begab er sich in die Akademie, rückte seinen Sessel vor die Venus-Büste und nahm aus der Neihe der Bücher einen zierlich geschriebenen Apnlejus. Wohl eine Stunde lang hatte er so gesessen, als Francesco eintrat. Dieser vernahm

noch, wie der Alte vor sich hinmurmelte: „Ich habe mich nicht getäuscht. Das Mädchen ist klassisch. Hellige Venus! Ewige Göttin der Schönheit und Änmuth! Sie gleicht Dir! Wäre die Zeit noch, da Dir zu Ehren Märe rauchten, um Biancas willen würden Dein Paphos, Dein Knidos und Dein Heiligthum in Luther« veröden, wie einst, da man Psnches Schwelle mit Rosen schmückte!"

Francesco lauschte. Sei» Herz klopfte. Kein Zweifel, der Oheim war bekehrt! Dieser bemerkte jetzt des Neffen Eintreten.

„Kennst Du die junge Buondelmonti?" fragte er mit derselben erheuchelten Gleichgiltigkeit, mit der Francesco neulich zu Venedetto gesprochen hatte.

„Ihr meint Bianca Buondelmonti, Oheim?" rief der Jüngling selig, „das schönste Mädchen von Florenz?"

„Sie ist mehr als schön," entgegnete Poggio ruhig, „sie ist klassisch! Sie spricht sogar Griechisch! Dir gefällt sie also auch?"

Der Neffe fand die Worte nicht, um dem Oheim zuzustimmen.

„Francesco!" sprach der Alte langsam, „freue Dich, Du wirst Bianca Buondelmonti jetzt öfter sehen — sie wird Deines Oheims Gemahlin!"

Francesco, der am Fenster stand, fuhr zusammen. Er glaubte sich vom Blitze getroffen. Die Stimme versagte ihm und mühsam hielt er sich an der Brüstung des Feusters aufrecht. Alles, was ihm eine geheime Ahnung während seines Zusammenseins niit dem schönen Mädchen gesagt hatte, war wahr gewesen. Sie hatte ihn nicht geliebt, sie hatte nur mit ihm gespielt. Aber was hatte ihn auch jemals berechtigt, ihre Liebe zu erhoffen?

Er wurde ruhiger und blickte starr in das dunkle Laub der Kastanien, die sich bis dicht zum Fenster hindrängten. Dann brach er das Schweigen.

„Oheim," sprach er, „wann geht die Galeere nach Ayzanz? — Ich reise!"

Poggio hatte wahr gesprochen. Im Garten des Cosiino war er Bianca begegnet, und was noch nie geschehen — der alte stolze Gelehrte hatte Geschmack an dem fröhlichen Geplauder des Mädchens gefunden, dessen Nehnlichleit mit der Büste der Venus ihm sofort aufgefallen war. Es mochte für die junge Dame reizvoll erscheinen, daß ihre Person das Interesse des berühmten Mannes wachrief, und wie himmelweit verschieden waren seine gewählten verständigen Worte von dem Geschwätz der juugen reichen Pflastertreter, die sie sonst mit ihren faden Schmeicheleien überschütteten!

Sie hatte sich nicht lange besonnen und Poggios schlichte Werbung mit schlichten Worten bejaht. Im Juni reichte die Siebzehnjährige vor den« Altäre zu S. Maria Novella dein Siebeuundfünfzigjähngen die Hand.

Unter den Kastanien des Landhauses fand die Hochzeit statt. Bei dieser Gelegenheit verlobte sich Francesco mit der jüngeren Schwester Biancas. Er hatte sich schnell getröstet. Uebrigens verläßt er die Baldarniana, denn er ist jetzt sein eigener Herr.

„Und sein eigener Qheim," fügte Aurispa hinzu, der für verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse ein besonderes Interesse hegte. Alle lachten. Alan dankte den« Erzähler; nur Cenci schwieg. Er erhob sich schnell und wollte sich verabschieden. Es war schon spät und die Windlichter waren dein Verlöschen nahe.
„Wohin so eilig, Poet?" rief Razello ihm zu, „hat Dich das Töchterlein des Gärtners zum Stelldichein beschieden?"
„In seinem Hirne wogen die Hexameter," scherzte Biondo, „die Muse überkommt ihn!"
„Ihr habt gut spotten," erwiderte jener gekränkt, „morgen geht der Note nach Florenz und ich muß noch den Hirtenbrief für die deutschen Vischöfe aussetzen!" Dann schritt er die Treppe der Terrasse hinab. Auch die Andern erhoben sich.
„Anner Dichter," sprach Enea Silvio, und in seinen Augen leuchtete aufrichtiges Wtleid. „Anner Dichter! Das Haupt in den Wolke» und die Hände im Arbeitsstaube der Alltäglichkeit!"

Norwegen.

von

G. Weisbrodr.

— wie», —

s gicbt kaum ei» zweites Land in Europa, welches sowohl in den merkwürdigen Erscheinungen seiner Natur als in seinem Volksthum und Staatswesen so ganz eigenthümliche und interessante Verhältnisse aufweist wie Norwegen, das seit den Nordlandssahrten Kaiser Wilhelms speciell auch den Deutschen näher gerückt erscheint. Die meisten Norwegen-Reisenden freilich, und ihre Zahl steigt mit jedem Jahr, glauben das Land durch und durch zu kennen, wenn sie seine Wasserfälle, seine Fjorde und seine Mitternachtssonne gesehen, aber von den Bewohnern nehmen sie in der Regel nur flüchtige Eindrücke mit und es entgehen ihnen insbesondere gewisse dem norwegischen Aolkscharakter anhaftende Eigenthümlichkeiten, die sich fast in jedem einzelnen Individuum merkwürdig einheitlich, um nicht zu sagen unlform, verkörpert wiederfinden. Um hier ein richtiges Urtheil zu haben, muß man sich freilich Rechenschast geben über die mannigfachen Factoren, deren Product das äußere Wesen sowohl als die Seele des Volkes ist, und in der Berücksichtigung dieser Factoren, der Abstammung und der Rasse, der Lage des Wohnsitzes und speciell der größeren oder geringeren Entfernung desselben von den Verkehrswegen, erweist sich der Wiener Baron Pache in seinen zum Vortrag im engeren Zirkel gebrachten „Streiflichtern auf politische und sociale Ver» Hältnisse Normegens" geradezu als mustergiltig. Gestatten Sie mir, an der Hand dieses Vortrags das Thema eingehender zu behandeln ,

Der weitaus größte Theil des norwegischen Volks ist normannischen Stammes. Die Normannen, von Alters her als kühne Seefahrer nud streitbare Männer bekannt und oft zu entscheidende» Rollen in der Geschichte berufen, haben die Eigenschaften, die sie zierten oder verunzierten, allerdings mehr oder weniger den geänderten heutigen Verhältnissen angepaßt, auch auf ihre Nachkommen vererbt, Norwegen war vom Ende des 14. bis zum Beginn des 19, Jahrhunderts mit Dänemark vereinigt, seit 1536 sogar einfach eine dänische Provinz, und konnte also während dieser ganzen Periode politisch selbständig nicht hervortreten, es verlor nicht bloS seine geschichtliche Tradition, sondern zum großen Theil auch seine Sprache, den» die norwegische Schriftsprache von heute ist die dänische, die sich, wie die schwedische, in der skandinavischen Svrachen-Familie selbständig zu entwickeln vermochte, während die norwegische nicht mehr als Schriftsprache, sondern als Volksdialekt existirt: ob die politisch angebauchten Bestrebungen der „Maalstraever". eine eigene Schriftsprache zu schaffen, von Erfolg sein werden oder nicht, läßt sich noch nicht übersehen, obgleich man dieselbe», angesichts z. B, der Thatsache, daß die Magyaren eine magyarische Schriftsprache in verhältnißmäßig kurzer Zeit geradezu aus dem Boden zu stampfen vermochten, keineswegs als absolut aussichtslos erachten darf.

Im Jahre 18öv hatte Schweden sein Finnland an Rußland abtreten müssen, und um so begehrlicher richtete es jetzt seine Blicke auf das stamm- und sprachverwandte

unmittelbar benachbarte Norwegen, Die Zeitumstände waren ihm günstig. Der damalige Kronprinz von Schweden, als Bernadotte früher einer »er Marschälle Napoleons, schlug sich in dem Feldzuge des Jahns 1813 gegen seinen einstigen Kaiser auf die Seite der Oesterreicher, Preußen und Russen, während Dänemark nach dem zweiten Bombardement Kopenhagens durch die englische Flotte der Verbündete Frankreichs ivurde. Es hatte diese Bundesgenossenschaft theucr zu zahlen; im Frieden von Kiel (1814) trat es Norwegen an die Krone Schweden ab. Aber vorläufig hatte Schweden die Rechnung ohne die Norweger gemacht: diese waren es freilich sehr zufrieden, aus der verhaßten Abhängigkeit von Dänemark loszukommen, aber sie waren nicht gesonnen, gegen das bisherige Joch einfach ein neueS, ein schwedisches Joch einzutauschen, Prinz Christian Friedrich, der damalige dänische Statthalter in Norwegen, lehnte sich gegen den Kieler Frieden auf, proclamirte sich zum Regenten von Norwegen, berief eine National-Versammlung nach dem Eisenhammer von Fidsgold; diese beschloß die Unabhängigkcits-Erklärung Norwegens, nahm ein vom Regenten ihr vorgelegtes Grundgesetz („Nolles Urunglov") an, dasselbe, welches, mit unbedeutenden Aenderungen, noch heute als Verfassung zu Recht besteht und rief den bisherigen Regenten zum König aus. Jetzt drangen, um vom Lande Besitz zu ergreifen, schwedische Truppen ein und schon „ach wenigen Monaten wurde die llebereinkunft von Moß abgeschlossen, derzufolge der erwählte „König" das Land verließ und, zur Regelung des Verhältnisses zu Schweden, ein außerordentlicher Storthing zusammentrat: erst nachdem Schweden daS norwegische Grundgesetz mit seinem 8 1: „DaS Königreich Norwegen ist ein freies, selbständiges, untheilbareS und unveräußerliches Reich" anerkannt hatte, wurde der König von Schweden Karl XIII. zum König von Norwegen gewählt. Das Verhältniß zwischen Norwegen und Schweden ist die denkbar reinste Personal-Union, und wenn Bernadotte, der nachherige König Karl XlV,, die betreffende Acte vielleicht in der Hoffnung unterzeichnete, dieser Union später eine andere Gestaltung geben zu können — an Versuchen dazu hat es denn auch nicht gefehlt — so mußte er doch bald die Ueberzcugung gewinnen, daß die Norweger unbeugsam seien.

Dem durchaus demokratischen norwegischen Grundgesetz haben die amerikanische Verfassung von 1787, die französische von 1791, die niederländische von 1798 und die spanische von 1811 als Vorbilder gedient, aber mit eingehender Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten Norwegens. Es ist deshalb das Wahlrecht an den Grundbesitz gebunden, ja die ganze Verfassung eigentlich auf die Herrschaft deS bäuerlichen Elements gestellt, trotzdem zu Anfang deS laufenden Jahrhunderts der Bauernstand »och nicht der maßgebende Factor im politischen und socialen Leben Norwegens svar, der er jetzt ist. Denn der Ackerbau ist dort ein verhöltnißmähig junger Productionszweig: so lange Norwegen rein dänische Pertinenz war, that man in Kopenhagen, um den dänischen Grundbesitzer» einen höheren Markt für ihre Ccrcalien zu erhalten, zur Förderung des norwegischen Ackerbaus nicht« und der norwegische Bauer schlug aus den Wäldern und dem Fischfang die Mittel heraus, sei» Korn zu kaufen; erst als im Kriegsjahr 1807 die im Kattegat kreuzenden englischen Schiffe die Zufuhr aus Dänemark abschnitten, trieb ihn die Noth dazu, dem eigene» Boden seinen Getreidebedars abzuringen und damals schien er noch wenig geeignet, die Gcundscinle des ganzen politischen Lebens zu werden. Schrieb man ihm doch, wenn er Holz »ach der Hauptstadt brachte, die Zahl der abzuliefernden .Stapel" mit Kreide auf den Rücken: so beschrieben eilte er in das Comptoir deS Abnehmers, zeigte demselben schweigend seine Kehrseite und nahm sein Geld in Empfang, und die Bürste, mit welcher der Cassierer ihm über den Rücken fuhr, vertrat die Stelle der Quittung. Die heutigen „Bauern" aber, ihre Nachkommen, stelle» sich im Juni und Juli zur großen Holzmesse in Christiania ein, auf welcher Umsätze von Millionen Kronen, gemacht werden, und wohnen in den ersten Hotels. Sich ihrer Macht und ihres Einflusses voll bewußt, nennen sie sich gleichwohl immer noch bescheiden „Gaard-Krüger' (Landwirthe), wen» auch in ihren Hänsern eine ausgewählte Bibliothek und

ein Klavier ebenso wenig fehlt als ein kunstvoll ausgestattetes Exemplar der Verfassungs» urtunde, und wenngleich ihre Söhne die Universität besuchen. Freilich sieht man diese Studenten in den Ferien mit den übrigen Bewohnern de» „Gcmrd" (Hofes) taps« die Sense handhaben und den Pflug führe» und nach Beendigung ihrer Studien lehrt die große Mehrzahl zur landwirthschaftlichen Thätigleit zurück; schwerlich sieht man in irgend einem anderen Lande so viele hochwissenschafttich gebildete Männer hinter dem Pfluge gehen.

Das zum Ackerbau im engeren Sinne geeignete Gebiet ist in Norwegen ein sehr beschränktes; es nimmt kaum ein Procent des Gesamt-Areals von 5750 Quadratmeilen ein und liegt zum größten Theil südöstlich zu beiden Seiten und nördlich des Christiania-Fjord; wenigstens wird nur hier in guten Jahren mehr Getreide gezogen als der eigene Bedarf erheischt, während im übrigen Lande nur noch die Vogteien an der Tüdtüfte und am Throndhjem-Fjord diesen Bedarf decken; die Hälfte des Oesammtbedarfs an Getreide liefert das Ausland. Nahezu ^ de« Landes nehmen die grohen Gebirgs-plateaus, die Fjelds, ein; ihre Höhenlage schließt den Ackerbau meist ganz aus und selbst der Weidebetrieb ist nur stellenweise möglich. Und während die Küstengebiete allzu feucht sind, bedürfen die Thäler am Ost-Abfall, die im Negenschatten des großen >üdnorwegischen Hochlandes liegen, in heißen und trockenen Sommern der künstlichen Bewässerung. Für diese ungünstigen Verhältnisse bietet es wenig Entschädigung, daß im Altensjord, unter 70 « nördlicher Breite, in einer nördlicheren Lage also als König Williams Laub, wo die letzten Reste der Franllin'schen Expedition zu Grunde gingen — in der ganzen Welt wird so hoch nördlich lein Ackerbau getrieben — die Gerste einen noch zehnfältigen Ertrag liefert, daß Hanf, Lein und Hopfen gedeihen, baß im Walde, (unter der Breite von Irkutst und zwei Nreitegrade nördlicher als St. Petersburg) die üppigste Vegetation gefunden wird und daß Bäume und Sträuchcr, die im mittleren und südlichen Deutsch-land erfrieren, dort im Winter im Freien ausdauern, daß, weil die Fröste unbedeutend und die Schneefälle gering sind, auf den Küsten und Inseln zwischen Stavanger, Bergen uud Throndhjem das Vieh den ganzen Winter im Freien weidet: das Alles ist dem für die Entwickelung Norwegens hochwichtigen Einfluß des Golfstroms zu danken und dieser Einfluß macht sich nur in den Küstengegendcn fühlbar und reicht nur wenig in's Innere des Landes hinein.

Seine Existenz findet der norwegische Bauer, von Alters her und noch heute, in der Verwerthung der fast unerschöpflichen Schätze der Wälder, welche noch jetzt ein ganzes Fünftel der Gesammtflächc des Landes bedecken. Der Südosten Norwegens steht hier obenan. Die Ausfuhr des sehr geschätzten norwegischen Holzes — seine außerordentliche Härte wird in erster Reihe der Gestein-Unterlage der Wälder (in der Regel archaische Schichten) zugeschrieben — repräsentirt einen jährlichen Durchschnittswerth von 50 Millionen Marl. Daneben blüht an den Küsten und auf den Inseln die Fischerei und die Sce-schiffflllhrt: alle größeren norwegischen Städte liegen am Meer, und die großentheils kaufmännisch spelulirende Thätigleit derselben, sowie der Mangel an Kapital und da» Fehlen einer heimischen Kohle hindert den Aufschwung der Industrie. Daß der Fisch-fang seit undenklichen Zeiten betrieben wurde, ist in einem Lande mit langgestreckter und reichgegliedeitei Küste an einem niemals zufrierende» Meere selbstverständlich und auch die gewerbsmäßig ausgeübte große Fischerei läßt sich bis in eine sehr alte Zeit verfolgen. So weit geschichtliche Nachrichten reichen — also seit mehr als 1000 Jahren — strömen alljährlich in der winterlichen Polarnacht Ende Januar viele taufende Menschen in Westfjord an den Lofoten zusammen, um bis Ende April den Kabliau zu fangen, von welchem sie an dieser Stelle bis zu 60 Millionen Stück erbeuten. Auch der Herings» fang wurde schon im 9. Jahrhundert als ein wichtiger Erwerbszweig genannt und n ist es bis auf den heutigen Tag gebliebe». Die ausgeführten Fische repräsentiren einen jährlichen Durchschnittswcrth von 40 bis 50 Millionen Marl. Die Seefischerei ist gleichzeitig, wie überall, die Schule der Seeschiffsahrt geworden: die norwegischen

Matrosen sind den besten Matrosen aller Länder ebenbürtig, die norwegischen Lootsen sind in allen nordischen Meeren die gesuchtesten und die Handel« flotte des kleinen und sehr dünn bevölkerten Lande« nimmt nach der Tonnenzahl ihrer Schiffe die dritte Stelle unter allen seefahrenden Nationen ein und steht in Europa nur der englischen nach. Bauern und Seeleute bilden also die Hauptmasse der norwegischen Bevölkerung und so nimmt denn auch die Verfassung, welche sich das Volk gegeben, wohl die weitestgehende Rücksicht auf da« bäuerliche Element, sie hat aber einen demokratischen Grund - zug, der in vonviegendem Maße der Denkweise der Küstenbevölkerung entspricht und diese Küstenbevötterung, welche mit der ganzen Welt verkehrt, beseitigt auch die Gefahr, daß die Gesetzgebung sich verknöchere oder wirklichen oder vermeintlichen Standesinteressen eine allzu ausgedehnte Berücksichtigung zu Theil werden lasse, eine Gefahr, welche bei dem numerischen Uebergewicht der bäuerlichen Vertreter im Storthing sonst sehr nahe liegt und namentlich auf dem Gebiet der Steuern, der Beiträge zu den Staatserfordernissen, in der That öfter zur Erscheinung gekommen ist. Eine staatliche directe Steuer, vor Allem eine Grundsteuer, kennt Norwegen nicht: der Bedarf deS Staats wird in erster Linie auS dem Ertrag der Zölle, dann durch indirccte Steuern und speciell durch die Bier- und Branntweinsteuer, bestritten; diese Steuern bringt wesentlich die Stadtbevölkerung auf, weil der Bauer noch immer den größten Theil seiner Bedürfnisse seinem Grund und Boden entnimnit resp. selbst anfertigt. Die Städte haben außerdem in der Regel sehr hohe kommunale Stenern zu entrichten. Die demokratischen Bestimmungen der Verfassung stehen übrigen« nicht bloS aus dem Papier, dem norwegischen Volke sind vielmehr die demokratischen Principien in Fleisch und Blut übergegangen. Die eiste That des zur Freiheit gelangten Staates war, trotzdem der König auf das Aeußerste widerstrebte, die Abschaffung ausnahmslos aller Titel und Vorrechte, und eS kam bei diesen: Anlaß auch zum ersten Mal diejenige Bestimmung der Verfassung in Anwendung, nach welcher da« dem Könige gegen Beschlüsse oeS Storthings eingeräumte Veto hinfällig wird und ein Stortbings-Beschlusz auch gegen den Willen de« König« Gesetzeskraft erlangt, wenn da« Storthing denselben in drei auf einander folgenden Sessione« gleichlautend wiederholt.

Die Schulbildung ist in Norwegen, trotz der großen Hindernisse, welche Klima, Bodenbeschaffenheit und die von der ohnehin sehr dünn gesäten Bevölkerung von jeher festgehaltene Ansiedelungsweise in zerstreuten Einzelhösen, sowie die außerordentlichen Schwierigkeiten der Communication bereiten, durchweg vortrefflich, und es giebt selbst in den entlegensten Gegenden und in den unzugänglichsten Gebirgswinkeln fast Niemanden, der nicht wenigstens fertig lesen und schreiben kann. Allerdings ist das zum Theil das Verdienst der bestehenden Kirchcngesetze und des Einflusses einer aufgeklärten Geistlichkeit. Ebenso wie im Schwesterreiche Schweden dars der Geistliche Niemanden confirmiren und zum Abendmahl zulassen, der nicht die Bibel und den Katechismus zu lesen im Stande ist, und Heirathen oder einen Eid leisten kann nur Der, welcher vorher das Abendmahl genommen.

Es giebt wenig Länder, wo der Mensch so schwer mit der Natur zu ringen hat, als in Norwegen. Es kostet den einen Thsil der Bevölkerung unendliche Muhe, dem kargen Boden (meistens Gebirgsland und zwar hoch nördlich gelegenes Gebirgsland) auch uur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse abzugewinnen und ein anderer Theil kämpft in unausgesetzter harter Arbeit und fortmährend sein Leben wagend auf dem Meer. Aber ebm deshalb erscheint der Norweger still, unbeugsam und fast eisern; Heiterkeit und gar Fröhlichkeit kennt er nickt, er giebt sich meist rauh und hart. Aber gewöhnt, nur der eigenen Kraft zu vertrauen, und in fortwährender schwerer Arbeit gestählt, hat er sich ein Selbstbewußtsein angeeignet, das sich im socialen und in: wirthschaftlichen wie im politischen Leben geltend macht. Liebenswürdig, im gewöhnlichen Sinne des Worts, ist der Norweger nicht, aber er ist dazu angethan, sich nach jeder Richtung hin Achtung zu erzwingen.

Illustrirte Bibliographie.

Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Von Dr. ssar.l Lumholtz, Autorisirte deutsche Ueberseyung. Mit 107 Abbildungen, zwei Karte» und dem Bildnis, des Verfassers in Lichtdruck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft. Ncw-Yorl, Gustav E, Stechert.

Von der Universität Christiania unterstützt, unternahm der Verfasser in Ken Jahre« 1880—1884 eine Reise nach Australien, hauptsächlich in der Absicht, Sammlungen für das zoologische und zootomische Museum der Universität zu veranstalten. Er hielt sich zuerst einige Zeit iu Süd-Australien. Victoria und Reu-Tüd-Wales auf, verweilte dann etwa 9 Monate auf der schönen Station Gracemere iu Eentral-Queensland und begab sich im August 1881 auf die erste eigentliche Entdeckungsreise, zunächst in das westliche Queensland, wo er 80N englische Meilen vordrang, ohne im Verhältnis, zu den ausgestandenen Anstrengungen ein erhebliches Ergebuiß erzielt zu haben.

Die wichtigste Unternehmung richtete er dann gegen das nördliche Queensland, wo er 14 Monate unter fortwährenden Reisen und Forschungen zubrachte. De» gröhten Lheil dieser Zeit verlebte er i» der Umgegend des wasserreichen Herbert River 18« südlicher Breite, ganz allein, ohne jeden Begleiter, mitten unter einer Menschenmasse, deren Eulturstandpunkt — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen lann — wohl als der niedrigste bezeichnet werden nmk, ans dem das Menschengeschlecht heute steht. Denn der Australneger ist nicht allein Menschenfresser; er besitzt auch bei einzelnen Stammen nicht einmal denjenigen Grad von Cultur, den man in der Entwickelungs-geschichtc der Menschheit als die Periode des Steinzeitaüers bezeichnet hat.

Ueber die ethnographischen Eigenthümlichteiten dieser Rasse im südlichen Theile Queenslands gab es schon früher gründliche Untersuchungen, mit den nordlichen Stämmen dagegen war bisher noch niemals ein Weißer in Berührung gekommen, und auf der eingehenden Schilderung gerade dieser Rasse beruht der grohe Wcrth des vor-liegenden Werkes.

Das, der kühne Reisende von seiner schwarzen Umgebung nicht getödtet wurde, verdankte er hauptsächlich dem Umstände, das, sie nie ganz die Achtung vor seinen Schieh-Waffen verlor, und demnächst, das, er ihr in einem ganz unverständlichen Lichte erschien.

zu Christiana einverleibt sind. Von neuen Thierarten entdeckte er u. a, vier Säugethiere, das Holzkänguru und drei Opossum-Arten.
Das Buch ist nicht bloß vortrefflich, sondern auch höchst anregend geschrieben: die rein wissenschaftlichen Partien sind mir Recht in den Anhang verwiesen, so ein Ueberblick der Geschichte Australiens, Geologie, Flora und Fauna. Die Abbildungen verdienen, wie das ganze Buch, die größte Anerkennung.
Bibliographische Notizen.
Die Symbolik der Vieven und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Cultus, Kunst und Bräuchen der Völker für wissenschaftlich gebildeteJmker, sowie alle Freunde des klassischen Alterthums und einer östhestischen Naturbetrachtung, nach den Quellen bearbeitet von Joh. PH. Glock, Heidelberg, vorm, Weisz'sche UniversitStsbuchhandlung Th. Groß.
Ter Verfasser will durch seine Arbeit, welche man auch eine Anthologie der Bienenvocsie aller Zeiten nennen könnte, einen Betrag geben zur Thicrmythologie und Symbelik. Nach dem Titel könnte es wohl erscheinen, als ob zur Lektüre des Werkes eine größere wissenschaftliche Vorbildung erforderlich wäre; das ist aber keineswegs der Fall, es ist für jeden Gebildeten verständlich. Die Abhandlung zerfällt in drei Theile, denen eine Einleitung über die Bedeutung der Tbiersymbolik vorausgeschickt ist. Im ersten Theile giebt unS der Verfasser äußerst lebendig gezeichnete Bilder aus dem Leben der Bienen, Bilder, auS denen so recht die Begeisterung des Verfassers für dieJmkerei hervorleuchtet. Diese Vorliebe für die kleinen geflügelten Lanzenträger läßt ihn allerdings bisweilen etwas weit gehen. Wenn er z. B. da« Wort Jnstinct in Bezug cmfdieBienen vollständig verbannt wiss,» will und meint, daß dasselbe nur »ein AllerweltverlegenheitSwort" sei, „unter dem sich Jeder etwa? denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges", so müsse» wir ihm darin widersprechen: zwischen instinktiver und verstandeSmäßiger Thätigkeit läßt sich ziemlich genau unterscheide», und gerade die Bienen bieten dem aufmerksamen Beobachter für beide Arte«-der Thätigkeit Belege genug. Wenn er ferner sagt, daß die Bienen nur „der Roth gehorchend, nicht dem eignen Triebe" „gleich den edlen «Mieten Völkern zur ultim» rnti» der irdischen Dinge, dem „Kriege" schreiten, so stimmt das auch nicht völlig: Räubereien von Stock zu Stock kommen auch bei unseren Honigbienen vor. Zwei Capil diese» Abschnitte«: „Wie die Bienen Hoch» zeit halten" und „Unsere Bienen in Australien" stammen aus der Feder des

dem Verfasser befreundeten Rosegger.
Der zweite Theil behandelt die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Kulturvölkern: den Indern, Aegyptern Hebräern, Muhamedanern, Griechen' Römern, Germanen und Slawen unter» reichlicher Beigabe von poetischen Stellen in guter Uebersetzung.
Der dritte Theil giebt „klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen ans dem Buche der Weltliteratur", und zwar das IV. Buch aus Virgils Landbau-Gedicht, Bernard de Maudvilles „Bienenfabel" lbeides im Urtext und metrischer Uebersetzung und mit einleitcndcn Bemerkungen) und den „Amsen-Jmmenkricg" von Fer> dinand BereSlas.
Beigegeben ist ein Lichtdruck nach einem bis jetzt noch nicht vervielfältigten Gemälde von Lucas Cranach dem Aelteren: Amor, der Honigdieb, und Venns. (Königliches Museum zu Berlin.)
Das Werk ist von dem Wiener Bienen» züchter-Verein mit dem eisten Preise gekrönt und es verdient diese Auszeichnung.
>V.
Die Berliner Decemberconferenz und die Schulreform. Von xe schichtlichem Standpunkt aus beleuchtet von Hörnern« nn. Hannover, Carl Meyer (Gust Prior).
An der Schrift interefstrtc uns Haupt sächlich die in derselben niedergelegte veränderte Stellung des Verfassers gegenüber einem lateinlosen gemeinsamen Unterbau für Gymnasien und Rcalanstalten, gegen dessen Zulassung er noch in der Decemberconfcrenz stimmte. Die Decemberconferenz entschied sich nicht nur nicht für einen solchen gemeinsamen Unterbau, sie sprach sich vielmehr dahin aus, daß diese gymnasialen und realen Anstalten noch mehr als

bis jetzt der Fall war, auseinander gehalten werden sollten. In kleineren Städten mit nur einer und zwar realen Anstalt sollte dann in den unteren Klassen lateinischer Unterrickit „angegliedert" werden, damit den Schülern, welche sväter auf ein Gym» nasium übergehen wollen, Gelegenheit ge- geben würde, das Lateinische zu erlernen. Hornemann verwirst diesen Ausweg voll' ständig: er schlägt vielmehr vor, in kleinen Städte» mit 6 oder 7 klassigen Anstalten die drei unteren Klassen lateinfrei z» lassen und von IHK an neben dem realen Cursus eine Selecta einzurichten, welche von III d ab Lateinisch, von III« ab Griechisch treiben soll. Diese Selecta soll für die I» de« GymnailumS vorbereiten und erst nach den 7 Schuljahren daS Einjährigen-ZeuaniK ertheilen, mährend die Realabtheilung eS schon nach dem sechsten gewähren soll. Wie man siebt, entfernt sich dieser Bor- schlag gar nickt so sebr weit von dem des „Vereins für Schulreform", dessen Gründe H. auch im Großen und Ganzen sich zu eigen macht und als berechtigt anerkennt. Eine Hauptforderung des Vereins, die Verlegung des Lateinischen nach IHK wäre durch den H.'schen Vorschlag erreicht und so der Boden für eine allmähliche Weiter» cntwickelung gegeben Warum aber die vorgeschlagene Aenderunq nur für kleine Städte möglich sein und nicht gleich allge- mein sollte eingeführt werden können, ist nicht recht ersichtlich. Nun, wir wollen unS deS Fortschrittes in den Anschauungen HornemcmnS freuen und unS auch weiter nicht darüber grämen, dak er am Schlüsse der Schrift noch vor „gefährlichen Exveri, menten. wie namentlich die sogenannte sechs- jährige Einheitsschule bis IIb einschließ- lich" warnt. V?>

Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehr, von Communismus und Socia- lismus von Dr. Friedrich Klein- weich ter. Wien, M. Breitenstein's Verlagsbuchhandlung.

Es gehört seit alten Zeiten zu den beliebtesten Mitteln derjenigen überaus «eisen Personen, welche durch mehr oder weniger GesetzeS-Paraaravhen xine gründ- liche Umgestaltung, eine umfassende Ver- besserung der Lebensverhältnisse anbahnen wollen, für ihre Pläne dadurch Anhang zu werben, daß sie mit dichterischer Phan- tasie ein Land schaffen, ein Volk schildern, in welchem ihre Vorschläge Wahrheit und die Ursache allgemeiner Glückseligkeit ge- worden sind. Dies finddic „StaatSromane",

die der Verfasser in „politische" und „Volks» wirthschaftliche" qrupvirt. Er führt uns in gedrängtem Auszug vor, wa» Scharfsinn und Albernheit auf diesem Gebiet ersonnen haben, von Xenovhon'S „Kvrovaedie" über TbomaS Morus „Utovia" bis zu den „Rückblicken" Bellum«'« und „Freiland" von Hertzka.

Während die bisherigen Staatsromane sammt und sonders unter souveräner Nichtachtung der menschlichen Natur lediglich durch ihre schönen Theoreme den Himmel aus die Erde zaubern wollen, hat eS in jüngster Zeit Eugen Richter unternommen, die Wirkung derselben vom entgegengesetzten Standvunkt aus durch seine .socialistischen Zukunftsbilder" in derselben Kunstform zu beleuchten. ?.

DerDarwiniSmuS gegen oieGocialdemokratie. Von Otto Ammon. Hamburg. Verlaqsanstalt und Druckerei Sl-G. (vormals I. F. Richter).

„Selten hat eine wissenschaftliche Theorie einen solchen Aufruhr in der Welt hervorgerufen wie der Darwinismus," sagt der Verfasser: denn nicht allein, daß die Naturwissenschaften den ungeheuren Aufschwung, welchen sie in den letzten 30 Jahren genommen haben, dieser Theorie verdanken, es hat sich auch keine andere Wissenschaft (die Theologie nicht ausgeschlossen) ihren Einwirkungen entziehen können. Es konnte nicht fehlen, daß man einer derartig umwälzend wirkenden Theorie alle möglichen schlimmen Wirkungen andichtete und sie für alle« mögliche Uebel verantwottlicb machte: besonder« warf man ihr vor. daß sie der Socialdemokratie in die Hände arbeite. Nun hat schon vor einer Reihe von Jahren der berühmte Botaniker nnd Biologe de Bary in einer sebr KlenSwei then Schrift nachgewiesen, daß die Darwiiliscke Lehre nicht nur nickt die Lehren der Sc cialdemokratie unterstütze, sondern den letzi eren im Gegentheil diametral entgegenstehe: aber es kann gar nicht schaden, wenn von Zeit zu Zeit wieder einmal in gemeinverständlicher Weise darauf hingewiesen > lird. ein wie vorzügliche? Rüstzeug gerade New viel geschmähten neueren naturwissens, !»ft» lichen Lehren im Kamvke gegen die s xialistischen Utovien darbieten. Ein s, Icker Versuch liegt nun hier vor Der Ber" asser hat eS gut verstanden, zunächst einen k, rzen leicht faßlichen Ueberblick über die D, rminische Lehre zu geben, und sie auf die Ver» Hältnisse im staatlichen und gcsellschaft ichen ^ Leben anzuwenden. Leider hat er si h in

letzter Beziehung nicht genügend vor allzu groszer Specialisirung gehütet, hat dadurch stellenweise mehr beweisen wollen, als bewiesen werden kannund dadurchden günstigen Andruck der Schrist abgeschwächt. So z. B. hätte er besser gethan, den Sturz Bismarcks ganz aus der Betrachtung zu lassen. Verf. mag denselben bedauern und als im Widerspruch mit den Darwinischen Lehren stehend betrachten, Ref. und mit ihm viele Andere sind der Meinung, da» Bismarck an seinem eigenen einseitig übertriebenen System zu Grunde gegangen ist. Sollte der Ben, nicht das BeispieldeS Riesen-HirscheS kennen, der an seinem ihm ursprünglich »üblichen, aber unstreitig überentwickelten Geweihe zu Grunde ging, als die Lebensbedingungen andere wurden, als nämlich die Steppe vor der zunehmenden Bewaldung zurücktrat? Ferner würde eS rathsam gewesen sein, wenn der Verfasser die Ausfälle gegen das directe. allgemeine Wahlrecht unterlassen hätte, EtwaS Vollkommenes werden wir nie erreichen und da möchte das allgemeine Wahlrecht vorläufig das am wenigsten unvollkommene sein. Auch dag die Darwiniscke Lehre antidemokratisch vielmehr aristokratisch und monarchisch sei, ist nicht richtig; sie verträgt sich mit der revublikanischenNegierungsform ebensogut wie init der monarchischen. Darin hat der Verfasser Recht, dak er sie für antinivellistisch erklärt, (nivellistisch ist hier aber nicht gleichbedeutend mit demokratisch, sondern mit socialistifch!). Der letzte Theil, in welchem sich der Verfasser gegen den Versuch Bebels und Anderer wendet, die Darwinische Lehre in den Dienst der Socialdemokratie zu stelle» ist ihm daher auch wieder ausgezeichnet gelungen und verdient alle Beachtung.

Hoffentlich vermeidet der Verfasser bei etwaigen weiteren Auflagen solche Einseitigkeiten, wie wir sie oben erwähnten; eS kann das der Ausbreitung der Schrift nur von Nutzen sein.

Vr>.

Jacob Henle. Vin deutsches «c> lehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen von Fr. Merkel. Braunschweig, Friedrich Vicwcg und Sohn.

„Ein Mann, der feines Zeichens ein Anatom war, dessen Leben in der stillen Studirftube hinflog, ist nicht wie ein belletristischer oder politischer Schriftsteller der ganzen Welt, er ist nur den engeren Fachkreisen näher bekannt", sagt der Verfasser in der Vorrede. Wenn er eS dennoch

unternimmt, sich an weitere Kreise zu wende» und die Biographie scineS „Lehrers und väterlichen Freundes" nicht nur den Berufsgenossen in einer Fachzeitschrift zu übermitteln, so geschickt das einmal in dem Gedanken, dak „ein Mann, welcher in der Wissenschaft eine solch hervorragende Stellung eingenommen hat, eS ebensogut beanspruchen kann, von den Gebildeten gekannt zu werden wie ein Künstler oder Poet;" sodann aber auch deshalb, well in dem Leben Henle's sich ein ganzes Stück Culturgeschickte verkörpert. Daß der Verfasser gerade jetzt mit seinen Aufzeichnungen hervortritt, hat einen doppelten Grund: erstens feiern wir in diesem Jahre das 50 jährige Jubiläum der bahnbrechenden „Allgemeinen Anatomie" Henle's, »nd da»» glaubt der Verfasser, das, gerade jegt, „Ivo KoVs Arbeiten über die Tuberkulose alle Gemüther auf das Lebbofteste bewegen, eS auch den medicinischen Laien interessiren muß, dem Manne näher zu trete», welcher des genialen Bakteriologen genialer Lehrmeister war, der schon vor mehr als 50 Jahren aus den Symptomen mit schärfster Logik nachwies, dak gewisse Krankheiten durch organisirte Keime nothmendig erzeugt werden müssen."

Wenn der Verfasser am Schluß seiner Vorrede bescheidener Weise einen Zweifel darüber ausspricht, ob es ihm wohl gelingen möchte, „daS Interesse an dem vortrefflichen Manne bis zu Ende festzuhalten," so können wir ihn in diesem Punkte beruhigen. Der an und für sich schon auszerordentlich interessante Stoff ist uns in so trefflicher anmuthigcr Form dargeboten, da» das Interesse deS Lesers bei der Lectürc des Büches eher zu- als abnimmt. Wir können das Werk auf das Angelegentlichste auch Nichtmedicinern (Ref. selbst ist ein solcher) empfehlen.

Erwähnen wollen wir noch, da» dem Buche ein sauber ausgeführtes Portrait Henle's beigegeben ist.

Vi'.

«nS der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff), VonHeinrichFrciherrnLangwcrth von Sim »lern. Erster Thcil: Kunst und Leben. 2Bände. Berlin, B.Behrs Verlag iE. Lork).

Die Lorbeeren, die „Rembrandt als Erzieher" eingeheimst hat, lassen Manche nicht schlafen. Nur diesem Umstände verdankt das vorliegende Werk, dem noch ein zweiter „politischer" Theil folgen soll,

seine Entstehung. Der Herausgeber glaubt in unseren geistigen und culturellen Leben einen Rückgang zu erkennen und darum zieht er die Gedanken seines Verwandten, die dieser vor 3« Jahren zu Papier ge» bracht hat, ans Tageslicht. Zweifellos sind unter diesen Gedanken manche recht ansprechende, wegen der in ihnen sich offen» barenden vornehmen, echt vaterländischen Gesinnung beachtcnswerthe; aber Kling- gräffs Mahnungen aus dem Jenseits dürfen nimmermehr mit den geistvollen ,,I.sttrss rsrg»nss" eines Montesquieu (s. Vorwort S. XVIII,) verglichen werden. Dazu ist er viel zu einseitig. Klinggräff ist als mecklenburgischer Gutsbesitzer 1887 ge- storben; er hat außer der Verwaltung seiner Güter nie eine folgenreiche Wirk- samkeit ausgeübt. Seine Voistellungen bewegen sich zwis ben denen eines deutschen Corpssiudenten und eines kleindcutschen Landedelmannes. Die Neugestaltung Deutschlands seit 187« hat er nie ge> billigt. Seine Anschauungen über Kunst beschränken sich auf d'e Vorliebe für die alte, eckte .Gothik". Der Stand, von dcni er die Heilung aller socialen Schäden erwartet, ist ihm der deutsche Landadel, den er durch Einführung mittelalterlich- feudaler Einrichtungen „regeneriren" möchte. Er selbst hat seine wundersamen Ideen bei Lebzeiten nie zu veröffentlichen gewagt. Noch einmal sei ausdrücklich hervorgehoben, das; in dem Buche auch mancher werthvolle Satz steht; so sind einzelne Vorschläge über unsere Jugenderziehung vortrefflich. Aber der Herausgeber hätte seinem tobten Freunde einen besseren Dienst erwiesen, wenn er sich auf die hundert Seiten seines Nach- worts beschränkt und diese zu einem Lebensbilde de» wackeren „letzten Ritters" von Pinnow in Mecklenburg umgestaltet hätte. fv,

Bilder und Skizzen aus Amerika.
Von L. Bürger (Ch. Niese). Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Knnst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottl aender, Breslau.

Dieses Buch bietet den Lesern kein oberflächliches Geplauder über schnell em- pfangene und schnell wiedergegeben? Rcise- cindrücke, sondern der Verfasser hat mit scharfem Blick daS amerikanische Leben wirklich beobachtet und giebt klare, wenn auch nicht immer erfreuliche Schilderungen und Lebensbilder. T !iS gesellige Treiben in den GroKstädten, die Lebensweise der amerikanischen Frauen, Preß- und Schul-

Verhältnisse und noch vieles andere wird anziehend dargestellt; ein düstere« Bild entrollt namentlich der Aufsatz über »amerikanischen MenschenKundel," Das inhaltreiche Buch kann Vielen zur Belehrung. Manchem vielleicht zur Warnung dienen.
?.

Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. Von vr, Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig, Verlag von Arthur Seemann.

Ein prächtiges, liebenswürdiges Buch, das auf Grund eingehender Qnellenstudien Alle» zusammenträgt, was in Bezug auf die Herkunft von Goethes Vorfahren, insbesondere seine Mutter sowie de» Kreis von Freunden und Bekannten, in dem und i mit dem sie lebte und wirkte, irgendwie vou Interesse ist. Gar Mancher der Modernen wird freilich den Kopf schütteln Angesichts dieses BucheS und ausrufen: Goethe und kein Ende! Wir unsrerseits erklären uns gern für so altmodisch, an solchen Büchern unsere herzliche Freude zu empfinde», denn noch so manche literarische Generation wird in Deutschland auftauchen und wieder ver schwinden, ehe der Zauber erlöschen wird, der Alles umgiebt, was mit dem Namen GoetbeS verbunden ist. Das Buch fei allen Verehrern des großen Dichters, deren Zahl glücklicherweife von Jahr zu Jahr mächst, aufs Dringendste empfohlen.
— s.

Bilder ans der Chronik Bacharachs und setner ThSler. Ein Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte von Karl Theile. Gotha. Fr. Andr. Perthes.

Das wenig umfangreiche Büchlein ist in der That das, was der Zusatz zum Titel besagt; ja man kann sagen. eS ist ein Stück örtlicher deutscher Kulturgeschichte, die sich durch fast zwei Jahrtausend« fortsvinnt. In echt evangelischem Geiste, beseelt von warmem Vaterlandsgefühl, schreibt der Verfasser seine.Bilder'. AuS dem reformirten Gemeindeleben Bacharachs weiß er manches Anziehende zu berichten auf Grund arckiivalischer Studien; für die französische »Pfalzvergiftung- findet er den angemessenen Ton der Schilderung. Sein Stil ist gedrungen, kraftvoll. Der Neinertrag deS BucheS ist für die Wiederherstellung der Bacharacher PeterSkirck» bestimmt. t>.

Bibliograph!
ische Notizen. 1.39
AuS Luxemburgs Vergangenheit
und Gegenwart, Historisch-politische
Studien vo» Jan van der Eitz
Trier, Fr. Lintz.
Den Standpunkt dieser Aufsätze kennzeichnet das ihnen vorgestellte Motto: ‚DaS Luxemburger Volk, wie seine Sprache, ist durchaus deutsch." Schon in seiner früher erschienenen Flugschrift: »Deulschthum und Franzosenthum in Luxemburg seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage" hatte sich der Verfasser dazu bekannt und deswegen manche Angriffe erfahren. Der wesentliche Inhalt jenes Büchleins ist hier im ersten historischen Theil weiter ausgeführt. Wichtig ist die Darstellung der jüngsten Ereignisse, der Thronbesteigung Großherzog Adolfs und ihrer staatsrechtlichen Folgen. Im zweiten, kulturgeschichtlichen Theile sagt der Verfasser seinen Landsleuten bittere Wahrheiten. So tadelt er den kleinstädtischen, philiströsen Geist der Hauptstadt. Hinsichtlich der sprachlichen Verhältnisse kommt er zu den Forderungen: die Verwaltungssprache ist leider französisch, mühte aber deutsch werden; aus der Volksschule ist der Unterricht im Französischen zu entfernen; die Umgangssprache darf nur deutsch sein. Auch das Cavitel über »Luxemburgs Stellung zwischen Deutschland und Frankreich in militärischer Hinsicht" verdient die Aufmerksamkeit weiterer Kreise.
lv.
Deutsches Ramenbüchlein. Ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung bearbeitet von Ferdinand tthull. Leipzig,
F. Hirt K Sohn.
Diese Schrift ist vom allgemeinen deutschen Sprachverein für sehr billigen Preis (60 Pf.) veröffentlicht und verdient das Entgegenkommen und die Theilnahme auch solcher Leser, die sich manchen Bestrebungen dieses Vereines gegenüber abwehrend verhalten. Die Sammlung der deutschen Namen ist sehr reichhaltig, und ihre Erläuterung beruht auf sorgialtiger und kritischer Verarbeitung der zahlreichen Vorarbeiten, welche von germanistischen Forschern auf diesem kulturhistorisch und sprachwissenschaftlich gleich interessanten Gebiete gemacht sind. Auch wer seine Kinder nicht Adelmund oder AdelgiS nennen will, kann doch aus dem Büchlein über Bedeutung und Geschichte dieser und

'mehrerer Tausende von anderen deutscheu Namen willkommene Belehrung gewinnen.

Deutsche Verslehre. Von Sigmar Mehring. Leipzig, Philipp Reclam jun. 308 Seiten.

Mit aufzerordentlichem Jleisz hat der Verfasser — durch seine meisterhaften Uebertragungen ausländischer Dichter anf's Vortheilhafteste bekannt — in vorliegendem Werkchen, systematisch geordnet, alles das zusammengetragen, was zum Verständnisz der Versformen unserer deutschen Poesie nothwendig ist. Ganz besondere Berücksichtigung ist hierbei, wie sich das von selbst versteht, dem Reime zu Theil geworden, über welchen der Verfasser schon früher ein selbständige» Büchlein veröffentlicht hat. Die zahlreichen, geschmackvoll ausgewählten Beispiele aus dem Schatze unserer poetischen Literatur tragen zum praktischen Verständnisz des theoretisch Vorgetragenen wesentlich bei. m.

Grillparzer»Studie». Von v>. A. Lichtenfeld. Wien, C. Graser.

In fünf Aussätzen beleuchtet der Verfasser einzelne Eigentümlichkeiten der Dramen Grillporzers, im sechsten (»die Schaffensmeise GrillparzerS') versucht er eine phychologisch begründete Gesummtcharaktecistik des Dichter« zu geminnen, Dr.

Fräulein Valerie. Von Micha! Batucki. Aus dem Leben arbeitendet Frauen. AuS dem Polnischen übersetzt vo,, Z Lasinska. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Nicht politische, sondern gesellschaftliche und sittliche Fragen nnd Zustände aus dem polnischen Leben sind es, welche in diesem ergreifenden LebenSbilde zur Anschauung gebracht werden. Standesunterschiede und gesellschaftliche Vorurtheile üben eine Macht aus, welche selbst edel veranlagte Naturen nicht immer zu durchbrechen vermögen. DaS Buch ist eine anziehende Lektüre, zumal die Uebersetzung zwar das Eigenthümliche der fremden Sprache durchblicken lägt, aber doch in correctem und fließendem Deutsch geschrieben ist. 0,

«uS Verborge»«» Tiefen. Von Otto Ernst. Novellen und Skizzen. Hamburg, Verlag vo:'Konrad Klofz.

Diese kleine»' Geschichten gewähren einrn ergreifenden Einblick in die Tiefen

einer echten Künstlerseele, die sich im Kampf mit der Prosa, der Roth des Lebens, den, Unverstände und der Theilnahmlosigkeit der Welt aufreibt, die sich in heißem Sehnen nach freier ungehemmter Ent> faltung verzehrt. „Der gefesselte Genius," der bald in leidenschaftlichem SchmerzauS> bruche an seinen Ketten rüttelt und sich in heftigen Anklagen und bitterem Spotte gegen die feindlichen Gewalten Luft macht, bald sein Geschick in wehmüthiger, herz- bewegender Klage betrauert, bald sich mit müder, hoffnungsloser Resignation in das- selbe ergiebt, — das ist das Leitmotiv, das in allen Geschichten mehr oder minder deutlich durchklingt. Am reinsten, er» schöpfendsten und erschütterndsten ist dieses Thema in de>> Aufzeichnungen eines Schulmeisters („Uebermunden") behandelt. Hier tritt uns eine Tiefe der Empfindung, eine Hoheit der Gesinnung, ein Reichthum an schönen Gedanken, feinen Beobachtungen, ein Zauber der Stimmung entgegen, die uns überraschen, entzücken und bis zu Thränen rühren. Wir fühlen, daß wir hier Seelenkämpfen gegenüberstehen, die der Dichter selbst bestehen muhte, daß sich hier ein Leid ausspricht, das er selbst em- pfunden. Aber der eigene Schmerz macht den Dichter nicht engherzig und egoistisch; sein Leid lehrt ihn gerade, das Anderer wahrhaft verstehen und würdigen; und so kämpft er mit warmem Herzen und hei- ligem Zorne für alle die Bedrückten, Ge- knechteten, Unverstandenen („Gin Begrab' nitz," »Der Herr Fabrikant"), wie er andrerseits gegen Halb- oder Pscndo- biloung, Protzenthum und Banausenthum die Waffen beißender Ironie und Satire schwingt. Unter dem Witz, den der Ver- fasser in den Skizzen „Bei gebildeten Leuten/ „Der süße Willy. Ein feines Ecziehungsidyll," „Herkules Meiers Ge- dichte. Ein Lqrikerschicksal in Briefen" offenbart, verbirgt sich unverkennbar eine tiefe Bitterkeit Otto Ernst offenbart, wie in seinen preisgekrönten „Gedichten" und seinen unter dem Titel „Offnes Visier" veröffentlichten Essays, auch im vorliegenden Buche einen scharfen, streitbare» Verstand, ein tick em- pfindendes Gemüth; er ist ein Denker und ein Dichter, der des Dichters „geflügelt Werkzeug, da» Wort" meisterlich handhabt. Seine Prosa enthält Stellen von höchstem poetischen Glänze, von lyrischem Schwünge, von melodischem Zauber. Ein wahres Prachtstück dieser Art, eine mächtige Ode ist in der ersten Erzählung „der Tod und

das Mädchen", die Interpretation des gleichnamigen Schubertschen TonwerkeS, in welchem der Dichter wie auch noch an anderen Stellen des Büches, ein tiefe« musikalisches Verstandniß an den Tag legt, 0, >V,

Ledige Frauen. Roman von Felix> Bälden. (Fortsetzung von Paul Lindaus „Arme Madchen".) 2 Theile in einem Bande. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst, und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Roman hat bei seinem ersten Erscheinen ein berechtigtes Aufsehen gemacht, denn der Gedanke, zu einem bekannten Roman eine Fortsetzung »u schreiben, war eigenartig. Als Verfasser wurde bald ein Berliner Gelehrter entdeckt, dessen Studien sich bisher auf ganz anderem Gebiete bewegten, und endlich erregte der Inhalt vielfach Staunen und Entrüstung. ErstereS war begreiflich; diese sollte sich wenigsten» niemals gegen den Dichter selbst richten oder gar dem Buche eine Tendenz unterschieben, die ihm völlig fern liegt. Es bedurfte gar nicht der „Vorrede" dieser zweiten Auflage, um den Schriftsteller gegen solche Vorwürfe zu schützen. Sein eigener lauterer Charakter müßte hier genügen: er gehört nicht zu jenen „Jüngsten", denen das Leben nur eine einzige kraft- und inhaltlose Orgie dünkt. Die in diesem Roman entrollten Bilder sind ein äufzcrit ! tranciges Capitcl aus dem Leben der Großstadt Berlin: sie schildern das Elend der arbeitenden Frauenwelt und brandmarken das schamlose Treiben aristolraii scher Wüstlinge. Es steht vieles Häßliche in dem Buche, aber nichts Frivoles. Die Berliner Kellnerinnenwirthschaft ist nur eine schlimme Folge des Kampfes ums Dasein, der in der Millionenstadt heftiger entbrennt als anderswo, zugleich eine Folge der seit Jahrzehnten heuchlerisch behandelten und darum mißleiteten Prostitution. Daß selbst im Elend und im Laster sich die edlen Gefühle des Menschenherzens zu behaupten wissen, zeigen Charaktere wie „Frau Franzi" und Frau Kleinert. Der Verfasser hat zu seinem Romane offenbar tiefe Studien gemacht und weiß diese entsprechend zu verwcrthen, t>.

Bibliographie,
Berichtigung.
Von dem Verfasser der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Essays über Svarez werden mir um den Abdruck der nachfolgenden Berichtigung ersucht:
»In meinen Essays über Soarez habe ich — Band 53, Seite 320, 322 — alS Verfasser der 1875 zuerst in den »Deutschen Monatsheften", sodann auch besonders veröffentlichten Abhandlung »Soarez, Bornemann und Koch, die drei Männer des preußischen RechtS" auf Grund besonderer Information den damaligen Unterstaatssekcetär im Justizministerium und späteren preußischen Justizminister Dr. Friedberg genannt. Diese Information ist eine irrthümliche gewesen, den» ich bin von zuverlässigster Seite darauf aufmerksam gemacht worden, dah Herr Minister I)r. von Friedderg jene Abhandlung nicht verfaßt hat, sie ihm vielmehr, bis er sie jetzt gelesen, gänzlich fremd gewesen ist. Dr. E. Schwaig.
L>„xeg»v«u>e LKünsr. Lssvrvcduu« vscd 4u»v»KI g«r lisnsction v»rb«n»>ren.
illerlel »», ». II«i«I«KeI'» 8KKlenmai>i>en.
Vll,enI»n<I« >>»Ne». ^vsicktvn »ns der «lenken««,
Illit »7 Uoll^cKnilt-I'kkeln «k Kuvlernrn >>-
cker ürd«elle ^e» »eltKrleU«. 8«n>Isr»d-
nuum.
U»I«d, Xollliscds KSc1lKIielis. Lsrlin, gsbr,
?»»«>,
KeK»v», I'". >V, IZ«»t«:K»» LKr- uvck Xatinvnlü«>,Ksn ulck Uicnwr, >>»>,«—I»IS) I«i>,!ix,
MdN tdeK cker «e»m>»tl!tler»tuk cke» In» un»
Xn»I»n<Ie>, «ummr K4<—KS«: Xo. b<6.
IsllUllK voll IleKKsrt. X«. ^47. Lidirivn
in Sibirien Xu Vrick» llede»t)Ucnl«in.
I-.i„ I^z'^u» »IlrSaiscK»» I>sK«ns in Möckern«,»
XVII. IZckcK,: vi« lZeKriinoK«, — lieber ^
N»»te» Z»Kr. üivck«r»II»Iell>Isr »uk cks« Z»dr I»g«,
VI. ^i^irg, U»ii>dun?, Verl»z»»i>»l»>t (V«rm»l8
Z. ?, RicKlsr.)
«««Meckel, Z., ZIKreKe» und Ski»»«. XVi«»»r,
Ij»„<l»n, ,Lu^«IK«ri» ^I!^sm. H«m»»KidI^
VIII. U»Ki«. L«>ck »Z, LlvttMN, Z. rn««I-
<.'«rv»»t» «I« S«»veck», A., Oer «innreielw Zunllir IIIusv" lleluinu« Iv—Ii. 8tutt«»r>,
in IZilnsrn, ü>t >Imn Uilckniss n. Vsrk^ I«>rli,^
«trupi« >VinclIl»r.
I>»n>«-^llsKlerI'» «ölllllkke «»Mückle.' Iletri»?!,
I»>Ii»ur, tr,, Lcnnlkrsuck«, Line LemWlnn» cksr
«den, Ii, UlckenKonris,
Lielckz, ». v,, Lri»le» Vollen, Lerlio, gldliu«r,
ürn»t, ^. V,, Leinricn I>»ntd«Ick. LIn vicntsr-
»« r»ll»tdnrd <Ie» edrkillell Ileznencke» v»ck
motuklli, Stntt«»rt, S. Z, viisoksnsrn»
Il»der«»l>»I«In, ver «eKvsrüS ^'„r-ick. liure«,
«. XViIIwlini,
Ilulxdlen. I),, loni Ltrirraer, Line ^IIK,?»-
Vilnel.-ni'" Xavells. L»rl>u
Krrlf, 11^ knuioeec» ck» liimioi, IrnUiicki« in
klink ^clsn, Stntt«»rt, Osnlüeve Vsrlig»-
vutilie«, Ii,, Vom L»«ir, ck«r ür^envtvies. O»»Il»
»nrilcke von Iv»rl IZutilro«, vritt» >nll,
^«n», II. Ooetenodl»,
S^t - >»«dr reedl«! Li» Vort i»r ^dven,
^, Z»n»Ii».
U<»Ile, U , vis XViscksrIeKlirt ck» llisn^Ks»,
«d»i>Ik»«KI««du>. vorn», 4, Znonli».

^2 Nord und Süd.
ts'scd« VorKssK
IleoKe, V,, Voiiri'g« Uder I'Iusrilr, «lirnik uuä
U,»!»», ilir ^« villisrn im ?«xt, Rostock,
V. VertKsr,
ckvr Vissonseimki, Ileteruo^ 13—!S.
>. I.iedeskirick
Inoenl»», R, (j,, ^lockern« (!utter,l!Irnmsrlm«,
I)»urscK vuu^ V, ScKoulvduiz. I«i,,?,s,
Iji'näe.' Uresckon, L, ?ier»o„. ^ ^
«irtdsckskt unu idre 2ulluvft, I-onilsmdckruoi!
V»Itd«r öd ^><I»u^ ^
d«utsok«r I>vri>I". ^ ^
Idon, Lerliv, UnuKMiuxl^ >'l«Kt,
eir»»e, H,, (isiliedts, I^ei^i^, Hirtel,
I^«»IIe'» ?»xedurk. ilerilns^, roil oinsr Lin-
Ixzrdleltner, kr., vir ScKrsidm' von L«v»t»n2.
I>e«,Ins, <Z. Siimllwd» ,^cknk>en, Uersuk«,
von Kurl I^rolimsnv, 3, ^uN. 7, L»ncl, Ltutt-
I, Iinttilire-Ilukk, Illustrirtes, 'IKsorie un,I I'r«i!s
V?rI>« ,«,,x^jiriller,) ^ ^ I) , »
3 U»n>!«n, «lut>s»rt, ünion, vsutsctis Ver-
Vä, 7 > «lllUx^n, ^ I)n«eldor»,
»rlled, ^, u, MiislioK« Kunstsi-doitsn, ilil
><«S ^dbililuvg«» unck >i. ?»k»In. I«i><j^,
proier, II,, Di« »Iten Nock äis nousu Wog« in <Ier
Uusilr, Ur»s,Iv„, 0, I>smm.
I!<'I,ImnI, I',, vsursek >^K>krit», II»» I^lvck vn^I
selmtlliril« LnlvirllvIuii^, Hil 3g VollKMoru,
»«ilenderU, KI«t»m»n» » «ruvaslücll, Xod»t
lin. Uedr. ?«tsl,
üi'duul,, I'onlius Lm 2sirI>i>>I. K»rls»
^iKIIIIne vvn <.»r,»I»It, II, rrvilsir^ IlurcK äs»
i! ?okn,
«rl,,»»r«><, ^ , vi» Ivu,«lU«cdicKt« »n unser»
«,KmI Iduuk, Ii,, I'svoKologie 6«r LuM«ti«,,,
>Ve!t, XvvsIIsn, Uerli», ^. H 8«dor»r,
?Z«eK, >^., 2siti>I,r»s»n, Berlin, LismenrvtK u,„I
sjoll»»»!, U,, Lrwdtes und k^itrekres, Ssrlin,
I'iNiiiuiumsr ji WdlbrsoKt,
Irr U»nä, I?3g-I7»3^^t«!^»N^V.
für I!»» Volk, i^vilo ^vl!»s«. I^ielKrui«
I7S—?»N, I>eip?ix. !?><n><r
!?IrerI>er, Ilvdslspiidn«, XoVelleo, I>ej><is,
>V , tiieckricti,
vnedK.I,
»I« 1>>e»I«r»>iirIie «er «e»IIkI«r,Iur IKrem In-
K»»e »»rI> «Ie<>erU«ced«ii. Lerlin, ^Isiol II
?ri»,I j! Li», >> ^
v^KIt« I^iocksrblutKsn, üit III»»>,r, «,««
ck«u«ek«r ZIsislsr. Ures,I»n, VsrI»? ck» I7vi-
I'»I»t»Z, 1^ Vgrum cki» ilen»c>,en »ivk K»-
»,"I^««nsvlck. Z°4»n! L«Iiv^», VilKclmi,
«I»»»nn, , Zlückvrr« Vun^sr, 2«,i>« ^v«
tlit «3 »wsir, n. » Vol»,i>j»rn.
XenKrr, 1^, V., iZsscKiolits ,I«r Visvsr ^ourn«-
lisiill v„n cken ^nk!in«»n Kis zum ^skre
/I»»>ikn»»nii, I'K, V^rzoKISxe ?rr ein« r>»tur»
X»r ürlnnernnx »» ck>« üln«eln»»r cker »?u«
cker I alveriitNI ZI»rd,,rU. Uürdu,^,

Redigirt untcr veraniwonlichsr,! des yeraaigebkis,
Nndrrkchiigtrr :7achdi»ck nu> dem Znh,>» dieser Aeillchrift untersag». Neberse^ungirechl
><>rr>eh<>»e?.

1892«r. 5riSOk6 ?Ü1WNF. 1892er. ^
ISglioder VersanS

",l>>>, > ,! ,,,„7,,m,,,,,„ , I
— ^ — — ,'
I(^NI.8S^V^N
8pruilsl-8»li
pulvsrförmig
Kr>»WIIi8ii't.
Lpruckel 8eif«.
K^Nl.8S^vcN
8pruilel psstillsn
-«4-
!, llI >>,,,,, m11m,Im, „ „Tis, 11 lM, limimimmmm I IM I m 1,1,11 Mm I iMsm

I.öbel 8oKottIänl>si-, Kai-l8dsli i/sökmsn
so«ie äurck

^ UsKsrsssi8cKg vspöts in lisn grösstsn Nädtsn sllsi- «kslttnsilo

Die ^'Ã¤krlicnen I^Ã¼IIunFen am ^pollinari^-Lrunnen
15,322,000 in 1339, ,,
17,670,000 â€ž 1390. W
/^Â«^//6>5W L'/^/^^/^
1^ 711^!^ 20. L^M/N^ i89^'g

EMPTY

Februar I8Y2.

Inhalt.

Seil»
k. v. Sacher-Masoch in kindheim.
Terka. Novelle. (Schluß.)
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.
pietro Nlascagni und seine OsvsIIeris KusUesvä l.77
Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Ans Lmanuel Geibels Swdienzeit 1.36
Robert Hassencamp in Gstrowo.
Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideischen Antiope und
ihr Werth für die Deutung des „Tors furo«?" 2^
Gebhard Zernin in Darmstadt.
Erinnerungen an den Grafen August von Werder I,—III 220
Max Nordau in Paris.
OKsoteuse Kn-äe-siöcle, Ein Beitrag zur Psychologie der Seitgenossen. 238
A. Chr. Kessler in Neapel,
Ums Brot. Novelle 2H7
Bibliographie 270
Geschichte der deutsche» «»nst III, und IV, !MiI Zllusiratwnen 1
Bibliographische Notizen 276

Hierzu ein Portrait von pietro Mascagni,
Radirnng von Ludwig Kühn in Nürnberg.

»Nord und SId' erschein! am Anfang jedes Monats in Kesten mit je einer Kunsibejlagr,
— prei, xr« «vuartal (5 Hefte) i Mark. —
Zill» Luchhandinngen und postanftalten nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redaktionellen Inhalt von «Sord und Süd" be>
züglichen Sendungen sind ohne Angabc eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslau,
Siebenhufenerstr. 2/2.

EMPTY

/,-r'isfs.U's'Ã„!' vorm. L.L'-nsUl s?nÃ¤er inPr?s!su.

EMPTY

EMPTY

Nord und 5üd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.
I^. Band. — Februar W2. — Heft ^H.
lMit eincm Portrait in Radirung: pi,tr« Ma,cagni>,

VreFIsu
Lchlesische Buchdruckerei, «unst. und Verlags»Anstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Terka.
Novelle.
von
K. v. Sacher-Mnsoch.
— lindheim, —
(Schluß).

^n den ersten Ottobertagen war es kalt geworden! silberner Reif lag auf Feldern und Wiesen, und in den Nächten gab es starken Frost. Amos Benedikt hatte Meinhof bereits zweimal besucht und war jedesmal entzückt von seinen Sammlungen nach Hause zurückgekehrt. Eines Tages, als Meinhof nach Prag gefahren war, um eiuige Einkäufe und Vestelluugen für den nahenden Winter zu macheu, erschieu unerwartet Terka bei dem alten 5aver.

„Der Herr ist fort," rief ihr der- Alte fchon von Weitem entgegen.

„Ich weiß es," sagte Terka, „eben deshalb bin ich gekommen. Ich will einmal Euer Haus sehen und Eueren Garten."

Taver führte Terka bereitwillig durch den Part und dann in das Haus, wo er ihr alle Räume mit einem gewissen Stolz zeigte. Zuletzt traten sie in das Arbeitscabinet Meinhofs, das auf Terka einen ganz eigenthümlichen, fast bedrückenden Eindruck machte. Sie bewunderte gleichmäßig den Schreibtisch mit seinen kleinen Nachbildungen antiker Statuen und seinen Seltsamkeiten, die erlesene Bibliothek, die naturwissenschaftlichen Sammlungen, dann den prächtigen Kamin, das Ruhebett, das, mit einem Tigerfell bedeckt, vor demselben stand, den großen Adler, der, an einem Draht an der Decke befestigt, oben, über ihr zu kreisen schien, die Bilder an den Wänden, die alle energisch die Seelenstimmung des Herrn dieser Räume andeuteten.

Da war die Delila Vau Dncks, die. lachend auf dein Hermelinmautel

!HH l. v. 2acher>Mas«ch in lindh«im,
ausgestreckt, ihren unglücklichen Anbeter seinen Feinden überliefert; Schart«,
welche Ztierad im Walde bei Prag gefangennimmt; Klytämnestra, die Agamemnon
das Netz über das Haupt wirft, um ihn ihrem Buhlen zu überantworten.
Katharina IL, den in einem Käsig verwahrten Empörer Pugatschew höhnisch
durch die Lorgnette betrachtend; Christine von Schweden, welche kalt und stolz
zusieht, wie ihr uugetreuer Günstling Monaldeschi in der Galerie zu Fontaine-
bleau auf ihren Befehl ennordet wird.
Endlich blieb Terka vor dem Bilde einer schönen brünetten Frau stehen,
welche, eine Rose im Haar, an eine Säule, die den Liebesgott trug, gelehnt
dastand, ein liebreizendes Lächeln um die rothen Lippen.
„Wer ist das?" fragte sie den Alten.
„Das ist die Gräsin Libussa," erwiderte Xaver.
„Ein schönes Weib, ich bin gewiß, daß er sie heute noch liebt."
„Nein," gab Xaver zur Antwort. „Sie war hier, vor Kurzem erst,
und »nein Herr wollte sie weder sehen noch sprechen."
Terka lächelte.
„Uni so besser für ihn," sagte sie. Dann ließ sie sich behaglich auf
der Ottomane nieder und strich mit der Hand wie liebkosend über das Fell
des Tigers.
„Sehen Sie, Fräulein Terka, hier verbringt mein Herr den größten
Theil des Tages. Besonders liebt er es aber, an den langen Winterabenden
hier am Kamin zu sitzen und zu träumen. Dann darf kein Licht brennen,
nur das Feuer des Kamins. Ach, Sie glauben nicht, wie traurig das ist,
ihn so zu sehen, stundenlang regungslos, in Erinnerungen und trübe Gedanken
versunken. Ich wage mich dann gar nicht hinein, ich blicke nur so ab und
zu durch die Portiere nach ihm, und mehr als einmal sind mir schon dabei
die Thränen gekommen, denn ich habe ihn lieb, als wenn er mein eigenes
Kind wäre."
„Sie würden sich also freuen, Xaver," sagte Terta, indem sie ihn mit
ihren lächelnden, dunklen Augen ansah, „wenn ich Ihren Hern: hellen
könnte?"
„Ach, Fräuleiu Terta, wenn Ihnen das gelänge, ich würde Sie wie
eine Heilige verehren."
„Gut," sagte Terka, „also schließen wir einen Pakt. Unter der Be-
dingung, daß ich ihn erst strafen darf, will ich versuchen, ihn zu bekehren.
Ich habe einen Plan: wenn Sie mir helfen wollen, Xaver, so wollen wir
unser Glück versuchen."
„Ich bin zu Allein bereit," entgegnete Xaver, „denn ich bin sicher, daß
Sie nur das Beste wollen."
„Ich habe mir Etwas nusgesonnen," sprach Terka, „etwas recht Tolles;
nnr auf diese Weise ist ihm beiznkommen. So wie ich bin, würde ich nicht
die geringste Wirkung auf ihn üben."
„Doch, doch," sagte Xaver, „aber, wenn Sie etwas Besseres wissen.

Terka.
dann bleiben Sie nur dabei. Sie sind ja klüger, Fräulein Terka, als ich und werden schon das Richtige finden."—
Als Meinhof an diesem Abend, wie er es liebte, in dein Fauteuil beim Kamin saß, in dein ein mäßiges Feuer brannte, das seine rothen Lichter über die Ottomane mit dem Tigerfell, über den Schreibtisch mit den weißen Götterbildern und bis hinauf zu dem lächelnden Antlitz der stolzen Gräfin warf, da theilte sich plötzlich der Vorhang ihm gegenüber, und ein weiblicher Kopf zeigte sich, an ein Frauenbild Rembrandt's mahnend, auf dunklem Hintergrunde.
Meinhof erhob sich erregt, am ganzen Leibe bebend, als jetzt eine schlanke Gestalt in der Tracht einer Sultanin vergangener Zeiten heraustrat, in rothen Sammetpantoffeln, in weitem Beinkleid, kurzem Nock und einem Mieder aus weißem Atlas, der mit Franzen und Perlen geschmückt und niit schwarzem Pelzwerk besetzt war, den Kopf in einen türkischen Schleier gehüllt, welcher nur die Augen sehen ließ, die groß und dunkel aus demselben hervor-blickten. Langsam näherte sie sich dem Ruhebett und ließ sich jetzt auf dem weichen, gestreiften Fell des Tigers nieder.
„Sie sind es, Libussa," begann Meinhof, bleich und fiebernd. „Wozu diese Maskerade? Was suchen Sie hier? Sie finden einen Anderen als den, den Sie treulos verrathen und verlassen haben. Ich bitte Sie, spielen Sie die Komödie nicht weiter, es könnte traurig und häßlich enden, nicht für mich allein, auch für Sie."
Die Sultanin erwiderte mit einem leisen, muthwilligen Lachen.
„Nein," sprach sie, indem sie den Kopf schüttelte, „ich bin nicht die Gräfin Ostrowitz, für die Du mich hältst — Du kennst mich nicht, gieb Dir keine Mühe, meinen Schleier zu durchdringen; wenn ich ihn fallen ließe. Du würdest ein Gesicht sehen, ebenso fremd, wie mir jenes dort an der Wand ist."
Ohne daß Meinhof sich selbst Rechenschaft darüber zu geben wußte, fühlte er sich durch die Worte der Unbekannten, durch den Ton ihrer Stimme merkwürdig beruhigt; er setzte sich langsam ihr gegenüber, um forschend in ihre Augen zu sehen.
„Wie Du mich ansiehst," fuhr die Sultanin fort, „Du kannst mich noch so sehr studiren, noch eifriger als Deine Käfer und Trilobiten, Du wirst mich doch nicht erkennen, weil Du mir überhaupt das erste Mal im Leben begegnest."
„Diese Stimme," murmelte Meinhof, „ich kenne Dich doch — ja, ich weiß, wer Du bist — Ottilie Seeberg."
Die Verschleierte begann wieder zn lachen, diesmal laut und herzlich.
„O dieses Lachen!"
„Ich bin ebenso wenig Ottilie Seeberg, als die Gräsin Libussa, ich miederhole Dir, Du kennst mich nicht, gieb Dir also keine Mühe, meine Züge zu erspähen. Vielleicht werde ich schon das nächste Mal meinen Schleier lüften, und dann wirst Du ebenso viel von mir wissen wie jetzt."

- L. v. Sacher>Masoch in kindheim.
„Du wirst also miederkommen?" sagte Meinhof.
„Ja," erwiderte sie, „ich werde Dich von Zeit zu Zeit besuchen."
„In welcher Absicht?" fragte Meinhof.
„Du hast mein Geschlecht beleidigt: ich bin gekommen, um Dich zu strafen, um Rache an Dir zu nehmen."
„Du bist also ohne Zweifel jung und schön, so daß Du Dir eine große Macht über Sinne und Herz zutrauen darfst."
„Ich weiß nicht, ob ich schön bin," sagte die Fremde, „aber das ist ja Dir gegenüber gar nicht nöthig. Dn bist auch im Stande, Dich für eine Häßliche zu begeistern."
„Sie sind es, Terka!" rief Meinhof.
„Terra? Wer ist das? Ich höre diesen Namen zum ersten Male."
„Ja, Sie sind es!"
Die Verschleierte antwortete nur mit einem herzlichen Lachen.
„Nein, doch nicht! Dieses Lachen klingt so gut, so fröhlich, so liebens-würdig, nnd wenn Terka lacht, so thut es mir jedes Mal wehe."
„Du siehst also, daß ich wahr spreche. Du kennst mich nicht. Du sollst mich aber kennen lernen, wenn der Augenblick gekommen ist. Ich werde von Zeit zu Zeit miederkommen, ich werde Dir beweisen, daß das Weib stark ist und der Mann schwach, aber ich warne Dich, Du darfst mir weder folgen, wenn ich Dich verlasse, noch mir nachforschen, sonst komme ich nicht wieder."
Nach diesen Worten erhob sie sich und reichte ihm die Hand. „Leb wohl," sprach sie, „für diesmal ist es genug. Vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe! Ueberhaupt werde ich hier befehlen, und Du hast mir zu gehorchen verstehst Du mich?"
„Ich will in Allem Dir gehorsam sein," sagte Meinhof, „so lange Du nicht Dinge verlangst, die mit meinen Grundsätzen in Widerspruch stehen."
„Ich denke nicht daran. Du interessirst mich, wie der Kranke den Arzt, das ist Alles."
„Du hast also die Absicht, mich zu heilen?"
„Vielleicht, doch genug für heute."
„Auch Du interessirst mich," - sagte Meinhof, „ich bitte Dich, halte Won und komme wieder."
„Ich werde kommen, auch wenn Du es nicht verlangst. Vielleicht bin ich eine Fee, die durch Wände gehen kann, und vor der alle Schlösser springen. Nimm Dich in Acht, daß ich nicht ein Zauberwort ausspreche, das Dich für immer in meine Macht giebt. Leb wohl!" Sie nickte ihm leicht mit dem Kopfe zu und schritt dann langsam zur Thür hinaus. Die Portiöre rauschte hinter ihr zusammen, dann war Nichts mehr zu hören.
Meinhof blieb einige Zeit an der Stelle stehen, an der sie ihn verlassen hatte, und ging dann erregt in dein Gemache auf und ab. Er hielt Wort. Er folgte der Fremden nicht, aber er quälte sich zu errathen, wer sich hinter dem dichten Schleier verbarg. Die Gräfin war es nicht. Sie hätte ganz

Terka. -—
anders zu ihin gesprochen. ^ Ottilie auch nicht, es waren nicht ihre Augen, und Terka — war das ihr Lachen? ihr Helles, spöttisches Lachen, das ihn jedes Mal verwundete, wie mit der Spitze eines Dolches? Nein, nein, auch sie war es nicht. — Wer also?
An einem Oktobernachmittag kam Meinhof wieder zu dem Lehrer Benedikt unter dem Vorwande, mit ihm einige Doubletten zu tauschen, fand jedoch Niemanden zu Hause. Benedikt war in Prag, ebenso Wenzel, welcher dort das Gymnasium besuchte. Terka vertrat ihren Vater in der Schule. Meinhof begab sich also in das danebenliegende Schulhaus, trat in das Zimmer ein, in dem eben Unterricht ertheilt wurde, verneigte sich vor Terka, die ihn nur nnt einem Nicken des Kopfes grüßte, und nahm dann in der letzten Bank, wo Niemand saß, Platz.
Terka fuhr ruhig fort, ihren Unterricht zu ertheilen. Die Art, wie sie oben auf der Lehrkanzel saß und den Kindern erzählte und erklärte, oder wie sie ab und zu eines aufrief und befragte, vor Allem aber, wie sie rasch aufstand und, um ihrer Erklärung zu Hilfe zu kommen, auf der Tafel mit der Kreide zeichnete, machte durch ihren Ernst und ihre Energie auf Meinhof einen eigenthümlichen Eindruck. Da er schwache Frauen haßte, in der Erinnerung an die beiden und bitteren Enttäuschungen, die sie ihm bereitet hatten, so entzückte ihn die herbe Strenge, die Kraft, welche in Terkas Natur, in dem Ton ihrer Stimme, in jeder ihrer elastischen Bewegungen, in ihrem ganzen Gebühren lag.
Jndeß erschien wiederholt über der Lehrkanzel eine leuchtende Scheibe, die auf und ab tanzte und die Kinder blendete, welche jedes Mal die Hände vor die Augen legten oder den Kopf unter die Bank steckten.
„Was giebt es?" fragte Terka, die dunklen Augen forschend auf ihre Schüler gerichtet.
„Svatopluk," erwiderte ein kleines Mädchen, „spielt mit einem Spiegel und das thut uns in den Angen wehe."
„Komm herauf!" rief Terka.
Sofort erhob sich ein großer, weißblonder Knabe mit Wangen, die rothen Aepfeln glichen, und dummen Augen und trat aus der Bank, hatte aber nicht den Muth, dem Befehl der Lehrerin Folge zu leisten.
„Nun, wirst Du endlich heraufkommen?" wiederholte Terka.
Endlich schlich Svatopluk langsam durch das Schillzimmer und dann die Stufen empor. Als er vor Terka stand und diese die Hand erhob, duckte er sich wie ein Hase im Krautfeld, der den Jäger erblickt. Terka untersuchte seine Taschen, nahm ihm den Spiegel weg und gebot ihm dann zur Strafe, bis zum Schluß der Schule zu knieen. Svatopluk blickte verlegen auf seine Mitschüler, dann auf Terka und schließlich zu Boden, gehorchte aber nicht. Da sprang Terka auf, ergriff den ungehorsamen Bengel beim Kragen,

stieß ihn zu Boden, auf die Kniee nieder, und setzte sich dann ruhig wieder auf ihren Platz, wahrend Svatopluk laut zu heulen begann.
Diese Scene, so einfach sie war, machte auf Meinhof einen tiefen und seltsamen Eindruck. Die ruhige Thattraft Terkas wirkte auf ihn berauschend, wie junger Wein. Als die Schule zu Ende war und sie ihre Bücher unter dem Arm herabkam, begrüßte er sie, nahm ihr die Bücher ab und begleitete sie nach Hause, während Johanna sich an den Arm der Schwester hängte.
„Sagen Sie mir, Fräulein Terka," begann er, „kann ich eine Tasse Kaffee bei Ihnen haben, oder macht es Ihnen zu viel Mühe? Ich möchte, wenn Sie erlauben, Ihren Vater hier bei Ihnen erwarten."
„Gewiß," sagte Terka, „und mehr als das, ich bin heute gut gelaunt, nnd will auch mit Ihnen gnädig sein. Sie bekommen eine Tasse Kaffee, und dann wollen wir meinem Vater entgegengehen, und wenn wir zurück-kommen, lade ich Sie ein, mit uns zusammen zu Nacht zu essen."
„Das ist wirklich mehr, als ich hoffen durfte," sagte Meinhof.
„Sie sehen also, Herr von Meinhof, daß ich nicht so böse bin, wie Sie denken."
Sie ging hierauf in die Küche, und während Meinhof sich mit Johanna unterhielt und mit den Sammlnngen des Lehrers beschäftigte, kochte sie rasch den Kaffee. Nachdem sie ihn Meinhof gereicht hatte, zog sie sich zurück, um sich zu dem Spaziergange anzukleiden. Als sie wieder erschien, blickte Meinhof verwundert auf ihre schlanke Gestalt, welche ihm in dein bizarren Anzug, den Terka gewählt hatte, noch um Vieles verführerischer erschien. Sie trug ein dunkel-rothes Kleid, über demselben eine anschließende Jacke von schwarzem Cammet, die mit schwarzem Pelzwerk besetzt und gefüttert war, ein rothes Tuch turban-artig uni den Kopf geschlungen, und große, rothe Perlen um den Hals.
„Wissen Sie," sagte Meinhof, „daß Sie in diesem Anzüge geradezu prächtig aussehen? Ich bedauere, daß ich nicht Maler bin, und dieses wunder-bare Vild nicht auf der Leinwand festhalten kann. Allerdings, wie Sie jetzt in der grellröthlichen Beleuchtung des Abends halb im Lichte, halb im tiefen Schatten stehen, würde der Pinsel eines Nembmndt nöthig sein, um den ganzen Reiz Ihrer Erscheinung wiederzugeben."
„Nun schwärmen Sie wieder, Herr von Meinhof," rief Terka und begann laut zu lachen. „Doch kommen Sie, wir haben leine Zeit zu verlieren. Du bleibst zu Hause, Johanna, und sollte der Vater einen anderen Weg ein-schlagen, so sagst Dn ihm, daß wir nach Sonnenuntergang heimkommen werden."
Sie schritten durch das Dorf, dann zwischen den Stoppelfeldern hin, und schlugen dann den Fußpfad ein, welcher zu den Trümmern der einstigen Mädchenburg, des Diviu, führte. Hier ließ sich Terka auf dem alten, grauen, bemoosten Gestein nieder und Meinhof etwas tiefer unter ihr, gleichfalls auf einem Haufen verwitterter Steine. Unmittelbar vor ihnen lag die Straße, die nach der Königsstadt führte, dahinter breitete der rauschende Flnhsich mächtig

— Terka.
aus, und jenseits desselben lag das freundliche Podol, sprang der Felsen empor, auf dem der Wischehrad lag. In der Ferne, im Sonnenduft des Herbstes zeichneten sich die Thurms von Prag, wie die aus schwarzem Papier ausgeschnittenen Silhouetten einer Stadt, auf dem Abendhimmel ab. Die Moldau wälzte ihre „silberschäumenden Fluthen," wie sie das schöne Gedicht von „Libussa's Gericht" in der Königinhofer Handschrift nennt, gegen die Felsen drüben, und es tönte von dort wie Gesang der Elementargeister herüber, wie das alte Sirenenlied der Helenen. Während die Kuppeln des Wischehrad zu glühen begannen, lag der Libussathurm düster und drohend auf dem vorspringenden, grauen Gestein.
„Kennen Sie die Sage, die sich an diesen Thurm knüpft?" fragte Terka, während ihr voller, leichtgebräunter Ann aus dem dunklen Pelzwerk des Aerinels hervorkam und auf denselben deutete.
„Ja, ich kenne sie," erwiderte Meinhof, „ebenso wie die Geschichte des Divin und seiner Amazonen."
„Damals hätte ich leben mögen," rief Terka, „nicht heute, wo das Weib vom Manne geknechtet ist und unter unsäglichen Qualen um seine Freiheit und sein Recht, um Erkenntnis; und Wahrheit ringen muß. Damals, wo eine Frau das stolze tapfere Böhmervolk beherrschte, und ihm Gesetze gab, wo eine Schaar von muthigen Mädchen es wagen konnte, mit dem Schwert in der Hand dem ganzen Männergeschlechte Trotz zu bieten. Libussa hatte Recht, wenn sie nach einem schönen Liebestraum ihre Anbeter in den Fluthen der Moldau begrub, und auch Wlasta. Alan nennt sie grausam. Ich finde das nicht. Ritter Ztirad hatte ihr Liebe geschworen und sie dann verrathen: wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihn durch ihre Freundin Scharka im Walde bei Prag überlisten und gefangen nehmen ließ, und ihn dann, als er in ihre Gemalt gegeben war, hier oben auf dem Divin zum Hohn für den Fürsten Premisl und seine Anhänger auf das Rad flechten ließ?"
„Ich denke über solche stolze, starke Frauen ganz anders, als die Mehrzahl der Männer," sagte Meinhof, „ich habe so viel durch das sogenannte schwache und schöne Geschlecht gelitten, daß ein starkes Weib für mich geradezu einen berückenden Reiz hat."
„Es würde Ihnen also Vergnügen machen," fragte Terka spöttisch, „in die Gewalt Wlastas gegeben zu sein? Ich wenigstens würde jubeln, wenn ich Sie in meine Hände bekäme. Ich möchte Sie auch auf das Rad flechten."
Während Meinhof leise erschauerte, stieß sie ein kurzes, Helles, dämonisches Lachen aus. Dann stand sie ans, und sie gingen Beide den Hügel hinab der Straße zu.
„Sie schweigen," sagte Terka, während sie sich plötzlich zu Meinhof, der hinter ihr kam, umwendete. „Ich habe Ihnen wohl recht mißfallen?"
„Nein, iin Gegentheil," sagte der Schloßherr von Kostitz, „Sie haben in meinen Augen nur einen neuen Reiz gewonnen."

Jetzt erblickten sie den Lehrer, welcher langsam auf der Straße daher kam und eine Art Jagdtasche umgehängt hatte, in welcher er verschiedene Bücher und Einkäufe mitbrachte. Er begrüßte Herrn von Meinhof, und dann traten sie Alle zusammen den Heimweg an.

Als sie sich dem Dorfe näherten, sah Terka zufällig über den lebenden Zaun in einen Obstgarten, welcher einem Bauern gehörte, und entdeckte hier inehrere Knaben, darunter ihren Bruder Wenzel, welche Aepfel und Birnen von den Bäumen herabholten. Nasch ging sie in den Garten hinein, und schon ihr Anblick genügte, um die kleinen Diebe in die Flucht zu treiben. Nur Wenzel blieb am Aste eines Baumes hängen, stürzte zu Boden und fiel auf diese Weise in Terkas Hände. Ohne ein Wort zu sagen, faßte sie ihn am Kragen und schleppte ihn mit sich fort. Zu Hause angelangt, zog sie Wenzel, der jetzt laut zu bitten und endlich zu weinen begann, in die Stube, in der die Kinder schliefen, und Meinhof, der in dein großen anstoßenden Zimmer Platz genommen hatte, fah jetzt, wie Terka einen Rohrstock, der sonst zum Kleiderklopfen diente, ergriff, Wenzel, welcher fchrie und sich heftig mehrte, nieder warf, und nachdem sie das Knie auf ihn gesetzt hatte, ihn mit unerbittlicher Strenge zu strafen begann.

Auch diese Scene, so einfach sie an sich war, fesselte Meinhof mit magischer Gewalt, und es that ihm fast leid, als Terka den Nohrstock hinwarf und mit hochgerötheten Wangen die Stube, in welcher der heulende Knabe zurückblieb, verließ.

„So," sagte sie, „der Verbrecher wäre bestraft, nun will ich das Nachtessen bereiten."

Sie ging hinaus in den Hof und kam bald mit einigen jungen Hühnern zurück. Meinhof folgte ihr in die Küche und sah, wie sie das Messer nahm und die zappelnden, schreienden Thiere eines nach dem anderen schlachtete und hinwarf. Er mußte über sich staunen; so weich sein Herz, so mild seine Seele sonst war, er mußte sich gestehen, daß Terka ihm auch in diesem Äugenblick, wo sie das Amt eines Henkers übte und Blut vergoß, geradezu berauschend erschien. Er setzte sich auf einen Stuhl an die Wand, und sah ihr zu, wie sie ihre Pelzjacke abwarf, die Aermel ihres Kleides aufschürzte, in einer großen Pfanne Butter zustellte, und dann die Hühner, die sie rasch gerupft und ausgenommen hatte, in derselben zu backen begann. Dann wurde noch rasch der Salat zurechtgemacht, und wenige Minuten darauf saßen Alle in der großen Stube um den reinlich gedeckten Tisch und aßen mit dem besten Appetit.

Dann unterhielt sich Meinhof mit dem Lehrer und seiner Tochter über verschiedene Gegenstände und fand wiederum Gelegenheit, Terkas scharfen Geist zu bewundern, sowie die Art und Weise, wie sie auf allen Gebieten menschlichen Wissens unterrichtet war.

Als der Mond aufgegangen war, und Meinhof sich endlich mit

einem Seufzer entschloß, Abschied zu nehmen, sagte Terka, in einer Anwandlung von Mitleid plötzlich zu ihm: „Ich werde Sie begleiten."
„Das ist wirklich liebenswürdig, Fräulein Terka," erwiderte Meinhof, „und wissen Sie, daß Sie anfangen, meine Wünsche zu errathen, selbst dann, wenn ich dieselben nicht auszusprechen wage?"
Terka rief die Kinder, und als diese bereit waren, verlangte sie ihre Pelzjacke. Meinhof eilte dieselbe zu holen, half ihr hinein, und als sie aus dem Hause traten, bot er ihr den Arm.
„Nein, ich danke," sagte Terka.
„Ich bitte Sie, da Sie heute schon so guter Laune sind, so gewähren Sie mir auch noch diesen Wunsch."
„Wenn es Sie glücklich macht," gab Terka zur Antwort, „dann meinetwegen." Sie nahm seinen Arm, ««0» begann leise zu lachen.
„Warum lachen Sie?" fragte Meinhof.
„Sie sind nicht klug," erwiderte Terka, während sie jetzt zwischen den Stoppelfeldern dem Schloß zugingen. „Merken Sie denn nicht, daß ich Alles thue, um Sie ganz in meine Macht zu bekommen?"
„Ich weiß nur, daß Sie ein seltsames Mädchen sind," entgegnete Meinhof, „gegen das man sich nicht zu wehren vermag. Alles, was man an einer Anderen vielleicht abstoßend und häßlich finden würde, wird bei Ihnen zu einem dämonischen Reiz. Ihre Strenge in der Schule hat mich nicht weniger entzückt, als das Gespräch auf dem Diviu. Glauben Sie mir, ich habe Sie fogar bewundert, als Sie Ihren kleinen Bruder gestraft haben, und dann beim Schlachten der Hühner."
„Unsinn," rief Terka, „ich glaube, Sie halten mich wirklich für eine Art Amazone. Ich bin keine Wlasta, Sie irren sich, wenn ich streng bin, so geschieht es aus Pflichtgefühl, weil ich überhaupt das Leben ernst nehme, und nicht als ein Spiel. Wenn ich die Hühner nicht geschlachtet hätte, hätten wir Nichts zu essen gehabt. Oder glauben Sie vielleicht, daß es mir Vergnügen macht, Blut zu vergießen? Ueberhaupt sind Sie durch die haltlosen unseligen Frauen, welche Sie bisher geliebt haben, gründlich verdorben worden, denn Sie haben jetzt wieder ein Ideal, das Ihnen leicht gefährlich werden könnte, ein Ideal aus der Aesthetik des Häßlichen."
„Nein, Terka," gab Meinhof zur Antwort, „an Ihnen ist nichts Häßliches. Sie find schön, in Ihrem klaren Geiste, in Ihrer warmen, ehrlichen Empfindung, vor Allein in Ihrem wahren, ernsten Wesen, ja sogar in Ihrer äußeren Erscheinung, die ich viel reizvoller finde, als jene sogenannter schöner Frauen, bei denen uns die Harmonie der Formen und der Züge nur zu bald todt und seelenlos erscheint und uns endlich langweilt."
Sie waren eben vor dem Gitterthor des Schlosses angelangt, und Terka bot ihm lächelnd die Hand zum Abschied.
„Nun — eine letzte Bitte," sagte Meinhof.

„Sie sehen ja, daß ich heute in der Laune bin, Ihnen Alles zu gewähren."
„Darf ich Ihnen die Hand küssen?"
„Sie komischer Mensch," gab Terka lachend zur Antwort, „warum denn nicht? Ueberhcmvt, man fragt nicht, man küßt."
Meinhof hielt ihre Hand in seinen beiden Händen. Er führte sie jetzt an die Lippen und küßte sie miederholt, bis endlich sich Terka mit einer graziösen Bewegung losmachte, und nachdem sie ihm nochmals freundlich zugenickt hatte, mit ihren Geschwistern den Heimweg antrat.
Er stand am Thor und blickte ihr nach; er konnte sich nicht satt sehen an ihrer schlanken Gestalt, die sich in dem schwarzen Sammet noch um Vieles anmnthiger abzeichnete, und an ihrem stolzen elastischen Gang.

5

Am nächsten Nachmittag kämpfte Meinhof einen schweren Kampf. Es zog ihn hin in das Haus des Lehrers zu dem Mädchen, das ihn mit unsichtbaren magischen Fäden umstrickt hatte und mehr und mehr an sich fesselte, und doch sagte er sich wieder, daß es auffallen mußte, wenn er so oft kam, daß er nicht so bald wieder dort eintreten durfte, um ihretwegen und auch um seinetwegen, denn je mehr er sie sah, je öfter er sie sprach, um so unentbehrlicher wurde sie ihm, um so unerträglicher wurden die Stunden, die er fern von ihr zubrachte.
Endlich entschloß er sich, diesmal auf den Besuch zu verzichten. Er nahm Hut und Flinte und ging durch die Felder, verdrossen, in trüben, unfreundlichen Gedanken. Ohne daß er es wnßte, näherte er sich aber mehr und mehr dem Dorfe, und als er erst das von Weinlaub umrankte HauS sah, in dem sie wohnte, da riß es ihn mit einem Male fort, und wenige Augenblicke später trat er in die große Stube, in der Terka mit Konrad Geier saß.
Der Student hielt ihr das Garn, und sie wickelte es auf ein Stück Papier auf. Anmuthig gingen ihre Hände hin und her, während der Faden auf und ab rollte, und ihre dunklen Augen hielten Konrad gefangen in jenem süßen Bann, den Meinhof selbst nur zu gut kannte. Ihm war eigenthümlich zu Muthe, als er den jungen Menschen so allein und vertraulich bei der Tochter des Lehrers fand.
Was regte sich in seiner Brust? War es Eifersucht? Hatte er ein Recht dazu? — Wer fragt nach Recht, wenn er liebt! — Aber liebte er denn Terka? Er wußte es selbst nicht, aber er fühlte, daß sie jetzt schon über ihn eine Macht besaß, wie noch kein Weib, das ihm begegnet mar.
Man sprach über gleichgiltige Dinge. Conrad erzählte von Ottilie, die er jüngst als Esther in Grillparzers wunderbarem Fragment gesehen hatte. Dann kam die Rede auf die politischen Ereignisse der letzten Tage, und

endlich stockte das Gespräch vollständig. Da der Student nicht daran dachte, sich zu verabschieden, so ging Meinhof.
Terka begleitete ihn bis vor die Thür und dann noch einige Schritte weiter. Endlich blieb sie stehen und blickte zurück, ob Conrad ihnen gefolgt war, dann sah sie Meinhof, den >tovf leicht zur Seite geneigt, spöttisch an und begann laut zu lachen.
„Weshalb lachen Sie?" fragte er.
„Weshalb?" erwiderte sie, „weil ich Sie bereits gefangen habe. Jetzt »verde ich Sie rädern."
„Ich stehe zu Diensten," sagte Meinhof lächelnd.
„Glauben Sie, daß ich Sie erst um Erlaubniß fragen werde? Nein, es ist wirklich zu köstlich, Sie, der Verächter der Frauen, vernarrt in das häßlichste Mädchen der Welt und eifersüchtig auf einen jungen Studenten. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr."
„Ich sehe, daß Sie unter Umständen recht boshaft sein können, Fraulein Terta."
„Dann sind Sie daran schuld, Sie allein, Sie glauben nicht, wie Sie mich heute durch Ihr Benehmen reizen, und znr Strafe dafür lasse ich Sie setzt auch wirklich gehen, guten Abend Herr von Meinhof!" Sie verneigte sich spöttisch vor ihm und flog zurück in das Haus.
Als Terka zurückkehrte, saß Konrad noch immer auf seinem Platze und hielt das Garn, gewärtig, daß sie den Faden wieder aufnehmen werde.
„Wissen Sie," begann er, „daß Sie mich eigentlich eine tragikomische Rolle spielen lassen?"
„Weshalb?"
„Sie behandeln mich wie Klärchen den Vrackenburg, und Herr von Meinhof ist wohl der Egmont?"
„Unsinn!" rief Terka. „Ich sehe, Sie kennen mich ganz und gar nicht, ich bin nicht das Mädchen, mich wegzuwerfen."
„Sie haben mich mißverstanden, Fräulein Terta, so war es nicht gemeint."
„Ach, halten Sie lieber das Garn und schweigen Sie." Sie nahm den Faden und begann weiter zu wickeln.
„Sie treiben nur Ihr Spiel mit mir, Terka," fuhr Konwd fort, „denn Sie wissen sehr gut, was mich hierher führt, was ich für Sie empfinde."
„Das ist Ihre Sache," sagte Terka. „Habe ich Sie jemals dazn ermuntert? Nein, gewiß nicht. Ich weiß nicht, was Sie wollen, Sie machen es einem Mädchen zum Vorwurfe, wenn sie auf Ihre Einbildungen nicht eingeht, aber ich habe doch ebenso das Recht, nach meinen! Herzen zu wählen, wie Sie."
„Sie wissen also, Terta, daß ich Sie liebe?"
„Ja, ich weiß es," sagte sie, „und was weiter? Eine Studentenliebe

ist ein schöner Traum, der kommt und geht. Sie verlangen doch nicht von mir, daß ich das ernst nehme?"
„Sie fügen zur Ablehnung auch noch den Spott?"
„Ich kann nicht ernst bleiben, mein lieber Konrad," entgegnete Terka, „wenn Sie mit der Mene eines zum Tode Verurteilten vor mir sitzen. Was thue ich Ihnen denn? Wäre ich schön, würde ich mit Ihnen kokettiren, ja, dann hätten Sie ein Recht, mir Vorwürfe zu machen, wenn ich Ihren Bitten kein Gehör schenke, aber so? Sie sind einfach ein Narr! Und wenn Sie sich so komisch geberden, wollen Sie mir verwehren, über Sie zu lachen? Ja, es macht mir Spaß, Sie so verliebt zu sehen, denn ich weiß ja doch, daß Sie trotzdem den gesündesten Appetit und den besten Schlaf haben. Aber für einige Wochen hat Sie der schalkhafte Liebesgott in meine Hand gegeben, und nun sollen Sie mir auch die Langemeile vertreiben. Geben Sie nur Acht, ich werde Sie recht quälen, und je unglücklicher Sie dann aussehen, um so mehr werde ich lachen." Sie warf das Garn hin, sprang auf und ging, die Anne in die Hüften gestemmt, lachend in der Stube auf und ab.
„Nein, Terta, so närrisch als Sie glauben, bin ich doch noch nicht," rief Geier, nahm seinen Hut und ging rasch hinaus. Draußen verfolgte ihn noch lange das helle, spöttische Lachen des geliebten Mädchens, und dieses Lachen klang zn gleicher Zeit so liebenswürdig, so bethörend, daß er Mühe hatte, nicht umzukehren und sie denn Kopf zu nehmen und dafür zu küssen.
Während dies im Hause des Lehrers vorging, traf Meinhof, der durch die Felder dem Walde zugegangen war, auf der Bank bei dem großen Kreuz zu seiner Ueberraschung die Gräfin Libussa. Er machte eine Bewegung, ihr auszuweichen, aber sie kam ihm znvor und rief ihn beim Namen. Nun blieb ihm Nichts übrig, als Stand zu halten. So sehr Libussa ihn gekränkt hatte, so war Meinhof doch zu sehr Gentleman, um einer Dame gegenüber unartig zu sein, namentlich dann, wenn er das Recht dazu gehabt hätte. Er nahm den Hut ab und verneigte sich stumm.
„Geben Sie mir die Hand," sagte die Gräfin.
Meinhof machte eine abwehrende Bewegung.
„Was führt Sie hierher?" fragte er.
„Ich habe gehört, daß Sie da sind, und habe es für besser gehalten, daß wir nns aussprechen, ein für alle Mal."
Die Gräfin nahm wieder auf der Bank Platz, und Meinhof stand neben ihr, den Arm um eine junge Birke geschlungen, und hörte ihr zu. Sie sprach von vergangenen Zeiten, von ihrer Liebe, von ihrem Vergehen, sie suchte dasselbe nicht zu rechtfertigen, aber zu entschuldigen, und dann erzählte sie von ihren Enttäuschungen, von ihren Leiden, von ihrem vollständigen Schiffbruch auf dem Meere des Lebens.
„Ich habe Nichts mehr in dieser Welt," schloß sie, „alle meine Hoffnungen haben mich getäuscht, alle die goldenen Träume sind in Nichts zerflossen, arm

Terka. ^55
und verlassen stehe ich da, mitten in meinem Luxus, elend und unglücklich, denn ich habe Niemanden, der mich lieben würde, ja, der nur ein wenig Theilnahme für mich hätte. So bin ich denn gekommen, weil ich mir eingebildet habe, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben, daß sich noch Etwas für mich in Ihrem Heizen regt. Ich möchte Sie versöhnen, Raimund, aber ich weiß nicht, ob meine Reue dies vermag, ob Sie Mitleid mit einer Frau empfinden werden, die ihre letzte Hoffnung auf Sie gesetzt hat, und die verloren ist, die zu Grunde gehen wird, wenn Sie sie von sich stoßen,"
„Wer ist schuld. Gräsin, daß es so gekommen ist? Habe ich Sie nicht aufrichtig und treu geliebt? Wollte ich Ihnen nicht meine Hand reichen? Sie waren es, die mich Jahre hindurch zum Spielzeug Ihrer Laune inachte, und mich endlich wegwarf, als Sie ein anderes, schöneres Spielzeug gefunden hatten. Die Geschichte ist ebenso einfach, als gewöhnlich. Es ist auch nicht neu, daß Damen Ihrer Art später, wenn sie gesehen haben, daß ihre Launen sie nicht zum Glück, sondern bis an den Abgrund geführt haben, bereuen und dort wieder anknüpfen möchten, wo sie vordem ein Band der Liebe für immer zerrissen haben. Ich bedaure Sie, Libussa, aber ich vermag nicht ungeschehen zu machen, was durch Ihre Schuld allein geschehen ist. Ich kann verzeihen, aber nicht vergessen. Das Gespenst Ihrer Untreue, Ihres Verraths würde immer wieder zwischen uns treten und ein ruhiges Nebeneinanderleben unmöglich machen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie hasse, aber ich liebe Sie auch nicht mehr, und es wäre mir unmöglich an Ihrer Seite zu leben. Ich sehne mich vor Allem nach Frieden — sagen Sie mir selbst, ob Sie im Stande wären, mir denselben zu geben."
„Doch Raimund, Alles, was Sie wollen, sobald Sie mir nur sagen, daß Sie mich noch lieben, daß Sie Geduld mit mir haben wollen, und mir Zeit lassen, die Wunden zu heilen, die ich Ihnen geschlagen habe."
„Hoffen Sie Nichts, Gräfin, wozu Ihnen Illusionen erregen? Ich kann nicht vergessen, beim besten Willen nicht."
„O, Raimund, machen Sie doch den Versuch, ehe Sie mich für immer verurtheilen und verwerfen. Glauben Sie mir, wenn ich Sie erst in diesen meinen Armen halte, dann sollen Sie bald wieder zu meinen Füßen liegen, und dann wird der Friede kommen nnd das Glück."
„Nein, nein, es kann nicht sein, Libussa," erwiderte Meinhof rauh und schroff. „Leben Sie wohl, und suchen Sie mich zu vergessen."
„Glauben Sie nicht, Raimund, daß ich Sie so leicht aufgebe; wehren Sie sich gegen mich, so gut Sie können, ich werde Alles aufbieten, um Sie wieder zu fesseln, um den alten Zauber geltend zu machen. Ja, ich will nicht ruhen, ehe Sie wieder mein Sklave sind, und dann warten Sie nur —" sie begann zu lachen — „dann werde ich Sie dafür strafen, daß Sie mir heute so wehe gethan haben."
„Ich will Ihnen nicht wehe thun, Libussa," gab Meiuhof ruhig zur Antwort, „aber es muß ein für alle Mal klar werden zwischen uns. Es

members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-

Navigation links for searching HathiTrust, login

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875192
Link to this page http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875192?urlappend=%3Bseq=181

Embed this book

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 17
- Section 3 - 32
- Section 4 - 33
- Section 5 - 56
- Section 6 - 63
- Section 7 - 64
- Section 8 - 71
- Section 9 - 92
- Section 10 - 113
- Section 11 - 126
- Section 12 - 124
- Section 13 - 133
- Section 14 - 134
- Section 15 - 143
- Section 16 - 159
- Section 17 - 175
- Section 18 - 177
- Section 19 - 186
- Section 20 - 191
- Section 21 - 207
- Section 22 - 212
- Section 23 - 220
- Section 24 - 223
- Section 25 - 238
- Section 26 - 239
- Section 27 - 241
- Section 28 - 243
- Section 29 - 245
- Section 30 - 247
- Section 31 - 255
- Section 32 - 270
- Section 33 - 271
- Section 34 - 272
- Section 35 - 273

- Section 36 - 274
- Section 37 - 275
- Section 38 - 280
- Section 39 - 280
- Section 40 - 280
- Section 41 - 280
- Section 42 - 281
- Section 43 - 297
- Section 44 - 307
- Section 45 - 313
- Section 46 - 318
- Section 47 - 329
- Section 48 - 340
- Section 49 - 345
- Section 50 - 361
- Section 51 - 363
- Section 52 - 377
- Section 53 - 381
- Section 54 - 393
- Section 55 - 395
- Section 56 - 409
- Section 57 - 411
- Section 58 - 413
- Section 59 - 415
- Section 60 - 416
- Section 61 - 421
- Section 62 - 422
- Section 63 - 427
- Section 64 - 431
- Section 65 - 432
- Section 66 - 1
- Section 67 - 2
- Section 68 - 17
- Section 69 - 41
- Section 70 - 44
- Section 71 - 48
- Section 72 - 49
- Section 73 - 60
- Section 74 - 65
- Section 75 - 76
- Section 76 - 81
- Section 77 - 93
- Section 78 - 101
- Section 79 - 110
- Section 80 - 129
- Section 81 - 130
- Section 82 - 141
- Section 83 - 143
- Section 84 - 145
- Section 85 - 153
- Section 86 - 154
- Section 87 - 169
- Section 88 - 185
- Section 89 - 201
- Section 90 - 202
- Section 91 - 214
- Section 92 - 217
- Section 93 - 234
- Section 94 - 241
- Section 95 - 249
- Section 96 - 265

- Section 97 - 271
- Section 98 - 276
- Section 99 - 279
- Section 100 - 281
- Section 101 - 291
- Section 102 - 292
- Section 103 - 294
- Section 104 - 295
- Section 105 - 296
- Section 106 - 298
- Section 107 - 307
- Section 108 - 323
- Section 109 - 339
- Section 110 - 342
- Section 111 - 352
- Section 112 - 355
- Section 113 - 361
- Section 114 - 367
- Section 115 - 371
- Section 116 - 384
- Section 117 - 387
- Section 118 - 401
- Section 119 - 402
- Section 120 - 403
- Section 121 - 414
- Section 122 - 420
- Section 123 - 421
- Section 124 - 422

Search in this volume

Search in this text Find

und verlassen stehe ich da, mitten in meinem Luxus, elend und unglücklich, denn ich habe Niemanden, der mich lieben würde, ja, der nur ein wenig Theilnahme für mich hätte. So bin ich denn gekommen, weil ich mir eingebildet habe, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben, daß sich noch Etwas für mich in Ihrem Heizen regt. Ich möchte Sie versöhnen, Raimund, aber ich weiß nicht, ob meine Reue dies vermag, ob Sie Mitleid mit einer Frau empfinden werden, die ihre letzte Hoffnung auf Sie gesetzt hat, und die verloren ist, die zu Grunde gehen wird, wenn Sie sie von sich stoßen,"

„Wer ist schuld. Gräsin, daß es so gekommen ist? Habe ich Sie nicht aufrichtig und treu geliebt? Wollte ich Ihnen nicht meine Hand reichen? Sie waren es, die mich Jahre hindurch zum Spielzeug Ihrer Laune inachte, und mich endlich wegwarf, als Sie ein anderes, schöneres Spielzeug gefunden hatten. Die Geschichte ist ebenso einfach, als gewöhnlich. Es ist auch nicht neu, daß Damen Ihrer Art später, wenn sie gesehen haben, daß ihre Launen sie nicht zum Glück, sondern bis an den Abgrund geführt haben, bereuen und dort wieder anknüpfen möchten, wo sie vordem ein Band der Liebe für immer zerrissen haben. Ich bedaure Sie, Libussa, aber ich vermag nicht ungeschehen zu machen, was durch Ihre Schuld allein geschehen ist. Ich kann verzeihen, aber nicht vergessen. Das Gespenst Ihrer Untreue, Ihres Verraths würde immer wieder zwischen uns treten und ein ruhiges Nebeneinanderleben unmöglich machen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie hasse, aber ich liebe Sie auch nicht mehr, und es wäre mir unmöglich an Ihrer Seite zu leben. Ich sehne mich vor Allem nach Frieden — sagen Sie mir selbst, ob Sie im Stande wären, mir denselben zu geben."

„Doch Raimund, Alles, was Sie wollen, sobald Sie mir nur sagen, daß Sie mich noch lieben, daß Sie Geduld mit mir haben wollen, und mir

Zeit lassen, die Wunden zu heilen, die ich Ihnen geschlagen habe."
„Hoffen Sie Nichts, Gräfin, wozu Ihnen Illusionen erregen? Ich kann nicht vergessen, beim besten Willen nicht."
„O, Raimund, machen Sie doch den Versuch, ehe Sie mich für immer verurtheilen und verwerfen. Glauben Sie mir, wenn ich Sie erst in diesen meinen Armen halte, dann sollen Sie bald wieder zu meinen Füßen liegen, und dann wird der Friede kommen nnd das Glück."
„Nein, nein, es kann nicht sein, Libussa," erwiderte Meinhof rauh und schroff. „Leben Sie wohl, und suchen Sie mich zu vergessen."
„Glauben Sie nicht, Raimund, daß ich Sie so leicht aufgebe; wehren Sie sich gegen mich, so gut Sie können, ich werde Alles aufbieten, um Sie wieder zu fesseln, um den alten Zauber geltend zu machen. Ja, ich will nicht ruhen, ehe Sie wieder mein Sklave sind, und dann warten Sie nur —" sie begann zu lachen — „dann werde ich Sie dafür strafen, daß Sie mir heute so wehe gethan haben."
„Ich will Ihnen nicht wehe thun, Libussa," gab Meiuhof ruhig zur Antwort, „aber es muß ein für alle Mal klar werden zwischen uns. Es

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

<56 l. v. -acher-Masoch in lindheim,
ist das letzte Mal, daß ich Ihnen Rede und Antwort stehe. Ich will Ihnen nicht mehr begegnen in diesem Leben, ich habe mich hierher zurückgezogen, weil ich von der Welt und den Menschen Nichts mehr wissen will. Weshalb kommen Sie, um meinen Frieden zu stören?"
„Soll ich Ihnen sagen," sprach die Gräfin ruhig, während ihre dunklen Augen höhnisch zu lachen begannen und ihre kurze Oberlippe die weißen Zähne sehen ließ, „soll ich Ihnen sagen, weshalb Tic Nichts mehr von mir wissen wollen? Weil Sie eine Andere lieben, Raimund!"
„Welche Einbildung!" sagte Meinhof mit einer unwilligen Beweguug des Kopfes.
„Soll ich Ihnen den Namen Ihres neuen Ideals nennen?"
„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie sich irren."
„Terka heißt das neue Ideal."
„Wenn Sie mir den Krieg verkündigen, Gräfin, so ist das Ihr gutes Recht," entgegnete Meinhof, „aber ich bitte Sie, lassen Sie das Mädchen in Frieden; es ist ein braves Mädchen, dessen Ehre mir theuer ist, und »venu ich das Haus ihres Vaters besuche aus Interesse für dessen Sammlungen, wenn ich im Gespräch mit dem jungen, reinen, verständigen Geschöpf einigen Trost finde, fo ist das noch Nichts, worüber Sie ein Recht hätten, sich aufzuregen. Ich habe der Liebe entsagt, ebenso gut wie der Welt, wie jeder Art von Ehrgeiz."
„Sie tonnen mich nicht zwingen, Ihnen zu glauben, Raimund," sprach die Gräfin, indem sie den Kopf stolz erhob und Meinhof fast feindselig anblickte. „Ich bin gekommen, um Frieden zu schließen. Wenn Sie den Krieg haben wollen, so sei es, dann wollen wir den Kampf beginnen, aber sehen Sie sich vor, Sie haben eine rücksichtslose, unerbittliche Gegnerin. Ich werde siegen oder ick) werde Rache nehmen. Nehmen Sie sich in Acht!"
Sie stand einen Augenblick drohend vor Meinhof mit erhobenem Arm, dann ließ sie denselben sinkeil, kehrte ihm den Rücken, und nachdem sie ihm noch über die Schulter hinweg einen bösen, fast verächtlichen Blick zugeworfen hatte, ging sie rasch dem Walde zu.
An einem stürmischen Nouemberabend, wahrend der Wind in den« Schornstein heulte und von Zeit zu Zeit die Fensterscheiben erklirren ließ, saß Meinhof in seinem Cabinet vor den« Kamin und brütete. Seit zwei Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Einmal war sie in Prag gewesen, ein anderes Mal hatte er nicht den Mull, gehabt, den Besuch zu erneuern. Er dachte jetzt auch an die Unbekannte, die ihm hier au dieser Stelle erschienen war und ihm versprochen hatte, wiederzukommen. Warum ließ sie ihu so lauge warten? Das Verhüllte, Geheimnißvolle dieser Erscheinung nahm ihn gefangen und reizte ihn.

Terka.
Plötzlich ließ sich ein leiser Ton vernehmen, ein Rauschen, wie von weichen Frauengewändern, und dann theilte sich die Portiere, und die Sultanin stand auf der Schwelle, genau wie damals, in weißen Atlas gekleidet, in den gelbseidenen mit schwarzem Pelzwerk besetzten Vwftan gehüllt, dicht verschleiert, die großen, sprechenden Augen auf ihn geheftet.
Meinhof hatte sich erhoben und bot ihr die Hand, die sie zögernd nah»? und leise drückte. Dann lies? sie sich wie das erste Mal auf der Ottomane nieder, während er, auf den Sims des Kamins gestützt, vor ihr stand und sie forschend betrachtete.
„Weshalb sind Sie so lange nicht gekommen?" fragte er.
„Ich konnte nicht, und dann, — ich wollte Sie neugierig machen, Ihr Interesse erregen, ist es mir nicht gelungen? Haben Sie sich nicht ein wenig nach mir gesehnt?"
„Ja und nein," erwiderte Meinhof. „Ja, wenn Sie diejenige sind, die heute schon mein ganzes Sein beherrscht, nein, wenn Sie eine Andere sind, denn ich bin kein Don Juan, und in meinem Herzen ist nur Raum für ein Ideal. Wenn ich ein Weib liebe, so ist es, als spräche sie zu mir, gleich Jehova: ‚Du sollst keinem anderen Gott dienen als mir/"
„Sie lieben also," erwiderte die Sultanin, „das ist interessant für mich, und geradezu köstlich finde ich es, daß Sie Ihre Liebeserklärung, die einer Anderen gilt, an mich adressiren."
Sie begann leise zu lachen, nnd dieses Lachen war es, das ihn wieder irre machte. Es war Berkas schlanke Gestalt mit den klassischen Formen, die sich in dem pelzbesetzten Kaftan abzeichnete, es waren ihre Augen, die durch den Schleier blickten, aber diese weiche Stimme gehörte nicht ihr, und noch weniger dieses kindliche, süße Lachen. Das erregte in ihm jedes Mal neue Zweifel.
„Ich kenne Sie also wirklich nicht?" sprach er nach einer Weile.
„Nein, aber Sie sollen mich bald kennen lernen. Wenn ich das nächste Mal komme, werde ich mich entschleiern, und dann — Sie wissen, was ich Ihnen angedroht habe. Dann kommt der Zauberspruch, der Sie mehrlos in meine Hände giebt. — Es kann Ilnien ja nur angenehm sein, denn Sie lieben ja die energischen, dämonischen Frauen."
„Und doch — Terka," rief Meinhof, indem er auf die Unbekannte zuging, ihre Hand ergriff und ihr in die Augen blickte.
„Und doch nicht," sagte sie lachend, „gedulden Sie sich doch, in wenigen Tagen komme ich wieder, dann wird das Näthsel gelöst werden."
Sie unterhielten sich hierauf über verschiedene Fragen, welche die Unbekannte auswarf, und auf welche Meinhof mit lebhaftem Interesse einging. Sie staunte über sein reges Wissen, seinen scharfen, durchdringenden Geift uud seine milde, klare Bercdtsamkeit, während er fast vergaß, daß er sich einem Weibe gegenüber befand, so klug nnd ruhig ging sie auf seine Gründe ein, so sicher und überlegen machte sie die ihren geltend.
Als sie ihn endlich verließ, blieb Meinhof in einer seltsamen Erregung

zurück. Auch dieses Weib begann ihn mehr und mehr zu interessiren, zu fesseln, er wurde irre an sich selbst. Wie war es nur möglich, daß seine sonst so treue Natur sich zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Frauen erwärmen konnte? Nein, es konnte nicht anders sein, es war Terka, die der Schleier verbarg: sie kam, um ihn auf die Probe zu stellen, das war es.

In diesem Augenblick pochte es von außen an das Fenster.

Konrad Geier hatte schon seit einiger Zeit die Beziehungen Meinhofs zu Terta mit Mißtrauen angesehen. Er zog sich mehr und mehr zurück, aber nur scheinbar, denn während er in dem Hause des Lehrers ausblieb, verfolgte er sowohl Meinhof als Terra auf allen ihren Wegen, um Gewißheit zu erlangen, wie weit ihr Verhältnis; gediehen sei.

Meinhof schlug den Vorhang zurück, und als er das Fenster öffnete, blickte er in das bleiche, erregte Gesicht des Studenten.

„Was wünschen Sie?" fragte er erstaunt. „Ueberhauvt, wie kommen Sie hierher?"

„Das geht Sie nichts an!" erwiderte Geier. „Wie Sie sich für schöne Schmetterlinge und Insekten interessiren, so brenne ich auf schöne Frauen. Ich habe ein Exemplar bis hierher verfolgt und möchte wissen, wer die holde Unbekannte ist."

„Ich glaube, Sie sind verrückt geworden," erwiderte Meinhof und schloß das Fenster.

Wieder pochte es, diesmal an die Thür des Hauses. Meinhof verlor die Geduld. Er setzte seine Mütze auf und ging hinaus, um der Sache ein Ende zu machen.

„Mein Herr," begann er, als er Konrad Auge in Auge gegenüberstand, „ich fordere Sie hiermit zum letzten Male auf, meinen Grund und Boden zu verlassen. Welches Recht haben Sie, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

„Sie wollen mich zur Rede stellen?" rief Konrad, bebend vor Auf-regung? Sie mich? Sie, der Verführer?"

„Ich muß wirklich glauben, Herr Geier, daß ich es mit einem Wahn-sinnigen zu thun habe. Ich verstehe ganz und gar nicht, was Sie von mir wollen."

„Dann muß ich Ihnen allerdings den Staar stechen," erwiderte Geier mit trockenen«, höhnischem Lachen. „Kennen Sie Terka, die Tochter des Lehrers Benedikt? Oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß Sie schon mehr als einmal in ihre dunklen Augen geblickt haben? Nun gut, wenn Sie die-selben kennen, so müssen Sie wissen, daß eine Dame, die ihr sehr ähnlich sieht, jetzt eben bei Ihnen in Ihrem Hause weilt."

„Bei mir ist keine Dame," erwiderte Meinhof, „am wenigsten jedoch das Mädchen, von dein Sie sprechen, und vor dem ich die höchste Achtung hege."

„So, so," entgegnete Konrad, „ich weiß es besser, ich weiß, daß Terka zu Ihnen kommt, und somit muß ich in Ihnen den Dämon sehen, der sich dieser armen, schuldlosen Seele bemächtigt bat."

„Ich erkläre Ihnen nochmals, Herr Heier, daß Fräulein Terta mit meinem Willen und Wissen niemals meine Schwelle überschritten hat. Wenn Ihnen das nicht genügt, habe ich Ihnen Nichts weiter mitzutheilen."
„Wehe Ihnen, wenn Sie lügen!" rief Geier mit funkelnden Augen und geballten Fäusten. „Wenn Terka wirklich Ihr Opfer geworden ist, so werde ich sie rächen, verlassen Sie sich darauf."
„Nun ist es genug," sprach Meiuhof, „gehen Sie!" Er erhob den Ann und der gebietende Blick seiner energischen Augen bestimmte Konrad, endlich das Feld zu räumen. Inzwischen war der alte Xaver durch den Wortwechsel herbeigerufen worden, öffnete das Kitter und der Student trat mit einem Blick voll Haß auf den Schloßherrn, hinaus.
Der Auftritt mit Konrad hatte Meinhof in die größte Aufregung ver-setzt. Er fand an diesem Abend keine Ruhe, keinen Schlaf. Erst am Morgen tonnte er ermüdet sein Lager aufsuchen. Es war Tag, als er erwachte, und sofort knüpften seine Gedanken dort wieder an, wo er in der Nacht den Faden derselben gewaltsam abgerissen hatte. Er mußte jetzt wirklich annehmen, daß es Terka war, die unter dein dichten Schleier und dein Kaftan der Sultanin ein muthwilliges Spiel mit ihm trieb. Er wollte aber nicht länger im Dunklen tappen, er wollte Klarheit haben um jeden Preis. Und so beschloß er, nach Prag zu fahren und Ottilie Seeberg aufzusuchen.
Daß die Gräsin es nicht war, welche zweimal bereits so ruhig und deiter mit ihm beim Kamin geplaudert hatte, dessen war er vollkommen gewiß, denn diese hätte sich längst verratheu; ihre leidenschaftliche Natur war nicht fähig, sich so vollkommen zn beherrschen und ihre wahre Absicht so lange zu verbergen. Es war also noch die Frage, ob ihm Ottilie mit Hilfe eines Maskenscherzes, wie sie es ihm angedroht hatte, die Liebesschlinge um den Kopf zu werfen versuchte, oder ob es Terka war, welche diese Verkleidung nur gewählt haben konnte, um ihn auf die Probe zn stellen.
Er fuhr Vormittags nach Prag, ging in Ottiliens Wohnung und gab seine Karte ab. Man erwiderte ihm sofort, daß das Fräulein bei der Probe sei und Abends spiele. Sie könne somit auch Nachmittags keine Besuche empfangen. Meinhof blieb trotzdem in der Stadt und ging Abends ins Theater, wo man Schillers „Don Carlos" gab. Er sah Ottilie Seeberg als „Eboli"; sie sah reizend aus und spielte mit vielem Talent.
Ms die Vorstellung zu Ende war, erwartete Meinhof Ottilie an dem ölusgange, durch den die Schauspieler das Theatergebäude verließen. Er mußte geraume Zeit warten, ehe sie erschien. Als sie dann endlich Heralls-trat, erkannte sie ihn sofort beim Licht der Gaslaterne, und nachdem sie ihn degrüßt hatte, reichte sie ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand.
„Ich habe Sie als Eboli bewundert, Fräulein Seeberg," sprach Meinhof, „nachdem ich heute einen mißlungenen Versuch gemacht habe, Sie in Ihrer Wohnung anzutreffen. Würden Sie mir gestatten, Sie nach Hause zu be-„leiten und eine Stunde mit Ihnen zu plaudern?"

„Gewiß," sagte Ottilie, „ich wohne mit meiner Mutter, Tic können also ohne Anstand zu mir kommen."
Sie gingen wenige Schritte bis zur nächsten Straßenecke, wo Fiaker ihren Standort hatten. Hier nahm Meinhof einen Wagen und fuhr mit Ottilie bis zu ihrem Hause. Nachdem die junge, reizende Schauspielerin ihn ihrer Mutter vorgestellt hatte, kleidete sie sich um, erschien dann in dein kleinen angenehm erwärmten Salon in einem reichen, türkischen Schlafrock und lud Meinhof ein, mit ihr eine Tasse Thee zu nehmen.
„Ich nehme sehr gern an," erwiderte der Baron, „unter der Bedingimg, daß Sie mir auch einmal, vielleicht mit Ihrer Freundin Terka nnd deren Bater, die Ehre in meinem Hause geben."
„Gern, sehr gern," erwiderte Ottilie, „überhaupt muß ich Ihnen sagen, Herr von Meinhof, daß ich mich sehr für Sie intercssire; es ist die-? mein voller Ernst, — die Herren von heutzutage sind alle nach der Schablone geschnitten. Sie aber sind ein Original, nnd zwar ein fesselndes, das die Phantasie eines jungen Mädchens zu beschäftigen im Stande ist nnd demselben immer wieder neue Mthsel aufgiebt."
„Daun ist das Interesse gegenseitig," sagte Meinhof mit einem Lächeln, das fast mehr wehmüthig als froh war. „Obmobl ich die Frauen, wie Sie wissen, im Allgemeinen nicht liebe, ja ihre Gesellschaft meide, so fühle ich mich doch von Ihnen angezogen und Ihre Gesellschaft ist mir lieb und angenehm."
„Eigentlich," bemerkte Ottilie lächelnd, „setzt mich das ein wenig in Erstaunen. Denn ich dachte, daß eS nur eine giebt, die es fertig bringt, Sie Ihren pessimistischen Principien untreu zu machen."
„Und diese märe?"
„Terka."
„Ja, ich kann nicht leugnen, daß Terka für mich etwas eigenthümlicli Fesselndes hat, ich stehe vor ihr, wie vor einem Problem, das ich lösen möchte, und dann liegt in ihrer ehrlichen, herben Natur eine Art Magie, deren Wirkung ich mich nicht zu entziehen vermag."
„Sehr schön gesagt," erividerte Ottilie lachend, „aber es wäre einfacher, wenn Sie sagen würden, daß Sie in Terka verliebt sind."
„Nein, Fräulein Seeberg, das ist nicht das Wort: dafür: was ich für Terka empfinde, ist etwas ganz Anderes."
Eben erschien die Mutter mit dem Thee und das Gespräch kam in Gegenwart der alten, vornehm aussebenden Dame auf ganz andere Gegenstände und Personen. Man sprach vom Theater, von deni Leben in Prag, von den politischen Kämpfen zwischen Deutschen und Slaven. Meinhof hörte mehr zu, als daß er seine Meinung geltend machte. Immerfort ruhten seine hellen, forschenden Augen auf dein schonen Gesichte Ottiliens, immer wieder suchte er sie gleichsam 'zu ergründen, so tief als möglich in ihre Seele zu blicken. Jetzt sah sie ihn plötzlich an, und ihr Blick begegnete dem seinen.
„Nein," sagte Meinhof, indem er den Kopf schüttelte, „Sie sind es nicht."

Tarka.
„Was bin ich nicht?" fragte Ottilie.
„Nichts, nichts," versetzte Meinhof, „ich habe nur laut gedacht."
Als er vor Mitternacht die Wohnung der Schauspielerin verließ, um nach seinem Schlosse zurückzukehren, war er nicht mehr im Zweifel darüber, daß sie es nicht war, welche in dem prächtigen Costttm einer Sultanin ein lustiges Spiel mit ihn: trieb. Wie sollte aber eine Fremde sich so lebhaft für ihn interessiren und zu einem so phantastischen Mittel ihre Zuflucht nehmen, um ihm zu nahen? Nur Terka war dieser Jntrigue fähig, sie war also die Sultanin, und ihre Absicht konnte keine andere sein, als die, ihn zu prüfen, sie wollte ohne Zweifel sehen, ob sein Herz wirklich so gepanzert war, ob er sich dem Zauber einer fremden, geheimnißvollen Erscheinung wirklich für die Dauer verschließen könnte, vielleicht auch, ob sein Interesse für sie in der That ein ernstes und ehrliches war.
Die Zweifel wichen, er wußte jetzt, wie er zu handeln hatte, und er war entschlossen, das nächste Mal den Schleier des schönen Räthsels zu lüften.
An einem Nachmittage in den letzteil Novembertagen erschien Meinhof plötzlich bei Terka und fand sie zu seiner Freude allein in der großen Stube, damit beschäftigt, Käfer, die ihr Vater gefangen, und in Weingeistflaschen aufbewahrt hatte, an Nadeln zu spießen nnd in einein mit Kork eingelassenen Kasten zu ordnen. ^
In der vergangenen Nacht war Schnee gefallen, draußen wehte ein kalter, schneidiger Wind nnd sang sein mildes Lied im Schornstein des Hauses. Terka trug ihr rothes Kleid und hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie bekam dadurch etwas Dämonisches, und auch ihre Laune schien an diesem Tage eine herbe zu sein. Nachdem sie einige gleichgiltige Redensarten mit Meinhof gewechselt hatte, sah sie ihn mit ihren dunklen Augen herausfordernd an und fragte ihn, ob er noch immer eifersüchtig auf Konrad Geier sei. Die Frage kam so plötzlich, daß Meinhof im ersten Augenblick keine Antwort fand.
«Haben Sie mich nicht verstanden?" fragte Terka.
„Sie scherzen, Fräulein Terka," sagte endlich Meinhof. „Um eifersüchtig zu sein, muß man vor Allein das Recht dazu haben, ich habe es leider nicht. Wenn ich es aber auch hätte, so glaube ich nicht, daß ich in Geier jemals einen Nivcüen erblicken könnte, dazu scheint er mir doch zu unbedeutend. Und ich habe von Ihnen eine sehr hohe Meinung, Terka. Aber dieser junge Mensch ist mir im Wege, vor Allem, wenn ich hier bin und mich darauf freue, mich mit Ihnen auszusprechen."
„Und dennoch sind Sie eifersüchtig," spottete Terka, „und haben vielleicht sogar Ursache dazu. Ich habe oft gehört, daß schöne Frauen sich an häßliche Männer hängen nnd umgekehrt. Ebenso haben unbedeutende Männer bei energischen, geistvollen Franen Glück, während es mehr als einein genialen

Mann geschehen ist, daß er der Sklave eines ganz gewöhnlichen, ja gemeinen Weibes geworden ist. Warum sollte ich selbst, wenn ich so bedeutend wäre, wie Sie annehmen, nicht an Konrad Geier Gefallen finden?"
„Sie haben es sich heute in den Kopf gesetzt, mich zu quälen, Terka."
„Ja, in der That," fuhr sie fort. Dann stand sie auf, nahm ilire Pelzjacke, welche über der Lehne des Divans lag, und zog sie an.
„Sehen Sie," fuhr sie fort, „ich mache mich schön, ich will Ihnen gefallen, und doch hasse ich Sie eigentlich, und Ihnen zum Trotz, nur um Sie recht unglücklich zu machen, werde ich Konrad mein Herz schenken, vielleicht meine Hand."
„Das ist nicht Ihr Ernst, Fräulein Terka," rief Meinhof, „Sie scherzen grausam, aber Sie scherzen."
„Nein, ich scherze nicht," erwiderte sie, und mährend sie den linken Arm auf den Tisch legte, stützte sie den anderen auf und lehnte ihren Kopf in die Hand. „Jetzt rädere ich Sie, nicht wahr?"
„So ist es," erwiderte Meinhof, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ja, Sie spannen mich in der That auf die Folter."
„Sie kennen Konrad nicht," fuhr Terka fort, „er ist gar nicht so einfach, wie Sie glauben, er hat sehr viel Verstand, Kenntnisse, und vor Allem liebt er mich leidenschaftlich. Es ist so schön, geliebt zu werden, es ist wie ein Rausch, der uns ergreift, und endlich — lieben wir auch oft gegen unseren Willen."
Meinhof erwiderte kein Wort. Er stand auf, ging in der Stube hin und her und trat dann an das Fenster. Terka quälte ihn in der That, und er fah sich ihrem Spott gegenüber wehrlos und mußte ruhig dulden, was sie in ihrem Uebermuth über ihn verhängte. Da sah er mit einem Male Konrad Geier herankommen und murmelte:
„Da kommt er ja, Ihr glücklicher Anbeter!"
„Wer? Konrad?" fragte Terka.
„So ist es."
„Dann muß ich Sie bitten, zu gehen," sagte Terka, „ich will mit ü,m allein sein."
Meinhof warf einen Blick voll Liebe und Schmerz auf Terka, welche lächelnd vor ihm stand, verneigte sich tief vor ihr und verließ dann rasch die Stube und das Haus.
Zu gleicher Zeit trat durch die Hinterthür Konrad Geier ein.
„Sie sind es, Konrad?" sagte Terka, als der Student in die Stube kam. Sie bemerkte sofort, daß Etwas mit ihm vorgegangen war, denn er war bleich und verstört, und seine Augen waren die eines Fieberkranken.
„Ich bin gekommen," begann er, nachdem er sich ans einen Stuhl niedergelassen hatte, „um — ich wollte — seien Sie doch endlich ehrlich mit mir, Terka!"
„Bin ich es denn nicht?" sprach sie. „Was wollen Sie noch von mir?"

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir endlich aufrichtig:
lieben Sie diesen Herrn von Meinhof oder nicht?"
„Darüber bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig," erwiderte
Terka. „Sie verlangen Ehrlichkeit von mir, nun gut. Ich habe Ihnen
mehr als einmal gesagt, daß ich für Sie nur eine schwesterliche Neigung
empfinden kann. Sie verlangen Liebe von mir, ich kann Sie Ihnen nicht
geben. Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, sich darüber zu beklagen,
denn jeder Mensch hat den gleichen Anspruch auf Glück, und ich würde mit
Ihnen niemals glücklich sein, und deshalb, mein lieber Konrad, glaube ich
auch nicht an den Emst Ihrer Empfindungen. Ich bin überzeugt, daß Liebe,
wahre Liebe nur zwischen Naturen entstehen kann, die für einander geschaffen
sind, und dann immer gegenseitig. Es giebt keine unglückliche Liebe in der
Natur, sie besteht nur in der Einbildung eigensinniger Schwärmer, die unter
der Herrschaft einer firen Idee stehen; auch Sie gehören dazu."
„Mag sein," sprach Konrad, „und ich füge mich willig in das traurige
Loos, das Sie mir auferlegen. Aber ich bin gekommen, um darüber Klar-
heit zu erlangen, ob Sie noch das Mädchen sind, das ich achte und verehre,
oder ob Sie sich an diesen Baron weggeworfen haben?"
„Ich verbitte mir einen solchen Ton, Herr Geier!"
„Ich weiß aber, daß Sie ihn besucht haben, ich selbst habe Sie gesehen."
„Sie spioniren also? Es wird immer besser. Ueberlassen Sie es mir,
Herr Geier, meine Ehre zu wahren; ich weiß am besten, was ich mir
schuldig bin, ich brauche keinen Vormund, am wenigsten aber werde ich Sie
um Erlaubniß fragen, oder Sie zum Richter dessen machen, was ich thun
und was ich lassen soll."
„Sie geben also indirect zu —"
„Ich gebe Nichts zu," unterbrach ihn Terka fast heftig. „Uebrigens
finde ich aber Ihr ganzes Betragen anmaßend und rücksichtslos, und somit
ersuche ich Sie ein für alle Mal dieses Haus zu meiden."
„Aber Terka — habe ich das um Sie verdient?"
„Gewiß, und überhaupt ist es besser, jeder unklaren und peinlichen
Situation rasch ein Ende zu machen. Sie bilden sich ein, daß Sie mich
lieben, gut, das ist Ihre Sache, ich weiß aber ganz bestimmt, daß ich Sie
nicht liebe, und somit hat unser Verkehr keinen weiteren Zweck. Gehen Sie!"
Konrad stand auf und nahm seine Mütze, zögerte jedoch noch immer,
die Stube zu verlassen. Da erhob sich Terka und rief ihm nochmals mit
einer herrischen Bewegung des Kopfes zu:
„Gehen Sie, und zwar auf der Stelle!"
Diesmal gehorchte er und verließ vollständig vernichtet das Haus.
Es mährte nicht lange, so klopfte es wieder an die Thür. Auf Terta's
„Herein" trat eine dicht verschleierte Dame, bis zu den Sohlen hinab in
einen langen Pelz eingehüllt, herein, und heftete, wie aus geisterhaftem Nebel
heraus, ein Paar großer durchdringender Augen auf Terka.

— k, v.
Sacher<Masoch in kindlzeim.
„Sie sind die Tochter des Lehrers?" fragte die Fremde.
„Zu dienen. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?"
Terka war aufgestanden und lud die Fremde durch eine Handbewegung ein, auf dem Sovha Platz zu nehmen. Diese schlug jetzt den Schleier zurück, und fragte:
„Kenneu Sie mich?"
„Nein."
„Ich bin die Gräfin Libussa von Ostrowitz, nun kennen Sie mich wohl?"
„Allerdings, ich habe von Ihnen gehört."
„Sie wissen also, in welchen Beziehungen ich zu Herrn von Meinhof gestanden habe?"
„Auch das weiß ich."
„Man sagt mir, daß Sie an meine Stelle getreten sind, daß Sie jetzt sein Herz besitzen."
„Davon weiß ich nichts," erwiderte Terka stolz, „Herr von Meinhof besucht uns von Zeit zu Zeit, das ist Alles."
„Sie sprechen nicht die Wahrheit," fuhr die Gräfin fort, „ein Mann wie Meinhof kommt nicht in dieses Haus, blos um Käfer und Schmetterlinge zu besichtigen. Er bat Absichten, und auf wen sollte er sie haben, wenn nicht auf Sie? Sie sind nicht schön, aber interessant genug, um einen Sonderling wie Meinhold zu fesseln."
„Ich miederhole Ihnen, Frau Gräfin," sagte Terka ruhig, „daß ich in keinem wie immer gearteten Berhältniß zu dem Baron stehe. Wir verkehren zusammen, und wenn Herr von Meinhof vielleicht an meinem Gespräch Geschmack findet, so liegt darin noch durchaus Nichts, was das Urtheil der Welt oder Ihre Eifersucht herausfordern könnte."
„Meine Eifersucht?" Die Gräfin begann laut und häßlich zu lachen.
„Sie glauben also wirklich, armes Mädchen, daß Sie mir im Wege stehen, daß Sie im Stande wären, mich aus dem Felde zu schlagen?"
„Ich denke daran nicht," sprach Terka, „aber wenn Sie, nicht eifersüchtig wären, dann wären Sie nicht hier."
„Wo nehmen Sie den Muth her, mir das zu sagen, Sie ein einfaches Landmädchen?"
„Gehört Muth dazu, wenn es gilt, seine Ehre zu vertheidigen? Sie greifen mich an, Frau Gräsin, und ich mache von den? Rechte der Nothmehr Gebrauch."
„Ich bin zu Ihnen gekommen," fuhr die Gräfin fort, „weil man mir gesagt hat, daß Sie klug sind, und ich hoffen durfte, von Ihnen verftanden zu werden. Herr von Meinhof hat Verpflichtungen gegen mich, ältere als gegen Sie. Ich bin hier, um nieine Rechte geltend zu machen, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie ihm entsagen."
Die Gräfin ließ sich jetzt auf einen Stuhl nieder, während Terka die Hand leicht auf den Tisch gestützt vor ihr stand.

„Wie soll ich etwas entsagen," gab Terta zur Antwort, „das ich nicht besitze? Herr von Meinhof gehört nicht wir, wenn er Ihnen gehört, weshalb kommen Sie zu mir? Ich habe nie daran gedacht, Ihnen sein Herz streitig zu machen."
„Es ist in Ihrem Interesse," fuhr die Gräsin fort, „Sie kennen ihn nicht, er spielt mit Ihnen und wird Sie wegwerfen, wenn er das Spiel satt hat. Meinhof ist leicht empfänglich, er besitzt mehr Einbildungskraft als Herz, seine Phantasie reiszt ihn bei jeder Gelegenheit fort, und so bildet er sich nur zu leicht ein, ein Weib zu lieben, wo nur ein flüchtiges Interesse ihn für kurze Zeit zu fesseln vermag. Er wird Sie unglücklich machen, denn er wird Sie nur zu bald verlassen, und doch wünsche ich Ihnen dies nicht. Sie wären noch mehr zu bedauern, wenn Sie seine Frau würden, er ist eine unbändige Natur. Wie wollen Sie, das einfache Mädchen, mit ihm fertig werden? Ich rathe Ihnen nochmals, machen Sie sich frei, reißen Sie sich los von ihm, so lange es noch Zeit ist!"
„Regen Sie sich nicht unnöthig auf, Gräfin," entgegnete Terta kalt, während ein leiser Hohn um ihre vollen rothen Lippen spielte, „ich glaube nicht, daß Herr von Meinhof sich ernstlich für mich interessirt, und was mich betrifft, so habe ich noch nie daran gedacht, mein Schicksal an seines zu knüpfen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Was jedoch Ihre Warnung anbelangt, so geben Sie sich keine Mühe; ich habe mich niemals durch das Urtheil der Welt, durch die Meinung Anderer bestimmen lassen, ich glaube nur mir selbst."
„Sie trotzen inir also?" rief die Gräfin, indem sie aufstand und auf Terra zutrat. „Gut, wagen Sie es, mir entgegenzutreten, ich bin stark genug, den Kampf mit Ihnen aufzunehmen."
„Drohen Sie mir nicht," gab Terka schroff und entschieden zur Antwort. „Mir imvoniren Sie nicht, Fran Gräsin, ich fürchte Niemand, und Sie am wenigsten."
Tie Gräsin stieß ein lautes, höhnisches Lachen aus, wickelte dann mit einer energischen Bewegung den Schleier um ihren schönen, stolzen Kopf, und ging rasch, ohne Abschied zu nehmen, zur Thür hinaus.
An einem Decembertage erhielt Meinhos am Morgen durch die Post ein Billet mit den wenigen Worten:
„Erwarten Sie mich heute Abend. Ihre Sultanin."
Er las das Billet wiederholt und ging in den Park. Seit mehreren Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Er hatte die >imft, ihr auszuweichen, aber seine Leidenschaft für sie war stärker als sein Wille, und so litt er durch die Trennung ebenso, wenn nicht mehr, als durch die Qualen, die ihm ihr Spott bereitete, wenn er in ihrer Nähe weilte.
Es stand jetzt fest bei ihm, daß sie es war, die an diesem Abend bei

ihm erscheinen werde, und er fragte sich immer wieder, was sie mit ihm beabsichtige. Wenn sie Konrad liebte, weshalb kam sie zu ihm? Eine Kokette war sie doch sicherlich nicht, oder war es nur ein böser Scherz gewesen, hatte sie ihn nur gefoltert, um ihn zu strafen, um sich an ihm, dein Verächter der Frauen zu rächen, wie sie es ihm mehr als einmal verheißen hatte?

Lange Zeit ging Meinhof auf dem beschneiten Wege auf und ab, doch auch hier im Freien, in der frischen, eisigen Luft, fand er keine Kühlung für sein erregtes Blut, keine Ruhe, keinen Frieden. Er lief; sich also ein Pferd satteln, und ritt hinaus durch die Felder.

Der Winter hatte die ganze Landschaft in seinen weichen, üppigen Hennelin eingehüllt, Eiszapfen hingen an den kahlen Zweigen der Bäume und schimmerten im hellen Sonnenlicht gleich funkelnden Edelsteinen. Die Bäche waren mit Eis bedeckt, an den Ufern standen die Gräser mit Frost überzogen, wie silbenies Moos da. Krähen flogen hin und her und schrieen laut, während sich drüben im Walde das heisere Gebell eines Fuchses vernehmen ließ. Die Sonne hing an dem weißen Himmel gleich einer glübenden Scheibe, strahlenlos.

In der Natur war eine tiefe Ruhe, eine schweigende Schwermulh, die Meinhof wohl that. Erst war er wild hinausgespreugt, dem gespenstigen Jäger gleich, der Nachts durch die Lüfte zieht. Nack und nach ließ er sein Pferd langsam gehen, und wie er sich jetzt allein auf einem Waldwege befand, und die Sonne freundlich durch die rothen Stämme, durch die entlaubten Zweige blickte, wurde ihm wohl und friedlich zu Muthe.

Als er nach Hause zurückkehrte, waren die Dämonen von ihm gewiäien, und er sah nicht ruhig, aber in froher Erregung, hoffnungsvoll dem Abend entgegen.

Als es dunkel geworden war, und das Feuer im jwmiu brannte, saß Meinhof in seinem Cabinet und erwartete sehnsuchtsvoll die verschleierte Schöne. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Bald vernahm er das Rauschen ihres seidenen Gewandes, und dann thcilte sich der Vorhang, und sie trat ein. Meinhof ging ihr entgegen, verneigte sich tief vor ihr und führte sie dann zu der Ottomane, auf der sie auch diesmal mit nachlässiger Anmuth Platz nahm, um ihn dann aus ihrem dichten Schleier mit jden dunklen Augen freundlich anzulächeln.

„Sie haben mir versprochen, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, den Schleier zu lüften, 'der Sie mir 'neidisch verhüllt," begann er. „Werden Sie Wort Ehalten?"

„Vielleicht, Alles kommt nur auf Sie an."

„Auf mich? Soll ich Ihnen ^ein Geständnis) machen?"

„Am besten gleich eine Liebeserklärung," spottete die Sultanin.

„Auch diese, wenn Sie wollen," erwiderte Meinhof. „Bielleicht können Sie mir erklären, besser als ich es selbst vermag, was seit einiger Zeit mit mir vorgeht. Genug, ich kenne Sie nicht, ich habe niemals Ihre Züge ge-

sehen, kaum Ihre Gestalt, die mir der Kaftan neidisch verhüllt, und doch muß ich glauben, daß Sie mir heute nicht mehr gleichgiltig sind, ja, wenn es nicht so sinnlos wäre, ich würde sagen, daß ich Sie liebe, aber ist es möglich, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu lieben?"
„Zwei Frauen?" erwiderte die Sultanin. „Ich bin die eine, wer soll die zweite sein?"
„Die zweite ist ein böses Mädchen, das mich schon lange quält, und das ich um so leidenschaftlicher liebe, je unbarmherziger sie mit inir verfährt; aber sagen Sie mir, ist es denn möglich, zwei Frauen zu lieben? Oder sind Sie Terka?"
Er warf sich unerwartet vor ihr auf die Kniee nieder und blickte ihr in die dunklen Augen, während er die Anne um sie schlang.
Wieder dieses liebenswürdige, silberhelle Lachen, dann hob die Sultanin den Schleier ein wenig empor, gerade so viel, daß ihr kleiner, trotziger AZund mit den rothen üppigen Lippen sichtbar wurde, neigte sich leise zu ihm nieder und küßte ihn.
„Sie sind es," rief Meinhof, „Terka! — an diesem Kuß habe ich Sie erkannt."
Sie lachte wieder, und schlug den Schleier zurück.
„Also doch, Sie sind es, Sie, meine holde, süße Quälerin?"
„Haben Sie nicht Ihr Schicksal verdient?" sprach Terka lächelnd, „Sie Verächter der Frauen? Nun habe ich Sie gestraft."
„Wieso?"
„Indem Sie ein Mädchen lieben, das häßlich ist, indeni Sie sich mir ergeben, obwohl ich Sie nicht liebe."
„Ja, Terka, Sie sollen siegen," sprach Meinhof, „ich kann nicht länger kämpfen, wozu mich noch gegen diese Empfindungen wehren, die stärker sind als ich? — Ich bete Sie an, Sie wissen es längst. Lachen Sie über mich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Sie haben alles Recht dazu. In der Liebe giebt es keine Gleichheit, das habe ich nur zu oft erfahren. Der liebende Theil wird immer der Ambos sein."
„Ganz recht," erwiderte Terka, „und so will ich denn der Hammer sein, aber nur einige Zeit — um Sie zu heilen, Meinhof, um Ihnen zu beweisen, daß das Weib nicht schwach ist, daß es lieben kann."
„Wirklich, Terka?" rief Meinhof entzückt, während er ihre Hände mit Küssen bedeckte.
„Ja wirklich," sprach Terka, „denn ich — ich liebe Sie auch."
Meinhof zog sie an sich und küßte sie immer wieder in stummem Entzücken, bis sie sich endlich sanft aus seinen Armen losmachte und ihm aufzustehen befahl. Dann schlug sie den Schleier vollends zurück, erhob sich, und blickte in dem Gemach umher.
„Ach," rief sie, „Sie haben nicht einmal einen Spiegel hier, ich möchte doch sehen, wie ich mich in diesem prächtigen Costüm ausnehme."

„Wunderbar — berückend!"
„O, Ihnen glaube ich nicht, Sie schwärmen, ich will selbst urtheilen."
Meinhof schlug die Portisre zurück und führte sie in den anstoßenden Salon, wo ein großer Wandspiegel hing. Er zündete selbst die Kerzen in den Armleuchtern zu beiden Teilen desselben an, und Terka trat nun vor ihn hin, und betrachtete sich mit einem Lächeln in dem kostbaren venetianischen Glase, das ihr Bild treu, ohne zu schmeicheln, wiedergab.
„Wissen Sie, daß ich mir gefalle?" sprach sie zu Meinhof, indem sie ihn über die Schulter hinweg schalkhaft anblickte.
„Was sagen Sie dazu, das; ich mich für Sie so schon gemacht habe? Sie werden mich jetzt für schrecklich eitel halten, und doch bin ich es nicht, ich wollte Ihnen gefallen, ist das ein Unrecht?"
„Nein, gewiß nicht," rief Meinhof, während er Terka unischlang und an seine Brust zog. „Aber Sie bedürfen am wenigsten eines so reichen Schmuckes, Ihnen hat die Natur mehr gegeben, als Schönheit. Die Schönheit schwindet, wie die Jugend, aber der Neiz, der nm Sie webt, den Ihre Seele, den Ihr ganzes Wesen ausstrahlt, ist unsterblich."
„Herr von Meinhof," erwiderte Terka, „ich warne Sie noch einmal. Sie sind zu leidenschaftlich, geben Sie Acht, Ihre Leidenschaft giebt Sie ganz in meine Hand. Jedes Weib ist von Natur herrschsüchtig. Wenn Sie sich selbst zu meinem Sklaven macheu — ich werde nicht so thöricht dein, und die Ketten lösen, die den geliebten Maun zu meinem Gefangenen macheu, für immer. Aber nun wollen wir einmal ernsthaft zusammen sprechen."
„War das Scherz bisher?"
„Also sagen wir noch ernsthafter, als bis jetzt. Kommen Sie!"
Sie kehrte in das kleine Cabinet zurück und streckte sich behaglich au dein Tigerfell der Ottomane aus, während Meinhof auf ihren Wink sich auf dem Kissen, das vor derselben lag, zn ihren Füßen niederließ.
„Hören Sie also, Sie sagten, daß Sie mich lieben. Haben Sie schon darüber nachgedacht, was daraus werden soll, sobald ich Sie wieder liebe?"
„Ich habe bis jetzt nicht zu hoffen gewagt, daß Sie meine Empfindungen erwidern könnten."
„Aber jetzt, wo ich mich Ihnen ehrlich und muthig hingegeben habe, was denken Sie jetzt von unserer Zukunft?"
„Brauche ich Ihnen zu sagen, Terta, daß Sie es mit einem Manne von Ehre zn thun haben? Wenn Ihre Liebe ebenso herzlich und tief ist, wie die meine, dann werden Sie meine Gefährtin für das Leben, ist es recht so?"
„Gewiß," sagte Terka, „es ist Alles, was ich wünschen und verlangen kann. Sie müssen mich schon deshalb Heilathen, weil es noch um Vieles lustiger ist, wenn der Mann der Sklave seiner Frau ist. Vergessen Sie niemals, was Sie nur in dieser Stunde gesagt haben, ich werde der Hammer sein, und Sie der Ambos."

Tcrka.
„Alles, was Sie wollen, Terka," murmelte Meinhof, während er sie entzück betrachtete.
„Nein, nein," rief sie, wahrend sie den vollen Arm um seinen Nacken legte, und ihm zärtlich in die Augen blickte, „ich liebe Sie, wie könnte ick Sie mißhandeln, oder meine Macht fühlen lassen, in einer Weise, die Ihnen wehe thun könnte! Eigentlich sind Sie doch komisch, glauben Sie denn, daß es in der Liebe ein Glück giebt, dann, wenn der eine Theil Hammer ist, und der andere Ambos — Herr und Knecht, oder Sklave? Nein, mein Freund, wenn man sich liebt, dann sind beide Theile bereit, sich hinzugeben, einander zu dienen, sich zu opfern, vor Allein aber das Weib, merken Sie sich das! Das Weib wird leicht übermüthig, wenn der Mann ihm bereitwillig den stolzen Nacken als Schemel darbietet, und es wird keinen Augenblick zögern, dann herrisch auf ihn den Fuß zu setzen, aber das Weib wird immer nur da lieben, wo es sich aufopfern kann, es liegt dies in seiner Natur. Es will sich hingeben, ganz, ja, es ist glücklicher sogar, wenn es leiden kann, als wenn man ihm den Hermelin der Gebieterin um die Schulten? legt. Ich glaube überhaupt, Sie wissen noch gar nicht, was Liebe ist, Imd vor Allem kennen Sie das Weib nicht."
„Die Liebe kenne ich jetzt, Terka," erwiderte Meinhof. „Sie haben mich dieselbe gelehrt, Sie haben mir das süße Geheimniß offenbart. Ich weiß in diesen: Augenblick, daß bis jetzt Alles nur Täuschung, Einbildung, Grillen bei mir waren, daß ich in meinem Leben zum ersten Male wahrhaft liebe. Sie sollen mir auch das schöne, lockende Räthsel enthüllen, Weib genannt, das die Natur zur ewigen Oual des Mannes erschaffen zu haben scheint und zugleich zu seiner höchsten Wonne."
„Ja, das will ich," rief Terka, „Sie sind heute noch ein Kranker, ich will Ihr Arzt sein, ich null Ihre Seele heilen und Sie glücklich machen — wenn ich das vermag."
„Wer sonst?" rief Meinhof, „wenn Sie nicht? Ich war so unglücklich, als ich Sie kennen lernte, und jetzt —"
„Jetzt sind Sie, im Himmel, nicht wahr?" miterbrach ihn Terka und begann dann laut und fröhlich zu lachen. „Aber sehe ich denn wie ein Engel aus? — Nein, es bleibt doch zu komisch, daß Sie für mich, die Häßliche, schwärinen."
Sie schüttelte den Kopf und begann wieder laut zu lachen.
Noch an demselben Abend hielt Raimund von Meinhof bei dem Lehrer Benedikt um die Hand seiner Tochter an. Der Letztere war so aufgeregt, daß er zuerst gar keine Worte fand, sondern nur stumm die Hand Terkas in jene Meinhofs legte, während die Kinder in lauten Jubel ausbrachen, sich an Terka hingen und sie küßten.
Meinhof blieb bis tief in die Nacht bei den guten, ehrlichen Leuten

und besprach mit ihnen Alles, was nothwendig war. Schon am nächsten Tage wurde die Verlobung in allen Prager Zeitungen bekannt geiiiacht.
Zwei Tage später mar der heilige Abend. Ottilie, welche Terka bereits durch ein Telegramm beglückwünscht hatte, kam herüber, um an der Weihnachtsseier Theil zu nehmen.
„Ich gratulire," rief sie im Eintreten, als Terka ihr lächelnd entgegenkam. „Glück zum Siege! Du hast mich ausgestochen. Du hast die Wette gewonnen."
„Die Häßliche hat die Schone aus dem Felde geschlagen," erwiderte Terka lachend.
„Habe ich es Dir nicht gesagt?" versetzte Ottilie. „Wenn wir Andern schön sind, so bist Du mehr als das. Du bist interessant, fesselnd, ja gefährlich."
Bald erschien auch Meinhof. Er hatte versprochen, Terka beim Aufputzen des Christbaumes behilflich zu sein. Mit ihm kam Xaver, welcher, vor Glück strahlend, verschiedene Schachteln und Packet« ablud, die Meinhof in seinem Schlitten mitgebracht hatte. Jndeß Wenzel und Johanna oben in Terkas Stube auf das Glockenzeichen harrten, das die Ankunft der Engel verkündete, begannen unten in der großen Stube Benedikt, die beiden Mädchen und Meinhof den großen prächtigen Weihnachtsbaum, der bis zur Decke der Stube emporragte, aufzuputzen. Während Terka und Ottilie die Lichter ansteckten, vergoldete Aepfel und Nüsse an die Zweige hängten, Reiter aus Lebkuchen und Zuckerwerk, packte Meinhof allerliebste Eiszapfen aus Glas, schimmernde Tannenzapfen und allerhand Früchte aus Papiermache aus und noch viele andere Dinge, welche den Schinnck des Baumes vervollständigten.
Es war bereits Abend, als sie fertig waren. Nun zündeten Alle zusammen die Lichter an, dann nahm Terka die Glocke, trat hinaus in den Mur und begann damit zu klingeln. Schon hörte man die Kinder die Treppe Herabkommen, und wenige Augenblicke später stürzten sie in die Stube hinein und standen jetzt in stummer Seligkeit vor dem leuchtenden, reich behängten Baum, um den allerhand Packete herumlagen.
Meinhof erhielt von Allen kleine Geschenke, von Terka ein Medaillon mit ihrem Bilde im Costüm der Sultanin, von Johanna eine von ihr selbst gestickte Visitenkartentasche. Er selbst hatte Alle reich beschenkt. Johanna fand in ihrem Packet prachtvolle Bilderbücher und eine große Puppe. Wenzel gleichfalls Bücher und eine große Vogelflinte, der Lehrer einige Kästen mit Käfern und seltenen Schmetterlingen und Ottilie ein Etui mit einein kostbaren Armband.
Am längsten zögerte Terka, ihr Packet zu öffnen, das schon durch seine Größe imponirte. Endlich löste Ottilie den Bindfaden, welcher dasselbe zusammenhielt, und entfaltete, während Alle zusammen einen Ausruf der Bewunderung ausstießen, einen großen, prachtvollen Pelz. Terka stand mit Hochgerotheten Wangen verlegen und beschämt da, erst als Meinhof ihr galant

in den Pelz geholfen hatte, und Alle sie entzückt umringten, nahm sie den geliebten Mann um den Hals und küßte ihn.
Mitten in dem Jubel erschien Xaver und blieb mit einem schlauen Lächeln in der Nähe der Thür stehen.
„Nun, was bringst Du, Alter?" fragte Meinhof, „hast Du etwa auch ein Christgeschenk für uns?"
„Gewiß," sagte Xaver, „und sogar ein sehr hübsches."
„Und das wäre?" fragte Terra.
„Die Gräsin Libussa von Ostrowitz sind heute Morgen abgereist. Ist das nicht schön von ihr?"
„In der That," rief Terka, „sie hätte uns keine angenehmere Ueberraichung bereiten können.",
Während jetzt die Kinder sich gegenseitig ihre Bücher zeigten und der Lehrer in Mem Entzücken auf die verschiedenen exotischen Insekten wies und Ottilie bald einen indischen Schmetterling, bald einen südamerikanischen Küfer zeigte und deren besondere Eigenschaften erklärte, standen Meinhof und Terka vor dem brennenden Christbaum, der in eine Art von silbernem Nebel gehüllt war, und während Meinhof sie' um den schlanken Leib gefaßt hielt, sab ihn Terka zugleich zärtlich und spöttisch an.
„O, Sie Verächter der Menschen," sagte sie leise zu ihm, „uno der Frauen insbesondere, das Leben ist doch schön, nicht wahr?"
Meinhof erwiderte kein Wort, sondern zog sie an sich und küßte sie auf die rothen, frischen Lippen.
Nach den Feiertagen fuhren Meinhof nnd Terka zusammen nach Prag.
Er kam mit seinem reich vergoldeten Schlitten, der mit zwei feurigen, schwarzen Pferden bespannt war, um sie zu holen. Als sie jetzt in ihrem prächtigen Pelz von dunkelrothem Sammet, der mit goldigem Zobel ausgeschlagen und gefuttert war, eine russische Zobelmütze auf dem Kopfe, weich und wann neben ihm iaß, und er das große Eisbärenfell sorgsam über ihre Füße legte, drückte sie ihm herzlich die Hand, und sah ihn mit einem Blick an, der so glücklich war, sc> voll Liebe, daß eine tiefe Rührung Meinhof überkam.
Die Fahrt durS die im Schnee begrabene Landschaft, zur Rechten die mit Eis bedeckte Moldau, die düsteren Felsen und das Schloß Wischehrad, zur Linken die waldigen Hügel mit ihren weißen, gleichsam mit gesponnenem Zucker überzogenen Bäumen, war schön und anregend. Die Sonne leuchtete marin und tauchte das weite Land in goldenen Schimmer. Vor ihnen erglänzten die Thürine von Prag.
Terkas Wangen färbten sich roth und frisch vom Froste und von dem frischen Luftzug, der über die Ebene strich.
In der Stadt angelangt, fuhren sie bei verschiedenen Geschäften vor und machten jihre Einkäufe und Bestellungen für ihr neues Heim. Mein-
Kof ließ es sich nicht nehmen, Terka gleich einer Fürstin auszustatten. Dabei gab es immer den liebenswürdigsten Streit, denn Terka legte jedes Mal

^72 k, v. sacher-Masoch in Lindheiiii.
Berwcchrung ein, wenn ein hoher Preis genannt wurde, Sie fand Alles viel zu kostbar für sich, während Meinhof alle Schätze Indiens noch nicht reich genug erschienen, um sie dein geliebten Mädchen zu Füßen zu legen. Dann aber konnten sie auch niemals einig werden, denn er wollte immer nur ihrem (Geschmack, ihren Wünschen Rechnung tragen, und sie wieder ebenso dem seinen.

Als endlich der Schlitten mit Packeten und Schachteln angefüllt war, so daß sie nur mit Mühe Platz in demselben finden konnten, kehrten sie nach Hause zurück, und packten hier in der bescheidenen Stube des Lehrers alle die Kostbarkeiten aus, die sie heimgebracht hatten. Dann saßen sie in der Dämmerstunde auf dem alten geblümten Sovha beisammen.

„Ich glaube fast," sagte Terka zu Meinhof, „daß Sie jetzt schon vollständig bekehrt sind. Ihr Gesicht hat einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Die Wehmuth, die auf demselben lag, ist verflogen, die Bitterkeit gewichen, Sie sehen mit einem Male so heiter, so lebensfroh aus."

„Ich bin es auch," sagte Meinhos, „wer wäre es nicht au Deiner Seite, Du einziges, wunderbares Mädchen?"

„Sie wissen doch, Herr von Meinhof," erwiderte Terka, „daß Sie mir nicht Du sagen dürfen, das war der Sultanin gegenüber erlaubt, wir sind aber hier nicht auf dem Maskenballe."

„Willst Du mich schelten?"

„Ja gewiß, man darf niemals zu intim werden, so lange man nicht verheirathet ist. Wenn unsere Verlobung zurückginge, was dann?"

„Wie wenn das möglich wäre!" rief Meinhof. „Es wäre denn, daß Du mich im letzten Augenblick verschmähst und Herrn Konrad Geier Deine Hand reichst."

Terka begann laut zu lachen.

„Und wie denken Sie jetzt von den Frauen?" fragte sie nach einer Weile. „Halten Sie das Weib noch immer für schwach, für treulos und verrStherisch?"

Meinhof schüttelte den Kopf. „Man urtheilt immer nach den wenigen Erfahrungen, die man selbst gemacht hat," sprach er, „ich habe mit den Frauen nur schlimme gemacht, und war deshalb ein Verächter derselben. Heute, wo Du mir ein Glück spendest, das ich niemals zu hoffen wagte, das meine schönsten Phantasieen nicht nur erfüllt, sondern in Schatten stellt, bin ich fast geneigt, von dem Weibe eine allzu hohe Meinung zu hegen."

„Das Weib ist nicht schlecht," sagte Terka, „sie ist nur oft klüger als der Mann, dadurch macht sie den Eindruck der Selbstsucht und der Härte. Wenn Du auf Dein Leben zurückblickst, die Enttäuschungen, die Du erfabren hast, kannst Du behaupten, daß Dn ohne Schuld warst?"

„Nun, meine liebe Terka, nun hast Du mich auch mit Du angeredet. Du weißt aber, daß man vor der Heirath nicht allzu intim werden darf."

Terka lachte und fuhr dann fort:

„Deine Cousine zum Beispiel — sie muhte einfach, daß sie zu alt für Dich Mr, jetzt hättest Du, ein Mann in der Vollkraft des Lebens, eine Frau an Deiner Seite, welche verblüht märe, welche Dich ohne Zweifel unglücklich machen würde. Kannst Du ihr also daraus einen Vorwurf machen, daß sie Deiner jugendlichen Schwärmerei etwas unsanft ein Ende gemacht hat? Und jenes Mädchen, mit dem Du verlobt warst, liebte sie Dich etwa? — Nein, sie liebte den Lurus, und es mar wieder Klugheit von ihr, wenn sie Dir einen Mann vorzog, dessen Reichthum ihr mehr Glanz und Ueppigkeit versprach, als Du ihr zu bieten vermochtest. Wäre es besser gewesen, die Enttäuschung, die Unzufriedenheit märe später bei Dir gekommen, und hätte Dir dann Dein Leben vergiftet? Die Gräfin endlich hat Dich durch ihre Kälte, ihre Launen, durch ihre ewig wechselnden Stimmungen gereizt, mährend sie Dich eigentlich hätte abstoßen sollen. War dies ihre Schuld, oder die Deine? Wie konntest Du Dein Herz an solche Frauen hängen, die nur leiblich schön sind, aber keine schöne Seele besitzen? Ich glaube gar nicht, daß Du diese Damen geliebt hast. Du warst einfach durch ihre Schönheit berauscht und hast Dir selbst zu diesen äußeren Reizen, in deren Banne Du standest, ein Ideal hinzugedichtet, das niemals eristirte, und wenn dann die Wirklichkeit Deinen Träumen nicht entsprach, wenn es sich schließlich herausstellte, daß Du ein Phantom geliebt hattest, und statt dessen ein lebendiges Weib vor Dir stand, das ganz und gar nicht Deinen schönen Illusionen entsprach, dann klagtest Du Welt und Menschen und vor Allem die Frauen an. Das ist in Kurzem Deine Geschichte. Nicht wahr? Oh, ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst bis jetzt gekannt hast."

„Du hast Recht," erwiderte Meinhof lächelnd, „vor Allem darin, daß ich bisher nicht geliebt habe. Du Mst meine erste Liebe, Terka, und Du wirst auch meine letzte sein."

«Ich hoffe es," rief sie lächelnd, „und würde Dir nicht rathen, neben mir noch für eine Andere auch nur Augen zu haben. Denke an den Divin, ich wäre im Stande, Dich auf das Rad zu flechten. Lache nicht, es ist mein voller Ernst, aber ich denke, ich habe Dich geheilt, und heute, wo Deine Seele gesund ist, wirst Du weder schwärmen, noch Dich später enttäuscht finden. Du bist jetzt fähig, zufrieden zu sein mit dein, was die Natur, was das Leben uns giebt, und weiß Gott, das ist nicht Wenig!"

„Gewiß," sagte Meinhof, „ich glaube übrigens Dir bewiesen zu haben, daß ich nicht immer durch Illusionen, seien es schöne oder häßliche, verblendet bin, daß ich fähig mar, den wahren Werth eines Weibes zu erkennen, sobald ich ihn auch wirklich fand."

„Ja, das glaube ich Dir gerne," erwiderte Terka lachend, j„denn es ist sicher, daß Du mich nicht um meiner Schönheit willen genommen hast."

k. v. Sacher<!Nasoch in kindheim.
Am nächsten Abend kamen Terka und Ottilie mit den Kindern zu Meinhof. Die Kinder fanden ein besonderes Vergnügen an den vielen dunklen Winkeln und Verstecken, den Portiören, Vorhängen, Erkern, welche das Schloß bot. Und so rief plötzlich Johanna:
„Wollen wir nicht Verstecken spielen. Nicht wahr, Herr Meinhof, Sie spielen mit?"
„Gewiß," erwiderte dieser, „gerne." ^
„Also, Sie bleiben hier in Ihrem Zimmer," entschied Johanna, „und wenn wir Kuckuck rufen, dann kommen Sie heraus und suchen uns."
Meinhof setzte sich zum Kamin und zündete sich eine Cigarette an, während die Anderen sich, so gut sie nur konnten, zu verstecken suchten. Auf das Kuckuckrufen erhob er sich.
Er fand zuerst Wenzel, dann Ottilie, Johanna und endlich Terka, welche sich beim Fenster hinter einem Blumentisch versteckt hatte. Er zog sie hervor, schlang den Arm im? sie und küßte sie.
Johanna, die dabei stand, rief: „Warum haben Sie mich nicht geküßt, Herr von Meinhof, wie Sie mich gefunden haben?"
„Du sollst auch geküßt werden," erwiderte Meinhof und gab ihr einen herzhaften Kuß.
„So," rief Johanna, „jetzt verstecken Sie sich mit uns, Herr von Meinhof, und Terka soll uns suchen."
In dieser Weise ging das Spiel einige Zeit fort. Auf Wenzels Wunsch wurde dann noch „Räuber" gespielt, bis endlich Alle ermüdet und erhitzt waren. Nun setzten sie sich gemeinsam um den Kamin, und Xaver brachte allerhand Erfrischungen, denen die Damen und die Kinder eifrig zusprachen.
„Ich weiß nicht, wie Sie mir jetzt vorkommen, Herr von Meinhof," sagte Ottilie. „Sie sind mit einem Male so heiter, so glücklich."
„Er war krank," siel Terka ein, „und ich habe ihn geheilt, jetzt will ich aber auch dafür sorgen, daß kein Rückfall erfolgt."
„Das ist nicht zu befürchten," sprach Meinhof, „Sie glauben nicht, wie zufrieden ich bin, ja, ich fühle mich seit meiner Kindheit zum ersten Male wahrhaft glücklich. Sie sehen ja, daß ich mich wie ein Kind freuen, und mit dm unschuldigsten Dingen beschäftigen kann. Während mir sonst nur die tiefsten Probleme, die ernstesten Fragen genügten und mir das Räthselhaftefte noch nicht räthselhaft genug mar, ist mir jetzt wohl in der Einfachheit, in der Beschränkung. Wie oft sagte ich mir in einsamen Nächten Goethes schönes Gedicht vor, das mit den Worten schließt: ‚Süher Friede komm, ach komm' in meine Brust'. Nun ist er da, und ich hoffe für immer."
„Nicht wahr," sagte Wenzel plötzlich, „wir dürfen fahren, Sie führen uns heute in Ihrem Schlitten nach Hause!"
„Gewiß," erwiderte Meinhof,'und als die Damen zum Aufbruch mahnten, befahl er anzuspannen. Es währte nicht lange, so stand der Schlitten vor dem Schloß und Alle zusammen nahmen in demselben Platz. Meinhof kutschirte

selbst. Terka saß an feiner Seite auf dein Bock, während Ottilie mit den Kindern dm Schlitten einnahm. Sie fuhren nicht geraden Weges nach dem Dorfe, sondern in einem weiten Bogen, durch die mit Schnee bedeckten Felder und durch den Wald, wo es recht unheimlich war, denn aller Orten schienen weiße Gestalten und Gespenster, in weiße Tücher gehüllt, zwischen den dunklen Bäumen zu schweben. Die Kinder drängten sich im süßen Gefühl des Schauers an Ottilie und wagten kaum zu flüstern, bis der Schlitten wieder herausflog in das freie Feld, das vom sternenbesäten Himmel überspannt mar.

Als sie dann vor dein Hause des Lehrers hielten, hatte Terka keine Lust abzusteigen, sondern sah Meinhof lächelnd an, und indem sie ihre Schulter an die seine legte, flüsterte sie ihin zu:

„Jetzt begleite ich Sie noch einmal zurück zu Ihrem Hause."

Meinhof lächelte, wendete den Schlitten, und in wenigen Minuten waren sie wieder vor dem Gittn'thor des Schlosses angelangt.

„So," sagte Meinhof, „da wären mir, aber gestatten Sie inir nun, Sie wieder zu begleiten, denn ich kann Sie doch nicht allein am Abend auf der einsamen Straße zurückkehren lassen?"

„Wie Sie wollen," sagte Terka.

So kehrten sie neuerdings um und fuhren wieder zurück in das Dorf.

Als sie abermals vor Terkas Wohnung angelangt waren, sprang sie lachend vom Kutschbock herab und rief:

„Wenn es so fortgeht, werden wir uns bis morgen früh hin nnd her begleiten. Jetzt heißt es wirklich Abschied nehmen.

„Muß ich wirklich gehen?" fragte Meinhof.

„Gewiß müssen Sie," sagte Terka. „Sie wissen, was ich Ihnen so oft gesagt habe, es ist gar nicht gut, wenn man zu viel beisammen ist. Sie gewöhnen sich am Ende zu sehr an mich und ich werde Ihnen noch vor der Zeit langweilig."

„Niemals, Terka, niemals, daran ist nicht zu denken. Im Gegentheil, wenn man wahrhaft liebt, dann legt das Beisammensein immer neue, unzerreißbare Bande um uns, wir verstehen uns immer besser und können endlich nicht mehr ohne einander sein, nicht einen Tag, nicht eine Stunde."

„Wir wollen sehen, ob Sie Recht haben, wenn wir erst verheirathet sind," erwiderte Terka, „für heute aber schicke ich Sie unerbittlich fort."

Meinhof küßte ihr erst die Hand und dann die rothen Lippen, die so kalt vom Froste waren und so warm zngleich, wie Lava, die unter dem Eise glüht. Dann riß sich Terka los und entfloh in das Haus, während er Ottilie grüßte und davon fuhr durch die helle, winterliche Nacht.

In den nächsten Tagen begannen Meinhof und Terka ihr neues, gemeinsames Heim nach ihrem Geschmack einzurichten. Manche Veränderungen wurden vorgenommen. Manches verbessert. Vieles verschönert. Meinhof fand immer wieder Gelegenheit, über Terkas praktischen Sinn zu staunen und zu gleicher Zeit über ihren feinen Geschmack und über ihre originellen, fast

bizarren Einfälle. Auch hier zeigte sich wieder, daß zwischen Beiden nicht so leicht eine Einigung zu erzielen mar. Nicht etwa, well Jedes seinen Willen eigensinnig geltend machte, sondern gerade, well ein Jedes immer nur dem Andern entgegenzukommen und nachzugeben suchte.

Es fehlte auch nicht an Ueberraschungen. Die herrlichste von allen war das Schlafzimmer, das Meinhof für Terka eingerichtet hatte und das er ihr eines Abends unerwartet zeigte. Decke und Wände desselben waren mit gelber Seide ausgeschlagen, der Himmel des Bettes, die Vorhänge an den Fenstern, die Portieren, die Möbel von einem matten Blau. Eine rotbe Ampel, die von der Decke herabhing, tauchte Alles in ein mildes, rosiges Licht. Mitten im Gemach stand eine echte türkische Ottomane, aus weichen, schwellenden Kissen, über die ein Tigerfell ausgebreitet war, während ein Eisbärenfell auf dem Teppich vor derselben lag und ein zweites vor dein Himmelbett. Terka konnte sich nicht satt sehen an diesem reizenden, duftigen Räume, in dem sie bald als Herrin einziehen sollte.

Wenige Tage später fand in der kleinen Dorfkirche die Trauung statt, und nach derselben vereinte ein gemeinsames Mahl die Neuvermählten, Terkas Vater und Geschwister, Ottilie und zwei Freunde und ehemalige Kameraden Meinhofs, die bei der Trauung als Zeugen gedient hatten, in dem Hause des Lehrers.

Der alte Xaver ließ es sich nicht nehmen, an diesem Mend selbst Alles anzuordnen, den Tisch zu decken und zu bedienen.

Kurz vor Mitternacht kehrten die Gäste nach Prag zurück, und dann nahm Terka von den Ihren Abschied. Meinhof hob sie in den bereitstehenden Schlitten, den seine Diener zu Pferde, mit Fackeln in den Händen, umgaben und führte dann Terka als sein Weib gleichsam im Triumph in sein Haus ein.

Durch die junge Herrin war in das alte, schmermüthige Schloß ein Geist der Heiterkeit, des Friedens eingezogen. Die Dämonen, die vordem hier ihr Wesen getrieben, waren gebannt für immer. Aber im Uebrigen blieb Alles, wie es vordem gewesen war. Meinhof und Terka lebten ganz für sich und nur im Verkehr mit ihrem Vater und mit den Geschwistern Terkas.

Sie fanden Alles, was sie wünschten, in ihrer Liebe, in ihrem gemeinsamen geistigen Streben, in den Freuden, welche ihnen Kunst und Natur boten.

Wenn man Anfangs die Heirath des Herrn von Meinhof mit einein einfachen Landmädchen, mit einer Lehrerstochter etwas sonderbar gefunden hatte, so mar bald alle Welt darüber einig, daß diese Verbindung zu der glücklichsten Ehe geführt hatte.

Man !nannte das Paar im Schlosse zu Kostitz Sonderlinge, aber alle Welt beneidete dasselbe, und es ist besser, von den Menschen beneidet, als bedauert zu werden.

jDietro Mascagni und seine Oävallsriä Kii8tioäUä.

von
Alfr. i5hr. Vkslischer
— Berlin. —

I.

!

ie antike Welt der Dichtung und Sage ist voll von den rauschenden j Siegeszügen des göttlichen Sorgenlösers Bakchos-Dionysos, der ! zahlreiche, noch so milde kulturfeindliche Völker an seine Gottheit zwang. An jene mythischen wunderbaren Triumphzüge des jugendlichen Lyäus wird man erinnert, wenn man sich den beispiellosen Siegeszug vergegenwärtigt, den der junge Maöstro Pietro Mascagni*) mit seiner Oävallsriä Ru8tieäiiä durch zahlreiche Culturländer unternahm. Mascagnis Tongenius kam und siegte überall, wo er sich offenbar machte.

Eine derartige in der Musikgeschichte, namentlich in der Musikgeschichte der Neuzeit einzig dastehende Thatsache fordert neben unverbrüchlichem Interesse für den Comvonisten mit Recht den Aesthetiker und Kritiker auf, daß dieser den Versuch unternehme, dem Geheimnisse dieser ans Wunderbare grenzenden Wirkung auf die Spur zu kommen.

Zunächst erweist sich Mascagni als einen biihnenknndigen Mann ersten Ranges. Eine an sich einfache, aber fesselnde Handlung, deren Grundlage das tausendfach erörterte unerschöpfliche Thema verrathener Liebe bildet, haben die Textbearbeiter G. Targioni-Tozzetti nnd G. Menasci nach dem G. Verga'schen Volkssttcke OavuIIeriä RuZtioaaä (Sizilianische

*) Pietro MaScagni ist am 7. Dezember 1863 zu Livorno geboren, ist jetzt also etwa? über 28 Jahre alt. Das Mailänder Konservatorium hat den Ruhm, diesem Künstler, dessen Compositionstalent sehr frühzeitig bemerkbar ward, die höhere Ausbildung gegeben zu haben. Trotz Beethoven hat Mascagni unter Anderem Schillers Hymnus »An die Freude- komvonirt. In Neapel war Mascagni längere Zeit Kapellmeister: jetzt lebt derselbe in Cerignole als städtischer Musikdirektor.

Bauernehre) in einem Aufzuge zu einem ebenso erschöpfenden als ergreifenden Drama umgewandelt. Gewiß hat Mascagni, der Musiker und Dichter zugleich ist, keinen geringen Einfluß auf die endgiltige Feststellung des Librettos ausgeübt. Jedenfalls ist die Anordnung der einzelnen Scenen so glücklich beschaffen, daß der gesammte technische Apparat einer vollkräftigen großen Oper hier in einen einzigen geivaltigen Act concentrirt erscheint. Wir haben hier Sologesänge (Romanzen, Siziliana-, Fuhrmanns- und Trinklieder), die theils bei geschlossener, theils bei offener Bühne ertönen, Duette, Terzette, Chöre, Soli mit Chören, Vorspiel, Intermezzo und Präludium — so ziemlich Alles, was uns sonst überhaupt eine den ganzen Abend füllende Oper darbieten kann. Durch diese Anordnung, die als ein Ideal technischer Oekonomie gelten kann, in Verbindung mit einer durchgängig reizvollen Musik wird der Hörer von Anfang bis zu Ende in höchster Spannung erhalten, der Dämon der Langeweile kann nicht einen Moment von ihm Besitz nehnien. Vom Standpunkte der erclusiven Voltaire'schen Kunstnwral: lös Aemss sont d«r>8, Kors Is ^enr« eanu^eux, müßte man Mascagnis Oävällsrin das Meisterwerk aller Meisterwerke nennen.

Doch wenn Mascagni nur diesem Kunstkoder genügte, nur ja nicht langweilig zu erscheinen, so würde das mit Nichten ausreichen, uns irgend einen Erklärungsgrund für die anhaltende Einwirkung seines Tongeniils abzugeben, eine Einwirkung, die sich auch dann noch unwiderstehlich erweist, wenn wir, losgelöst von Bühne und Tarstellung, im trauten Kämmerlein der Mascagnischen Tonmuse lauschen.

Hier kommen denn drei Dinge in Betracht, die uns den Schlüssel zu dein durchaus eigenartigen Zauber darreichen, der aus Mascagnis Tonseele hervorbricht.

Das Erste und Allgemeinste ist Mascagnis musikreligiSses Empfinden.

Das Zweite ist Mascagnis durch und durch melodische Tousprache.

Das Dritte ist Mascagnis individuelle Harmonik.

Mascagnis musikreligiöser Natur mußte es ganz besonders zusagen, einem dramatischen Stoffe gegenüberzustehen, in dem Irdisches und Himmlisches in steter, engster Verbindung erscheinen. Die gesammte Handlung mit ihrer erschütternden Peripetie spielt sich vor und in der Kirche ab. Alle noch so heftigen Leidenschaften der hier auftretenden Personen finden, da dieselben mehr oder weniger gläubig sind, ihre transcendentale Beschwichtigung — um so mehr, da sich das kurze. Schlag auf Schlag folgende Drama am heiligen Ostermorgen vollzieht.

Diese Harmonie von Erdenlast und Himmelsahnung, diesen musikreligiösen Geist athinen fast alle Theile der mit technischer Meisterschaft geschriebenen Partitur. In zarter frommer Sehnsucht beginnt das ?rewclio (?'<wr), das in seinem ersten thematisch-melodischen Fortspinnen an Sebastian Bachs verklärte Art erinnert. Auf diese Empfindnngsweise ist auch der Um-

stand zurückzuführen, daß auf urkräftige dramatische Stellen, gleichsam in plötzlicher himmlischer Eingebung, größte Friedensstille folgt: so bereits im Vorspiel — welches ja in anziehendster Verarbeitung die wesentlichsten Motive des Werkes enthält — und so recht oft während der eigentlichen Action.
Ja — Mascagnis musikreligiöse Weise leuchtet auch ganz offenbar aus den charakteristischen Motiven selbst hervor, womit sich für unsere Betrachtung naturgemäß eine Zusammenfassung der beiden Hauptpunkte ergiebt, die als für Mascagnis Eigenart wesentlich hingestellt wurden: sein musikreligiöses Empfinden und seine überall melodische Tonsprache. So entspricht es dem Wesen dieser ganzen Musik, daß Mascagni gewisse svecinsch kirchliche Intervalle und melodische Schlußformeln in seinen Themen anwendet. Hier sei nur die besonders charakteristische Verwendung der absteigenden großen Quarte hervorgehoben, die seiner Tonsprache eine so kirchliche Weihe verleiht, daß sie nicht selten die uralte Macht des OrAsnums — die sr8 «rAäni^xävcZi — mit dem kühnen Quarten- und Quintenfviel in die Erinnerung bringt.
Natürlich zeigt sich dies am entschiedensten in den zwei Hauptpersonen der Oper, in Santuzza und Turiddu. Man befrage nur Santuzzas Romanze „V«i lo 8»v«te, o mamms" (Als Euer Sohn einst fortzog) in (5-Sv.r, I^ai-Ao, dann aus dem machtvollen Duett zwischen beiden die bereits im Präludium enthaltenen Motive im "/» Takt (L,o.äänts äppä88i«n»tc>) 15«, oo, luriääu rimsni (Nein, Turiddu, Du kannst mich nicht treulos verlassen) in (in der Einleitung in ?-äur) und dazu das ebenfalls aus deni Vorspiele bekannte, die heftigste Leidenschaft beschwichtigende Motiv zu den Worten: ..I.» wa 8äv.tu2?a piiMS«, s t'implvrn" (Ach, Deine Santa, kannst du sie leiden sehen). Daß Turiddu an diesen Eigenheiten ebenfalls seinen Antheil hat, bedarf kaum noch ausdrücklicher Versicherung, weiß man's ja, daß Mascagni im höchsten Parornsmus der Leidenschaft beide auf Eirund jenes charakteristischen Motivs im Takte durchaus unisono singen läßt.
Das ist nun freilich von imposanter Wirkung, auch vom gesangstechnischen Gesichtspunkte sehr lobenswerth: allein doch nicht vom Standpunkte der dramatischen Ausdruckswahrheit Daß sich Santuzzas zartes Bitt-Motiv in majestätischer Pracht zu heftigstem Glutverlangen steigert, oa,' ist ebenso kunstmahr als von glücklichster Inspiration zeugend: daß aber Turiddi als ebenso leidenschaftliches Gegenbild für seine Worte rabiatester Zurückweisung keine andere Sangweise findet, als die ureigene Santuzzas, das dürfte wohl nimmer gutgeheißen werden. Wo bleibt da die Wahrheit des Ausdrucks, die Verschiedenartigkeit der Charaktere und ihrer Stimmungen?
Daß jene oben hervorgehobene Eigenheit Mascagnis, sein musikreligiöses Empfinden schon durch die Art der Melodieführung sichtbar zu machen, in demjenigen Theile seiner Tonschöpfung, welcher die eigentlich kirchliche Handlung vertritt, besonders bemerkbar wird, das versteht sich von selbst. In dieser Beziehung ist das kurze Vorspiel znm Chorgesange „Regina ooeli, l»st»ie" von großer Beredtsamkeit, wie denn diese ganze große Scene, in welcher

Doppelchüre und Santuzza handelnd eingreifen, in jeder Hinsicht grandios genannt werden muß. Wie schlicht und ergreifend zugleich erklingt das iILLurrexit, zieut äixit!" Das sind himmlische Wendungen, die einen entzückenden Einblick in Mascagnis zart, sinnig frommes Gemüth gewähren. Daß des Künstlers Lieblingsweise (Santuzza-Motiv) in etwas veränderter Form auch in den religiösen Chören des Volkes, wie „InusFßiamo, il 8iFuor non 6 moi-to" (Laßt uns preisen den Herrn, der erstanden) zum Vorschein kommt, mag ebenfalls hierbei noch betont werden.

Daß Mascagnis Seele voll Gesang ist, das beweift in der (ÄvaUßi-j» jedes Lied, wie der gesammte recitativische Theil. Nichts von Banalität bei allem Vorherrschen des Gesanges, ja der formell abgerundeten Liederweisen. Das gilt ebenso von Santuzzas Romanze und sonstigen Elegien, wie um Alfios Fuhrmannslied, von Turiddus Siziliana und durchaus charakteristischem Trinkliede, und endlich erst recht von Lolas Liede. Lolas Lied gerade beweift wieder einmal schlagend, daß eine echte Künstlernatur, eine entschiedene Individualität sehr schwer oder gar nicht aus sich heraus kann. Mascagni wollte vielleicht Lola im Stile der Koketterie singen lassen: doch Lolas Lied athmet nichts von kokettem sirenenhaftem Wesen; vielmehr klingt aus dem 8wrne1Io äi I,c>1» ‚Mor cii Fia^iolo" (O süße Lilie) nichts als reines, zartes, frommes Sehneu, man mühte da schon mit aller Gewalt etwas hineinlegen, was dem absoluten Geiste dieser lieblichen Tonweise mit Nichten innewohnt. Auch in Lolas Liede verleugnet sich Mascagnis musikreligiöses Empfinden nicht.

II. >

Ich komme jetzt zu Mascagni, dem Harmoniter. Hier bekenne ich gleich, daß ich Mascagni für den interessantesten und eigenartigsten Harmoniker halte, den die zeitgenössische Musik besitzt. So wie es Richard Wagner verstanden hat, seine »nächtige Individualität in einer eigenartigen Harmonik (Modulation) zum Ausdruck zu bringen, so versteht es auch Mascagni, sein eigenartiges Empfinden durch eine adäquate Harmonik aufs Mannigfaltigste zu unterstützen. Hierbei tritt freilich Mascagni als ein ganz anderer auf, denn alle Romantiker, deren Oberhaupt Richard Wagner ist.

Der Nomantiker gefällt sich bei seinem Suchen und Sehnen nach Unendlichkeit darin, jählings aus einem Tonbereiche in ein ganz entlegenes zu stürzen, — ruhelos streift er durch alle Tongefilde, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen. Einen Ton etwa gründlich auskosten, zu untersuchen, welch liebliches Eigenthum in ihm verborgen schlummert: das kommt ihm kaum in den Sinn: vielmehr eilt und springt er von Ton zn Ton, und indem er so dieses oder jenes Motiv durch eine Menge unzusammenhängender Tonwelten führt, gebiert er das, was sich dein empfänglichen Gemüthe als Unendlichkeit der Melodie darstellt. Obwohl Mascagni auch diese Art von Modulations-Romantik würdigt und ihr hie und da Raum gewährt, so ist seine Modulation ini Großen und Ganzen doch aus ganz anderem Holze geschnitzt. Denn kurz und gut: Mascagni

Pietro Mascagni und seine OvsUeris «.usricsnz. ^g^
besitzt die Neigung und die Gabe, iin Tone (—Tonart) zu verbleiben und dem einzelnen Tone seine Modulationsgeheimnisse abzulauschen. In der OsvaUsria kommt die Tonart als solche wieder zu ihrem Rechte, — ferner wird eine bestimmte Tonart in immer neue Beziehungen zu ihren wirklich verwandten Tonarten gesetzt. Während also im Allgemeinen der moderne Tonkünstler seine einschneidendsten Harmonieffekte dadurch zu erreichen sucht, daß er plötzlich aus einer Tonart in eine mildfremde springt, dabei aber stets dieselben wenigen Accordarten miederholt, erzielt Mascagni seine frappantesten Wirkungen durch den Gebrauch selten gebrauchter Accordarten ein und derselbigen Tonart.
Bei der großen Bedeutung, welche die Oa vallsria des genialen Mascagni mit Recht gewonnen hat, kann es auch dem gebildeten Laien nicht erlassen bleiben, von Mascagni's harmonischer Eigenart Kenntniß zu nehmen. Ich will daher das eben Inerüber Eröffnete an mehreren Beispielen einleuchtender zu machen unternehmen.
Eine sehr häusige, durchaus leitereigene Modulation bei Mascagni ist folgende: Er bringt in einer Durtonart den tonischen Quintenaccord (Dreiklang), darauf den parallelen Mollaccord (auf der Untermediante) und darauf den Quintenaccord auf der III. Stufe der Tonart (Obermediante, ebenfalls ein Mollaccord). In?>ckur also, wie es das Vorspiel enthält ("V« ^.nclante poeo 6i mow), sind es die Quintenaccorde k-ä>«, ä-k-a und in der Sertlage os-a. Diese Accordfolge könnte man, da sie in der Oavallsria so häusig auftritt, vornehmlich in den Scmtuzza-Scenen, — diese Accordsolge könnte man also wohl das harmonische Urmotiv dieses Tonwerkes nennen.
Der Quintenaccord auf der III. Stufe einer Durtonart (in Oäur der Accord «-ß-K) hat ja allerdings einen fremdartigen Charakter, weshalb auch die strenge alte Theorie seine Anwendung so ziemlich perhorrescirt: aber gerade ^ür kirchenmusikalische Intentionen ist er wie geschaffen, weil er transcendent wirkt. Diesen in jeder Durtonart durchaus einheimischen Accord benutzt nun Mascagni in ebenso ergiebiger als selbständiger Weise, und das entspricht wieder seinem musikreligiösen Empfinden: denn durch diese Modulation mit dem schon hervorgehobenen typischen Quartenschritte in der melodieführenden Stimme erhalten seine Melodien zumeist ihre kirchliche Weihe.'
Dieselbe Anwenduug des Quintenaccordes auf der III. Stufe der Durtonart (Obermediante) übt auch iin vielgepriesenen Jnterinezzo ihre Zauberwirkung aus (ä-nwll, a-ö-ö in der I^äur-Tonart) Hierin gerade wirkt diese Anwendung noch frappanter, fremdartiger für alle, denen die leitereigene Modulation in strenger Consequenz ein unleidiges Ding ist, well sie hier in einer Kette von stufenweise abwärtsschreitenden Harmonien auftritt. Mascagni dat da in der?-6ur-Tonart in unmittelbarer Folge: O-s-g, L-ci- (t), T-b-ä-f und wieder »-e-s von wundersamster Wirkung: und doch nur völlig leitereigene Modulation, ohne daß die festgeprägte Tonart irgendwie verlassen wird. Da darf man denn wohl mit Goethe ausrufen:
Willst Du immer weiter schweifen
Sieh', das Gute liegt so nah — (Erinnerung)

Alfr. Lhr. «alischer in Berlin.
Ein Anderes. Unter den Septimenaccorden ist offenbar der kleine*) Septimenaccord Mascagnis Favorit-Harmonie. Mit diesem Accorde schlägt Mascagni seine grimmigsten musikdramatischen Schlachten. Das ganze Oävälleria-Werk wird mit einem solchen Sevtimenaccorde im Nacheinander-klingen der Einzeltöne (ss-b-ä-l) eröffnet; das erste Fortifsimo bringt den-selben Accord unter alle Orchesterstiminen vertheilt, worauf unmittelbar im Pianissimo Santuzzas Bittgesang erklingt. Die dreifache hochdramatische Steigerung im Allegro des k'rslnäi« wird wiederum mit Hilfe dieses durch Mascagni zu ungeahnter Glorie erhobenen Accords bewirkt: erst wieder ß-b-ä-f (4 Takte), dann in die Quarte transponirt c-e»-F-b (4 Takte) und zum dritten Male — in die Quarte (resp. Unterquinte) transponirt — f-«8-c><« (abermals 4 Takte) worauf mit der Trugkadenz lz-K-ci der Orgelpunkt auf K eingeleitet wird. Und im dreifachen Forte </M der Einleitung gegen Ende bewährt wieder derselbe Septimenaccord ss-b-cl-f seine einschneidende Kraft, um dann mild und immer milder voll Versöhnung das Ende vorzubereiten. Während der Scenen selbst, besonders zwischen Santuzza und Turiddu, ist dieselbe Macht dieses Accordes zu verspüren. Damit gerade hat Mascagni eine erfrischende allgemeine bedeutsame Abwechselung bei dramatischen Kraft-gewalten eingeführt, während sonst für tragische Schauer stets der verminderte Septimenaccord (z. B. Ls-ä-H-es) als eine Art Panacäa herhalten muß. Verschmäht wird ja dieses dramatische ttraftmittel auch von Mascagni nicht — doch es ist von seinem Throne gestürzt. Der tragische Ausgang, Turiddus Tod, wird aber wieder durch einen solchen erschütternden kleinen Septimen-Accord oes-F-d mit vierfachein Forte <//M besiegelt.
Daß Mascagni auch sonst, wo er wirklich modulirt, das heißt einen Tonartenwechsel vollzieht, ebenso interessant als eigenartig erscheint, soll nur betont und bekräftigt werden, ohnedaß weitere Belege in einer nicht fachmänni-schen Zeitschrift dargeboten werden können. Nur das sei versichert, daß auch hierbei Mascagni ein vortreffliches Bewußtsein von wirklicher Tonarten-Ver-wandtschaft besitzt und in diesem frohen Bewußtsein ebenso sicher als scheinbar recht verwegen operirt. Wer das Grundprinciv erkennt und besitzt, von dem — wie auseinandergesetzt wurde — Mascagni in seiner Harmonienwelt beseelt ist: der muß dessen ganze Harmonik sür nichts weniger als verletzend oder gar beleidigend ansehen; vielmehr muß sie einem Solchen recht zahm und einfach erscheinen: denn gar manche leitereigenen harnionischen Kraftmittel sind von Mascagni noch gar nicht verwendet. Da liegt also für die Zukunft noch ein sehr iveites Feld offen. Soviel steht jedoch durch Mascagni fest, daß der von ihin in musikdramatischer Hinsicht eingeschlagene Harmonieweg

*) Nach meiner Accordlehre wird ein Septimenaccord mit kleinem (Moll-) Quinten» accorde und kleiner Septime der kleine Septimenaccord genannt, z. B. ß-d-ä-f, weil sowohl der ihm zu Grunde liegende Dreiklang (g-d-d) als auch die hinzutretende Septime ^-l das Beiwort klein beanspruchen.

durchaus der richtige ist; auf diesem Wege allein werden ihm und jedem weiteren Operncomponisten gewiß stets neue Lorbeeren erblühen.

m.

Ein Werk wie die Luvätleriu, Rusticauu, hat ein Recht darauf, daß ihm eine würdige, künstlerisch abgerundete Darstellung nicht nur im engeren Vaterlande bereitet werde, sondern auch überall, wo die musikalische Kunst gepflegt wird. Für alle Länder, außer Italien, kommt dabei zuerst die Textgrundlage der Komposition in Betracht, also die Bearbeitung des Librettos. Die Verlagshandlung der OävsNeri» für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die königliche Hof-Musikhandlung Ed. Bote und G. Bock in Berlin, hat einen Text herausgegeben, der „mit Benutzung der Übersetzung von Oskar Berggrün für die deutschen Bühnen bearbeitet" ist. Diese deutsche Bearbeitung fordert leider zu vielerlei Tadel heraus. Bei dem großen Interesse, welches die gesammte Musikmelt der OsvsIIeria Ru8tio«va entgegenbringt, erscheint es dringend geboten, daß diese altberühmte Verlagshandlung möglichst bald eine neue bessere Uebertragung des italienischen Grundiertes veranlasse, womit sie sich immer größere Verdienste um Mascagni und sein Werk erringen würde.

Gut übersetzen ist ja nicht leicht: allein dieser Uebersetzer hat es sich doch gar zu leicht gemacht. Das Metrum ist Meist sehr mangelhaft; allzugroße Freiheiten werden nicht durch poetische Schönheiten aufgewogen, die Reime sind — im Vergleich zum Grundierte — entweder ganz willkürlich behandelt oder völlig vernachlässigt. An einer Probe sollen all diese Ausstellungen des Näheren veranschaulicht werden. Ich wähle die Siziliana, welche Turiddu während des Preludio bei geschlossener Scene l> 8ip»ri« «»lato) singt. Ursprünglich ist die Siziliana ein Dialekt-Lied*). Das Ganze ist in zwei jambischen Strophen mit mannigfach wechselnden Reimpaaren gedichtet. Jede Strophe hat vier fünffüßige Versreihen (lnwerkatalektisch). Es ist also der deutsche Sonettvers mit lediglich weiblichen Reimen.

Die Reime des Urtextes sind

esinlois», cirsss, riss, v»s»; spssu, aceisu, psrsäisu und tr»»u:
» d»deä ck 0

*) Da das I.lsprüngliche Dialkktlied manch einen anderen Zug als die italienische Uel csetzimg enthält, setze ich es zur Kenntnifznahme hierher:

luriääu) 0 I^ol» o'Ksi 6i Istti Is rsmmis»
si disnc» « russ» eomu I» «irss»
biktu z>i I» priuiu ou ti vs«ä!
I^trs I» puort» tu» I» s«»ßu s' spssu,
m» nun me Wpuort» si es muoru sevisu ,., ,
e si c« inuoru s vs^u 'n p»rsäisu
si nun cs tovovo » tti» msoeu vs trssu,

Alfr. Chr. Ralischer in Berlin.
Diejenigen der italienischen Uebersetzung folgende:
spm«, sols, porporin«, vals; pari»,, n'imports,, p»r»äis« und vis«,
sbllk« v ck ^
Die deutsche Bearbeitung hat folgende Reime, resp. Reim stellen:
Wangen, Lippen, nippen. Verlangen; Mal (männlich!), Qual (männlich!), dann Hölle
und Antlitz.
« <?!)
Auf Hölle fand der Bearbeiter offenbar keinen Reim mehr.
Doch man schaue und prüfe das Ganze nunmehr selbst.
Ich stelle hier die italienische Uebersetzung hin, dann die deutsche Be-
arbeitung und zum dritten die von mir selbst dargebotene, um zu zeigen,
wie leicht und gut hier Wandel zu schaffen ist: ,
Italienische Uebersetzung des Urtextes:
(?rä6u2i«iie.)
0 I,«Is, dians» ««ms Lor äi spinn,
qusncko t,'s.llkvei tu, s'älläoeis. il s«I«;
«Ki t'K». diuziäto ii lädbr« porpzrino
Frs,?is, piu bslls, » Via «uiscksr nou vül«.
O'u ««ritt« s«,ugus s«pr«, Is, tu» pzrt»,
m» ai rssts,r«i s, ms non ms »'imports,;
s« psr ts mo^« s vsäo in pärackis«,
nou o'sntr« ss von vsä« i! tu« dsl vis«.
Deutsche Bearbeitung im Textbuchs:
O Lola, rosengleich blühen Deine Wangen,
Roth mir die Kirschen leuchten die Lippen;
Wer vom Mund Dir Kusse darf nippen,
Trägt nach dem Paradiese kein Verlangen.
Wohl steht vor Deiner Thür ein warnendes Mal,
Dennoch, ach, lieb' ich Dich zu meiner Qual;
Und ohne Zaudern eilt' ich zur Hölle,
Fand' ich im Paradies nicht Dein holdes Antlitz.
«
Uebersetzung des Verfassers:
O Lola, ach so weiß wie Dornenblüthe,
Wenn Du erscheinst, erscheint die lichte Sonne,
Und Deiner Purvurlippen Zaubergüte
Ist schön're Gnade mir als HimmelSwonne.
Und blut'gc Schrift droht über Deinen Thören,
Doch abzulassen kann mich nichts verführen:
Und fühlt' ich sterbend Paradieses Wehen,
Nicht tret' ich ein, kann ich Dein Bild nicht sehen.

Dies eine Beispiel mag statt vieler genügen, um den Beweis zu geben, daß der italienische Osvalleris-Tert nicht nur mort- und sinngetreu, sondern auch rhythmisch correct und poetisch ins geliebte Deutsch übertragen werden kann. —
Im Sommer des Jahres 1891 erwarb sich der Director des Prager Landestheaters, Herr Angelo Neumann, ein hohes Verdienst damit, daß er den Berlinern im Lessing-Theater die erste Bekanntschaft mit Mascagnis genialem Werke verschaffte. Die Oper erlebte dort eine stattliche Reihe von Aufführungen, die allgemein gelobt und gerühmt wurden, so daß Mascagnis Popularität seitdem in Berlin hoch anwuchs.
Man hätte nun vielleicht glauben sollen, daß die Begierde nach Mascagnis Osvälleria-Musik durch die zahlreichen Aufführungen im Lessing-Theater gestillt war und daß der Zudrang zur ersten Aufführung der Oa-Valeria Rn8ti«tm« im Königlichen Opernhause zu Berlin kein besonders intensiver sein würde. Doch da mußte man das Unglaublichste erleben. Die ältesten Räthe der General-Intendantur versicherten, daß etwas Derartiges in den Annale« des Berliner Opernhauses noch nicht vorgekommen wäre. Das große Berliner Opernhaus war vor der ersten Aufführung, die Mittwoch, den 21. October 1891 stattfand, bereits fünfmal ausverkauft. Dieser Umstand' mag mit als Gradmesser sür den inzwischen immer mächtiger anschwellenden Ruhm Mascagnis angesehen werden.
Die Aufführung der Oavalleri» Ru8ti«äi>a war eine ganz vorzügliche.
Von einer zu großen dramatischen Wucht der Oper, von erdrückender Orchestergemalt — wovon alle Welt nach dm Aufführungen im Lessingtheater erfüllt mar — konnte man im Opernhaufe nichts verspüren. Hier kam die orchestrale Pracht, die im Großen und Ganzen munderbare Jnstrumentirung erst recht zur Geltung. Der sich fort und fort entwickelnde Mascagni wird im Laufe der Zeit hinsichtlich der Orchestration hoffentlich Zweierlei deherzigen: eine zu hausige Anwendung grellster Contraste thut dem ästhetischen Eindrucke Abbruch, desgleichen ein zu üppiger Gebrauch der Posaunen, namentlich der Baßposaune, bei raschen Tonfiguren. Letzteres scheint Mascagni Verdi abgelauscht zu haben, der in seiner sonst so bedeutenden Othello-Oper vielfach mit derartigen Mitteln operirt.
Die außerordentliche Anziehungskraft, welche die <üav»U»ia Rnsticsnä im Opernhause auf die Freunde der dramatischen Musik ausübt, hält noch immer an. Mascagni ist gegenwärtig der^Musikheld des Tages.
Inzwischen ist der junge Meister mit einem neuen Opernwerke: „I.'aWi ?rit2" hervorgetreten, das uns den Künstler von einer ganz neuen Seite zeigen wird. Das Werk athmet einen durch und durch idyllischen Charakter. In Rom wurde das liebliche Gebilde seines Schöpfers mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Noch im Februar wird auch Deutschland Gelegenheit erhalten, sein Votum über dm „Freund Fritz" abzugeben. In Berlin wird diese Oper zuerst gegeben werden.

Aus Emanuel Geibels Studienzeit.

von

Vtarl Oheodor Oaedery.

"— Nerlin, —

las wir bisher über Geibel als Student wissen, verdanken wir vornehmlich der leider unvollendeten Goedeke'schen Biographie des Dichters, sowie den von mir herausgegebenen „Deibel-Denkwürdigkeiten". Zumal in letzterem Buche*) bieten die Bonner Erinnerungen meines Vaters die wesentlichsten Aufschlüsse, Freilich hat die Darstellung des damalig«: Lebens und Treibens in der Musenstadt am Rheine mancherlei Lücken, welche nun, wenn auch nicht vollständig, doch immerhin recht beträchtlich ausgefüllt werden sollen, ebenso interessant als authentisch. Denn es ist Emanuel Geibel selbst, der hier in Prosa und Poesie das Wort ergreift, uns erzählt von seinen Collegien und Arbeiten, Eindrücken und Empfindungen, Ansichten und Richtungen, Beziehungen und Bekanntschaften, Abwechselungen und Erholungen, bald mit ruhigem Ernst oder feurigem Pathos, bald mit launigem Frohsinn, herzlicher Harmlosigkeit, bisweilen tiefer Schwermut^ in Briefen und Gedichten, die er seinem zu Lübeck weileuden Wattenbach sandte. Dies Material, vermehrt durch neue Mittheilungen meines Vaters, sowie des Kommilitonen Moritz Sotzmann, liegt meiner Schilderung, zu Grunde.

Wilhelm Wattenbach, geboren den 22. September 1819, besuchte das Lübecker Katharineum, welches der vier Jahre ältere Emanuel Geibel, geboren den 17. October 1815, im April 1835 verließ. Ersterer hatte drei

*) Emanuel Geibel-Dcnlwürdillleiten. Von Karl Theodor Berlin 1886. ll edertz.

Schwestern, von denen Caroline an den dortigen Gymnasial - Professor Johannes Classen verheirathet mar, Sophie ihn durch Geist und Kenntnisse fesselte, die dritte aber, Wellie, durch ihren ungemeinen Liebreiz die erste heiße Leidenschaft in ihm entzündete. Besonders sie machte sein Hsrz beim Abschiede schwer, so daß die Sehnsucht nach ihr mit der Entfernung wuchs. Schon in Lübeck war er es gewohnt, nachdem er Wilhelm in's Vertrauen gezogen hatte, in dessen Stammbuch Liebeslieder einzuschreiben, damit Cäcilie sie lese. Mit ihr auch in der Fremde verbunden zu bleiben, war sein Wunsch, wozu ein Briefwechsel mit dem Bruder die beste Handhabe zu bieten schien. In dem letzten Gedichte, das Geibel beim Abgange von der Schule schrieb, heißt es über Wilhelm Wattenbach:

„Ist er auch voll krauser Grillen und voll Neckerei und Scherz,
Leicht erkennst in seinen Streichen dennoch Du daS gute Herz.
Griechisch weih er frei zu reden, wie ein Philolog don Fach,
In der edlen Kunst der Turner steht er keinem Griechen nach;
Selbst dem Pollux gleich, dem Kastor, führet er behend da? Ruder,
Ja, ich möcht' ihn Kastor taufen, denn er ist Helenens Bruder."

Als derselbe den seit Anfang Mai 1835 in Bonn befindlichen Studiosus durch eine Epistel aus Lübeck erfreute, kam nachstehende, ausführliche Erwiderung:

Bonn, den 25. Mai 1835.

Der Tag ist nun vorüber, Wilhelm, und ich sitze still und allein beim Lampenschimmer auf meinem Stübchen und denke an die Heimat und an all die Menschen, die ich dort gekannt und geliebt. Was könnte ich da Besseres thun, als Dir antworten auf Deinen lieben, gestern angelangten Brief, der, wenngleich manche trübe Nachricht enthaltend, mich dennoch innig erfreut hat, wie ja jedes Wort, das aus der Ferne in meine Einsamkeit herüberklingt, mich wunderbar bewegt. Und gerade Dir muß ich heute schreiben, denn in meinem Herzen regt sich eine schöne Erinnerung an den 25. Mai des vorigen Jahres, wo ich mit Deiner Familie im Riesebusch unter den grünen Bäumen mein fröhlichstes Frühlingsfest feierte. Das Andenken an jenen Tag ist mir von jeher ein liebes gewssen; aber heilte, da ich von Euch und Allen, die daran Theil nahmen, so weit entfernt bin, tritt es wie ein schönes Traumbild noch einmal vor meine Seele, und ich versenke mich gern in seinen bunten Schimmer. Da seh' ich uns in lustigem Kreise unter die Buchen gestreckt, scherzend und lachend; die Sonne glänzt durch die Bäume, der Kessel brodelt über den rothzüngelnden Flammen, und Robert der Teufel und Rahel, die ich beide nicht wohl leiden kann, raisonniren keck und wohlgemuth gegen einander los. Der Professor in seinen weißen schimmernden Beinkleidern springt frisch durchs hohe Gras, Paulus der Theologe will den Hügel hinabrennen und fällt und zappelt gar ergötzlich mit Händen und Füßen, und die Jungen des Directors mit ihren dummpfiffigen Gesichtern bringen dürren Reisig geschleppt, um das Feuer

zu nähren. Aber Cäcilie und Louise von Ahlefeld haben sich still davon geschlichen und im blühenden Grün sich ein freundliches Nest gebaut, um traulich darin zu unterreden und des erquicklichen Nachmittagsschlnmmers zu genießen. Und sie wollen fast böse werden, als ich sie zu frühe zum Aufbruch wecke; doch ihr Zürnen legt sich bald, und der Apotheker und ich schwatzen ilmen beim Rückwege Allerlei vor von Blau und Roth und Grün und Gott weiß, was des dummen Zeuges noch mehr. Doch wohin gerathe ich? Das ist ja Alles längst vorbei, und nur der Kranz, den Sophie mir damals gewunden, liegt in diesem Augenblicke vor mir. Schöne vergangene Zeit! Ich wollte, ich könnte sie noch einmal durchleben, ich habe Heimweb nach ihr, wie der Schweizer nach seinen Bergen, und denk' ich an sie zurück, da ist mir, als hört' ich das geheimnißvoll ^sehnsüchtige Alphorn erklingen, von dem Iustinus Kerner singt. Und doch ist es auch hier so schön, besonders in diesen Frühlingstagen, wenn der sonnigblaue Himmel sich wolkenlos über den Rheinesufern wölbt und die blühenden Apfelbäume inre duftenden Schneegestöber herabschütteln und aus allen Büschen und Sträuchen das Lied der Nachtigallen ertönt.

Aber die Natur muß mir auch Alles sein, und noch vermag sie dem durch liebenswürdigen Umgang Verwöhnten nicht das zu ersetzen, was er verlor. Denn die wenigen Kreise, auf die ich hier angewiesen bin, darf ich nur selten besuchen und nicht einmal immer zu reinem Genüsse, da bald dieser, bald jener Umstand störend eintritt. Wenn ich aber einsam auf meiner Stube meine theologischen Schmierereien verwünschen möchte oder mich ärgere, daß ich eine Rede des Perikles im Thukvdides nicht zu enträthseln vermag, da spring' ich auf und renn' hinaus nach Godesberg in die Trümmer der alten herrlichen Burg, wo das Epheu schwankt und die Luft frei durch die grauen Gemäuer zieht. Da wird mir wieder wohl, und ich sehe die Sonne blutroth untergehen in leuchtende Wolken und kehre in Mond- und Sternenschein beim Spätgeläut der freundlichen Dürfer umher in die Stadt zurück.

Das Leben und Treiben der hiesigen Studenten will mir im Allgemeinen nicht gefallen. Leere Nenommisterei und unbegrenzte Genußsucht, geistige'Veschränktheit und bewußte Rohheit scheinen die Grundzüge nur zu Vieler zu sein. Von wissenschaftlichem Ernste habe ich außerhalb des Kreises, in den Alexander von Campe freundlich mich einführte, nur wenige Spuren gefunden. Du weißt es selbst, daß ich weder auf der einen Seite die Freude verachte, noch auf der anderen eine allzu große Feinheit und Zierlichkeit verlange (wie Deine Schwester mir Schwarz auf Blau aufrichtigst testirt hat*), allein Ercesse, wie ich sie hier schon habe ansehen müssen, haben mir doch das Blut in's Gesicht getrieben. — Campe hat unter Ernsts Einfluß sich sehr glücklich entwickelt, er ist einer der gemüthvollften Menschen geworden.

*) T>. h. schriftlich auf hellblau Papier. Enianuel Geibel gab wenig auf die tleinen Hcflichleiten und nannte sich entschuldigend selber einen .eminenten Grobian-.

die ich kenne, und es läßt sich gut mit ihm leben. Ueberhaupt unterscheiden sich, wie ich schon bemerkte. Alle, die man bei ihm trifft, und mit denen er in genauer Verbindung steht, gar sehr von den: gewöhnlichen Haufen der Bonnenser Studenten. Da ist noch ein gemeinsames Streben nach dem Großen und Schönen, ein lebendiger Austausch von Ansichten und Ueberzeugungen, ein reger Sinn, der die Oberfläche durchdringend überall die tiefere Bedeutung zu erfassen sucht.

den 29. Mai.

Was doch Alles aus einem unglücklichen hergelaufenen Studiosus der Philologie*) werden kann! Sogar ein hochzuverehrender Herr Gevatter und Taufpathe. Um es unverblümt zu sagen, es ist vor kurzem vom kleinen Buch Hiob die sechste Duodezauflage erschienen, ein kleines allerliebstes Büchlein, und da selbigem zu gebührender Unterscheidung von den übrigen Hiobchen der Name meines Vaters Johannes auf's Titelblatt gedruckt werden sollte, so hatte meine Wenigkeit die Ehre, bei der Taufe dessen, nämlich meines Vaters, Stelle zu vertreten. Nach der Feierlichkeit ging es äußerst fidel zu, der Rheinmein floß in Strömen, der alte Ernst Moritz Arndt wußte eine lustige Geschichte auf die andere vorzubringen, und dem kurzen kugelrunden Bleek glänzte die Freude so hell aus den Augen, daß ich recht meine Lust daran hatte. Auch Tante Lene, die Du aus Bettinas Buch kennen gelernt haben wirst, wohnte dem Feste mit bei und lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, was ich auch nicht unterlassen werde.

Wegen Bettina habe ich hier schon mancherlei kleine Streitigkeiten und Wortwechsel gehabt, da man sie im Allgemeinen nicht recht anerkennen will. Und wenn die Leute zuletzt gegen die sprudelnde Fülle ihres Geistes, gegen die liebenswürdige Zartheit ihrer Neigung, gegen die Hoheit ihres Enthusiasmus und die Vollendung ihres Ausdrucks nichts mehr einzuwenden wissen, dann sagen sie: Ich möchte sie doch nicht zur Frau haben. Ihr guten Seelen! Bettina hat noch nie daran gedacht, euch Heirathsanträge zu inachen, und schwerlich wird ihr jemals so etwas in den Sinn kommen.**) Bis dahin aber achtet sie, liebt sie, bewundert sie, und wenn euch einmal warm wird im Herzen und das innerste Geheimniß eurer Seele herausspringen will, dann versucht es, ein Werk zu schaffen, das gleich ihren Briefen den Stempel der Göttlichkeit auf der Stirne trägt. Aber ihr könnt es nicht, denn ihr habt nicht so heiß, s« innig, so rein geliebt wie sie, und eben weil ihr sie nicht versteht, vermögt ihr sie nicht zu lieben, denn „Verstehen ist lieben". —

Was Wassens Urtheil über Kerners Kakodämonologie betrifft (denn dies liegt offenbar der in Deinem Briefe ausgesprochenen Meinung zun, Grunde), so kann ich nicht ganz mit demselben übereinstimmen. Ich glaube

*) Und, in erster Linie, der evangelischen Theologie. Siehe Amtliches Verzeichnib: Bonn, Sommer-Halbjahr 1835.

**) Ihre Ehe mit Achim von Arnim war eine durchaus glückliche gewesen und mit sieben Kindern gesegnet. Arnim starb 1831. 1832 Goethe, Bettina 18S9. Neid und End. I^X, 17» 13

auch an Kakodämonen und an ihre Gewalt, sich auf Zeiten des Menschen zu bemächtigen, wenn mir gleich die zusammengeflochtenen Kuhschwänze etwas fabelhaft vorkommen. Classen selbst nannte einst Wallenstein und Cromwell dämonische Naturen, aber was ist das anders, als eine geringere Potenz von dem, dessen Eristenz zierner darzuthun versucht? Ick, will es nicht läugnen, daß er, von zu ungeregelter Phantasie und mancher nicht vollkommen begründeten Idee geführt, oft zu weit gegangen ist, aber „durchaus unwürdig" möchte ich das Buch nicht nennen.*) Dazu kommt, daß mir den in Frage stehenden Factis zu fern sind, um ein nach allen Seiten völlig richtiges Urtheil darüber fällen zu können. Willst Du einmal über dergleichen einen ergötzlichen Diskurs haben, so bringe .Honrad ans dies .«avitel.

Den 30. Mai.

Und wieder ist es Abend geworden, und ineine Gedanken flüchten sich aus dem buntverivorrenen Getriebe hier in das stille freundliche Asyl der Heimat. Ich habe mich oft über ihre schiefen Thürme und schiefen Gesichter lustig gemacht, und doch säh' ich jetzt beide ganz gern einmal. Noch lieber aber möcht' ich auf Eurem hellbefensterten Feenschloß einen Abend mit Euch zubringen, wo über und unter dem Dache die Wolken ziehen. Ich denke mir Euer Leben da draußen, besonders nach Sonnenuntergang, recht hübsch; Euer Theekreis muß sich allerliebst ausnehmen, die helle Lampe auf dem weißbehängten Tische unter den grünen Linden. Da werdet Ihr wohl wieder aus Bettinas herrlichen. Buche Euch vorlesen oder andere Goethe'sche Studien treiben, denn Goethe gehört ja einmal zu den Penaten Eures Hauses. Und mit Recht; je gründlicher und anhaltender ich mit seinen Werken mich beschäftige, desto mehr muß ich ihn achten und bewundern. Seine Schriften sind wie reichhaltige Metallgruben, immer neue Goldadern glänzen im Schacht empor, iminer werthvollere Schätze leuchten dein forschenden Auge entgegen. Was mir gestern noch als ein minder gewichtiges Wort erschien, davon erkenne ich, vielleicht durch irgend einen Zufall geleitet, heute die tiefere Bedeutung. Und das Alles ist so klar, so in sich abgeschlossen, so voll edler Ruhe und besonnener Mäßigung. Ebenso geht es mir mit Shakespeare und Sophokles, die niir von Tage zu Tage fester an's Herz wachsen, und ich

*) Classen verdammte nicht das Buch an sich, sondern die Art, wie die Dämonen sich äußern. Gemeint sind .Geschichten Besessener »euerer Zeit Beobachtungen auS drm Gebiete kakodämonisch magnctisHer Erscheinungen von Justinus Kerner. Karlsruhe 1834," Darin S. 20 folg. Die Historie de« Mädchens von Orlach. »Darauf sing es an, allen dreuen Kühen im Stall ihre Schwänze auf's kunstreichste zu flehten, so kunstreich, als hotte es der geschickteste Borstenmacher gethan, und dann die gesloHtenen Schwänze wieder untereinander zu verknüpfen. Machte man die Flechten auseinander, so wurden sie bald wieder von unsichtbarer Hand geflochten und das mit einer solchen Geschwindigkeit, dafz, wenn man sie kaum gelöst hatte und sogleich wieder in den menschenleeren Stall zurückgekehrt war, die Schwänze auch bereit» wieder allen Kühen auf daS kunstreichste und pünctlichste geflochten waren, und die« täglich vier bis fünfmal."

laim wohl sagen, daß diese drei Heroen mir wie freundliche Gesellschafter in meiner Einsamkeit zur Seite stehen. —
Tausend Grüße an Deine Mutter, Cäcilie und Sophie, ebenso an Classen und seine Frau, den kleinen blauäugigen Wolfgang nicht zu vergessen. Auch Niebuhr und RSfe, wie meine übrigen Freunde bitte ich zu grüßen, die beiden ersteren sollen bald ausführlicher von mir hören. Und nun gute Nacht! — Verzeih' übrigens diesen charakterlosen Brief; ich habe geschrieben, ivie ich gesprochen haben würde. Antworte mir bald.
Dein
Emamiel.

Vorzüglich versetzen uns diese Zeilen in die äußeren und inneren Zustände unseres Musensohnes, dessen Gedanken sich viel und gern mit der Heimat beschäftigten. Da tauchte vor allem ein verflossenen Pfingsten mit Wattenbachs nach Schwartau unternommenes Picknick wieder auf. das er auf Cäciliens Wunsch gleich damals in einer Ode („Denkwürdigkeiten" S. 21 folg.) besungen hatte, und wozu wir jetzt einen Commentar erhalten. Ter Professor ist Classen, der Tirector Jacob, Paulus der Theologe vielleicht der orthodorgläubige Oberappellationsrath Pauli, der Apotheker muthmaßlich Provisor Menge, ein wunderbarer Christ, witzig und originell wie EmanuelS Amder Konrad, der Organist und Comvonist; wer Robert der Teufel und Nahel konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nicht nur des schönen Sonntags im Riesebusch erinnert er sich lebhaft, auch der Gemüth und ('Seist anregenden Theeabende bei Wattenbachs, welche Winters in der Beckergrube, Sommers im Gartenhause hinter der Lorenzkirche vor dem Holstenthore wohnten. Hin zu ihnen sehnt er sich, ungeachtet der schiefen Thürme von St. Marien nnd vom Dom, die übrigens neuerdings mit Müh' und Roth gerade gemacht sind. Er läßt sich berichten über ihre Lectüre und giebt seine Ansichten kund. Auch ihn interessirt Justinus Kerner als Dichter und Geisterseher, den er später in Weinsberg aufsuchte; auch ihn fesselt „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" in höchstem Maße. Es freut ihn, die Bekanntschaft einer Persönlichkeit aus Bettinas eben erschienenem Buche*) zu inacheni des Philosophen Jacobi dreiundachtzigjähriger Schwester Helene, von der Ricolovius sagt, sie habe die Tage ihres Bruders verschönert, ihm die Rulie und Erbebung erhalten, deren er zum Schaffen seiner unsterblichen Werke bedurfte, und vielfach gegeben und empfangen in großem geistigen Verkehr. „Tante Lena" mar aus Düsseldorf nach Bonn gereist zur Kindtaufe bei dem zeitigen Dekan der evangelisch-theologischen Facultät, Consistorialrath und Professor Friedrich Bleek. Dieser, Holsteiner von Geburt, ein alter Freund

*) Zweiter Theil, S. 2, Ist, 7« folg. und «7. Die Kier Kumoristisch geschilderte Matrone starb am U. Juli 18Z7.

1.9? llorl Theodor Saedertz in Berlin,
von Pastor Johannes Geibel, auf dem Gebiete der biblischen Geschichte und Exegese ausgezeichnet, namentlich durch sein Hauptmerk über den HebrSerbrief, ^ebte in glücklicher Ehe mit Auguste Sethe; bei dem sechsten Sprößling vertrat Emanuel für seinen Vater Pathenstelle. Bettina von Arnim begegnete er zwei Semester darauf in Berlin; sie sollte auf seine Zukunft einen wichtigen Einfluß ausüben. Doch bei aller Sympathie für ihre ganz eigenartige Erscheinung urthellte er über ihre Publikation, die er jetzt noch, völlig bezaubert, als baare Münze hinnimmt, nachmals nüchterner und kritischer, wie z. B. aus folgenden Zeilen an Cäcilie vom 3. November 1871 erhellt: „Wir lasen die neu erschienenen Briefe der ‚Frau Rath', deren köstliche Frische und gesunder Humor auch Ihnen zusagen würde. Aus diesen ursprünglichen Blättern muß man Goethes Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettinas vielfach mit willkürlicher Zuthat versetzten Berichten." MeKr noch als jene Ausgabe von Keil würden ihn die kürzlich von Suphan veröffentlichten Briefe der Frau ‚Aja' an ihren Sohn und seine Familie entzückt haben. Die schwärmerische Verehrung für Goethe, welche in dem Wattenbach'schen Kreise damals so weit ging, daß Classen*) seinen auf den Namen August getauften Sohn stets Wolfgang rief, theilte schon der junge Geibel vollständig, und er verharrte zeitlebens in schöner Würdigung des einzigen Genius; eine Blüthenlese aus Geibels Briefen alter und neuer Zeit ergäbe über Goethe manche feinsinnige ästhetische Bemerkung.

Das studentische Leben lockte ihn Anfangs gar nicht, und es mar ihm sehr einsam zu Muthe. Doch bald trat er in näheren Verkehr Mit drei jungen Juristen, die gleichzeitig mit ihm an die rheinische Universität gekommen waren: Moritz und Julius Sotzmann aus Berlin und Moritz Koppe aus Wollup. Namentlich der erste der zwei Brüder, eine leidenschaftliche, zur Melancholie neigende, dichterisch begabte Natur, ein begeisterter Verehrer Lord Byrons, fühlte sich zu Geibel hingezogen, den er seltsamerweise beständig „Viktor" statt Emanuel nennt. „Am meisten gefällt mir," schrieb er seinen Eltern am li. Mai 1835, „ein junger Mensch aus Lübeck; ich lernte ihn ganz zufällig kennen; «in ersten Abend, wo wir bei Freunden waren, saßen

") Johanne» Clossen bekundete sein lebhafte« Interesse für Goethe bei jeder Gelegenheit; u. Sl. rührt der zu der am 28. August 1849 im Lübecker Katdarineum stattgehabten Goetbefeier gesprochene Epilog von ihm her. Seine Schilderung von GoetbeS Dichten und Denken schlicht mit den Versen:

Er hat den Saamen nicht umsonst gestreut:
Was alle deutschen Herzen heifz ersebnen,
Dafz sich des Vaterlandes Ruhm erneut,
ES wird, es mufz vereinter Kraft gelingen,
Wenn wir in Goethes Sinne vorwärts dringen.

Dem verehrten Manne war cS nicht mehr vergönnt, vorliegende Erinnerungen aus der Studienzeit seine» Schülers Geibel kenne» zu lernen; er starb am 3l. August 1891 im 86. Lebensjahre zu Hamburg.

wir uns kalt einander gegenüber und sprachen kein Wort zusammen, schlössen aber den Tag darauf die innigste Freundschaft. Es ist ganz merkwürdig, wie man oft zusaminengeräth, und was Einen an den Anderen fesselt. Fast ohne vorher ein Wort gesprochen zu haben, auf das bloße äußere Ansehen sind wir Freunde geworden, und nun wir uns gegenseitig ausgesprochen, stimmt auch unser Inneres ganz zusammen, und wir mußten die besten Freunde werden."*)

Beide machten Pfingsten, keiner von der Absicht des Anderen unterrichtet, eine Rheinfahrt nach Köln. Auf dem Dampfschiffe spielte sich eine ergötzliche Scene zwischen einein alten schläfrigen Herrn und einein lesenden Engländer ab, die Sotzmann mit Humor in seinein Tagebuche schildert; dann heißt es weiter: „Unser Lachen verursachte, daß eine Dame sich umdrehte, die mir bisher den Rücken zugekehrt hatte, und meine Aufmerksamkeit von dem Alten ab auf sich zog. ‚Welche wunderbare Aehnlichkeit!' sagte ich und glaubte für mich gesprochen zu haben, aber eine andere Stimme flüsterte mir in's Ohr: ‚mit der schönen Julias Erstaunt wandte ich mich um und sah in die schwärmerischen Züge meines Freundes, des Dichters, der nachmals unter dem Namen ‚Säugethier'**) eine Celebrität geworden ist. ‚Schon seit

') Morig und Julius Sotzmann, Söhne des Geheimen Ober-FinanzrathsSotzmann, rvaren 1814 bezw. 1816 geboren und im Aeuszeren wie von Charakter ganz verschieden: Moritz brünett, von dunklem Teint, so dasz er oft sür einen Ausländer glatten wurde, war durch und durch Idealist; er beklagte seine Weichherzigkeit, daS Fehlschlagen keiner Pläne, seine zerronmnen Entschlüsse, verzweifelte an sich und der Welt, und eine solche Stimmung entlockle ihm auch da« Gestäiidnifz in einem Briefe an seine Eltern aus Bonn, dafz Geibcl doch lange dcr Fremid nicht wäre, den er in ihm zu finden gehofft, nachdem er idn zuvor als einen vernünftigen, klugen, geduldigen Menschen, der zu allem herhalten muß. der nichts übel nimmt und zu den wenigen Leuten gehört, mit denen man sich niemals entzweien kann, geschildert hatte. Julius, blond und von frischer Gesichisfaibe, war besonnen und Maß haltend, stets die Cautelen deS KopfeS und HerzenS bewahrend; seine Lehrer halten ihm tiorror m»tksmati«u8 zum Vorwurf gemacht. „Meine Freunde, gleichfalls Juristen," schrieb er aus Bonn seinem Vater, »sind mir auch darin von Nutze», dasz sie mich manchmal auf Naturwissensämften und Mathe» matik hinweisen, die sie mit mebr Etter und Erfolg als ich getrieben haben; ein anderer Freund, ei» Philologe auS Lübeck, könnte, wenn es anders »öthig wäre, als Gegengewicht dienen, im Fall ich mich zu sehr auf die Seite der Mathematik neigen sollte, denn er kennt und achtet sie nicht, er ist Poet." Das stimmt, denn als ich Geibcl gegenüber einmal klagte, wie mein schöne« Abiiurieiitenzeuniib durch die Censur „befriedigend" für Mattiematik geschändet sei, tröstete er mich: ihm sei's noch viel schlimmer ergangen, Mathemaiik sei ihm immer unbegreiflich gewesen und geblieben — Die beiden »Sog» männer" starben frühzeitig in Berlin, Morig als Gerichtöassessor 1853, Julius als Referendar schon 1843. Ein jüngerer Bruder derselben, Friedrich, welcher als Oberförster a. D. in Charlottenburg lebi, hat die Erinnerungen an Geibel mir anvertraut: er ist eS auch, welcher demnächst eine ältere Publikation seines VaterS, die unserem Dichter als Vorlage zu seinem »Meister Andrea" diente, und von der weiter unten die Rede sein wird, mit einer dramaimaischen Einleitung neu herauszugeben beabsichtigt.

**) Ueber die amüsante Vorgeschichte dieses Spitznamens vergl. meine .Geibel-Denkwürdigkeiten". S. 36 folg.

Aarl Theodor Saedertz in Berlin.
einer Stunde beobachte ich sie', fuhr er fort, ehe ich ihm meine Verwunderung, ihn hier zu finden, auszudrücken vermochte; ‚dieselben herausfordernden feurigen Augen, derselbe üppige und reizende Leib, man mochte toll werden, je länger man sie betrachtet. Was mag sie nur auf das vor ihr liegende sanft geröthete Papier schreiben?' — »Vielleicht, erwiderte ich ihm, ‚eines Deiner Gedichte, vielleicht gerade das, welches Du an die schöne Julia mit den Worten gerichtet:
Du hast mir viel Unruh' gestiftet,
Mich endlich in'S Elend gestürzt.
Du hast mir mein Leben vergiftet
Und meine Tage verkürzt.'
Während wir uns beiderseits noch in allerhand Conjecluren über die schöne Unbekannte erschöpften, schallte die Glocke, und das Dampfschiff landete. Ich warf der schönen Dame einen letzten Blick zu. Auch sie hatte zufällig ihre großen schwarzen Augen auf mich gerichtet, als sie aber merkte, wie ich sie betrachtete, wandte sie ihr Gesicht ab, und ich sah nur noch eine ihrer schwarzen Locken und die Spitzen des Haarbandes unter ihrem Hute hervorgucken. Langsam und nachdenklich schritt ich über ein schmales Brett, das vom Dampfschiff nach dem Ufer führte, drängte mich durch die gaffende Menge der Neugierigen, und als ich mich nun erst nach meinem Freunde, dem Dichter, umschaute, befand ich mich in einer engen Straße Kölns allein."
Heimatlich berührte unseren Geibel der Umgang mit Alerander von Campe, einem Freunde von Ernst Curtius und Mitschüler voin Lübecker Gymnasium. Mit ihm konnte er nach Herzenslust über die alte Hansestadt reden, wodurch sich freilich feine Sehnsucht dahin bald derartig steigerte, daß den kerngesunden Jüngling ein heftiges Fieber beschlich. Was ärztliche Kunst nicht zu Wege brachte, bewirkte sofort ein Schreiben von Wilhelm Wattenbach: Hellung von körperlichem Heimweh, denn darin bestand seine Krankheit. Im Juli 1835 beantwortete er des Freundes erfrischende Zeilen von der Ostsee also:
Vielen Dank, lieber Wilhelm, für Deinen ausführlichen Brief, der mir unaussprechlich viel Freude gemacht hat. Ich sah mich da einmal recht zurückversetzt in die alte Zeit, und die alte Zeit war so schön. Lachsivehr — Riesebuch — Schulfest — Waisenkinder- und Schützentage! Welche Masse von Erinnerungen drängt sich auf diese Punkte zurück, und von wie verschiedener Art sind diese Erinnerungen! Bald wirbeln sie in buntlustigem Schwann an inir vorüber, wie eine Schaar trunkener Harlekine, bald ziehen sie ernst und still, wie ein Festzug zur Kirche, bald wehen sie leise grüßend vorbei, wie Waldhornklänge durch sonniges Blättergrün. Aber schön sind sie immer, und mein liebster Trost in so weiter Ferne. —
Wie beneid' ich Euch jetzt, Ihr Glücklichen, die Ihr in diesen schwülen

Aus Lmannel Geibels Studienzeit.

Sommertagen den frischen Meeresduft*) athmen dürft und Euch hineinstürzen könnt in die grüne wogende See! O könnt' ich auch einmal wieder beim Wellengeräusch auf dem Bollmerk stehen und hinüberschauen zum fernen Horizont, der auf dm dunklen Finthen zu ruhen scheint, oder könnt' ich die Dämmerung herabsinken sehen am Strande, die Alles in duftiges Blau zerrinnen läßt und selbst die Seele auflöst, das; sie verschwimmt in seligen Hnlbtraum!

Ich habe in dieser Zeit schlimme Tage gehabt. Dreimal vierunozwanzig Stunden lag ich bei der brennenden Hitze unter den furchtbarsten Kopfschmerzen im Fieber, ohne Schlaf, ja ohne Gedanken nur in dumpfer Empfindung des ununterbrochenen Schmerzes. Da erhielt ich Deinen Brief, und viele andere, und die Freude darüber führte eine rasche Besserung herbei. Jetzt darf ich in den kühleren Stunden schon wieder ausgehen, wenngleich der Besuch der Collegia nnd anhaltendes Arbeiten mir noch untersagt ist.

Dein Urtheil über Hugo P scheint mir ganz richtig. Er ist gewiß ein herzensguter Junge, aber theils eine angeborene Sucht zu genießen, theils der jugendliche Trieb, vor der Welt sich zu machen, führen ihn zu manchem Verkehrten. Dazu kommt, daß er gar keine Grundsätze und gar keine Religion hat. Unselbstständig wegen dieses Mangels hat er sich immer von denen, die ein augenblickliches Uebergeivicht über ihn ausübten, leiten lassen und sich ihnen nachgebildet. Und gerade W. . . ., den ich an und für sich gar nicht verwerfen will, mußte für Hugo der gefährlichste Gesellschafter sein. Bon ihm lernte er die vornehm gehaltlosen Phrasen der heimisch-französischen Schule nnd bildete sich ein, eine Art von Lebensphilosophie zu haben und nach einem System zu handeln, während er doch nur dem eigensüchtigen Begehren nach Genuß gehorchte. Ich hoffe viel von Niebuhrs Einfluß auf ihn. Es wäre Schade, wenn er ganz verloren ginge, denn er ist ursprünglich eine edle Seele und ein tiefes treues Gemüth.

Sehr viel Freude hat es mir gemacht, daß endlich Cäcilie und Mary Ganslandt**) sich einander näher gekommen sind. Wenn sie sich recht kennen lernen, so bin ich fest überzeugt, daß sie wahre Freundinneil werden. Marie gehört zu jenen schönen Charakteren, die sich zwar selten und Wenigen aufschließen, wenn sie dies aber einmal gethan, einen ganzen Himmel offenbaren. Sie scherzt und lacht gern und schließt sich niemals aus von kindlicher Freude und ungezwungener Heiterkeit; aber ihr Gemüth ist wunderbar tief, ernst, innig und treu.

') Wattenbachs waren nach dem Bade Travemünde gezogen, das, ähnlich wie Schwartau, Geibels gepriesener Lieblingsaufenthalt für den Sommer oft gewesen ist: Wasser und Wald zogen ihn gleich sehr an. Auch die freundliche Gartenwirthschaft, LachSwebr an der Trave, besuchte er gern.

**) GeibelS Cousine, die er neben Köcilie in seinen Jugendliedern besungen hat, bisweilen Beider Gestalten miteinander vermischend. Sie ist vor einigen Jahren hochbetagt in Lübeck verstorben.

Daß Du den Jean Paul nicht verdauen kannst, begreife ich sehr wohl. So schön und hinreißend manche seiner erhabenen Stellen sind, so spaßhaft-treu er die verschiedenen Situationen des häuslichen Stilllebens auszumalen versteht, so tritt doch geradezu bald Nebelhaftigkeit der Gestalten, bald wirkliche Verschrobenheit hervor, und auf dem Knüppeldamm seiner Einschachtelungsperioden kann man, wie zwischen Hamburg und Lübeck, mit leichter Blühe den Hals brechen. Ayesha, das Mädchen von Cars, ist nicht übel*). Durch lebendige Darstellung und orientalische Färbung hat es mir ganz wohl gefallen (besonders die Stelle des Lanzenschwingerfestes von Türken und Kurden), aber Lord Osmond ist ein langmeiliger Schafskopf und kein Held.

Wenn Du die See in Kurzem siehst, so grüße sie bestens von mir. Jedenfalls aber grüße Deine AZutter von mir, ebenso Cäcile, Sophie und Classens mit Wolfgang. Auch Plessens, Campe**) und was sonst auf der Schule mich kennt. — Der Himmel segne Deine ebräischen Studien! Nochmals lebe wohl.

Dein

Schreibe bald wieder! Emanuel.

Wattenbach erfüllte diesen Wunsch umgehend am 23. Juli, und oer völlig genesene Geibel zögerte nicht mit seiner Erwiderung; ihm mar es ein Bedürfnis;, mit dem Freunde in lebendigem Gedankenaustausch zu bleiben. So plauderte er, in der ersten August-Woche, frisch von der Leber weg, nach einer novellistisch gefärbten Einleitung, von seinem Ergehen, von der Idee eines realistischen Römerdramas, von der Hoffnung auf ein großdeutfches Kaiserreich:

^rovsmänt meäii sie miki «»ep« 6ic>s!

Es war ein freundlicher Sonntagsmittag, die Sommersonne schien hell und wann voin tiefblauen Himmel auf die blanken Dächer vor meinem offenen Fenster, und ich selbst lag in süßem Gefühle der vollkommen wiedergewonnenen Gesundheitsfrische auf meinem Sovha und schaute in die blauen Dampfsäulen, die ich in seliger Zufriedenheit aus dem behaglichen Rohre vor mich hinblies. Die dichten Wolken quirlten auseinander und trieben im luftigen Wirbel Hieher nnd dorthin, und die willig freigelassenen Gedanken wiegten sich auf ihnen fort nach den verschiedensten Richtungen. Hundert bunte Bilder der Vergangenheit, hundert Träume und Luftschlösser für die Zukunft zogen grüßend an mir vorüber, aber alle waren Heller und freudiger Art, so daß mir bald gar rosenfarb zu Sinn ward. Da empfing ich Deinen rosenfarbenen Brief, in dein auch so ein Stückchen sonniger Sommerhimmel eingeschlossen war; er paßte vortrefflich in meine Stimmung, und gern durchzog ich im Geiste mit Dir noch einmal das lebendige Hamburg und die grün-

*) Verfasser ist James Morier. Gribel las den englischen Roman in deutscher Uebersetzung, die gerade erschienen war.

**), Der jüngere, Karl, ein Bruder seines Kommilitonen Alexander.

schattige Palnmille, geni fuhr ich mit Dir -hinaus zur brandenden Nordsee und warf einen Gruß in das luftige Geräusch der weißhäuptigen Wellen. Aber nicht blos an jenem Bttttage war es mir wohl und froh ums Herz, überhaupt ist seit meiner Genesung der Frühlingshauch jugendlicher Heiterkeit wieder über mich gekommen. Einige Mediziner unter meinen Bekannten behaupten, ineine ganze Krankheit sei hauptsächlich ein körperliches Heimweh gewesen, und ich glaube selbst, daß sie Recht haben. Nun ist, Gott sei Dank, diese ungesunde Stimmung überwunden. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß ich mich nicht mehr in die freundlich vertraulichen Kreise der Heimat zurücksehnte, aber jenes überspannte Verlangen, das, in den Reiz der Vergangenheit versunken, den Genuß der Gegenwart kaum anerkennen mochte, jener Rausch des Schmerzes, jene leidende Gefühlsschwelgerei sind von mir gewichen, und nüchtern vermag ich mit klaren Augen um mich zu schauen. Selbst die poetische Ader, die ich schon versiegt und ausgetrocknet glaubte, ist mir wieder gesprungen. Von allen Seiten drängen sich mir neue Ideen entgegen, fo daß ich vor lauter Entwürfen kaum zur Ausführung des Einzelnen zu kommen vermag.

Einen ganz eigenthümlichen Genuß gewährt mir jetzt das Studium des Lukretius. Mit steigender Freude lerne ich in ihin den größten Dichter der Römer bewundern. Wenngleich der Stoff, den: er sich in überschwänglicher Begeisterung hingiebt, für das Gedicht unglücklich gewählt erscheint, so entfaltet er doch in der Ausführung eine solche Fülle der Phantasie, einen solchen Reichthum neuer Bilder, einen solchen Ueberfluß natürlicher Kraft, daß sich der künstliche, ängstlich gefeilte Virgil neben ihm ausnimmt, wie sich etwa ein geschnürter Berliner Lieutenant neben der eisernen Riesengestalt eines Götz ausnehmen würde. Ja, was noch mehr ist, selbst in sein System weiß er den Leser auf gewisse Weise mithineinzuziehen, und je inniger man mit ihm vertraut wird, desto fester verwickelt man sich in das zauberhafte Goldnetz seiner Ideen. Dabei ist sein Vers, wo er nicht eben philosophische Gegenstände ruhig auseinandersetzt, eigenthümlich, unnachahmlich, hinreißend. Das ist nicht der schön sich wiegende Rhythmus des Virgilischen Herameters, nicht die tanzende Leichtigkeit der Ovidischen Worte, — sondern wir hören die Katarakten des Nils donnern und dazwischen aus den Pyramiden schmetternden Erzklang von Cymbeln und Posaunen. Er Müßte sich herrlich zum Helden einer Tragödie gestalten lassen, dieser götterleugnende Lord Byron des Alterthums. Die dämonische Gluth, die in seinen Adern kocht, der unbegrenzte Enthusiasmus, mit dem er Epikurs Lehre verherrlicht, dazu sein Wahnsinn, sein dunkles Ende, veranlaßt durch magischen Liebestrank, den verschmähte Neigung ihm reicht; ihm gegenüber der kecke lebenslustige Catull und der ruhig edle Memmius — welch reicher Stoff! Eine schauerlich erhabene Scene müßte es sein, wenn er in düsterer Geifteszerrüttung um die Stunde der Mitternacht in den Tempel dringt, die Marmorsäulen der Götter zu zerstören; dort findet er an den Stufen des Altares die Unglückliche, die ihm den be-

<96 Karl Theodoi Oaedeih in Verlin.
zauberten Becher mischte, sie will ihn zurückhalten vom frevelnden Werke, aber ein Schlag seiner Keule streckt sie zu Boden, über sie stürzen die zerschmetterten Bilder der Olympier, und auf den Trümmern triumphirt der rasende Sänger. — Doch genug davon! Möge der großartige Vorwurf einen Dichter finden, der seiner würdig; mir ist er zu gewaltig.
Am 6. September, dem Anfangstage unserer Herbstferien, gedenke ich mich auf die Wanderschaft zu machen; wohin? weiß ich selbst noch nicht, jedenfalls aber südwärts. Vielleicht nur nach Frankfurt und Hanau, vielleicht auch weiter hinauf ins schöne Schwabenland, je nachdem Zeit, Geld und Gelegenheit es zulassen. Das letztere ist mein heißester Wunsch. Da wollte ich schwärmen von alter schöner Zeit, die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel der Staufen. und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen — blutrot!) in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. O, es muß köstlich sein, zu wandeln in einem Lande, wo das Geflüster der Bäume, das Murmeln der Quellen von Sagen und Minneliedern rauscht, wo jeder Trümmerhaufe uns feierlich anklingt, wie eine Memnonssäule. — Doch was rede ich so zu Dir? Du kennst ja nicht jene Sehnsucht nach der großen Einheit und vereinten Größe des Vaterlandes und kannst Dich höchstens für Friedrich Wilhelm begeistern, den guten König, dem seine weißbierbetrunkenen Berliner vor kurzem die Fenster eingeworfen. Glaube darum nicht, daß ich etwas gegen Preußen habe und noch weniger gegen seinen Regenten; es steht großartig da als gewaffnete Macht, und wenn seine Kanonen donnern, so zittert der Horizont von ganz Europa. Aber seine starre Absonderung von Süddeutschland, sein innner engeres Anschließen an Nußland, jenen Sitz der übertünchten nordischen Barbarei, das ist es, was mir nicht gefällt. Je höher Preußen steigt, desto weniger ist an eine Wiedervereinigung des gesammten deutschen Volkes unter ein kaiserliches Haupt zu denken; ach, und mein Herz reißt sich so ungern los von dem schönen Traum eines großmächtigen glorreichen Gesammtreiches. Alter Barbarossa! Wann wird der Adler die Naben vom Gipfel des Kysshäusers verscheuchen, daß Dil wiederkehrest?!*)
*) Ter Abschnitt .Zeitstimmen" in „Herolbsiufe" enthält „Gin Gedenlblatt" übeischiiebene Verse, die des Dichters nationale Gesinnung besonders schön ausdrücken:
Keinen Hüter fand
Das uralt heil'ge Kleinod unsres Voll«.
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt,
Verscklоh sich Plötzlich, und z,i Boden fiel
De« Reiche» Apfel . . . O, wann bringt ein Tag
Dem Vateilande die Geftirnung wieder!
In Bezug auf Preußens Führerschaft sprach sich Geibel dagegen später, in reiferem Alter, enthusiastisch und offen in Wort und Schrift für die glorreiche Er«

Ans Emanuel «Seidels Studienzeit, —
Ich habe mich in eine ganz elegische Stimmung hineingeschrieben: Dn mußt verzeihen, daß ich mich in meinen Briefen so gehen lasse. Sie sollen ja auch nur ein Ersatz sein für das Gespräch, und im Gespräch hast Du gewiß schon Aehnliches an mir erfahren, wenn Du des Dienstags Abends bei mir saßest am Ofen im Lampenschein. Das waren liebe Stunden, und noch immer denk' ich ihrer mit Freuden.
Doch nun gute Nacht. Grüße die Deinen herzlich, wie meine Freunde und Bekannten und behalte mich lieb!
Dein
Emanuel.
Der sehnsüchtigen Klage nach Kaiser und Reich hat der Dichter häusig Ausdruck gegeben. Schon als Schüler hatte er ein deutsch-patriotisches Gedicht verfaßt, am Rhein entstand damals und später manch schwungvolles Vied zu Gunsten des Einheitsgedankens. Wenn der Hanseat als Jüngling auch nock) nichts von der Mission Preußens missen wollte, als erwachsener Mann dachte er darüber anders, und aus ehrlicher Ueberzeugung. Meine „Geibel-Denkmürdigkeiten" haben das aktenmäßige Material aus dem Geheimen Civilkabinet des deutschen Kaisers und Königs von Preußen bereits gebracht. Wer erinnert sich nicht der berühmten Begrüßungsverse „Vom Fels zum Meer", gerichtet 1868 an König Wilhelm in Vorahnung der nahen historischen Entwickelung; wen haben nicht die „Heroldsrufe" begeistert? Sie bezeichnen Geibels nationale politische Richtung. Charakteristischer aber hat er sich wohl nie geäußert als bei der Nachricht, das Frankfurter Parlament werde dein König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten. Der bekannte Hamburger Dr. Heinrich Schleiden, bei dem Emanuel 1849 als Gast weilte, traf ihn gerade beim Anziehen eines frischen Hemdes; in solcher Situation rief Geibel, sich entschuldigend, aus: „Hurrah, Germania zieht auch jetzt ein neues Hemd an!"
Dieser Excurs schien mir nöthig zur Beleuchtung obiger Briefstelle. Die damals geplante Reise ins Schmabenländ und zu den geschichtlichen Stätten der Hohenstaufen und Hohenzollern unterblieb vorläufig; es fand aber der Ausflug statt nach Frankfurt und Hanau. Bei seiner Rückkunft nach Bonn am 30. Oktober 1835 sah er sich angenehm überrascht durch die Anwesenheit zweier Abiturienten vom Lübecker Gymnasiuni, die der Jurisprudenz sich widmeten: nämlich von Markus Niebuhr, dem Sohne des römischen Hiftohebuvg Preußens und dessen Vortritt in Deutschland aus; er kämpfte als der hervorragendste deutsche Lyriker seit Jahren für die preußische Sache. Umgekehrt war damals der politische Standpunkt seines Freundes Viktor Aims Huber. Während dieser schon 1331 kein Hehl daraus machte, was er von Preußen für die Zukunft erwarte, ja Preußen als das Herz und Banner von Deutschland bezeichnete, war, als 1849 der König von Preußen in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt wurde und die Deputation in Berlin erschien, gerade er derjenige, welcher am lebhaftesten die Ablehnung der gebotenen Krone forderte.

200 Karl Theodor Gaedertz in Verlin,
riters, und von Theodor Gaedertz, nieinem Vater. Zur Nachfeier des
6. Novembers, Cäciliens Geburtstages, veranstalteten die drei Freunde eine
Ausfahrt, von der Geibel an Wilhelm Wattenbach folgende ergötzliche
Schilderung gelangen ließ:
Drauhen wirbelt der Schnee und legt in bedächtigen Flocken
Sich um Giebel und Dach. Ich aber beim wärmenden Kaffee
Vor mich blasend den Dampf der vortrefflichen Bremer Cigarre
Fühle mick wohl und behaglich; und wie ich die Wollen versende.
Fügt sich das Wort mir von selbst zum hexametrischen Rhythmus.
Glückliches Leben in Bonn, seit Niebuhr wiederum hier ist;
Seit sein offnes Gemüth, sein herzensveitraulicher Umgang
Mir so Manches gewährt, was in der vergangenen Zeit ich
Schmerzlich vermißt. Wir sehen uns oft, und wöchentlich mehrmals
Suchen wir Abends uns heim, wenn des Taas Arbeiten gethan sind.
So am sechsten November, wo wir Eacilens Geburtsfest
Mit altcheinischem Wein und gepellten Kartoffeln begingen.
Aber am folgenden Tag, bei sonnigem Wetter des Morgens
Fuhren zum Thor wir hinaus, wir drei Lübecker Genossen:
Niebuhr war auf dem Bock in braunem kattunenem Schlafrock.
Auf dem Haupte die Mühe, von welcher ich immer noch glaube,
Tah er einem Matrosen sie stahl; wir Andern in weite
Mäntel gehüllt. Hoch leuchte der Gau!, und zu richtiger Zeit noch
Langten wir in Godelberg an im geräumigen Gasthof.
Dort frühstückten wir gut und beschauten des Siebengebirges
Sonnenbeleuchtete Höhn, die schon rotdbiäunlich im Herbstschmuck
Niebersllhn in den Rhein. Da wir wieder die Droschke bestiegen.
Kam dem ermuthigten Gaedertz der höchst unsinnige Einfall,
Hoch auf den Bock sich zu setzen zur Leitung des störrischen Gaules.
Leider bemerkten wir bald an des Wagens bedenklichem Schwanken,
Wie er des Fahren» durchaus unkundig'), und sprangen deswegen
Nasch aus dem Wagen herab, und nimmer gereute der Sprung uns.
Denn bei der Krümmung des Wegs stiesz mächtig ein Rad an's Gestein, da»
Seitwärts lag, und es warf prachtvoll das Gespann in den Dreck um.
Als wir mit einiger Mühe die nicht beschädigte Droschke
Wieder zum Stehen gebracht, fuhr Niebuhr weiter, und bald fchon
Langten in Mehlem wir an, das dicht an den Fluthen des Rheins liegt.
Dort entstiegen auf's Neu wir dem Fuhrwerk, liehen im Kahne
Ueber den Rhein uns schaukeln und eilten sodann in das Städtchen
Königswinter, in dem wir zu Mittag aszen. Nach lische
Als wir am Ufer des Stroms hinfchlendeiten, manches erzählend,

*) Wie ebenfalls Geibel, während Niebuhr mit Pferden umzugehen wuhte, da er sein Freiwilligtnjahi als Ulan diente. Damals standen in Bonn noch nicht Husaren. Die Folgt war übriaens, dafz sowohl Geibel als auch mein Vater Reilstunden nahmen. Elfterem, dem bisher nur mit dem Pegasus vertrauten Pceten, kam dies später sehr zu Statten, da ihm, als Pcinzenerzieher in Athen, ein edles Rofz zur freien Verfügung gestellt wurde: in Gedichten und Briefen hat er davon gesungen und gesagt.

Sanl'S urplötzlich aus uns, wie echtkirgisische Tollheit,
Daß wir sprangen und hüpften und sangen: Kavutze Tomitel -
Bald darauf ging es nach Haus, und wir langten glücklich iu Bonn an.
Bringe den Deinen den herzlichsten Gruß. Und mag eS Sophien
Nimmer erzürnen, daß wieder in reiferer Stuse des Alters
Wir die vergangene Tollheit erneut. So kurz ist die Jugend
Und die kindische Freude so süß. Drum fort mit den SorgenI
Laßt uns heute sie brechen, die sonnigen Rosen des Lebens,
Morgen durchkreuzen vielleicht auf zerbrechlicher Barke das Meer wir.

Einer Erklärung bedarf „die echtkirgisische Tollheit: das Springen und Singen: Kavutze Tonnte". Bereits auf der Schule hatten die Kameraden einen sogenannten Kirgisen-Kreis gebildet, in Kirgisengemand gehüllt allerlei Scherz getrieben, sich eine kirgisische Geheimsprache mit der Begrüßung 6«Ke movßöl und ?»Kswn geschaffen, die jedem Uneingeweihten unverständlich blieb. Der oben ermähnte Apotheker Menge, welcher behauptete, das Land der Kirgisen bereist zu haben und ihre Sprache zu kennen, sowie der nicht minder originelle Konrad Geibel waren die eigentlichen Urheber der lustigen Gesellschaft. Die alte Lübecker Gymnasiasten-Vergnügung wurde nun in Bonn zu neuem Leben erweckt. Meinem Vater verdanke ich darüber nachstehende Mittheilungen: „Die Seele und der Ursprung aller dieser Narretheien und Späße ist Emanuels Bruder. Von ihm stammt z. B. das noch in meinen alten Tagen unvergessene Kirgisenlied, welches nach der bekannten Melodie aus der Marktscene der Stummen von Portici mit vielen Gestikulationen gesungen wurde:

.^iron tolii m»ls
Kuni Kumis rsiklt tuseka,
tä8«Kimi düm«eki KseKKer
brüd KagmsKoK ssrs, sütsek biri liink».*)

*) Da es mich reizte, in Erfahrung zu bringen, ob die Sprache wirklich kirgisisch oder nur eine Ei findung Geibels und seiner Genossen sei, wandte ich mich an da« Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, dessen Dircctor Geh. Reg. Rath Prof. Sachau mich an den Kaiserlich russischen Staatsrats, Dr. Radioff, Mitglied der Akademie in St. Petersburg, empfahl. Dieser gelehrte Kenner schrieb mir: „ES ist mir schwer, auf Ihre Anfraze eine ganz bestimmte Antwort zu geben. In seiner Gesammttnit scheint mir alles Angeführte die Ausgeburt der Phantasie eines lustigen Jünglings zu sein, der einige ihm bekannte türkische Wörter mit ausgemachten, selbst gebildeten Wörtern verband und so sür fremde Ohren unverständliche Redensarten erfand. Unzweifelhaft find darin verstümmelte türkische (kirgisische) Wörter gemischt. So in der Grußformel KSK« — kirgisisch KSK (Himmel), ?skslun ist vielleicht xsk i^i (sehr wohl). In dem Liede ist »iron kirg. »irsn (gesäuerte Milch), mala ^ lirg. m»I (Vieh), Kuni ^-.kirg. liüu (Tag), Kumis^kir«. KVM72 (Kumiß), rsiK» türk. rsKi (Branntwein), i<I-s«Kimi — türk. illgedimi (mein Inneres), s»ra «atsvli — türk. ssrz- sstsok (gelbes Haar). Vielleicht sind noch mel,r Wörter türkisch (kirgisijch). dann müssen sie aber ur-

Karl Theodor Gaedertz in Berlin,
Diesem ist an die Seite zu stellen das Tomitenlied:
Kavutze, Kaputze, Tomite, (bis)
Hepv Zmiebelkunig und Pudclmütz,
Kavuge, Kaputze, Tomitenschütz,
Kavutze, Kapuge, Tomit! (dig)
imd so weiter in intmiwm, mit allen möglichen und unmöglichen Bewegungen und Variationen. Da ich nach Geibels Abgang von Bonn, Ostern 1836, mit den „Trierern", einer freien Verbindung, welche sich einige Jahre später als das Corps „Die Pfälzer" lMIäti») — noch heute eristirend — aufthat und damals hauptsächlich aus Osnabrückern und Ostfriesen bestand, verkehrte und in froher Stimmung das mir in snoeuin et 8iMKuinem übergegangene Kirgisenthum dort einführte, so erhielt ich von meinen Kommilitonen außer „Baron" den Beinamen „Kirgise". Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen führten mir unter Absingung des obigen Tomitenliedes auch den Kirgifentanz aus, wie ich mich erinnere, namentlich den Venusberg bei Poppelsdorf hinunter — zum allgemeinen Staunen und Kopfschütteln der vorübergehenden Menschen. Ja, temvi psssäti einer heiteren Studentenzeit! — wovon auch noch manches meiner Stammbuchblätter zeugt."
Neberhaupt begann nunmehr für Geibel ein fröhliches Semester in Bonn. Er, Niebuhr, mein Vater, die Gebrüder Sotzmann, Koppe u. a. vereinigten sich zu sogenannten „Crambambuli- und Hampelmann-Abenden", wo der Horazische Grundsatz galt: Oulos est, ciesipere in !«eo. Emanuels Muse trieb hier die heitersten Blüthen. So wurde, wie eine Notiz aus dem Bonner Commersbuch meines Vaters meldet, aus der Kneipe in besonders animirter Stimmung Geibels „Zu Lübeck auf der Brücken" gesungen, nnd zwar nach der Zelter'schen Melodie von Goethes „König in Thüle". Beim Abgange von der Universität dedicirte der Dichter die burschikosen Strophen meinem Vater mit einigen herzlichen Zeilen („Denkwürdigkeiten" S. 43). Ein anderes „feuchtfröhliches" Carmen Geibels bewahrt gleichfalls handschriftlich dasselbe Commersbuch. Der Titel ist Hamvelmannslied, zu singen nach der Weise „Frisch auf Kameraden!" (Schillers Reiterlied); der Tert lautet:
Stimmt an die Lieder, stimmt an, stimmt an
Und jubelt nach Süden und Nordeiii
Wir sind die Nitter vom Hampelmann,
Die Ritter vom lustigen Orden.
Auf, scherzet und lacht
Und durchschwärmet die Nacht
In der schellenumtönten, buntscheckigen Tracht!
sprünglich anders gelautet haben. Ob der ursprüngliche Text einen Sinn gegeben, kann jetzt nicht entschieden werden. In der Fassung der Uebeilieferung ist da» Ganze als nicht-türkisch zu bezeichnen". Hierzu bemerke ich, dah an der Treue der Ueberlieferung bei dem außerordentlich guten Gedächtnis; meines BaterS nicht zu zweifeln.

Aus Lmannel Geibels Studienzeit.

20Z

Wir wissen heut nichts von Gram und Schmerz:
Was ist der Klagen auch nütze?
Hier gilt nur regenbogiger Scherz,
Nur die sprühende Flamme der Witze.
In die Becher hin, in
Gießt sprudelnden Wein!
Der Lustigste soll unser König sein.
Zmar giebt'S hier für Purpurmantel und Thron
Nur tausendfarbige Lappen;
Statt der schweren goldenen Fürstenkron'
Bedeckt ikn die klingende Kappen.
Doch ist auch zur Zeit
Sein Reich noch nicht weit.
Sind die Unterthanen doch fröhliche Leut'.
Und der Tollste, da« ist unser Feldmarschall:
Die Flaschen sind seine Haubitzen;
Hoch labt er zur Decke beim Pfropfenknall
Den Wein, den entfesselten, spritzen.
Die Gläser, so blank,
Geben Waffcnllang,
Und ein Trinklied ist unser Schlachtgesang.
Und die Liebe, die lustig im Herzen brennt,
Sei als Reichsgesetz euch verkündet!
Wer den rosigen Wahn der Verliebtheit nicht kennt,
Ist dem Hampelmann nimmer verbündet.
Vereinigt ja ziehn
Von Rom bis Berlin
Stets Columbine und Harlekin.
Hurrah! Wir Ritter vom Hampelmann,
Wir jauchzen nach Süden und Norden!
Wer noch lachen und trinken und küssen kann,
Der tret' in den lustigen Orden!
In den Becher hinein
Gieszt sprudelnden Wein:
Auf der Liebsten Wohl muß geklungen sein!

Ueber diese (Gesellschaft der Hampelmänner enthält ein Brief Moritz Sotzmanns von Anfang Januar 1836 an Iseine Eltern folgende gelungene Schilderung: „Ein Vetter von Freund Viktor ibiaeoertz aus Lübeck) ist jetzt hier. Am 23. December waren wir von dem benannten und seinem Vetter zum Cmmbamvuli eingeladen. Man besucht sich liier untereinander nur im Schlafrock und die lauge Pfeife im Munde: wir verfehlten nicht, also gerüstet zu erscheinen, da es uns aufterdem ausdrücklich anbefohlen war. Wir wurden in einein hell erleuchteten Zimmer empfangen, wo Viktor, theatralisch aufgeputzt, eine ungeheure spitze Papiermütze auf dem Kopf, auf einem schön gepolsterten Throne safz, zu jeder Seite einen Trabanten, wie er geschmückt

und mit einem langen Barte versehen, die Hände in Gestalt eines Kreuzes über die Brust geschlagen. Jeder hatte einen hölzernen Hampelmatz an einein Bindfaden um den Hals. Unter allerhand mystischen Ceremonien wurden wir zum Sitzen eingeladen, und der Großmeister der hiesigen Hampelmannsritter-Colonie begann nun in einer pathetischen Rede die Geschichte, die Regeln und den Zweck besagten Ordens zu erörtern, der sich von seiner Vaterstadt aus, Lübeck, in Colonien über ganz Deutschland verbreiten soll. Wir als nicht unwürdige Subjecte, da man einen Ableger auch in der Hauptstadt Preußens zu haben wünscht, wurden in die Mysterien eingeweiht, erhielten die Insignien des Ordens und mit einem alten Pfeifenrohre den Ritterschlag. Darauf wurden verschiedene Ordensübungen angestellt, namentlich ein feierlicher Gesang in kirgisischer Sprache (der oben mitgetheilte) gesungen und ein Tanz aufgeführt, welcher durch Tradition von den alten Saliern her auf den Orden gekommen ist. Darauf setzte man sich mit den hohen Papiermützen um einen Tisch und schritt zur Bereitung des Crambainbuli, eines kirgisischen Getränkes; dazu wurde Milchreis mit Zucker und Zimmet gegessen. Ich, als nunmehriger Ritter, — die Ritter führen den Namen Wanst — möchte mich gern in eine weitläufige Geschichte meines geheimnißvollen Ordens auslassen, wenn es mir nicht ein feierliches bei der Aufnahme abgelegtes Gelübde verböte; Ihr müßt Euch also hiermit begnügen. Wir waren bis zu einem Punkt an jenem Abend recht munter, als wir durch einen etwas derben Spaß, der üble Folgen nach sich zog, auf eine unangenehme Weise in unserer Freude gestört wurden. Viktors Vetter nämlich hatte sich an's Clavier gesetzt und phantasirte, als sich einer der Ritter (Niebuhr), wahrscheinlich vom Crambambuli ein wenig begeistert, ohne daß wir Ändern etwas davon merkten, mit einem Glase Wasser hinter den Spielenden schlich und ihm selbiges über den Kopf goß. Dieser sprang natürlich, wie vom Blitze getroffen, auf; es kam zu einem heftigen Wortwechsel, wir hatten Mühe, sie auseinander zu halten, und die Geschichte, die so lustig begonnen, endete mit einer Herausforderung. — Sehr vergnügt warm wir auch am Neujahrsabend. Ich hatte mehrere gute Freunde eingeladen. Da wir das neue Jahr nnt dem Glase in der Hand begrüßen wollten und fürchteten, daß mrs bis zur erwarteten Stunde der Stoff zum Gespräch ausgehen möchte, so hatte Viktor, der, beiläufig gesagt, ein großer Poet ist, vorher den artigen Vorschlag gemacht, es solle bis dahin ein Jeder eine kleine Erzählung componiren*), die man, sobald eine Pause entstände, vorlesen wollte, was denn auch zur Ausführung gebracht wurde und eine angenehme Unterhaltung gewährte. Als endlich die große Münfterglocke dumpf die zwölfte Stunde verkündete, tranken wir mit einem sehr netten Kerl, der vielleicht Ostern mit uns nach Berlin kommt, Brüderschaft, schrieen zun, Feilster hinaus, und nun begann

*) Geibcl und mein Vater hatten jeder «ine hanseatische Humoreske in Prosa geliefert, „Der Heringssalat" und „Der englische Lehrmeister in Lübeck.'

ich erst meine Gesch'chte vorzulesen; wir hatten geloost und ich war der Letzte gewesen. Erst um drei Uhr Morgens trennten wir uns. Am Vormittag des ersten Januars verspürten wir einen leichten Katzenjammer, der sich aber bald legte. Nun ging es in den goldenen Klotz zu Tische. Der Wirth machte sich sehr anständig, indem er Römer hereinbringen ließ und seine Gäste mit sehr gutem alten Rheinweine in übermäßig reichen Spenden tractirte. Nachmittags wurde ein tüchtiger Spaziergang gemacht und der Tanz der alten Salier einerercirt."

Auf ein so heiter verlebtes Semester mußte ein Rückschlag erfolgen, das ernste Studium verlangte sein Recht. Hierzu erschien unserem Geibel Bonn gar nicht der geeignete Boden, besser schon Verlin. Moritz Sotzmann konnte bereits am 16. Februar 1836 seinen Eltern melden: „Freund Viktor wird auch nach Verlin kommen. Da er erst nach Hause reist, so hat er mich gebeten, seine Sachen, die er mit den unsrigen zugleich fortschicken will, indem wir jedenfalls früher dorthin kommen, derweilen in Empfang zu nehmen."

Ja, das Heimweh hatte ihn beim Herannahen des Frühlings wieder übermächtig gefaßt. Die Sehnsucht nach Lübeck und besonders nach der Wattenbach'schen Familie beweist seine poetische Epistel, welche er am 27. Februar seinem Wilhelm schickte und von der, weil schon in den „Denkwürdigkeiten" <S. 41 folg.) gedruckt, hier nur das Finale stehen mag:

Wohl «kennst Du ssleich des Bildckens Deutung;
Nimm darum es freundlich hin. Ick» kann Dir
Außer ihm und tausend fiohen Glühen
Heute leider Anderes nicht senden.
Nimm es hin und hoffe, wie ich hoffe:
Dan e« bald zur schönen Wahrheit werde.

Die bald darauf folgende Ferienzeit in Lübeck dauerte nur dm Monat April und war zu kurz, um seine Herzensneigung für das liebliche Mädchen zu offener Reife zu bringen. Alsdann bezog Geibel zur Fortsetzung seiner philologischen Studien (die Theologie war gänzlich abgedankt) die Universität Nerlin, wo es ihm Anfangs wenig behagen wollte.

Besondere Anregung gewährte ihm die Bekanntschaft mit den» Geheimen Ober-Finanzrath Sotzmann, dem Vater seiner Freunde, der sich als Kunstsammler und Forscher hervorgethan hat, dessen gelehrter Gegner übrigens Geibels Gönner, Freiherr von Rumohr, war. Sotzmann hatte u. A. zu dem Almanllch „Urania" (Leipzig 1824) einen Beitrag geliefert: „Der dicke Tischler. Ein alt-florentinischer Künstleischwank", welchen Geibel mit lebhaftem Interesse las. Die reizende Geschichte und der literarische Anhang brachten ihn auf die Idee, den Stoff dramatisch zu bearbeiten; alsbald entstand der Entwurf zu feinem Lustspiel „Die Seclenwanderung". Das Stück wurde erst 1847 vollendet und an» Königlichen Hofe zu Berlin aufgeführt; die Rolle des Malers Nuffalmaco spielte Prinz Friedrich Wilhelm, unser

Aarl Theodor Gaedertz in Berlin,
nachmaliger Kaiser Friedrich III.*>. Im Druck erschien die kleine Komödie unter dem Titel „Meister Andrea" 1854. Die specielle Quellenangabe — Sotzmanns verdeutschte Künstlergeschichte das directe Vorbild für das Geibel'sche Drama — ergänzt den Aufsatz von Markus Landau über Geibels Meister Andrea und seine Familie (Beilage znr Allgemeinen Zeitung 1884. Nr. 246). Uebrigens weicht der Dichter in einzelnen Punkten von dem Inhalte der Novelle ab; glücklich ist der Gedanke, das weibliche Element in der Person der Malgherita und ihrer Zofe einzuführen, charakteristisch der Zug, daß Meister Andrea nach seiner Verwandlung in den Kapellmeister, durch den Anblick eines nicht kunstgerecht ausgeführten Schrankes in der Wohnung seines alter ex« an seinen Beruf erinnert, es nicht unterlassen kann, die bessernde Hand daran zu legen. Malgherita weiß ihm die neue Umgebung so angenehm zu machen, daß er, als der Zauber gelöst ist, seinen eigensinnigen Grillen entsagt, die Geselligkeit aufsucht und wirklich ein Anderer wird.

Neben dem Sotzmann'schen Hause nahmen den Musensohn auch sonstige feingebildete Berliner Familien gastlich auf; jedoch erschloß sich ihm erst durch den mehrmöchentlichen Besuch seines Vaters in der preußischen Haupt- und Residenzstadt ein hochinteressanter Umgang. Der ehrwürdige Johannes Geibel, hervorragend als Prediger und Patriot, auch ein guter Poet, hatte dort viele alte Freunde in angesehenen Stellungen, z. B. den Gatten von Goethes Nichte Luise Schlosser, Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, den er schon von Eutin her kannte, und der seit Begründung des Cultusminisreriums die rechte Hand des Staatsministers von Altenstein mar; ferner den Professor August Twesten, einen geborenen Holsteiner, den trefflichen Verfasser einer „Dogmatik" und Amtsnachfolger Schleiermachers, sowie vor Allem den genialen Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, welcher in: fünften Bande seiner Erinnerungen „Was ich erlebte" von seineni Aufenthalt zu Lübeck im Winter 1808 und von dem dort lodernden Haß gegen die französischen Unterdrücker erzählt und dann fortfährt: „Einen großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, sowie durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit unendlich theuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmen."

Zu diesen und anderen bedeutenden und einflußreichen Männern führic nun der alte Geibel seinen Sohn, worüber Letzterer im Juli 1836 an Wilhelm Wattenbach Folgendes schrieb:

Bis heute haben Arbeit, Gesellschaften und Sonnenschein mich nicht zurn Schreiben kommen lassen, da aber jetzt das schmutzige Regmwetter mich zn

*) Siehe dessen bedeutsamen Dankbrief in meinen „Geibel-Denkwürdigkeiten," S.1Z5.

Hause hält und mein Vater in der Nebenstube sich zum Lesen hingesetzt hat, so benutze ich den Augenblick, Dir auf Deinen freundlichen Brief zu antworten. Wie es mit meinem Leben in Berlin überhaupt steht, wirst Du wahrscheinlich schon durch die dritte Hand erfahren haben; ich bin iin Ganzen recht vergnügt, gehe in's Colleg, wo es, unter uns gesagt, gerade bei den berühmtesten Professoren mitunter ledern genug zugeht, lese den Sophokles, Wer den ich nicht mit den Schlegel'schen Urtheilen Hannoniren kann, trinke eine kühle Blonde unter den Zelten, bin in geistvollen, geistlichen und geistlosen Gesellschaften, kurz, es steht mit mir, wie es zu Berlin mit den' meisten Geschöpfen steht, die da auf zwei Beinen einherschreiten, und denen die Nase mitten im Gesichte sitzt,

Seit mein Bater hier ist, hat freilich Alles einen größeren Schwung genommen! ich habe häusig Gelegenheit gehabt, mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzukommen, und manche neue oder nähere Bekanntschaft verspricht mir für die Zukunft viel Angenehmes. Der edle einfache Nicolovius, der geistsprudelnde Stessens, der gelehrte vielgemandte Tmesten haben meinen Vater mehrfach besucht und eingeladen^ so daß für mich zu interessanter Beobachtung mehr als hinreichender Stöfs da mar. Vor Allem hat Steffens einen gewaltige?! Eindruck auf mich gemacht. Er ist Poet durch und durch. Seine Rede ist fast immer die Rede eines Begeisterten; es quillt ihm fortmährend eine solche Fülle von Gedanken empor, daß er kaum Zeit hat, sie mit dem Wort zu bewältigen, und so braust denn der Strom der Sprache dahin, Welle auf Welle, dichtgedrängt, oft die eine von der anderen verschlungen, ehe sie ihr schäumendes Haupt zu senken vermochte. Doch nicht bloß der Reichthum des Geistes ist es, nicht bloß der unendliche Schatz neuer Ideen und Anschauungen, der uns zur Bewunderung des großen Mannes hinreißt: es ist zugleich die schöne Tiefe seines liebevollen Herzens, die woblthuende Freundlichkeit seines innersten Wesens.

Dienstag den . . .

So weit war ich mit meiner Schreiberei gekommen, als ich durch einen Besuch gestört wurde. Ich wollte Dir noch viel erzählen von meinen Studien und Bekanntschaften, doch fehlt es mir gegenwärtig an Zeit. Da jedoch mein Vater mir neulich sagte, ich solle in den Herbstferien nach Lübeck kommen, so kann ich dann die Lücken des Briefes mündlich ausfüllen. Die Bestimmung meines Vaters ist mir nicht unerfreulich. Ostern war Alles zn stürmisch; ich habe wenig oder nichts von Lübeck gehabt. In der schönen Beruhigung des blauen Spätsommers will ich nun die Heimat noch einmal genießen, um ihr dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen. Mein Kopf ist jetzt voll von Gedanken für die Zukunft. Doch summt noch immer ein sehnsüchtiger Klang dazwischen von dem Land, wo die Citronen blühen. Grüße die Deinen herzlich, ebenso Classens. Lebewohl; ich kann ja sagen: Auf Wiedersehen!

208 «arl Theodor Gaederh in Berlin.
Solltest Du Rumohr sehen, so bring' ihm ineinen herzlichsten Gruß und
Dank für den Brief an Bettina.
E. G.
Lesen wir diese Zeilen: die darin ausgesprochene Zehnsucht in die
weite Welt uud den Namen Bettina, so wissen mir, wovon der junge
Poet ja noch keine Ahnung haben konnte, daß gerade letztere zur Erfüllung
seines Wunsches nicht lange darauf das Meiste beitrug: denn durch ihre
Empfehlung ward ihm am 1. März 1838 ein mehrjähriger Aufenthalt in
(Griechenland ermöglicht, und zweimal berührte er auf der Reife sein geliebtes
Italien. Und dann, nach der Heimkehr, trat sein Gönner Karl Friedrich
von Rumohr für ihn ein und erwirkte bei dem edlen, kunstsinnigen König
Friedrich Wilhelm IV. eine kleine lebenslängliche Pension für den hoffnungs-
vollen Dichter. Zu guter Stunde trug er nämlich dem Monarchen jenes
Scherzgedicht Geibels vor, das dieser meinem Vater in Bonn gewidmet hatte:
„Zu Lübeck auf der Brücken, da stehet ein Merkur"; die Originalität der
Verse versetzte den König in die beste Laune und Geibels Glück war ge-
macht. Der Beneidenswerthe konnte fortan in sorgenloser Mußе ungestört
und ausschließlich seinem idealen Berufe leben.
Welch köstlicher Humor übrigens dem Studiosus Geibel eigen war, da-
von legt noch ein anderes Poem Zeugnis; ab. Dasselbe ist gerichtet an
Wilhelm Wattenbach, den er bei seinem Eintreffen aus Berlin zum Ferien-
aufenthalt in Lübeck August 1836 nicht mehr vorfand. Wattenbach besuchte
bereits das akademische Gymnasium in Hamburg und schickte sich an, die
Bonner Hochschule zu beziehen. Zu diesem Schritte gratulirte Geibel dein
Freunde mit folgendem, zwischen Scherz und Ernst glücklich die Mitte
haltenden Abschiedsgruß*):
Ihr Musen, all ihr zarten Neune, bückt beut
Zum Staube die rubinbesetztrn Nasen;
Ich will ein Lied von seltener Zerstöcktheit
Zum Abschied meinem werthen Wilhelm blasen.
Doch sollt' ein Ton phantastischer Verrücktheit
Mit schneidend gellem Laut dazwischen rasen,
Entsetzt euch nicht und labt mir eure Weihen
Beim Dichten dieser Stanzen angedeihen.
*) Das Originalmanufcript umsaht drei Foliobogen. Auf dem Vorderblatt
steht: »Anbei erhältst Du, liebwerthester Wilhelm, das versprochme Carmen. Da eS
jedoch an einiger Langwierigkeit laborirt, so habe ich mich nicht entschließen können, eS
erst abzuschreiben. Du erhältst also nur die Kladde, die ich mir jedoch später einmal
auSbitten möchte, um zu gelegener Zeit Covie davon zu nehmen. Lebe wohl und
grübe die Deinen! E.G." Am Schlich: »^riptun, 16. Sept. 1836. — Diese Hand-
schrift gestattet interessante Einblicke in Geibcls Gedankenwerkstätte und Methode.
Doch gebe ich hier nur die endgiltige Fassung, ohne den ersten Entwurf und die
mannigfaltigen Lesarten zu berücksichtigen. Was die Metrik und den Ton de» Ganzen
betrifft, vcrgl. „Denkwürdigkeiten" S. 72 folg.

Doch thut ihr'S nicht, was ist daran verloren?
Bedarf ich kaum doch so antiker Waare.
Wenn mir neun alte Schachteln Zorn geschworen.
Drum wachsen mir noch kein: grauen Haare;
Such hat Homeros schon zum Dienst erkoien.
Und der ist tost bereits dreitausend Jahre,
Und mit dreitaufend Jahien auf dem Rücken,
Wie wollt ihr noch begeistern und entzücken!
Was mich begeistert, das beherrscht der Küper,
Es liegt inS gab gezwängt im duil'gen Keller,
Du l»st es, beiher, rosenfarb'ner Cyper,
Du goldncr Rheinmein, süher Muskateller;
Blinkt ihr mich lockend an, so wiid mir hyver-
Poetisb g'eich, und Reim auf Reim flieht schneller.
Doch schäumen mir Champagner und Burgunder,
So staunt die Welt ob meines Liedes Wunder.
Drum Klang auf Klang und Zug auf Zug! — Doch plötzlich
Fällt mir eS ein, wo bin ich hingcratde»?
Vom Abschied wollt' ich singen gar ergötzlich
Und rede nun von Wein und Weinesthalen;
Ja, geht mein Ritt noch weiter so entseslich
Verkehrt, so komm' ich noch auf Fisch unz Braten,
Von dort auf Freiherr» von Rumohr'), und endlich
Verbrenn' am Kochtopf ich die Hand mir schändlich.
Drum umgelenkt mein Roß mit Greifenflügeln
Hinauf, wo Fackeln gleich die Sterne blinken;
Mit goldnem Ton will ich Dich auswärt« zügeln,
Um droben Dust und Aetherglanz zu trixken.
Empor, empor — schon seh' auf Wunderhügeln
Im Mondenlicht ich Marmortempel winken;
Die Rosen glühn, die blauen Seen schmachten.
Und Palmenkronen schimmern wie Smaragden,
So sei denn Dir abgeh'ndcm Philologen,
Aus diesem Land ein Ledewodl gesungen:
Es rauschen drein der Hippokrene Wogen
Von träumerischer Melodie durchdrungen;
Die Sterne rufen selbst vom Himmelsbogen
Ein AbfchiedSwort Dir zu mit gotonen Zungen,
Hell klingt's nach hundert flötenden Präludien:
„Gehab Dich wohl, wir segnen Deine Studien!"

*) Rumohr war nämlich nicht nur ein bedeutender Kunstgelehrter, Autor der epochemachenden „Italienischen Forschungen," sondern auch ein großer Feinschmecker und Verfasser eines vortrefflichen Kochbuches, »Geist der Kochkunst- betitelt. Auf seinem nahe bei Lübeck gelegenen Gute Rothenhausen übte er sürstliche Gastfreundschaft; und es lieh sich schwer entscheiden, ob seine Kunstsammlungen dort, oder Küche und Keller höheres Lob verdienten. Er war in Theorie und Praxis Kenner der Kochkunst. Viele fthr amüsante Geschichten sind über ihn im Umlauf.

Karl Theodor Gaedery in Berlin,
Du gehst, um Deine Bücherlust zu kühlen:
O thu'S, doch wolle nicht in Staub und Lettern,
In Notentand und Wust hinein Dich wühlen
Und das, was lebt, zerlegen und entgöttern!
Die Machteinfacher Schönheit lerne fühlen,
Nach großen Thaten spür' in jenen Blättern —
Versuchst Du so Dein Sehnen zu erfüllen.
Wird sich ein lieblich Wunder Dir enthüllen.
Dann dehnen sich, dann streben auf die Zeilen
Und wachsen blühend über Dir zusammen,
Du siehst in Laubengänge sie sich theilen.
Drin bunt als Blumen die Vokale flammen;
Es werden die Accente Göttersäulen,
Schön, wie sic nur von Phidias' Meißel stammen.
Und also wandelst, ohne zu ermatten.
Du selig fort in holden Dämmerschatten,
So weit die Wissenschaft — doch auch für s Leben,
DaS nun beginnt entgegen Dir zu schäumen,
Dir ein'ge goldne Regeln mitzugeben
Möcht' ich um keinen Preis der Welt versäumen:
Vor Allem sei stets klar in jedem Streben
Unj wolle nimmer schwärmen, nimmer träumen;
Wozu den Sinn in s weite Blau entfernen?
Noch giebt eS keine Brücken zu den Sternen.
Zum zweiten hüte Dich vor holden Blicken,
Die lockungSvoll aus Mondscheinaugen glänzen.
Vor Lippen, die Dir Schmeichelworte schicken
Und Dir deS KufseS süße Gluth credenzen;
Kurz — laß Dein Herz von Liebe nicht bestricken.
Denn solch ein Wahn kennt kaum des Anstand» Grenzen
Ja, Anlaß selbst zum Mord ist er gewesen,
Wie das i» ShakesveareS Nomeo zu lesen.
Zum dritten traue nicht den beißen Weinen,
Und auch nach Punsch bemeistre Deine Sehnsucht,
Und ob er noch so purpurn zu erscheinen
Und noch so dusterfüllt Dich anzuwehn sucht;
Der Schmach sei eingedenk, wenn aus den Beinen
Trotz aller Müh vergebens man zu steh» sucht,
Weil Rum, Wein, Wasser, Zucker und Citronen
Zu stark gesellt in Kopf und Magen wohnen.
Auch dieses noch verschmähe nicht zu hören:
Ein Wilhelm bist Du, zeige drum den Willen,
Setz' auf den Helm, will Dir ein Narr ihn stören,
Und halte selbst da« Schwert bereit im Stillen!
Nicht taugen jene, die zu jedem schwören.
Dem nur in süßem Ton die Worte quillen;
Ein Wort, und käm eS aus der Weisheit Munde,
Ist nichts, gebricht der Selbsterfahrnng Kunde.

Doch halt! gar zu didaktisch wird mein Singen,
Und gerne möcht' ick solchen Ton vermeiden;
Zwar soll nach tiefem Ton der Dichter ringen,
Doch nicht mit dürrer Lehre sich bescheiden.
Es ist sein Amt. was Andre trocken bringen.
In edle Formen prächtig einzukleiden,
Daß schön und klar aus goldenem Pokale
Der Purpurwein des Hochgedankens strahle.
Drum nur noch einen Gruß! — Und wenn nun ferne
Dir andre Freunde treulich sich verbünden,
Wenn sich des Glaubens und des Wissens Sterne
Stets leuchtender und klarer Dir entzünden:
Dann lab durch Frau Erinnerung Dir gerne
Bon Lübeck auch manch' alte Sage künden
Und denke des Poeten von der Trade,
Der nun sein Lied schließt. — Vals stqu« tavs!

Tie Lebenswege beider Freunde schieden sich, wider Erwarten, für lange, von 1836 bis 1866. Geibels unerklärte Liebe zu Cacilia spielt hinein; man lese die ebenso rührende wie tragische Geschichte in den „Denkwürdigkeiten". Indessen seit der versöhnenden Annäherung im April 1866 fand manch frohgestimmtes Wiedersehen und ein reger schriftlicher Austausch statt. Einanuel Geibel freute sich über die ehrenvolle gelehrte Laufbahn seines Iugendgefährten, über dessen vielseitige, besonders im Fache der mittelalterlichen Geschichte erworbene hohe Verdienste. Mt großem Vergnügen vertiefte er sich in sein Buch über das Papstthum. „Ich schöpfe daraus", schrieb er am 3. November 1876 an Ccicilie, „mannigfache Belehrung und willkommene Begründung alter Ueberzeugungen. Vortrefflich ist es, wie Wilhelm einerseits die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit und den Segen eines starken geistigen und geistlichen Mittelpunktes für die Zeiten versinkender Kultur und einbrechender Barbarei nachweist und doch wieder von vornherein die historische Nichtigkeit aller jener Voraussetzungen darthut, auf welchen die heutige Kirche das Gebäude ihrer willkürlichen und maßlosen Ansprüche aufführt. Grüßen Sie Ihren Brnder herzlichst und sagen Sie ihm meinen aufrichtigsten Dank für die Zusendung des gediegenen Werkes." Wattenbach wiederum, der Mann der Wissenschaft, war stolz auf den Dichterruhm seines Emanuel, dessen klassisches Liederbuch ihn nach Inhalt und Forin vorzüglich ansprach und manche ungetrübte Erinnerung an die glückliche Schul- und Studienzeit heraufbeschwor, da sie besonders eifiig die Poesie der kriechen und Römer lasen.

Wahrlich, die zwei vertrauten Iugendgenossen haben. Alles in Allem genommen, schließlich wohl sagen dürfen:

Nach heitern und »ach trüben Losen
Blieb fest die Treu der alten Zeit.
Und wieder blühn um uns die Rosen,
Die Rosen der Vergangenheit.

Die neuaufgefundenen Fragmente der euripideischen Antiope und ihr werth für die Deutung des „loro ülrnese."

von
Notiert tzassencamp.

— Vstl«w« —

»it Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, wie die Decadence in der Kunst mit Vorliebe das Ungeheure, Gräfliche zur Darstellung bringt. Während über die Werke der Vlüthezeit griech'scher Kunst eine ruhige heitere Hoheit ausgegossen liegt, während in der peritleischen und überhaupt in der früheren Zeit die Künstler Darstellungen körperlichen Schmerzes mit weiser Mäßigung vermeiden, spielt in der hellenistischen oder aleiandrinischen Periode das Pathetische die Hauptrolle: absichtlich sucht der Künstler Stoffe auf, die ihm Gelegenheit bieten, ein erwartetes oder schon eingetretenes körperliches Leiden zum Ausdrucke zu bringen und bei der Wiedergabe dieser Affekte sein Können an den Tag zu legen. An: deutlichsten zeigt sich dies bei der kolossalsten Marmorgruppe, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ist, bei dein im Uu8eo Ql^ioualß zu Neapel befindlichen ,,?«rc> Parias" (dem farnesischen Stiere), der von Apollonius und Tauriskus aus Tralles im zweiten Jahrhundert v. Chr. geschaffen und zuerst in Rhodus, später in Nom in den Gärten des Asinius Pollio aufgestellt war.

Wir sehen in dieser Gruppe zwei herrliche Iünglingsgestcüten, den Zethus und Amphion, eben im Begriffe, die Dirke, die Gattin des thebanische» Königs Lnkos, an einen wüthenden Stier zu befestigen; kräftig faßt der schlankere Amphion, der durch die Leier gekennzeichnet ist, das Ungethüm bei den Hörnern, während der stämmigere, muskulösere Zethus deu Strick anzieht. In Verzweifelnder Todesangst ergreift das unglückliche Weib, dem das Ober-

gemand herabgesunken ist, und das so seine üppige Schönheit unverhüllt dem Beschauer zeigt, mit dem linken Arm das Bein des Ainphion, um ihn zurückzuhalten: den rechten streckt es, mit einem Blicke des Entsetzens sich nach oben wendend, dem Stiere entgegen, der im nächsten Augenblicke mit seinen Hufen dm schönen Leib zu zerstören droht. Und im Hintergrunde sehen mir eine herrliche Frauengestalt: es ist Antiope, die Mutter der beiden Jünglinge, die mit hoheitsvoller Ruhe der Bestrafung der Dirke zuschaut.

Es giebt kaum ein Denkmal des Alterthums, das äußerlich so imposant wirkt, das eine solche Kühnheit der Komposition verräth, wie der farnesische Stier; dabei herrscht eine munderbare Symmetrie im Aufbau, und der Marmor ist mit unglaublicher Meisterschaft behandelt. Trotzdem kann man aber bei dem Anblicke der Gruppe nicht zu einem vollen Genüsse gelangen, man fühlt sich unbefriedigt bei jener Darstellung des Entsetzlichen, in der sich der Bildhauer gefällt. Allerdings hat den antiken Künstler immer noch eine gemisse Scheu und Mäßigung in Schranken gehalten; im Gegensatze zu den modernen Naturalisten, welche die Greuelscenen selbst vorführen, stellt er uns nicht dar, wie Dirke vom Stiere zertreten wird, sondern er wählt den Moment vor jenem gräßlichen Ereignisse zum Gegenstande der Darstellung. Dadurch wird aber das Abstoßende nur gemildert, nicht völlig beseitigt, um so weniger, nls für uns der Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe nicht klar ersichtlich ist. Wohl erzählt uns die Fabel, daß Zethus und Amphion diese schreckliche Strafe für die Dirke bestimmten, weil ihrer eigenen Mutter Antiope von jenem Weibe dieselbe Todesart zugedacht mar: es erscheint also die Darstellung gleichsam als ein Bild der kindlichen Liebe; aber aus der Gruppe können wir dies ohne einen weitläufigen Kommentar nicht herauslesen. Namentlich macht auf unser Gefühl die dem gräßlichen Schauspiele ruhig zuschauende Antiope einen unnatürlichen Eindruck; es haben daher auch schon früh einige Archäologen, wie z. B. Otfried Müller, diese F^gur als eine spätere Zuthat bezeichnet, wie sie denn in der That auch von Plinius bei Beschreibung des Denkmals nicht erwähnt wird. Aber auch wenn wir diese Figur uns entfernt denken, wird unser Gefühl nicht völlig befriedigt: immer sehen wir den rohen Akt vor uns, daß ein hilfloses Weib von zwei kräftigen Männern an den gemaltigen Stier gefesselt und so dem schrecklichen Tode preisgegeben wird — eine Todesart, die im Zeitalter der Königin Brunhilde zwar nicht seltsam erscheinen würde, deren Darstellung aber für unsere Empfindung abstoßend wirkt.

Trotzdem aber war dieser Stoff in der späteren hellenistischen und römischen Zeit recht beliebt. Auf den Münzen der kleinasiatischen Stadt Thyateira finden wir die Bestrafung der Dirke dargestellt, und ebenso begegnet uns dies Sujet auf einer Gemme des Wiener Kabinets und auf einem Sarkophage; namentlich aber hatte Malus II. von Pergamum in jenein Prachttemvel, den er seiner Mutter Apollonis zu Ehren in Kyzikos errichten ließ, neben den, Dionysos und der Semele, dem Telephus und der Auge

Robert kzassencamp in Bftrowo,
und anderen Beispielen kindlicher Liebe auch die Strafe der Dirke anbringen lassen.

Man kann daher billig fragen, wie es koimnt, daß ein Stoff, der uns in der älteren griechischen Kunst nirgends begegnet, auf einmal so zahlreiche Darstellungen gefunden hat, und zur Beantwortung der Frage hat man schon seit langer Zeit die Muthmafzung geäußert, daß der griechische Tragiker Euripides durch sein Drama „Antiope" den Gegenstand gewissermaßen vovularisirt und so zu zahlreichen Bildwerken die Anregung gegeben habe. Früder war diese Erklärung, da wir vom Drama wenig wehr als den Namen wußten, eine bloße Annahme, neuerdings aber hat dieselbe durch einen interessanten Fund volle Bestätigung erhalten.

Bald nachdem nämlich die gebildete Welt durch die Auffindung der aristotelischen Schrift vom Staate der Athener überrascht worden war, gelang es dem Engländer Flinders Peine in einem altägyptischen Grabe zu Kurob in Fayum einen neuen Papyrusfund zu inachen, der gleichfalls von großer Bedeutung für die alte Literatur- und Kunstgeschichte sein sollte. In einein Mumiensarge fand nämlich jener Engländer iin vorigen Jahre zahlreiche Papyrusreste, die Stellen aus Platons Phaedo», 11 Verse ans Homers Ilms und außerdem drei dramatische Fragmente enthielten, die sich als Stücke der verlorenen Tragödie des Euripides, der Antiope, erwiesen; die übrigen Papyrusreste sind unwesentlichen Inhalts, aber um deswillen von Wichtigkeit, weil sie theilmeise datirt sind und kein Stück nach 230 v. Chr. niedergeschrieben ist; es liegt daher der Schluß nahe, daß das Grab überhaupt aus dieser Zeit stammt. Ein irischer (belehrter, Maliaff» ans Dublin, hat mit Unterstützung anderer Philologen den Text der dramatischen Fragmente ergänzt nnd seine Resultate in einer englischen Zeitschrift der gelehrten Welt mitgetheili.

Durch diese Fragmente wurde min die Richtigkeit der schon früher gehegten Verinuthung festgestellt, daß wir in demjenigen Berichte der Dirkesage, auf den mir früher vornehmlich angewiesen waren, nänilich in dein betreffenden Abschnitte der Fabelsammlnng des späten lateinischen Schriftstellers Hyginus, nur einen dürftigen Auszug aus dem genannten griechischen Traina oder vielleicht einer lateinischen Nachdichtung desselben zu erblicken haben. Dadurch sind ivir in die Lage gesetzt, die Fragmente an der richtigen Stelle einzufügen, und können außerdem das Fehlende wenigstens seinem InKalle nach ergänzen.

Danach entwickelte sich die Fabel des Stückes in folgender Weise. Zens hatte sich Antiope, die Tochter des böotischen Königs Nykteus, liebend genaht und aus Furcht vor Strafe lMe sich das Mädchen in die Schluchten des Kithaeron geflüchtet, Ivo sie Zwillinge gebar. Diese wurden hier ausgesetzt, von einem Hirten gefunden und aufgezogen, Antiope aber später von einem Sikyonier Epopeus als Gattin heimgeführt. Noch hatte Nukleus seiner Tochter nicht den Fehltritt nnd die Flucht verziehen: ans dem Sterbebette beschwört er seinen Brnder Vykos, die Antiope zn bestrafen; kaum hatte dieser die Herr-

schuft angetreten, da unternimmt er einen Zug gegen Sikyon; Epopeus wird getödtet, Antiope aber in Fesseln in die thebanische Heimat zurückgebracht; hier erwächst ihr eine neue Peinigerin in Dirke, der Gattin des Lykos, und uni sich deren Mißhandlungen zu entziehen, flüchtet Antiope zum zweiten Male auf den Kithaeron. Hier findet sie durch einen Zufall bei Eleutheme ihre inzwischen herangewachsenen Söhne, die natürlich die Mutter nicht kennen: den milderen sanfteren Amphion zieht gleich ein unbestimmtes, dunkles Gefühl zur Mutter, aber der härtere Zethus stößt das unglückliche Weib wieder in die Wildniß zurück. Durch einen Zufall war Dirke bei einer bakchischen Feier in dieselbe Gegend gelangt und hatte das Versteck ihrer Gegnerin entdeckt: Lykos will in Folge dessen sich init Hilfe der jungen Hirten der entlaufenen Antiope wieder bemächtigen.

An dieser Stelle setzt das erste, kürzeste und am meisten verstümmelte Fragment ein: Amphion und ^ykos stehen vor dem Gehöfte, in dem die entflohene Antiope weilen soll, und ein lebhafter Dialog entwickelt sich zwischen beiden Personen, den wir in fünffüßigen Jamben frei nachzubilden versuchen -

LykoS. „Ja, solche Fraun zu tobten ist mir lieb.
Amph. Unsicher« Grund zum Hasse führst Du an.
Lykos. Jetzt heifzt es handeln'. — und weil ihn Amphion wohl darauf ausmerksam gemacht hatte, Antiope habe noch Söhne, die ihr zu Hilfe kommen könnten, fügt er hinzu:
»Jene aber sind schon todt.
Amph. Gut denn, wenn Du dies weißt, wir nehmen Stellung,
Lykos. Auf welche Art? Gehn wir ins Haus hinein?
Amph. Nur still ins Hau», eh' uns die Wache steht I
LykoS. Wie bergen wir uns vor den Freunden drin?
Amph. Wenn Du die Laiizenträger drauszen läßt.
Lykos. Die sind entlassen, und ich bleib bei Euch.
Amph. DaS Andre aber ordnen Du und wir.
LykoS. Wie grob ist drinnen wohl der Gäste Zahl?
Amph. Nur Nein; auch haben keine Waffen sie.
Lykos. Bewachet ihr indes; den Felsen überall!
Amph. Und wenn ein Lärm ertönt, dann rasch vom Hause!
Lykos. Ich aber will mit eig'ner Hand die Tochter
De« Nykteus fassen? Du wirst warten hier."

Darauf gehen Zethus, Amphion und Lykos in das Innere des Gehöfte?. Es folgte sodann ein Gespräch zwischen dem Chore, der wohl aus den Einwohnern von Eleutherae gebildet war, und der Antiope; aber von diesem Dialoge sind nur einige Z^orte erhalten, und wir können den weiteren Fortgang des Dramas nur aus der Erzählung des Hyginus errathen. Antiope wird von Neuem gefesselt, und man beschließt sie auf furchtbare Weise zu strafen; sie soll an einen wilden Stier gebunden und zu Tode geschleift werden. Schon sind Zethus und Amphion im Begriffe, die Strafe an ihr zu vollziehen, da erscheint der alte Hirt, der sie einst aufgenommen. Er enthüllt

den beiden Brüdern das Geheimniß ihrer Geburt und belehrt sie, daß Antiope ilire eigene Mutter sei. Die Wuth der Jünglinge richtet sich nun gegen die Peinigerin der Antiope, und Dirke erleidet dasselbe Schicksal, das sie ihrer Gegnerin zugedacht. Aber nachdem die gräßliche Strafe an Dirke vollzogen ist, tritt an die Geschwister ebenso wie an die Mutter die Frage heran, ob sie fliehen oder dem Lykos ein ähnliches Geschick bereiten sollen, wie seiner Gattin.

In diese Berathung versetzt uns das zweite Bruchstück. Wir sehen Amphion, Zethus und Antiope auf der Bühne, und in längerer Ansprache «endet sich Ainphion an den Bruder mit folgenden Worten:

Amvh. »Nicht darauf denke, wie wir jetzt entfliehen!
Denn falls wir wirklich JoviS Kinder sind,
Wird er uns retten und den Feind bestrafen.
So hat es jktzo das Geschick grfügt,
Tab uns, selbst wenn n ir wünschten zu entfliehen,
Der Dirke frisch vergossen Blut verfolgt.
Doch wenn wir bleiben, trifft daS Schicksal uns.
Dag wir den heut'ge» Abend nicht mehr schaun.
Wofern wir nicht die Feinde überwinden."

Daun fährt er fort:

„Statt Deiner sprach ich also, liebe Mutter!
Du ZeuS, der Du im lichten Aether thronst.
Wem, wirklich Tu der Mutter Gatte bist,
Tann lag nickt ohne Hilfe Deine Kinder!
Nickt löblich war' dies. Nein den sieben hilf!
Drum auf zur Zagd und legt ein glücklich Garn,
Auf dag drn Mann wir sahen, den verhagten,
Wie ein Tyrann ja stets den Hag erweckt!

Antiope begiebt sich nun in das Haus, dessen Front die Hintere Scenendekoration bildete, und aus einer Seitenkulisse erscheint Lykos, der von der Verwandtschaft der Antiope mit Zethus und Amphion ebensowenig weiß, wie er eine Ahnung hat von der an seiner Gattin vollzogenen Strafe. Der Chor macht die beiden Brüder auf sein Erscheinen aufmerksam:

CHor: ‚O, stehst Du? Lykos kommt, drum stille. Freunde!'

Darauf beginnt Lykos seine Rede:

„Wo ist die Hassensmerthc? Im Gebirge
Hat sie — so scheint eS mir — Versteck gefunoen,Z
Vielleicht auch birgt sie sich in einer Hütte."

Und an den Chor gewendet, fährt er fort:

Wer aber zeigt sich hier und woher stammt ih<?
Gieb Kund! WaS trägst Du ein so schwer GcmaffenA
Und worauf sinnst Du?"

Hier bricht das zweite Bruchstück ab, und es läßt sich nur annehmen, daß die Scene mit der Gefangennahm,« des Lykos und der Abführung in das Haus geschlossen hat.

Die Fragmente der Antiope,
2<?
Das letzte und bedeutendste Fragment scheint sich unmittelbar an das vorangehende angereiht zu haben. Aus dem Hause erschallt ein Klagelied des gefesselten Lykos, das vom Chor in der Orchestra beantwortet wird! leider sind von diesen: Abschnitte nur zusammenhanglose, verstümmelte Worte erhalten, und mir können blos soviel feststellen, wie der Chor darauf hingewiesen, daß auch dein Lykos das Schicksal bevorstehe, an gewaltige Stiere mit Stricken festgebunden zu werden. Da ruft Lykos jammernd aus:
„Ack. ach!
Hier seh' ich klar die Hand der Jünglinge,
Und ihr, ihr Dimer alle, helft mir nicht?
Darauf der Chor:
„O inst, erhebt Geschrei! Ein Lied erschalle!
Lykos. O Land des Kadmo«, o Asovvistadi!
Chor. Vernimmst Du? Sieh Dich vor, dasz Du nichts Schlimmes
Am Leib erleidest! Spät zwar kommt die Strafe,
Doch trifft sie jeden Menschen, der gefrevelt."
Jetzt bringen die beiden Brüder den gefesselten jiönig auf die Bühne geschleppt, und es entwickelt sich ein (Gespräch zwischen Lykos und Amphion,
Lyk. Weh' mir! Von Eurer Hand end' hilflos ich.
Ampi,. Bejammerst Du nicht Deiner Gattin Tod?
Lyk. Ist sie denn todt? Tu kündest neues Lns.
Amph. Von Stieren ist sie fortgeschleift, zerrissen.
Lyk. Wer ist der Tdäter? J,r? O sagt mir oies!
Amph. Bald wird Dir's von den Todten offenbart.
Lyk. Dag ein« der Meinen starb, ich mutzt' eS nicht,
Amph. Was forschest Du? Du hörst es bei den Schatten."
Schon schicken sich die Brüder an, die Todesstrafe an Lykos zu vollziehen, da erscheint, wie oftmals in den euripideischen Dramen, als clsns ex msokinu Hermes und kündet die himmlischen Befehle.
Herm. »Indefz Du eilst zu einem Werk, Amphion.
DaS löblich Dir erscheint, gebiet ich Einhalt
Und künde Dir den alten Schiclsalsfpruch.
Dasz Dir vom ZeuS dies Sccpter zuiällt,
Vermeld' ich Dir, und dasz deS Landes Herrschaft
Du übernimmst. Du aber, Ly'oS, wirst
Im Kadmosvolke nicht mehr König beigen.
Wenn aber Du gesammelt hast die Reste
Des unglücksel'gen WeibeS und den Leib
Dem Feuer übergeben und die Kattin
Also bestattet, wirf die Aschenreste
In Ares' heil'gen Quell, auf dag der Bach,
Der diese Stadt durchließt und Thebens ffeld
Bespült, nunmehr der Dirke Namen führe!
Dann gebet, da die Burg dein KadmoS heilig,
In« Thal und stattet am JSmenusbach
Die Stadt mit siebenfachen Thoren a»S!

2^3 Robert Hassencamx in Bstrowo,
Es sei Dein Muth dem Feind verderblich, Zethus.
Und also mühe Dich wie Küher! Dich,
Amphion, forsr' ich auf, dafz Du, di,' Leier
In Deiner Hand, die Götter jetzt im Liede
Besingst. Uno folgen werden Dir sogleich
Die starren Felsen, von Musik bezaubert;
ES wird die Muse kunstreich Dir beim Bau
Sich nahn und wird, wie mit des Maurers Hand,
Dir Sitze gründen. Diesen Herrscherruhm
Verleihet Dir jetzt Zeus und ich mit ihm
Hier, wo Dir, König, solches Werk gelang.
Die weißen Rosse Jupiters benannt,
Sollt fürder Ihr in dieser KadmoSstadt
Die höchste Ehr' erlangen. ZethuS, Du
Sollst einer Tochter Thebens Dich vermählen,
Und Du, Amphion, PhrygienS schönstes Weib,
Das Kind des Tantalus, als Gattin küren."
Darauf antwortet Lykos:
O Zeus, der unerwartet mancherlei
Gestaltet, Du hast jetzo durch die That
Gezeigt, wie ich so schlecht berathen war.
Die Zeit, dic Alles kündet, stellte uns
Jetzt hin als Lügner, und sie schuf da« Glück
Von Eurer Mutter. Gehet drum und herrscht
Statt meiner mit des Kadmos Scepter
In diesem Land! So lohnt Euch das Verdienst
Der Gott; ich aber will, dem ZeuS und Hermes
Gehorchend, jetzt bestatten die Gemahlin
Und ihre Asche streuen in die Quelle
Des AreS, daß sie, schaltend in dem Lande,
Mit ihren Fluiden das thebanische
Gesild benetze, bei dem kommenden
Geschlecht nunmehr der Dirke Namen führend.
So schlichte ich den Streit und alten Zwist."
Mit dieser Scene schloß das eigentliche Drama; möglich ist es allerdings, das; sich auch hier, wie in so mancher Tragödie des Euripides, noch ein kurzer Schlußgesang des Chors anreihte.
Diese neu aufgefundenen Fragmente aber weisen mit Evidenz nach, daß das euripideische Stück sich nicht etwa nur — wie ehedem mitunter vermuthet wurde — auf die Darstellung der früheren Erlebnisse der Antiope beschränkte! es bildete vielmehr die Bestrafung der Dirke den eigentlichen Mttel- und Angelpunkt des Dramas. Nun gehörte aber Antiove zu den gefeiertsten Stücken des Euripides, und der Umstand, daß mehr als 15Y Jahre nach dem Tode des Dichters Abschriften von einzelnen Scenen dieser Tragödie einem Bewohner Aegyptens init ins birab gelegt werden konnten, ist ein neuer Beweis für seine Berühmtheit. So kam es, daß auch die früher wenig bekannte thebanische Lokalsage durch unseren Dichter popularifirt wurde.

und inan darf sich daher nicht wundern, das? in einen? Zeitalter, welches das Erschütternde, Sensationelle liebte, auch die bildende .«unst darauf verfiel, die aufregendste Scene des Stückes in Marmor zu firiren.
Es erscheint demnach die (Gruppe des farnesischen Stieres gewissermaßen als eine Illustration der Antiovescene, und sie leidet auch an dem nämlichen Fehler, der bei denjenigen modernen Kunstwerken, die eine dramatische Scene illustriren, meistens beobachtet werden kann: sie gelangen nur für denjenigen zu vollem Verständnis;, der eine genaue Kenntnis; der betreffenden Dichtung mitbringt. So zeigt sich die Handlung bei dem ^«r« fnrneLS für unser Gefühl eigentlich als ein Akt der Brutalität, und wir vermissen den Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Grieche aber und der mit den Dramen des Euripides wohl vertraute gebildete Römer hatte nicht diese Empfindung: wenn dieser in den Gärten des Asinius Pollio die weißen Marmorgestalten aufschimmern sah, so gedachte er sofort an die Sentenz des Chors:
„Spät kommt die Strafe,
Doch trifft sie jeden Menschen, der gefrevelt."
Ihm erschienen daher Zethns und Amphion nicht als brutal handelnde Jünglinge, sondern im Anschluß an das hochgefeierte Drama als pietätvolle Söhne, die an der langjährigen Peinigerin ihrer Mutter Strafe nehmen, als Vollstrecker des göttlichen Willens.

Erinnerungen an den Grafen August von Werder.
von
Oebhard Kernin.
— Daimstadt. —
I.
„Dem »freunde Tciwtz -^
Dem Feinde Trutz!'
lese mit fester Hand im Februar 1881 zu Grüssow in Pommern
für das bekannte Selbstschriften-Album zum Besten der deutschen
Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger niedergeschriebenen Worte
des Helden von der Lisaine fennzeichnen treffend dessen Charakter. I>>raf
August von Werder war eine feste, unbeugsame Natur, er bewährte «ick
als wahrer Freund seiner Freunde und unentwegter Feind »einer Gegner.
So ist er denn auch dura, seiue Kriegsthaten in, letzten deutsch-französischen
Feldzuge von 1870/71 — ganz besonders durch die Eroberung von Straßburg
im September 1870 und deu großen Sieg an der Lisaine im Januar 1871
über das Bourbaki'sche Heer — einer der voltsthümlichften Helden im
Deutschen Reiche geworden. Seit dem 1^2, September 1887 — seinem
79. Geburtstage — ruht der General, im kühlen Schoß der Mntter Erde,
allein vergessen wird sein Name niemals werden, so lange es eine Geschichte
giebt.
Es ist das hohe Verdienst eines Freundes und Kameraden des ver-
storbenen Helden, mit dafür gesorgt zu haben, daß dieses Andenken nickt
verlösche, und zwar des königlich preußischen Generals der Infanterie z. D.,
E. von Conrad«, welcher uns mit einer Lebensbeschreibung des Grase«
August von Werder beschenkt hat. Dieselbe ist vornehmlich auf I>>r»nd

Erinnerungen an den Grafen August von Werder, 22^
des von den: Verstorbenen hinterlllssenen reichhaltigen handschriftlichen Materials ausgearbeitet worden, „mit mariner Hingabe an die Aufgabe", wie der Verfasser selbst sagt, und vor etwa zwei Jahren im Buchhandel erschienen*». Wir haben das gewissenhaft und pietätvoll geschriebene Buch einer genauen Prüfung unterzogen und wollen hauptsächlich an der Hand desselben den Lesern dieser Zeitschrift den Lebensgang des verewigten Helden vorführen, einige seiner Aufzeichnungen, welche uns besonders characktenstisch für sein Fühlen und Denken erschienen sind, wiedergeben und das Andenken mi seine Thaten neu zu beleben suchen.

Dies ist in der That kein überflüssiges Beginnen; sagt doch sehr richtig der General der Infanterie von Conrad» in dem Vorwort seines Buches Folgendes: „Das Leben des Grafen Werder ist so interessant und lehrreich, daß ich besonders für den Nachwuchs in der Armee die Herausgabe des Lebensbildes für nutzbringend halte. Außerdem werden in unserer raschlebigen Zeit die hervorragenden Männer der jüngsten Vergangenheit nur zu leicht vergessen. Es können ja jeden Augenblick welterschütternde Ereignisse eintreten. Neue Männer werden dann in den Vordergrund treten und die Verdienste der alteren Generationen verlieren in der Gegenwart ihren Werth."

Nur diesen letzten Satz des hochverehrten Generals vermögen wir uns nicht anzueignen. Wenn auch wirklich die Verdienste der früheren Generation in der Gegenwart nicht mehr praktisch nachwirken sollten, so haben sie doch stets ihren dauernden Werth, ihre niemals erlöschende Bedeutung, denn jene verdienstvollen Thaten der Väter regen die Söhne zur Nacheiferung an und fordern mit fast zwingender Gewalt auf, das zu thun, was das schöne Dichterwort ausspricht, nämlich:

Durch neuer Thllten Ehren
Den alten Nuhm zu mehren!

Sehen wir jetzt zu, wie unser Held, August von Werder, diese Lebensaufgabe erfaßt und wahrend seiner beinahe 80 jährigen Laufbahn zn lösen gesucht hat.

Es war am 12. September 1808, als August Werder auf einem Vorwerk (Schlohberg) des Gutes Norkitten im Kreise Insterburg, also iu Ostpreußen, geboren wurde, und zwar als das fünfte Kind, der dritte Sohn seiner Eltern. Sein Vater war der Stabsmajor Hans von Werder, der

*) Der genaue Titel ist folgender: „Das Leben des Grafen August v. Werder, Königlich preußischen Generals der Infanterie, Ritters des hohen Ordens vom schwarzen Adler, des Orden« poui l« msiits mit Eichenlaub, des Großlreuzes des eisernen Kreuzes und des Grohkreuzes des rothen Adler-Ordens mit Schwertern ?c. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet von E. von Conrad», General der Infanterie z. D. Mit ein« Uebersichtstarte." Neilin, Ernst Siegfried Mittler K Sohn, Königliche Hofbuchhandlung."

mit dem damals neu errichteten 1. Kürassier-Regiment ini Cantonnements-Quartier Norkitten lag, seine Mutter eine geborene Friederike Wedde, Tochter des Rentners Wedde in Salzwedel. Schon am 16. September wurde der Knabe bei dem die fürstlich Dessau'schen Güter verwaltenden Kammerrath Pfeiffer im Schloß von Norkitten dnrch den Feldprediger Grein getauft und erhielt die Namen Carl August.

Seines Bleibens in Ostpreußen war nicht lange. Bereits im Deceniber 1808 mußte der kleine Erdenbürger die Reise nach Breslau antreten, wohin das 1. Kürassier-Regiment in Garnison kam. Möglichermeise war die lange Winterreise, vielleicht aber auch die Unvorsichtigkeit der Amme, die dem kleinen blonden Krauskopf öfter in Schnaps getauchtes Commißbrot reichte, schuld, daß die (Gesundheit des Kindes zunächst nicht die stärkste war. Der Knabe blieb im Wachsthum hinter seinen Brüdern zurück, wenngleich der Körper sich stetig entwickelte und er ein besonders lebhafter Junge wurde; auch später erreichte Carl August von Werder nicht einmal die Mittelgröße. Aus Breslau rückte sein Vater 1813 wieder ins Feld und kam, reich mit Ehren bedacht, als Oberst und Commandeur der 9. Cavallerie-Brigade 1815 in die Heimat zurück, worauf er mit seiner Familie nach Glogau übersiedelte.

August von Werder mar damals acht Jahre alt und wurde von seinem Pater frühzeitig mit dem militärischen Beruf vertraut gemacht. Er setzte ihn auf einen hohen Schimmel, und so lernte der Knabe trotz seiner kurzen Beine bald reiten. Auch zu den Waffenübungen nahm ihn der Vater mit. Dabei trug es sich einst zu, daß einem Ulanen das Pferd durchging und in schnellem ^auf mit seinem Reiter, der die Lanze eingelegt hatte, deni auf seinein Schimmel haltenden August von Werder entgegenrannte. Der vergeblich um die Zügelung seines Rosses bemühte Ulan hatte wenigstens so viel Besinnung, daß er dicht vor dem jugendlichen Reiter die Lanze so weit hob, daß sie nur dessen Mütze faßte, ohne den Körper zu verletzen. Als dem Knaben die durchspießte Mütze wieder aufgesetzt wurde, geschah es mit einer gewissen Hochachtung vor der von ihm bewiesenen Jiuhe.

Die Privatlehrer, welche August von Werder wissenschaftlich zu unterrichten hatten, fanden in ihm einen begabten, fleißigen Schiller. Er machte so gute Fortschritte, daß er im 16. Lebensjahre die Erlaubniß erhielt, als Hospitant der Divisionsschule in Glogau sich auf die militärischen Prüfungen vorzubereiten. Unter der besonderen Leitung des Divisionspredigers Walther (des späteren Oberpredigers des 5. Armeecorps und dann Generalsuperindenten in Bernbnrg), sowie des Professors Dr. Veit vom katholischen I^ymnasium und des Premierlieutenants Wen dt vom 6. Infanterie- Regiment wurde er so weit gefördert, daß er in Berlin das Fähnrichs- und später das Offiziers-Eramen recht gut bestand. Die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III. gestattete seine Annahme bei dem Regiment Garde du Corps, in welchem schon sein ältester Bruder Hans als Lientenant diente.

Am 14. Juni 1825 — also noch nicht siebzehn Jahre alt — trat er, von den Segenswünschen seiner frommen Mutter geleitet, in die 6. Comvagnie des Regiments Garde du Corps und damit ins militärische Leben ein.
Schon frühzeitig begann er die Führung eines Tagebuchs, welches er ziemlich ununterbrochen bis zu seinem Lebensende fortgesetzt hat. Aus demselben, das leider nur theilweise erhalten ist, mögen hier einige bezeichnende Stellen folgen.
So schreibt der junge Offizier u. A. das Nachstehende:
„Berlin, 4. Juli 1825. Seit dem 1. wohne ich bei Buddenbrock.
Gestern war ich bei L'Estoqs zu Mittag. Nach Tisch spielte Angölique Einiges auf dem Flügel. Musik macht auf mich immer einen großen Eindruck, obgleich sich dieser gewöhnlich nicht durch Worte äußert. Sie setzt mich oft in eine schwermüthige Stimmung, die aber glücklicherweise, wie alle (hemüthsbewegungen bei mir, leicht vorübergeht. So auch hier. Während des Spiels dachte ich so über meine Lage nach, über die meiner Eltern, über ihre und meine Zukunft. Ich fühlte in den Augenblicken recht innig, wie meine schönste, ruhigste, unschuldigste Zeit nach dem Verlassen des elterlichen Hauses verflossen ist. Wie ganz anders ist es drauszen in der Welt als im Kreise der Familie, wie thöricht die, so sich außerhalb derselben wünschen! Man ist hier allein, ohne Freunde, ich wenigstens bis jetzt ohne solche meines Alters und Ranges; nirgends, selten findet man Jemand, mit dessen Charakter man übereinstimmt. Niemand kennt Einen, Niemand interessirt sich recht herzlich für den jungen Unerfahrenen. Man ist umgeben von Menschen, von denen Viele moralisch leicht. Alle anderer Meinung, anderer Grundsätze sind. Die Zeit ist schon so verderbt, daß Diejenigen, die sich wirkliche Vervollkommnung aller ihrer Kräfte, Erhaltung ihrer Tugend, ihrer Unschuld zum Ziel gesetzt haben, oft der Gegenstand schlechter Witzeleien und boshafter Saryre Anderer werden können. Ich kann nur recht denken, wie Jemand auf solche Weise zur Verstellung oder wirklich zu Handlungen verleitet werden mag, die seiner Ueberzeugung zuwider sind. Ich will mich mit Müh stählen, diesen Wirkungen zu entgehen."
Das sind in der That sehr bemerkenswerthe Aeußerungen eines jungen Offiziers, der noch nicht 17 Jahre zählt. Sie zeigen Verstandesreife und Gemüthstiefe, auch entwickelt er schon als Jüngling Grundsätze, an denen er stets festgehalten hat, wenngleich nicht ohne Kampf mit der zuweilen überschäumenden Jugend. Seine Natur war im Ganzen durchaus ernst angelegt und deshalb war er auch zur Selbstprüfung und Selbstquälerei sehr geneigt, welche in Mangel an Entschlossenheit auszuarten drohte. Von seinen einsichtsvollen Eltem, die er in kindlicher Liebe von allen seinen Nöthen unterrichtete, wurde er aufzumuntern gesucht; sie schrieben ihm, daß er sich nicht gehen lassen möge, weil das krankhaft werden könne, statt unnöthiger Aengstigung solle er frischen Muth fassen und sich des Lebens freuen.
Nicht geringen Antheil an den Verstimmungen des jungen Offiziers

22H Gebhard Zernin in Darmstadt,
hatte gewiß auch die bei ihn: stets wachsende Einsicht, daß er sich nicht zun» Dienst in der schweren Cavallerie eigne.
Man denke sich — schreibt General v. Conrady— einen schmächtigen, vielleicht 162 ein großen jungen Menschen in der damaligen Ausrüstung mit schweren Sporenstiefeln, engem Collet mit hohem Kragen, der schweren Reithose mit gewichstem Lederbesah, deni hohen Naupenhelm und dem Kiiraß angethan, dazu einen Pallasch an der Seite, den er kaum regieren konnte! Er bekam das Bewußtsein, eine lächerliche Figur zu machen, und hatte das Gefühl, als wenn er vor den« Feinde wegen mangelnder Körperkraft nicht viel Erfolg würde haben können. Beim Exerciren zu Pferde als Gemeiner wurde er von seinen starken Nebenleuten gequetscht und gestoßen, fodaß sein Körper in allen Regenbogenfarben schillerte. Trotz seines guten Reitens machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Infanterist zu werden, freilich mit schwerein Herzen, denn er meinte für die Cavallerie geboren zu sein.
Ein anderer Umstand trug dazu bei, in ihm den Entschluß zur Reife zu bringen. Die Familie traf ein schwerer Schlag. Ganz plötzlich wurde der Vater pensionirt, sodaß er die hohe Zulage, wie sie im Regiment Garde du Corps nothwendig war, für zwei Sühne nicht mehr zahlen konnte, zumal der zweite Bruder auf der Universität ganz erhalten werden mußte. So wurde denn August von Werder nach bestandenem Ofsiziers-Examen als Seconde-Lieutenant in das erste Garde-Regiment zu Fuß versetzt und kam nach Potsdam.
Wer auch hier ging es ihm zuerst nicht besonders. Neigung zum Inflnteriedienst gewann er nicht sofort, allein das ihm innewohnende Pflichtgefühl kam ihm zu Hilfe. Von einem Unteroffizier ließ er sich unter vier Augen in die Mysterien der Behandlung des Gewehrs einweihen, die Griffe mit der schweren Waffe machten ihm viel Mühe. Fleißig studirte er das Reglement, bei dem Exerciren war er sehr aufmerksam, sodaß strenge Rügen immer seltener wurden. Bei seiner kleinen Figur hatte er es nicht leicht, mit den viel größeren Leuten Schritt zu halten, allein er strengte sich an, um in keinem Dienstzweig zurückzubleiben, und dabei gedieh er körperlich sehr gut.
Es war damals eine ganz andere Zeit wie gegenwärtig, die eingetretene Friedensperiode machte ihren Einfluß je länger, desto mehr geltend. Im Allgemeinen hatten die Offiziere weit weniger Dienst als jetzt, dafür war der Dienst außerordentlich einförmig, denn der Drill stand in höchster Blüthe. Felddienst wurde wenig geübt, Nachmittags fand in der Regel mündlicher Unterricht statt, wobei Lieutenant v. Werder sich bald hervorthat und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten errang, während er beim Exerciren immer noch manchen Wischer erhielt. Wenn des Morgens nicht erercirt wurde, so hatte er keinen Dienst. Mittags aber war täglich Parade, — die einzige Gelegenheit, bei der das Offiziercorps zusammenkam. Vom Compagnieches hing es ab, ob Nachmittags Dienst war. Co hatte also der Offizier damals

viel freie Zeit, und dem Lieutenant v. Werder war es selbst klar, daß er diese Zeit zu seiner Fortbildung benutzen könne und müsse, nur kam er nicht dazu, worüber er sich selbst oft die schwersten Vorwürfe machte.
In seiner Neujahrsbetrachtung von 18W schreibt er u. A. Folgendes:
„Ein Jahr wäre also wieder verflossen. Liegt das alte nicht fast einein Traume gleich hinter uns? Kann man das Leben überhaupt einen Traum nennen, so ist es wenigstens ein sehr ernster. Ein Rückblick auf die Vergangenheit namentlich ist zu jeder Zeit heilbringend, märe es auch blos, um den Schluß zu ziehen, daß Jedem noch viel gefehlt hat, um das zu werden, was er sein kann und soll . . .
.Man soll mit dem, was Einem Gott gegeben hat, nicht allein zufrieden fein, man soll es auch nach.«rüsten verwenden, man soll damit wirken und mit dieser Anwendung habe ich vielleicht Ursache, weniger zufrieden zu sein. Was habe ich wohl in Rücksicht der eigenen Ausbildung im vorigen Jahre gewonnen? In meinem Fach als Offizier bin ich zwar etwas fortgeschritten, ich habe größere Sicherheit und Einsicht erlangt und wenn die Ausbildung auf dieser Seite auch die Zeit größtentheils in Anspruch nimmt, so hätte an meiner Vervollkommnung als Mensch sowohl in Hinsicht auf Moral (Denken und Handeln) als auf Wissenschaft, auf Bildung des Geistes mehr geschehen können . . ."
Am 19. Februar 1829 schreibt er:
„ . . .Beim Nachhausegehen gerieth ich zu Charles auf Wache und blieb dort — hört — bis nach 10 Uhr. Es ward nämlich gespielt, und da ich im Gewinnen mar, konnte ich nicht gut aufhören. Spater fehlte es am vierten Spieler zum Boston und ich übernahm die Stelle. — Von dem Aufenthalt auf Wache kann man freilich nur selten Belehrung erwarten, wenn man ihn auch nicht ohne neue Erfahrungen verläßt. Aber auch diese müssen für den verloren gehen, der da mitspielt und hätte ich nicht fünf Thaler — die bei meiner jetzigen ökonomischen Lage sehr zu beachten sind — gewonnen, so würde ich mich über den Abend noch mehr ärgern allein wenn man spielt, will man gewöhnlich gewinnen, das ist der Zweck! Das Mittel hierzu mag vielleicht nie entschuldigt werden können, obgleich das Gehässige in manchen Fällen gemildert wird. Ich hatte gestern nur acht Groschen zu verlieren und brauchte Geld. Erreicht man aber durch dieses Mittel den Zweck nicht, so ist die Zeit doppelt verloren. So scheint es uns wenigstens.
Das Spiel, ich gestehe es ein, ist eine Beschäftigung, die man besser durchaus verbannte, namentlich unter Kameraden ist es ganz unangebracht. Die haben Alle nichts zu verlieren und, abgesehen von aller moralischen Betrachtung, so hat es gewöhnlich auch im günstigen Falle nur Nachtheile für unsere Börse. Und verliere ich, so ärgere ich mich, gewinne ich, so ärgere ich Andere und da sie schwach genug sind, es zu äußern, so ärgere ich mich

wieder — daher bleibe ein Jeder fern vom Spiel, und hätte ich immer Geld, so glaube ich, würde ich nie spielen."
Wie richtig, verständig und klar ist das gesagt!
Zwei Monate später schreibt er über seine Erfahrungen im Gesellschaftsleben Folgendes:
„Die hiesigen Wintervergnügungen sind glücklich beendet. Mir ist es nicht unlieb, daß ich nicht nöthig habe, mich im Tanzen über meine Kräfte anzustrengen. Diese Gesellschaften haben mich überdies alle nicht befriedigt. Mit großen Hoffnungen ging ich immer von Neuem wieder hin, und ohne befriedigt zu sein, oft mit größtem Aerger, kehrte ich heim. Hätte ich nur die Kunst erst inne, mich allein und durch mich selbst zu unterhalten, ich würde ruhiger und zufriedener, vielleicht besser, jedenfalls reicher sein. Was das Letztere betrifft, so will ich die alte Litanei nicht wiederholen, aber es ist wirklich — doch still! Lieber weniger sprechen und besser werden. Ich will von nun an mehr zu Hause sein, mich nützlicher beschäftigen, dies wird mir die innere Ruhe wiedergeben, die mir jetzt so oft bei häusiger Selbstunzufriedenheit mangelte."
Ein Jahr später am 4. Mai 1831 — schrieb er Folgendes in sein Tagebuch:
„Wenn ich doch in eine große unablässige Thätigkeit hineingeschleudert würde! Für mich selbst bin ich unfähig, sie inir zu verschaffen. Krieg wünsche ich mir, und zwar aus rein egoistischeu Gründen. Ich will aus diesem Leben heraus, ich will meine Kräfte prüfen, auch kennen lernen, und so wo möglich mir selbst den Beweis führen, daß ich niehr leisten kann, als ich zuweilen glaube."
Aus diesen Selbstbekenntnissen wird der Leser gewiß mit Theilnahme ersehen, wie sehr der junge Offizier bemüht war, an seiner Selbstveredlung zu arbeiten. Nach und nach erstarkte er sowohl geistig wie körperlich: seine Gesundheit erlangte die nothmendige Zähigkeit und sein Inneres bildete sich zu großer Charakterfestigkeit heraus. Er blieb zwar stets ein Grübler, sagt General von Conrad«, glaubte er aber den rechten Weg gefunden zu haben, so ging er unbeirrt auf demselben vorwärts. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand, — diese goldenen Worte inachte er zur That. Sie wurden sein Wegweiser durch ein langes segensreiches Leben.
Nachdem Lieutenant von Werder im Jahre 1831 volle sechs Monate mit dem Füsilier-Bataillon seines Regiments, welches zur Herstellung eines Truppencordons behufs Abhaltung der Cholera nach Frankfurt an der Oder commandirt worden war, dort zugebracht hatte, machte er sein Examen zur allgemeinen Kriegsschule (der heutigen Kriegsakademie) und wurde dann auch sogleich nach Berlin einberufen. Neigung und Anlage zur wissenschaftlichen Beschäftigung hatte er von jeher besessen, jetzt kam ein erhöhter Fleiß hinzu, und so bildete er sich in seinem Berufe gründlich aus und gewann noch weitere Kennwisse, die sich ihm später sehr nützlich erweisen sollten. Nachdem der dreijährige

Cursus auf der militärischen Universität vorübergegangen war, gehörte er zu jenen Offizieren, welche wegen ihrer guten Leistungen besonders vorgemerkt wurden. So kam er zum topographischen Bureau, nachdem er schon vorher ein Commando zur 8. Pionier-Abtheilung erhalten hatte und auch als Lehrer am Cadettencorps thätig gewesen war. Nach längerer Abwesenheit kam er ini Sommer 1840 zum Regiment zurück.

Nun erschien ihm jedoch das Garnisonleben in der stillen Residenz Potsdam sehr einförmig. Er hatte inzwischen seinen Gesichtskreis wesentlich erweitert, seine Ausbildung gefördert, seine Kenntnisse vertieft, fremde Gegenden gesehen, — nun wünschte er auch eine Thätigkeit herbei, in der er seine Kräfte erproben könnte. Als er am 23. April 1842 — also im 34. Lebensjahre — zum Premierlieutenant befördert worden war, zog es ihn mit Macht in die Ferne; er erbat und empfing die Erlaubnis;, am Feldzug der Russen gegen die Bergvölker im Kaukasus persönlich theilzunehmen. Mit zwei Waffengefährten, den Lieutenants Hiller und von Gersdorff, welche beide später auf dein Felde der Ehre geblieben sind*), zog er nach Osten, um endlich auch den Krieg kennen zu lernen, nach dem er sich jetzt mehr als jemals sehnte.

II.

Zu Anfang der vierziger Jahre wendete ganz Europa das lebhafteste Interesse den Vorgängen im Kaukasus zu, in dessen Schluchten ein kriegerisches Bergvolk mit hohem Mannes-, ja Heldenmuthe, großer Verschlagenheit und seltener Ausdauer den Kampf um fein Dasein gegen einen europäischen Großstaat führte. Zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere erhebt sich quer über den Isthmus im Kaukasus-Gebirge eine Scheidewand, welche den Orient vom Occident trennt und nur ein schmales Völkerthor offen läßt, durch welches, so lange wir eine Geschichte haben, die alten asiatischen Völker den jungfräulichen Boden Europas überschwemmten. Dort im Gebirge machten sich zahlreiche Stämme seßhaft, welche in Religion und Sitte Asien angehörten, die aber von ihren Bergen herabsteigend ihre Raubzüge im europäischen Rußland ausführten.

Seit Jahrhunderten lebten die in den Vorländern des Kaukasus angesiedelten Kosaken in stetem Kampf um die eigene Eristenz mit den räuberischen Bergvölkern. So bildeten sich die Kosaken mit der Zeit zu einer Kriegerkaste aus, welche Rußland in seinen europäischen Kriegen vortrefflich zu verwerthen mußte, wogegen es ihnen aber auch in ihren „Stanitzen" (Dörfern) Schutz gegen die Bergvölker gewährte. Ein volles Jahrhundert hindurch — von 1764 bis 1864 — hat Rußland Krieg mit diesen Bergvölkern geführt.

*) General-Lieutenant Hillcr von Gärtringen fiel 1866 in der Schlacht von Königgrätz als Kommandeur der 1. Garde-Division, General-Lieutenant von GerSdorkf starb als Führer de« 11. Armeecorps an den bei Sedan 1870 erhaltenen Wunden.

bevor es ihm gelang, sich zum unbestrittenen Herrn über das Gebirgsland zu inachen. Das war wegen seines Besitzes in Transkaukasien eine politische Nothwendigkeit, — hat aber Hekatomben von Opfern erfordert.

Das; man in Europa zur Zeit des tiefen Friedens um 1842 die Ereignisse im Kaukasus höchst aufmerksam verfolgte, war ganz natürlich. Die »m Leben und Freiheit tapfer kämpfenden Tscherkessen hatten es verstanden, sich mit einem romantischen Nimbus zu umgeben; man folgte mit Spannung den wechselnden Schicksalen des edlen Volksstammes. In der Nähe besehen, verloren allerdings die Bergvölker Manches von ihrem sagenhaften Schein.

Die Tscherkessen bildeten nur den kleineren, freilich edleren Theil des von Nußland bekämpften Feindes, die meisten Stämme wurden von eineni Fanatiker, Schamvl, geführt, der als ein neuer Mohamed die Fahne des Propheten erhoben hatte, durch List und (Grausamkeit die Gebirgsbewohner unter seine Botmäßigkeit brachte und zur Heeresfolge zwang. Alle ihm untergebenen Männer nannten die Nüssen Tschetschenzen. Die Aufständischen hausten vornehmlich im Terekgebiet, in Itschkerien, am Assai und in dem wild zerklüfteten felsigen Dagestan. (Einen vortrefflichen Darsteller ihrer Eigenart haben „die Völker des Kaukasus" in dem deutschen Dichter Friedrich von Booenstedt gefunden, der sie in dem gleichnamigen Werte gleichsam portraitirt hat).

An den Grenzflüssen hatten sich die Nüssen eine Operationsbasis, „die Linie", geschaffen. Die den Bergvölkern gegenüber bald defensiv, bald offensiv auftretenden russischen Grenzwachen bestanden aus eiuer Kette von kleinen Festungen, welche von Truppentheilen besetzt waren. Zwischen ilmen zogen sich etwa von 2 zu 2 Werst große befestigte Kosakendörfer hin, und zwischen diesen Stanitzcn standen wieder Kosaken-Pikets. Stabsquartiere des kaukasischen Heeres waren Tiflis in Grusien uud Etawropol im russischen Kaukasus, beide wurden durch zwei Hauptstraßen mit einander verbunden.

Die Besetzung der vielen befestigten Punkte und die Art der damaligen russischen Kriegsführung, Cernirungslinien vorzuschieben und zu befestigen, erforderten eine große Truppenzahl. Oberbefehlshaber des kaukasischen Heeres war damals General ('»olomin in Tiflis. Unter ihm befehligte General Grabbe in Stawropol, welcher für das Gebiet diesseits des Gebirges über 7t>—80009 Mann verfügte. Eine so ansehnliche Macht, welche aus Truppen des Innern und Kosaken bestand, war aber bei weitem nicht ausreichend; sie wurde jedoch erst später — 1844 — wesentlich verstärkt.

Der russische Soldat eignete sich anfangs wenig für den Kampf mit den Bergvölkern, so vortrefflich er auch in der geschlossenen Truppe sein mochte. Schwer bepackt, mit langein Mantel betleidet, erstieg der Infanterist keuchend und schwitzend mit Mühe die steilen Abhänge; er konnte gegen einen leichtfüßigen Gegner nicht aufkommen, der den Kampf mit geschlossenen Abteilungen vermied und dafür um so kühner gegen den Einzelmann sich wandte. Letzterer, der- im gemeinsamen Trupp mit Entschlossenheit auftrat, zeigte sich

deiil flüchtigen Tschetschenzen gegenüber oft schüchtern, ja zaghaft: in strengster Diöciplin gehalten und ohne Begeisterung fechtend, befand sich der russische Soldat trotz überlegener Körperkraft offenbar im Mchtheil gegen den fanatisirten und seinen Feind glühend hassenden Tschetschenzen. Auch ertrug dieser an die einfachste Lebensweise gewöhnte Bergbewohner die Strapazen weit leichter als der eine derbe Kost verlangende russische Krieger, welche bei den Streifzügen in fast ganz unwirthbaren Gegenden häufig genug, wenngleich auch nicht ganz fehlte, jedoch nicht ausreichte. Ebenso waren die Linien-Kosaken, obgleich sie nach und nach das Aeußere der Tscherkessen angenommen hatten, denselben nur in geschlossenen Trupps unter sicherer Führung überlegen. Erst in viel späteren Jahren, nachdem die russische Infanterie ein verbessertes Gewehr erhalten hatte, das Heer verstärkt und die Kriegführung eine andere geworden war, nahmen die Kämpfe für die Russen eine günstige Wendung.")

Das waren die Verhältnisse, mit denen sich Lieutenant von Werder und seine beiden Waffengefährten nach und nach vertraut zu machen hatten, als sie nach Rußland gingen. Ende Juni des Jahres 1842 waren sie in Stawrovol eingetroffen, von wo sie nach dem Terek aufbrachen und später mit einem Convoi in die Berge zogen. Zwei Jahre etwa blieben sie bei den Russen und erlebten manchen Kriegs- und Jagdzug, verschiedene Abenteuer und Gefahren, überwanden große Strapazen und Mühsale. Nicht die geringste Unbequemlichkeit machte ihnen die Geldnoth. Denn obwohl jeder der drei preußischen Offiziere aus eigenen Mitteln 1000 Thaler zuzuschießen vermochte, so kamen sie doch oft in Geldverlegenheiten und waren lediglich aus diesem Grunde nahe daran, ihren Aufenthalt im Kaukasus abzukürzen. Wie ein rother Faden zieht sich diese Geldnoth durch die Erlebnisse der drei Kameraden, sie vermehrte die Reihe der Enttäuschungen, welche sie in der zu idealen Auffassung ihres Commandos in reichem Maße erfuhren.

Am 2. September bekamen sie den Feind zum ersten Mal zu sehen, doch handelte es sich an diesem Tage, ivie auch bei folgenden Gelegenheiten mehr

*) Friedrich von Bodenstedt giebt in seinen höchst anziehenden „Erinnerungen aus meinem Leben, zweite Auflage, Berlin 1834", auf S. 318, folgende einfache und klare Erklärung dieser älteren russischen Kriegführung im Kaukasus:

„Schon ein Jahrzehnt dauerte damals der Gebirgskrieg, in welchem die Russen jeden Sommer mehr Krieger verloren, als Sckiamyl jemals imtcr seinen Befehlen gehabt. Auch der neueste Feldzug verlief nicht glücklicher als die früheren, weil die von Petersburg aus vorgeschriebene Art der Kriegführung wirkliche Entscheidungsschlachten unmöglich machte. Der Kaukasus wurde als eine grosze Festung betrachtet, deren man sich nur bemächtigen könne durch eine Reihe vorzuschiebender Parallelen. An dem Aus» gange der verschiedenen Thäler und den Flufz-Defilen wurden Festungen und Forts angelegt, um die Bergbewohner allmälig von den Ebenen und niederen Stufen in die hohen und rauhen Felsenthäler zurückzudrängen. Nun hat aber diese Niesenfestung längs der nördlichen Seite eine Ausdehnung von mehr als 15ö deutschen Meilen, wonach sich am besten die Schwierigkeiten bemessen lassen, mit welchen die Russen bei ihrem Vordringen zu kämpfen hatten."

um Neckereien. Das Lagerleben bot wenig Erfreuliches. Im Werder'schen Tagebuch ist u. a. Folgendes hierüber zu lesen:
„10. October. Die ganze Nacht hat es geregnet, dabei ist es empfindlich kalt. Die Zeltwände sind triefend, und es zieht durch alle Spalten. I^«s >>e«ux Mirs sout psss^s, und die jetzigen gefallen mir nicht.
Aber hier hilft nichts als Stillhalten . . . Dabei ist jetzt und, wie es scheint, überhaupt von Kriegführung nicht mehr die Rede, und es kommt mir manchmal vor, als wenn eigentlich die ganze Sache der Mühe nicht werth gewesen besonders in Bezug auf die Sorge oder sogar den Gram, den ich durch dieselbe der Mutter und Familie gemacht habe . . .
11. October. Die ganze Nacht hat es stark geschneit. Berge und Niederung erschienen als Winterlandschaft, und obgleich der Morgen schön und ziemlich warm ist, so macht das Ereigniß, besondern da ein schauderhafter Schmutz zu erwarten, keinen angenehmen Eindruck . . . gegen Abend Regen."
Auch die nächsten Monate brachten keine Ereignisse von Bedeutung, so daß das Tagebuch selbst folgende Einträge empfing:
„Die Tage schleichen wie die Schnecken, und doch vergeht jeder einzelne rasch. Vielleicht gerade wegen des ewigen Einerleis, daß sich keine Abschnitte bilden, an denen das Gedächtniß festhalten könnte, vergeht die Zeit schneller. Sie fängt an, der russischen Steppe zn gleichen, in der nichts den Blick fesselt. Noch nie bin ich des ganzen Kaukasus so überdrüssig gewesen als jetzt, und könnte ich, wie ich wollte, ich setzte mich auf und quittirte den langweiligen Kriegsdienst, besuchte Trusten und kehrte über Odessa nach Berlin zurück. Auf die Länge, das sehe ich wohl, ist kein ewiger Bund mit den Russen zu flechten."
Am 24. Juli l«4A unternahmen die Russen eine Recognoscirung nach dem oberen Urup. In einem Thale erhielten sie plötzliches Gewehrfeuer von einem versteckten Feinde, und auch Lieutenant von Werder wurde verwundet. Ein Schuß in den Arm hatte den großen Knochen zerschlagen, ein zweites Geschoß war im Fleisch des Oberannes stecken geblieben. Die Verwundung war eine sehr schwere, selbst eine Amputation schien geboten zu sein, glücklicherweise ging die Gefahr vorüber. Peinlich war aber dem Verwundeten, daß die Sache selbst in Berichten und Briefen zu einer Heldenthat aufgebauscht worden war. Er schrieb darüber:
„Dergleichen Artikel sind die Folge von falschen Darstellungen. Wo ist hier von Tapferkeit und prösenc« ä'e8prit überhaupt die Rede gewesen und ich zweifle nicht, daß sie gezeigt worden wäre, aber die Gelegenheit hat eben gemangelt. Dafür kann Niemand, nnd es braucht nicht erst der Bemäntelung. Wahrheit geht vor Allein, und ein Abweichen davon muh sich immer bestrafen und wäre es auch nur in dem unangenehmen persönlichen Gefühl . . ."
Im Februar 1844 verließen Werder und Hiller das Bergland, um zunächst nach Stawropol zu gehen. Sie hatten lange Zeit bei sich erwogen.

ob sie nicht nochmals am Kriege sich beteiligen sollten, nachdem sie gehört, daß an 60000 Mann Verstärkungen aus dem Innern nach dem Kaukasus gezogen worden waren, somit eine lebhaftere Kriegführung zu erwarten stand. Allein sie mußten beachten, daß ihr Urlaub neuerdings fest begrenzt worden war und begruben nicht ohne Bedauern ihr Kriegsbeil.

Zwei Wanderjahre hatte Lieutenant von Neider jetzt Hintersich. Er hatte sich zu einem kriegstüchtigen Soldaten ausbilden wollen. Waren seine Hoffnungen erfüllt worden? Die Kriegführung im Kaukasus hatte er sich allerdings anders gedacht. Zu dem einzigen größeren Unternehmen in der Itschker im Sommer 1842 war er zu spät gekommen, die späteren Zusammenstöße waren unbedeutend ausgefallen. Seine schwere Verwundung hatte ihn nicht auf einem siegreichen Schlachtfelde ereilt, er war aus einem Hinterhalt angeschossen worden, und das hätte er z. N. in den Abruzzen näher haben können. Was alfo das Erproben der eigenen Kraft betrifft, so hatte er eine große Enttäuschung erfahren.

Gleichwohl war der Aufenthalt im Kaukasus für den strebsamen Offizier in mancher Richtung recht lehrreich gewesen, wie das General v. Conrady mit vollem Recht in folgender Betrachtung hervorhebt:

„Das ganze militärifche Leben und Treiben im Kaukasus, mit seinen Märschen, dem Lagerleben, den Recognoscirungen, auch das Ertragen namhafter Strapazen war interessant und lehrreich gewesen, und das gänzliche Entwöhnen vom Comfort des Garnisonlebens, das Hineinfinden in fremde Verhältnisse und Persönlichkeiten mußten nützlich auf die Entwickelung der soldatischen Eigenschaften Werders gewirkt haben. Das Kennenlernen von fremden Ländern, Völkern und Sitten aber, das Genießen vieler und großartiger Naturschönheiten hat auf den Naturfreund Werder einen nachhaltigen Eindruck gemacht und gewährte ihm in der Erinnerung den dauernden Genuß, dm jede große Reife im Verarbeiten der empfangenen Eindrücke im Gefolge hat."

Diese Aussprüche haben gewiß ihre vollste Berechtigung. Man darf aber wohl noch weiter gehen und die Behauptung ausstellen, daß die aufmerksame Beobachtung des kleinen Kriegs in den Bergschluchten des Kaukasus, wie er von den beiden Gegnern in recht verschiedenartiger Auffassung geführt wurde, den Blick des preußischen Offiziers frühzeitig fchärfen mußte. Allerdings gab es keine Gelegenheit zur Prüfung von strategischen Feldzugsplänen oder zur Beobachtung von Einzelfällen mit taktisch wichtigen Entscheidungen, dagegen wird es sicher nicht an recht verschiedenartigen Vorkehrungen für den Sicherheit- und Aufklärungsdienst gefehlt haben. Jedenfalls hat August von Werder seine zweijährigen Erlebnisse in dem Osten mit ihren Freuden und Leiden stets als einen Schatz praktischer Erfahrungen betrachtet, den er für das Leben bewahrte.

Ueber das Verhalten der drei preußischen Offiziere im Kaukasus waren von Petersburg die günstigsten Berichte eingegangen. Hieraus nahm König

Friedrich Wilhelm IV. Anlas,, dieselben zu Ehrenrittern des Iohanniter-Ordens zn ernennen. (Dieser Orden war damals nicht wie jetzt das Zeichen einer Genossenschaft, welche sich durch Aufnahme neuer Mitglieder nach deren Prüfung selbständig ergänzt). Der geistvolle völlig entschied beim Vortrag über diese Angelegenheit, daß die drei Offiziere „gegen die Ungläubigen gefachten hätten und ihnen daher der Iohauniter-Orden gebühre." In diesem Sinne waren sie gewiß echte Johanniter.*)

III.

Fast A! Jahre war der Premierlieutenant uou Werder alt, als er aus dem Kaukasus uach Deutschland zurückkehrte. Seine erste Sorge war darauf gerichtet, seine fernere Dieustbrauchbarkeit feststelle» zu lassen, glücklicherweise tounte dies bald geschehen. Der damalige Meister der Operateure, Professor Dieffenbach in Verlin, erklärte seineu Arm für völlig wiederhergestellt, empfahl jedoch dringend noch den Gebrauch der Teplitzer Quellen. So trat denn der diensteifrige Offizier im Herbst 1844 wieder in fein Regiment nnd sollte nun bald eiue schnellere Militärlaufbahn zurücklege». Im März 1848 kam er als Hauptmann in den Generalstab und wurde dem General-Commando des I. Armeccorps in Königsberg zugetheilt. In feiner neueu Stellung glaubte Hauptmann uon Werder, welcher sich geni uerheirathen wollte, ehe es zu spät wurde, eineu Haushalt begründen zu können; er verlobte sich im Frühjahr 1847 mit der ältesten Tochter des Majors a. D. Grafen uon Borcke auf Tolksdorf in Ostpreußen. Fräulein Hedwig von Vorcke, eine damals 24jährige, geistig wie körperlich sehr bevorzugte junge Dame, gab gern ihr Jawort, und so kam hier eine Verbindung zu Staude, welche uou tiefer gegenseitiger Neigung geleitet wurde.

*) Vs ist von Interesse, auch die Aufzeichnungen eines zweiten Teilnehmers an den Kämpfen im Kaukasus mit den Werder'scheu zu vergleichen, nämlich die des Lieutenants von Gersdorff, welche in einer ganz kürzlich erschienenen Schrift (Hermann von Gcrsdorff, königlich preußischer General-Lieutenant von Schulz, Hauptmann etc., mit einem Bildniß. Verliu 1831) veröffentlicht worden und. Dieselben — von dem Verfasser als „Patrouille nach dem Kaukasus" bezeichnet — sind sehr ausführlich und recht anziehend. Die nachstehenden kleinen Auszüge sind ihnen entnommen:

Wir reisten Tag und Nacht (der Aufbruch erfolgte am 1. Juni 1842) ... Am 27. Juni langten wir in Stawropol an, acht Tage hatten wir uns an verschiedenen Punkten aufgehalten, 1!) Tage waren wir Tag und Nacht gefahren . . .

Das Operationsgebiet im Kaukasus, uon Norden gesehen, ist in drei Theile getheilt: den rechten Flügel am Kuban, das Lentrnm und den linken Flügel am unteren Terel. (Zu diesem linken Flügel, bezw. dem General Grabbe, begaben sich die drei preußischen Offiziere.) . . .

Der bisherige Krieg ist ein Triumph der Ausdauer russischer Infanterie. Auf kaukasischer Seite ist er ein Beispiel, was VüchsenschüUe», die nicht einmal gut schießen, aber gut manöviiren, leisten tonnen. Die Erziehung kann nie erreichen, was die Natur hervorbringt, dieser Natur fehlt die Discipli»; könnte sie heiuortiele», so ginge die Natur wieder verloren."

obwohl das verlobte Paar sich darüber von vornherein klar war, das; die Ansprüche an das Leben sehr eingeschränkt werden mußten. Der Bräutigam äußerte sich hierüber in einein Briefe an seinen Bruder vom 8. Mai 184? in folgender sehr bezeichnender Weise:

„Du weißt, ich bin ziemlich frei von Schwärmerei, man nannte mich sogar oft den „kalten Philosophen", und wenn ich gleich weder Philosoph, noch absolut kalt biu, so dürfte mir indeß eine gewisse Besonnenheit in Sachen des Gefühls nicht völlig abzusprechen sein. Also ich bin kein Schwärmer, kein poetischer Enthusiast, ich muß aber anerkennen, daß mich das Schicksal auf unverdiente Weise begünstigt hat, indem es mich ein Wesen finden und erkennen ließ wie Hedwig. — Aber Finden und Erkennen würden zu keinem besonderen Glück geführt haben; was diesem die Krone aufsetzt, ist das unerklärliche Factum, daß ich dieses Wesens wahrhafte, herzliche Neiguug gewinnen konnte. Erkläre dieses Näthsel, wer will, ich vermag es nicht, es muß doch die Gemalt meiner eigenen Liebe gewesen sein. Aber lassen wir das Grübeln uud freuen wir uns allefammt der überaus glücklichen Wendung, die mein Geschick genominen. Es war aber auch wirklich hohe Zeit — ich war auf dem besten Wege, ein ganz unleidlicher mifanthropischer Cölibatär zu werden. Die innere Leere und Unzufriedenheit, oder vielmehr das innere Unbefriedigtsein, das ich empfand, ist schwer zu beschreiben. Nichts hatte eigentlich Interesse für mich, ich war nur Automat. Nun lebe ich aber auf; ich weih wozu, für wen ich zu leben habe. Nicht eine völlig wolkenlose Zukunft erwarte ich, dazu bin ich zu vernünftig und zu wenig poetisch, aber ein befriedigtes inneres Leben und hiermit auch größeres Interesse für die Außenwelt, kurz etwas durchaus Anderes, Besseres, wie die Vergangenheit, trotz aller Unruhe und Bewegung, zu bieten vermocht hat." —

Am 12. Februar 1848 fand die Vermählung statt, also nur wenige Wochen vorher, ehe eine politisch sehr stürmische Zeit über ganz Deutschland ereinbrach. Auch der Hauptmann von Werder hatte sie herankommen sehen und mit Entschlossenheit erwartet; „ineine neue Eigenschaft als Ehemann soll mich nicht hindern, tüchtig dreinzuschlagen!" schrieb er damals einem Verwandten, doch sollte er zunächst noch nicht wieder den Krieg kennen lernen, wohl aber tüchtig in der Welt herumgeworfen werden. Zunächst kam er als Compagnie-Chef in das 1. Infanterie-Regiment und wurde von Königsberg nach Memel versetzt; von dort kam er dann wieder nach Königsberg und mit seinem Regiment einige Monate später nach Dauzig. Hier blieb er mährend der Jahre 1849 und 50 und hatte dabei Gelegenheit, als Mitglied einer Abordnung seines Regiments den Kaiser Nicolaus iu Warschau zu begrüßen. Seine Beobachtungen hierbei hat er in einem Briefe an seinen Bruder niedergelegt, welcher u. A. folgende Sätze enthält:

„Unser Aufenthalt in Warschau war eine interessante Episode, die Aufnahme von allen Seiten eine ausgezeichnete. Der Kaiser und die Offiziere

aller Grade beeiferten sich, ihre Achtung, ihr Wohlwollen, ihre Sympathie für die preußifche Armee an den Tag zu legen. Das wird aber die russische Politik nicht abhalten, gegen uns Front zu machen, sobald sich die Umstände danach gestalten, und ein hübsches Stückchen Land wegzunehmen, wenn es angeht, etwa die Provinz Preußen bis zur Weichsel. Darum möchte ich rathen, darauf los! Frische Fische, gute Fische."

Der Krieg stand allerdings damals — im Spätherbst 1850 — fast vor der Thür (auch wurde bekanntlich im November die Mobilmachung der preußischen Armee anbefohlen); allein er brach nicht aus, weil — wie General von Conrady ganz ehrlich sagt — „Preußen in der Erkenntniß seiner militärischen Schwäche und seiner gemachten politischen Fehler am Tage von Olmütz schwere Buße that." Aber »uf die Buße folgte die Besserung: der König und vor Allen der Prinz von Preußen, der spater so ruhmgekrönte Kaiser Wilhelm I. arbeiteten an der Stärkung der Annee. Sie hatten die Richtigkeit des Ausspruchs ihres Ahnen, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., erkannt: „Ein Staat wird von anderen Staaten nur insoweit geachtet, als seine Macht furchtbar ist."

Auch aus jener Zeit liegt eine offene Werdeische Aufzeichnung in einem Briefe vom 18. November an seinen Bruder vor mit folgenden Aussprüchen: „Wir machen hier tüchtig mobil. Der Enthusiasmus ist wirklich groß und allgemein. Selbst das zweite Aufgebot (der Landwehr) stellt sich mit heiterer Miene. Schade, wenn Alles umsonst wäre. Ich fürchte, der Friede wird nicht unterbrochen und wir wiederum die Angesengten sein. Oesterreich und Nom haben es niemals ehrlich gemeint, sie verlieren ihren eigentlichen Zweck nimmer aus den Augen. Sollte Habsburg auch augenblicklich scheinbar klein beigeben, sobald es sich selbst nur stark genug dazu fühlt, wird es nicht anstehen, uns mit Stumpf und Stiel aufzufressen, notabene wenn wir still halten und uns fressen lassen. Je später es zu diesem unausbleiblichen Kampf auf Leben und Tod kommt, um so schlimmer für uns. Ich glaube einmal an keine innige Gemeinschaft mit dem Nachbar, der nach demselben Ziele strebt wie Preußen, wenngleich auf anderem Wege!" . . .

Er sollte Recht behalten mit seiner Prophezeiung: schon zu Anfang des Jahres 1851 wurde die Demobilisirung der preußischen Armee anbefohlen. Am 1. März 1851 wurde Werder, dem am 29. October 1850 zu Danzig ein Sohn geboren war, als Major in das 38. Infanterie-Regiment versetzt und kam wieder nach Königsberg. Hier blieb er jedoch uur einige Wochen, da sein Regiment plötzlich nach Cöln abcommandirt wurde; er zog also an den Rhein, doch konnte er sich als Altpreutze erst nach und nach an das dortige Leben gewöhnen. Am 1. October 1858 kam er als Landwehr-Bataillons-Commandeur nach Gräfrath und hatte hier das Unglück, seine Gemahlin durch den Tod zu verlieren, nachdem sie ihm noch ein Töchterchen geschenkt hatte; sein frommer Sinn überwand zwar diese Prüfung, doch wurde ihm der Sieg recht schwer. Etwa zwei Jahre später — an: 16. Februar 1856 —

erfolgte seine Ernennung zum Commandeur des 4. Iägerbataillons in Sangerhausen, die er freudig aufnahm, da sie ihn wieder einer anhaltenden praktischen Thätigkeit im Truppendienst zuführte und die größere Wirksamkeit eines selbständigen Stabsoffiziers für ihn erschloß.

Major von Werder hatte reiflich und lange über Ausbildung der Truppen nachgedacht, nun vermochte er feinen Ansichten auch praktischen Nachdruck zu geben. Er war selbst mit Leib und Seele Jäger (wenngleich kein besonders guter Schütze) und legte darum hohen Werth darauf, fein Bataillon in jeder Richtung kriegstüchtig zu machen; fein Bestreben wurde auch durch den besten Erfolg belohnt. Als Oberstlieutenant nahm er 1857 mit feinem Jäger-Bataillon am Königsmanöver bei Merseburg Theil und erntete dort die Anerkennung seines allerhöchsten Kriegsherrn; die Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife, welcher sonst nur an Regiments-Commandeure gegeben zu werden pflegt, mar ein sichtbarer Ausdruck*) derselben.

Eine weitere Folge der Thatsache, daß der Bataillons-Commandeur in größeren Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, war seine Versetzung in das 2. Garde-Regiment zu Fuß im September 1857, und wenige Monate später seine Berufung als Insvecteur an die Spitze der Jäger und Schützen, sowie die Uebertragung des Commandos des Feldjägercorps. Damit war ihm ein bedeutungsvoller Wirkungskreis beschieden, und er war ganz der Mann, die gehegten Erwartungen zu befriedigen.

Es war damals eine interessante militärische Uebungszeit in Preußen: überall suchte man die Ausbildung der Truppen zu vervollkommnen. Namentlich die mit deni Zündnadelgewehr allgemein bewaffnete Infanterie bemühte sich, von den todten Formen des Reglements loszukommen und mehr in dessen Geist einzudringen. In den Kreisen der Führer bildete die Frage der praktischen Verwendung der Infanterie ein beliebtes Thema für Wort und Schrift. Oft schon hatte man die Frage gestellt, ob, da die Leistungen der Infanterie im Schießen denen der Jäger näher gekommen und die Füsilier-Bataillone

») Schon damals muß der Oberstlieutenant vonWerder auch in Bürgerlreisen die Aufmerksamkeit in hohem Grabe erregt haben; man erkannte in ihm schon frühzeitig den tüchtigen General der Zulunft. Uns selbst ist aus iener Zeitfolgen!)« bezeichnender Zug belichtet worden: Als feine Ernennung zum Oberstlieutenant erfolgt war, wurde ihm zu Ehren ein Festmahl zu Sangerhausen veranstaltet. Während desselben erhob sich der dortige Superintendent zu einem Toast mit den Worten: „Wir weihen dieses Glas dem ObeistlieuttNllnt von Werder, dem Werder!" Wie — unterbrach der Wirtb den Redner — ist er denn noch in den Kinderschuhen, ist er nicht schon was? worauf jener erwiderte: „Ich sehe in dem, was er ist, daß er dereinst Große« werden. Großes vollbringen wird. Wir weihen dieses Glas der deutlich fignalisirten bedeutungsvollen Zulunft des Oberftlieutenants von Werber!" Lächelnd soll der bescheidene Oberstlieutenant gedankt, mit Theilnahme und Zuversicht aber die übrigen Anwesenden in das laute Hoch eingestimmt haben. Daß der Gefeierte die in ihn von dem Tllngeihauser Freundeskreise gesetzten Erwartungen noch übeitreffen werde, sollte die Zukunft lehren.

als eine Art leichter Infanterie ausgebildet wurden, die Beibehaltung der Jäger-Bataillone noch besondere Vortheile verspräche, da das beste Material an Ersatz ihnen zugewiesen wurde und dasselbe der Infanterie verloren ging. Der neue Inspecteur der Jäger und Schütze» vertrat die Ansicht, daß, wenn die Ausbildung der Jäger keine höhere Stufe als die der leichten Infanterie erlangen tonne, es allerdings besser sei, etwa nur die beiden Garde-Bataillone (wegen der Forftversorgung) beizubehalten nnd das Material der übrigen Jäger-Bataillone (bekanntlich bei jeden: Armeecorps 1) auf die Infanterie-Regimenter zu vertheilen. Aber er war auch ebenso überzeugt, daß eine zielbewußte Ausbildung der Jäger-Bataillone für den Krieg eine weit höhere Stufe erreichen könne, und dieser Ueberzeugung suchte er als Insvecteur zu entsprchen. Er war ein Feind von allein todten Formenkram, von allen überflüssigen, zeitraubenden Uebungeu und bemühte sich, seineu leichten Truppen einen belebenden frischen Geist beizubringen. Oft sprach er aus: der Jäger solle wissen, was er machen muh, wie er es machen muß und warum er es machen muß; der Jäger solle denken, er höre auf, ein folcher zu sein, wenn er etwas mechanisch mache. Er verpönte das über den Kamm Echeeren in dm Comvllgnieen, an dessen Stelle wollte er Berücksichtigung der einzelnen Individualität im Schießen, in der Schule, im ganzen Auftreten. Neben der altpreußischen strammen Eoldatenschule verlangte er die höchste Findigkeit und Gewandtheit der Jäger bei allen Gelegenheiten ihres Auftretens. Er war der Ansicht, daß das Aenherste verlangt werde, damit das Möglichste geleistet werde. Und dieses sein System ist heute noch mustergillig und sollte es immer sein!

Auch noch in einer anderen Hinsicht machte sich der am 1. Mai 1859 zum Oberst beförderte Inspccteur hoch verdient um die militärische Ausbildung, nämlich als Borstand der Centralturnschule. Es gelang ihm, seiner Ueberzeugung Anerkennung zu verschaffen, daß die Gymnastik ein notwendiges Ausbildungsmittel sei, durch welches der Soldat befähigt werde, mit Zeitgewinn seinen Dienst gut zu verrichten. Allerdings war Zeit erforderlich, um diese Ansicht zur allgemeinen Geltung zu bringen, doch sehen wir heute die Richtigkeit derselben allgemein anerkannt.

Beinahe fünf Jahre war Werder als Inspecteur der Jäger und Schützen thätig. Dann erhielt er das Commando einer Infanterie-Brigade (cun 29. Januar 1863) und fchied aus seiner bisherigen Thätigkeit mit dem Bewußtsein, die Iägerwaffe in ihren Leistungen, namentlich in der kriegsgemäßen Ausbildung, weit über die Infanterie erhoben zu haben. Gewiß hat die preußische Iägertruppe während de»- letzten sechs Jahrzehnte ihres Bestehens manchen tüchtigen und ausgezeichneten Inspecteur gehabt, doch war keiner gewissenhafter und treuer, von ernsterer und liebevollerer Sorge für eine zielbewußte Entwickelung der Waffengattung erfüllt, als Werder, der denn auch dieselbe in einen« wichtigen Zeitabschnitt wesentlich gefördert hat. Sein Interesse hat er der Truppe im grünen Rocke zeitlebens bewahrt.

Am 17. März 1863 wurde er zum Generalmajor befördert. Ms Commandeur der 8. Infanterie-Brigade trat er in eine anstrengende Thätigkeit, wozu der polnische Aufstand Veranlassung gab. Rußland war durch denselben zu einer militärischen Machtentsaltung genöthigt worden; auch Preußen, das wegen seines polnischen Besitzstandes an der kräftigen Niederschlagung der Empörung betheiligt war, hatte sich zur Aufstellung eines Grenzcordons entschlossen, wodurch die Truppen der 8. Infanterie-Brigade sehr in Athem gehalten wurden. Der mit ungenügenden Kräften unternommene polnische Aufstand wurde bekanntlich bald ganz niedergeschlagen. Im Januar 1864 erhielt General v. Werder das Commando der 4. Garde-Jnfanterie-Brigade in Berlin, und etwa ein Jahr später — am 9. Mai 1865 — wurde er mit der Führung der 3. Division betraut und nach Stettin versetzt; Commandeur wurde er im Juni 1866.

Nunmehr hatte der General eine 40 jährige Dienstzeit zurückgelegt. War die erste Hälfte seiner militärischen Laufbahn eine sehr langsame, fast hoffnungslose gewesen, so zeigte die zweite Hälfte ein ganz anderes Bild, denn voni Premierlieutenant zum Generallieutenant in zwanzig Jahren aufzurücken, kann auch nach heutiger Anschauung eine vorzüglich schnelle Beförderung genannt werden. Allerdings war ihm die Zeit, in welcher der thatkräftige Chef des MiiitärcabinetS, der spätere Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel, unausgesetzt auf die Verjüngung des preußischen Offiziercorps hinzuwirken bestrebt war, hierbei sehr zu Statten gekommen, und diese Zeit umfaßt gerade die Jahre 1857—1863.

General v. Werder stand in seinem 58. Lebensjahre, war also noch im besten Mannesalter, geistig frisch nnd körperlich überaus rüstig, als ein großer Krieg ausbrach. Nun sollte auch er seinen sehnlichen Wunsch erfüllt sehen: an der Spitze einer tapferen Kriegerschaar, die ihn ebenso kennen gelernt hatte wie er sie, gegen den Feind zu marschiren!

(Schlug folgt.)

kin Veitrag zur Psychologie der Zeitgenossen,
von
Mar Oordau.
— Paris. —

z a > erste, was den Blick des Fremden fesselt, der gegenwärtig Pariö besucht, sind riesige, verschwenderisch gefärbte Maueranschläge, welche jedes kahle Stückchen Wandfläche in ihrer fröhlichen Buntheit beleben und in natürlicher Grüße ein junges Weib in rücksichtslos ausgeschnittenem Ballkleide Zeigen, dessen hoch bis an den Oberarm hinauf schwarz behandschuhte Hände vorn unter der Taillenschnebbe in Confirmandin-Haltung sittsam iu einander gelegt sind. Das in die Hohe gekämmte, am Scheitel gewirbelte Haar ist mohrrübenroth, die geschlossenen Lippen, die zu jenem verschwiegenen Lächeln breitgezogen sind, mit dem Salondamen in vertrautem Kreise starke Geschichte,: anzuhören pflegen, sind zinnoberroth, die Augen blicken so herausfordernd, dah sie geradezu gegen den „groben Unfug-" Paragraphen verstoßen. Die Ueberfchrift belehrt den Fremden, daß dieses Bildniß „Mndemoiselle Wette Guilbert, die ?iu-lIß-8iuoIy.Sängerin" darstellt, und er kann den Namen kaum mehr vergesse», denn wenn er liier Bekannte hat, so wird ibn Jeder täglich fragen: „Haben Sie schon Mette Guilbert gehört?" Der altmodische Reisende, der sich dem für alle Geschlechter geschriebenen ehrbaren Baedeker anvertraut, erleidet pflichttreu Louvre und Pure Lachaise, der auf der Höhe der Zeit stehende dagegen erfährt sofort, daß heute die Haupt-Sehenswürdigkeit von Paris Ivette Guilbert ist, und wenn er nur eine Spur von Nildungs-Bedürfniß hat, wird er sich beeilen, sie kennen zu lernen.

Sie zeigt sich dem versammelten Volke jeden Abend im „Concert Parisicn", das früher ein gewöhnliches Tingel-Tangel war, wie es deren in Paris wenigstens hundert giebt, jetzt aber durch das Auftreten von Dvette Guilbert zu großer Auszeichnung gelangt ist. Die neue Herrlichkeit hat übrigens an dem Wesen des Lokals nichts geändert. Der Saal ist mit derselben schäbigen Pracht ausgestattet wie früher, das Publikum, wenigstens das der Gallerte, raucht und spuckt, wie es dies gewohnt ist, und die Kellner, welche die im Preise der Plätze mit begriffenen schauerlichen Getränke herumreichen, sind schmierig genug, um die alten Stammgäste von der vorgnilbert'schen Zeit her nicht zu verschüchtern. Aber die Achtung, welche der Anblick der gummiguttvergoldeten, abbröckelnden Gipsverzierungen der Decke und Gallerie-Brüstung und das Aussehen eines Theils der Zuhörer nicht erwecken können, beschleicht den Ankömmling sofort, wenn er die lange Reihe herrschaftlicher Wagen sieht, die vor dem „Concert Parisien" in der sehr unaristokratischen Rue du Faubourg Et. Denis aufgefahren sind, und wenn er den Preis zu bezahlen hat, den man ihm am Schalter für feine Eintrittskarte abverlangt. Eine sogenannte „Loge", ein enger Verschlag mit zwei leidlichen und zwei unleidlichen Plätzen, kostet 20, ein Sitz in der vordem Hälfte des fchmalen und tiefen Saales 4 Franken. Doch gelten diese Preife nur theoretisch. Denn da der Saal stets ausverkauft ist, muß man sich die Plätze einige Tage vorher sichern und dann hat man für einen Logensitz ?, für einen Sitz im Saale 5 Fr. zu bezahlen. Wer nicht einige Tage warten kann und auf die Dienste eines Zwifchenhändlers angewiesen ist, der wird sich auch entschließen müssen, für eine Loge 35 bis 40, für zwei Saal-Sitze 15 Fr. zu vergießen.

Dieses Geldopfer hilft wesentlich, den Iuhöhrer in die Stimmung zu versetzen, in der er für die Kunst der ^in-äe-zü^Iß-Sängerin die richtige Empfänglichkeit hat. Ehe er zum Genüsse gelangt, ist er freilich noch einer zieinlich harten Prüfung ausgesetzt. Zvette Guilbert erscheint erst nach zehn Uhr und die Vorstellung fängt vor neun an. Anderthalb Stunden lang muß man also die gewöhnlichen Programm-Nummern der Pariser Tingel-Tangel über sich ergehen lassen und das mildeste, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie trostlos sind. Das Geinecker der fingerdick geschminkten, augenverdrehenden Bänkel-Sängerinnen, welche empfindsame Liebeslieder säuseln oder geschwollene Revanche-Gedichte donnern, die unflätigen Gassenhauer oder blödsinnigen „Monologe" der männlichen Hanswürste könnten selbst die Menschenliebe eines Tolstoi in Würgegier gegen diese „Künstler" verwandeln. Aber eine eingehendere Betrachtung des Publikums wird das Herz eines Zuhörers, der an das Dogma von der Gleichheit glaubt, wieder einigermaßen erquicken. In angenehmer Mischung sind da ungefähr alle interessanten Klassen der Gesellschaft vertreten. Auf der Gllllerie rühren die Ellenbogen der Arbeiterin im bloßen Haar, der billig aufgedonnerten Dirne vom äußeren Boulevard, der etwas koketter getakelten

Mar Nordau in Paris.

„Studentin" aus dein lateinischen Viertel und der an ihnen haftenden männlichen Begleiter an einander. In, Saale sitzen ganze Familien ehrbarer Krämer und Handwerker, „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind," vom Vater und Oheim nicht zu sprechen, neben dem herausgewichsten Ladenschwengel, der seiner Modistin einen Literatur- und Kunst-Abend bezahlt.

In den Logen spreizt sich die überwältigend aufgezäumte „große" Cocotte mit ihrem verwitterten Beschützer, der aber auch ein junger pfefferkuchenfarbiger Rastaquouöre sein kann, während neben ihr viel bescheidener eine Weltdame blüht, die ihren Gatten oder Liebhaber, meistens den letzteren, gebeten hat, sie ins „Concert parisien" zu führen, und die offenbar nicht im Geringsten darunter leidet, daß rechts ein vergnügter Zieger ihr den Rauch seiner Cigarre ins Gesicht bläst, links ein Club-Gommeur mit festgeschraubtem Culinder auf dem Kopfe und der vorschriftsmäßigen Gardenia im Frack-Knopfloch sie durch sein Monocle anstarrt, zwei Logen weit eine Cocotte laute Bemerkungen über ihre Toilette macht und von der Gallerie ein ,.pale v«^«u" mit einem Grinsen seines grünlichen Gesichtes ihr zuruft, sie solle nicht vergessen, ihn beim Ausgange zu erwarten, er wolle sie seinen Kameraden, sehr distinguirten Leuten, vorstellen. Das ist die richtige öAsIitS, die Gleichheit in der Gemeinheit, die, von der Heine singt:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir unS gleich." —

Die kleinen Possenreißer, die als Lückenbüßer dienen, haben endlich ausgetobt, das Publikum stößt einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus und nach einer kleinen Pause der Sammlung und des Schwelgens im Vorgennsse erscheint auf der Bühne Ivette Guilbert.

Sie hat mit ihren Bildnissen auf den großen Mauer-Anschlägen nur eine allgemeine, ich möchte sagen schematische Aehnlichkeit. Sie ist ein starkknochiges, langes Frauenzimmer mit langen Beinen, langen Armen und langem Halse, auf dein ein Kopf mit ausgeprägt mongolischer Gefichtsfon» sitzt. Mächtig entwickelte Backenknochen, eine kurze, kecke Nase, ein breiter, verwirrend beweglicher Mund mit dünnen, heftig roth geschminkten ^ivpen geben ihrer Physiognomie einen Ausdruck von Rohheit, der bei einem jungen Weibe verwundert. Das Haar, das Stirn und Nacken frei läßt, ist zu einem unmöglichen Roth gefärbt, mährend die kräftigen Augenbrauen, welche wahrscheinlich ihre natürliche Haarfarbe zeigen, dunkelbraun sind. Die Toilette ist, nicht in der Farbe, aber in den Umrissen, so, wie die Bilder sie darstellen. Auf der Bühne trägt sie ein olivengrttnes Kleid mls gepreßtem Sammet nnd die gemissen schwarzen Handschuhe bis zur Mite des Oberarms. Schultern, Mcken nnd Brust sind ganz entblößt. Hugues Le Rour, von dein weiter unten noch die Rede sein soll, findet im Aenßern von Ivette Gnilbert eine pikante Verschmelzung des Tvpus der Diana und eines weiblichen

Fauns. An den klassischen Diana-Typus erinnert aber wohl nur die in die Länge entwickelte Gestalt und der „weibliche Faun" ist die denkbar galanteste Umschreibung für die Brutalität, die der Hauptausdruck ihres Gesichtes ist. Sie soll nach ihren Biographen 25 Jahre alt sein. Unter der Bühnen-Zurichtung und im Lichte der Rampe und Coulissen sieht sie aber reichlich dreißigjährig aus.

Das theils berufsmäßige, theils freiwillige Händeklatschen, das ihr Auftreten begrüßt hat, ist verstummt und uun beginnt sie ihre Lieder zu singen. Ihre Stimme ist weder sehr stark noch besonders hübsch, es ist ein mäßig hoher Sopran von ziemlicher Frische, wie ihn bessere Choristinen oder zweite Operetten-Kräfte an kleinen Bühnen haben. Ihre Stimmgebung ist häufig schreiend und gewollt pöbelhaft wie ihr Lächeln, ihr Blick, iure Bewegung, paßt indeß zu den Worten, die sie singt. Was sofort angenehm auffällt und gerühmt werden muß, das ist, daß sie ein musikalisches Ohr hat. Ihr Anschlag ist sicher, sie bleibt immer im Takt, sie martirt den Rhythmus sauber und bringt auf diese Art ihre Gassenhauer zu voller Wirkung: denn derartige Weisen drängen sich ja nur durch die Bestimmtheit und klare Berständlichkeit ihrer Rhythmik dem unmusikalischen Pöbel auf.

Aber weit mehr noch als ihr Singen ist es ihr Sprechen, das ihre Zuhörer packt. Ihre Vortragskunst ist ungewöhnlich groß. Sie weiß in jedes Wort ihrer Lieder eine ganze Ladung von Absichten, Hintergedanken und Anspielungen zu legen. Alles, was der Verfasser des Liedes sagt und meint, ivird von ihr sichtbar verkörpert und auf sie findet ein meist gedankenlos gebrauchter und darum nichtssagend gewordener Ausdruck die richtige, wurzelhafte Anwendung: sie „gestaltet" ihre Lieder, sie giebt ihnen plastische Erscheinung.

Was sind es aber für Gestalten, die sie mit großer schauspielerischer Begabung dem Auge und Ohre des Publikums vorzaubert! Es sind Dirnen und Zuhälter und niemals etwas Anderes. Wenn das Lied nicht einen Zuhälter oder eine Dirne selbst vorführt, sondern irgend einen Vorgang erzählt, so spricht Ivette Guilbert es so, wie ein Gast des „Lnawau runsss" es vortragen würde, wenn er die betreffende Begebenheit hu schildern hätte.

Die unaussprechlichen Rachtthiere von unbestimmter Menschenähnlichkeit, welche in der untersten Schlammschichte des Pariser Abgrundes wimmeln, ahmt sie mit einer Vollkommenheit nach, die noch kein Geheimpolizist erreicht hat, obschon doch häufig dessen Leben von der Geschicklichkeit abhängt, mit der er in der Verbrecherkneipe den Galgenvogel zu spieleu weiß. Sie hat der weiblichen und männlichen Fauna der äußeren Boulevards und des Festungsgrabens jeden Zug abgelauscht, den nur die schärfste Beobachtung und die feinsinnigste Analyse finden und festhalten konnte: die gequetschte, gleichsam schmalzige Stimme, wie eine absinthgeätzte Kehle sie hervorbringt, die mundfaule Aussprache, welche die Mtlaute zu einem formlosen Brei zerkaut und nur die Selbstlaute einigermaßen deutlich formt, das Mienenspiel, welches dein

2H2 Mar Noidau in f>ar>5.
Kundigen verräth, daß es ursprünglich aus den organischen Nothwendigteiteu der asymmetrischen, von den Zuckungen nervöser Tics bearbeiteten Gesichter degenerirter Geschöpfe hervorgegangen ist- ein Auge zugekniffen, die Lippen zu einem stechen einseitigen Grinsen verzogen, ein Mundwinkel durch das lüsterne Hängen des Endes der Unterlippe leicht geöffnet — eine zugleich höhnische und crapulöse Maske, die nicht den Gassenjungen der Romantiker, sondern den Sonnenbruder der Realisten, die nicht Gavroche, sondern Jean Hirour kennzeichnet. Und wenn Wette Guilbert eine bekneipte Näherin darstellt oder das Abenteuer einer kleinen Vourgeoise schildert, die von ihrem Galan in einer langsam dahinhumpelnden Droschke begleitet wird, so stößt sie die erstickten Laute einer verzückten hysterischen Pariserin so naturwahr aus, daß der Kenner der Eigenthümlichkeiten des Pariser Weibes, nnd wenn er ein noch so abgehärteter Eyniter ist, sich entsetzt umsieht und die Nachbarschaft von Damen als eine haarsträubende Anstößigkeit empfindet.
Und mit dieser Fertigkeit, die verkommensten Typen der Pariser Vorstadtbevölkerung waschecht darzustellen, verdient Ioette Guilbert 250 000 Fr. jährlich. Das „Concert Parisien" zahlt ihr allein 500 Fr. für jedes Auftreten, das sie ungefähr eine Abendstunde, von zehn bis elf, kostet, und das Uebrige verdient sie in den vornehmen Salons, in denen sie sich von elf bis ein Uhr für 2 bis 500 Fr. hören läßt. Denn man ladet sie in die Salons der Aristokraten und Millionäre, sie ist die Zierde der Abendfeste in der höchsten Gesellschaft, der Faubourg St. Germain nnd St. Honorb berauscht sich an ihren Intonationen des Faubourg du Temple, Großfürsten bewundern in ihr die mit drei Stegen gesteppte Seidenmütze („on^uetts ü rrois puutz"» und die öligen Echläfenhaare („i-ouflnqnstts»") des Titi und — was weit bemerkenswerther ist — engelhaft blickende, weißgekleidete Edelfräulein, die eben die Erziehungsanstalt „6s8 c>i8e»ux" verlassen haben, werden von ihr in Gegenwart ihrer zärtlichen Mütter nnd künftigen Gatten in die Denk- ilnd Sprechweise, in alle Geschäftserfahrungen und Lebensgeheimnissc der nächtlichen Strichvögel dee> Boulevard de Lavillette eingeweiht.
Der unerhörte Erfolg dieser Gassenhauer-Sängerin hat auf den ersten Anblick etwas Näthselhaftes. Theilweise erklärt er sich allerdings durch die meisterhafte und ausdauernde Neclame, die für sie gemacht wurde. Ihre Anfänge waren überaus bescheiden. Zuerst, vor etwa zehn Jahren, war sie Verkäuferin in eine,« Schuhwaarengeschäft. Diese Thätigteit genügte aber ihrem Ehrgeize nicht und sie suchte, wahrscheinlich von einem gefälligen Freunde berathen, zur Bühne zu kommen. Sie trat auch in den Vari6t5s auf, wo man ihr irgend ein Rollenzipfelchen anvertraute, legte aber so überzeugende und erschöpfende Proben vollkommener Unfähigkeit an den Tag, daß die Theaterleitung sich beeilte, sie im kürzesten Verfahren an die Luft zu fetzen. Trotz emsigen Bemühens fand sie kein zweites Bühnenengagement und da sie auch nicht mehr zum Schuhverkauf zurückkehren wollte, entschloß sie sich, Liedersängerin in Tingel-Tangeln zu werden. Zwei oder drei Jahre lang wirkte

sie nahezu gänzlich unbemerkt an diesen Kunftstätten mit einem Gehalt von 16 Fr. für den Abend, bis einmal, im Jahre 1887, ihr Stern eine Bande Boulevard-Journalisten in das Lokal führte, wo sie eben ihre Lieder zum Besten gab. Ihr Haar war noch nicht mit heftigem Roth aufgeschönt, sie trug noch nicht das kannibalisch ausgeschnittene, in seinen vorhandenen Theilen eng anliegende Kleid aus olivengrünem Sanmiet und die langen, schwarzen Handschuhe, die sie so sehr als ihr geistiges Eigenthuin betrachtet und hütet, daß sie durch Vertrag allen anderen Sängerinen des „Concert Parisieu" die Nachahmung dieser Einzelheit ihrer Toilette verbietet, aber sie ivar schon damals in Ton und Geberde der klassische Zuhälter und die musterhafte Dirne, die man heute an ihr bewundert, und ihre sachverständigen Gelegenheitszuhörer sagten sichi „Heute Abend haben wir eine neue Kunst-osfenbarung erlebt."

Die Boulevard-Zeituugen begannen sich mit ihr zu beschäftigen. Sie war endgiltig entdeckt. Ihr eigentlicher Christoph Columbus war Hugues Le Rour, ein Feuilletonist von großem Talent, der heute wie Wenige das Ohr des Pariser Publikums besitzt. Er stellte sie den Parisern vor, bildlich und buchstäblich. Denn er schrieb nicht nur gelehrte Artikel über sie, in welchen er Grund- und Aufriß, Baustoff und Maße ihrer Fähigkeiten gab, sondern veranstaltete auch im kleinen, sehr ausschließlichen „TlMtre des AM" eine Vorstellung, in der er zuerst einen Vortrag über sie hielt und sie dann per-sönlich dem Publikum vorführte, das aus den Spitzen der Literatur- und Kunstwelt und der Auslese der vornehmsten Clubs bestand. Von diesem Abend an lag Paris zu ihren Füßen. Was vielleicht mit am meisten den Sieg entschied, das war der glückliche Name, den Hugues Le Rour für seine Entdeckung fand. Er nannte Ivette Guilbert die ,,obimtßii8s tin-äs-siöels", und als „Fin-de-Sidcle-Sängerin" beten sie alle diejenigen an, deren einziger Lebenszweck äußerste Modernität ist. Als sie einmal in Mode war, kam alles Uebrige von selbst. Begabte Künstler, die ein Plätzchen in ihrem Neclame-Triumphwagen zu erlangen wünschten, drängten sich dazu, ihr Nild-niß in Tel, Pastell und Aquarell zu malen; Bildhauer stellten ihre Büste, ihr Medaillon, ihre Statue im Salon des Marsfeldes und der Elysäischen Felder aus. Die gewissen Maueranschläge begannen alle Wände zu bedecken. Reporter „interviewen" sie in kurzen Abständen. Das dauert nnn in gleicher Heftigkeit seit drei Jahren und noch ist nicht zu bemerken, daß sie in den absteigenden Theil ihrer Bahn eingetreten wäre.

Die Bezeichnung ,^in-ci6'8ihol6"-Sängerin hat das Glück von Duette Guilbert gemacht. Was ist nun aber ^n-lis-ziecie" an ihr? Etwa daß sie Zoten singt? Das ist schon früher dagewesen. Das kennzeichnet nicht das Jahrzehnt, in das wir eingetreten sind. Etwas schamloser sind ihre Lieder ja als die gewöhnlichen Freudenhaus-Chansons, diese Gerechtigkeit muß man ihr widerfahren lassen; aber die Würze muß eben schärfer sein, um auch nur einigen Eindruck auf Gaumen zu machen, die an den täglichen

Mar Nordau i» Paris,
Genuß des „6il LI««" und „Lclio äs ?»ri« ^, der „Vie parisienue" und des „Oourrier frsn^ais", der Romane von Zola und der Novellen von Armand Snlvestre gewöhnt sind. Ist es also ihre Kleidung, die eigentlich eine durch schwarze Handschuhe gemilderte Entkleidung, wenigstens ihres Oberkörpers, ist? Auch das kann es nicht sein, denn etwas mehr, etwas weniger entblößtes Frauenfleisch übt keine Wirkung auf das Paris, welches das blos mit einer Gesichtsmaske bekleidete „Bildniß einer Weltdame" von Gerver in einem der letzten Salons nicht besonders auffällig fand.

Nein. Was Ivette Guilbert zur ‚Fin>äs.8is«I«"-Sängerin macht, das ist ausschließlich die Natur ihrer Lieder. Die Pariser der Verfallszeit freuen sich an den Gestalten und Düften der Unrathkanäle. Ihr erschöpftes Rückenmark durchrieselt ein angenehmer Schauer, wenn sie ihren kleinen Dante spielen und an der Hand der langbeinigen, langhalsigen Sängerin mit dem brutalen Gesichte in die sociale Hölle hinabsteigen und die Verdammten aller sieben Kreise, die Messerhelden, die Zuhälter, die Dirnen, sehen. Diesem Zuge zur Senkgrube, der gewissen Fornien der Entartung eigen ist, kommt Ivette Guilbert entgegen. Es spielen aber in diese Vorliebe der guten Gesellschaft für die schlechteste allerlei dunkle Nebengefühle mit hinein, die eine Zergliederung merth sind. Ein Theil der verkommenen französischen Jugend steht auf dem Standpunkte Nietzsches, der ja auch in Deutschland der Modephilosoph aller hysterischen Primaner geworden ist, sie steht nämlich „jenseits von Gut und Böse." Sittlichkeit ist von ihr als eine Ilebereinkunft der Mehrheit erkannt, die sür stolze Minderheit-Geister nicht bindend ist. Sie betrachtet ohne Vorurtheil jede Erscheinung an sich und schätzt sie nach deren eigenem Schönheitsgesetze, nicht nach dem Gesetze ihrer Zweckmäßigkeit innlitten der herrschenden Welt- oder Gesellschaftsordnung. Der Zuhälter ist offenbar innerhalb der heutigen Gesellschaft nnd ihrer Sittengesetze eine Störung. Er ist ein höchst lasterhaftes Wesen. Laster und Tugend sind aber für den Bekenner Nietzsche'scher Weisheit leere Worte, die namentlich in der Kunst keinen Sinn haben. Der Zuhälter kann als solcher vollkommen oder unvollkommener sein, er kann seinen eigenen Typus roh angedeutet oder fein und logisch durchgebildet zeigen und der Reichthum seiner Entwickelung bestimmt allein das ästhetische Werthurtheil über ihn. Deshalb kann die vorurtheilslose und auf ihre Verständnißfähigkeit stolze Pariser Jugend einen wahren Kunstgenuß empfinden, wenn Ivette Guilbert in dem Liebe „Belleville-M^nilmontant" von Aristidc Bruant einen sehr vollkommenen Zuhälter singen läßt:

„Oepuis c'egt moi ijv'est I'sout'ueur
^stursl » ms p'tit' »oeur,
Hu'sst I'smi' g'I» p'tit' Os«Is
^ LsU'vMe,
^u'«8d soul.'nii' P!>I' ggu Frsnä fr^re,
^'ui s usipelle Lisi 0oi>8tsat,

>^u's zsmsig connu son p^rs,
ölsnilmontsnt,
As sosur «8t svsr Lisi,
Oont Is soeur est svsc- m«i,
I/soir su' I' doul'vsra e^' Ig, r'tils
.5, LsU'vills,
Lornm'^s ZASAn' PS8 msl 6e brsiss,
Ilon busu kn>rs en ASAne sutsnt,
?uis>ju' i' r'til' ms «osur IKsröss
^ Asnilmontsnt.
L'Oimsnolls, su lisu ä'trsvsillsr
^l'lnont' I«s müm's su poulsillsr
Voir ^nusr I'ärsms au I'vsuci'ville
^ LsU'vills" U. s. W.

Ein ander« Theil des Publikums hat unter der Wirkung der krankhaften Nächstenliebe Tolstois, Dostojewskijs und der anderen von Melchior de VoguS in Hiode gebrachten russischen Brüderlichkeits-Apostel eine Art mystischer Schwärmerei für die Gefallenen und Elenden und wischt sich in überströmender Barmherzigkeit die Augen, wenn Ivette Guilbert als Straßendirne zu einer sehr geschickt gewählten Kirchenweise das Lied von Jules Jouy „Lnints (-»lstte" schluchzt:

^usrtisr Lrsäs, husnä tomk' le soir
Ooulsur 6s esnärs,
Ls eocotts 6sns 8vu douäoir,
^vsnt ö'äesesnärs,
Ls diooonnsnt psr ei, psr I»
L'vsnt ss toilstts,
Lntonns ostts priörs ü
Saint« ^slsttsi
>!rsn6« Lsinte, sisuvs Is» vosux
D'Is psuv' öoootte,
O'est z,«ur toi izu'ell' se teint Iss ck'veui
Couleur «srott«,
ll'sst pour msritsr tous tss <I«N8
(ju'8ous ss liizustts
LH' ss coli' lleux p'tits sursäsu«,
,^>siut« (islstts!
Vrsi! c'c>ns not' ssl' mstier sst ,Iur!
C'e8t risn >^u'<ls I'dirs,
Lnr Is tsrrs, ^'soutisns qu'pour sür,
V en s pss ,1'pire.
Lsn« 1s ru' lorsczus I'msuvsis tempg
Luuktle sn tsmpsts,
>'nou,8 fsis pss r?8tsr trop lon^tsmpz,
Lsints üslstte!

2H6
Mar Nordau in Paris,
VI5 lä nuit, il ksut <is c« pss
?»rtir eo edässs . , ,
OKs<Iu' soir 5äut s^quitsr l'Io^er
V« not' ekämbrstte,
!^«U8 comptoQs 8vr toi ponr p»)'sr,
Li ilvu« trimolis . , .
O'est pour soulsgsr uu smi . . .
?our qu'ii puis8' g'äok'tsr I'psnv' uiißnon,
Hn' bell' rssgustte,
5'äis nun« A«?ner Kesncoup ä'pvAnon,
ösinte (Zsletts.

Aber freilich, neben den starten Geistern, die sich rühmen, für jede Erscheinung Verständnis? zu haben, neben den Mystikern, welche in der Sünderin die demüthige, leidende Creatur bemitleiden und lieben, neben bewußten und halbbemußten Socialisten, welche in Verbrechern und Dirnen Opfer der capitalistischen Gesellschaft sehen nnd entschuldigen, bleibt noch eine große Mehrheit ganz nnphilosophischer lin-ge-sjÖcle-Cyniker, die entzückt sind, von einem jungen Frauenzimmer die Geschichte eines Erziehers und einiger Gymnasiasten, die einem Stubenmädchen nachgehen, oder einer Frau, die in einer Droschke Liebesabenteuer erlebt, zu hören und dieser Mehrheit verdankt Dvette Guilbert doch wohl ihre Haupterfolge, Die ausschließlich pornographischen Lieder verdunkeln einigermaßen die sittengeschichtliche Bedeutung der lin-äe-siscle-Sä'ngerin und ihrer Triumphe. Bezeichnend sind blos die Schelmen- und Galgenlieder ihres Nepertoirs. Daß diese die Pariser so namenlos entzücken, ist eins der Anzeichen, an denen man den Grad der Verwesung der Boulevard-„D<^cadents" am sichersten messen kann.

Ums Brot.^)

von

A. Ch. Leffler.

— Neapel. —

I.

s war Dämmerstunde, aber man merkte es nur der Zeit nach, denn der ganze Tag mar so düster gewesen, als ob die Dunkelheit ,jeden Augenblick hereinbrechen wollte. Qualm und Dünste machten die Luft dick wie eine grauweiße Mauer — es schien dieses Jahr nicht schneien zu wollen, und obgleich es auch nicht regnete, das heißt, keine Tropfen fielen, hatte man doch beim Ausgehen eine unangenehme Empfindung von Feuchtigkeit und durchdringender Kälte.

Me Kinder baten in der Dämmerstunde um ein Feuer, allein die Mutter fand es nicht nothwendig — wirklich kalt war es ja nicht, und im Keller gab es keinen Holzvorrath für den Winter. Sie lebten aus der Hand in den Mund und der Vater wurde ungeduldig, wenn er Geld hergeben sollte: der arme Vater, er hatte es ohnehin so schwer!

„Dann laß uns wenigstens die Lampe anbrennen, statt noch länger im Dunklen zu sitzen," bat das älteste Mädchen und stand aus einer Ecke hinter dem Ofen auf, wo sie, die Stirn an die kalten Kacheln gedrückt, schweigend gesessen hatte. Der gereizte Ton ihrer Stimme erinnerte an den Vater.

Die Mutter warf ihr einen bittenden Blick zu — denselben ergeben flehenden, mit dem sie ihres Mannes finstere Laune hinnahm.

„Du weißt, liebe Lisa," sagte sie, „daß wir nur noch das Oel in der Lampe haben, das mir für den Vater aufheben müssen, wenn er vielleicht den Abend länger aufbleiben wollte."

*) Autorisirte Uebnsegung aus dem Schwedischen.

A. Ch. keffler in Neapel.
„Etwas Oel ist doch so billig," murmelte Lisa halblaut. „In den ärmsten Hütten haben sie eine Lampe brennen."
„Ja, mein süßes Kind, ich hoffe auch, daß wir mit Gottes Hilfe — nur heute Abend, siehst Du — Du bemerktest ja doch auch, wie es mit Papa stand — heute konnte ich ihn unmöglich um Geld bitten."
„Aber man kann doch im Laden etwas bekommen, ohne gleich zu bezahlen. Laß mich hingehen und es versuchen," bat sie eifrig.
Die Mutter ließ die Stimme noch mehr als vorher sinken, damit es die kleineren Kinder nicht hören sollten — es war nur für Lisa; sie sagte: „Eine zweimonatliche Rechnung ist noch immer nicht bezahlt, inein süßes Kind."
„Aber das kann nichts helfen, wir können doch nicht im Dunklen umkommen," schluchzte Lisa mit verschluckten Thränen. „Das ist ja zu schrecklich! Ich hatte mir vorgenommen — fest vorgenommen, Geijers Geschichte heute fertig zu lesen — morgen muß ich sie zurückgeben."
Sie nahm das Buch, setzte sich damit an das Fenster und versuchte, beim letzten Schimmer des Tageslichtes, das eben verschwinden wollte, ohne eigentlich dagewesen zu sein, noch zu lesen.
„Mein geliebtes Kind, Du verdirbst Dir Deine Augen völlig," sagte die Mutter in klagendem Tone.
„Das ist mir einerlei — wenn man doch im Dunklen leben soll, kann man auch ebenso gut blind sein", — rief sie, in Thränen ausbrechend.
Die Mutter sank auf einen Stuhl und lehnte mit dem Ausdruck müder Hoffnungslosigkeit den Kopf an die Wand.
„Jetzt bist Du recht herzlos gegen Deine arme Mutter," sagte sie leise.
Lisa sah hastig vom Buch auf, erhob sich langsam und ging wie widerstrebend einige Schritte auf sie zu. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen. Ihr Herz trieb sie, der Mutter in die Arme zu stürzen und sich an ihrer Brust auszuweinen, aber die Befangenheit vor ihren jüngeren Geschwistern hielt sie zurück, die Furcht, sich lächerlich zu machen oder sentimental zu erscheinen, die so oft halb erwachsene Mädchen antreibt, die hingebenden, weicheren Empfindungen ihres Alters zu verleugnen. Dann aber l'äumte sich auch etwas in ihrem Inneren gegen all die Entbehrungen auf, die unaufhörlich von ihr verlangt wurden — sie wußte, daß es nicht Schuld der Eltern war, wußte, daß sich die Mutter gern des Nothmendigsten beraubt hätte, um ihre Wünsche zu erfüllen — trotzdem empörte sich ihr junges Gemütli gegen dieses beständige Entsagen und wurde hart und verschlossen den Eltern gegenüber, die ihr die Befriedigung ihrer leidenschaftlichsten Wünsche versagen mußten.
Deshalb überwand sie auch jetzt den Impuls, der. sie in die Arme ihrer Mntter treiben wollte und ging in das anstoßende Zimmer, wo ihr Bett ncben zwei kleinen ihrer jüngeren Geschwister stand, setzte sich da hin und „trotzte", wie diese es nannten.
Die Mutter hatte sich bald wieder aufgerafft und benutzte die Dämmer-

stunde zum Durchsehen eines hohen Stoßes Kindersachen, die eben aus der Wäsche gekommen waren. Das, was ausgebessert werden mußte — leider das meiste! — wurde auf einen Stuhl am Nähtisch aufgestapelt — das andere in einen Schrank in der Kinderstube gelegt. Sie ging müde und schleppend — die Figur war verunstaltet und das Gesicht fleckig. Die Kinder aber waren so gewohnt, sie in diesem Zustand zu sehen, daß sie sich gar nicht denken konnten, „eine Mama" könnte anders aussehen — denn kaum hatte sie ein Kleines in der Wiege, als auch schon ein anderes wieder unterwegs war. Die älteste Tochter war fünfzehn Jahr alt — acht Kinder lebten und zwei waren todt. —

Einige Kinder spielten „Haschens" um dm Eßtisch, ein kleines hing der Mutter am Rock, eins schrie in der Wiege, eins war auf den Tisch geklettert, herunter gefallen und lag nun am Boden, ohne einen Laut von sich zu geben, die offenen Augen starr vor Schreck. Die Mutter wankte, mit fliegender Röthe im Gesicht und kaltem Schweiß der Erschöpfung auf der Stirn, zu ihm hin.

Endlich kam die Zeit, wo man wagen durfte, die Lampe anzubrennen.

Sie beleuchtete ein ziemlich großes Zimmer mit urfprünglich eleganten, an« spruchsvollen, jetzt aber verbrauchten Möbeln. Kleine Sovhas für Zwei — zierliche, mih Plüsch überzogene Phantasietischche«, gestickte Stühle und Puffs, dazwischen die gleichfalls schöne Einrichtung des früheren Eßzimmers, ein massives, eichenes Büffet, geschnitzte Stühle und ein antiker Schrank.

Ja, als das Alles angeschafft wurde! Damals hatte der junge Clas Hallin seines Vaters Fabrik übernommen, allerdings verschuldet und unter schwierigen Verhältnissen, aber doch in der festen Zuversicht, mit seiner jungen Kraft, seinem frischen Muth und seiner praktischen Tüchtigkeit Alles durchführen zu können, fo daß das junge Paar mit ungetrübten, glänzenden Hoffnungen der Zukunft entgegengegangen war.

Sie, eine gefeierte Vallschönheit der Stadt, war nicht gewöhnt gewesen, etwas zu thun — aber mit welcher Freude hatte sie an ihr eigenes Heim gedacht; da wollte sie fleißig fein und sich nützlich machen, denn vor Arbeit scheute sie nicht zurück — im Gegentheil fand sie diefe Aussicht nur reizend.

Und Arbeit bekam sie, aber reizend war es nicht immer. Das Geschäft wollte sich nicht heben — die Zeiten waren schlecht — und nach Verlauf einiger Jahre gab es keinen anderen Ausweg, die Schulden zu bezahlen, als die Fabrik zu verkaufen. Seitdem hatte er hald hier, bald da eine Stelle als Fabrikverwalter, Werkführer oder Zeichner gehabt, und die schönen, für die Zimmer des eigenen Hauses bestellten Möbel, die auf allen Umzügen mitgenommen werden mußten, zeigten bald Spuren des Erlebten.

Jetzt hatte Clas Hallin ein halbes Jahr keine Beschäftigung gehabt und war mit seiner Familie in eine Fabrikftadt gezogen, in der Hoffnung, dort eher eine Stelle zu finden. Täglich lief er auf Erkundigungen aus, beantwortete jede Annonce, wendete Geld an verschiedene Reisen, aber noch immer vergebens. Die Zeit war für die Industrie ungewöhnlich schwer.

Alles mit Stellensuchenden überfüllt und, Besitzer eines großen, zurückgegangenen Geschäfts gewesen zu sein, nicht die beste Empfehlung.
Bereits wurde es ihm zur Gewohnheit, sich auf den Straßen herumzutreiben. Zu Hause fand er t'eine Ruhe. Er hatte immer auf dem Lande gelebt und viel Platz gehabt, jetzt die Kinder den ganzen Tag um sich haben zu müssen, war ihm unerträglich — eine quälende Unruhe trieb ihn beständig, sich körperliche Anstrengung zu machen — Anstrengung als Ersatz für die Arbeit. Und so wanderte der kräftige, hochgewachsene Mann einsam und ruhelos auf den dunklen, schmutzigen Straßen umher, hie und da vor den Fabriken der Außenstadt stehen bleibend und hineinblickend.
Nicht einmal Beschäftigung als sogenannter „einfacher Arbeiter" tonnte er bekommen, denn es war nicht so „einfach", ein Arbeiter zu sein. Ihm fehlte die Specialgeschicklichkeit eines Solchen, der sein ganzes Leben lang immer dasselbe gemacht hatte.
Die Stelle, um die er sich jetzt bewarb, war seine letzte Hoffnung. Konnte die kleine Fabrik ihrem Inspektor auch keinen großen Gehalt aussehen, so war das Geschäft doch solid, die Lage hübsch, und die Inspektorwohnung gesund und geräumig.
Es wäre nur gerecht, wenn er diese Stelle bekäme, er, der schon so lange gewartet — für so Viele zu sorgen hatte — und der, wie er so genau wußte, tüchtiger als die «leisten seiner Mitbewerber war.
Gerecht, ja — aber regierte die Gerechtigkeit die Welt? Kamen die Tüchtigen immer vorwärts? Nein, nur solche, die Glück hatten. Die Welt ist eine planlose Lotterie, und er gehörte niemals zu den Gewinnenden.
Er kam eben aus dem Comptoir, wo die Anmeldungen — heute war der letzte Tag dafür — entgegengenommen wurden und hatte erfahren, daß er neundundzwanzig Mitwerber habe. Dreißig Bewerber um eine so unbedentende Stelle! Ja, es waren wirklich harte Zeiten.
Und warum sollte gerade er unter den Dreißig derjenige sein, der das große Loos zöge? Deshalb, weil es Keiner so nöthig brauchte, wie er — deshalb, weil seine Kinder sonst verhungern müßten? Bah! Als ob das blinde Schicksal sich darum kümmerte!
Die Kinder machten ihre Aufgaben bei der Lampe. Lisa saß da, die Hände vor den Ohren, die Ellbogen auf dem Tisch, die Augen im Buch und verschlang die letzten Seiten von Geijers Geschichte. Ihr leidenschaftlicher Wunsch war, studiren zu können. In der kleinen Stadt gab es keine Schule, in der sie das Nöthige hätte lernen können, und von Privatstunden konnte natürlich keine Rede sein — aber sie lieh sich Bücher und lernte für sich, um sich für das Studentenexamen vorzubereiten. Denn der Vater hatte ihr versprochen, wenn er die Stelle bekäme, sie nach Stockholm in die Gymnasialabthellung für Mädchen zu schicken.
Sie war ein hoch aufgeschossenes Mädchen von noch völlig unentwickelten Formen und blasser Gesichtsfarbe, mit lang herunterhängendem Zopf und

graublauen, etwas kurzsichtigen Augen, deren nach innen gekehrter Blick auf ein stark entwickeltes Gedankenleben deutete. Meistens zerstreut, ziemlich unbeholfen, war sie auch in ihren Bewegungen ungraziös und hatte zu lange Arme, die sie gewöhnlich herabhängen ließ. So war sie nichts weniger als das, was man ein „süßes Geschöpfchen" nennt, und kein Mann würde auf den Gedanken gekommen sein, für diese fünfzehn Frühlinge zu schwärmen, ebenso wenig wie es ihr einfiel, in einem Mann ein Wesen zu erblicken, das Herzklopfen oder liebliche Verwirrung hervorrufen könne. Sie las Alles, was ihr vorkam, und wußte deshalb auch, daß verschiedene Schriftsteller die Ansicht vertraten, ein junges Mädchen von fünfzehn Iahren müsse verliebt sein. Schulkameradinnen hatten ihr auch Liebesbriefe gezeigt. Aber dergleichen berührte sie nicht im Geringsten. Sie erklärte das Alles für dummes Zeug.
Nein, studiren und etwas lernen, Emmen machen, selbständig werden und allein auf einein Studentenzimmer !wohneu — das war das höchste Ziel ihrer Träume — Heirathen wollte sie entschieden nicht — Heirathen und Kinder bekommen wie Mama — nein, dafür dankte sie!
Wenn aber der Vater nicht die Stelle bekäme, wie würde da ibr Loos werden! Als Kindermädchen müßte sie zn Hause bleiben — die Mutter hatte gesagt, daß sie dann überhaupt kein Mädchen mehr halten könnten, und der Vater fand ohnehin, daß eine große Tochter ihrer Mutter helfen müsse.
„Lisa, Lisa!" rief der kleine Oswald, „überhör' mir meine Aufgabe!"
„Ich habe keine Zeit, Otto kann es thun."
„Ich!" sagte der dreizehnjährige Otto, roth vor Entrüstung. „Bist Du gescheht, ich, der ich selbst so viel Ausgaben habe und noch keine einzige kann!"
„Ich kann meine auch noch nicht."
„Deine — Deine Aufgabe! Als ob das etwas ausmachte. Du lernst ja doch nur zu Deinem Vergnügen. Wenn ich aber vom Emmen zurückgewiesen werde —"
„Ja, wenn auch! Du wirst doch die Schule aufgeben und ein Handwerk lernen müssen. Denn wenn Papa die Stelle nicht bekommt, hat er kein Geld, uns studiren zu lassen."
„Uns! Du meinst Dich. Ein Junge muß doch auf alle Fälle etwas lernen. Aber ein Mädchen kann sich im Hause nützlich machen."
Während sich die Geschwister stritten, wandte sich der kleine Oswald an die Mutter.
„Mama, soll mich Lisa nicht überhören?"
„Lischen," bat die Mutter in ihrer schwachen Weise, „willst Du nicht so Mündlich sein. Du weißt — ich kann nicht Deutsch — sonst würde ich —"
Lisa schlug Geijers Geschichte heftig zu, faßte Oswald beim Ann, ließ sich seine Ausgabe zeigen und fragte sie in lautem, gereiztein Ton ab.
Es klingelte. Die kleine Marie lief hinzu und öffnete, und Tante Marie, eine Freundin der Familie, kam mit ihrem Arbeitsbeutel, um ein Stündchen zu verplaudern.

Die beiden Frauen Machen über ihre Kinder und Haushaltsangelegenheiten.
„Ein Glück nur, daß Du eine große Tochter zur Hilfe hast," sagte Tante Marie.
Währenddessen hatten sich Margarethe und Gustav ein besonders schönes Spiel eingerichtet. Sie hatten ein Brett vom Fenster aus schräg auf die Diele gelegt, was eine Schlittenbahn vorstellen sollte und rutschten zu ihrem großen Entzücken, aber zum ebenso großen Nachtheil ihrer Sachen beständig darauf herunter. Die bedenklichsten Folgen zeigten sich denn auch nur zu bald, denn Margarethe blieb hängen, stürzte kopfüber in die Stube, fiel sick einen Zahn aus und zerriß ihr Kleid in Fetzen.
Ein förmlicher Aufruhr entstand. Lisa mußte natürlich von ihren Nüchern aufspringen und der Mutter helfen, das blutende Gesicht abzuwaschen, den noch lose hängenden Zahn herauszureißen und das schreiende Kind zu beruhigen. Und dann noch das zerrissene Kleid! Margarethe hatte kein anderes morgen für die Schule. Das aber wieder in Stand zu setzen, würde den ganzen Abend kosten — und dann — fahr' wohl, Geyers Geschichte!
„Ich kümmere mich nicht darum," rief Lisa heftig. „Meinetwegen kannst Dn zerrissen gehen, so viel Du willst — ich habe keine Zeit."
„Liebe Lisa," bat die Mutter wieder iu flehendem Ton, „Du siehst — sämmtliche Strümpfe, Ottos Hosen nun auch noch — ich kann es nicht fertig bringen."
„Otto kann seine Hosen selbst flicken — was gehen sie mich an?"
„Pfui Lisa, daß Du Dich nicht schämst, so unweiblich zu sein," schalt Otto.
„Daß Du Dich nicht schämst, so unmännlich zu sein. Dir nicht selbst helfen zn können," entgegnete Lisa.
„Aber meine liebe Lisa," fiel hier Tante Marie ein, „ich kann mir doch nicht denken, daß Du nicht mit Freuden Deiner Mama helfen solltest. Es ist doch so beglückend für eine erwachsene Tochter, ihrer Mutter eine Stütze sein zu können, nicht wahr?"
„Das finde ich nicht," murmelte Lisa, während sie ihren Nähkorb holte und das Kleid in Angriff nahm. „Mich quält es zu Tode," fügte sie dunrpf hinzu und seufzte.
„Ich habe es Dir immer gesagt, Lisbeth," wandte sich Tante Marie zur Mutter, „Du würdest es noch zu bereuen haben, wenn Du das Mädchen so «erzögst. Ein Mädchen muß früh lernen, nicht für sich, sondern für Andere zu leben — sonst geht es ihr schlecht in der Welt."
„Aber ich will nicht — ich will nicht nur für Andere leben," rief Lisa leidenschaftlich ans. „Ich habe^ es das ganze letzte Jahr gethan und es Hai mich nur bitter gemacht, widerspenstig nnd gereizt. Es ist nicht wahr, daß man besser dadurch würde — im Gegentheil, nur schlechter — ich wenigstens."

„Das ist wirklich wahr," sagte die Mutter leise. „Lisas Natur ist so. Wenn sie in Ruhe gelassen wird und studiren kann, ist sie niein gutes, liebes Kind, das Niemandem etwas in den Weg legt, nichts von Anderen fordert und fleißig und ausdauernd bei der Arbeit ist — ach, es ist ein Jammer, daß sie kein Junge ist, da könnte man sich nur über sie freuen und hoffen, daß etwas Tüchtiges aus ihr werden würde — ich wünschte, Otto hätte nur halb so viel Fleiß — aber so, als Mädchen, wird sie nur wegen ihrer Ausdauer verurtheilt, das arme Kind."

Lisa warf der Mutter einen dankbaren Blick zu.

„Ja, das kann schon sein, meine gute Lisbeth," sagte Tante Marie, „da sie nun aber einmal ein Mädchen ist, muß sie auch als solches erzogen werden."

Lisa schwieg und nähte mit Widermillen den ganzen Abend. Thmnen standen ihr fortwährend in den Augen, aber sie kämpfte dagegen. Sie war aufsässig, das wußte sie, aber sie konnte es nicht ändern — sie wollte nicht einmal anders sein, wollte sich nicht fügen und das werden, was Tante Marie und Andere ein „nettes Mädchen" nannten — ihre Lernbegier unterdrücken, die Hoffnung, etwas Selbständiges zu werden, aufgeben — ihr ganzes Leben damit hinbringen. Anderen zu dienen, wie die Mutter — nein, das wollte sie nicht, das konnte sie nicht. Sie mußte kämpfen, mußte sich zur Wehr setzen. Ginge sie auf Alles ein, worum man sie bat, dann würde sie bald keine Zeit mehr für sich übrig haben, würde ihre Individualität aufgeben müssen und — eine Nähmaschine, eine Stanbbürste — eine Tretmühle werden.

Das war ihr täglicher, quälender Gedanke. Wenn sie nicht das werden könnte, was sie wollte, würde sie weniger als Nichts werden, denn ihre Natur ließ sich nicht in den engbegrenzten Kreis des häuslichen Lebens bannen. Wenn sie nur wenigstens irgend ein Talent hätte, dachte sie — wenn sie spielen, singen, malen oder dichten könnte — da würde man ihr schon gestatten, ihren eigenen Weg zn gehen, denn das Talent resvektirt man ja auch bei Frauen. Aber so, da es sich nur darum handelte, daß sie unglücklich werden würde,, wenn man sie nicht gewähren ließ — ohne daß sie doch die geringste Sicherheit bot, etwas Außerordentliches zu leisten — nun fanden Alle — außer der Mutter, die ja so gut war, — und waren Alle darin einig, es wäre nur Selbstsucht und traurige Verirrung, daß sie sich nicht damit begnügen wollte, zu Hause zu bleiben und der Mutter zu helfen. Wenn aber der Vater die Stelle bekäme, dann hatte er ihr versprochen, fest versprochen, daß sie studiren solle.

Ach, Gott im Himmel, Du, der da weiß, was es für mich bedeuten würde — der Du erkennst, was sonst Niemand begreift, daß es nicht Selbstsucht ist, die mich forttreibt, nein, meine innerste Natur, wie ich untergehe, wenn ich hier bleiben muß — der Du Alles weißt, lieber Gott, Du kannst. Du kannst es nicht zulassen, daß Papa die Stelle nicht bekommt. Du kannst

es Ittcht, denn Du kannst nicht das Unglück Deiner Kinder wollen. Und für mich wäre es ein grenzenloses, furchtbares Unglück! Laß mich ftudiren! Laß Papa die Stelle bekommen! Ich will auch nicht selbstsüchtig werden — will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um tüchtig zu werden und Geld verdienen zu können, damit ich meinen kleinen Geschwistern helfen kann — nur laß mich lernen! Nur befreie mich von den ewigen Flickereien hier und dem Geschrei von allen Seiten um mich her! — Guter Gott — guter Gott!

„Was murmelt nur das Mädchen?" fragte Tante Marie leise die Mutter. „Siehst Du nicht, sie bewegt die ganze Zeit die Lippen und starrt so sonderbar vor sich hin. Weiß Gott, was mit ihr ist, sehr eigenthümlich ist sie."

„Ja — sie ist nicht wie andere Kinder, das ist gewiß. Aber der Grund in ihr ist gut. Der Pfarrer sprach in diesen Tagen mit ihr über das, was sie für sich treibt, und sagte, sie hätte ungewöhnliche Kenntnisse. Es liegt mir schwer auf der Seele, daß mir vielleicht nicht die Mittel haben werden, sie studiren lassen zu können. Ich weiß nicht, was dann aus ihr werden soll — ich fürchte — alles Mögliche — Du weißt, wie es mit der Schwester ihres Vaters ging."

„Die gemüthskrank wurde?"

„Ja. Bei ihr war es freilich aus unglücklicher Liebe. Aber ich glaube, bei Lisa könnte es in diesen, Fall ebenso werden, sie gleicht der Tante sehr."

„Es ist eben schrecklich, daß die Mädchen heutzutage solche Ideen haben," sagte Tante Marie. „Zu unserer Zeit ging es jedenfalls ruhiger zu, da hatte ein Mädchen keinen anderen als Liebeskummer. Das kann man doch noch verstehen — aber das hier."

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, und Frau Hallin stand mit einer Schnelligkeit auf, die man ihr kaum zugetraut hätte, während sie allerlei Gerumpel und Sachen vom Tisch schob.

„Rückt etwas zu, Kinder, damit Platz für Papa wird," sagte sie haftig. „Und wo ist die Zeitung? Lauf schnell in das Magazin, Otto, und bitte darum! Lisa, setze Papas Stuhl her!"

Der Vater kam langsam herein, nickte Frau und Kindern düster zu, reichte der Hausfreundin flüchtig die Hand und fragte sogleich nach der Zeitung.

„Otto ist fort, um sie zu holen ^ er wird gleich wieder hier sein," sagte die Frau mit hastiger, ängstlicher Stimme.

„Ich dächte, es wäre nicht zu viel Rücksicht für mich verlangt, daß sie da sein soll, wenn ich nach Hause komme," brummte der Vater.

Niemand antwortete; gleich darauf kam Otto mit der Zeitung atheml»? herein.

„Es ist doch merkwürdig," wendete er sich heftig an seine Frau, „daß Du die Kinder nicht einmal die kurze Zeit, die ich zu Hause bin, ruhig halten kannst."

Lisa, die dunkelroth geworden war und aufgeregt aussah, seitdem der Vater das Zimmer betreten hatte, murmelte halblaut:
„Aber Papa, das ist doch nicht Bkamas Fehler."
„Was sagst Du — soll ich mich von meinen Kindern zurechtweisen lassen!" fuhr dieser auf.
„Ich kann es nicht ertragen, wenn Du ungerecht gegen Mama bist!" antwortete Lisa mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen, während sie au dem zerrissenen Stückchen krampfhaft weiter nähte, ohne zu sehen, was sie machte.
Der Vater drehte sich, mit den, Stuhl schaukelnd, um und wandte sich an Tante Marie.
„Da hören Sie, meine gute Tante Marie, wie wir unsere Kinder erziehen," sagte er mit gezwungenem Lachen. „Das sind die Grundsätze meiner Frau — Mädchen sollen selbständig werden und wissen, was sie wollen, pflegt sie zu sagen. Daß Gott erbarm, was für Hausfrauen soll diese Sorte von Mädchen geben!"
„Ich will gar keine Hausfrau werden," murmelte Lisa.
Otto brach in Gelächter aus.
„Es kommt auch Keiner, der Dich haben will. Du kannst ruhig sein."
Der Vater fuhr vom Stuhl auf, ergriff ihn mit seiner starken Hand, hob ihn hoch auf und stieß ihn heftig nieder, mährend seine Augen rollten und sein Gesicht zuckte.
„Kann ich in meinem Hause keinen Frieden haben!" schrie er in einer Wut!), die in keinem Verhältnis; zur Veranlassung stand. „Ich kann nicht das Zimmer betreten, ohne Zank und Geschrei zu hören — das halte ich nicht aus, Ihr macht mich toll!"
Er ging mit großen Schritten durch die Stube, riß die Schlafzimmerthür auf und schloß sich ein.
Seine Frau und Tante Marie sahen einander an, die Kinder waren todtenstill geworden.
Mehrere Minuten dauerte das Schweigen, dann brach Frau HMin in Thränen aus, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und rief: „Ach Gott, habe Erbarmen mit uns!"
Lisa war aufgesprungen und stand hinter der Mutter, die Hand auf ihrer Stuhllehne; sie sah leichenblaß aus und hatte kleine Falten um die kurzsichtigen, immer etwas matt aussehenden Augen. Die anderen Kinder sahen oder standen schweigend in stummer Angst, wie sie die Familie zusammentreibt, wenn ein schweres Unwetter über ihre Häupter dahinrast und der Blitz das schützende Dach zu vernichten droht.
Aber die Mutter, immer von Anderen, auf die sie Rücksicht zu nehmen hatte, umgeben, mar an Selbstbeherrschung gewöhnt und ließ nur selten ihren Gefühlen freien Lauf; sie raffte sich auch jetzt gewaltsam auf und sagte halblaut zu Tante Marie: „Bekommt er die Stelle nicht, sind wir verloren. Er kann es nicht länger ertragen — er steht am Rande des"

^isa hörte die Tante antworten: „Ja, wenn es in der Familie liegt, dann" — und im nächsten Augenblick siel sie der Mutter schluchzend um den Hals: „Mama, Mama, Gott wird uns erhören. Es kann nicht anders sein — es kann nicht. Ich werde ihn bitten, nicht nur meinetwegen, wie ich vorhin that, sondern Papas und Deinetwegen — so daß es nicht anders kommen kann. Ich war bisher so greulich, so egoistisch, habe nur an mich gedacht, jetzt aber begreife ich Alles, und nun weist ich erst, wie ich beten muß." Sie schlang ihre Arme nochmals fest um den Hals der Mutter, küßte sie mehrere Male auf die Stirn und stufte dann fort in ihr dunkles Schlafzimmer.

„Du siehst, daß sie nicht ohne Herz ist," sagte die Mutter, gerührt und getröstet durch den ungewohnten Gefühlsausbruch ihrer Tochter.

„Ja, das ist wahr, und es freut mich, Zeuge davon gewesen zu sein," erwiderte Tante Marie. „Wir wollen Alle Gott bitten, daß er Eure Hoffnungen erfüllen möge, meine liebe Lisbeth, Du wirst sehen, er erhört nns gewiß."

Damit sagte sie gute Nacht nnd ging fort.

Gleich darauf kam der Vater wieder herein. Er bereute offenbar, sich vorhin so vergessen zu haben, und sprach freundlich zu Frau und Kindern. Aber sein Gesicht zeigte noch immer den angstvollen, verzweifelten Ausdruck, und das Aufgeregte und Hastige seines Wesens verriet!) nur zu deutlich, daß der gewaltsame Ausbruch sein ganzes Nervensystem erschüttert hatte.

„Weißt Du, wie viel Mitbewerber ich habe?" sagte er plötzlich zu seiner Frau.

„Nein -^ hast Du es jetzt erfahren?"

„Nur neunnndzwanzig," erwiderte er bitter.

Das hörte Lisa, als sie eben aus ihrem Zimmer heraustrat. Voll frohester Gewißheit war sie von ihrem Gebet aufgestanden; Gott würde sie erhören, es war nicht anders möglich. Und null traf sie diese Nachricht wie ein unerwarteter Donnerschlag. Dreißig Bewerber! Und unter diesen Dreißig waren sicher noch Viele, die wie sie Gott auf den Knieen gebeten hatten, er nlöge doch gerade ihnen helfen ^ die also Gott gebeten hatten, ihre eigene Hoffnung nicht zu erfüllen. Weit umher im Land, in vielen Häusern saßen Frauen, Töchter oder Mütter und dachten, wie sie gedacht hatte, Gott könne nicht anders, als Mitleid mit ihrer Noth baben, und müsse gerade ihr Gebet erhören. Sie Alle waren ihre Feinde, die nicht danach fragten, ob sie unglücklich würde, wenn nur ihr eigener Wunsch in Erfüllung ginge. Aber hatte sie nicht jetzt dasselbe gethan?

Und wie sie soeben noch tiefe Beschämung über ihre Selbstsucht empfuudeu, die ganze Angelegenheit nur von ihrem eigenen, persönlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, ohne dabei au ihre Eltern gedacht zu haben, so sah sie dieselbe plötzlich in noch schärferem Licht und fühlte ihr Herz sich in hilfloser Unklarheit vor der Frage zusammenziehen: „Hat man das Recht, Gott um

Ums Brst.
2S7
etwas zu bitten, das zum eigenen Vortheil, Anderen aber zum Kummer gereicht?"
Und hinter dieser Frage tauchte in dunklen, unbestimmten Umrissen eine andere, noch tiefer greifende und erschreckendere auf: „Giebt es überhaupt (Wck, wenn es nur auf Kosten Anderer erreichbar ist?"

II.

Hilm» Stenberg erwartete ihren Bräutigam. Jeden Augenblick wähnend, der Wagen müsse vorfahren, da der Zug um drei Uhr angekommen war, lief sie unruhig von einem Fenster zum anderen, um zu sehen, von welchem aus sie die Allee am besten überblicken könnte.

Volle vierzehn Tage mar er nicht bei ihr gewesen — zweimal hatte er seinen versprochenen Besuch wieder abgesagt. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihn jetzt recht oft etwas abhielt, zu ihr zu kommen — aber so tief es sie auch schmerzte, bemühte sie sich doch ängstlich, die Anderen nichts merken zu lassen. Als die Schwestern sie neckten, daß sie den Wagen viel zu früh erwartete, versicherte sie, es märe ihr gleichgiltig, ob ihr Verlobter mit käme oder nicht — hätte er keine Lust, dann möchte er es bleiben lassen, darum betteln würde sie sicher nicht.

Und doch hatte sie gebettelt, doch hatte sie ihn beschworen, gerade in diesen Tagen der Entscheidung wegen der erhofften Stelle bei ihr zu sein. Sie fühlte in ihrer grenzenlosen Spannung und Unruhe, daß sie seiner mehr denn je bedurfte und hatte vor den Folgen, wenn er die Stelle nicht bekäme, größere Angst, als sie sich selbst eingestehen mochte. Sie waren schon vier Jahre verlobt, und ihr Vater fing an, ungeduldig zu werden; er fand, daß Fredrik, wenn wirklich etwas an ihm wäre, endlich im Stande sein müßte, so viel zu verdienen, um eine Frau ernähren zu können. Er selbst, ein alter Mlitär, hatte sich durch die Pachtung eines Gutes und durch angestrengte Arbeit zu einein gewissen Wohlstand emporgearbeitet. Wohlwollend von Natur, war er auch ein liebevoller Vater, konnte aber durch sein etwas derbes Wesen zuweilen verletzen. Das trat besonders Fredrik gegenüber hervor, und Aeußerungen wie „ein junger Mann mit zwei gesunden Armen müßte sich durch die Welt schlagen können", verletzten diesen um so tiefer, je ungerechter sie waren. Denn er war wirklich tüchtig und strebsam und litt am meisten darunter, noch nicht so viel erreicht zu haben, daß er seiner Braut ein eigenes Heim hätte bieten können. Dann wurde er oft gegen Hilm« gereizt, so unschuldig diese auch an ihres Vaters Rücksichtslosigkeit mar, und ließ sich hinreißen, ihr harte Worte zu sagen: er wolle ihr ihre Freiheit wiedergeben, wenn es ihre Familie wünsche, denn er hätte nicht Lust, sich wie einen untüchtigen Menschen behandeln zu lassen, nur weil die Zeiten schlecht mären, und ginge es auf keine andere Weise, so scheue er auch nicht davor zurück, nach Amerika auszuwandern, um zu zeigen, daß er Manns genug wäre, sich durchzuschlagen, wenn sich nur eine Möglichkeit böte.

Aber Amerika war ihr Schrecken. Theils konnte sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, von den Ihrigen so weit wegzukommen, theils sagte ihr auch ein dunkles Gefühl, daß dieses Sprechen von Amerika eine Bedrohung ihrer Liebe bedeute — daß er nicht hinwolle, um sie mitzunehmen, sondern um sie zu verlassen. Denn nur wenn er gereizt gegen sie war, sprach er davon und dann niemals von einer geineinsamen Zukunft für sie Beide. Doch wenn er jetzt die Jnspektorstelle an der kleinen Fabrik bekäme, würde Alles gut werden. Die kleinen Zwistigkeiten — leider nicht immer klein — welche zuweilen zwischen ihnen vorkamen, hatten ja ihren Grund nur in dein drückenden Zustande der langen Verlobungszeit und der Einmischung ihrer Familie in ihr Verhältnis;, das war ihre feste Ueberzeugung. Wären sie nur erst in ihrer eigenen Häuslichkeit nnd allein, würden sie sich sicher nie mehr veruneinigen. Er würde nicht mehr so reizbar und heftig wie jetzt sein, wo er in Allem einen Vorwurf sah oder eine Anspielung daraus, daß er noch nichts erreicht habe, argwöhnte — und sie nicht niehr so empfindlich und sentimental, wie sie sich wohl bewußt mar, in der langen Verlobungszeit allmählich geworden zu sein — voller Einbildungen, er liebe sie nicht mehr so wie früher und denke im Stillen daran, sie zu verlassen. Nein, märe sie nur erst seine Frau, wollte sie schon ruhig und verständig sein. Und würde er jetzt Inspektor in Nyfors, dann würden sie nahe Nachbarn der Eltern. Wie reizend, in das alte Heim als junge Frau 'zu kommen und Eltem und Geschwister bei sich zu sehen! Ach, wie glücklich, wie glücklich würde das werden! Bekäme er nur die Stelle!

Währenddessen saß der Bräutigam in dem kleinen Einspänner, den ihm die Schwiegereltern entgegengeschickt hatten und näherte sich dem Gute in derselben unbehaglichen Stimmung, die sich in letzter Zeit immer seiner bemächtigte, wenn er zu seiner Braut reiste. Er fühlte sich nicht mehr heimisch in ihrer Familie — die Schwiegereltern waren, als sie sahen, daß es mit der schönen, ihm vor ein paar Jahren allgemein prophezeiten Zukunft noch innner nichts werden wollte, allmählich weniger rücksichtsvoll gegen ihn geworden und schienen ihn besonders jetzt kaum noch zu beachten, wo Hilmas jüngere Schwester eine bedeutend bessere Partie machte. Die neunzehnjährige Annie hatte sich mit einem jungen Bezirksrichter verlobt, der ein gesuchtes Advokatenbureau und schon eine elegante Häuslichkeit hatte, so daß er eine Woche nach der Verlobung Heirathen wollte. Nur mit größter Vlühe hatte ihn Frau Stenberg überreden können, so lange wenigstens zu marteu, bis Annies Aussteuer fertig märe. Nun war das ganze Haus voll davon, auf allen Stühlen sah man Leinwand und Möbelstoffe liegen, die Zeichnung der Wohnung wurde wieder und wieder studirt und immer von Neuem darüber gesprochen, wie schön und prächtig Alles werden würde. Hilm«, die den ganzen Tag für ihre Schwester nähte, statt an ihre eigene Aussteuer denken zu können, wurde infolge dessen so nervös, daß man kaum mit ihr sprechen konnte, ohne eine Scene oder einen Thrünenstrom heraufzubeschwören.

Ums Vi«t. 25Z
Das thctt ihm weh, jede ihrer Thriinen war ihm ein Vorwurf —
Alles, Alles im Hause empfand er als solchen — und doch war er schuld-
los, er hatte sich ja auf jede erdenkliche Weise angestrengt, eine Stelle zu
bekommen, aber nichts war ihm geglückt. Wie vielen seiner Berufsgenossen
sogar alteren Leuten und Familienvätern, die außerordentlich tüchtig und ge-
schickt waren, ging es ebenso. Aber was war zu machen, wenn Alles dar-
niederlag und Niemand sein Geld riskiren wollte. So reifte in ihm mehr
und mehr der schon lange heimlich genährte Plan, wenn er auch diese Stelle
nicht bekommen sollte, sich nicht länger der demüthigenden Behandlung aus-
zusetzen, sondern — Hilma ihre Freiheit zurückzugeben und selbst nach
Amerika zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Anfangs würde sie
freilich außer sich sein, aber auch für sie wäre es schließlich besser so, als
dieses ewige Warten — vielleicht fände sie einen anderen Mann, der eher
für sie sorgen könnte, ebenso wie Annie.
Mit diesen Gedanken fuhr er in die Allee ein und begrüßte infolge
dessen seine Braut, die zu ihm auf den kleinen Wagen gesprungen kam, mit
finsterem, verschlossenem Gesicht.
„Geliebter Fred — wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Denke doch,
daß ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen habe! Annies Bräutigam mar
währenddessen drei Mal hier und kommt auch morgen wieder."
„So, auch morgen wieder? Dann gehe ich meiner Wege."
„Aber Fred, was sagst Du da? Du solltest ja doch die ganze Woche
hier bleiben, um die Entscheidung wegen der Stelle abzuwarten."
„Nicht mit ihm zusammen. Mußte er denn gerade in diesen Tagen
hier ftin? Konntest Du das nicht anders einrichten?"
„Aber süßer Fred, glaubst Du denn, ich hätte das ändern können?
Er ist ja so in sie verliebt, daß er es kaum einen Tag ohne sie aushält —
übrigens wäre es für Dich ganz nützlich, wenn Du Dir ein Beispiel daran
nähmst."
„Ach so — das konnte ich mir denken. Auf solche Weise anzufangeu,
ist gerade die richtige Art, mir's bier behaglich zn machen."
„Ich glaube. Du bist heute schlechter Laune. So ist Oskar nie — der
fährt seine kleine Braut nicht so an."
„Ja, ich beklage aufs Tiefste, daß Du nicht Oskar bekommen hast."
„Na, na, Fred, sei nicht albern. Du hast ja Deine kleine Missa noch
nicht einmal umarmt."
Sie schlug mit Vorliebe diesen naiven Ton an, der ihn im Anfang
ihrer Verlobungszeit so entzückt hatte, ihn jetzt aber förmlich folterte.
Der Wagen hielt an der Treppe. Fred in ein kleines Zimmer ziehend,
hoffte sie, ein paar Augenblicke mit ihm allein sein zu können, aber sie
wurden gleich von den Geschwistern umschwärmt, und kurz darauf ertönte die
Mttagsglocke.

„Nun, wie steht es," frug Capitain Stenberg bei Tisch, „hast Du viele Mitbewerber?"
„Ja, mir sind zusammen dreißig."
„Alle tausend! Und sind Gefährliche darunter?"
„Ja, ein paar außerordentlich Tüchtige. Unter Anderen ein älterer Mann, der selbst Jahre lang Besitzer einer Fabrik war. Er hat eine große Familie und ist äußerst bedürftig, weshalb sich Viele für ihn interessiren."
Hilma sah mit einem fast flehenden Blick auf.
„Ach, so nöthig wie wir, braucht er es gewiß nicht — für ihn wird es sich dabei nicht um Alles handeln wie bei uns."
„Schwatz keine Dummheiten, mein Kind!" fuhr der Capitain auf, „Was soll das heißen, daß es sich bei Dir um Alles handelte? Bist Du heirathskrank? Du hast doch eine schöne Heimat, und Niemand wünscht Dich fort von hier. M Gegentheil, Mama braucht Dich jetzt doppelt nöthig zu Hause, wo Annie sich verheirathet. Und seid Ihr nun vier Jahre verlobt gewesen — könnt Ihr es gern noch länger sein — das thut nichts, man muß es nur gewohnt werden."
Fredrik fühlte sich schon beleidigt.
„Nicht Alle sind so glücklich, gerade den Beruf gewählt zu haben, der in schlechten Zeiten der vortheilhafteste ist," sagte er.
„Weißt Du was, mein Junge, ich glaube, man spricht oft zu viel von den schlechten Zeiten. Ich habe so lange gelebt und gute und schlechte durchgemacht, aber ich habe immer gefunden, daß ein tüchtiger Mann sich durchschlägt."
Hilma blickte erschrocken nach ihrem Bräutigam hin, dessen Gesicht sici, Verfinsterte.
„Darin hast Du Recht, Vater," erwiderte er. „Deshalb lege ich gar keinen großen Werth auf diese Stelle. Man ist ja nicht an Schweden allein gebunden — die ganze Welt steht einem offen, wenn man jung ist und etwas Tüchtiges gelernt hat."
„Ja, wenn man allein steht, mag das der Fall sein. Hat man aber ein Mädchen an sich gefesselt, muß nian's hübsch bleiben lassen, auf unsichere Abenteuer auszugehen.
„Ich meine, man nimmt das Brot da, wo man es findet."
„Spricht er wieder von Amerika?" wandte sich die Mutter ängstlich an Hilma.
„Ja, ich fürchte es," erwiderte diese leise, „aber das ist nur die Folge davon, daß Papa ihn immer reizt."
„So schlecht ist es wohl noch nicht bei uns bestellt," fiel der Capitain mit lauter Stimme ein, „daß unsere jungen, tüchtigen Leute auswandern müßten, um ihr Brod zu finden. Ich habe kein Verständnis; für das feige Aufgeben unseres Landes, sobald sich einem Schwierigkeiten entgegenstellen.

Mancher tüchtige Meusch des alten Schwedens hat eine harte Brodrinde in seinen: Vaterlande einem behäbigen Auskommen in der Fremde vorgezogen."
„Das klingt sehr schön," fuhr Fredrik, immer heftiger werdend, auf.
„Aber man kann auch Lust zum Ausmandern bekommen, ohne es zu brauchen. Wenn man z. B. Neigung hätte, den engen Verhältnissen zu entfliehen. Neues kennen zu lernen und sich in seinem Beruf weiter, als hier möglich ist, auszubilden."
„Beim Himmel, niein Junge, ich glaube. Dir liegt gar nichts daran, die Stelle zu bekommen. Dann zieh' um Alles in der Welt Deine Bewerbung zurück und gieb Hilma ihren Ring wieder."
„Papa!" schrie diese, dunkelroth im Gesicht, und stürzte vom Tisch fort.
„An mich mußt Du Dich nickt wenden, liebe Tochter. Ich würde ihm gern die Stelle geben, wenn es von mir abhinge — wenn er sie aber selbst nicht will! Nur hättest Dil Dir das früher überlegen sollen, ehe Du Dich verlobtest, mein lieber Fredrik."
„Ich habe ja nicht gesagt, daß ich sie nicht wollte, ich habe nur gesagt, daß, wenn es keinen andern Ausweg gäbe —"
Hilma mar nicht fähig, sich wieder an den Tisch zu setzen, sie ging meinend hinaus. Fredrik machte keinen Versuch, sie aufzuhalten — er fühlte sich durch die Blicke der Anderen, besonders Annies bedrückt, die halb vorwurfsvoll, halb triumphirend zu sagen schienen: die arme Hilma hat ja einen liebenswürdigen Bräutigam; da ist mein Oskar doch anders . . .
Der Nest der Mahlzeit wurde unter verstimmtem Schweigen eingenommen. Fredrik graute es, zu Hilm« zu gehen, so lange sie noch in ihrem Zimmer lag und meinte. Er hatte förmliche Angst vor diesen Scenen, denn er wußte, sie würde ihn bis aufs Blut quälen; die Cigarre wollte ihm nicht schmecken, der Kaffee war schlecht ^ und nun wollte auch uoch Annie eine Stickerei bewundert haben.
Frau Stenberg, die hinausgegangen mar, um nach ihrer Tochter zu sehen, kam wieder herein.
„Geh doch zu Hilma," sagte sie. „Sie hat so geweint, daß sie förmliche Nervenzuckungen bekommen hat."
Er stand auf, ging mit großen Schritten durch das Zimmer uud riß die Thür zu Hilmas Zimmer auf.
Ihr Schluchzen nahm merklich zu, als er sich näherte.
„Wenn du dich so beträgst, Hilma, bringst du mich wirklich dahin zu wünschen, ich möchte die Stelle nicht bekommen."
„Fred!" — Sie fuhr aus ihrer zusammengekrümmt«« Stellung auf und unterdrückte das Schluchzen. „Was meinst du damit?"
„Deine Laune ist ja in letzter Zeit unerträglich geworden. Was habe ich denn verbrochen, um diesen neuen Auftritt hervorzurufen?"
„Du sprichst, als ob du wünschtest, von mir fort zu kommen," schluchzte sie, während sie ihn umschlang.

„Warum faßt Du auch Alles so auf? Du weißt doch, daß Amerika ein altes Luftschloß von mir ist, daß ich daran dachte, schon ehe ich Dich kannte."
„Ja, aber Du gabst es meinetwegen auf. Und nun, wo wir endlich an dem so lange ersehnten Ziel stehen, kommst Du doch wieder damit. Muß ich nicht denken, daß Du mich nicht mehr liebst — daß ich nicht mehr Deine kleine Miss«, Dein Herzblättchen, Dein Sonnenstrahl bin?"
Sie legte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte ihm, zu ihm aufblickend, alle diese Zärtlichkeitsnamen zu.
Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust. Diese kindlich naiven Namen, die er ihr selbst in der Zeit ihrer ersten Liebe gegeben, riefen in seinem Herzen keinen Widerhall mehr nach. Einst — ach ja — wie glücklich hatte es ihn da gemacht, sie von ihren Lippen zu hören — wie hatte damals Alles daranf geantwortet, was Zartes und Hingebendes in seinem Herzen lebte!
Warum war das jetzt so ganz anders geworden? Lag es an ihm? War seine Natur so treulos, daß ihn: das gleichgiltig werden konnte, was ihm einst das Theuerste gewesen? Oder hatte er sich in seiner Braut getäuscht? Nein, ihr konnte er nichts vorwerfen. Sie liebte ihn heute noch ebenso treu und hingebend wie am ersten Tag, und hatte er auch im Laufe der Jahre manche Mängel und Schwächen an ihr entdeckt, so war das doch kein Grund, ihr gegenüber kühl zu werden. Welches Recht hatte er, zu beanspruchen, sie sollte ein Muster von Vollkommenheit sein? Sie war ein einfaches, natürliches, warmherziges Mädchen, deren ganzes Herz ihm gehörte — was konnte er mehr verlangen?
Aber der Zauber, den ihr Wesen früher auf ihn ausgeübt hatte, mar verschwunden, verschwunden während der langen Verlobungszeit. Das schönste Glück war verloren, weil er sie nicht damals, als ihre Liebe neu, jung und voller Verheißung war, in die eigene Häuslichkeit führen durfte. Nun war die Zeit der ersten Blüthe vorüber, es war Herbst geworden, ohne Sommer gewesen zu sein. Und deshalb hatte die Erreichung des Jahre lang erstrebten Zieles jetzt nicht mehr den Werth für ihn wie früher.
Das Alles konnte er ihr nicht sagen. Er würde ihr nur tiefstes Weh verursacht haben, ohne dadurch etwas zu bessern. Jetzt war es allerdings das Richtigste, sich die Stelle zu wünschen, denn diese Art Zusammenleben länger fort zu führen, war auf die Dauer unmöglich
„Laß uns etwas an die Luft gehen," sagte er. „Du darfst Dich den Gemüthsbewegungen nicht so hingeben — Du schadest Dir nur dadurch und quälst uns Beide."
„Ja, ja, ich will Alles thun, was Du willst. Aber sag' mir nur, daß Du Deine kleine Miss» noch ebenso innig liebst wie früher, und daß Du glücklich, wirklich glücklich bist, wenn Du die Stelle bekommst."
Er antwortete ihr mit einem Kuß, um nichts sagen zu müssen, und sie gingen hinaus in den Garten. Bei der Unterhaltung gab er sich die größte

Mühe, von möglichst neutralen Stoffen zu sprechen, von Wetter und Wind, wie unangenehm es wäre, daß es dies Jahr gar nicht schneien wollte, von seinen Arbeiten in der Werkstatt, von Politik — mar es aber sonst schon vergebliches Bemühen gewesen, sie für andere als rein persönliche Verhaltnisse zu interessiren, heute ging es weniger denn je.

„Höre — kannst Du mir keine Zeichnung von dem Hause von Nyfors verschaffen?" schnitt sie seine Bemerkung über den Ausfall der diesjährigen Ernte ab. „Ich möchte mir so gern ein Bild unserer zukünftigen Häuslichkeit machen können."

„Wie, sich hineindenken, ehe man überhaupt weiß, ob etwas daraus wird, das wäre gerade das Richtige! Ich bitte Dich inständig, wiege Dich nicht in solche Sicherheit ein. Du bringst mich mit diesen Reden zur Verzweiflung."

„Aber Du mußt die Stelle bekommen," erwiderte sie und hängte sich schwer an seinen Arm. „Du mußt, sonst kann ich es nicht mehr ertragen."

„Was willst Du damit sagen? Das, was ertragen werden muß, kann man auch ertragen."

„Oder auch nicht — das ist auch schon da gewesen. Ich kann dieses Leben nicht länger ertragen, es bringt mich um."

In ihrer Stimme lag eine Leidenschaft, die ihn überraschte. Der Gedanke durchzuckte ihn, ihre vielen hysterischen Anfälle möchten einen tieferen Grund haben, als er geglaubt hatte.

„Dieses ewige Warten und Sehnen," fuhr sie fort, „diese immer erneuten Trennungen —dieses Dazwischentreten Dritter, diese beständige Spannung ohne Befriedigung! Ich fühle, wie das an mir zehrt. Du weißt selbst, wie rund und blühend ich damals war, als Du mich kennen lerntest. Wie sehe ich jetzt dagegen aus, blaß und abgezehrt, daß ich mich vor mir selbst schäme."

„Dafür kann ich doch nichts," fuhr er hastig auf. „Ich habe doch Alles gethan, was in meinen Kräften stand — wenn aber nichts glückt, dann -—"

„Es wird glücken," unterbrach sie ihn. „Ach, wenn Du wüßtest —", sie erröthete.

„Was?"

„Wie ich Gott gebeten habe, daß Tu die Stelle bekommen möchtest. Ich habe nie geglaubt, daß ich so bitten könnte — daß das Gebet eine solche Kraft haben könnte — ich habe die Nächte hindurch mach gelegen und Stunden lang gebetet, bis ich fühlte, daß mir Gott antwortete. Ja, ich versichere Dich, Du bekommst die Stelle."

„Du ruinirst Dich mit diesen eraltirten Einbildungen," sagte er ohne sie anzusehen, von ihren Worten sichtlich unangenehm berührt. —

Den anderen Tag kam der Bezirksrichter, und er und Annie waren so auffallend in ihrer Verliebtheit, ihre Umarmungen und Zärtlichkeiten waren so unangenehm und peinlich für Andere, daß ihnen Alle aus dem Wege

gingen. Das übte auf Hilmas Stimmung immer eine besonders schlechte Wirkung aus.
„Du siehst, wie verliebt er ist," konnte sie dann nicht unterdrücken zu sagen. „Ganz anders wie Du — aber anfangs warst Du ebenso."
„Aber liebes Kind, das ist doch natürlich. Glaubst Du, daß Jemand vier Jahre lang so sein könnte?"
„Warum nicht? Wenn Du mich nur noch ebenso liebtest wie damals. Wer das thust Du nicht mehr, daran liegt es. Kannst Du es leilgnen?"
„Quäle mich nicht immer mit solchen Fragen!"
„Warum sollte es Dich quälen, wenn Du mir nur der Wahrheit gemäß antworten könntest, daß Du mich noch ebenso liebst wie früher? Glaubst Du, daß es Oskar quält, wenn Annie ihn täglich fragt: ‚liebst Du mich noch ebenso wie gesternt — Im Gegentheil, es entzückt ihn, und er antwortet: ‚mehr, heute mehr wie gestern/"
„Wenn Du so fortfährst, bringst Du mich dahin. Dir zu antworten: ‚weniger, mit jedem neuen Tag weniger/"
Aber er bereute das Wort, sobald er es ausgesprochen halte, denn sie sing wieder an zu weinen, und er mußte sie trösten.
Die Luft war mit Zündstoff angefüllt und der Zwist brach bei jeder Veranlassung aus. —
An dem Tage, an welchem die Entscheidung wegen der Stelle erfolgen sollte, war Fredrik so nervös, daß man kaum mit ihm sprechen konnte, Oskar und Annie aber besonders auffallend in ihrem Wesen. Ihr Glück, ihre Verliebtheit, ihre schöne Einrichtung — Alles hatte etwas Berauschendes, und Hilma konnte der Versuchung nicht widerstehen, abermals von ihrer eigenen, zukünftigen Wohnung in Nvfors anzufangen. Mehr bedurfte es nicht. Fredrik fuhr auf wie von der Tarantel gestochen.
„Wenn hiervon gesprochen werden soll, gehe ich," sagte er.
„Aber Fred, ich verstehe Dich wirklich nicht. Es ist doch gerade, als ob Du nicht das geringste Interesse für unser zukünftiges Heim hättest."
Aber Fredrik war schon fort, noch ehe sie den Satz vollendet hatte.
Annie warf ihrem Bräutigam einen vielsagenden Blick zu, der voller Theilnahme für die arme Hilma war, die Mutter aber faßte die Sache anders auf.
„Du bist wirklich nicht rücksichtsvoll geuug gegen ihn, mein liebes Kind," sagte sie. „Dil mußt doch fühlen, daß es ihm unangenehm sein muß, aus solche Einzelheiten einzugehen, ehe er weiß, ob er die Stelle bekommt. Und das gerade in der Gegenwart von Oskar und Annie, bei denen Alles scholl fertig ist."
Ja, das sah Hilma ein und war augenblicklich bereit, ihren Bräutigam um Verzeihung zu bitten. Sie suchte ihn im ganzen Hause, ohne ihn finden zu können. Er schien ausgegangen zu sein. Bei dein greulichen Wetter und so spät gegen Abend!

Aber es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte seiner habhaft werden. In Gummistiefeln und langem Mantel und hoch aufgeschürzt, lief sie ihm mit großen Schritten nach — es war so naß, daß es um ihre Füße platschte. Der anhaltende Regen dieses Herbstes hatte die Wege fast ungangbar gemacht — die Luft war feucht und dick, der graue Himmel lag schwer wie ein niedriges Hüttendach über der Gegend, und man hatte schon den ganzen Tag das Gefühl gehabt, daß die Dunkelheit hereinbrechen würde. Jetzt war es wirklich Dämmerstunde, unmittelbar nach Sonnenuntergang. Aber die Sonne hatte seit Wochen nicht geschienen, und ihr Untergang machte sich nur durch empfindliche kältere Feuchtigkeit benterkbar — eine unangenehmere Stimmung für eine Versöhnungsscene mar nicht denkbar.

Hilm« erschien sich selbst in ihrem Radmantel und den großen Ueberschuhen, welche bei jedem Schritt im Lehmboden stecken blieben, ebenso unschön und unsympathisch, wie die 'Natur es in diesem Augenblick war — und ein beklemmendes Gefühl sagte ihr, daß ihre Annäherung unter diesen Verhältnissen nur einen neuen Mißerfolg Fredrik gegenüber bedeuten würde. Aber sie lief ihm dennoch nach, bis sie ihn in der Allee auf einein ziemlich trockenen Seitenweg fand, wo er ans und ab ging.

Das Gesicht, womit er sie empfing, war unglückverheißend.

„ztann man keinen Augenblick allein sein?" fuhr er sie an.

„Aber Fred — flüchtest Du vor mir? Ich dachte, Du wolltest nur mit den Anderen jetzt nicht zusammen sein — aber mit mir, die bald Deine kleine Frau werden und immer bei Dir sein soll!"

„Verzeih mir, meine arme Hilm« — ich weiß, daß ich Dich quäle, aber ich kann nicht anders. Ich bin so nervös in diesen Tagen — wenn Du mich nur etwas in Ruhe lassen wolltest — mich nicht beständig aufregen und peinigen."

„Gewiß will ich das, geliebter Fredrik. Ich thue ja Alles, was ick) kann, um Dich aufzuheitern. Glaubst Du, daß es augenehm für mich ist. Dich so zu sehen? Ich leide meiner Treu mehr darunter, als Du ahnst."

Sie steckte ihren Arm in den seinen und versuchte, mit ihm Schritt m halten, aber er stürmte so vorwärts, daß einer ihrer Ueberschuhe im Lehm stecken blieb.

‚Mnnst Du nicht etwas langsamer und netter gehen, so wie damals, als wir probirten, wie wir zusammen durchs Leben gehen würden! Ach Fred, wie warst Du da einzig gut! Da fuhrst Du mich nicht so an wie jetzt."

„Nennst Du das, mich in Ruhe lassen?"

„Kann es Dich aufregen, wenn ich Dich daran erinnere, wie glücklich mir waren? Wenn Du jetzt nur die Stelle bekommst, wirst Du sehen, daß wir es ebenso wieder werden."

„Du hast ein besonderes Talent, immer mit dem zu kommen, was im Augenblick das denkbar Unpassendste ist," fuhr er auf.

„Ach so, nun fängst Du schon wieder an zu zanken. Und Du verlangst, ich soll ruhig sein, wenn Du förmlich nach Dingen suchst, mich zu kränken!"
„Wenn Dich die Wahrheit kränkt, dann veranlasse mich nicht zum Sprechen."
„Du brauchst gar nicht zu sprechen — Du kannst ganz stumm bleiben, wenn Du willst. Sag' mir nur das Eine: liebst Du mich jetzt weniger als im Anfang?"
„Ach, ach, ach!" jammerte er förmlich. „Immer dieses ewige Rühren an die Gefühle — siehst Du nicht, daß Du Dich, wie ein ungeschickter i'iärtner, selbst schneidest? Denke, Du hättest eine zarte, empfindliche Pflanze in einen Blumentvpf gesetzt und rissest sie jeden Tag mit der Wurzel heraus, um zu sehen, ob sie auch wüchse."
„Das Gleichnis; paszt nicht. Unsere Liebe dürfte keine zarte Pflanze mehr sein — die ist ja seit vier Jahren festgewurzelt und gewachsen."
„Nun, empfindlich aber doch — das kann sie dennoch sein, auch wenn sie nicht so zart ist — sagen wir also statt dessen, eine Pflanze, die zu verwelken droht ^ reifst Du die mit der Wurzel heraus, um zu sehen, was ihr fehlt? Suchst Du sie nicht vielmehr zu hegen und zu pflegen und vor jeder unsanften Berührung zu schützen — weißt Du nicht, daß zu viel Wärme und zu viel Wasser sie völlig vernichten können —"
„Meinst Du damit, daß Deine Liebe eine solche hinwelkende Pflanze ist? Fred, meinst Du also wirklich, daß Du mich nicht mehr wie früher liebst?"
„Du begnügst Dich wahrhaftig nicht damit, die Pflanze herauszureißen — Du schneidest sogar noch mit dem Messer hinein, um zu sehen, ob sie lebt!" rief er außer sich.
„Nein, Fred — aber Du mußt wirklich darüber nachdenken — ich muß es wissen — liebst Du mich auch nur den kleinsten Gran weniger als damals, da wir uns verlobten?"
„Begreifst Du nicht, daß Du Dich lieber in die Zunge beißen solltest, als mit einer solchen Frage gerade jetzt kommen —?"
„Warum das? Wenn Du ein reines Gewissen hast, kannst Du diese Frage zu jeder Zeit beantworten."
„Und wenn ich kein — reines Gewissen habe, wie Du es nennst — wenn ich gerade jetzt Deine Frage nicht so beantworten kann, wie Du wünschest?"
Das sagte er gespannt, forschend, während er ihren Ann losließ und sie ansah.
„Du liebst mich weniger als sonst? Du liebst mich nicht mehr? Ach Gott!"
Sie schlug die Hände vor das Gesicht und lief die Allee entlang dem Hause zu.

Er stand da und sah ihr nach, wie der große Mantel plump und unschön um sie flog und der Schmutz an den Ueberschuhen aufspritzte. Und init Bitterkeit dachte er daran, daß das der Hafen wäre, nach welchem seine schwärmerischen Jugendträume sich gesehnt hatten — nach einer vierjährigen Verlobungszeit, wo er möglicherweise an der Pforte seines eigenen Heims mit ihr stand, die einst für ihn der Inbegriff alles Lenzartigen und Schönen, Feinen und Entzückenden gewesen war.

Zu Hause angekommen, warf sich Hilm« bei der Mutter auf das Bett und schluchzte so, daß sie förmlich schrie. Das ganze Haus hörte es, Oskar und Annie kamen auch herein, schließlich sogar der Capitain.

„Was ist denn nun wieder los? Nein, das muß ein Ende haben. Wenn Fredrik nicht anders kann als sie verletzen, mag sie ihm in Gottes Namen einen Korb geben und ihn gehen lassen. Hörst Du, Frau, sprich mit ihr verständig. Wir werden unser Kind doch keinem Manne geben, der sie nur unglücklich macht."

Fredrik stand leichenblaß in der Thür und hörte Alles.

„Wenn Hilm« ihre Freiheit zurückzuhaben wünscht, braucht sie es nur zu sagen, erwiderte er mit zitternder Stimme. „Dann werde ich sie nicht weiter unglücklich machen, sondern meiner Wege gehen — nach Amerika."

„Das will er nur," rief sie, ihr Schluchzen unterbrechend. „Seitdem es schien, daß er die Stelle bekommen würde und wir uns Heirathen könnten, hat er keinen anderen Gedanken als den, fortzukommen. Er liebt mich nicht mehr."

„Nun wohl, wenn Du das glaubst, so laß es damit zu Ende sein."

Er zog langsam den Ring vom Finger und ging auf sie zu.

Bebend fuhr sie in die Höhe und versuchte den ihren abzuziehen, aber ihre Hände zitterten so, daß es nicht gehen wollte. Endlich bekam sie ihn mit einem heftigen Ruck los und klingend rollte er auf dem Fußboden hin.

Sie sank auf das Bett zurück und versuchte, ihr Schluchzen in den Kissen zu ersticken; er aber wandte sich von ihr ab und ging hinauf, um den Fahrplan zu studiren und zu sehen, mit welchem Zug er reisen könnte.

Heute Abend war es zu spät, aber den andern Morgen um 8 Uhr wollte er fort. Er blieb den ganzen Abend auf seinem Zimmer, und als man ihn zum Abendessen rufen wollte, lehnte er dankend ab.

Den andern Morgen brachte man ihm den Kaffee an das Bett. Er nahm ihn an, ohne ein Wort von seiner bevorstehenden Abreise zu sagen. Er fühlte sich zu keiner Art von Abschied stark genug und hatte nur einen Gedanken — so rasch als möglich fortzukommen. Wie ein Dieb schlich er sich mit seiner Reisetasche durch das Vorzimmer, in Angst, Jemandem zu begegnen, und lauschte gespannt nach Hilmas Zimmer hin — als ob sie noch schluchzen oder herausstürzen müßte, um ihn zurückhalten — aber nein. Alles war still. Er öffnete die schwere Hausthür hielt sie offen, zögerte — würde man ihn wirklich so fortgehen lassen?

Jetzt stand er draußen, die Thür fiel hinter ihm zu, und ein Seufzer entrang sich seiner Vrust — der Erleichterung, frei zu sein? Ja, natürlich. Es war ja das Vefte.

Aber daß sie ihn so gehen lassen konnte! Sie mußte sich doch denken, daß er mit diesem Zug reisen würde — und sie ließ ihn ziehen, als ob diese vier Jahre ein Nichts wären, das man in der Erinnerung auslöschen, mit der Wurzel ausreißen könnte! Und doch war das unmöglich, vier Jahre gemeinsamer Hoffnungen, Freuden und Schmerzen, vier Jahre, wahrend deren man alle seine tiefinnerlichsten Empfindungen und hingehendsten Gefühle getheilt, all das einander zugeflüstert hatte, was man keinem Anderen sagt — ja, loskommen, sich wieder frei machen kann man — aber nicht, ohne daß es tiefe Spuren in der Seele zurückläßt.

Doch jetzt galt es, fortzukommen, weit weg — nach Amerika, dem großen Westen, dem Land voll unerschöpflicher Hilfsquellen und großartiger Gräfte, dem Ziel seiner Sehnsucht seit seinen Knabenjahreu. Gott Lob, er war ja noch jung, noch lag das Leben reich und voller Hoffnungen vor ihm.

Als er aber jetzt umherblickte, blieb er verwundert stehe». Was war das? Die ganze Natur hatte sich seit gestern verwandelt. Die düstere, schmutziggraue Landschaft war schimmernd weiß. Es hatte gefroren, die Luft war rein und belebend und es fchneite in dichten Flocken. Dieselbe Wee, die gestern noch dunkel wie alle zerstörten Illusionen vor ihn» lag, als Hilma aufgeschürzt, mit den Ueberschuhen im Schmutz stecken bleibend, daher kam — wie rein und jungfräulich unberührt stand sie jetzt vor ihm! Wie war auf einmal jede Spur von Unschönem und Abstoßendem verschwunden!

Es kam Jemand die Allee her. Fredriks Herz stand still vor athemloser Erwartung. Er hatte angeordnet, daß man ihm telegravhiren sollte, wenn er die Stelle bekäme — sonst nicht. War das nicht der Telegravhenbote? Schwenkte er nicht etwas Weißes in der Hand?

Er stellte den Neisesack hin, lief auf den Voten zu und riß ihm das Telegramm aus der Hand.

Dann blieb er stehen. Jetzt also hatte er das Ziel seiner vierjährigen Hoffnungen und Träume erreicht. Das weiße Papier eröffnete ihm mit seinen wenigen Worten die Aussicht auf einen heimischen Herd und auf Familienglück, auf die wachsende Gemeinschaft zweier Wesen, die mehr und mehr durch gleiche Interessen verbunden werden und im täglichen Zusammenleben sich vertragen und in einander schicken lernen. Ja, so hatte es weiden sollen — und im Hinblick auf dieses Bild bescheidenen, aber sicheren Glückes schrumpfte der große Westen niit seinen reichen, unbekannten Möglichkeiten vor seinem geistigen Auge unvermerkt zusammen. Mit Sehnsucht dachte er derjenigen, die, wie er wohl wußte, ein ungewöhnliches Talent hatte, bei jeder Gelegenheit das unpassendste Wort in, ungünstigsten Augenblick zu sagen, die er in

einer, ihm so verhaßten Weinscenc verlassen hatte und zu der es ihn doch jetzt unwiderstehlich zurückzog.
Und so wandte er sich uin und seine Augen suchten ihre Fenster. Da stand sie plötzlich vor ihm, ohne daß er ihr Kommen auf dem weichen Schneeteppich gehört hatte.
Sie hatte von oben aus gesehen, daß er das Telegramm empfing.
Ohne sich zu besinnen, ohne auf die Einwürfe der Anderen zu hören, war sie zu ihm geflogen, wie sie ging und stand — aber die dichten großen Schneeflocken legten sich um Haar und Schultern wie ein Brautschleier, die Aufregung hatte ihre Wangen geröthet, die Augen sahen zwar verweint aus, leuchteten aber in sanfter Erwartung wie eine zweifelnde, demüthige Bitte, und sie war in diesem Augenblick ebenso verschieden von gestern, als sie in den großen Ueberschuhen daher kam, wie die Natur selbst. Fredrik schloß sie in seine Arme und eine poetisch verschwommene Vorstellung vom Frühling rauchte in ihm auf, vom Frühling der ersten Liebe, der auch im Winter wieder erstehen könne. Wie der erste Schnee eine Jungfräulichkeit über die Erde auszubreiten und ihr neue Schönheit zu verleihen vermöchte, so könnte die Liebe, durch das volle Zusammenleben und die geineinsamen Pflichten in der Ehe in eine neue Entwickelungsveriode versetzt, auch wieder von Neuein hell und strahlend erstehen. Doch noch war er mit diesem Gedanken nicht völlig im Reinen, als auch Hilm« schon wieder in ihre alte «ardinalfünde verfiel und ihn fragte: „Liebst Du mich auch noch ebenso wie am ersten Tage unserer Verlobung?" Nesignirt, aber lächelnd erwiderte er: „Was vergangen, kehrt nicht wieder, mein armes Lieb. Aber die Zukunft kann uns ein neues Glück schenken, wenn auch auf andere Weise, als wir gehofft hatten."
Mittlermeile war die ganze Familie herausgekommen, theils aus Verwunderung über das schöne Schneemetter, theils um die Neuverlobten zu emvfangen, die^Arm in Arm, näher an einander geschmiegt als nur jemals Annie an ihren Bräutigam, das Telegramm in der Luft schwenkend, daher kamen.
„Gott hat ihr Gebet erhört," sagte Frau Stenberg gerührt. „Das arme Mädchen, sie hat Tag und Nacht gebetet, daß er die Stelle bekommen möchte."
„Gott weiß, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn die Sache ein Ende gehabt hätte," lerwiderte!der Kapitain. „Ich bin froh, daß ich in diesem Fall nicht der Herr war, denn ich hätte nicht gewußt, ob ich sie ihm hätte geben sollen oder nicht."
„Ja freilich ist es gut, daß mir Menschen nichts zu entscheiden haben," sagte Frau Stenberg. „Wir missen ja niemals, was zu unserem Besten dient und was nicht."

)llustrirte Bibliographie
««schichte der deutschen »unst III. Geschichte der deutschen Malerei von
Dr. H. Janitschek. IV. Der Kupferstich uns Holzschnitt, von C. oonLützow,
Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendrucken. Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Mit diesen beiden Bänden ist das große, stattliche Gesamtwerk der Geschichte der deutschen Kunst aus dem Verlag der Groteschen Buchhandlung in Berlin zum Abschluß gelangt. Rein äußerlich betrachtet, ist cs ein Werk, das schon durch seine typographische Ausstattung und durch den Reichthum und die Schönheit der vortrefflichen Kmiftbeilagen als ein monumentales Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden muß. Aber auch der innere Werth entspricht der äußeren Ausstattung. Es ist nicht möglich, der Bedeutung der hier gebotenen Leistung in einer kurzen Anzeige auch nur annähernd gerecht zu werden. Da sich diese jedoch auf die beiden zuletzt erschienenen Bände zu beschränken hat, so sei hier kurz auf die Hauptvorzüge der Behandlung in denselben hm> gewiesen. In mancher Hinsicht ist es vielleicht nachtheilig, daß Malerei und Kupferstich in zwei getrennten Büchern von zwei Gelehrten behandelt sind, da hierdurch die Thätigkeit verschiedener Künstler, wie vor Allen DürerS, zerrissen erscheint. Doch mach: sich dieser Uebelstand nicht in dem Maße geltend, wie man zunächst meinen Knute, namentlich wenn mir die Schlnßbetrachtung von C. von LützowS Geschichte deS Kupferstiches und Holzschnittes lesen, in der mit Nachdruck und Wärme auf die enge Verbindung zwischen Kupferstich und selbständiger künstlerischer Produktion hingewiesen wird, wie sie in einem Dürer und Anderen vorhanden war und wohl auch im Kupferstich wieder erreicht werden wird, so gut als in der Radirung.

C. von LützowS Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes, um mit dieser zu beginnen, ist um so verdienstlicher, als mir hier in der That die erste zusammenhängende Darstellung ihres EntwickelungsgangeS bekommen. Und eS ist erfreulich, daß gerade ein Mann wie C. von Lützow sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen hat, der nicht nur mit dem Rüstzeug des Wissens wie kein zweiter dazu ausgerüstet ist. sondem der auch seine Aufgabe von so hohem Gesichtspunkte aus erfaßt hat. Er bar zwar, und mit Recht, über dem Weiten und Allgemeinen das Einzelne und Besonder? nicht außer Acht gelassen, aber indem er eS fühlt und ausspricht, daß Kupferstich und Holzschnitt die wahren Volkskünste sind, die an der Seite der Malerei und Bildner« unmittelbar zum Herzen der Nation reden, von dieser Richtung und Gestalt empfangen, in innigster Wechselbezichnung mit dem geistigen Gesamtleben, mit seinen Wandlungen

Mit, i'Kvsi^i«», Kupferstich von I. G, Wille,
Aue: Geschichte der deutsche» ,mnst. Berlin, G. Grdtesche Verlagsbuchhandlung.
und Schicksalen stehen, will er sich aufschwingen zu jenen Höhen, auf denen Dürer und Ludwig Richter, Holbein und Menzel sich die Hände reichen. An der Hand eines solchen Führer» ist e» eine Freude, die Geschichte dieser »Volkskünste" zu durchlaufen. Dieselben hängen aufs Engste zusammen mit der Buchdruckerkunst: ihre Geschichte beginnt eist mit dem Zeitpunkt, wo sich das geistige Bedürfnis; nach bildlicher Vcranschaulichung so weiter Kreise bemächtigt hatte und zu einer so unwiderstehlichen Macht geworden war, daß nur da« mechanische Verfahren des Bilddrucks den massenhaften Anforderungen Genüge leisten

konnte. ‚ES ist der Geist des ReformationSzeitalterS, der Drang, sich der Heilkwahrheiten unmittelbar und persönlich zu vergewissern, der darin seinen Ausdruck findet.' So dienten diese Künste zunächst der Erbauung der Aermeren, aber auch bald der Satire und der religiösen Polemik, wovon der beigegebene Holzschnitt L. CranachS d. Aelt, »Passional Christi und Antichrist!" ein Beispiel giebt. Hervorragendes leisten schon Borgänger und Zeitgenossen DürerS, aber eine wahrhaft königliche Stellung nimmt Albrecht Dürer selber ein. Neben der Kraft und dem Reichthum der Schöpfungen eines Dürer, HanS Holbein, C. Crancub, H. Burgkmair. Martin Schongauer treten alle Anderen bescheiden zurück. Tritt im siebzehnten Jahrhundert ein Verfall ein und erPMmmiCtMiund

Holzschnitt von L. Sronach d, Ä,

An«: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin. «, Groteschc Berloglbuchhanoluug heben sich diese Künste erst im achtzehnten Jahrhundert wieder unter französischer» und englischem Einfluß, so ist der Verfasser ehrlich genug zu bekennen, wie viel der dnitsit» Kupferstich in dieser Zeit dem französischen Vorbild verdankt, aber er weiß auch da? Eigenartige der deutschen Meister fein herauszufühlen. Unter diesen nimmt I. G. W ille eine hervorragende Stellung ein. (S. das hübsche Probebild I^s pstit pkvsioi««). Deutsche Eigenart aber vertritt am kräftigsten in dieser Zeit der treffliche Daniel Thodowiecki, .dieser schlichte und doch so mächtige Mann, der Bahnbrecher der oolkSthümlichen deutschen Kunst der neuen Zeit, der Vorläufer Menzels und Ludwig Richters.' DaS neunzehnte Jahrhundert bringt dann noch die Erfindung der Lithogravbie

Auch ihr Schicksal, sagt der Verfasser treffend, »hing von dem Eingreifen der Künstler ab. Erst nachdem diese sich der neuen Technik bemächtigt und schöpferisch für dieselbe ibiitig geworden waren, konnte die wirkliche Blüthe der Lithographie beginnen; seit die Theilnahme der Künstlerwelt an ihr vorüber ist, welkt sie dahin." Später ist die Photographie in drei Verwandlungsformen mit Kupferstich und Radirung, Holzschnitt und Lithographie in Wettbewerb getreten: „trogdem brauchen diese an ihrer Zukunft nicht zu verzweifeln, wenn sie sich der künstlerischen Aufgaben ihrer Technik bewufzt bleiben und dieselben in vollem Umfange zu erfüllen trachten." So schließt das treffliche Buch mit einem tröstlichen Ausblick in die Zukunft. Möge dasselbe dazu beitragen, die Liebe AtmrIMl.

Holzschnitt von L. Eranach d. Ä.
A^t: Gcschichie der deulschen Kunst. Berlin, <«. Er»!eschc Verlagsbuchhandlung,
zu diesen künstlerisch vervielfältigenden Künsten neu zu beleben und ihren Vorzug vor den mechanischen immer weitere Kreise erkennen zu lehren.
Die Geschichte der Malerei ist von Hubert Ianitschek versaht. Das Werk spricht für sich selbst; eS ist nicht nur ein Erzeugniß unermüdlichen Fleißes und erstaunlichster Stoffbeherrschung, sondern auch von großer Gewandtheit in der Behandlung und trefflicher Darstellung. Ganz besonders lobenswerth ist die Art, wie in jeder (svocde die führenden Geister und beherrschenden Gestalten hervorgehoben werden und wie jede Richtung in ihrem Ursprung klar gezeichnet und bis in ihre äußersten Ausläufer hinaus verfolgt wird. Von den früheren Theilen bis auf Dürer ist schon

Uord und 5dd,
in einer früheren Anzeige die Rede gewesen. DaS Zeitalter Dürer? erfahrt «IS da«
der eigentlichen Blüthezeit der deutschen Malerei die ausführlichste Behandlung. Ali

Der Spaziergang von Albr, Dürer.
Au»: Geschichte der deutlchen «uns,, Berlin, <S, Grotesche Lerlag«I><chhandlung.
die leuchtendsten Gestalten treten neben Dürer noch Holbein der I. und Luc«? Crsnach
der Ä. hervor. Mit welchem Recht dieses Zeitalter als Blüthe der deutschen Malerei
bezeichnet wird, darüber spricht sich der Verfasser treffend aus in den Worten i »Dürer

vollzog die Befreiung der Kunst auf nationalem Boden, auch Holbein machte die gleiche Sntwickelung noch selbständig durch, der Umgang mit der Kunst Italien« gab ihm nur die Anregung, nach deren Gesetz zu schaffen, aber nicht deren Ideal nachzuahmen. Aber schon Künstler, die neben ihm emvormuchsen, haben ein fremdes ästhetisches Ideal über die Natur gesetzt, ein Ideal, dessen der Künstler sich nur mit den Augen bemächtigte, das nicht in ihm emporgekeimt uud groß geworden war. Damit war der erste Schritt zur Veräußerlichung der Kunst gcthan: sie begann mit Formen zu

Deutsche Äämpie und Logerscenen von Nlcolaui Mann.
: Beschichte der deutschen Kunst, Berlin, S>. I» rolesche V erlag > b uchbs „ dI u » g. «irthschaften, die nicht ihr eigen waren, die sie deshalb auch nicht mit Lebe» auszufüllen vermochte, das nur der naiv schaffenden Künstlerkraft entsprieszt. Es kamen die Virtuosen statt der Künstler." Dieses Zeitalter der »Virtuosen und Akademiker" umsaht fast zwei Jahrhunderte. „Neues Leben" beginnt erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts.
Mögen auch viele wünschen, daß gerade die neuere und neueste Geschichte der Malerei noch ausführlicher behandelt sein möchte, zumal im Vergleich zu dem breiten

Raum, der der Kunst deS Reformationszeitalters eingeräumt ist, so muß doch von jedem billig Denkenden zugegeben werden, daß der Verfasser e» meisterhaft verstanden hat, die Keime dieses neuen Lebens aufzuzeigen, die verschiedenen Wege und Richtungen der neueren Malerei bis auf unsere Zeit herab klar zu zeichnen und auch hier überall das Bedeutende und Bleibende, wirtlich der Geschichte Angehörige in scharfen Zügen hervorzuheben. Er geht auS von dem Satz, den Wilhelm Heinse 1776 im Deutschen Merkur aussprach: .Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter dem sie lebt. Jeder arbeite Kr das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen und er die Jugend verlebt hat, suche dessen Herz zu erschüttern und mit Wollust und mit Entzücken zu schwellen, suche dessen Lust und Wohl zu verstärken und zu veredeln und helfe ihm weinen, wenn eS weinet. Jedes Volk, jedes Klima hat seine eigenthümliche Schönheit, seine Kosl und seine Getränke." Klingt das auch schon wie eine Verwerfung des durch Winkelmann und Goethe aufgestellten antiken KunstioealS, so weiß der Verfasser doch den historischen und pädagogischen Werth deS KlasficiSmuS vollkommen zu würdigen. Er verfolgt die klassicistische Richtung, der vor Carstens ein MengS und Tischbein, nach ihm ein Genelli, Koch, Rottmann, Preller angehörten, bis in die Gegenwart herein, stellt ihr die romantisch-christliche Richtung eines Overbeck, Schnorr, Cornelius entgegen, schildert dann die Versuche eines Kaulbach und der Düsseldorfer, die Kunst dem Volke näher zu bringen, und zeigt, wie dies ohne Einkehr in das Volksthum nicht in vollem Maße erreicht wurde. Den wirklichen Weg zum Herzen des Volkes hat eine andere Gruppe von Künstlern gefunden, »die bei allerVerschiedenheit in der Naturaufführung (?) doch das Gemeinsame haben, dafz sie mit gleicher Sicherheit die Gemüthsinteressen deS Volkes, die Lieblingsgestalten seiner Phantasie erkennen nnd sich für die künstlerische Gestaltung derselben gern der einfachsten Mittel bedienen." Die Hauptvertreter dieser Gruppe sind Moritz Schwind, Ludwig Richter und Adolf Menzel. Nach ihnen haben sodann die großen Künstler der zweiten Hälfte deS Jahrhunderts aus der Verbindung deS antiken und romantischen Ideales auf verschiedenen Wegen ein neues modernes Ideal zu gewinnen gesucht, Makart, Feuerbach, Max und Böcklin. Neben ihnen her gehen die poetischen Realisten der Düsseldorfer und München« Schule, bis zuletzt die EntWickelung der Malerei des 19. Jahrhunderts in den Naturalismus ausmündete. Ist das Fortschritt oder Rückschritt, Blüthe oder Verfall? Der Verfasser giebt keine direkte Antwort. Er erinnert an daS bekannte Wort: Alle Kunst liegt in der Natur, wer sie heraus kann reihen, der Hot sie, und spricht die große Wahrheit aus, nicht die Richtung, welcher der Künstler angehöre, mache ihn fortleben, sondern daß er zu gestalten vermöge. Dieser Wahrheit folgend, hat er ein Werk geschaffen, das wir als einen ehrlichen und treuen Führer durch die Geschichte der deutschen Malerei jedem Kunstfreund empfehlen. I'. V.

Bibliograph

DieKnnftgeschichte an unsere» Hoch» schulen von August Schmarsom. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer.

Ein Controverse über die Behandlung deS kunsthistorischen Studiums an den deutschen Universitäten, welche sich bei zufälligem Anlaß zwischen Wilhelm Bode und Hcrman Grimm entsponnen hatte, gab dem Verfasser die äußere Anregung zur Abfassung dieser interessanten Broschüre. Vielleicht war die ursprüngliche Diskusston zwischen den beiden Berliner Gelehrten inhaltlich nicht eben so gewichtig, um einer Revision von der hier gebotenen umfassenden Gründlichkeit unterzogen zu werden. Denn von den Ausführungen des Direktors der Berliner Gemäldegalleric wird ihr Autor

ische Notizen

selbst der erste sein, zuzugestehen, daß sie nur die fachmännischen Ansichten und Wünsche deS praktischen MuseumSbeamten

zum Ausdruck bringen sollten — und was die von Professor Herman Grimm entwickelten Anschauungen betrifft, so trugen sie im höchsten Grade subjektiven Charakter und liefen in ihrer letzten Konsequenz auf die Negation der Kunstgeschichte als selbständiger Wissenschaft hinaus — ein Weg, auf dem von den Fachgenossen kaum einer gewillt sein wird, dem verdienstvollen Gelehrten zu folgen. Wir sehen das Haupt-Verdienst von Schmarsow'S Schrift also darin, daß er die Frage aus den Niederungen persönlicher Gegensätze zur freien Höhe eines wissenschaftlichen PrincipienkampfeL erhoben hat, wo e« sich um Ziele

und Wege der nationalen Bildung handelt.
Die Lehre der Kunstgeschichte an unseren
Hochschulen hat eine über wissenschaftliches
Fachstudium weit hinausgehende Bedeutung;
sie soll der gebildeten Jugend überhaupt
daS Verständniß für die Werke der bilden-
den Künste erschließen, die dem deutschen
Volke in langer abstrakter Gedankenarbeit
verloren gegangene Fähigkeit zum an»
schauenden Genieben wieder erwecken helfen.
Dies ist das ideale Ziel, auf welches die
Blicke des Verfassers unausgcsetzt gerichtet
bleiben, indem er die gegenwärtige Lage
der Kunstgeschichte an unseren Hochschulen
und die Methode unseres Studium« einer
gründlichen und besonnenen Erörterung
unterzieht. Ohne Berührung persönlicher
Verhältnisse und polemische Ausführungen
geht eS dabei nicht ab; um so wohlthuenoer
tritt die rückhaltlos nur auf Klarstellung
der Ideen und Thatsachen ausgehende Ge»
sinnung des Verfassers hervor. Seine
eigenen Anschauungen und Vorschläge, die
er in fünf Kapiteln eingihend darlegt,
gründen sich auf lanzjährige, erfolgreiche
Lehrthätigkeit; sie werden ihrer ganzen
Tendenz nach bei den unbefangenen Fach-
genossen kaum irgend einem Widerspruche
begegnen, mögen auch in Einzelheiten seine
Forderungen als etwaS weitgehend er-
scheinen. Es handelte sich eben darum,
einmal den Blick auf Idie wahren und
höchsten Ziele der Kunstwissenschaft zu
lenken. DaS letzte Kapitel »KunstverstSnd-
»ifz und ästhetische Erziehung' giebt hierauf
erschöpfende Auskunft; es feiert in der
innigen Gemeinschaft mit der Natur daS
gemeinsame Ideal aller realistischen und
humanistischen Bildung. .Wir erwarten
daS Erwachen des künstlerischen Sinnes
vielmehr von der Gesundheit unsere» natür-
lichen Denkens, als von irgend welchen
vädagogischen Medikamenten: Kunstsinn ist
mindestens zur einen Hälfte Natursinn.
Und die Hygiene in unseren Schulen, die
Jugendspiele in unseren Gymnasien, die
Pflege körperlicher Uebungen an unseren
Universitäten müssen, neben der Uebung
deS AugeS und deS OhreS zur Ausbildung
der halbverkümmerten Organe, zunächst
»och mehr leisten, als alle geschichtliche Ge-
lehrsamkeit von der Höhe deS Katheders."
Ichmarsow's unter große und ideale Ge-
sichtspunkte gestellte, mit warmer Begeiste-
rung! für die Sache geschriebene Erörterung
wird von allen denen nicht unbeachtet
bleiben dürfen, welchen das hier berührte
wichtige Problem der Volkserziehung in

Wahrheit am Herzen liegt. il. 8.
Bibliothek denkwürdiger Kor»
ichungSreisen, herausgegeben von
C. Falken Horst, Stuttgart, Union,
Deutsche VcrlagSanstalt.
DaS Interesse für die Thaten kühner
Forscher, die unbekannte Erdstriche den
Kulturvölkern erschließen, ist wohl zu
keiner Zeit — ausgenommen das Zeit-
alter der Entdeckungen — in so tiefe
Kreise deS Volkes gedrungen, wie gegen-
wärtig. Es ist deshalb ein zeitgemäßes
und gewiß lohnendes Unternehmen, die in
vielen mehr oder minder umfangreichen
Einzelwerken niedergelegten Berichte der
Entdeckungsreisen und ihrer Resultate in
einer einheitlichen zusammenfassenden Dar-
stellung, in allgemeinverständlicher und zu-
gleich unterhaltender Form einem größeren
Publikum zugänglich zu machen.
Der Herausgeber hat den umfang-
reichen Stoff in folgenden Abtheilungen
behandelt:
1. Emi» Paschas Vorläufer im Su-
dan. 2. Emin Pascha, Gouverneur von
Hat-el-Estioa. 3. Henry M. Stanleys
Forschungen am Loango und Nil. 4. In
MeereStiefen. Geschichte der Ersorschung
und Eroberung der Meere. — 5. Auf
Bergeshöhen Deutsch-AfrikaS. 6. Prsche-
walskis Reisen in Centralasien. —
7. Deutsch-Ostafrika. Geschichte d. Gründung
einer deutschen Colonic. 8. Nordpolfahrten
— U. Durch die Wüsten und Steppen de»
dunklen WelttheilS. — 10. Luftfahrten.
11. Weltentdecker und Weltumsegler.
12. Amerikanische Staatenzerstörer und
Staatengründer.
Da die Ansprüche, die man an ein
Werk dieser Art zu stellen berechtigt ist,
hier in jeder Beziehung erfüllt sind, kann
man die Bibliothek denkwürdiger Forschungs-
reisen warm empfehlen. — ».
Todsünden. Roman vcn Hermann
Heiberg. Berlin, Verlag des Ver-
eins der Bücherfreunde.
Die Herausgabe deS neuesten Hei-
berg'schen Werkes ist die erste That deS
vor Kurzem begründeten Vereins der
Bücherfreunde. Der Zweck deS Vereins
ist, die Freunde einer besseren literarischen
Unterhaltung zu vereinigen und seinen
Mitgliedern eine Reihe hervorragender
Werke der zeitgenössischen deutschen Lite-
ratur zu einem bei unS ungewöhnlich nie-
drigen Preise zugänglich zu machen. Die
sich auf ein ganzes Jahr erstreckende Mit-
gliedschaft erwirbt man durch Zahlung
eines vierteljährlichen Beitrags von 3

7» /H, wofür den Mitgliedern im Laufe des Jahres 6—8 in sich abgeschlossene Werke, zum gröberen Theile unterhaltenden, zum kleineren populärwissenschaftlichen Charakters, in einer Gesammtstärke von etwa ISS Bogen geliefert werden. Vorläufig sind Werke von Helberg, Roberts, Nordau, Kretz«, Prof. vr. Haas, Dr. Titus, Dr. Kampffmeyer zur Veröffentlichung angenommen worden. Der Vorstand besteht aus Theodor Fontane, Martin Greif, Herin. Heiberg, Otto v. Leixner, Fritz Mauthner, A. Baron v. Robert«, Ernst v. Wolzogen.
Die Geschäftsleitung ruht in den Händen des Verlagsbuchhändlcrs Friedr. Pfeilstücker in Berlin.
Der Heiberg'sche Roman eröffnet das Unternehmen in würdiger Weise. Er giebt uns ein LeidenschaftSgemälde von überzeugender, obwohl peinlich wirkender Wahrheit. Der Held des Romans ist eine durch und durch gemeine Natur, deren niedere Jnstincte sich unter der Herrschaft einer immer mächtiger anwachsenden Habsucht in schreckenerregender Weise entfalten und ihre abscheulichste Bethötigung schließlich im Verwandtenmord finden. Durch ein gräßliches Ende sühnt der elende Ver> brecher seine schändliche That, Es ist anzuerkennen, daß Heiberg sich aller Ueberlreibungen und crassen Effecte, zu denen der Stoff einen weniger begabten Schriftsteller gewiß verführt hätte, zu enthalten gewußt hat: dieses Maßhalten, ohne welches das hier entworfene Gemälde leicht den Schein der Wahrheit eingebüßt und den feineren Geschmack beleidigt hätte, verräth den geschulten Künstler. Doch können wir nicht umhin, darin einen Fehler zu erblicken, daß das Werk keine tiefe tragische Wirkung übt, sondern eine unerquickliche, niederdrückende Empfindung hinterläßt. Schuld daran trägt der gar zu erbärmliche, niedrige Charakter des Haupthelden, dessen Verworfenheit sich uns von vornherein so klar enthüllt, daß uns keine seiner Thaten überrascht, und mit dessen sittlicher Erbärmlichkeit keine Spur geistiger Größe uns einigermaßen — in ästhetischem Sinne — versöhnt. — Abgesehen von diesem Bedenken, das wir nicht unterdrücken konnten, muß man zugeben, daß der Roman Heibergs Erzählungskunst und Gestaltungsvermögen in glänzendem Lichte zeigt und zu seinen spannendsten Werken zählt.
Gefühls-Komödie, Roman von

Max Nordau. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst und VerlagS-Anstalt, vormals S. Schottländer.
Einen Roman zu schreiben, dessen Süßere Handlung fast gleich Null ist und der dabei doch den Leser von Anfang bis zum Ende fesselt, diese schwierige Aufgabe hat Max Nordau in dem vorliegenden Werke mit vollem Gelingen gelöst. Die Handlung ist hier fast vollständig in die Brust der beiden Hauptpersonen, genau genommen sogar nur in die des mannlichen Helden, verlegt; sie besteht eigenilich nur aus einem interessanten psychologischen Processe, dessen lückenlose, consequente, überzeugende EntWickelung in so wirksamer, folgerichtiger Steigerung durchgeführt ist, daß der Leser dem Verlaufe dieses wahrheitsgetreuen Seelendramas mir ununterbrochener Spannung folgt.
Der Verfasser der »Conventionellen Lügen" zeigt hier, in welcher Weise die Lüge in die Beziehungen der beiden Geschlechter einzugreifen vermag: wir sehen hier auf Seiten der Frau die bewußte, raffinirte, berechnende Lüge, auf Seiten des ManneS ein feiges, schwächliches Sichselbstbelügen, kläglichen sophistischen Selbst» betrug. Nachdem er sich einmal von dem koketten, schlauen Weibe in ein seiner Natur widerstrebendes ungesundes Verhältnis; bar hineinlocken lassen, welches sein Verstand vcrurtheilt, sucht er dasselbe mit dem Flitter eines erlogenen, künstlich genährten Gefühls zu vergolden und einen eitlen Sinnenrauscd zu einer Herzenssache zu machen. Seine vollständige Befreiung aus diesen unwürdigen Fesseln erfolgt erst, als ihm die Binde von den Augen genommen wird und er die wahre Natur des Weibeö erkennt und einsieht, daß er daS gläubige Opfer einer überaus geschickten, berechnenden Komödiantin gewesen ist.
Fraglich könnte es erscheinen, ob das geiswolle Werk nicht der Novelle näher steht, als dem Roman; sollten den Verfasser äußere Gründe zur Wahl der letzteren Bezeichnung mit bestimmt haben? 0. V.
Wozu? Roman von Robert Bnr. 2 Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin. München. DeutscheVerlagsanstalr.
Der fruchtbare Schriftsteller hat in diesem Roman wieder einmal Kreise geschildert, die ihm besonders vertraut sind. Er versetzt uns in das gesellschaftlich« Leben Nordböhmens. Wir treffen dort zuerst die sich langweilenden, leichtsinnig

Vibliographische Notizen.
:?9
Irrgiinge der Veele. Erzählungen
von W. Herzberg, Trier. Sigmund
Mayer,
Drei ergreifende Erzählungen, die iich
durch Inhalt und Form weit über die
Mittelmäßigkeit erheben. Am besten ge-
lungen ist wohl die dritte: »Die Wieder-
geburt." Sie erzählt die Geschichte eines
jungen Menschen, der dem strengen Vater
entläuft und einer wandernden Schauspieler-
gesellschaft sich anschliefzt, gewaltsam zurück-
geholt in Verzweiflung«««»!!« Seelenlümpfe
geräth, aber durch die wiedergewonnene
Erlenntniß seiner Pflicht vor dem Unter-
gange gerettet wird. 0,
Hoch vom Dachstein. Geschichten und
Schilderten aus Steiermark von P, K,
Roseager. Wien. A. Hartleben.
Diese der „Mutter Styria" gewidmete
neue Sammlung, welche den 27. Band
von Rosegger's ausgewählten Schriften
bildet, enthält etwa dreißig kleinere Er-
zählungen und Genrebilder aus dem Leben
der steirischen Gebirgsbauern, in denen die
Darftellungsgabe des Erzähler« mit un-
veränderter Frische und Anziehnngsrra't
sich von Neuem bewährt. <.'.
gntmüthigen Offiziere einer kleinen Gar-
nison, dann den clerilalen hohen Abel mit
seinem schmeichlerischen Gefolgt zweifel-
hafter Existenzen, den reichgewm denen,
doch stets „Parvenü" bleibenden Fabrik-
besitzer. Der Held der Erzählung, Herr
vc>n Proch, ist einer jener jugendlichen
Lebemänner, die mit sich und der Welt
nichts anzufangen wissen; auf die Frage
„Wozu?" finden sie in ihrem öden Nichts-
thun leine Antwort. Eist als ihn eine
ernste Lebenserfahrung und der Zusammen-
bruch seines Wohlstandes aus seinem
Traumdasein aufrüttelt, findet er die
Kraft und den Muth in sich, den Kampf
mit dem widerwärtigen Geschick siegreich
aufzunehmen. Natürlich spielt in diesem
Kampfe die Liebe zu einem schönen, stolzen
Weibe eine bedeutende Rolle. Im Ganzen
wird die Gestalt dieses Helden zu sehr
idealisirt erscheinen, denn er ist zuletzt ein
Ausbund von Tugend und Sclbstlosiglcit,
Aber die Durchführung des Themas ist
dem Verfasser geglückt. Als einen Vor-
zug dieses Romans vor früheren Werten
desselben Verfassers erwähnen wir die
edle, von Auftriacismen fast freie Sprache
de« Buches. — I>.
ü«i>»>, llü»el<!l,l«, ?. I!,^«!,
N«I5, Q, Usr ziÜzMclnKtnl, N„ Uili »u, ,1«
!!«»<!,,<,,><»»>! H«wr<>!>>, Öi^dtuu^sn, I^elpli^,

l»t»!»l,<« >»^!!>»H!<,i!« «le» Ile^ne» «! Iniiliisuv
p»l», i soll» ^n»<iu'i lln !>!»!, »uivi «l'lln»
I?ebei«, vnn l>, V<^, I!,!, I, >Vi«u us,>l
l»l«n»»»!t<'N>'I.I»!o «le? !<!«N»!>»K»!»!«N, Xt»!>»!><»'-
Ii!li»«l!!<'!,e» H»s!^e. N«^i», Völlig ^»r
l»r!>»<ln!l>, X, v. In I.'nü!„ul«, Ilnm^n, /.»»i
üonH 2, ,",, .»,»>!«» i V., ,1, <„ < , Niui,«'
5'»m!II«>>-I!ii<!!el»l'!!»tl. »n« ?o!z«, !l«lt 8
<?«>,!><«, L, »!»il!!!»^!iH«lÜ«u!l!<!l»?n<!«»'!>w^'»,

K°rus°!n«, »o,u«nd!d>, V?II, ,l?Kr« öä,^»,,
«tutbs»rl, ^, Lo««IK«rn,
<!><«Id>! u»ck k!d»rl»tte von «k«l». ^^Kt I^isäer,
I.anck»v ^, Ki»«I«,
v»ulü> Verli«. Illn«r, ^»s««b«, I<i«K?ni,uz I!>!
N,N«»r,>tK, r., Iii» Ir««Kt»,^ klm»>. r«U> »ock
„su»r 2«it, I^isks^l!,,? IS—?N, !>IuNz,rt ,
Lsis«.
vubrlek, , II« li«ck> ck»r LKss^Ksickuu? i»
Z»Ko, O,, V, ^ !I<»«t. 5!, ^»ll»««. II»«d»it«t
?K»iI«v^ 2veit»r 1K«iI Uit « Siickvi!««,,
»nck 10 5i»w„Kei>»8«v. I^iM«, IZi«itIlook n.
K»mdll, L, Iii« Ll»II«n^ >Isr >'^>u im öSKnl»
siollt in sSuk VurtNissn, ösrlin, v, Srnoli-
K«»»»»», Ii , Lidirj»».^ - llsuts^K von L. IviroK-
>i«nis iz«,Ii„, Xicvl»iscn« Vsr>u«s-
üerner r»» A«rII»u», X,. ?ll,m^eul«dsn,
Ii<7 ^ddil,iuvi;«„ im kexr unä Ü0 ^n»rs»-
»«»l,», D«ied»i>!U,i>, U. Vl»KI«r » ^ ,
V i«n n,^ I^^jz, I', ?smi«K>, I^slxnig, O,
Kür,«r IZr!l«I>u»>! «nck »tdnlrekorm. Von«in»m
Kr^n«, K , ?K»I!ro«IK okSsrui >v v»it>', Xn Hi»>
krel« RrlUIi. I^nierreän^üen »in»» kr««n<Iscd»rt-
Lou»»It Iisipiijl, Lwitllonk K ttiiN«!.
I«il«iiz, t^r, Vi>d. ttrun»«. ^
8r, <Z»II«n, IZllSllK <i O«,
,>l„I»«d«it, I'I»>i<i»r»j»„ Mr Illsin« u, «ru»»,
K^i„6»,, Sismsn. Ii, liolu.
iwllke, Ii. v., <Z,»k, U««,»ui»s>i« ScKrikrsll uni
»«ml», t^, Li» <i«ni« 6er LKnl. Kol»»» in »«i
Mncksv <LvK«>Kurn« .^>I«»m, Kam»ul>id>.
NritUir ^»Kr^,n>,', S,>n> » I«), »tuttjl»«,
^, LnjssIKorn,
»«>>ert», IZ»ron ^, v., ^u» üitlsick, — U»
K»llkl,^ Xlimm«, — U»» Ii»»»»» ?iiuk u. », «
X«u» XuvsUcn llnck 8Ki««u. iisrlin, Vrcl»,'
X, I,»elck«r, V,, U>« K«>i?ivQ 6vr »kriksvisoiisn
X»tlllvüUl»r. Aün^tsr i, V„ ^«»»»ckurr«:!«
UueKK,
«?KS»?I, vussr LsuIsIci,»« ,,, »ucksr« Xovell«»
«,'K»Il, I>i» ?K»r»Iit«rksKI»r ,Iss IvimI«
I^ipA«. L, sl. jä»v»>.
>I«r!»l»k!, v«u L. >V«IIk, Lni« Ii«iKs. 4
r>eul»rke »kdrikt«» kiir »»II»«»><«, I^ede«. i^is»
K^ino, N»kt.'i. «, üi»i, I^i^siu« ^ ?i,vk«r
I<iek«ru>« ««—VI, Vi,,,, V»IKgvirtK«K»ktI,
?«»mm«r, V,, I^I>IK»isaK« <Z«»<:Kic>,t»,>,
ttiiock«. U»«>!, v, «cl><«»d»,
>>!>IeId»U«i>, ^«iiiek. <i«ii<:Kt«, I«i><jx, V«?>
>iprl»xer, ^,>bl«?Kr IZiirur, Nil Lskslv ullö
«Irr», Ij^, riirst VI»,iin>ir» L»f«Irllvcks, XI«-
vidli<«>»i>ki», verlin, ^ 0»u»«d.
lilrSIi, ^, v, Immsnso« v,n Vksolor Stori»,
»r ^ull, üriiisck dsioueddzt. Vu6»><t,
I'le, °i),, Ois Lrje nnä ckis L«cd«in>u>g,ll ik»r
'IKsrSlivd» «. XlllI, »it^Mll'tr. I^isk, >U
i IKWS», Wien, X. LertleKsv. ^
«>r»ii>», jliincn«» V«rd^ ck. llt«»r. I«r.

«tnt^ri, Crsinsr <c I'k«!ksr.
— vi« äck!>^„>r v ^It^üric!'. IZin ««llodl.
Xrliner, I., X,' >'»rträ«» Ub»r XK««ii,. « vä«.
Vion, ^, II^,I«i«n, , !.

sllstlii-licke lV>insi-sI«ä88«r
1892er. k'riSOks ?üIIuriA. 1892.

läZIiLder Versau« 'M^^^M?
s,>,mqi,II,. <7 »

pulvsrsöroilg
unck
Kr>»t»IlI,Irt.
8pruilel 8«is«.
K^Nl.8g^0tI»
öl
..iti,,,,,,,,,,,,,,,!,iiii,,,,,,,,,,,m,,,,,,i,,,,.,.>.,,.,,,,,,i,,,,,i,,,,,.,,,,,,,,,, i„
O!s Xsrlsbsger Mineral wä,8s«r un6 JusIIsnproäucts
m b«iekeii durck die

I.öds> 8ekottlsnllsr. Ksi-l8dall l/sskmsn
5««ie äurck
^^^Isbspsssi8l:Ks vspöts in lisn grö88t«n 8täätsn all«,- «glttnsils

Krüzen!—
15,322,000 iri 1339,
17,670,000 „ 1390.
/«^//c?^// L'/z^^c'^ ^M'/ö^//."
1^ IIIVI^ 20. L'c^v//^ i8yo
1^ ^«I_I_,^«,8 «WI'^V,

EMPTY

Mörz I8Y2.

Inhalt.

Gl« Hansson in Berlin.
Zm Hnldrebann. Novelle 23^
)ulius Vuboc in Plauen bei Dresden.
Aus k Feuerbachs Nachlaß 207
Karl Joel in Dresden.
Julius vuboc 21,3
Paul Lindau in Dresden.
Ueber die Jüngste» und Neuesten im literarischen Frankreich 3H0
Anton thronst in Graz.
Aus dem mittelalterlichen Studentenleben an deutschen Universitäten. 363
Gebhard Jernin in Darmftadt.
Erinnerungen an den Grafen August von Werder. (Schluß.) 33 j
Auguste Hauschner in Berlin.
Nach dem Tode 3g2
G. Weisbrodt in Wim.
Klimatische Veränderungen
Bibliographie 4!3
Albrecht Dürer <Mit Illustration«,), — Ren» Seinicke,
Bibliographische Notizen 8
Hierzu ein Portrait von Julius Vuboc,
Radirung von Johann lindner in Mönchen.

»Nord »od Sid' erscheint am Ansang jede» Monat, in Helten mit je eine, »unftbetlag».
—— prei» pro HZnartal il hefte) 6 Mark. ^»»»^
UU» »uchhandlungen nnd poftonkalten nehmen jederzeit Sefttllunaen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Sord und .Hitd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von »Mord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/2.

unsere Abonnenten!
ie bereits erschienenen Bände von
„Nord und Süd"
können entweder in complet broschirten oder fein gebundene« Bänden
von uns nachbezogen werden, preis pro Band (—3 Hefte) bro^
schirt 6 ZNark, gebunden in feinstem Original°<Linband mit reicher
Goldpressung und Schwarzdruck 3 Ulark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Lbenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - GinbanööecKen
im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldprefsung
aus englischer keinwand, und stehen solche zu Band (Januar
bis März !8g2), wie auch zu den früheren Bänden 1—I>IX stets
zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Aunst- und Verlags-Anstalt
vorm. ö. öch ottlaender.
jBefteUzettel umstehend.)

I ^
ISeftecczestec.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul lindau.
Schleiche Suchbrilüeroi, A»nst> u, verlog«>nstall vorm, S Schollloenoer in Sr»Iou. Expl. Band I., II,. III..
IV,, V,. VI,, VII.. VIII.. IX.. X.,
XI.. XII., xm., XIV.. XV.. XVI., XVII., XVIII.. XIX., XX.,
XXI.. XXII.. XXIII.. XXIV.. XXV., XXVI,. XXVII,. XXVIII..
XXIX.. XXX., XXXI.. XXXII., XXXIII, XXXIV,, XXXV,.
XXXVI,. XXXVII. xxxvm.. XXXIX., XI.,. XI.I., XI.II., XI.III,.
XI.IV,, XI.V,, XI.VI.. XI^VII , XI.V1II,, XllX., 1^., I.I., I.II.. I.III.,
I.IV., I.V., I.VI., I.VII., I.VIII, I.IX
elegant broschirt zum preise von ^ 6.—
pro Band (— 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von 3.— pro Band.
<Lzxl. Heft 2, z, 5, 5. 6, ?, s, ?, ,o, ,2, ,5, ,5, ,5,
,6, ,7, ,8, ,9, 20, 2,, 22, 25, 24, 25, 2S, 27, 2S, 29, 5«, 5,, 52, 55,
54, 55, 56, 57, 58, 59, 4«, 55. 52, 55, 55, 55, 5«, 5?, 5», 59, 50, 5<,
52, 55, 55, 55, 56, S7, 53, 5g, SO, 6,, 62, 65, 65, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 7>, 72, 75, 75, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 8,, 82, 85, 85, 85, 36, 87, ^
88, 89, 9«, 91, 92, 95, 95, 95, 9«, 9?, ?«, 99, w«, 50,, 102, 1.05,
,05, ,«5, ,06, ,07, 1,08, ,«9, ,,«, N,, N2, ,,5, ,,5, >,5, ,,6, ,,7,
,,3, N9, 120, ,2,, ,22, ,25, ,25, 525, ,26, ,27, ,23, ,29, ,50, ,5,.
,52, ,55, ,55, ,55, ,56, ,57, ,58, ,5?, ,5«, ,55, 552. ,55, ,54, 155-
,56, ,57. ,58, ,59. ,5«. ,5,, ,52, ,55, ,5,, ,55, ,56, ,57, ,58, ,59.
,6«, !6,, ,62, ,65 ,65, ,65, ,66, ,67, ,68, ,69, ,70, ,7,, ,72, ,75,
,75, 5?5, ,76, 177, ,73, 17«,
zum preise von °^ 2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Band I.X. (Januar bis März 1,892)
Lzpl. So. zu Band 1. II., III,. IV., V.. VI. VII.. VIII,,
IX., X., XI.. XII., XIII.. XIV.. XV., XVI, XVII.. XVIII.. XIX.,
XX., XXI., XXII, XXIII., XXIV.. XXV., XXV,.. XXVII.,
XXVIII., XXIX.. XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.
XXXV., XXXVI,, XXXVII., xxxvm,, XXXIX., XI.,, X1.I.,
XI.II.. XI.I1I., XI.IV., X1.V., XI.VI., XI.VII. XI.VI1I., XI.IX.
I... I.I., I.II., I.I1I., I.IV., I.V., I.V1., I.V1I., 1.vi'u, I.IX
zum preise von (.50 pro Decke
Wohnung- Name!
Nichlgemünschlei Killen zu durchstreichen.

EMPTY

EMPTY

<^rd und 5üd.
Eine d e u l s cZi e Monatsschrift
Paul Windau.
I^. Band. — März ^8Y2. - ö^i
(Mit r!ncm Portrait w »adirim,^: Zu,,u>

Breslau
Schlesische Bnchdruckerei. ttnnst» und I?erIags»Anstolt
rsrmals S. Schsttlaender.

EMPTY

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
^X. Band. — ZNärz MZ. — Heft M.
lMIt einem Port«,» In »adlnmg- Zultu, vub«c.>.

VreKlsu
Schlesische Bnchdruckerei, «nnst» uns Verlag,.Anstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Im Huldrebann.

Novelle
von
tzanssln.
Veilin. —
I,
s ist an einem Sommerabend, einem Abend im August, gegen Mitternacht. Der Mond steht mit abgeplatteter Nundung mitten am hellen Himmel, an dem keine Sterne sichtbar sind, und unter ihm liegt das grohe Plattlanddorf schimmernd weiß in seinen schattigen Baumgärten. Es ist gerade jene Stunde der Nacht, wo die Schatten am tiefsten liegen und die gekalkten Wände am weißesten scheinen und die Unbeweglichkeit aller Dinge so massiv ist, daß der Mensch auf einmal zu horchen anfängt, sie um sich herumstehen fühlt wie einen körperhaften Gegenstand und schließlich die Stille hört. Die Häuser am Wege leuchten weiß, die Höfe in ihren Obstgärten leuchten doppelt weiß in ihrer dunklen Umhüllung, die Kirche ragt vom Hügel mit ihrem gekalkten Thurm wie ein phantastischer weißer Ann, der sich unbeweglich emporstreckt; Alles ist stummes, geheimnißvolles, undeutbares Weiß, von dem das Auge nicht lassen kann und in das die Empfindung nicht hineindringen kann. Und auf einmal zerreißt die Stille zu einem wimmelnden Leben, zu einer Millionenfältigkeit von Lauten, keiner für sich allein da und bemerkbar, außer im andern, aber alle zusamme» Einem im Ohre singend wie ein kaum vernehmbarer, unbestimmbarer Ton; es ist der Geist der Mondscheinnacht, der aus seiner Unbeweglichkeitsverzauberung gelöst worden und leise in der Menschenseele anklopft. Es geht wie ein Zittern durch die Natur und hinüber in die Menschenseele. Das

Gebundme ist ftei geworden, das Todte Leben, das Stumme Rede, das Getrennte eins; und das rätselhafte Wesen der Sommernacht, der Mondscheinnacht, der Plattlandnacht steigt im Menschen empor wie ein gesammeltes, lebendiges Etwas, das als singender Ton, als weiße Farbe, in secnnden-kurzem Traum, in schmerzhaftem Wonnegefühl am Strande des Bewußtseins aufschlägt, wo es sich doch immer bricht und zurückgleitet, blos einen Schaum hinterlassend, der im selben Nu zerronnen ist, wie er entstanden.
Darauf kommt ein Laut, der die ganze stille Symphonie zerspaltet und die ganze Zauberherrlichkeit wegfegt, ein roher Laut, ein Laut mit Anfang und Ende, ein Laut von dieser Welt. Wieder steht die Natur in ihrer unzugänglichen Geschlossenheit, unbeweglich, schweigsam, leblos, und der Mensch greift mit angespannten Nerven, verzweifelt, vergebens nach jenem wunderbaren Phantom, das er im Augenblick vorher in sich selber gefühlt, und das nun in weniger als einer Secunde sich zurückgezogen hat hinter die verschlossenen Pforten der äußeren Natur, ihm schwermuthsvoll entgegenblickend von schimmernden weißen Wänden und aus ungelöstem Schweigen.
Wie aus einem kurzen Halbschlummer erwacht, gleitet das Auge über die Fläche. Der weiße Weg kommt aus dem Wäldchen hervor zwischen zwei Baumgärten, läuft zwischen den weißen Häusern hin, an der Kirche vorbei, und schlängelt sich weit weg zwischen Wiesen und Saatfeldern, wo der weiße Nebel liegt und das angepflöckte Vieh steht. Und das Ohr unterscheidet Laute: das schläfrige Brummen der Kühe, die wie Klumpen umher auf den Wiesen liegen, das Schnarren der Wachtelkönige im Klee, das Quaken der Frösche im Dorfteich, und aus der Feme klingt eine Ziehharmonika. Im Nachbarhof schlägt der Hofhund ein lautes kurzes Gebell an, und von allen Höfen in allen Flecken die Ebene rund antwortet es im Baß und Diskant, bald hier, bald da, bis das letzte entfernteste Bellen verklungen ist und die Gegend wieder wie früher ruht, mit ihrem gelben abgeplatteten Mond am hellen, sternlosen Himmel, mit ihren weißen Flecken und ihrer Unbeweglichkeit und ihrem Schweigen.
Bis das Scharren eines ungeduldigen Pferdehufs aufs Neue zu einem Höllenconcert aller Hunde der Gegend Anlaß giebt. Dicht vor dem Kirchhofsgitter liegt ein Haus, größer als die übrigen, besser gebaut, mit abgestuftem Strohdach und vielscheibigen Fenstern. Vor der Flurtreppe steht ein gesatteltes Reitpferd, mit dem Zügel angebunden am Eisenring eines Pfostens. Es stampft mit dem einen Vorderhuf die Erde, als hätte es lange auf seinen Reiter gewartet und die Geduld verloren, senkt den Kopf auf sein erhobenes gebogenes Knie und schnaubt. Aber aus dem Hause klingt kein Laut.
Plötzlich hebt das Pferd den Kopf und horcht nach dm Feldern hinaus mit steifen gespitzten Ohren, während sein ganzer Körper unbeweglich bleibt, wie aus Metall gegossen. Nichts ist noch sichtbar, aber irgendwo her klingen Fußtritte, seltsam stark in der tiefen Stille. Und nach einer Welle sieht

man weit draußen auf dem weißen Weg zwei dunkle Punkte, die sich vorwärts bewegen, größer werden, deutlicher werden, Menschen werden. Sie gehen im Takt, vier Füße und ein Schritt. Sie sind schon an der Kirche vorbei und bemerken das Pferd, das, nachdem die Neugier verschwunden, sich wieder unruhig hin- und herwendet, am Zaume zerrt, schnaubt, scharrt. Es sind zwei Männer im Sonntagsanzug schonenscher Arbeiter.
„Das ist ja . . . Was thut er denn hier?" sagt der Eine leise.
„Weißt Du denn nichts davon?" antwortet der Andere.
„Was —?"
„Er ist jede Nacht hier."
„Hier? was hat er mit dem Verrückten zu thun?"
Die beiden Wanderer sind gerade auf dem Punkt, wo der Weg sich zwischen den Gärten der beiden äußersten Höfe des Fleckens verliert. Sie verschwinden im Schatten.
„Es braucht wohl nicht der Verrückte zu sein," hört man eine Stimme antworten: „es sind noch Andere im Hause."
Die Unterhaltung wird undeutlich. Laute hört man, aber keine Worte mehr. Nach einer Weile ein Ausruf:
„Bist Du bei Trost!?"
Darauf ist Alles stumm, verschwunden. Man vernimmt nur noch die Schritte der Wanderer, dann hören auch die auf.
Und die Nacht schwingt weiter von Osten nach Westen wie ein Rad um seine Achse, aber lautlos. Hoch am nördlichen Horizont schiebt sich der Lichtrand, der in den nordischen Sommernächten den Gang der Sonne über die andere Hemisphäre anzeigt, unmerklich von der Abendrothstelle zum Sonnenaufgangspunkt weiter. Es kommt Kühle und ein unbestimmtes zartes Licht in die Luft.
Das Pferd, das noch immer vor der Treppe des weißen Hauses angebunden steht, hebt wieder den Kopf und spitzt die Ohren. Wieder nahem sich Schritte. Diesmal kommen sie von der entgegengesetzten Seite. Stimmen hatten sich schon lange hören lassen, endlich tauchen wieder ein paar Gestalten aus dem Schatten der beiden Gärten auf der weißen Dorfstraße auf.
„Wer ist hier Nachts zum Besuch?" fragte der Eine der Beiden, die verwundert vor dem weißen Hause stehen blieben.
„Das Pferd steht hier immer vom Abend bis zum Morgen," antwortete der Andere, während sie ihren Weg fortsetzten.
„Das Pferd!? Das ist ja ... ja freilich, ja! Aber was hat sie mit ihm gethan? verhext? was?"
Der Andere antwortete nicht.
Sie waren schon an der Kirche vorbei, als man den Einen mit lauter Stimme sagen hörte:
„Wer kann auch missen, auf was für Künste sich solches Pack versteht."

Sie schrumpften zu zwei schwarzen Punkten ganz fem auf dem weißen Wege ein und verschwanden am Gesichtsrand.
Und die Nacht schwang ihr lautloses Rad weiter von Osten nach Westen. Die Schatten sind schon fast verschwunden und das Licht hat seine mitternachtsmondscheinhafte Grellheit verloren: eine nüchterne, gleichförmige Dämmerung breitet sich über das Land, alle Eigentümlichkeit verwischend. Und die Wärme, die die Erde während eines ganzen, langen, heißen Augusttages aufgesogen, steigt unter der Abkühlung wie ein leichter, kalter Nebel empor, und ganz tief im Osten färbt sich der Himmel in Orange.
Die Hähne haben schon in einem Hof zu krähen angefangen, eine Pforte wird zurückgeschlagen, da hebt das Pferd vor der Hausthür wieder den Kopf und spitzt die Ohren. Aber diesmal kam der Laut nicht von draußen, sondern von drinnen. Im nächsten Äugenblick dreht sich ein Schlüssel im Schloß und die Thür öffnet sich. Ein junger Mann in den Imanzigen, blond und mittelgroß, kommt heraus und die Treppe herunter, löst den Zügel des Pferdes und spannt ihm den Bauchriemen fester, ohne auch nur zurückzusehen. Hinter ihm in der Thüröffnung wird der Kopf und der Oberkörper eines Weibes sichtbar. Sie hält sich vorsichtig hinter der Spalte, offenbar um sich nicht in der Morgenluft zu erkälten: ihre Brust ist blos und in dem buschigen Haar sitzen noch Bettfedern. Das Gesicht giebt kein Alter an, es hat jene groteske Häßlichkeit ohne Ausdruck, die sich unverändert vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre erhält, — ein Gesicht mit einem Negermund und zwei kugelrunden, gelbgrauen, gierigen Augen. Der junge Mann setzt den Fuß in den Steigbügel und schwingt sich in den Sattel, ohne eine Wort zu sagen; und er wendet sich nicht einmal halb nach den, Weib in der Thür um, während er wie geistesabwesend und fast im Schlaf dem Hause zunickt und im Galopp davonjagt, den Weg entlang, über die Ebene hin, wo die Knechte gerade das Vieh zur Morgenweide umpstöcken, und die Mägde die Kühe melken, während die Sonnenkugel am Himmel emporrollt, ungeheuer und strahlend, die Verkündigen« eines heißen Tages.

II.

Eine halbe Stunde später wird der Reiter auf einem der weidenbeschatteten Wege sichtbar, die über die Ebene auf die See zuführen. Er lenkt von der großen Straße ab und in eine kleine hinein, welche im rechten Winkel von der ersteren aus und schnurgerade über die Felder hinläuft, hinter denen ein Hof zwischen seinen Baumgrupven sichtbar wird. Die Weiden verhindern die Aussicht nach beiden Seiten und ihre Zweige schlagen ihm unaufhörlich auf den Hut und ins Gesicht. Dann hört die Allee auf und eine Wegstrecke mit neugepflanzten Bäumen beginnt mit offenem Ausblick über Ebene und Meer. Der Reiter überschaut all sein angepflöcktes Vieh, das von, Wege ab sich in langer bunter Linie über das Kleefeld zieht; ein Junge geht die Reihe entlang mit den, Pflockhammer auf der

Schulter und zwei Mädchen sitzen zusammengekauert unter ihren Kühen, den Milchkübel zwischen den Knieen. Bei den Hufschlägen des Pferdes bleibt der Junge stehen und das eine Mädchen lehnt sich zurück, um besser sehen zu können, mährend sie die Finger an den Zitzen der Kuheuter auf- und niedergehen läßt. Dem mißtrauischen Auge des Reiters entgeht nichts von all dem: er sieht auch, wie das Mädchen sich plötzlich zur anderen hinkehrt mit einigen Worten, die er doch trotz aller Anstrengung nicht verstehen kann, und wie letztere die Finger stille stehen läßt, während sie sich duckt, um unter dem Arm verstohlen nach ihrem heimkehrenden Hauswirth hinzulauern.

Er reitet auf seinen Hof zu. Schon aus der Feme gewahrt sein spähendes Auge die Knechte, die ihre Sensen auf dem Schleisstein vor der Pforte wetzen. Er versteht, daß sie ihn bemerkt und es weitergesagt haben, denn wie an einer Schnur gezogen wenden sich alle Köpfe nach dem Wege, außer einem einzigen, dem des alten Käthners, der über seine Sense gebeugt bleibt, als gäbe es nichts zu hören oder zu sehen, jedenfalls nichts, was er hören oder sehen wolle. Das Alles dauert blos einen Augenblick; als der Hauswirth an seinen Leuten vorbei durch die Pforte reitet, haben alle so vollauf zu thun, als dächte keiner an diesem Morgen an Anderes, als sein Geräth in Ordnung zu bringen. Einer der Knechte verläßt die Gmppe, folgt dem Hauswirth auf den Hof und nimmt das schwitzende, schäumende Pferd entgegen, ohne ein Wort zu sagen oder seinen Herrn anzusehen.

Dieser geht ins Haus. Da wandert seine junge Schwester und räumt auf, öffnet die Fenster nach dem Garten und stellt das Kaffeegeräth auf den Tisch. Er vermeidet es sie anzusehen, und er hat es in der Empfindung, daß auch sie vermeidet ihn anzusehen. Aber gerade wie sie aus der Küche mit der Kaffeekanne hereinkommt und er ihr den Rücken zukehrt, fühlt er einen großen, langen, musternden, verachtungsvollen Blick in seinem Nacken. Er trinkt seinen Kaffee mit Schweigen, geht in die Leutestube, wo Knechte und Mägde Frühstück essen, und ordnet die Tagesarbeit an, darauf wirft er sich angekleidet auf ein Sofa und schläft gleich ein.

Als er aufwacht, merkt er, daß der Tag ein gut Stück vorgeschritten ist. Es summt und brummt um ihn hemm, draußen und drinnen; das Zimmer ist schwarz von Fliegen und in der Leutestube tickt die alte Schlag-uhr laut und bedächtig. In der Küche klappert es mit Tellern, zischt und kocht es: es ist also gegen Mittag. Er ist wie zerschlagen in allen Gliedern; und als er sich den ärgsten Schlaf aus den Augen gerieben, sieht er sich, wie er auf dem Sofa ausgestreckt liegt, in dem gerade gegenüberhängenden Spiegel: unrasirt, nicht ausgeschlafen, mit zerzaustem Haar und schmutzigem Kragen und ihm ekelt vor sich selbst. Er will gerade ausstehen, als er plötzlich still hält und auf den Ellenbogen gestützt horcht. Aus der Küche hat er ein eifriges Geflüster gehört, das laut genug geführt wird, um trotz des Ge-klappers verstanden zu werden. Er streckt den Kopf vor und kneift die Augen

zusammen: — ja natürlich; er hatte doch gleich ihren Namen aufgeschnappt. Die Thür zwischen der Kammer, wo er lag, und der Gesindeftube stand weit offen und die Thür zwischen dieser und der Küche war, wahrscheinlich aus Unachtsamkeit, auch nur angelehnt. Er schleicht auf Strümpfen und Zehenspitzen in die Gesindestube hinaus und setzt sich auf den uralten, niedrigen Stuhl mit der alterthümlichen hausgewirkten Decke darauf, der seit Vaters und Mutters und Großvaters und Großmutters und vielleicht noch längerer Zeit seinen Platz in der Ecke am eisernen Ofen gehabt, auf dessen beiden, ins Zimmer sich vorschiebenden Wänden St. Görans Kampf mit dein Drachen in erhabener Arbeit abgebildet ist. Er konnte von hier aus deutlich jedes Wort unterscheiden, das zwischen den beiden Mägden geflüstert ward.
„Ja, mein Seel', das muß ich doch sagen, nimmt er das schabbige Weibstück, so ist er schön dumm. Das war was für ihn! hat sie denn Geld?"
„Geld!" antwortet es verachtungsvoll. „Der Alte hat ja's Nest voller Jungen. Ein Windbeutel ist er auch und was er hat oder nicht hat, das weiß kein Mensch. Wie oft war er nicht schon ein Bettler. Jetzt sitzt er ja auf seinem großen Pachthofe, aber so weit hat er's schon früher gebracht; und stirbt er, so ist sie vielleicht ebenso nackt und blos, wie du und ich, wmn nicht mehr."
„Ob er sie wirklich heirathen wi«d?"
Keine Antwort; aber ein paar Heerdringe werden von einer wüthenden Hand auf ihre Plätze geworfen.
„Glaubst Du," fuhr die Andere fort, „daß sie ein Kind von ihm trägt!"
„Kind!" schrie es nun so laut, daß die Fragerin.beruhigend zischte.
„Kriegt sie ein Kind, so kann jeder Bothling eins kriegen. Man sagt von ihr," hier wurde das Flüstern so leise, daß der Horcher das Ohr dicht an die Thürsvalte legen mußte, „sie wollte kein Kind und darum pfuschte und pfuschte sie so lange an sich herum, bis - ja, ein Kind kriegt sie nicht, aber statt dessen . . ."
Die Erzählerin schnappte ab, es wurde einen Augenblick todtenM in der Küche und die beiden Mädchen starrten einander erschrocken an; der Horcher hatte sich mit einem Ruck vom Stuhl hinter der Thür erhoben und ging mit hörbaren Schritten in seine Kammer zurück, ohne sich die Mühe zu machen zu verbergen, daß er die Unterhaltung gehört. Er zog seine Schuhe an, nahm seine Mütze und ging in den Garten. Seine Schwester arbeitete in den Küchenbeeten; er ließ sich unlustig, schlaff und ekelkrank auf eine Bank fallen, wo er sitzen blieb bis zum Mittag gerufen wurde.
Und auf demselben Platz war er wieder, als man am Nachmittag einen Wagen auf dem Weg zum Hof heranrollen hörte. Gerade wie er auf die Haustreppe trat, schwenkte sein verheiratheter älterer Bruder durch die Pforte herein. Ihm hatte unbestimmt etwas dergleichen geahnt, er fühlte den Mißmut!) bis zum Ingrimm in sich wachsen, verschloß aber Alles in sich und ließ sich nichts merken.

„Bist Du aus und fährst herum mitten in der Ernte?" fragte er mit einem Funken von Spott in den verlegen halb abgewandten Augen.
„Ja, es ist halb Botengang für die Frauensleute," antwortete der Angekommene und gab feinein Bruder die Hand, während auch feine Augen seitwärts glitten. „Schwester hat was liegen, was ich für Ingrid abholen sollte."
Als die beiden Brüder ein paar Stunden fpäter, nachdem sie nach üblicher Sitte die Ernte und das Vieh besehen, beim Toddy zusammen im Lusthaus saßen, wußte er, nun würde es kommen. Es war mit ihnen gegangen und hatte um sie gekreist während der ganzen Zeit, das, was noch keine Worte gefunden hatte, aber drückend und ängstigend zwifchen ihnen lag; es hatte die Fragen lurzathmig, die Antworten abwesend, das Gespräch gezwungen gemacht: sie hatten die entferntesten Gesprächsstoffe aufgesucht und die weitesten Kreise um den Erplosionspunkt beschrieben, aber nur, um im nächsten Augenblick den Text, den sie scheuten, im gegenseitigen verlegenen Lächeln und ihren scheuen Blicken zu lesen. Jetzt, da sie einander gegenübersaßen, wußten sie beide, daß es keine Umkehr gab. Aber Keiner wollte den Anfang machen. Gerade wie der jüngere Bruder dasaß und nach einem Ableiter für das Unangenehme fuchte, das immer näher kam, trat eine Pause ein, eine lange, tiefe, bodenlose Pause, über die kein Zurückweichen mehr möglich war. Er warf einen hurtigen, halb bösen, halb leidenden Blick auf feinen Bruder; aber diefer hatte fchon das erste brutale Wort ausgesprochen.
„Man redet soviel Schlechtes von Dir unter den Leuten, Hans."
„So—o?"
„Ja, ich brauche wohl nicht zu sagen, weswegen?"
„O Du brauchst eigentlich gar nichts zu sagen. Kehr' Du vor Deiner Thür und Iah mich vor meiner kehren."
„Aber Du kannst wohl auch etwas an uns Andere denken. Es ist keine Ehre, wenn so Eine in die Familie kommt."
„Na, sie ist wohl nicht schlechter als Andere."
„Unsere Schwester ist nicht so, daß man von ihr sagen kann, sie sei Vaters Knechten nachgelaufen und auf der Straße in Kopenhagen gewesen. Und übrigens: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; wo ist sie denn hergekommen? Darum solltest Du Dich auch zu gut halten, um Dich mit solchem Volt einzulassen."
„Ich sag Dir's noch einmal: kümmere Dich um Deine Sachen. Ich bin wohl ebenso gut mündig, wie Du; ich thu', was ich will. Ich möchte wissen, was Du Dich in meine Angelegenheiten zu mischen hast?"
„Du bist nicht bei Vernunft. Aber thu', wie Du willst. In unser Haus soll sie nicht kommen, das weißt Du jetzt. Das kannst Du ihr sagen und sie grüßen."

„So — auf die Art also: Weibergekläff? Das hätte ich mir übrigens denken können. Die haben einander immer soviel nachzusagen. Hier geht Johanna tagaus, tagein herum und sieht hochmüthig aus. Und was Ingrid für ein Wesen bei Dir zu Hause macht, kann ich mir denken. Siehst Du nicht selbst, wie sie ihre klugen Köpfe zusammengelegt und Dich über Hals und Kopf hergejagt haben mitten in der heißesten Erntezeit, wo sonst jeder Mensch mit seinem Eigenen mehr als genug zu thun hat? Laß Du die Weibsleute klatschen und laß mich in Frieden. Besser war's, sie wüschen ihre Hände, damit sie nicht das beschmutzen, was sie anfassen."
„Das ist wohl eher Deine, die eine Wäsche mit Lauge nöthig hätte, um nicht abzufärben, wenn man sie anfaßt. Wenn Du es nicht weißt, so kann ich Dir's sagen, daß es ein allgemeines Gerücht ist, sie färbe auch noch anderes ab! Du thäteft also wohl. Dich vorzusehen."
„Du kannst ruhig sein. Ich weiß, was ich thue."
„Um so besser. Aber denke dran, daß ich gesagt habe, was ich sagte. Johanna," rief er der Schwester zu, die am anderen Ende des Gartens mit ihrer Handarbeit saß, „gieb mir nun die Muster für Mutter mit."
„Gehst Du schon?" fragte Hans trocken.
„Ja," antwortete der Bruder kurz.
Der Abend war gekommen; die Sonne war untergegangen. Hans hatte sich auf eine Bank vor seinen Garten gesetzt, vor ihm lag das tagsüber abgemähte Roggenfeld, hinter dessen aufgerichteten Garbenbündeln der kupferrothe Vollmond aufging. Im Hof schien Alles eingeschlafen; blos ein schwacher Windhauch strich von Zeit zu Zeit durch die Bäume. Eine Katze schlich am Grabenrand hin, blieb stehen, schlich weiter, that einen Satz an ihm vorbei und schlich dann wieder gemächlich. Ganz fern am Horizont vor ihm kräuselte sich das Meer, immer Heller unter dem steigenden Monde. Jetzt, in der Einsamkeit, im Schweigen, siel seine gekünstelte Selbstsicherheit zusammen; sie hatte kein eigenes Dasein, sie war nichts, als die Reaction gegen äußere Einwirkungen. Alle die Gründe und besorgten Fragen, die Andere im Laufe des Tages gegen ihn vorgebracht, ober die er empfunden und zurückgewiesen hatte, sie alle richtete er jetzt an sich selbst und in dem Nachtschweigen singen sie an zu reden; und Alles, was seine Unzugänglichkeit so starr gemacht: das böse Gewissen, die Furcht, was vorging nicht zu verstehen und nicht länger seines eigenen Schicksals Herr zu sein. Alles kam nun hervorgekrochen wie ebenso viele Gespenster im Mondschein und starrte ihn an, drohend und fragend. Und jetzt, da keine Zeugen zugegen waren, krümmte er sich vor sich selbst, verachtete er sich selbst, spannte er alle seine Kräfte an, um aus dein Ring zu entrinnen, in dem er sich bis zur Bewußtlosigkeit in die Runde drehte. Warum? und warum? und warum? Er wußte von ihr, was alle die Anderen wußten und zu wissen meinten, und noch ein gutes Theil mehr; er wußte vor Allem eins, was kein Anderer wußte: daß ihm vor ihr ekelte, vor ihr ekelte wie vor einem schleimigen Thier, auf das man zufällig mit

bloßem Fuß getreten; daß ihm ekelte vor ihrem Geruch, vor ihren Kleidern, vor ihrer Nacktheit, — mußte, daß er sie wie einen für Alle fichtbaren Ausschlag einer schändlichen Krankheit auf seiner Haut empfand, — mußte, daß er selbst weit mehr als alle diese Anderen, die es ihn merken ließen, mit dem Gefühle herumging, ein wirklicher Aussätziger zu sein. Und das einzige, elende, sinnlose Darum stieg vor seinem körperlichen Auge wie ein Gesicht empor, auf das er halb mit namenlosem Abscheu, aber auch halb mit unwiderstehlichem, unbezminglichem Verlangen starrte … Es war an einem Sommertag vor einem Jahr, da war er an dem weißen Haus beim Kirchhofsgitter vorbeigekommen. Sie stand in der Thür; sie kannten einander von Kindheit an; er mar auf ihre Aufforderung eingetreten; es war am frühen Nachmittag, der ganze Ort lag wie ausgestorben im Mittagsschlaf, und die Sonne brannte; kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören; die Natur glich einem Hund, der unter dem Fenster mit zitternden Lefzen und hängender Zunge liegt. Da war das gekommen; wie, das wußte er nicht; aber das, das, das, das einzige, elende, sinnlose Darum, das er nie anders zu fassen vermochte, denn als eine Vision, die er selber nicht verstand, der er nie Worte für Andere geben konnte, — dieses Eine, das er nie wie eine Vision vor sich erblicken konnte, ohne wie verhext, wie willenlos zu sein, dieses Eine, das er jetzt wieder wie eine Vision vor sich sah, während er einsam auf seiner Bank vor seinem Garten saß und der Mond immer höher am hellen Sommerhimmel stieg und immer kleiner und immer gelber wurde. Und er krümmte sich wie ein gereizter Eber, und sein Körper Kämpfte sich zusammen wie der eines Epileptikers, und seine grauen Augen wurden groß und weit offen, glühend und vorstehend wie an eine unsichtbare Nadel gespießt; im nächsten Augenblicke stand er auf, ging durch dm Garten, durch das Haus, über den Hof, in den Stall. Dort nahm er Steigbügel und Zügel auf den Arm, wanderte denselben Weg zurück, über den Hof, durch das Haus, durch den Garten, auf das Feld, wo ein Pferd in einiger Entfernung wieherte. Um nicht um den Hof herumzureiten, setzte er quer über sein Feld weg, dem Weg zu. Gerade wie er auf denselben einlenkte, wandte er sich instinktiv nach dem Hof um: der lag weiß im Mondschein; aber in der dunklen Gartenhecke gewahrte er noch etwas anderes Weißes, das ihn veranlaßt« dem Pferd wüthend die Fersen in die Seiten zu stoßen: er hatte das Kleid seiner Schwester erkannt.

III.

In einem Fenster des weißen Hauses vor dem Kirchhofsgitter schien Licht durch die herabgerollten Gardinen mitten in der taghellen Sommernacht. Wanderer, die vorübergingen, hörten Gespräch und dazwischen das Stimmen einer Violine, aus dein sich zuweilen eine ganz kleine Melodie hervorarbeitete.

Inwendig, in einem simpel und ziemlich leer aussehenden Zimmer, das blos durch die vielen Nippsachen auf der Kommode verrieth, wer es

bewohnte, saß Hans in der Ecke eines aufgemachten Schlafsophas und neben ihm in einem Schaukelstuhl die Eigenthümerin des Zimmers. Auf der Tischkante zwischen sich hatten sie eine halbleere Punschflasche und drei Gläser. Sie waren nicht allein: ein Dritter war gegenwärtig. Er stand mitten auf der Diele; in der einen Hand hielt er eine Violine, in der anderen den Bogen, und im linken Mundwinkel hing ihm eine Holzpfeife mit kurzem Stiel und enonnem Kopf. Er sah aus, als wäre er in den Fünfzigen, mar gut gekleidet, aber mager und hatte langes, braunes, ungekämmtes, graugesprengtes Haar und ebensolchen Bart. Seine skelettdürren, sehnigen Hände und das graubleiche Gesicht, dessen Schädel sich mit seiner ganzen Knochenbildung zeichnete, als märe sie durch stramme Sehnenbündel zusammengebunden, hatten die sonderbare, krampfhafte Zusammengezogenheit, die den mit der fallenden Sucht Behafteten eigenthümlich ist. Und in diesem Gesicht standen zwei große, unstäte, sich verdrehende Augen von unbestimmter Farbe, die Augen eines Irren.

Er war der eigentliche Wirth im Hause. Er war seinerzeit ein reicher Bauer gewesen, der plötzlich den Verstand verloren. Die Verwandtschaft hatte ihm dies Haus gekauft und ihn dahinein gesetzt unter der Pflege und Bewachung eines alten treuen Hausmöbels der Familie. Die alte Magd war im vorigen Jahre gestorben und die junge Person im Schaukelstuhl hatte sich für ihren Platz gemeldet. Der alte Irre war als „Vaterbruder Niclas" eine in der ganzen Umgegend bekannte und populäre Person. Er hatte monatelange helle Zwischenpausen, in denen er seine Zeitung las, seinen Toddn trank, seine Unterhaltung führte und wie andere Menschen, d. h. wie andere Schonender war, still, freundlich und melancholisch. Kam der Anfall, so war er unregierlich, leicht zu reizen und mißtrauisch, streifte meist auf den Wegen umher, ließ sich mit Krethi und Plethi in Gespräche ein, machte Besuche bei „seinen Freunden", einigen zum Ergötzen, anderen zum Aerger.

Er war gerade mit seinein Stück zu Ende und trat in verlegener Unentschossenheit von einem Fuß auf den anderen, während er halb schlau, halb scheu die Beiden am Tisch betrachtete.

„Trink ein Glas," sagte Hans, „das macht gute Laune".

Der Alte lachte — ein ödes Lachen, ein Gerippezucken, eine Grimasse —, nahm Bogen und Pfeife in dieselbe Hand, die das Instrument hielt, griff nach einem gefüllten Punschglas und nippte zögernd daran.

„Ein' ordentlichen Schluck!" rief das Mädchen. „Das taugt nichts. So! das ist gut! dann schläft Niclas fester," fügte sie laut lachend hinzu und zeigte alle ihre gelben starken Zähne, dabei ging ein Blick heimlichen Einverständnisses zu Hans hinüber.

Der Alte äffte ihr Lachen nach, sah anzüglich von, Einen zum Andern, als wäre ihm was auf der Zunge, stand eine Weile unschlüssig und leerte das Glas bis auf die Neige.

„Ich trank auf Euer Wohl, Kinder," sagte er ritterlich. Darauf steckte er die Pfeife wieder in den Mundwinkel, stützte die Violine an die linke Schulter, nahm den Bogen in die rechte Hand und fing an zu stimmen und zu quintiliren.
Das Mädchen wollte sein Glas wieder füllen, aber Hans hielt ihre Hand fest.
„Warum nicht?" fragte sie.
„Nein, du sollst nicht."
„Dummheit, was schadet's?"
„Du sollst nicht; er verträgt nicht mehr."
Sie warf sich an ihn und flüsterte ihm was ins Ohr mit ihrem früheren Lachen. Der junge Mann zog sich unwillig in seine Sofaecke zurück. Der Alte hatte nichts gesehen oder gehört; er war mitten in einer Weise.
„Na, hört er bald auf?" schrie ihn das Mädchen brutal mit bösen Augen an. „Nun geht er sich hinlegen; es ist Zeit zum Schlafen."
Der Bogen strauchelte in der Hand des Alten, zog einen falschen Ton, strich ein paar Mal aufs Ungefähr über die Saiten und setzte ab.
„Du hättest mich wenigstens zu Ende spielen lassen können," sagte er vorwurfsvoll. Er stand eine Weile verstimmt und ordnete seinen Kram. Plötzlich klärte sich sein Gesichl auf, er trat feierlich an die Beiden heran und hob mit einem anzüglichen, schmachsinnig-ironischen Lachen seine beiden Hände mit dem Bogen und der Violine über ihre Häupter wie ein segnen« der Priester. Darauf wandte er sich um und ging aus dem Zimmer und in das seine, ohne ein Wort zu sagen.
Das Mädchen war aufgestanden und ihin nachgegangen: sie wollte nachsehen, ob Alles für ihn zurechtgelegt mar. Hans mar auch aufgestanden; er konnte nicht stillsitzen; alle Gedanken waren auf einmal weggeflogen und nichts war übrig in seinem Kopf, nicht das Geringste, als eine unerträgliche Unruhe des Wartens, die ihm in allen Nerven zitterte, und außerdem eine Vision, die Vision dessen, was jetzt kommen sollte; er hatte sich mechanisch, ohne es selbst zu wissen, mitten ins Zimmer gestellt, wo der Tolle eben gestanden, das Gesicht nach der Thür gewandt, durch die er eben verschwunden und durch die sie jeden Augenblick zurückkehren mußte. Seine Hände zitterten, seine Lippen zitterten und seine Augen blickten wie die eines Hypnotisirten oder eines Irren. Die Thür ging auf und sie kam herein; er wurde auf einmal ruhig, er sammelte gleichsam sein ganzes Wesen für den nächsten Augenblick; seine Augen folgten ihr wie die Augen eines Hundes vor einer Mßhandlung seinem Herrn folgen. Das Mädchen warf blos einen raschen Blick auf ihn und ging dann ganz ruhig, als hätte sie nichts bemerkt, an den Tisch, setzte sich in einen Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte und das Gesicht in die Hände und betrachtete ihn mit ihren gierig neugierigen Augen.
Also noch nicht! er sah sie fragend an.

„Dein Bruder fuhr heute vorbei", fing sie an. „Was hat er dir nun wieder für schöne Sachen von mir erzählt?"
„Weshalb sollte er nothmendigerweise gerade von Dir sprechen? Wir können wohl über andere Dinge zu sprechen gehabt haben, als präcis von Dir."
„Ach, komm nur heraus damit, je eher, je besser. Ich stand draußen auf der Treppe, aber er beschwerte sich nicht 'mal damit zu grüßen. Er wagte mich gar nicht anzusehen. — Uebrigens habe ich auch heute Besuch gehabt."
Er sah sie unruhig fragend an.
„Ja, vom Vater. Er meint, nun könnte es bald genug sein mit diesem Hin- und Herziehen. Das finde ich auch. So denkst du wohl aber nicht, — wenigstens heute nicht, wo eure Frauenzimmer deinen Bruder drangekriegt haben, das verlorene Schaf auf den rechten Weg zu leiten."
„Laß Du meine Verwandtschaft in Frieden. Ich thue, was ich will; in diesem, wie in allem Andern!"
„Ja, dann thu' aber auch was!" schrie das Mädchen plötzlich zwischen Weinen und Wuth auf. „Ich will ein Ende mit der Geschichte haben, ich will nicht länger, daß Alle mit Fingern auf mich weisen, ich will was Bestimmtes von Dir, hörst Du! Was bist Du für Einer, der weder Eins, noch das Andere kann, und nicht weiß, auf welchem Bein er stehen soll. Ich will ein Ende haben, begreifst Du das —?"
Sie hielt plötzlich inne und fuhr ganz gelassen fort mit fast kaltem Ton, während ihre Blicke sich in die seinen hingen wie mit tausend unsichtbaren Haken.
„Willst Du, oder willst Du nicht? Heirathest Du mich oder nicht? Reine Antwort!"
Er wurde weiß wie ein Laken, sein Blut wechselte die Temperatur und in dem Schwarzen vor seinen Augen ringelten sich, gähnten und winimelten eine Unzahl unwirklicher ungeheuerlicher Gestalten, nicht ganz Wesen und auch nicht blos Phantasien und weder Thiere noch Menschen.
„Willst Du, oder willst Du nicht? Reine Antwort. Ja, oder nein?"
Die Worte wurden zu Körpern, zu Eisen um seine Hände, zu Bleikugeln um seine Füße, zu Händen um seine Kehle; sie standen rund um ihn hemm wie fragende Augen, große, runde, gierige, gelbe Augen, ihre Augen, Augen, die alle auf Antwort warteten; sie sperrten alle Auswege für ihn ab, sie bewegten sich inwendig in seinem unbewußten Wesen, in seinem Blut, in seinem Trieb; er glaubte zu suhlen, wie sie das verhängnißvolle Jawort irgendwo tief unten in ihm losmachten, irgendwo in weiter Ferne, die doch eins war mit seinem eigenen Ich . . .
Er mußte ein hörbares „Ja" gesagt haben, denn auf einmal hatte das Dunkel um ihn herum sich getheilt und er sah das Weib aufgerichtet vor ihm stehen, mitten im Zimmer, mitten im Lampenlicht. Ja, nun kam es, — es rieselte wie Gluth und Frost durch ihn. Ihr Mund stand halboffen^ ihre Nüstern weiteten sich, die Augen, kugelrund und geröthet, sprühten Funken

glänzten wie Katzenaugen im Fmftern. Die Lampe ward ausgelöscht, die Gardine war dunkel, es wurde Nacht im Zimmer; er sah nur ihre leuchtenden Katzenaugen und ihre weiße Wäsche. Und nun mar er mitten im Mysterium: Verlangen und Grauen, Haß und Anziehung, zähneklappernde Luft mitten im Abscheu — .

Seine Brust keuchte, er fühlte, wie sie ihm näher kam, wie etwas in seiner Seele sich noch einmal, blitzschnell, voll Ekel aufrichtete und gleich darauf nachgab und es zog und zog, gab nach und nach; und plötzlich strickten sich ihre Arme um ihn zusammen, er roch ihren Athem, er sah etwas Weißes wie Braut und Leiche .... ein Schauder überlief ihn, dann eine wilde Gier

IV.

Ein Jahr war vergangen und es mar wieder Sommer, — ein Sonntag nach dem Gottesdienst und der Mittagsruhe, gerade als alle Wege und Stege der Ebene von festlich gekleideten Menschen zu wimmeln ansingen, die zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen in den Wald, oder zu Besuch bei Freunden und Verwandten fuhren.

Durch die Weidenallee, auf die Einfahrt von Hans' Hof zu, rollte der eine OKär-k-bäv« nach dem anderen, verschwand in der überbauten Pforte, fuhr im Bogen mit Peitschenknall vor der Haupttreppe auf und lieferte seinen Inhalt an Jugend ab. Die leeren Zimmer des alten Hofs singen sich an zu füllen, die grünen Lusthäuser des Gartens schmückten sich mit Sommerkleidern in allen Blumenfarben und auf dem Rasen unter den Bäumen in der Parkanpflanzung lagen junge Männer auf Rücken und Bauch, tranken Todd« und rauchten Cigarren.

Als es nämlich bekannt geworden, daß Hans mit dem berüchtigten Frauenzimmer versprochen war und die Hochzeit gefeiert werden sollte, sobald die Ernte eingebracht und alle Felder leer waren, hatte der Freundeskreis sich vereinigt, noch einmal jung mit dem zusammen zu sein, der nun für immer aus dem Jugendleben hinaustreten sollte. Man machte einen Strich über Alles, was nicht war, wie es sein sollte und was man am liebsten nicht gesehen hätte; das war eine Sache für sich, die man liegen ließ und übersah; aber jeder alte Freund wollte noch einmal mit Hans anstoßen, jedes junge Mädchen noch einmal mit ihm tanzen, denn er war mehr bei Allem dabei, geselliger und beliebter bei den jungen Mädchen und jungen Männern seines Standes gewesen, als die meisten Junggesellen des Plattlands. Man hatte es ihm auch anmerken können, daß er während des verflossenen Jahres ein Anderer geworden, als er früher gewesen, ein Mensch, den, wo er hinkam, Verstimmung drückte und der Einem leidthat; und man wollte noch einmal, wenn auch nur für ein paar Stunden, den alten Menschen in ihm wieder aufwecken.

29H <vla yansson in Veilin.
Denn das swnd auf ihm geschrieben, daß das vergangene Jahr ein schweres für Hans gewesen war: alle die vielen Tage, die zwischen zwei Sommern liegen, schienen ebenso viel schwere Stunden gewesen zu sein, die eine nach der andern auf seinen Schultern hängen geblieben waren. Ein nimmer ruhender, immer wieder von Neuem aufgenommener, unaufhörlich verschärfter Kampf war zwischen seiner Familie und ihr, die seine Frau sein wollte, ausgefochten worden, ein harter, böser Kampf, der an Zähigkeit und Bitterkeit dadurch gewann, daß er indirect und im Verborgenen geführt wurde. Und er war das Werkzeug dieses Kampfes gewesen, durch ihn hatte der eine Theil an den andern heranzukommen gesucht; ihn trafen zuerst die vergifteten Stiche und die Streiche aus dem Hinterhalt; jede böse Nachrede kam zuerst zu ihm. Bei Allem, was er that, wie er es auch einrichtete, wie er sich auch stellte, wie er auch in den Kampf eingriff, konnte er nicht vermeiden sich selbst ins Fleisch zu schneiden; die besten Gefühle derer, die sein Bestes wollten, mußte er verwunden; und wenn Alles in ihm: Verstand, Feiufühligkeit, inneres Bedürfnis;, im Bewußtsein übermäßiger, absichtlich ihm zugefügter Kränkung sich gegen die unwürdige Tyrannei erhob, rief diese in seiner eigenen Natur Bundesgenossen zu Hilfe, gegen die er nichts vermochte und denen er unabhelfbar unterlag. Unter diesem Streit versiegte seine Lebenskraft, als wäre eine Ader in ihm geöffnet, oder das Mark aus seinen Knochen gesogen worden; er verlor seinen Willen, er verlor sein Lachen, er verlor seine Lust am Leben, und sein Körper verfiel mit seiner Seele, seine Augen bekamen eine andere Farbe und der Mund neue Linien. Er hatte angefangen, menschenscheu zu werden und saß zu Hause auf seinem Hof« ohne auszugehen oder Jemanden bei sich zu sehen; es schien, als hätte er selbst mit Wissen und Willen sein altes Ich, das ihm und Anderen zur Freude dagewesen war, begraben und ließe die Pforte zufallen, ohne auch nur Lebewohl zu den Freunden gesagt zu haben.
Da hatten diese auf einem Waldausflug, wo er vermißt wurde und sein Schicksal ohne augenblicklichen Grund ganz plötzlich wie ein kalter beklemmender Schlagschatten über ihre Sommerstimmung fiel, in einem Gefühl von Mitleid und unklarer Furcht beschlossen. Alle zusammen den Einsiedler in seiner Höhle aufzusuchen und ihn aus seiner Verzauberung ins Leben zurückzuzwingen, sei es auch nur für einen kurzen Sommernachmittag. Eines Sonnabends ging die Botschaft rund; und so geschah es, daß Wagen auf Wagen in seine Pforte schwenkte, über seinen Hof auf die Treppe zufuhr, und daß seine Zimmer, in denen das Schweigen seine Spinngewebe über das muntere Leben von Geschlechtern spann, sich mit jungen Gesichtern und bunten Kleidern an einem warmen und stillen Sommertag füllten, als der Gottesdienst und der Mittagsschlaf vorüber waren und man auf dem Plattland aus seinen Häusern geht, um sich zu vergnügen und den Sommer zu genießen, während er noch da ist — ehe der Herbst kommt.
Aber er saß tief drunten in einem verzauberten Berg bei der Huldra,

und die Freunde, so wenig wie er, kannten die Formel, mit der er zu sprengen war. Das Erinnerungslied, das sie leicht und sorglos spielen wollten, hörte er nicht; oder es zerfiel in lauter unverbundene Töne, sobald es ihn erreichte. Er stieß mit den Männern an und er tanzte mit den Mädchen, aber mechanisch, nachtwandlerisch, ohne Wärme, ohne Gefühl dafür, was von vergangener Freude oder gegenwärtigem Genüsse darin lag. Eigentlich war er nichts als ein einziger Sinn, eine einzige Fähigkeit: Beobachtung, mißtrauisches Spähen nach heimlichen Blicken, nach heimlichen Verständigungen, nach mit stummem Mienenspiel getauschten Gedanken, -— nach Allem, was auf sie und ihn Bezug haben konnte. Er durchschaute Alles. Er gewahrte, daß einige Freunde gegen seine künftige Gattin thaten, als wäre sie nicht vorhanden, und sie nicht zum Tanz aufforderten, während sie ihm selbst mit übertriebener Herzlichkeit begegneten. Er gab Acht darauf, wie sie zwischen den verborgenen Klippen kreuzte und wie sie unaufhörlich als das plumpe Fahrzeug, das sie mar, auf Grund lief und sitzen blieb: bald allzu dankbar für erwiesene Freundlichkeit, bald allzu unbeherrscht roh einer wirklichen oder vermeinten Geringschätzung gegenüber. Er las, wie von einer Riesenschrift für Schwachsichtige, den Text ab, daß sie ein Wesen von anderem Schlag sei, als die andern jungen Mädchen, unter denen sie sich bewegte, einsam zwischen ihnen. Woran das lag? Ja, das ließ sich nicht sagen. Sie war gewachsen wie die meisten andern; sie mar weder lang noch kurz, weder mager noch voll. Am Munde allein, der immer offen stand und die breiten Vorderzähne zeigte, konnte es nicht liegen; ebenso wenig an der Nase, die etwas pockennarbig war; auch nicht an den Korkenzieherlocken über der Stirn. Aber er sah — mit Augen, die kaum seine zwei leiblichen waren, eher Augen in seinem Unbewußten, seine feinste physische Empfindung, Fühlhörneraugen — daß sie wie ein fremdes Element war, welches vergeblich in der Masse der andern Mädchen aufzugehen suchte, beständig allein blieb, unwillkürlich immer wieder ausgeschieden wurde durch Mächte und Processe, die unsichtbar blieben. Und darüber war plötzlich die Stunde für ihn da, in der er begriff, daß hier zwei Welten beisammen waren, zwischen denen an keine Verschmelzung zu denken war, zwischen denen gewählt werden mußte, und folgte er ihr, so war das dasselbe, wie jeden Augenblick ein ganzes Leben lang, immer von Neuem, sich von der vermandt-socialen Sphäre, mit der er organisch zusammenhing, loszureißen, während Stück auf Stück von seiner Seele, von seinem Fleisch, von seinem Herzen in ihr zurückblieb. Und je besser er das begriff, desto deutlicher sahen die Freunde die neue Farbe seiner Augen, die neuen Linien seines Mundes, eine dunkle harte Farbe, resignirte und drohend fragende Linien, und von dem Seelenkampf aus, der schweigend drunter arbeitete, ging ein unbestimmbares, unsichtbares Etwas zu den Menschen und drang in ihre Sinne und Seelen, als dunkler Farbenton, als düstere Melodie, als eine Verfinsterung in der Stimmung.

Der Abend war gekommen und die Nacht, — eine schwüle stille Sommer-

nacht nach einem heißen stillen Sommertage, die Luft war voll vom Duft der Mrten und der reifenden Saat und das Mondlicht schwamm wie eine Brücke auf dem Meer. Die ganze Gesellschaft saß im Garten um zwei Studenten zusammen, die Bellman sangen; der Wirth allein hatte sich in eine Fenstervertiefung des großen Saals zurückgezogen, wo der Abendtisch gedeckt wurde. Die Fenster standen weit offen und er blickte in den Garten hinaus, « der so hell im Mondschein lag, daß auch der kleinste Zweig den Schatten feines Umrisses deutlich auf den Weg und auf die meißgekalkten Hauswände warf. Die Nacht mar doppelt still nach dem letzten Lied; es floß Alles zu einein Ganzen zusammen: das Lied, der Mondschein, die Stille; und im Lauscher und Betrachter am Fenster stieg ein bitteres Gefühl auf, zusammengesetzt aus Sehnsucht und Verstoßensein: das unmittelbare Bewußtsein, daß diese in sich geschlossenen Welt ein für immer unzugängliches Heiligthum für ihn geworden. Er hatte schon eine Bewegung gemacht, um zu gehen, da besann er sich: man hatte wieder angefangen zu singen. Er blieb stehen: es mar Schonens einziges, unvergleichliches Volkslied, das gesungen ward, das merkwürdige Lied, in dein die Eigenart eines Landes und Volks sich zu Wort und Ton krystallisirt hat, in dem Alles liegt, was dieses Landes und Volks ist, der Linienrhuthums der Natur und der Seelenrhythmus der Menschen, die Poesie der einen und die Charakterschätzung der anderen, Zartheit und Strenge, Empftndnngsfeinheit gleich dem zarten Licht der Herbsttage des Landes und Rauheit gleich seinem Frühjahrssturm, Monotonie, wie das contourlose Plattland monoton ist, und einwiegende Stimmungsfülle, wie sie dieser Monotonie eigen, Besänftigung, wie sie von einem guten Traum ausgeht, und Härte, wie das hart ist, was jenseits der Träumerei liegt:

Die Jungfrau ging zur Quelle,
Nach Wasser wollt' sie geh'n

Der Lauscher stand unbeweglich in seiner Fensterecke, eine dunkle Silhouette auf dem hellen Hintergrund des beleuchteten Zimmers. Es war für ihn nicht länger sein Vetter, der Student, der sang, es mar überhaupt nicht mehr ein einzelner Mensch, der sang; es war der Mondschein, der das Lied sang, es war die Nacht, war die Sülle, war die Erde selbst, mar seine eigene Seele. Und wovon gesungen wurde — das war, wovon dieses Landes Kinder leben, und woran sie sterben. Es mar ein Gericht über ihn, das von Glied zu Glied aus der langen Reihe seiner Vorväter bis zu ihm herüber klang und aufstieg aus seinen von den Vätern ererbten Aeckern:

Doch kommt die Maid um ihre Ehr',
Die blühet nie aufs Neu.

Er wandte sich plötzlich um. Seine künftige Gattin stand am Speisetisch und ordnete daran. Für sie war kein Lied gesungen worden.

V.

Und die Ernte ist geborgen und die Hochzeit wird gefeiert mit Ueberfluß und Glanz und in der Nacht fährt Hans heim mit seiner Braut.

Der Schwiegervater hatte die Thaler rollen lassen, die Speisekammer mit Vorräthen und den Keller mit Wein und die Stuben mit Gästen gefüllt; es war ja in Allem sichtbar, daß er seelenfroh war, seine Tochter verheirathet und obendrein so gut verheirathet zu haben, meinte Hans; da konnte er sich doch auch nicht lumpen lassen, weil ja doch keine andere Mitgift heraushing; und es kam ihm gerade recht, mit solch einem überwältigenden Eindruck die vielm nachdenklichen Betrachtungen zu zerstreuen, von denen der Schwiegervater und sein Haus nur zu gut wußten, daß sie sich im geheimen Innern manches Gastes regten, der scheinbar aufmerksam oder gleichgiltig das Schauspiel an seinen Augen vorüberziehen ließ. Aber es mar immer noch mehr als Einer da, der nicht auf den groben Köder anbiß; ihm, Hans, jedenfalls hatte die ganze Gasterei nicht Sand in die Augen gestreut; für ihn war und blieb dieser Tag sein ganzes Leben lang der Tag der großen Schande, der Punkt in seinem Leben, an den er nie würde zurückdenken können, ohne sich vor sich selbst verkriechen zu wollen.

Als er mit diesem Weib, das in einer halben Stunde seine Gattin sein sollte, aus der Brautstube in den großen Saal trat, wo der achtzigjährige Probst, der seinen Vater und seine Mutter begraben, und nur aus Achtung für seine Familie, die eine der ersten der Gemeinde war, in eigener Person die feierliche Handlung übernommen, hoch und weißhaarig vor dem Brautschemel stand, mit dem großen schwarzen Buch in der Hand, während die Verwandten, ernst und unbeweglich, sich in zwei Reihen an beiden Seitm anschlössen, da bemächtigte sich seiner die Vorstellung, er ginge zur Hinrichtung seines eigenen, alten, guten, ehrbaren Ichs, und er sah das Jawort in der Luft über seinem Kopf schweben, blinkend wie ein Beil, fertig im ersten besten Augenblick auf seinen entblößten Hals zu fallen. Er befand sich in einem wunderlichen Seelenzustand, der sich immer mehr verschärfte, je weiter die Handlung vorschritt: er fühlte sich in eine Art Betäubung versenkt, in der er doch unendlich subtilere Sinne hatte, als jemals in seinem normalen Wachen, und er war wie durch ein unsichtbares Etwas von der umgebenden Welt geschieden, während er doch jede geringste Erscheinung in derselben aufzufassen vermochte. Er sah das Gesicht seines Schwiegervaters, ohne daß seine Augen sich nach ihm hinwandten, und es stand vor ihm in einer so sonderbaren Beleuchtung, daß er Alles, was darin vorging, herauszulesen vermochte; und das unterdrückte Weinen, das er einmal von der Thür her auffing, kam, das mußte er, von seiner Schwester. Und die Handlung schritt ununterbrochen vorwärts, und das Beil siel, und er hörte, wie sich etwas gleichsam von seinem Wesen löste und mitfiel; und es kam ihm vor, daß er um sich selbst in die Runde schnurrte wie ein Frosch, dem man den Kopf

abgehauen, als ihm nach beendeter Handlung die Hand von Probst und Verwandten und Krethi und Plethi gedrückt ward. Er fühlte sich wie ein Gichtbrüchiger, wie ein Lahmer, und hatte nur eine allgemeine Empfindung von Schwere: die Schwere des Weibes, das er am Arm hatte. Und alle die schwarz- und weißgekleideten Menschen waren ja Beerdigungsgäste und sie aßen und tranken auf sein seliges Hinscheiden, und er selbst aß und trank mit seinem eigenen todten Ich, und sie, das Weib, das er nun als seine Braut heimführte, hatte ihm auf den Teller gelegt und ihm das Glas gefüllt

Und das Gefühl seiner Schmach überfiel ihn, wie er nun auf der Wagenbank neben ihr saß und seine Pferde lenkte: die Erinnerung an Alles, was er mährend dieses Tages gelitten, die geringste .Kleinigkeit von aufgefangenen mitleidigen Blicken, von erstaunten Blicken, fragenden Blicken, von Mienenspiel, das ohne Worte zu ihm redete, und von Geflüster, dessen Inhalt er von der Bewegung der Lippen ablas — Alles kam wieder; das plötzliche Bewußtsein davon, daß diese Schande so lang sein würde wie sein Leben, daß sie unauslöschlich sein, seiner Stirne eingebrannt sein würde wie ein Stempel, daß sie ihm folgen würde, falls einmal ein Sonnentag käme, wie sein Schatten in Gestalt dieses Weibes, das jetzt neben ihm auf der Wagenbank saß, das Alles brach plötzlich aus ihm hervor in einer Raserei ohne Zügel, die ihm die Fäuste ballte und roth vor seinen Augen hing.

Er bog sich vor, faßte die Peitsche fest und ließ hageldichte Hiebe auf die Pferde niederregnen, bald auf das eine, bald auf das andere. Die Thiers setzten in Sprüngen vorwärts und der lange, groteske Schatten des Wagens sprang nebenher im Septembermondschein über die Wiesen; aber der Lenker zog die Zügel mit so starkem Griff an, daß die Thiers plötzlich stiegen und auf den Hinterbeinen standen, die Schnauzen aufrecht in der Luft. Und wieder sing das Peitschen an; schweigend, ohne ein Wort, vornübergebeugt, ließ er die Peitsche sausen. Plötzlich fühlte er eine Hand ihn um das Handgelenk fassen; erstaunt wandte er sich um und sah seine Gattin halbaufgerichtet:

„Was fällt Dir ein? kannst Du nicht fahren wie andere Menschen?"

Im nächsten Augenblick hatte er die Zügel fallen lassen, die Pferde griffen wie rasend aus, der Wagen that einen Satz und sie siel in den Sitz zurück. Aber gleichzeitig stand auch schon Hans aufgerichtet und ihr zugewandt; er hatte die Peitsche umgekehrt und schwang sie hoch über ihrem Kopf; sie war blitzschnell in eine Ecke gekrochen und hatte den Griff der Peitsche gefaßt: gleich darauf hatte Hans die Peitsche losgerissen, aber da begegnete er ihrem Blick. Wäre es der Blick eines erschrockenen Weibes gewesen, — er hätte zugeschlagen; wäre es der Blick eines bittenden Weibes gewesen, — er hätte zugeschlagen; aber die giftige, schwarze Seele, die ihm aus diesen Augen entgegenstarrte, brachte seine Hand zum Sinken.

VI.

Eines Nachmittags gegen Ende des Jahres lag Hans zwischen Schlaf und Wachen auf dem Sofa in seiner Kammer. Träumte er oder war er wach, er wußte es nicht und fragte übrigens auch nicht darnach. Er hatte die Augen geschlossen, aber er hörte die Schlaguhr ticken. Er lag und fühlte sich wohlig und wunderte sich über den Zustand, in den er gerathen war, nachdem er ihn, er wußte selbst nicht wie lange? nicht mehr gekannt. Ein überströmendes Wohlgefühl, das plötzlich, ohne Motiv, den Menschen durchdringen kann, war über ihn gekommen, ein Wohlgefühl, das ganz allgemein und ganz physisch ist, wie warme Ströme, die Einem mit dem Blut durch den Körper eilen, einer dicht hinter dem anderen mit jedem Herzschlag, und die man mit der Empfindung verfolgen kann, jeden einzelnen deutlich für sich, von seinem Anschwellen bis zu seinem Ausrollen. In solchen Momenten ist es, wo der Mensch sich ganz unaufgelöst animalisch glücklich fühlt, und in solchen Momenten ruht er im Augenblick, wie in einem wannen, duftenden Bad. Hans mar es, als ob sich eine langwierige krampfhafte Spannung in seinem ganzen Wesen, im Körper und in der Seele, endlich löste. Es mar einer jener grauen stillen Tage, deren die Jahreswende in Schonen so viele hat: der Himmel ist eisenfarbig und die Ebene dämmert undeutlich hervor aus einem feuchten Nebel, der dazwischen zum Strichregen wird; die Stille ist so groß und tief, daß sie sich förmlich zu etwas verdichtet, was man mit all seinen äußeren Sinnen als eine concrete Oede empfindet. Die Schlaguhr tickte, hörbar und abgemessen, zwei Schläge nach einander und dann eine Pause; von der Scheune her hörte man das monotone Brummen der Dreschmaschine, dumpf und schwer, wenn sie mit Saathalmen gefüttert worden, rasselnd von Eisen, wenn sie einen Augenblick leerging; und dann und wann krähte ein Hahn so mittagsschläfrig vor den Fenstern, daß Hans unwillkürlich gähnen mußte. Und die Zeit ging, ohne daß Hans davon wußte, noch wie spät es mar; in diesen glücklichen Augenblicken hört der Begriff Zeit für den Menschen auf: Darüber mußte er indessen eingeschlafen sein, denn ihm schien, er wäre einmal aufgewacht, als die Thür von der Gesindestube aufging und etwas Schweres auf einen Stuhl neben ihn geworfen wurde. Er öffnete die Augen, sah, daß es die Zeitungen waren, nickte wieder ein und fuhr fort zu dämmern. Der Tag wurde immer grauer und die lange nordische Schummerstunde sing an, in der es weder Tag noch Nacht ist, — melancholische Stunden, wo der Mensch sich einsam, Heimlos und verlassen fühlt. Lauter angenehme Regungen stiegen auf im Gemüth des Träumenden, wurden zu glücklichen Empfindungen von dem, was er wünschte, und von dem, was er gehabt hatte, zu Träumen und Erinnerungen. Wie oft in vergangenen Jetten, gerade an Tagen wie dieser und gerade zu dieser Stunde, unter deni grauen, schmermüthigen Dämmerungslicht, war er traurig umhergegangen, so behaglich und ohne Ursache traurig, und dann hatten die Hunde angefangen

zu bellen und Wagenrollen war vom Wege gehört worden und bepelzte, bestiefelte, nasse Freunde waren in den Hof gefahren gekommen! Und wie hatte das nicht geschmeckt, das Gespräch in der Schuminerstunde beim rauchenden Toddy, während es im eisernen Ofen gemüthlich knackte und prasselte, und das Dunkel zur Nacht wuchs! Mit der Erinnerung kam ein leiser Ton von Sehnsucht in seine Stimmung; ein ganz kleiner Wellenschlag war in dem stillen Wasser angeweht; seine Ruhe war getrübt; ein Element von Verlangen war in dieselbe gekommen. Das Bedürfnis; nahm Form für ihn an, die Erinnerung wurde zur gegenwärtigen Wirklichkeit, der geträumte Laut, der durch seine Seele klang, verwandelte sich zu einen« Laut in seinen Ohren — er hörte Hundegebell und Wagenrollen. Er lachte halb glücklich, halb mehmüthig über diese Phantasien, die ihm Bilder vor seine geschlossenen Augen und Laute vor seine schlaftrunkenen Ohren gaukelten — da fuhr er mit einmal in halbsitzender Stellung vom Sofa auf, mit weitoffenen Augen und ganz wach in allen Sinnen: er sah den Hund wie rasend um sein Hundehaus springen und an seiner eisernen Kette zerren, während ein Wagen durch die Pforte gepoltert kam und in einem Bogen am Fenster vorbei auf die Treppen zuschoß.

Und den ganzen Abend hindurch, während er zusammen mit seinen Gästen, zwei alten Freunden und Nachbarn, saß, ganz wie in alten Tagen, folgte ihm dies wunderbare Wohlbefinden, das über ihn gekommen wie eine schmeichelnde Hand. Er hatte einen jener „glücklichen Tage", wo Alles in und um den Menschen ihm wohlgeräth. Er fühlte sich so rein im Gemüth wie nach einein Bad und es war Ruhe in seiner Seele: er war froh ohne Grund und auf die stille Weise, die Sonnenschein übers Antlitz gießt und sich Anderen in vollen wannen Blicken mittheilt. Er saß still träumend, glücklich erstaunt: er fand sich selbst als einen neuen und anderen Menschen in einer neuen und anderen Welt. Daß eine Verwandlung an diesem Tage in ihm vorgegangen war, wie der Buchenwald in einer einzigen Nacht ausschlägt, das kam ihm nicht zum Bewußtsein und noch weniger verstand er sogleich etwas von dem Wesen dieser Verwandlung. Das allein war ihm klar, daß dieser neue und andere Mensch einer war, den er schon früher gekannt in verschwundenen, glücklichen Tagen, und daß gerade aus dieser anderen, jetzt so neuen Welt er sich einst selbst vertrieben hatte, um in was hineinzutreten? in die Verdammniß, in die Welt, in der er zwei Jahre lang und noch an diesem Morgen gelebt, als er aufstand, ja bis zu der seltsamen Stunde an diesem Nachmittag, da er sich frei und erneut fühlte.

Die Gäste hatten Abschied genommen und Hans stand allein vor seiner Pforte und hörte die Wagen davonrollen draußen im Dunkeln. Vor ihm war Alles schwarz, Himmel und Erde nicht von einander zu unterscheiden und die Lichter im Dorf leuchteten hie und da aus der nächtlichen Einförmigkeit hervor. Er stand lange, unbeweglich, versunken in Betrachtungen; er verstand nicht, weshalb ihm so erwartungsvoll feierlich zu Muth mar wie

damals, wenn er als Kind gewaschen und in seine besten Kleider gesteckt worden und in der beginnenden Dämmerung vor der Hofpforte stand und den Weihnachtsabend von allen Kirchen des Plattlands einläuten hörte. Als er sich schließlich mechanisch umkehrte, um hineinzugehen, blieb er plötzlich zaudernd stehen: es war etwas in ihm, was ihn zurückhielt, — eine Hand, ein Bedenken, eine Unlust. Er schloß die Pforte ab und ging um die Hofecke herum in den Garten. Er war dunkel wie die Nacht: blos ein Stück der Buchsbaumhecke und der große Apfelbaum glänzten feucht vor dem Kammerfenster. Er blieb an einen Baum gelehnt stehen und sah in das erleuchtete Fenster hinein; er unterschied hinter der Gardine die Lampe auf dem Tisch und den Schatten einer Frauengestalt, die hin- und herging. Er fühlte sich auf einmal so ausgeschlossen und allein; er stand draußen in der Nacht, Heimlos in seinem eigenen Hof; er hörte noch den Wagen mit den heimfahrenden Freunden weit weg durch die stille Nacht rollen und wünschte, daß sie ihn mitgenommen hätten. Der Gedanke, er müsse hineingehen, kam; er gewahrte wieder den Schatten in der erhellten Schlafkamme?; — und plötzlich flössen dieser Gedanke und dieser Schatten zu einem Bild und einer Vision, einem alten Bild und einer bekannten Vision, zu dem Bild und der Vision zusammen, die durch Jahre hindurch ihn besessen hatten. Er war auf einmal wie festgenagelt stehen geblieben; er strich sich übers Gesicht, als wolle er ein Spukbild von der Netzhaut seines Auges wegstreichen; es war ihm, als war' er plötzlich aus einem zweijährigen Schlaf mit Alpdrücken und bösen Träumen erwacht, in denen er von einen« Dämon beherrscht worden, der er selbst war und doch nicht er selbst; — das Bild und die Vision, die so lange sein Verhängniß gewesen, hatten auf einmal ihre Macht über ihn verloren und er stand ihnen nun voll Befremden und vollständig kalt gegenüber, und ein heftiger Ekel stieg in ihm auf, der zum großen Theil aus Widerwillen gegen seine eigene Person bestand, die sich so lange in dieser Unfläthigkeit hatte Wohlbefinden können. Er ging ins Haus. Die beiden Betten waren aufgemacht; sie lag schon mit offenem Mund in dem einen und schlief. Er kleidete sich aus, löschte die Lampe und legte sich in das andere, ohne daß sie aufwachte. Aber er konnte nicht schlafen; die Vision verhundertfachte sich in immer groteskeren und widerwärtigeren Gestalten, kribbelte über seine Haut und in sein Gehirn, lag wie ein saurer Geschmack auf seiner Zunge und klopfte wie Fieber in seinen Schläfen. Die Uhr schlug einmal, zweimal, der Regen sing an auf die Fenster zu trommeln und ging wieder vorüber; es kam schon etwas wie eine Helle ins Dunkel; — aber er fand keine Ruhe vor der Vision und vor seinem wachsenden Abscheu. Gegen Morgen stand er leise auf, nahm das Kopfkissen und die Decke unter den Arm und schlich sich ins Nebenzimmer, legte sich da aufs Sopha und siel gleich in Schlaf. Es war ihm, als hätte er drinnen im Ehebett einen kranken Theil seines Ichs zurückgelassen, an dem er zwei Jahre lang geschleppt; er fühlte sich wie ein neuer

und gesunder Mensch im Augenblick, da er allein im Zimmer lag. Seine Ehefrau schlief über das Alles weg; sie hatte ebenso wenig bemerkt, daß er mitten in der Nacht aufgestanden und von ihr weggegangen war, wie sie eine Ahnung davon hatte, daß der Mann, der jetzt im Nachbarzimmer schlief, ein ganz Anderer war als der, welcher gestern noch an ihrer Seite gelegen.

VII.

Es giebt aus der Heidenzeit eine alte nordische Sage von der Huldra. Sie offenbart sich dem jungen Gesellen, der in verzauberten Nächten sich von Haus und Hof, von Menschen und wimmelndem Leben wegverirrt an einsame Orte, wo sie haust, in wilde Felsenklüfte, in weite Wälder und öde Sümpfe. Sie ist von vorn lockend anzusehen, von wildem und seltsamem Reiz;, sie ist anders als alle anderen Weiber, als die Weiber dieser Welt, als die Weiber daheim in den Dörfern, und sie zieht auch auf andere Weise und mit ganz anderer Macht an sich; und der junge Geselle, der sich einmal bethören läßt, ist rettungslos verloren, verloren für sich selbst und die Welt. Er muß folgen. Immer tiefer zieht sie ihn in Klüfte, in Wälder, in Sümpfe; immer weiter geht es, immer weiter weg von Häusern und Dörfern, von Menschen und Leben; er muß folgen wie ein Nachtwandler, aber voller Angst in seiner wilden Begierde. Und er kommt nie mehr zurück zu Dörfern und Menschen; denn wenn er endlich die Huldra, die schöne Hexe von hinten zu sehen bekommt, und gesehen hat, daß ihr Rücken hohl ist wie ein Backtrog, dann ist es schon für ihn zu spat, er findet den Weg nicht zurück in die alte Alltagswelt und sich nicht mehr zurecht in ihr.

Hans war bei der Huldra gewesen; und als er in der Nacht nach dem Besuch der Freunde sie sah, wie sie war, ihre Mißgestalt sah, und von ihr ging und am anderen Morgen allein aufwachte, da fand er sich selbst als einen gebrochenen Mann in der Einöde wieder, verurtheilt, langsam und einsam hinzusiechen und zu sterben, ein Opfer der Huldra.

Was war ihm widerfahren? Er mußte es selbst nicht und kein Anderer begriff es. Aber als er sein altes Ich vorfand, fehlte etwas darin, das die Huldra genommen hatte, — ein Etwas, das nicht aus einem bestimmten Organ bestand, sondern aus eben deni Unbestimmbaren und überall Gegenwärtigen, das Lebenskraft ist. Irgendwo in ihm, gerade in der Tiefe, wo Körper und Seele eins sind, war eine Leere entstanden, und gerade da, wo es nun leer war, kalt und dunkel, stand ehemals der Herd mit dem Feuer des Lebens. Er führte jetzt ein Leben wie der, welcher das Rückgrat gebrochen; von außen ist nichts wahrzunehmen und die Uebergänge zwischen Leben und Tod sind unmerklich, er lebt und spricht, aber das Leben schwindet hin, wie der Duft einer offenen Parfümflasche. Er lebte wie ein Einsiedler, ein Jahr, zwei Jahre, er sah Niemanden bei sich und ging fast nie aus; aber jedes Mal, wenn er sich zeigte, war sein Gesicht magerer, lagen seine

Augen tiefer, war seine Brust mehr eingesunken und sein Gang schleppender. Seine Beine schrumpften ein und wurden steif wie Holz, sein Gesicht erstarrte zu einer Todtenmaske und seine kranken Augen blickten so starr vor sich hin, als hätte er den Sarg in Sicht und steure gerade auf ihn los, um sich hineinzulegen. Eines Tages sing er an zu husten; und der Husten nahm zu; es wurde Schwindsucht und galoppirende Schwindsucht.

Und das Weib, das er vermied, ging im Hause herum, verstand nichts und sah Allem zu mit boshaften, höhnischen Augen. Schon bald nach der Hochzeit hatte sie angefangen, ihn geringschätzig zu behandeln; hatte er Besuch, so ließ sie sich lange nöthigen, bis sie ihm etwas vorsetzte, und was dann aufgetragen wurde, war weder reichlich noch gut; als seine Schwachheit sichtbar wurde und wuchs, sing sie an, sich mit den Knechten abzugeben, und oft hörte er sie hinter ihm herlachen, wenn er vorüberging; die Wirtschaft verfiel, sie war oft von Hause fort ohne Rechenschaft zu geben, wohin? und wenn sie wieder kam, ging es laut zu in Haus und Scheunen.

So waren zwei Jahre vergangen, es war wieder an einein Sommertage, die Luft zitterte vor Hitze, die Bienen summten, die Blumenbeete blühten, und Hans ist nur noch ein hustendes Gerippe, das in einer dunklen Krankenstube zwischen weißen Laken in seinem Bett liegt und stirbt. Eine tiefe Stille herrscht im Hause, die Stille des Sommermittags, die Stille des Krankenzimmers. Die Frau geht auf Strümpfen hin und her durch das Zimmer, wirft horchend gespannte Blicke auf den Kranken, geht leise durch die Thür und leise über die Diele, kommt und geht wieder, kommt wieder und verschwindet: Alles ist leise und sanft an ihr, außer den Blicken. Im Nebenzimmer sitzt Hans' jüngerer Bmder, der das Ende im Sterbehause abivarten will, und ihr Vater, der mit ein paar fremden Männern gerade angefahren gekommen. Wird die Frau in der Thür des Schlafzimmers sichtbar, so sieht ihr Vater sie fragend an, auf den giftig bekümmerten Blick der Tochter stockt er mitten im Gespräch, wird nervös und zerstreut und rückt ungeduldig auf dem Stuhl. Die Zeit geht, die Wegen surren, die Schlaguhr tickt — bis sie plötzlich zu einem Stundenschlag ausholt und schlägt: eins, zwei, drei. Hans Bmder steht auf, schüttelt die Schläfrigkeit ab und geht auf den Zehenspitzen ins Vorzimmer. Im selben Augenblick ist der Schwiegervater an der Thür.

„Hanna? jetzt —?"

Die Tochter tritt ein, schließt die Küchenthür, wirft einen Blick auf den leergewordenen Stuhl, sieht den Vater an und nickt. Dann geht sie ins Krankenzimmer, der Vater und die beiden Fremden folgen, die Thür schließt sich hinter ihnen und ein Schlüssel wird umgedreht.

Einige Minuten später kommt der Bruder vom Hof wieder herein.

Er sieht, daß das Zimmer leer und die Thür zur Krankenstube geschlossen ist und hört drinnen Stimmen. Gerade will er die Hand auf die Thürklinke legen, da glaubt er Papier rascheln und ein halblautes Drohen zu

hören. Ein Verdacht steigt in ihm auf, er horcht angestrengt und legt das Ohr an die Wand. Worte kann er nicht unterscheiden, aber er ahnt, was vorgeht. Der Kranke sagt etwas zwischen seinem Husten, es klingt wie Protest und Bitte; aber die schwache Stimme wird von einer stärkeren übertönt, die ernst und drohend auf sie einredet; dazwischen hört man das Weinen eines Weibes. Auf einmal wird es still; sie sind da drinnen mit Etwas beschäftigt, leises angestrengtes Geflüster, als höben sie etwas. Darauf dringt durch die Wand zum Lauscher ein Ton, ein Knacken, als würde der Kranke in seinem Bett aufgesetzt. Der Bruder draußen drückt auf den Griff der Thür und klopft an. Es wird still im Krankenzimmer, man hört nicht soviel, wie einen Athemzug. Er'klopft noch einmal an. Darauf Berathung uud Geflüster. Er hört Schritte sich nähern, die Thür öffnet sich ein wenig und die gelben Augen seiner Schwägerin stieren ihn mit einem solchen Ausdruck an, daß er unschlüssig zurückweicht. Sie steckt den Kopf durch die Thürspalte, zischt ihn an: „Er will mit mir allein sprechen" und schlägt die Thür wieder zu. Aber in demselben Augenblick hatte er einen raschen Blick über ihren Kopf weg ins Zimmer geworfen: der Schwiegervater saß auf der Kante des Krankenbettes, ein großes aufgeschlagenes Papier dein Kranken vorhaltend, der aufgerichtet im Bette saß, eine Feder in der Hand, bereit, sie, die sein Leben genommen hatte, auch sein Hab und Gut nehmen zu lassen.

VIII.

Die Sonne stand im Mittag, es war gerade 'die Stunde, wo die Schatten am kürzesten sind. Es sah sonntäglich aus auf dem Hof; das Steinpflaster war von jedem Strohhalm reingefegt, die Wege geharkt, die Gänge gejätet, ohne einen einzigen Abdruck von Fußspuren, die Rabatten geputzt, die Hecken beschnitten. An allen Fenstern hingen lange weiße Gardinen, alle Möbel waren mit weißem Zeug bezogen, und die Dielen, die frischgescheuert rochen, die Steintreppe und ein langer Streifen des Hofpflasters waren mit frischen duftenden Tannenreisern bestreut. Aber drinnen, in einem der kleinen Zimmer neben der großen Stube, lag Hans' Leiche weiß verhüllt im schwarzen Sarge, der auf vier Stühlen stand, mit Blumen und brennenden Lichtem auf einem Tisch hinter dem Kopfende.

Alles war reingefcheuert und still, schimmernd und feierlich, und wartete, daß der erste Wagen mit fchwarzgekleideten Gästen durch die Pforte gerollt kam, und dieselbe stumme Spannung hing über dem Hause, mit der die versammelte Gemeinde am Sonntag vor dem Gottesdienst auf dem Kirchenhügel die Ankunft des Pastors abwartet. Die Knechte standen um alle Thüren und Scheunenwände herum, oder schlenderten zwecklos über den Hof, von der Knechtstube nach dem Stall, oder vom Stall nach der Knechtstube, mit feierlichen, gemessenen Schritten, in schwarzen Kleidern. Auf der Treppe zum Haupteingang des Wohnhauses standen die Ehrenwächter: der Dorf»

schneide?, der die Ueberkleider in Empfang nehmen sollte, und der Maler, der Obermundschenk war, in unzugänglicher Würde, mit Gesichtern, aus welchen jeder Ausdruck verbannt war. Drinnen in der Gesindestube war der Kaffeetisch gedeckt mit Tasten und Kuchen — und Cognac; im Nebenzimmer standen Schalen mit Trauerconfect und ganze Batterien Gläser, aus denen die Gäste Rheinwein trinken sollten, während der Sargdeckel zugeschlagen und Alles zur Fahrt nach der Kirche gerüstet ward. Alles mar leer, weiß, still.
Blos in der Küche, wo die alte Köchin zwischen Mädchen in weißen Schürzen regierte, war Laufen und Geschäftigkeit, ebenso draußen im Meiereigebäude, mo man mit der vielen Morgenmilch noch nicht fertig war.
Es ist gerade der Augenblick, wo die Sonne hoch im Zenith steht und die Hitze senkrecht auf den Hof fällt. Die alte Schlaguhr in der Gesindestube meldet die Mittagsstunde an, — mit demselben Schnarren, mit dem sie seit hundert Jahren die zwölfte Stunde angemeldet, fährt dann wie gewöhnlich in ihrem lauten, bedächtigen Ticktack fort, als wäre nichts geschehen, schnurrt plötzlich ingrimmig und schlägt den ersten Schlag so laut, daß er durch alle Zimmer und weit über den Hof zu hören ist. Die Frauensleute in der Küche verfallen in doppelte Geschäftigkeit, obgleich Alles parat ist; dm Obermundschenk im Flur ficht Unruhe an, er kehrt sich mechanisch um und thut einen Gang durchs Zimmer, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist, obgleich es nichts nachzusehen giebt, und der Großknecht,, der in Hemdsärmeln in der Thür seiner Kammer gestanden, will just hinein, da es ihm nun Zeit zu sein scheint, den langen schwarzen Tuchrock anzuziehen, — da bleibt er auf einmal stehen, den Blick auf das Dach der Meierei geheftet.
Im nächsten Augenblick ist die Thür aufgeschlagen, er läuft in Hemdsärmeln über den Hof, Andere kommen dazu aus allen Thören, es klappert von vielen Schuhen auf dem Steinpflaster, so daß der Mundschenk, der gerade beschäftigt ist, den Korken aus einer Cognacflasche zu ziehen, erstaunt mit seiner Verrichtung innehält; da durchschneidet plötzlich ein einziger Schrei die Stille, ein Weiberschrei, so gellend und lang, daß die Köchin vor Schreck die Kaffeekanne auf die Diele fallen läßt.
Aber draußen über das Plattland ziehen sich die Wege wie gelbe Bänder, winden sich hin und her, kreuz und quer, heiß und leer in der Mittagsstunde, mo die Weiden keinen Schatten werfen. Hie und da erhebt sich eine Staubwolke; sie schiebt sich vorwärts, dazwischen theilt sie sich und läßt einen Wagen und Pferde in schönem Geschirr und Menschen in schwarzen Feiertagskleidern sichtbar werden. Und alle die gelben Punkte und alle die schwarzen Punkte, der Staub und die Fahrenden, laufen auf denselben Mittelpunkt zu, wie an einer Schnur gezogen, die von diesem Punkt nach allen Windrichtungen ausgespannt ist. Die scheuen Wagenpferde beugen die Köpfe unter straffen Zügeln, schnauben und tänzeln, ungeduldig trotz der Hitze.
Da auf einmal, gerade im Augenblick, da die Fläche am flachesten in ihrer sonnigen Schattenlosigkeit daliegt, strecken sich alle Hälse, geben alle Zügel

nach, sinken alle Peitschen. Darauf wirbeln die Staubwolken größer auf, die schwarzen Punkte eilen hastiger und laufen bald zusammen zu einem langen schwarzen Band auf den gelben Wegen und auf den Traueihof zu, der wie ein langer weißer Sockel daliegt, von Feuer umwogt, einen riesigen, schwarzen Rauchpfeiler tragend, der in den« stillen Sommertag gerade aufgerichtet gen Himmel ragt — — — —

Der Garten, zertrampelt und voll verbrannter Bäume, war bedeckt mit gerettetem Geräth: Möbel und Küchensachen, Speisen und Weinflaschen, Alles durcheinander geworfen. Die beim Löschen geholfen hatten, standen in Gruppen auf den, Rasen; draußen auf den Feldern und Wegen hielten die Wagen mit den vorgespannten, wildgewordenen Pferden. Auf einen« geschützten Platz in einer Ecke des Gartens stand der Sarg und dort lag Hans seit zwei Stunden und wartete ganz geduldig, bis man Zeit gefunden ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Und als der Hof abgebrannt und nichts mehr zu retten war, wurde der Deckel zugeschraubt, der Leichenwagen vorgefahren, die Begleitwagen wurden bestiegen und der Zug setzte sich laugsam und feierlich nach der Kirche zu in Bewegung, die ihr rothes Giebeldach über den Baumgruppen des Nachbardorfes erhob und deren Glocke schon zur letzten Handlung zu läuten begann. An der rauchgeschwärzten Mauer, wo ehemals die Eingangspforte gewesen, standen der Käthner und der Grohknecht, beide auf dem Hofe alt geworden. Und als der letzte Wagen bestiegen war und der Zug sich in Bewegung sehte, sprach der Grohknecht, wie es alter Gebrauch war:

„Jetzt fährt der Wirth von seinem Hofe."

„O nein," antwortete der Käthner, „den wenigstens hat sie nicht gekriegt. Der Wirth und sein Hof gehörten zusammen."

Aus s. Feuerbachs Nachlaß.*)
von
MliuF Vuboc.
— Plauen bei Dresden. —

? ich als blutjunger Mensch, vor jetzt nahezu 40 Jahren L. Feuerbach in seiner Bruckberger Abgeschiedenheit aufsuchte, um ihm, lebhaft bewegt von dem Eindruck seiner Schriften, meine Verehrung zu bezeugen, fiel mir die tiefe Verstimmung des Mannes, der einen so hohen Rang in meiner Schätzung einnahm, peinlich auf. Ich hatte mir in meiner Unschuld einen „Weisen" doch etwas weiser, etwas spinozistischer gedacht in deni Sinne von dessen Ausspruch, daß man die menschlichen Dinge weder beweinen, noch belachen, sondern verstehen lernen solle. Es muthete mich wunderlich an, daß der Philosoph gleich bei der ersten Begegnung aufwallend zu mir sagte, er möchte lieber den Spaten führen als noch länger die Feder für dies undankbare Geschlecht! Welch ein Bekenntniß! Feuerbach stand damals im fünfzigsten Lebensjahr, vor einem Dutzend Jahren etwa waren die beiden ersten, rasch aufeinander folgenden Auftagen seines „Wesens des Christenthums" erschienen und hatten ihn mit einem Schlage der Verborgenheit entrückt. Der bis dahin wenig gekannte und genannte Gelehrte war plötzlich eine Koryphäe der Berühmtheit geworden, sein Name, entweder mit Auszeichnung oder mit einem gewissen Schauer genannt, in Aller Mund und die junge Generation, die auf ihn als Führer blickte, hatte in dem Bemegungsjahr dafür gesorgt, daß trotz des Widerstrebens der machthabenden Gewalten der Gefeierte und Gefürchtete für eine Reihe von Vorlesungen das Katheder in Heidelberg besteigen durfte. Und nun doch dieser Ausbruch des Unmuths, diese Klage fruchtlosen Nrbeitens!

*) Ludwig Feuerbach. Sein Willen und seine Zeitgenossen von W. Botin. Stuttgart. 1891.

Was im ersten Augenblick überraschte und mir, der ich den Zusammenhang im Einzelnen noch nicht übersah, damals schwer faßlich oder unberechtigt erschien, hatte aber gleichwohl eine gewisse innere Begründung. Die Thatsache, die Feuerbach verspürte, ohne sie in ihrer eigentlichen Bedeutung zu verstehen, die er als Undank auslegte, während sie doch nur einen Schritt in der Richtung der von ihm selbst angebahnten Umkehr darstellte, war vorhanden: seit seinem „Wesen des Christenthums" war es ihm nicht mehr gelungen, die öffentliche Aufmerksamkeit in einem auch nur annähernd ähnlichen Grade auf sein Wirken und die Ziele, die er sich vorgesetzt hatte, zu sammeln wie bei jenem epochemachenden Werk. Der Sturm war vorübergebraust, eine schlaffe Windstille — so erschien es ihm — war gefolgt, er war ein ungelesener, und also, da dies für den Schriftsteller ungefähr dasselbe bedeutet, ein vergessener Mann. Die Heidelberger Episode, die ihn sehr wider seine eigentliche Neigung in den Vordergrund gedrängt und in die Bewegung hineinzuzerren versucht hatte, war eben doch nur eine Episode gewesen. Sie konnte die immer sich erneuernde Erfahrung nicht aufheben, daß seinem geistigen Wirken die Aufmerksamkeit abgewendet worden war, daß seine ferneren Auseinandersetzungen auf taube oder nur zerstreut lauschende Ohren trafen. Und doch verfolgten eben diese Auseinandersetzungen den ihm so sehr am Herzen liegenden Zweck, die ihm bemußt gewordenen Lücken seines Hauptwerks auszufüllen, das „Wesen des Christenthums" durch das „Wesen der Religion" zu ergänzen und in den Thesen zur Reform der Philosophie dieser neue Bahnen anzuweisen.

Im Grunde wog die Erfahrung, die Feuerbach machte, eigentlich nicht schwerer als die, welche ungefähr gleichzeitig Strauß mit seiner Dogmatil zu verwinden hatte, und dieser Umstand hätte ihn über die Natur der Ablehnung, die ihm zu Theil wurde, aufklären müssen, wenn er über diesen Punkt einer Aufklärung überhaupt zugänglich gewesen märe. Statt dessen befestigte er später mehr und mehr den Eindruck in sich, daß seine Schriften „wie auf Verabredung" nicht beachtet würden. Es bedurfte dazu aber gar keiner Verabredung. Die Sache machte sich mit der Wendung, welche sich vollzog und an der Feuerbach selbst seinm thätigen Antheil hatte, ganz von selbst. Denn welches war der wesentliche Grund, der Strauß wie Feuerbach damals ein ähnliches Schicksal bereitete, aus welchem Anlaß verblaßte der Feuereifer, mit dein das „Leben Jesu" wie das „Wesen des Christenthums" bei ihrem ersten Erscheinen begrüßt morden waren, so schnell, daß Strauß verdienstvoller Dogmatik und Feuerbachs Ergänzungsschriften nur ein sehr kühler Empfang bereitet wurde?

Das „Leben Jesu" wie das „Wesen des Christenthums" — das letztere noch mehr wie das erster« — waren in gewissem Sinne revolutionäre Thaten oder sie wirkten wenigstens revolutionirend, denn sie legten durch die geübte Kritik die Axt an bestehende Kircheneinrichtungen und damit an den bestehenden christlichen Staat. Die negirende Kritik der historischen Grund-

lagen, die Strauß, die Kritik der Vorstellungswelt, die Feuerbach geübt, fielen unmittelbar, ihrem Wesen nach, zusammen mit einer negirenden Kritik der Einrichtungen, die auf diesen Grundlagen erbaut warm, in dieser Vorstellungswelt wurzelten. Dieser revolutionäre, das Bestehende für fragwürdig und mehr oder minder unhaltbar erklärende Zug begegnete sich aber geraden Wegs mit dem Bedürfnis; einer Zeit, die sich eben erst mit politischem Geist zu erfüllen ansing, einer Zeit, in der eine lange gestaute Unzufriedenheit zum gährenden Ausbruch sich sammelte.

Bei Feuerbach kam außerdem noch etwas Besonderes hinzu, um die Wirkung in dieser Richtung zu verstärken. Durch den gesammten Inhalt seines „Wesens des Christenthums" schimmerte des Verfassers atheistisches Bekenntnis; so deutlich hindurch, daß eben dies als das eigentliche Signalement des Buches von dem bei Weitem größten Theil seiner Leser aufgefaßt wurde. Daher theils Wehgeschrei und Empörung, theils begeisterte Huldigung der Vorgeschrittenen, d. h. jener, welche sich aus der Transcendenz, der religiösen wie speculativen, loszuwinden strebten und den Aufgaben, welche das Diesseits stellte, sich voll und ungetheilt hinzugeben für ihre Aufgabe hielten. In dieser Richtung ging aber feit Hegels Tod, seit der Uebersättigung an aller Speculation, seit sich theils Apathie, theils Antipathie der Geister, namentlich der jüngeren, rüstigeren Elemente bemächtigt hatte, der große Zug der Zeit. Kein Wunder daher, daß eben auf Grund seiner atheistischen Grundfärbung Feuerbachs „Wesen des Christenthums" Vielen wie ein Evangelium der Neuzeit, wie ein Banner des reinen Menschenthums, dem dadurch erst Bahn gebrochen werde, erschien. Es ist gewiß nicht übertrieben, aber sehr bezeichnend, wenn Feuerbachs jüngerer Freund, der spätere Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp aus jener Zeit berichtet, daß ein Bekannter von ihm, der zu sterben wähnte, seine anwesenden Freunde bat, ihm doch einige Kapitel aus dem „Wesen des Christenthums" vorzulesen.

Feuerbach selbst war von der fortwährenden Betonung seines „Atheismus" sehr wenig erbaut. „Der Plebs bin ich," schreibt er an Christian Kapp, als dieser seine Berufung an die Heidelberger Universität — natürlich vergeblich — betrieb, „stets Atheist, ein durchaus ‚ruchloser' Mensch." Und in den von Bolin erst jetzt edirten „Aufzeichnungen": „Mein Princip ist nicht Gottesleugnung, sondern Gottes er kläru n g, Reduction Gottes aus den widerwärtigen Widersprüchen und UnWahrscheinlichkeiten der Theologie auf sein wahres Wesen. Was ist ursprünglich Gott, was der Grund dieses Glaubens, was das unverschleierte Wesen der Religion?" Mit anderen Worten, wie die Menschen, ihrer Natur und Veranlagung gemäß, dazu kommen, sich ein Etwas, das sie Gott nennen, grundzüglich gleichartig, wenn auch nationell und klimatisch abweichend gestaltet und gebildet, zu erschaffen, wollte Feuerbach aufzeigen; aufzeigen, wie er meinte, mit zwingender Beweiskraft, und er beanspruchte dafür die volle Aufmerksamkeit.

Aber von wem beanspruchte er diese? Bon dem religiösen oder dem

rein wissenschaftlichen Menschen? Galt es dem letzteren, so handelte es sich ja ohnehin nur um eine im Verhältnis? zu der Menge der Leser äußerst geringfügige Anzahl und selbst von dieser nur um den schmalen Bruchtheil, der im Stande ist und die Neigung besitzt, sich in psychologische Auseinandersetzungen, in Seelenforschungsstudien zu vertiefen. Wie Wenige vermögen das, wie Wenige haben Stimmung, Zeit und Befähigung dafür! Wie aber andererseits der religiöse Mensch, d. h. der Mensch, vom Standpunkt des religiösen Interesses aus, dazu kommen sollte, sich für diese Auseinandersetzungen besonders zu interessiren, ist gerade unter dem Gesichtspunkt, den Feuerbach für das Wesen der Religion aufstellte, gar nicht zu verstehen. Seiner Ansicht nach handelte es sich bei der Religion ja vor allen Dingen um Menschenwohl, soweit dies nicht unmittelbar durch menschliches Thun und Vermögen allein erreichbar ist. Gott als der Vollstrecker der menschlichen Wünsche ist ihm (im Sinne des religiösen Menschen) in erster Instanz ein praktischer, in zweiter und durch die erste vermittelt ein gemüthlicher Gegenstand. Sollte dies gelten, so mar für Gott ein wirkliches — praktisches oder gemüthliches — Interesse doch nur so lange denkbar, als er da mar, als er vorhanden war. Praktisch wichtig konnte für den religiösen Menschen in diesem Sinne doch nur sein entweder, daß ein Gott ist oder daß keiner ist. Ihm, wenn diese Frage im verneinenden Sinne einmal erledigt mar, zumuthen, sich noch auf lange Erklärungen einzulassen, was denn eigentlich der nun bereits aufgehobene Gott gewesen, wie er im Menschen entstanden sei, hieß ihm etwas zu viel zumuthen. Hier begann für die Meisten die reine „Doktorfrage".

Dies um so mehr, als diese retrospektive Analyse ja überhaupt wiederum ein — wenn auch wissenschaftliches — Umschwärmen eines Jenseitigen bedeMete, dem Feuerbach selbst mit dem Brustton der Ueberzeugung die Concentration auf das Diesseits als die wahre Aufgabe der Gegenwart entgegensetzte. Einst hatte er geschrieben: „Jetzt gilt es vor Allem den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrire, denn nur diese ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth als die Unsterblichkeit."

Und nun sollte dieselbe Menschheit sich trotzdem vorzugsweise betrachtenden Speculationen über die Unsterblichkeit resp. über die Art und Weise, wie aus diesem Unsterblichkeitswunsch der Gott hervorgegangen sei, hingeben, statt ihre Gesundheit zu pflegen? Wenn sie das Diesseitigkeits-Evangelium und die Predigt von dem ans sich selbst angewiesenen Menschenthum in die später beliebt gewordene, etwas trivial verwässerte Devise:

Schafft hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt'S, kein Wiederseh'n!

umsetzte, wenn sie frisch, fromm, fröhlich, frei allein Grübeln über transcendente Dinge, damit aber auch dem seine negirende Kritik weiter spinnenden, philosophischen Grübler den Laufpaß gab — war ihr das so sehr zu verdenken? Wie wenig Feuerbach in diesem Sinne ungefähr der Zeiten Wechsel und was davon auf ihn überging und einwirkte, beurtheilte, geht am besten aus den Hoffnungen und Enttäuschungen hervor, die er an dem Schmerzenskind seiner gelehrten Thätigkeit, der 1857 erschienenen „Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthuins" erlebte. Die „Theogonie" ist ihrem wesentlichen Gehalt nach eine philologisch aus den angeführten Quellen schöpfende Beleuchtung und Beweisführung dafür, daß die von Feuerbach bisher aufgestellte Zurückführung der religiösen Factoren auf gewisse innere Vorgänge im Menschen nicht willkürliche Annahmen seinerseits oder bloße psychologische Deductionen seien, sondern sich mittelst schriftlicher Zeugnisse aus hervorragenden Werken des Alterthuins unwiderleglich beweisen ließen. Was bei Homer u. A. die Götter sind und tbun, das sind und thun sie nur, wie die „Theogonie" im Einzelnen darzulegen sich bemüht, weil sie aus der Ursprungsstelle erwachsen sind, die Feuerbach bereits im „Wesen der Religion" enthüllt hatte. Sie sagen selbst, nur indirect, was Feuerbach direct über sie gesagt hatte.

Die „Theogonie" mar eine mühsame, viel Quellenstudium erfordernde Arbeit. Sie hatte außerdem dem abseits lebenden Gelehrten im VerlMniß zu seinen Mitteln große Geldopfer auferlegt. Mit der Mühe, die er auf sie gewandt, mit der Befriedigung, die er über ihre Vollendung empfand, stieg seine Wertschätzung derselben. Diese neue Darstellung des Wesens der Religion erklärte er für seine einfachste, vollendetste, reifste Schrift, die Alles, was seine früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise dargelegt hätten, in der Form unmittelbarer, in sich seliger Gewißheit ausspräche. Hier beurkunde und legimitire er sich daher als direkten Hoineriden. Und gerade diese Schrift blieb fast gänzlich unbeachtet, sofern ihr nicht wie von Rüge eine abfällige Beurtheilung zu Theil wurde!

Um die Thatsache zu verstehen, muß man sich hier wieder fragen: wen sollte und konnte die Schrift eigentlich interessiren? Hatte schon, aus den vorhin angeführten Gründen, das „Wesen der Religion", der Nachweis der Genesis der Religionsvorstellungen, nur einen kleinen Kreis um sich zu sammeln vermocht, wie sollten philologische Belege zn diesem Nachweis einen größeren Kreis anzuziehen vermögen? Ohnehin wandte sich das Buch seinem ganzen Zuschnitt nach doch weit überwiegend an die fachlich gelehrten Kreise nnd für diese siel ein Umstand ins Gewicht, auf den Feilerbach in den „Aufzeichnungen" selbst hinweist: „Meine Theogonie ist zu philologisch für die Philosophen und zn philosophisch für die Philologen. Wie sollte sie also Glück machen?" Aber wenn dem auch anders gewesen wäre, wenn Feuerbach die Schrift populärer und demjenigen Theil der Gebildeten zugänglicher abgefaßt hätte, der sich, wenn auch ungläubig, des Nachdenkens über

religiöse Dinge doch noch nicht völlig begeben hatte, — das Thema selbst verhinderte eine ausgiebige Theilnahme weiterer Kreise. Weder das „Wesen der Religion" noch die ihre Lehrsätze und Behauptungen mit Citaten belegende „Theogonie" vermochten etwas Weiteres zu leisten, als was der vorsichtigere Strauß später in die einfachen, aber treffenden Worte zusammenfaßte: „Wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können. Das aber tonnen wir missen, daß das Persönliche, das uns daraus entgegenzublicken scheint, nur das Spiegelbild des Hineinschauenden ist." Inwiefern dies Spiegelbild des Hineinschauenden zu Stande kommt, das und das ausschließlich war Feuerbachs Thema an dieser Stelle — wichtig genug ohne Zweifel durch die weitreichenden Folgen des Ergebnisses, unerläßlich für die wissenschaftliche Bewältigung des Gegenstandes, aber bedeutungsvoll und innerlich wesensangehörig doch nur einem sehr eng bemessenen phnchologischen Untersuchungsgebiet.

Bei der „Theogonie" siel auch Nuge, der s. Z. das „Wesen des Christen - thums" in allen Tönen gefeiert hatte, von Feuerbach ab. Er bezeichnete im Prutz'schen „Museum" *) dasselbe als „sehr schöne Variationen über das im ‚Wesen des Christenthums' entwickelte Thema", was allerdings eine ungenügende und unzutreffende Bezeichnung war. Feuerbach verdroß die Kritik seines vormaligen Anhängers nicht wenig. Er nannte Rüge einen Menschen, „der noch bis über die Ohren im Lethestrom der Hegel'schen Logik drinnen stecke", und schrieb in den „Aufzeichnungen": „Rüge kann mich verurtheilen, aber nicht beurtheilen. Er ist Meister, wo er beurtheilt, was unter ihm, unter seinein Standpunkt, aber Schüler, wo er beurtheilen will, was über ihm, außer seinem Standpunkt steht. Nuge hat von mir eigentlich nichts gelesen, wenigstens nichts capirt und verdaut, als das ‚Wesen des Christenthum^. Selbst «nein ‚Wesen der Religion', welches die Einseitigkeit des Wesens des Christenthums aufhebt, welches erst die wahre, vollständige, die den Fehler und Mangel desselben ergänzende Erklärung und Begründung der Religion enthält, ist ihm nicht in den Kopf gegangen, weil er für das luwsn natura« kein Auge hat. Wie sollte er meiner Theogonie gerecht werden können?"

Nuge rührte in den hier erwähnten Briefen, während er die „Theogonie" überhaupt nur vorübergehend berücksichtigte, aber noch an einen anderen Punkt, der ihm am Herzen lag, und hierbei traf er allerdings auf eine schwache Seite bei Feilerbach, ohne dieselbe indessen eingehender zu würdigen. Er warf Feuerbach vor, daß seine Religionsphilosophie ein Abfall von« Wesen der Hegel'schen und der Philosophie überhaupt sei, was nothwendig zu einem „Verzweifeln an den wahren Principien, zum Unglauben an Vernunft und menschlicher Freiheit" führe, wie man dies an „Materialismus und den verhungernden Naturwissenschaften" sattsam ersehen könne. Der letztere Ausdruck ist sehr charakteristisch und er trifft den Punkt, auf den es hier allein ankommt, wenn auch in, etwas confuser Weise. Man brauchte noch

*) Drei Briefe über Ludwig sseueibach und seine Theogonie,

Ans k. Feuerbachs Nachlaß,
nicht gerade ein halber Hegelianer zu sein, wie es Rüge geblieben war, um die so gänzlich vorbehaltlose Kapitulation Feuerbachs vor den sogenannten eracten Wissenschaften zu beanstanden. Feuerbach konnte das Verdienst beanspruchen, durch seine Kritik der Hegel'schen Philosophie*) — eine seiner besten geschlossenen Arbeiten — der philosophischen Forschung die Fassung eines neuen Princips, der Sinnlichkeit, in besonders bündiger Forin vermittelt zu haben. Dieses Verdienst ward auch von Haym s. Z. so vorbehaltlos anerkannt, daß er in seiner Schrift „Feuerbach und die Philosophie, ein Beitrag zur Kritik Beider" ausdrücklich hervorhebt, daß der Weg der Geschichte der Philosophie von Hegel aus nirgends anders als durch die drängende Pforte der Feuerbachschen Kritik der Religion und Spekulation hindurchgehe. Aber auch er hielt gleichwohl an einer strengen Scheidung zwischen Empirie und Philosophie fest.

In der That, was folgte aus diesem Princip der Sinnlichkeit oder vielmehr, was folgte nicht aus ihm? Wenn Feuerbach in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" u. A. deducirte: „Der Beweis, daß Etwas ist, hat keinen anderen Sinn, als daß Etwas nicht nur Gedachtes ist. Dieser Beweis kann aber nicht aus dem Denken selbst geschöpft werden. Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen", so folgte aus dieser sehr knappen und schlagenden Argumentation doch nicht, daß das Sinnlichsein, das Sinnliche, welches als Kriterium des Wirklich-Vorhandenen dem nur Gedachtsein entgegengesetzt wurde, nun einzig und allein so zu verstehen, anzuerkennen und zu behandeln sei, wie es die mit Messer, Maß und Wage arbeitende Naturforschung, also die Naturforschung im engeren Wortsinn versteht, anerkennt und behandelt Wenn, wie es bei Feilerbach weiter heißt, „die Dinge nicht anders gedacht werden dürfen, als wie sie in der Wirklichkeit vorkommen", so folgt daraus doch nicht, daß diese sinnlich zu nehinende und nicht mehr bloS gedachte Wirklichkeit durchaus nur so als Gegenstand begrenzt und erfaßt werden dürfe, wie sie den sogenannten eracten naturwissenschaftlichen Disziplinen als Gegenstand in der ihrem Wesen eigenthümlichen Begrenzung dient. Im , Gegentheil, die Frage nach der Begrenzung und Natur, nach dem Bereich dieses Wirklichen beginnt nun erst aufs Neue und ist keineswegs dadurch erledigt, daß die Naturwissenschaften und die Mehrzahl ihrer als berufen angesehenen Vertreter nur das als wirklich vorhanden ansehen und zulassen, was ihren Methoden, wie sie dermalen beschaffen sind, Rede und Antwort steht. Aber hier zu unterscheiden — eine wichtige Unterscheidung! — und einen weiteren Horizont abzustecken, war Feuerbachs Sache nicht. Er kannte und anerkannte nur einen Gegensatz gegen die den Menschen verstümmelnde Metaphysik und Begriffsspeculation: die Naturwissenschaft in der Gesammt-

*) Weiterhin durch die „Grundsätze der Philosophie der Zukunft".

heit ihrer Methode. „Alle abstracten Wissenschaften" heißt es in seinem ()uri-ieu1um vitas „verstümmeln den Menschen; die Naturwissenschaft ist es, die ihn in inwssrum reftituirt, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt". Dieser reLtiwtio iu integrum zu Liebe, die er der Naturwissenschaft zuschrieb, wurde Alles mit dem Bann belegt, was das naturwissenschaftliche Examen nicht bestand, resp. wo die naturwissenschaftliche Methode eine Handhabe zur Zeit noch nicht anzulegen vermochte, was sie daher ignorirte oder verwarf. Hier mar der sonst so heterodoxe Denker streng orthodox. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie bei meiner Anwesenheit in Bruckberg das Gespräch sich einmal auf das damals aufgekommene Tischrücken wandte und wie Feuerbach dagegen in der fulminantesten Weise zu Felde zog. Ich konnte den Anlaß zu dieser Philippika gar nicht verstehen, denn schließlich — was wußte und verstand man denn groß von dieser Kuriosität? Vermuthlich war sie ein Humbug, aber konnte und durfte man sie deshalb nicht prüfen oder fiel man durch eine solche Prüfung auf den glücklich überwundenen Standpunkt, etwas nur Gedachtes für etwas wirklich Vorhandenes anzusehen, zurück? Keineswegs. Also wozu der Uebereifer? Daß man den« Ding mit den der naturwissenschaftlichen Forschung zu Gebote stehenden Mitteln einstweilen nicht recht beizukommen versuchte, wollte doch eigentlich nicht grade viel besagen. In Feuerbachs Augen war es aber doch so. Itoma locuw 68t — der Jude wird verbrannt. Feuerbachs Neberstürzung in dieser Richtung ist bedauerlich. Sie hat u. A. zur Folge gehabt, daß die neueren Versuche, gewissen Phänomenen gegenüber, auf dem Voden der Erfahrung stehend, Stellung zu gewinnen, was in dem gewöhnlichen Anschauungs-Concept und mit dem Handwerkszeug der Naturwissenschaft nun einmal nicht zu beschaffen ist, sich statt an den ethisch gesunderen Feuerbach an Schopenhauer angelehnt haben, da dieser nicht wie jener allen jenen Versuchen einen Niegel vorgeschoben hatte. Statt einer Erlösung der Naturphilosophie aus den Irrwegen des Nebels und der Ueberspannung und einer Reorganisation derselben auf einer erweiterten, erneuten Grundlage, was wenigstens den Versuch gelohnt hätte, erfolgte von seiner Seite ein Abfall zur Naturwissenschaft im engsten Wortverstand, der von den Einen mit Achselzucken betrachtet, von den Anderen ohne sonderlichen Dank und Anerkennung hingenommen wurde. Denn die Naturwissenschaft, jung und rüstig wie sie war, mit einem unsäglichen Arbeitsgebiet, das sich vor ihr ausbreitete, hatte viel zu viel mit sich selbst zu thun und war viel zu sehr von ihrer eigenen Unfehlbarkeit und maßgebenden Stellung erfüllt, um die ihr seitens Feuerbachs dargebrachte Huldigung anders als stillschweigend hinzunehmen. Von ihren namhafteren Vertretern ist es eigentlich nur Molescholt gewesen, der die Richtung, welche Feuerbach einschlug, mit begeisterten Worten feierte.

Feuerbach wird von seinen nächsten Freunden eine große Bescheidenheit nachgerühmt und er besaß sie in den» Sinn, daß er allen lärmenden Aus-

Zeichnungen, allem Reclainewesen, allem Vordrängen und sich Vordrängenlassen gründlich Feind war und ihm stets aus dein Wege ging. Aber er hatte andererseits doch ein großes Selbstbewußtsein, dem nur ein entsprechendes Maß von Anerkennung genug thun konnte. Er bezeichnete sich gesprächsweise (aber keineswegs scherzweise) einmal selbst als Luther II. und in einer eigenhändigen Bemerkung seiner „Aufzeichnungen" heißt es: „Feuerbach ist das auf den höchsten, den einfachsten Ausdruck gebrachte Wesen der modernen Naturwissenschaft. Er hat nichts über Naturwissenschaft geschrieben, weiß aber doch eben so viel, wo nicht mehr und zwar nicht nur aus Büchern, sondern aus der Anschauung, der Beobachtung, dem Leben selbst von der Natur, als die Naturphiiosophen seligen Andenkens." Einer solchen Selbstschätzung konnte nur eine vorbehaltlose, allseitige Zustimmung entsprechen, die sich mit dem „Wesen des Christenthums" anzubahnen schien, von da ab aber mehr und mehr an Geltung verlor und schließlich fast gänzlich versagte. Denn auch die Biographie feines Vaters, die er, um einer Pietätspflicht zu genügen, unternommen hatte, und seine letzte 1866 erschienene Schrift (der zehnte Band der Gesammtausgabe): „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" fanden eine nur kühle Aufnahme. In dieser Schrift, sowie in späteren fragmentarischen Aufzeichnungen beschäftigten ihn ethische Fragen, und man hat in seiner Bearbeitung einen höchst verdienstlichen Anlauf zu einer anthropologischen Ethik auf der Grundlage des menschlichen Geineinsinns erblicken wollen. Jodl in seiner „Geschichte der Ethik" weist den Feuerbach'schen Ausführungen eine hohe Stelle an. Es würde mich zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle nachweisen wollte, warum ich diese Auffassung nicht theile. Jedenfalls wurde denselben von seinen Zeitgenossen eine solcher Werthschätzung entsprechende Aufnahme nicht zu Theil. Es giebt nichts Erinüdenderes als Jahr aus Jahr ein zu arbeiten, ohne sich durch einen Zusammenhang mit geistigen Genossen erfrischt zu fühlen, ja ohne eigentlich ein sichtbares Ziel zu treffen! Letzteres fiel dem Philosophen mehr und mehr schwer auf die Seele. Er klagte Anfang der 60er Jahre über diese „Beschäftigung mit dem leeren Papier". Herzlich fatt habe er die Schriftstellerei. Das bloße Schreiben, im Gegensatz zum unmittelbar auf bestimmte Menschenkreise gerichteten Wirken, erscheine ihm so sinn- und erfolglos wie sein geladenes Gewehr in die leere Lust abzuschießen. So verzehrte er sich allmählich in eineni ihn geistig bedrückenden Ungenügen. Dazu kamen dann erschwerende äußere Lebensverhältnisse. Schon bei meinem vorher erwähnten Besuch auf Bruckberg hingen dieselben wie eine schwere Wetterwolke drohend über seiner Zukunft. Bald entlud sich dieselbe. Die Porzellansabrik in dem reizend belegenen alten markgräflichen Schloß, dessen langjähriger Bewohner er gewesen war, mußte aufgegeben, ein anderer Wohnott aufgesucht werden. Die geschäftliche Calamität verschlang den größten Theil seiner kleinen, in dein geschäftlichen Unternehmen angelegten Ersparnisse. In jeder Richtung häufte sich Last auf Last, Sorge auf Sorge. Einem Brief, den ich ihm Ende 1860 nach Bruckberg (irrthnmlicherweise) sandte, antwortete er: „Sie haben

mich noch in Bruckberg gesucht, aber ein infames, von meiner Seite gänzlich unverschuldetes Schicksal hat mich von meinem 24 jährigen Musensitz vertrieben und dadurch eine Störung in meinen gewohnten Lebens- und Gedankenlauf gebracht, die ich vielleicht nie mehr persönlich überwinden werde." Und er behielt Recht. „Nur mit Mühe, ja Widerwillen", wie es weiter heißt, entschloß sich der gebeugte Mann gelegentlich noch einmal „die vom Sturm des Schicksals zerstreuten Gedanken zusammenzuklauben". Mehrere Jahre noch wehrte seine gute, ungemein rüstige Natur wenigstens dem physischen Verfall. Als er mich 1864 in Berlin auffuchte, fand ich ihn trotz seiner zurückgelegten 60 Jahre wenig gealtert und verhältnihmäßig frisch. Aber bald darauf traf ihn ein erster leichter Cchlaganfall, dem einige Jahre darauf ein zweiter schwerer und 1872 ein gänzliches Erlöschen seiner Kräfte folgte. Am 13. September setzte eine Lungenlähmung den vielen Mühen und Sorgen seiner letzten Lebenstage ein Ziel.

Dem ihm in den letzten Jahren sehr nahe stehenden trefflichen „Bauern-Philosophen" Konrad De übler gegenüber äußerte Feuerbach einmal: „Meine Zeit kommt noch. Also nur Geduld." Ist nun diese Zeit, beinahe 20 Jahre nach des Philosophen Tod, endlich gekommen? In gewissen! Sinne kann man dies sicherlich nur bejahen, und die bereits angeführte Schrift von W. Bolin: „Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen" ist ein besonders sprechender Beleg dafür. Volin, der der Universitäts-Nibliothet in Helsingfors vorsteht, in Petersburg geboren, väterlichei-seits von schwedischer, mütterlicherseits von deutscher Abstammung, war in jüngeren Jahren mehr: fach in nahe Beziehung zu Feuerbach getreten und hat ihm ein besonders treues Andenken bewahrt. Er gerieth vor einigen Jahren durch Feuerbachs Tochter in den Besitz von gewissen handschriftlichen, theils Persönliches, theils Sachliches betreffenden Aufzeichnungen des einsamen Denkers, die er in dem vorliegenden Band in sehr dankenswerther und geschickter Weise verwcrthel hat. Dabei ist er freilich von der Ueberzeugung geleitet gewesen, daß „Feuerbach seiner Zeit weit vorangeschritten, daß er daher unverstanden und vereinsamt war," daß aber jetzt „die Nebel, die seine glänzende Größe umhüllt, endlich gewichen" seien und daß es nunmehr Aufgabe der Wissenschaft fei, „die sich zu ihrem eigenen Schaden hartnäckig von ihm abgewandt gehalten habe, den Ertrag alles dessen, was er gewollt, geleistet oder wozu er die Pfade gemiesen, voll auszubeuten." Ich theile, wie aus dem Vorstehenden zur Genüge hervorgeht, diese Auffassung nur in sehr bedingtein Grade. Ich vermisse namentlich in Feuerbachs ethischen Ausführungen eine vertieftere Durchführung des an sich richtigen Grundprincips, daß jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb sei, es bleibt da, wie so häusig bei Feuerbach, bei sprungweise fortschreitenden, oft wichtige Zwischenglieder überspringenden und dadurch in die Irre gerathenden Anläufen. Feuerbach war, nicht immer aber häusig ein Franctireur, ein Plänkler auf philosophischem Gebiet, unerschöpflich und unermüdlich im Gefecht, brillant in polemischer Hinsicht, aber nicht selten

sich überstürzend in seinen Schlußfolgerungen. Es fehlte ihm etwas an einem inneren Hemmschuh. Die münschenswerthe Besonnenheit litt nicht selten unter der mit ihm verwachsenen Ungeduld, die meistens zu unruhig war, um alle möglichen Einreden abzuwarten und zu beantworten. Schon seine erste Schrift, die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", war in gewisser Hinsicht eine Ueberstürzung, da sie die anfechtbare Frage, wie es mit der Entbindung von der uns einzig bekannten Form des Daseins (was man gewöhnlich Sterben nennt) bestellt sei — eine Frage, vor der auch ein Lessing Halt gemacht hatte — in kategorischer Weise übers Knie brach. Aber wie geistvoll ist andererseits wieder Alles, was ihm bei diesem summarischen Proceß durch den Sinn fährt, wie tiefsinnig verwerthet er die speculativen und methaphysischen Gesichtspunkte; das Ganze gestaltet sich unter seinen Händen, wie der entsetzte Tiedge nicht unzutreffend bemerkte, zu „einem feurigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität." Von Himmelshöhen holt er das Feuer hinunter, mit dem er den zur Selbstverbrennung geschichteten Scheiterhaufen anzündet. Und so strotzt seine ganze Schriftstellern von Geist und Lebendigkeit, Fülle und Gedankentiefe. In Vielem bleibt er unwiderleglich, in Allem originell. Nur gänzliches Mißverstehen und Sach-Unkenntniß konnte sich zu dem Ausspruch versteigen, daß Feuerbachs ganzes Wirten durch M. Stirner „für ewig »ä adLuräurn" geführt sei. Dem ist s. Z. A. Rau in eineni gegen F. v. Hartmann gerichteten Artikel im „Magazin" mit berechtigter Schärfe entgegengetreten.

Es giebt ein eignes Capitel, einen eigenen Abschnitt in der deutschen philosophischen Geistesarbeit, der Feuerbachs Namen als Inschrift trägt, und darin ist der Person und dem Inhalt nach genug Bedeutsames enthalten — abgesehen von den historischen Schriften die Auseinandersetzung mit Hegel, die Begründung des Princips der Sinnlichkeit, die psychologische Deduction der Gottes Person als Spiegelbild des Menschen — um einen ausführlichen Commentar zu Feuerbachs Leben und Wirken höchst dankenswert!) erscheinen zu lassen. Diesen Commentar enthält die Volin'sche Schrift, die sich daher mit Recht als einen Beitrag zur Geschichte der neueren Philosophie bezeichnen darf. Mit großen: bibliographischen Fleiß gearbeitet, der den Quellen und persönlichen Beziehungen aller in den Feuerbach'schen Lebensgang irgendwie eingreifenden Personen unermüdlich nachgegangen ist, entwickelt sie in den Abschnitten: „Arnold Nuge und dessen Kritiken, Vereinsamt, Zeitgeschichtliches und Erlebtes, D. S. Strauß, Nächste Anhängerschaft, Jünger und Gleichgesinnte, Polemisches Verhalten," ein reichhaltiges und fesselndes Zeitgemälde, indem sie andererseits gleichzeitig bemüht ist, den festgehaltenen Standpunkt von Feuerbachs überragender Bedeutung durch Beweisführung zu erhärten. Auch in dieser Hinsicht wirkt die verdienstvolle Schrift, möge man sich nun ablehnend oder zustimmend zu der Meinung des Verfassers verhalten, ebenso anregend wie belehrend.

Julius Duboc.

von
Asrl Äoel.
— Dresden, —

>e deutsche Philosophie mar in ihrer langen klassischen Periode geradezu ausschließlich Universitätsphilosophie und sie wird es wieder sein dereinst in einer neuen klassischen Periode. Denn die Classik bedeutet im geistigen Sinne Harmonie von Kraft und Stoff, das ist für die Philosophie innere Harmonie, volle Durchdringung höchster Speculation und tiefster Gelehrsamkeit — die Gelehrsamkeit aber wird im Vaterlande Fausts immer bei den „Müttern" wohnen, aus den Brüsten der alm»e mntre5 fließen. Doch die Speculation kann aus den heiligen akademischen Hallen hinauswandern zum Leben, zum Volke, wie sie aus dem Leben und dem Volke hineingewandert ist. Der Vorclassik und der heutigen Nachclassik der deutschen Philosophie ist ihr theilweise inofficieller Charakter, eine gemisse Unabhängigkeit von der akademischen Lehr- und Pflegstätte gemeinsam. Meister Eckhart, Jakob Böhme, Leibniz, Mendelssohn u. a. waren keine Professoren und der der deutschen Gedankenwelt so wichtige Spinoza hat den Ruf nach Heidelberg abgelehnt. Dann aber ward die Philosophie die Zierde und Leuchte der Universitäten nicht nur in den großen Gestirnen Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Schölling, Herbart: auch unter den <iii minores von Chr. Wolfs bis Fr. C. Beneke kann man lange suchen nach einein Namen ohne professorale Krönung. Als aber das neue Jahrhundert zur Mittagshöhe gestiegen war, kam die große Geistesivende und die neuen Helden der Zeit, die Strauß, Feuerbach, Schopenhauer, — und soll man auch Dühring hinzurechnen? — gaben die akademische Carrü're nach kurzem Anlauf auf, freiwillig oder ge-

Julius Duboc,
zwungen, und wurden zumeist eifrige Gegner der Universitätsphilosophie. Dann kam der Artilleriehauptmann a. D. Ed. v. Hartmann und schoß die schone Welt in Trümmer; aber er ist geradezu ein Mann von professoraler Strenge gegen den Denker, den, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Laune der Zeit zum neuesten Helden erkoren. Von Friedrich Nietzsche kann man sagen: so lange er Professor war, war er kein Philosoph, nnd als er Philosoph wurde — in der Sonnenluft des Südens — war er nicht mehr Professor. Nietzsches Schriften haben am wenigsten akademisches Gepräge, sie sind Philosophie als Feuilleton. Man kann von der heutigen Universitätsphilosophie sehr groß denken — gab sie uns doch die Classik der Phllosophiegeschichte, die festere Begründung und reichere Befruchtung der empirischen Psychologie und manche Erweiterung der Erkenntnißtheorie — sie steht unter dem hohen Zeichen der Gelehrsamkeit, der Arbeit, sie arbeitet selbstlos der Zukunft entgegen und darum hat sie Alles — nur nicht das Ohr der Zeit. Die Zeit ist laut und darum hört sie nur laute Propheten, ist sie empfänglich nur für den schneidenden Klang der Paradorie, des Radikalismus und der Negation. Das aber sind Gestalten, die nicht recht in den Talar des Akademikers passen. Die Zeit, die Feuerbach und Strauß als Religionsstürmer schützte, die dann den Pessimismus pikant, Dührings Polemik interessant, und den Barockstil Nietzsches ergötzlich findet, läßt die „gemüthversöhnende" Philosophie Lotzes nnd Fechners wie feine Töne, nur von feinen Ohren vernommen, ohne Echo an sich vorüberziehen und schenkt den ernsten Studien anderer Professoren noch weniger Beachtung. Es handelt sich nicht um eine Werthabschätzung der „freien" und akademischen Philosophie: aber es bleibt eine Thatsache, das; die nervöse Zeit die vornehme Besonnenheit, die der officielle Charakter garantirt, bei Ministern, Pastoren, Richtern, kurz bei Allen schätzt, nur nicht bei den Autoren, die sie liest. Von ihren Autoren will sie angeregt, aber nicht belehrt, mit Stacheln gepeitscht, aber nicht erhoben werden. Doch es ist der Fluch jeder Eintheilung, daß sie die Extreme herausstreicht und für die mittleren Grade versagt. Man kann ein „freier" Denker sein, die anregende Frische und Selbständigkeit eines solchen, die „Fieiluftstimmung", die jüngst Jemand an Nietzsche gerühmt, verbinden mit jener vornehmen Besonnenheit, der der parador-radikale Stachel fremd. Dann ist dein Zeitgeist sozusagen das Concept verrückt, er weiß sich nicht zu verhalten und hört mit halbem Ohr zu. Ein Mann von solcher Art und solcher Wirkung ist Julius Duboc. Man weiß ihn nicht zu rubriciren; die Einen werden sagen, er schriebe abstract wie ein Philosoph, nnd die Anderen, er habe den leichten Fluß des Feuilletonisten, die Einen nennen ihn vielleicht einen radikalen Freigeist und die Anderen einen mystischen Idealisten. Für einen Denker wie Duboc, der weder für bloße Fachmenschen noch für bloße Parteimenschen schreibt, der rein als Denker gewogen sein will, fehlt in dem einseitig zerrissenen Zeitgeist das rechte Milieu. Mau sagt, das scharfgeschnittene Geistesprofil schasse für sich selbst Reclame, aber man ver-

wechselt nur zu oft das Scharfe mit dem Groben, fernhin Markirten und vergißt, daß sich oft die feinen Züge weit schärfer erweifen und ein vollendeter Charakterkopf entsteht, — wenn man nur näher tritt.

Julius Duboc ist am 10. October 1829 zu Hamburg geboren. Vergleicht man einen gemeinsamen real kritischen, individualistischen Zug in dein Königsberger Kant, den: Danziger Schopenhauer und dem Oldenburger Herbart mit dem hochstrebenden Idealkultus eines Fichte, Hegel, Schellina, so steigt unwillkürlich der Gedanke auf, daß auch geistig vom Meere ein anderer Hauch wehen muß als von den mittel- und süddeutschen Bergen. Am Meere gedeiht nicht die Schwärmerei, aber die Sinnigkeit, nicht der Schillergeist, der Idealismus mit seinem Höhenblick, auch nicht der phantasielose Naturalismus, wohl aber weckt die frische Brise einen kräftigen Realsinn. Namentlich der Hamburger Denker wird auch jenen niederdeutschen „Rembrandtgeist" eingesogen haben, der nicht Leidenschaft, nicht gestaltloses Pathos ist, sondern objective Klarheit, Besonnenheit und vor Allem Plastif, der ein Geist nicht des Sollens, der Klage und Anklage, sondern der Liebe zum Sein ist. Aber das Sein ist nicht todte Nuhe. Wie erlaben sich die Augen, nährt sich das Denken an dem tausendfältigen Treiben in dem weitgedehnten Mastenwald des Hafens! Wie regt sich die Mcnschenkraft, wie sucht sich Alles seinen Weg an der viel durchkreuzten Alfter, in den dunklen Fleeten, in den winkelreichen, geschwärzten Gassen der alten Handelsempore! Da liegt nicht die volle Sonne gerade auf träger Bahn: die Hamburger Atmosphäre giebt der Anschauung einen leichten Stich ins Helldnnkle und Individuelle, Charakteristische, doch beileibe nicht ins Finstere und Enge. Die Stadtluft machte schon in alten Zeiten frei und in der stolzen freien Reichsstadt war der Sinn für Freiheit, für eine kraft- und rechtbewußte, sich männlich tragende Selbständigkeit ein Naturgewächs. Realistische Sinnigtcit und Plastik, Liebe zum lebendigen triebkräftigen Sein, Freiheit und Selbständigkeit mit Anerkennung der „Nürd?" und des „Gebührenden", auch eine leichte charakteristische Beschattung — alle diese heimischen Momente finden wir als constituirende Grundelemente in Dubocs Weltanschauung wieder.

Aber mit dem Einfluß der Heimat verband und kreuzte sich das Familienelement: Duboc hat den philosophischen Trieb von seinem Vater geerbt, der mit Hegel in eifriger Corresvondenz stand und mit Neinhold eng befreundet war. Interessant ist, daß derselbe, der noch vor der Geburt des jüngsten Sohnes starb, eine Schrift veröffentlicht hatte cle I» <lissnit6 cls l'nommo etc., ein Begriff, der für jenen später wichtig wurde. Aber auch der poetische Trieb hatte sich schon in dem Vater entfaltet und wie fehr dieser Trieb in der Familie lebendig war, dafür legt ja der Name des älteren Bruders Eduard, bekannt unter deni Pseudonym Robert Waldmüller, genügend Zeugniß ab. Ueber die lebendige plastische Realität ergoß sich so weichere, intimere Empfindung und künstlerische Verklärung. Der vertiefte Optimist, der Liebespsychologe, der

Autor der „Herzensgeschichten", der feine Dichterinterpret in Duboc wird dadurch verständlich. Auch eine ausgesprochene Vornehmheit des geistigen Wesens niuß gewissermaßen genealogisch angelegt sein; aber diese Vornehmheit ist keine starre Würde, sie bethätigt sich als geistige Gentilität und das führt uns auf den wichtigen Umstand, daß der Vater Dubocs, wie der Name verräth, kein Deutscher war. Es scheint, daß die Blutmischung der deutschen Sveculation sehr günstig ist: um nur Große zu nennen, Kants Ahnenreihe weist theilweise nach Schottland, Fichtes nach Schweden, Schopenhauers nach Holland. Vielleicht zeigt das Beispiel Nietzsches, wie ein Tropfen fremden, hier polnischen Blutes den schweren deutschen Geist so verdünnt und belebt, daß ein Stil heraustritt, gestenreich, von leichtem Glanz und leichtem Feuer. Dubocs Stil ist nun kein solches Feuerwerk ohne Ende, kein ewig tanzendes Facettenspiel, aber seine Sprache hat doch so ausgeprägten Eigenwerth, daß sie unfern Autor ohne Bedenken unter die ersten lebenden Stilisten stellen heißt. Der Gedanke ist nach deutscher Art, ernst und gründlich, aber er liegt nach französischer Art tiefer in der Form, die nicht ein schablonenhaft, lose und ungeschickt umgehängtes Mäntelchen ist. Die Sprache ist voller plastischer Anschaulichkeit und poetischer Bildlichkeit, das Denken voller Distinctionen und doch fügt sich der abstracte Gedanke in die Breite der Realität so glatt gegossen, so knapp anliegend wie es nur der französische Zuschnitt fertig bringt. Die Sprache ist sozusagen « Ig,?it«8 frisirt, kurzgeschnitten und doch weichlockig. Sparsam und doch ausgiebig sucht sie ihre Wirkung nicht in der bloßen Rundung ineinanderfluthender Perioden, sondern in dem festen Griff, der feinen Schlagkraft, Bestimmtheit und Ganzheit mohlgewählter Worte. Das giebt ihr den Reiz der Individualität — und wieviel Sprachindividualitäten giebt es heute in Deutschland? Dann aber liegt im ganzen Wesen Dubocs als französisches Erbgut ein deutlich mitsprechendes Taktgefühl, ein lebhaft entwickeltes Geschmacksurtheil, ein ästhetischer Jnstinct, der auch das Denken kritisch bestimmt und ihn vor Manchem bewahrt, das in der deutschen Speculation eckig, abstrus, phantastisch erscheint. Der Deutsche kann mit seinem Glauben am Himmel hängen und mit seinem Denken Materialist sein. Duboc aber vrotestirt in romanischem Sinne gegen die „doppelte Buchführung." Der Deutsche kann sein Fühlen und Sehnen allmächtig in alle Winde schicken und zugleich real als Leibeigener an der Scholle kleben: er kann sich philosophisch in die Höhle der Weltverachtung vergraben und als Praktiker im Eden des Genusses spazieren gehen; in langen Faustmonologen kündet er seine Seelenspaltung. Der Romane kennt keine Philosophie des absoluten Ichs und des absoluten Nichts, der absoluten Materie und des absoluten Denkens. Er ist wie politisch so auch menschlich mehr Centralis!, bei aller socialen Hassensfähigkeit versöhnlicher in sich und mit der Welt, er ist von oben gesehen natürlicher, von unten gesehen ästhetischer, kurz einheitlicher in der Empfindung und darum leichter im Empfindungsanschlag, geschickter im Aus-

druck und in alledem gleicht er mehr dem Weibe, das daher auch weit stärker in sein Leben hineinspielt. Auch für Duboc ist der Pessimismus widernatürlich, der Eudämonismus selbstverständlich. Seine geschickte Hand weiß auch den unästhetischen, widerhaarigsten Stoff ästhetisch zu glätten und zu verfeinern. Der Mensch ist ihm hauptsächlich auf die Empfindung hin angelegt, ein Problein clu LLutiment, fein innerlichstes Gegenprincip charakteristischer Weise' — der Ekel. Dieser ausgesprochene Sensualismus, die ganze ethisch-psychologische Auffassung des Menschen als „Triebwerk" und der Selbstliebe als Grundtrieb erinnern an Frankreich, wo der Sensualismus heimisch war von Condillac, Bonnet und Cabanis bis in unsere Tage (Ribot) und die ethische Mechanik im eudämonistischen Sinne sich besonders in Helvetius und Lamettrie entfaltet. Aber die Empfindnng gilt Duboc darum fo viel, weil sie ihm den Menschen als psncho-phnsisch^ Einheit liefert, und unter den Empfindungen stellt er am höchsten die totalste, die Liebe, in der er die seelische wie die sinnliche Einseitigkeit verwirft. So interessirt ihn auch als Psychologen und Socialschiiftsteller das Weib in der Erniedrigung der Prostitution wie in der Höhe des Liebesaufschwungs. Aber Duboc selbst zeigt in seinem geistigen Wesen eine Totalität, die der zu fachmännischer Einseitigkeit neigende Deutsche schwer und selten erreicht. Auch das erinnert an das Land, in welchem Philosophen geschickte Diplomaten und Aduocaten fähige Kriegsminister abgeben. Duboc kann von seinen» Geistesinteresse sagen, daß ihn: nil Iiumnni alionnm. Er verfolgt das Menschliche im lauten politischen Getriebe und verfolgt es in den feinsten Spitzen der Litercrchistorie, er fühlt ihm als Sozialkritiker den Puls und fchaut ihm als Dichter ins Herz, er weiß in den rauschenden Wellen des Tages das Nuder zu führen — als Journalist, und er weiß auch auf ewige Höhen zu steigen und ohne Schwindel herabzuschauen, im Aether zu athmen — als Philosoph Diese Vereinigung des Journalisten und Philosophen, des actuell flüssigen und monumentalen Denkens ist besonders merkwürdig. Duboc besitzt als Philosoph, der er zeitlebens gewesen, so viel romanische Versatilität und Äctualität des Geistes, daß er auch Journalist sein konnte — allerdings mehr im Sinne der Franzosen und Engländer, bei denen, wie er selbst in der Einleitung zur „Geschichte der englischen Presse" sagt, namentlich die geistige Elite der Nation zur Feder des Journalisten greift. Aber mau überschätze nicht das französische Element in Duboc, das überhaupt wesentlich instmctiv wirkt und auffallend wenig als directer Einfluß. Es giebt den« Gescimmtbilde hauptsächlich den Email des Interessanten, unter dem sich die Züge in deutschem Sinne bis zur leisen Herbheit vertiefen. Vertieft ist z. B. die Mechanik der 86N8»tion8 zur ethischen Trieblehre, der Eudämonismus zur optimistischen Weltanschauung mit transcendentalem Sehnsuchtsblick. Von deutscher Herbheit ist z. B. die immer Principien suchende, begriffsanalutische kritische Methode. Der pikanten Schönrednerei, der Macht der Phrase, der der gallische Geist so leicht anheimfällt, ist Duboc todt-

feindlich gesinnt. Der Wahrheitssinn, der nicht rechts noch links blickt, kein Parteischlagmort passiren läßt, der vor keiner Consequenz zurückschreckt, selbst wenn sie extrem, selbst wenn sie — was mehr sagen will — dem Gegner zu Gute kommt und dem eigenen Princiv ins Fleisch schneidet, der Wahrheitssinn, den er im „protestantischen" Geiste des „kerndeutschen Luther", wie er ihn einmal als Ideal aufstellt, als moralische Kraft fordert in einer Zeit, die nach ihm mehr noch in Selbstbethörung als in Heuchelei verfallen ist, dieser Wahrheitssinn ist vielleicht Dubocs beste Eigenschaft. Was ihm nur zeitwellig in die Arme fällt, aufhaltend, aber nicht hemmend im Wege zum Ziel, ist — das Geniüth, das bis zum Ueberströmen sich an deutschen Dichtem genährt, nicht an den großen, ins kosmopolitische Licht gerückten Bildungsdichtern, sondern an den weiter hinten stehenden, svecifischen Dichtern der lyrischen Innerlichkeit und des Volksgemüthes wie Jean Paul, Bürger, Mckert, Anzengruber, die er meist in den besten seiner Essays zu feinsinniger, congenialer Würdigung bringt.

Das dritte Hauptmoment für die Bildung der geistigen Persönlichkeit, die Zeit, war für Duboc gewissermaßen doppelt zu rechnen. Man rechne nur: wer 1829 geboren war, der mar in den Tagen von 48 gerade fähig zun: Mitschauen, wenn auch nicht zum Mithandeln. Und wenn man nun gar auf dem Forum zuschauen durfte, wo die ganze Bewegung ihre besten Kräfte sammelte, wenn man im Jahre 1843 — 18 Jahre alt — in Frankfurt a. M. weilen durfte — „ich beneide mich selbst", sagt Duboc in den „Erinnerungen an Achtundvierzig" (Reben und Ranken), „wenn ich an diesen Frühlingstraum zurückdenke." Wir sehen nach srischer Erinnerung die Primaner die Zeitgenossen spielen, mir sehen die Hauptacteurs des Bor- und Nationalparlaments in fein skizzirten Gestalten auftreten. Als Augenzeuge schildert Duboc den Erceß des rothen Metternich, die „wahrhaft ergreifende" Verhandlung nach dem Waffenstillstand von Malinö, als das Parlament „die Ehre Deutschlands" verrieth, die vergeblichen Bemühungen der Volksdeputation, die Linke zur neuen Revolution zu bewegen. Der freiheitliche Schwung blieb in Duboc aus jenen Tagen unverlierbar haften, aber seine Jugend war elastisch genug, aus den Thatsachen zu lernen. Der Frühling, den die Nation für sich gekommen glaubte, der leuchtete dem in doppeltem Glänze, der selbst den Frühling des Lebens feierte, und daß jener nur ein Traum war, das nahm ihm im jungen Herzen nichts von seiner Leuchtkraft, das ließ nur jenen ewigen Sonnenschein, jenen unverldschlichen Goldschimmer zurück, der die Schriften Dubocs in ihrer verklärten Grnndstimmung so weit abhebt von anderen literarischen Darbietungen unserer rauheren Tage.

Einige äußere Lebensdaten sind hier nachzuholen: als Duboc im Jahre 1844 auch seine Mutter verloren hatte, war der verwaiste Jüngling zu Verwandten erst nach Offenbach, dann nach Frankfurt a. M. gekommen, wo er bis 1850 das Gymnasium besuchte. Dann studirte er in Gießen und Leipzig Mathematik und Physik, um sich für das Bergbanfach vorzubereiten.

Doch 1853 trat er eine Reise nach Australien an, von wo er erst 1857 heimkehrte. Es läßt sich errathen, wie diese Reise, die so ganz aus dem Lebensprogramm eines deutschen Denkers herausfällt, geistig niederschlug. Die exotische Sonne breitete über die Anschauung Helle und Wärme, Gesundheit und Farbenlraft und sog alles Stubenhafte, Düstere mit der Wurzel aus der sinnenden Seele, sie so auf einen ideal verklärten Naturalismus hinleitend. Aber war diese Weltreise nicht auch die beste Vorbereitung für einen Vekenner und Fortbildner der Strauß'schen Welltallsreligion? Zwar Strauß war für Duboc, obgleich er seine poetischen Bekenntnisse schätzt, zu „herzenskühl", unpsychologisch, naturalistisch. Aber auch Feuerbach beneidet in einem späteren Briefe Duboc „wegen der großen Reisen, die zuletzt doch allein die wahre „Weltanschauung" gewähren" und für diesen blieb die Ehrfurcht vor der Allmacht und Weite, der Schönheit, den Ncithseln des Weltalls religiöser Grundton.

Es wehte allerdings eine andere Atmosphäre im australischen Busch, wo er mit den Wilden ritt und lagerte, als in der „Metropole der Intelligenz", in welcher der Heimgekehrte zunächst seine Studien wieder aufnahm, die er in der Doctorpromotion zum äußeren Abschluß brachte. Bald ergriffen ihn wieder die Wogen der freiheitlichen Bewegung, die jetzt in den ruhigeren Bahnen der Parteipolitik dahinfloß. Er ward Journalist und zwar zunächst als Mitredacteur der bald eingegangeneu „Deutschen Zeitung". 1861—1863 war er als Chefredacteur der „Westfälischen Zeitung" in Dortmund thätig, von wo er seine liebenswürdige Gattin, die Schwester unseres bekanntesten lebenden Kunsthistorikers, Wilhelm Lübkes, heimführte. Zur Landtagswahl im Dortmunder Kreise (1863) hatte Duboc die Candidatur Löwe-Calbe's als eines Mannes „der alten Garde" vorgeschlagen und durchgesetzt: das brachte ihn in engere persönliche Berührung mit. dem letzten Präsidenten des deutschen Nationalparlamentes, für den schon der Jüngling geschwärint hatte. Auch Ed. Laster kannte Duboc bereits vor dessen parlamentarischer Carriöre und behielt seine Hochachtung vor dein Idealismus des Redners, wenn er auch an dem Schriftsteller eine scharfe, oft glänzend satirische Kritik übte (uergl. den Aufsatz „Ein dunkler Philosoph" in „Gegen den Strom").

Sein erster Aufsatz im Februarheft der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur" 1862, dieser damals angesehensten deutschen Zeitschrift, deren Herausgeber H. V. Oppenheim Duboc befreundet war, hieß „Ein Besuch im Zellengefängniß zu Bruchsal" uud war angeregt durch Holtzendorff. Der Einfluß des großen Juristen, dessen persönlichen Umgang Duboc in Berlin genoß, verräth sich hier wohl auch in dem didaktischen Scharfsinn der Behandlung und in der humanen Tendenz; vergl. den Aufsatz „Zur Frage der Todesstrafe" in „Plaudereien und Mehr". Der Einfluß von Holtzendorffs wirkte auch im antipietistischm Sinne; dem ersten Aufsatz in den „Deutschen Jahrbüchern," dem bald mehrere folgten, hatte Duboc bereits eine andere

größere Veröffentlichung vorangehen lassen: „Das Johannesstift und die Propaganda des Rauhen Hauses. Eine Warnung." (Barth, Leipzig 1861). Die Broschüre, deren Gegenstand dem geborenen Hamburger besonders nahe lag, schlägt geradezu die Gründung eines Antimissionsvereins vor. Dieser ersten sensationellen Broschüre folgten mehrere andere, z. B. über Schleswig-Holstein (vor dem Kriege), über die öffentliche Sittenlosigkeit (6. Aufl. Grüning, Hamburg — auch im antipietistifchen Sinns) und 1873 (3. Aufl. Hamburg, Grüning) die „socialen Briefe," bemerkenswert!, ebenso durch den vorurtheilslosen feinen psychologischen Blick in die Zeit wie die sittliche Energie im beredten Eifer gegen die Zeitkrankheit des Mammonismus und der allgemeinen, auch geistig „moralischen Prostitution". Diese Briefe, so sehr sie in dem Gründerthum ihren besonderen Zeitanlaß hatten, weisen doch auf weitergreifende, tiefere Studien, zu denen jetzt Duboc mehr Muße fand; 1833 von Dortmund nach Berlin übersiedelt war er in die Redaction der „Nationalzeitung" eingetreten, in der er bis 1870 thätig blieb. So fruchtbar diese Thötigkeit war, so sehnte er sich doch nach ruhigerer tieferer Entfaltung. Was er suchte, fand er in Dresden, in dessen literarischen Kreisen die anregende, feingeistige Persönlichkeit Julius Dubocs ein Ansehen und eine Beliebtheit genießt, die auf den schaffenskräftigen Geist mohlthuend zurückwirken. Man unterschätze nicht den Einfluß der umgebenden Sphäre auf den Autor; sagt 'es nicht viel, daß Dubocs umfangreichstes Werk mit dem Titel: „Der Optimismus als Weltanschauung" die Inschrift trägt: „Den Meinigen in Liebe gewidmet"? Doch vor den Hauptschriften des Dresdener Philosophen ist noch die „Geschichte der englischen Presse nach I. Grants MnZpnpor ?rsss frei bearbeitet" zu nennen, in deren Einleitung Duboc gewissermaßen mit dem deutschen Journalismus abrechnet. Zu dessen Hebnng fordert er eine Concentration auf wenige große Organe mit besseren Kräften als das Ergebniß einer durch geschärften Unternehmungsgeist gesteigerten Concurrenz. Das war das Testament des Journalisten: nun konnte der Philosoph zu Worte kommen.

Das philosophische Interesse hatte sich früh in Duboc geregt; schon der Student, zur Borbereitung auf den praktischen Beruf genöthigt, ließ sich die philosophischen Collegien als Nebenstudien nicht entgehen. Daß er aber den nährenden Quell seiner Weltanschauung an anderer Stelle suchte, das zeigt der Brief des Dreumdzwanzigjährigen an — Ludwig Feuerbach. Duboc hat die gerichteten Briefe seines verstorbenen „Freundes und Lehrers" 1873 in der „Deutschen Warte" veröffentlicht. Sie sondern sich äußerlich und innerlich in zwei Gruppen. Die ersten (aus dem Sommer 1853) zeigen den früh sich regenden ethischen Psychologen Duboc sowohl in der von ihm aufgeworfenen Frage der Willensfreiheit, wie in den Ausstellungen, die er an der ertrem anthropovhysischen Ausfassung Feuerbachs macht, der dem schlimmsten Säufer das Freiheitsgefühl zuspricht. Feuerbach selbst ist von seinen Antworten nicht befriedigt und die ganze Frage interessirt ihn „insbesondere als Sohn eines

Hauptcriminalisten." Am 22. Juli schreibt Feuerbach zum Schluß: „Bruckberg hat allerdings Wirthshäuser, aber das für Sie geeignete ist allein mein Wohnhaus, wo Sie mir und meiner kleinen Familie herzlich willkommen sein werden." Sein Besuch im Bruckberger „Schlosse" hat Duboc einen unverlüschlichen Eindruck hinterlassen und weder die australische Reise noch die Berliner Studienjahre vermochten mit der Unterbrechung der Correspondenz das Band zwischen Meister und Schüler zu zerreißen. Im Gegentheil, die zweite (Gruppe der Briefe (1860—62) zeigt erst die wahre geistige Gemeinschaft. Duboc hat jetzt an den Quellpunkt aller philosophischen Richtungen, die erkenntnißtheoretische Frage gerührt und Feuerbach stimmt mit lebhaftem Interesse dem Naisonnement des „jüngeren Freundes" ausdrücklich bei (Brief IV); nach dem letzten Briefe hat er Dubocs Aufsatz „wider die Grundanschammgen des philosophischen Idealismus" in den „Deutschen Jahrbüchern" mit derselben Gründlichkeit gelesen, mit welcher er geschrieben ist. „Ich stimme Ihnen vollkommen bei sowohl in dem, was Sie aus mir über mich, als in dem, was Sie aus sich selbst über Raum, Causalität und Identitätsgesetz sagen. Ich habe Sie früher nur für einen philosophischen Dilettanten gehalten, aber Sie haben dies Vorurtheil gründlich widerlegt. Darum hat mich auch Ihr Urtheil als ein auf Sachtenntniß gegründetes innerlichst erfreut und ermuntert." Er verspricht eine Benutzung Duboc'scher Gedanken bei Veröffentlichung seiner eigenen Aufzeichnungen/ die namentlich in Bezug auf das Identitäts-Gesetz mit Duboc „fast verdotenuz" übereinstimmen. „Ich wünsche nur, daß Ihre Rednctionsgeschäfte Ihnen erlauben mögen, öfters Proben von der modernen — nicht absolutistischen, nicht monarchischen, sondern socialistischen, 'gemeinschaftlich denkenden Philosophie zu geben. Mit diesen» Wunsch Ihr ergebenster L. Feuerbach." So hatte denn der Knappe vom Fürsten den Ritterschlag erhalten und war zu selbständigen philosophischen Thaten berufen als Streiter in der lgemeinsamen Sache. Der erwähnte Aufsatz (abgedruckt in der Sammlung „Gegen den Strom") feiert allerdings Feuerbach gegenüber Schopenhauer als „Bannerträger des modernen Zeitbewußtseins" und bekennt seine Parteifarbe im Materialismus und Sensualismus, in der Anerkennung des Satzes: Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch. Aber es ist ein feinerer Sensualismus, der statt der Aposteriorität die „Simultam'ität" der Naumform und des Identitätsbegriffes behauptet, die nicht auf einem Sammelwerk von Erfahrungen ruhen, sondern in den ununterbrochen einströmenden Erfahrungen selbst mit aufgebaut werden solleu. Charakteristischer ist die Erklärung der Causalität als vermittelt durch das Leben selbst, insofern sich dasselbe als wirksam, Wirkung setzend, an unserm eigenen Dasein erweist (z. B. die Speise, die meinen Hunger stillt, erweist sich mir unmittelbar als wirkend) und insofern es ohne Wirksamsein (— Causalität) todt d. i. verneint wäre. Charakteristisch ist dies, weil das Leben Dubocs späteres Grundprinzip ist. Aber bei näherem Zusehe» zeigen sich schon in dem frü-

Heren Aufsatz noch andere feine Trennungslinien zwischen Duboc und Feuerbach. Kurz gesagt, dieser ist anthropologischer, individualistischer, jener realistischer, pannaturalistischer. Sein Sensualismus streift damals tiefer in die Physiologie; er geht von den realen äußeren Dingen aus und giebt „zunächst und vor Allem zu bedenken, daß wir nur ein Theil dieses großen Natur-Ganzen sind, in absolut nichts Anderem, als eben in ihm wurzeln. Die Aussagen unserer Sinne, unseres Jntellects über dasselbe sind doch in letzter Instanz nicht unsere Aussagen, sondern immer nur „Aussagen der Natur von sich selbst, die darin nur ihr wahres Wesen offenbaren kann." Was antwortet Feuerbach darauf? Er stimmt ungefähr zu, betont nur das menschlich Wahre, „weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche die Natur sich ausspricht. Ich gehe übrigens — nicht vom Ich gegenüber dem physikalischen oder natürlichen Ding aus, sondern von dem Ich, welches außer sich und sich gegenüber ein Du hat" :c., kurz es folgt eine Entwickelung, die Feuerbach als den umgekehrten Fichte erscheinen läßt. In Wahrheit entwickelt sich Feuerbach dialektisch aus Fichte und Hegel, den er nie ganz verwunden. Duboc aber arbeitet bei aller Gemeinschaft nach anderer Richtung, mit andern Freunden gegen andere Feinde; er hängt sozusagen mit seinem Meister Feuerbach am andern Ende zusammen, als dieser mit seinem Meister Hegel und er brauchte sich nicht aus Hegel herauszuarbeiten, well er gar nicht mit ihm verbunden war. Vielmehr kehrt er dem Idealismus den Rücken und streitet in dem Aufsatz nur gegen Avrioristen wie Kant und Schopenhauer, Halbaprioristen wie Lange und Maitz und den Mill'schen Empirismus, der die objective Causalnotwendigkeit nicht festhalten kann. Aber es besteht nicht nur ein Unterschied der Stellungnahme, erklärbar aus der verschiedenen Blicksrichtung ini zweiten und dritten Menschenalter des Jahrhunderts, sondern noch ein weiterer Unterschied der Methoden und ein tieferer der Temperamente. Der Kritiker des Chriftenthums ist gewissermaßen Dramatiker, eine heiße Kampfnatur wie Fichte und nicht minder ist der Autor der Theogonie ein Epiker, der die historische Fülle ausbreitet. Duboc aber, der Liebespsychologe, ist ein Lyriker, der Gefühl sucht und Gefühl giebt, und zugleich ein Didaktiker in seinen Analysen, der für Feuerbach, selbst wo er dem Resultat zustimmt, zu sehr auf dem „hölzernen Katheder" steht (Brief VIII). Dieser ist zwar eine Sturmnatur wie Fichte, aber Fichte, der Mann des positiven Thatmillens, hätte im Jahre 48 noch einmal Reden an die deutsche Nation gehalten — in der Frankfurter Paulskirche. Feuerbach blieb der staunenden Demokratie den Führer schuldig; seine Leidenschaft zeigt mehr Negativität wie sein Leben mehr Absperrung. Schon das deutet auf nothwendige Sympathieen für Schopenhauer und Briefe an Bolin vom Jahre 61 verrathen ja auch, daß er dessen Preisschriften mit Befriedigung theilmeise „mit Entzücken" gelesen, und seine Klagen in den Briefen an Duboc über die Jämmerlichkeit der jetzigen deutschen Philosophie, Literatur und Politik erinnern an den Tenor des Pessimisten. Für Dubocs

Natur kann es keinen größeren Gegensatz geben, als das, was in Feuerbach an Fichte und Schopenhauer erinnert. In dem sympathischen Aufsatz über Feuerbachs Nachlaß erzählt Duboc, daß ihn bei der ersten persönlichen Begegnung mit jenem nichts mehr frappirte, als der ungestüme cholerisch aufbrausende Zug, und 1864, als der Meister den Freund und Schüler in Berlin besucht, stehen sich Beide politisch wie Skeptiker und Optimist gegenüber. Als Feuerbach in seinem letzten Werke auf das Gebiet der Ethik sich begab, mußten auch die wissenschaftlichen Gegensätze hervorbrechen und die Kritik Dubocs in der „Augsb. Nllg. Zeitung" machte bei aller Anerkennung doch so wesentliche Ausstellungen, daß sie Feuerbach dauernd verstimmte. Der feinere Psychologe findet namentlich Feuerbachs mehr äußerlichen Sensualismus unfähig zur Ableitung der höheren ethischen Momente: Gewissen, Pflicht. Rechtsbewußtsein, und er vermißt charakteristischer Weise bei ihm die nothwendige „scharfe Begriffsbestimmung und psychologische Detallarbeit." Trotz aller Differenzen sind der gemeinsamen Grundanschauungen doch zu viele — in religiöser Hinsicht Atheismus, in erkenntnißtheoretischer Sensualismus, Materialismus, in ethischer Determinismus, Eudämonismus —, als daß man nicht den Schüler dem Meister sehr nahe rücken sollte. Wie Duboc sich selbst als Schüler Feuerbachs fühlt, so verbanden ihn persönliche Beziehungen mit drei Freunden desselben, die in dessen späterer Correspondenz die Hauptrolle spielten, mit Fr. Kapp, mit dem Bauernphilosophen Konrad Deubler, den Duboc in seinen herrlichen Bergen aufgesucht und dessen naturfrische, geistig starke und hingebende Art ihm mehrere warmherzige, Nlpenluft athmende Schilderungen entlockten, endlich mit W. Bolin (z. Z. Bibliothekar in Helsingfors), dem Duboc die Sammlung „Gegen den Strom" freundschaftlichst zugeeignet hat.

Dem Andenken Feuerbachs gewidmet ist das eine der beiden Werke, welche den Namen Dubocs in weite Kreise trugen — „Das Leben ohne Gott" (Rümpler, Hannover 1875) — wegen dieses historischen Zusammenschlusses sei es der nur ein Jahr älteren „Psychologie der Liebe" vorangestellt. Die beiden Schriften repräsentiren ersichtlich schon stofflich die zwei Seiten der Duboc'schen Geistesart: die eine mehr die Seite nach dem objectiven Sein, der Natur, die plastische Seite, die andre mehr die Subjects- und Gefühlsseite, die lyrische Seite, die eine die centrifugale Richtung der Freiheit, Abstoßung, Ausweitung, die andere die centrivetale Richtung der Innerlichkeit, Innigkeit, Verklärung, die eine Feuerbach zugewandt, die andere mit dem Blick auf Jean Paul. Aber nun glaube man nicht, daß sie sich mich wie Verstand und Herz, wie negative Kritik und positiver Aufbau gegenüberstehen. „Das Leben ohne Gott" hat Strauß und Feuerbach schon hinter sich, es arbeitet sich nicht erst den Weg der Kritik hinauf, sondern es steht bereits oben und prüft die Aussicht, aber nicht die Aussicht der logischen Existenz, sondern gerade die Aussicht des Gemüths, kurz es schätzt den ethichen Gehalt des Atheismus gegenüber dem des Theismus ab und bietet so

keine Parallele, sondern eine positive Ergänzung namentlich zu Strauß. Duboc stellt schon an den Anfang den Satz: „Der Atheismus ist eine Thatsache im Geistesleben der Gegenwart". Allerdings erscheint er kalt, poesielos, nüchtern. So muthet auch den aus der traulichen Enge des Heimathsdörfchens Kommenden das Treiben der großen Stadt an und doch giebt es neben der Poesie der Idylle auch eine Poesie des Dramas. Der Atheist ist nicht des Gemüths enterbter Sohn, auch ihm ist die Welt mit Rückert ein chunter, blumengegeschmückter Dom'". Denn die Schönheit der Welt und deren wohlthuende Empfindung ruhen auf festen subjectiv-objectiven Verhältnissen und die persönliche Beziehung des „ans Herzwachsens" der leblosen Umgebung bleibt als menschliche Eigenschaft. Auch als Wunder von unergründlicher Majestät, als einziges, unermeßliches Räthselwort bleibt die Welt bestehen. Der grundlegende, werthvollste Theil des religiösen Empfindens ist Ehrfurcht. Eine überaus feine Analyse dieses Gefühls (uergl. die Sonderbehandlung in „Gegen den Strom") ergiebt nun als Resultat, daß die Ehrfurcht erwächst aus dem Verhältniß eines Ueberragenden zu den» davon beschatteten Subject. Wohl hauptsächlich ein Einwand Pfleiderers, daß hier eine Verwechselung der Ehrfurcht mit dem Gefühl des Erhabenen vorliegt, veranlaßte Duboc zu dem trefflichen Aufsah über dieses Gefühl („Reben und Ranken), der sich in noch zarteren Distinctionen ergeht. Das Wesentliche ist, daß beim Erhabenen der Accent der Empfindung auf dem Ueberragenden liegt, bei der Ehrfurcht aber auf dein von diesem beschatteten, sich geschmälert fühlenden Subject. Duboc geht über Strauß hinaus — im Idealismus: er fordert und erhofft eine Cultusform für die Weltallsreligion. In Bezug auf die ethische Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens kommt er zu einem negativen Ergebnih. Derselbe ist kindisch, sofern er aus dem naiven Schauder vor dem Tode hervorgeht; denn dieser Schauder entstammt nur dem subjektiven Standpunkt der ihre Verneinung denkenden Lebensbejahung. Derselbe widerspricht ferner der Würde der Lebens-Auffassung. Wer zum Leben wie zu einem Freunde spricht, dem er Alles verdankt: „ich bin ja doch ewig dein Schuldner," wer das Seinige erwartet mit einem innerlichen Gefühl des Hiindefaltens, weil er die Lebensgesetzlichkeit desselben erkennt, und mit einem versöhnten Sinn, weil er das Leben als der Güter höchstes schätzt, wer so mit Rückert den Schmerz nicht niederringt, sondem im Himmelsäther erstickt, der wahrt an, besten die Würde des Menschen. Würde erkennt dann eine feinsinnige Untersuchung dem zu, der seiner Stellung entspricht in Wissen, Leistung und Anspruch. Hierauf folgt eine Apologie des Glaubens gegen den Vorwurf des Egoismus. Wenn man in der wunderbaren Erscheinung des religiösen Märryrerthums alle auch sonst verständlichen und häusigen Nebenmotive streicht, so bleibt noch als Motiv der Lebenshingabe die Macht der Ueberzeugung als solche. Aber das hierzu nöthige Durchdrungensein des ganzen Wesens fand in den wahrhaft gläubigen Seelen weit eher statt als bei den heutigen, die zwischen der gläubigen Erziehung und dein ungläubigen Denken wie zwischen zwei Welten schwankend stehen. So

folgen mit originellen und tiefen Blicken in die Kindesseele Anweisungen einer Erziehung, die der Tendenz folgt, wahrere und klarere Menschen zu bilden. Wirkt der Theismus auch noch wohlthätig als Mahner und Tröster auf viele gut geartete Geister, so ist er doch ohnmächtig gegenüber der sittlichen Zeittrankheit des Materialismus, dessen echte Kennzeichen geschwächte Überzeugungskraft und Mangel an „Bravheit" und dessen Nebenerscheinungen Pessimismus, Indifferentismus und Cnnismus sind. Das Resultat ist, daß der moderne Mensch, dessen Wissensbesitz dem Theismus widerstreitet, als totaler Mensch nur in dem Ideal der „Würde des Lebens" Befriedigung finden kann. Wenn „der Gedanke dein Reich des Lebendigen anzugehören, aus dem gestalt- und uernunftlosen Nichtsein zum Spiegel des Weltalls erhöht worden zu sein und selbstschüpferisch im All mitzuwirken sich unserer Seele bemächtigt und uns zu einer gewissen ruhigen Höhe im Aether des Geistes emporhebt", so können auch wir mit dem Psalmisten rufen: „Meine Seele dürftet nach dem lebendigen Gott!"

Kein Gedankenauszug des Buches kann von dem Sammetschmelz seiner Diction, der stählernen Feinheit der durch Beispiele gehobenen Beweisführung eine Vorstellung geben. Die Literatur ist bettelarm an Werken, die so das tortiwr in rs, 8uavitor in mocln als Motto auf jeder Seite tragen. Dem inneren Werth ist das von Nutzen, der Beachtung aber zum Schaden. Man erwartet vom Apostel des Atheismus, daß er auf offenem Markte Sturm blase — aber man hört Töne der Orgel — und er kann sie spielen, der da sagt: „die Orgel muß in uns sein, die den Choral der Weihe ertönen lassen soll, von außen, aus dem Leben, stammt nur der Lufthauch, der den Ton «schwellen lassen kann, der aber vor den geschlossenen Pforten des Herzens und der Sinne klanglos vorüberfährt." Aber das ist mehr als Bild: ein Atheist, der, wie er selbst erzählt, nach alter Gewohnheit jeden Morgen einen Choral spielt, der das Bild der Pietü vor das Titelblatt seines Buches setzt — „ich werde unsinnig", ruft der aufs Schimpfen gefaßte Mönch, als er des Räuberhauptmann Karl Moor hochherzige Reden hört. Das ist es: man begreift den Atheisten in der Siedehitze der Leidenschaft, allenfalls auch in der Herzenskälte, aber nicht in der natürlichen Wanne des Idealismus. Was hier ausgespielt wird, ist nicht Verstand gegen Herz, sondern Herz gegen Herz. Ich schwöre nicht auf dieses Buch; man kann entschiedener Gegner desselben sein, aber niemals Feind, denn selbst den Fanatiker kann es nicht verletzen, sondern nur zur Achtung zwingen vor seinem tief sittlichen Kern. Wer bestreiten will, daß der Atheismus religiös sein könne, muß sich an dieses Buch halten. Man erkennt den Menschen bekanntlich an seinen Freunden und Feinden: die glaubensstarken Naturen wie Luther, Arndt, Claudius citirt Duboc mit sympathischem Verstehen, die Halb- und Viertelsgläubigen, den „ausgehöhlten Cierschalenglauben" befehdet er. Charakteristisch sind zwei kritische Aufsätze, der eine: Eduard von Hartmanns Berechnung des Weltelends als Anhang zum „Leben ohne Gott", der andere: die Be-

rechtigung des Theismus vom Standpunkt der Seelenfrage in „Reben und Ranken". Der Pessimismus, der doch auch ein Atheismus ist, erhält dort das Prädicat „einer innerlich morschen, jeder tieferen logischen und ethischen Begründung baren Doctrin", der Theismus Fechners aber erscheint hier Duboc als „eine der interessantesten, gedankentiefsten Leistungen in der deutschen Geistesarbeit der Neuzeit". Beiden tritt Duboc als scharfer Psychologe entgegen, doch spricht aus der Kritik Fechners eine warme Sympathie, die übrigens auch in eine persönliche Beziehung überging. Als Grund dafür nennt Duboc die „Sinnestreue", den immanenten Zug der Fechner'schen Anschauung. Aber es ist noch ein Anderes, Ich möchte Fechner den Jean Paul der Philosophie nennen und man wird zugeben, daß er mit diesem den Tiefsinn der Subjectivität, den warmen Humor, die feingeäderte, empfindsame, gemüthsreiche Eigenart, die kühne unerschöpfliche Analogiftik, den Blick ins Kleine und den Sternenzug, die Liebe spendende, alles beseelende, Harmonisirende Phantasie, tropenhaft aufblühend wie ein Garten, in dem ein guter Gärtner waltet, kurz eine gewisse Weiblichkeit des Charakters, aber auch den systematischen Sammeltrieb und schließlich auch — eine gemisse Unmodernität gemein hat. Der Name Jean Paul erinnert uns an den andern Pol der Duboc'schen Geistesart. „Das Leben ohne Gott" diente der wahren und klaren Lebensüberzeugung. „Nun es giebt," heißt es da, „nichts Idealeres als die Ueberzeugung. Nur dem Liebesgefühl kann für eine bestimmte, kurz bemessene Frist der Anspruch auf eine gleiche ideale Geltung im Leben des Menschen zuerkannt werden."

„Die Psychologie der Liebe" (Hannover, Rümpler 1874) bietet sich als eine Analyse, die „der Naturforscher auf geistigem Gebiet" vollzieht. Sie scheidet zunächst wie Wurzel, Stamm und Krone die drei Stufen der Liebe: 1. Erfassung des Ideals, 2. höchste Beseeligung der natürlichen Selbstliebe durch gewährte Gegenliebe, 3. Umschlag der Selbstliebe und völlige Dahingabe des Ich an das geliebte Du als Lebensinhalt. Sie scheidet ferner von der Liebe nach der Seite der überwiegenden Sinnlichkeit die Begier ab, die entsagungsunfähig ist; nach der anderen Seite die sogen, geistige Liebe, die in Wahrheit nur ein geschlechtlich angehauchtes Sympathieverhältniß und zur Tragik der Liebe unfähig ist; ferner scheidet sie ab den Don-Iuanismus sinnlicher wie geistig künstlerischer Art, weiter die falsche Idealbildung, die auf der bloßen Befriedigung der Eitelkeit ruht. Gegenüber der auf Zuverlässigkeit ausgehenden, daher nur der reiferen Männlichkeit erblühenden Freundschaft zeigt sich die geschlechtliche Liebe als täuschungsfroh, gegenüber jeder anderen Liebe als irrational und stets ungewollt, gegenüber der auf der Suprematie des Geistes ruhenden Pflicht als feelisch-sinnliche Totalität. Ich nenne noch die Postulirung des Ekels als einzig unbedingt tödtlich für die Liebe, dann eine feine Charakteristik der Weiblichkeit als der ewigen Jugend des Menschengeschlechts, ferner die Heiligsprechung der Mutterliebe und ein Verdikt über die Emancivationsbestrebungen, die das

JZ2 «arl Joel in Dresden,
Weib seiner heiligen Berufspflicht, der Keimpflege der Menschheit, entfremden wollen, ein Verdikt aber auch über die Töchter der höheren Stände, die ob ihrer Gewöhnung und berechnenden Ansprüche an Wohlleben zur Poesie des Weibes, der Liebe unfähig ist; endlich die feine Diagnose eines als Beispiel dienenden Falles aus den mömoirsg ck'une iäö»Ii8ts (vgl. den interessanten Aufsatz „Aus alter Zeit" in „Gegen den Strom"). Natürlich bringt auch hier (1. Aufl.) der Anhang eine ausführliche, vernichtende Kritik der Speculationen Schopenhauers und Hartmanns auf dem gleichen Gebiet; wieder tritt der auf der Gesundheit des natürlichen Thatbestandes fußende Psychologe und Anthropologe namentlich den „absurden", „widerlichen" Dualismen des Seelischen und Körperlichen bei den Metaphysikern entgegen. Die Psychologie der Liebe vollzieht in ihrem Verlaufe einen fortwährenden Scheidungsproceß, und zwar, von den inneren Stufen der Liebe abgesehen, wesentlich nach außen. So ist es ein beständiger Läuterungsproceß, der schließlich das reine Gold der Liebe auf der Höhe des Ideals leuchten läßt, wo die höchsten Ansprüche der Aufopferungsfähigkeit als ihre Kennzeichen gelten. Es scheint, daß mit diesem idealistischen Hochbau, zu dem der lyrische Schwung, der schöne Vollklang der Sprache harmonirt, die sonst anerkennende Kritik nicht einverstanden war — das deutet ein Nachtrag als eine geistreiche Kritik der Kritik in „Gegen den Strom" an. Doch Dubocs Sprache ist erhebend aber nicht berauschend, sie trägt Feierkleider, aber sie sind anliegend, heben die Formen des Gegenstandes und zeigen nirgends den wallenden Bausch der Rhetorik. Das ist es, was ihn unter die wenigen lebenden Sprachmeister stellt, daß sich zum lyrischen Schwung eine scharfe Plastik gesellt, die keinen Hauch der Phrase und keinen Rest von Mystik duldet, und femer, daß er zarte Verästelungen der Subjektivität, dumpfe Zwischenglieder det Erscheinungen, die Andere nicht sehen und hören, in voller Klarheit des Ausdrucks präsentirt. Diese Kunst der Zerlegung und Beherrschung der Subjectivität macht Duboc zur Behandlung eines so subjectivcomplicirten Gegenstandes wie die Liebe besonders fähig und zwar einer Behandlung, die gleich weit entfernt ist von der pikanten Oberflächlichkeit mancher Franzosen wie von der in glänzenden Wolken sich wiegenden Dialektik Schleiermachers. Auch Dubocs Liebesbegriff sitzt auf idealem Throne; aber es ist ein Idealismus der Bestimmtheit. Mit fester Hand wird eine genau bezeichnete Erscheinung als die gesuchte, hier einzig berechtigte herausgehoben, aber auch die ausgeschlossenen neben dem, unten an. Throne erhalten ja ihre bestimmt lautenden Prädicate. Man könnte also höchstens die zu scharfe Präcision der Begriffe tadeln — wenn das zu tadeln ist. Aber es sind ja nicht Begriffe ohne Leben, ohne reale Unterlage: Niemand kann verkennen, daß sie aus der quellenden Fülle psychischen Lebens von einem feinen und geübten Blick abstrahirt sind. Abgesehen davon, abgesehen auch von den in dem Werke selbst zur Eremplification herangezogenen Fällen hat Duboc mich sonst bewiesen, daß er nicht graue Theorie, sondern angewandte

Herzenspsychologie treibt. Namentlich die drei Aufsätze: Jean Pauls Charakter in seinem Liebesleben (Reben und Ranken), Jean Pauls letzte Geliebte (Plaudereien und Mehr), Bürgers Charakter in seinem Liebesleben (Gegen den Strom), besonders der erste, sind Meisterstücke einer psychologischen Jnterpretationskunst, welche eine eigenartige, ergänzende Art innerlicher Literaturgeschichte liefert. 1888 erschienen seine „Herzensgeschichten", ein Novellenstrauß (Dresden, Grumbkow), welche, um kurz zu sein, vielleicht nicht in der malerischen Schärfe und Glnth des Colorits, in: kühnen Wurf der Phantasiegestalten, wohl aber in der Wärme und Tiefe der Empfindung, im schönen Strom der Sprache, in der weichen sonnigen Verklärung und doch wahren Charakteristik den Heyseschen Novellen gleichkommen und zum mindesten im ethischen Gehalt sie übertreffen. Es ist begreiflich, daß die beiden formfeinen innerlich sonnigen Geister, einig im lyrischen Zuge, in der Schätzung des Liebesgefühls wie in der plastischen Welt- und Sinnesfreudigkeit, einig im Optimismus wie im Atheismus (Heyse, Kinder der Welt) sich gegenseitig anzogen und die Widmung von „Neben und Ranken" legt von ihrer Freundschaft Zeugniß ab. Was an den „Herzensgeschichten" noch besonders zu schätzen, ist, daß die Figuren nicht Beispiele, Marionetten in der Hand des Theoretikers erscheinen und doch sich wunderbar in den vom Liebespsychologen aufgestellten Empfindungsformen widerspiegeln. Frei und ungesucht, ohne gegenseitige Anpassung fügen sich Theorie und poetische Praxis ineinander und die bunte Gestaltenfülle, in der diese einzig und immer wieder die Liebe sich ergehen läßt, zeigt, aus welchem Reichthum jene geschöpft hat. Aber ist es nicht blos ein poetischer Reichthum? Wenn die poetischen Figuren den Ansprüchen des Liebespsychologen entsprechen, aber schon höhere Gestalten des Lebens wie Jean Paul und Bürger sich in Dubocs strenger Kritik sagen lassen müssen, daß sie hier und dort die Vollendungsstufe der Liebe nicht erreicht, ist dann nicht der Vorwurf des Idealismus berechtigt? Ja, nur daß es kein Vorwurf ist, wie der moderne realistische Fanatismus will. Dubocs Lebensbegriff ist aristokratisch, aber damit ist er zum mindesten eine nothwendige Ergänzung zu der modernen naturwissenschaftlichen Psychologie, die bei aller Fruchtbarkeit zu einseitig die niederen Massenformen berücksichtigt. Er ist aristokratisch, aber der höhere künstlerische Liebesbegriff gehört eben mit Verlaub auch zur Psychologie. Er ist aristokratisch — aber jede Kuhmagd kann ihn erfüllen, ohne daß sie der Polizeibericht als Selbstmörderin registrirt. Die Liebe ist ein hohes Gefühl, sagt Duboc in deni Aufsatz über Jean Paul, sie braucht einen hohen Thormeg und passirt nicht, wo es im Menschen niedrig hergeht. Ein Heiligthum neben dem Heiligthum der Pflicht — nennt sie die „Psychologie". Auf ihr, heißt es da zum Schluß, liegt ein Verklärungsglanz, wie auf den Worten der Botschaft an die Hirten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Das weist auf den Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart (Bonn,

Emil Strauß 1881). Hier feiert der „lebendige Gott" am Schlüsse des „Lebens ohne Gott" mit dem Friedensgott am Schlüsse der Liebespsychologie seine Vereinigung und die drei gewonnenen idealen Grundbegriffe, die Ehrfurcht vor dem Weltallsräthsel, die Würde der Lebenserscheinung und die Liebe, die „allemal nur ist, wo Leben sich des Lebens freut", schließen sich hier zusammen. Die früheren Werke geben nur Grundmauern, die späteren festere Unterlagen und Seitenflügel, der Optimismus giebt das eigentliche Centralwerk, den Hochbau, die Sonne der Weltanschauung, von der die anderen nur Strahlenbrechungen, und diese Sonne leuchtet — sie ist Optimismus. Der psychologische Naturforscher erhebt sich zum construirenden Idealisten, und der im „Leben ohne Gott" da steht, wohin Feuerbach von der Glaubenshöhe hinabgestiegen war, der steigt jetzt wieder zur religiösen Idealität hinauf — doch nein, er steigt nicht, er bleibt in der Immanenz und geht nur vorwärts bis dahin, wo die Immanenz ideal wird. Die Blicksrichtung, nicht der Gedanke ändert sich: focht dort Duboc mit der Zeit gegen den Glauben, so wendet er sich hier gegen den Niedergang des religiösen Bewußtseins in der Zeit, fehlte es auch dort nicht mi idealen Ausblicken, so nimmt hier der Idealismus einen entschiedenen Anlauf gewinnt tiefere Färbung. Kurz gesagt: er stellt der ideallosen Zeit die Actualität des Mysteriums vor Augen, unter dem er ein hohes, hehres, der oerstandesmäßigen Ergründung unerreichbares Seinsverhältniß versteht. Die von Feuerbach inaugurirte Bewegung zur Erschütterung des Jenseits hat schließlich nach der Gemüthsseite zur materialistischen Verrohung, nach der intell?ctuellen Seite zur Verengung des Horizontes geführt, die z. B. den Spiritismus ohne gesetzsuchende Prüfung verdammt. Dem gegenüber will Duboc im Geheimniß des Unübersehbareil im Weltproceß und des Unendlichen das Weltwunder gewahrt wissen. Dessen hehrer Charakter vernichte der den Sinn des Daseins leugnende Pessimismus, der nun sowohl als quietistischer Enlrüstungspessimismus wie als neuer Iuchhe-, Pessimismus, der mit Resignation genießt, glänzend charakterisirt und als unhaltbar aufgezeigt wird. Die Empfindung ist Grundthatsache alles Lebens und das in ihr wurzelnde, ihr correspondirende Streben geht unfehlbar auf einen geglaubten besseren Zustand — scheinbar widersprechende Erscheinungen werden psychologisch aufgelöst. Der Einzelne ist nur der Träger des Lebensprincips, im Empfinden empfindet die Weltsubstanz sich selbst, was sie mehr ist als bloßer Mechanismus wird darin offenbar, und die nothwendige Bewegungsform des unendlichen Fortschrittes, zunächst in der singulare« Erscheinung des Üebensprocesses begriffen, wird nun als einheitlich kosmisch gefolgert und als im „All-Eins" herrschend begriffen, so daß selbst das Absterben eines Sterns nur die Ablösung für eine höchst nähere Daseinsstufe bedeutet. Ueber die Verminderung des Egoismus läßt uns Culturgeschichte und Moralstatistik im Dunkel. Licht fällt hier nur aus einer eudämonistischen Trieblehre. Die höhere Sittlichkeit, verbunden mit größerem Wohlsein, wird nun charakte-

ristischerweise bestimmt als höhere Entwicklung 1. nach der auf der Liebe ruhenden ästhetischen Seite, 2. nach der auf Pflicht, Gemissen ruhenden moralischen Seite. Die „Preisgebung des Individuums im Weltproceß", mit der sich die religiöse Anschauung durch die Comvensationsidee, die Antike durch den Verschuldungsgedanken abzufinden suchte, wird für den modernen Menschen versöhnlich, wenn er den ganzen Weltproceß als Lichtgestaltungs-vrocefz begreift, an dem Alle Theil nehmen. Dann fällt das Weltleid mit der Eriftenznothwendigkeit des Werdens zusammen, „die Mauern deiner Unigebung, seien sie nun geschmückt oder kahl und traurig, weichen dann zurück und verschwinden, die wohlbekannten Erdenstimmen verklingen fern und ferner, wie du selig in den Ocean des Allseins hinabtauchst", und dieses Abwenden und Loslösen von der Individualität ist die beste Vorübung für den Tod. Das Gemissen ruht auf dem Princiv des „Gebührenden", das zunächst der egoistische Wille des Individuums für seine Kraft fordert, zugleich aber auch seine Vernunft für die Kraft des Andern anerkennen muß, denn die menschliche Organisation hat nur als Einheit Bestand und die Gewissenlosigkeit, die Willensforderung für sich ohne die Vernunftanerkennung für Andere, würde in jene den Widerspruch tragen. Den freudlosen Vernunftact des Gewissens bereichert aber der Optimismus mit wärmeren? Gefühl, indem er dem Rechtthun und Gutsein ja die Bedeutung giebt, daß es dem Weltübel Abbruch thut, während der Pessimismus höchstens auf dem Princip des Ekels Sittlichkeit schaffen kann. Aber für Duboc giebt es nichts Sinnloseres als die Lieblosigkeit oder Freudlosigkeit. „Hast Du die Liebe oder Freude verloren, so starrt Dir überall das große Warum entgegen. Warum, wozu Alles, was mich umgiebt? Was soll es mir? was soll ich ihm? Welt und Geschöpf, Leben und Arbeiten, Werden und Vergehen — nichts hat einen eigentlichen Sinn mehr und alles Grübeln bewahrt Dich nicht vor dem Sturz in eine bodenlose Tiefe. Nur die Liebe rettet Dir den Zusammenhang des Ganzen und Dich innerhalb dieses Zusammenhangs."
Sieht man den „Optimismus" iin Vergleich mit den früheren Werken von der formalen Seite an, so schlägt hier der Idealismus an den Höhepunkten wohl noch höhere Flammen, aber die Sprache ist logisch durchsetzter geworden, die Psychologie bis in die Erkenntnißtheorie vertieft und die wissenschaftliche Stellungnahme schärfer, wie dies die gründlichen Auseinandersetzungen zeigen mit pessimistischen, nawralistischen und sonstigen Zeitrichtungen. Zu Feuerbachs Individualismus wird jetzt der Gegensatz klar durch Dubocs Abwendung vom sensualistischen Materialismus. Das zeigt sich deutlicher in der folgenden Schrift: „Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus mit Bezugnahme auf die m oderne Tragödie" (Hamburg, Grüning 1886). Feuerbachs Satz von der Identität der Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit in, Aufsatz vom Jahre 18lZZ, ausdrücklich anerkannt, erfährt hier entschiedenen Widerspruch. Zwischen dem materialistischen Sensualismus (Feuerbach) und dem Idealismus (Hegel) wird der ideale

Realismus inthronisirt, der weder das nackte Thatsächliche, noch das nur Gedachte, sondern das Leb end ige zum Princip setzt. In einem Punkte finde ich Vater, Sohn und Enkel einig: Hegel, Feuerbach und Duboc halten fest cm der Identität oder besser dem Kreisschluh von Sein und Denken. Sein ist, sagt Duboc, weil nur Sein Sinn, Unfein (Nichts) Unsinn ist. Die Unterstellung eines Anderssein ist ein vollständiger Ungedanke. Damit aber steht Duboc als Monist dein Dualismus sowohl des Theismus wie des Kantianismus und des Pessimismus gegenüber und unterscheidet sich von Hegel und Feuerbach nur darin, daß jener das Sein auf das Denken, dieser das Denken auf das Sein bezieht und Duboc gewissermaßen von der Mediante, dem Leben ausgehend, demselben das Sein als Unterlage, das Denken als Vollendung giebt.

Wie findet sich der Optimismus mit der Tragik ab? Die Antwort folgt aus dem Früheren: Die Schicksalstragödie ist ein Beispiel von der Preisgebung des Individuums im aufsteigenden Weltproceh. Die tragische Kunst soll die Weltbewegung in Gemüthsbewegung umscheu und wie im Weltproceß die Menschheit zur geistig-sittlichen Erhebung (repräsentirt durch die specifisch menschliche Gestaltaufrichtung) bestimmt erscheint, so soll auch die Kunst der Erhebung dienen, den Schmerz im Himmelsäther ersticken, nicht beim blos Erschütternden als Genußobject stehen bleiben, was — ein Zeichen des Verfalls — die fensationelle oder pikante Tragödie thut, leider die moderne, wie an Wildenbruch und Bulthaupt namentlich fein ausgeführt wird. Als die einzigen sacrosancten Principien, denen der Held sich preisgiebt, werden wieder das Sittlichkeitsideal und das Schönheitsideal (Liebe) vrüdicirt. Zahlreiche kritische Erörterungen gegen moderne Aesthetiker geben der „Tragik" eine sachliche Gründlichkeit.

Es weht im Optimismus nicht nur speculatiuer Geist, es zeigt sich auch eine Bereicherung durch weitere historische Fühlung, durchk ritische Aufnahme der zeitlichen philosophischen Gegensätze. Diese Gegensätze treten als Entwickelung auseinander indem folgenden Werk: „ HundertIahreZeitgeist inDeutsch-lllud. Geschichte und Kritik". Leipzig, Otto Wigand. 1889. Der Optimismus" hatte gerungen mit oem einseitigen Diesseitsstaudpuntt Feuerbachs, der eine Reaction bedeutete gegen das ihm zeitlich vorgeschobene speculatiue Zeitalter, ferner mit dem Pessimismus, dann mit der materialistischen Gemüthsuerrohung, endlich mit der naturwissenschaftlichen Nüchternheit, die sich im Kreislauf des Werdens und Vergehens befriedigt findet. Zu manchen der Zeitrichtung widersprechenden Erscheinungen (Spiritismus) nahm er eine Mittelstellung ein. So begreift sich folgende Disposition: 1. Das metaphysische Zeitalter. 2. Der realistische Idealismus der vierziger Jahre. 8. Der Pessimismus und der Zeitgeist, 4. Der ethische Materialismus und seine Einwirkungen. 5. Der naturalistische Realismus. 6. Rückläufige Bewegungen im Zeitgeist. 7. Evolution und Revolution (Zukunftspersvective). Das giebt nicht.'entfernt eine Vorstellung von dem Reichthum wahrhaft interessanter Erörterungen, die mit

glücklichem Griff die charakteristischen Erscheinungen aus der fluctuirenden Seele der Zeit herausgreifen. Der Psychologe, Aesthetiker und Social-schriftsteller haben sich hier vereinigt, die wirren Gestaltungen, welche die wechselnde Zeit hervortreibt, zu plastischer Klarheit zu heben und von einer Kritik hochethischer Färbung durchleuchten zu lassen. So zeigt das reife Werk Dubocs Meisterschaft im psychologischen Jnnengriff, in der Objectivirung des Subjektiven und stellt sich dar — trotz mancher Lücken bei der Fülle des Materials — als originaler, glücklicher Versuch einer Geschichtspsychologie des Jahrhunderts. Der fruchtbare, charakteristische Gesichtspunkt der Duboc'schen Auffassung ist auch hier wieder der Ssthetisch-sensualistische, der die Zeitrichtungen als Geschmacksrichtungen erscheinen läßt, welche bei Nebersättigung nach dem Gesetz des seelischen Stoffwechsels einander folgen. Duboc ist im Kern seines Wesens Psychologe. Auch sein transcendentaler Optimismus hatte den Rhythmus des Weltfortschrittes aus dem Rhythmus der Befriedigung suchenden Menschenseele herausgelesen und zur Begründung ans eine ethische Psychologie im eudSmonistischen Sinne verwiesen, die nun sein jüngstes Werk bietet: „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus" (Leipzig, O. Wigand, 1892). Eine längere Einleitung scheidet Dubocs Eudämonismus nach zwei Seiten: er rehabilitirt mit Kant gegen den Utilitarismus die Gesinnung und mit diesem gegen jenen die Lust. Gegen Kants „Thue, was Du sollst", tritt als Motto „Thue, was Du willst". Der Mensch ist ein Triebwerk im Sinne der ethischen Mechanik. Das Gewissen wird wie im Optimismus, aber gründlicher abgeleitet aus der Anerkennung des Gebührenden zugleich für das Ich und das Du, und die Einheit des menschlichen Wesens als Lebensgesetz schließt den Widerspruch aus. So wirkt die Gewissmspflicht elementar, sie ruft dem Menschen zu: „lebe!" und führt ihn nur auf seinen eigenen Willen zurück. Sofem der Erfüllung jedes Triebes die Lust folgt, ist der Mensch auf Luft veranlagt, wie der Baum auf die Frucht. Die Lust ist also Ergebnis; des organischen Verlaufes, weder blos begleitender Vorgang noch absolut Zweck und Ziel. Am deutlichsten als Trieb ist — und hier sehen wir den Ouellpunkt des Duboc'schen Triebprincips — die Liebe, „der Trieb der Triebe." Es folgt eine feinsinnige Ausführung über „den Körper als Geberde des Geistes" (vergl. Nord und Süd, Oct. 91) und eine tiefere Behandlung mancher Themen der Psychologie der Liebe. Die Vorstellung eines höchsten Gutes gehört zum menschlichen Gattungscharakter. Was Du als Mensch willst, ist nicht, was Du als Dieser oder Jener, sondern was Du als Jeder willst: d. i. das höchste Gut oder Glück. Im Culturfortschritt erfaßt sich die Menschheit immer mehr als Individuum und, da sie unsterblich, allumfassend n. s. m. ist, kann sie auf das allgemeine Wohlbefinden anders hinarbeiten als der Einzelne. Der innere Sittlichkeitsfortschritt fließt aus dem umgestaltenden Glückseligkeitstrieb, dem das Gemissen als elementare Willenskraft innewohnt, und sein Maßstab des Gebühr-

lichen verlegt sich allmählich vom Privileg der Kraft auf das Jdealvrinciv der Menschlichkeit. Hinter dem Bilde der den Individualismus auflösenden Menschheit erstrahlt vertrauend der Optimismus und einiger Transcendenz-schimmer der modernen Mystik. Im Uebrigen weht eine kühlere Gedanken-luft in diesein wissenschaftlich gewichtigsten Werke des Autors. Beachtensmerthe erkenntnifztheoretische Untersuchungen stützen die scharfe psychologische Analyse und die Kritik umfaßt die neuere Ethik von Hobbes und Spinoza bis Darwin, Paulsen, Steinthal :c. Daneben aber verleugnet sich der populär verständ-liche Plastiker des Ausdrucks so wenig wie der interessante Socialschriftsteller, der die Katastrophe zu Meyering und Zeitungsnotizen für die Theorie ori-ginell verwerthet.

Die drei Essayssammlungen Dubocs, aus denen mehrere Aufsätze citirt wurden, find „Gegen den Strom" (Hannover, Rümvler 1877) „Reben und Ranken" (Halle, Gesenius 1879) und „Plaudereien und mehr", (Hamburg, Günther 1884). Namentlich die letzte Sammlung mit soviel heiterer Laune in so glänzendem Fluß der Sprache hebt Duboc unter unsere ersten zeitgenössischen Feuilletonisten. Der poetische Optimist verleugnet sich nicht im Eintreten für die unmodernste Dichtungsgattung, die Idylle, welche „die von einem gesunden Frieden angehauchte Lebenserscheinung" aufsucht.

Ziehen wir das Facit: Die bedeutende Individualität Julius Duboc spricht zu drei Kreisen: als Novellist und Feuilletonist zum weiteren Publicum, als Psychologe und Ethiker zur Wissenschaft, in der allgemeinen religiös-ästhetischen Weltanschauung zu dem zwischen beiden fluktuirenden Zeitgeist. Die Philosophie mag heute tiefer in die eracte Stofflichkeit hinabsteigen und wenn der alte Bautrieb der Menschheit erwacht, mag die Metaphysik höhere Kreise ziehen. Duboc ist kein nawrwissenschaftlicher Schachtgräber und kein specu-lativer Alpinist — eher denke ich ihn am Strande ruhend, sinnend, schauend auf die landenden Wellen und die sonnenglänzende Meeresferne. Er ist kein Genetiker, wenn es auch an genetischen Ansätzen und Ausblicken nicht fehlt, und er ist auch kein Systematiker. Seine scharfe Analyse scheidet mehr das Rechte vom Falschen als den Theil vom Theil, dient mehr der Kritik als der Gliederung. Selbst die „Trieblehre" giebt mehr eine logisch associative Folge freier Erörterungen, keine Rubricirung der Triebe, keine „Schachtelung" nach I, 1, n, wie z. B. Ed. v. Hartmann in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins." Kurz, er giebt kein constructives System, sondern eine mit analytischer Kritik begründete Lebensanschaunng. Er protestirt gegen den scharfen Schnitt zwischen den psychischen Functionen und zwischen dem Seelischen lind Sinnlichen, er bindet die Liebe, die Ueberzeugnngskraft, das Gewissen an die LebenstotalitSt, er eint die Causalität, den Weltalls-proceß mit dem Lebensproceß und laßt die Raum- und Jdentitätsform simultan in der Erfahrung erstehen, er gestaltet die Religion ästhetisch und die Tragik religiös und seine Hanptprincipien Leben, Liebe, Würde, Gebührend, Sinn (im Optimismus), Streben, Trieb, Geberde sind

sämmtlich Mittelgrisse zwischen Geistigem und Sinnlichem, Innerlichem und Fornmlem, Wollen und Fühlen u. s. w. Endlich aber feiert er das Aufgehen des Individuums in der Gattung und des hemmenden Leids im erlösenden All-Eins. So geht der Grundtrieb dieses Denkens auf Einigung, Totalität, auf Intimität und Hingabe, kurz, dieser Grundtrieb ist — Liebe. Das rückt unseren Denker in die Nähe von Schleiermacher, nur daß dieseu zum mindesten der Zeitgeist ebenso tief in den Idealismus wie jenen in den Realismus hinabgetaucht hat, wo er auf das „Leben" als Idealvrinciv stieß. Aber der große, heimlich als ungläubig geltende Theologe und der religiös, ja mystisch angehauchte Atheist reichen sich die Hände in der Grund - schätzung des Gefühls. Ist nicht Schleiermacher der deutsche Liebesmetaphysiker, nicht „der Lyriker der Romantik", ist nicht seine Einigung der Kirche und Kunst, sein Satz, daß Erregung des Gefühls für das Universum als solches Religion sei, Duboc aus der Seele gesprochen? In Neiden lebt ein Etwas, das edel weiblich anmuthet, und hierin sind sie entgegen dem „männlichen" Kant auf seinem Riesenthron. Aber lassen wir alle Analogien der Vergangenheit! Duboc fordert seine Stelle in der Philosophie der Zeit und ich meine zum mindesten als der Antipodie des Pessimismus; denn ersetzt der Philosophie des Todes die Philosophie des Lebens, dem Schopenhauerschen Welthatz die Liebe entgegen; von Ed. v. Hartmann aber scheidet ihn gar die innerste geistige Function: er genießt das Sein und jener commandirt die verachteten Thatsachen. Mag man über die Geltung des Philosophen Duboc streiten, mag die Zukunft andere Wege wandeln, soviel ist sicher: er ist modem, sofern er einen tiefen Athemzug gethan aus dem Realismus, und er befitzt die plastische Klarheit, um in den Zeitgeist eingehen zu können. Aber er ist mehr als modem: in die drangvolle, dichtbewölkte Zeit trägt er den Ton des Friedens und den Schimmer geistiger Verklärung, in die irdische Enge das Ideal der Unermeßlichkeit und zur Rohheit des Materialismus, zur Blutarmuth des nüchternen Naturalismus, zur Melancholie des Pessimismus, zur Nervosität der Paradoxie verhält er sich wie schönheitsvolle Gesundheit.

Ueber die Jüngsten und Neuesten im literarischen Frankreich.

von
Vau! Lindau.
— Dresden. —

5 vor einigen Jahren durfte man glauben, daß das Einschachteln und Zusammenpferchen von so und so viel verschiedenartigen schriftstellerischen Individualitäten in bestimmte Schulen und Klassen allmählich aus der Mode gekommen sei. Wir sind mit dieser Art von Rubricirungen überhaupt ziemlich sparsam gewesen. Wir sprechen richtiger von der „Periode der Klassiker", als von der „klassischen Schule". Wir bezeichnen damit eben nur jenen glücklichen Zeitabschnitt unserer Literaturgeschichte, in dem unsere besten Dichter ihr Bestes gegeben haben, ohne durch diese Bezeichnung eine künstliche Verbindung uud Gemeinsamkeit zwischen den selbstständigen, unabhängigen und voneinander weit verschiedenen Individualitäten der Dichter herstellen zu wollen.

Als die letzte eigentliche „Schule" wäre in unserer Literatur wohl die romantische zu betrachten, deren Angehörige wenigstens durch ein ungefähr gleichgeartetes Streben nach demselben Ziel miteinander verknüpft waren. Gerade von den Dichtungen unserer Romantiker aber hat verhältnißmäßig nur wenig dem Sturm der Jahre Trotz geboten; und es hat nicht einmal des Sturmes bedurft, die leichten Blätter sind ohnehin im Winde zersiattert und vergilbt. Nur eine kindische und unverständige Klassisicirungswuth kann Dichter wie Grillparzer und Heinrich von Kleist den Romantikern beigesellen. Ich möchte wohl wissen, wo in, „Goldenen Vließ", in „Des Meeres und der Liebe Wellen", in der „Hermannsschlacht" und im „Zerbrochenen Krug"

lieber die Jüngsten und Neuesten im literar. Frankreich. 3H!
die Romantik steckt. — Das „Junge Deutschland" war auch mehr ein Zeit-, als ein Schulbegriff; denn Diejenigen, die in den schematisirenden Literaturgeschichten als Führer dieser literarischen Bewegung bezeichnet werden, bilden — auch abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Begabung — in ihrem schriftstellerischen Wesen, in ihrer ästhetischen Auffassung, in ihrer Tendenz, mit einem Worte: in ihrem ganzen Können und Wollen die schroffsten Gegensätze zu einander. Seitdem hat man es vollends unterlassen, für die Tüchtigeren des letzten und des mitlebenden Geschlechts ein gemeinsames Stichwort zu ersinnen, und Niemand scheint sich über diese Unterlassung beschwert zu haben.
Auch in Frankreich, das für solche Stichworte eine besondere Vorliebe besitzt und in deren Erfindung oft eine bemerkenswerthe Kunst bewährt, hatte man seit dem „liumantiFius" auf die willkürliche Zusammenwürfelung der gleichzeitig schaffenden Schriftsteller unter eine gemeinsame, durchaus ungeeignete Etikette glücklicherweise verzichtet. Vielleicht weil man sich überzeugt hatte, daß man in der Erfindung dieses letzten Collectivbegriffs nicht eben glücklich gewesen war. Man konnte in der That auch kaum eine unpassendere Bezeichnung als „Romantiker" für die damals jungen Poeten, die unmittelbar vor und nach der Iulirevolution gleichzeitig in Frankreich auftauchten, ersinnen. Sie paßte nicht einmal für den bedeutendsten und allseitig als den eigentlichen Chorführer unbestritten anerkannten Victor Hugo. Sie paßte noch weniger auf die Anderen. Diejenigen, die der kritische Aberwitz gemeinsam in den Käsig des sogenannten Romantismns eingesperrt hatte, hatten überdies in ihren, geistigen Schaffen nicht die geringste Gemeinsamkeit. Das einzige Bindeglied, das zwischen ihnen bestand, war der Haß gegen die tyrannische Starrheit der dichterischen Form, wie sie die sogenannten Klassiker als die für die französische Dichtung allein maßgebende festgestellt hatten, — war der Drang der Befreiung von einer unwürdigen Knechtschaft.
Wenn ein Dramatiker nach der Iulirevolution ein Kostümstück in Versen schrieb, in dem die bewußten drei Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung auf das Gewissenhafteste nicht gewahrt waren, so war er schon aus diesem rein äußerlichen Grunde ein „Romantiker", mochte im Uebrigen das Drama selbst die Negation des Romantismus sein. Und wenn ein Lyriker sich herausnahm, im Alexandriner die Cäsur'ein bischen zu verschieben, den Reim durch den gedanklichen Inhalt des Verses zu verdecken und für das Ohr nicht gleich wahrnehmbar zu machen, oder eine einfache Wendung der alltäglichen Sprache, den nächstliegenden Ausdruck für das Gewöhnliche in seine Verse hineinzubringen, so war er wieder ein „Nomantiker", wenn auch in seinen Adern nicht ein Tröpflein romantischen Bluts rollte.
Das folgende schriftstellerische Geschlecht in Frankreich hat sich ohne Collectivnamen behelfen wollen. Man hat sich auch da mit der einfachen Zeitangabe begnügt, man hat sie die „Dichter des zweiten Kaiserreichs" genannt.
Die jungen Leute von heute scheinen nun das dringende Bedürfniß zu

empfinden, das Versäumte nachzuholen. Es hat die Gegner Emile Zolas, der durch seine ungewöhnliche Begabung, seinen riesigen Fleiß und den Einfluß, den seine kräftige Individualität auf die Literatur seines Landes und des Auslandes geübt hat, wie auch durch seine äußeren Erfolge in der zeitgenössischen Literatur eine der ersten Stellen einnimmt, nicht ruhen lassen, daß dieser verhaßte Mann, dessen schriftstellerisches Wesen ja allerdings eine starke und leidenschaftliche Opposition der Andersgläubigen erklärlich macht, das Haupt einer neuen Schule, des Naturalismus, sein solle. Sie haben sich gesagt, daß es nachgerade wohl an der Zeit sei, das Neue durch Neueres und Neuestes zu verdrängen und neben der Hauptschule des Naturalisinus, oder richtiger: ihr gegenüber eine neue Schule zu begründen. Und da nun ungefähr gleichzeitig so und so Viele auf denselben gescheidten Gedanken verfallen sind, die sich untereinander ebensowenig vertragen konnten wie Katze und Maus, so hat jeder Einzelne für sich, unter gefälliger Mitwirkung einiger guten Freunde voin Stammtisch der benachbarten Brauerei, seine kleine Privatschule ins Leben gerufen.

Gerade wie die jungen Hitzköpfe von 1830, die nur in einem Punkte einig waren: in der Bekämpfung des verhaßten Gegners, in der Beseitigung der veralteten und schimmlig gewordenen starren Regeln der Metrik und der Prosodie, so haben auch die Neuesten eigentlich nur eine Gemeinsamkeit: die Bekämpfung Zolas und der naturalistischen Schule. Im Uebrigen besteht zwischen den Theilnehmern an der jüngsten literarischen Bewegung und den Altvordern der Julirevolution allerdings nicht die geringste Aehnlichkeit. Die Schriftsteller und Kritiker von 1830 hießen Victor Hugo, Thöophile Gautier, Sainte-Beuve; die Hauptmänner des literarischen Ansturms an der Wende des Jahrhunderts heißen — ja, wie heißen sie?

Es ist zu befürchten, daß wir ihre Namen niemals erfahren haben oder doch schwerlich behalten würden, wenn nicht ein sindiger, ungewöhnlich gescheidter Zeitungsschreiber, die Perle aller Reporter uud Interviewer, Jules Huret, auf den originellen Einfall gekommen wäre, die ganze Gesellschaft, Einen nach den. Andern, sowie auch deren Gegner, die Naturalisten selbst, und endlich diejenigen Schriftsteller, die sich vor und neben Zola eine vom Naturalismus wie von jedem andern Schulzwang unabhängige Stellung in der Literatur gemacht haben, zu besuchen und aus jedem Einzelnen ein literarisches Glaubensbekenntniß herauszupressen, das er mit protokollmäßiger Objektivität und großem Scharfsinn in der Berichterstattung zunächst in einer Pariser Tageszeitung veröffentlicht und jetzt nach Abschluß der unendlich mühsamen, aber auch recht verdienstvollen Arbeit als selbstständigen Band unter dem Titel: „Zeugenverhör in Sachen des literarischen Umschwungs in Frankreich" — „HnlM'ts sur I'6volutioo littSrsirs" *) — herausgegeben hat.

Alle Achtung vor der Herkulesarbeit des Herrn Huret! Vom März bis

«) Paris. G. Charpentier. 1392.

zum IM des vergangenen Jahres ist er bei nicht weniger als vierundsechzig Dichtem, Kritikern und Aefthetikern Hausiren gegangen; und seiner Geschicklichkeit und Tüchtigkeit ist es gelungen, sie Alle fast ohne Ausnahme zu umfassenden mündlichen oder schriftlichen Aussagen über die ihnen vorgelegten Fragen zu bewegen. Den Jüngsten, die ihre literarischen Erzeugnisse in dm von ihnen selbst veröffentlichten und kaum noch von Anderen als dm unmittelbar Betheiligten gelesenen kleinen Revuen erscheinen lassen, hat er damit ja einen offenbarm Gefallen erwiesen. Er hat ihnen eine großartige Reclame gemacht. Und es ist ganz begreiflich, daß sie sich gern haben ausfragen lassen, daß es ihnm in hohem Maße erwünscht gewesen ist, einmal vor dem großen Publikum ausführlicher von ihrer eigenen werthm Person und von ihren eigenen Werken zu sprechen. Neben diesen aber hat Huret auch Schriftsteller aufgesucht, die wie Zola, Edmond de Goncourt, Maupassant, Leconte de Lisle, Catulle Mendös, Fran9ois Coppöe, Sully-Prud'homme, Vacquerie, Claretie, Cherbuliez, Renan, nicht auf dm Interviewer zu warten brauchten, um dem großen Publikum zu sagen, wer sie seien und was sie wollen. Und auch all die hier Genannten, — Alle, bis auf den unglücklichen Maupassant, der schon damals schwer leidend war, — hat er dazu bewogen, ihm Rede und Antwort zu stehen, vor ihm ihre Ansichten über dm augenblicklichen Stand der literarischen Dinge in Frankreich zu entwickeln und über deren voraussichtliche Entwicklung wohldurchdachte und für die Oeffentlichkeit berechnete Vorträge zu halten. Denn Herr Huret hat die von ihm heimgesuchten Herren keineswegs hinterrücks überfallen. Er hat sie auf seinen Besuch jedesmal vorbereitet und ihnen einen vollkommenen Fragebogen vorher eingeschickt. Die von ihm angerufenen Untersuchungszeugen haben im „Echo de Paris" die von Huret nach jedem Verhör angefertigten Protokolle gelesen und ganz genau gemußt, wie mit ihren eigenen Aeußerungm verfahren werden würde. Von einer journalistischen Jndiscretion kann unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein. Alle Diejenigm, die zu dem Werke des Herrn Huret beigesteuert, haben es vielmehr für nützlich gehalten, einmal vor der Oeffentlichkeit den zu ihrem dichterischen Wirken hergestellten persönlich ästhetischen Katechismus herzusagen.

Und so darf denn diese „Enquöte", wenn sie auch nicht dazu führt, die Schuldigen zu ermitteln und die Vertreter der guten Sache deutlicher zu erkennen, doch als ein in der Literaturgeschichte einzig dastehendes Document gelten. Jedermann, dem es nicht gelingen sollte, sich aus den Werken der mitlebmden ftanzösischm Schriftsteller ein Urtheil über deren dichterische Absichten, über deren Freundschaften und Feindschaften zu bilden, braucht nur im Huret nachzuschlagen, dann weis; er ganz genau, was er davon zu halten hat.

Ich will den Werth der Huret'schen Protocolle nicht überschätzen; aber amüsant sind sie und in einem gewissen Sinne ohne Zweifel auch lehrreich.

Paul kindau in Dresden,
Es fragt sich nur, ob es der Mühe verlohnt, gerade darüber belehrt zu werden, was mir hier Neues erfahren.
Der Leser dieses Buches befindet sich in der Thcü in einein eigenthümlichen Zwiespalts. Das Wichtigste, das, was vielleicht sogar der künftigen Literaturgeschichte sich einmal nützlich zu erweisen geeignet wäre: das Urtheil der Autoritäten, der bedeutenden Schriftsteller, wie der vorgenannten, ist leider das wenigst Interessante und wenigst Ergiebige in dieser Zusammenstellung. Ungleich scherzhafter und fesselnder sind die Glaubensbekenntnisse der Neuesten, ihre leidenschaftlichen Angriffe auf die erfolgreichen Schriftsteller, auf die bemußten „Götzen des Tages", ihre Theorien und Systeme.
Gerade diese haben indessen im Großen und Ganzen so gut wie gar keinen literargeschichtlichen Werth, und hat man sie einmal gelesen, so wird sich schmerlich die Gelegenheit darbieten, noch einmal im Leben darauf zurückzukommen. Es sind kurzweilige Feuilletons, in denen die seltsamsten und verschrobensten Theorien in einem ungeheuren Schwulst wie pomphafte Glaubenssätze allerneuster Erfindung vorgetragen merden, oder schonungslose, sacksiedegrobe Angriffe auf mehr oder weniger bekannte und erfolgreiche Autoren.
5 5
«-
Darüber scheinen die meisten Gelehrten einig zu sein, daß sich gegenivärtig indem literarischen Frankreich ein „Umschwung" vollzieht, der durch die neuen Schulen herbeigeführt morden ist und zugleich die Daseinsberechtigung dieser Schulen und Schülchen aufweist.
Was die Weisen unseres Nachbarlandes dazu veranlaßt, diesen vermeintlichen „Umschwung" gerade auf den bestimmten Zeitraum des letzten Jahrzehnts zu verlegen, verstehe ich nicht recht. Die Literatur steht ebenso menig still wie die Kultur, deren Ausdruck sie ist, mit deren Bedingungeil sie im Wesentlichen zusammenhängen muß. Daß in unseren Tagen der Dampfkraft und der Elektricität, der Tödtung der Entfernung, des täglichen Austausches von Land zu Land und von Welttheil zu Welttheil, die Dichtung eine andere sein muß, als sie zu Zeiten des alten Hellas und Roms sein konnte, und daß diese sich wiederum von dem Schlachtgeheul der Wilden, die in den Urwäldern Gennaniens hausten, unterscheiden mußte, braucht wohl nicht lang und breit auseinandergesetzt zu werden. In der Literatur vollzieht sich eben ein steter und ununterbrochener „Umschwung", dessen Resultate allerdings erst wahrnehmbar werden, wenn man sie von einer gewissen zeitlichen Entfernung aus überschauen kann. Das französische Won „övolution", für das wir keine andere Uebersetzung haben als „Umschwung", bezeichnet nach dein lateinischen Stammworte das Wesen dieses steten Werden processes noch besser als unser deutsches Wort.
Die furchtbare blutige Lehre, die die französische Ueberhebung im letzten

Kriege empfangen hat, die Beseitigung des abenteuernden Kaiserreichs mit seinen großschnäuzigen Gloirebedürfnissen, die Einsetzung der neuen Staatsform haben naturgemäß in der Literatur seit 1870 einen mehr oder weniger deutlich erkennbaren Ausdruck gewinnen müssen; und als Vertreter dieser neuen Literatur der bittersten Enttäuschung, des berechtigten Schmerzes, der rauhesten Wahrheit scheint mir gerade Emile Zola die vollste Beachtung zu verdienen. Wer in den Schriften dieses Meisters nicht den Aufschrei des Zorns und der Empörung über die Verlotterung des Kaiserreichs vernimmt, der nmß wirklich recht schwerhörig sein. Auch die Ungeberdigkeit und Derbheit in der Fonn hängt gewiß mit de«? Republikaner zusammen, der von der Arbeit, den Thron gestürzt zu haben, noch keucht und sich nicht in der Stimmung befindet, seine Ausdrücke zu wählen und zu wägen und nach den Bedürfnissen des Hofschranzenthums zu striegeln. Das Ausland betrachtet denn auch ganz allgemein Emile Zola als das eigentliche Haupt dieser Literatur der zweiten Republik; und in dieser Beziehung ist vielleicht gerade dem Urtheil des gebildeten Auslandes, das von den kleinen Froschmäuslerkatzbalgereien, die sich in der französischen Heimat abspielen, wenig oder nichts erfährt, einiger Werth beizumessen.

Nun ist freilich auch zu uns ein dumpfes Gerücht gedrungen, daß dein Dichter des „L,ssomm«ir", der „A»na", des „ttsrinioal" und der „Lstc Iinmäios" die Qualitäten, die wir ihin beilegen, energisch bestritten werden. Wir haben gelegentlich auch einmal vernommen, daß sich einige junge Leute, deren Namen wir bis dahin niemals gehört und seitdem wieder vergessen, zusammengethan haben, um gegen die Unfläthigkeiten und Zotereien, die Zola in „I^s ?errs" verschwenderisch ausgegeben hatte, zu protestiren und dein Meister von MSdan einen gehamischten Abschiedsbrief zu schreiben. Die Sache hatte für uns bei der ungenügenden Bedeutung der Unterzeichner dieses literarischen Pronunciamento kein besonderes Interesse. Dann lasen wir in größeren Abständen hier und da vereinzelte Berichte über seltsame Gedichtbücher, die in Frankreich erschienen, über merkwürdige Theaterstücke, die auf der dortigen „Freien Bühne" zur Aufführung gebracht waren. Aber wir wußten nicht recht, was mir mit all dem anfangen sollten.

Dieses Dunkel wird nun, soweit es möglich ist, durch die Huret'sche Veröffentlichung erhellt. Und wenn mir nach der Lectüre des dickleibigen, 450 Seiten zählenden Bandes auch nicht viel mehr wissen, als wir zuvor gewußt haben, so ist das jedenfalls nicht der Fehler des Berichterstatters; es liegt vielmehr an den jungen Leuten, die selbst nicht wissen, was sie wollen, die vielmehr auch in der Literatur einstweilen nur dem bekannten Grundsätze der radicalen politischen Unklarheit huldigen: „Es muß Allens verrungenirt werden."

Die nebelhafte Verschwommenheit ihrev Ideen, gepaart mit der Ueber-Hebung und Großmannssucht, die der Unklarheit und Leistungsunfähigkeit zu

eigen zu sein pflegen, zeigt sich schon darin, daß eigentlich jeder Einzelne der Chef seiner besonderen „Schule" sein will.
Huret theilt die Gegner des Naturalismus, abgesehen von den „?»rr>»5-si«n8", den Dichtern, die wie Leconte de Lisle, MendSs, Coppße, Sully-Prud'homme, Silveftre, mit den früheren Dichtergeschlechtern der Klassiker und Romantiker noch Fühlung behalten haben, — den ernsthaftesten, die gerade deswegen am meisten von den Jüngsten gehaßt und verachtet werden, — in vier Hauptgruppen. Ich muß noch entschuldigend bemerken, daß ich für die barbarischen Sprachwidrigkeiten in den Bezeichnungen der verschiedenen Secten nicht verantwortlich zu machen bin. Erstens: die Psych ologisten, zweitens: die Magisten, drittens: die Symbolisten und Decadentisten und viertens: die Neorea listen. Wer diese summarische Gruppirung stößt bei jedem Einzelnen auf Widerspruch. Da werden noch alle möglichen feinen Unterscheidungen gemacht. Jeder Einzelne beansprucht für sich oder für einen Collegen einen besondern Schulausdruck, wie Positivist, Materialist, Realist, Idealist, Evolutionist, Occultist, Spiritualist, Egotist, Synthetist, Trombonist, Jnstrumentist, Magnificist u. s. m.
Alle diese Bezeichnungen finden sich in der Huret'schen Berichterstattung, und jede einzelne wird eingehend motivirt, mit einer scharfen Bezeichnung der Unterscheidung von der benachbarten Schattirung!
Schon bei dieser Vertheilung der Schriftsteller in die Sectionen, die sie selber beanspruchen, oder die ihnen als die einzig richtigen angemiesen werden, wird uns von alle dem so dumm, als ging' uns ein Mühlrad im Kopf herum.
Wir haben bisher all die Neuen gemüthlich in den einen großen Topf geworfen, auf den Zola die Etikette des „Naturalisinus", dieser neuesten und radicalsten Form des Realismus, geklebt hatte; und nun merken mir auf einmal, wie es in diesem Topfe krabbelt, sich befehdet, kratzt, zerfleischt, verschlingt, wie da die erbittertsten Todfeinde den Kampf des literarischen Daseins ausfechten, wie jeder Einzelne für sich das Recht eines eigensten „ismus" und nach der scharfsinnigen Definition, die Goethe von gemissen Originalen giebt: ein Narr auf eigene Faust zu sein, in Anspruch nimmt.
Wollte man dem Verlangen dieser jugendlichen Chorführer gerecht werden und jedem Einzelnen die besondere Stelle, die er beansprucht, anweisen, unter genauer Jnnehaltung der bezeichnenden Unterscheidungslinien, so würde man vor lauter Klassificirung vollständig verwirrt werden. Zum Glück vereinfacht sich die krause Geschichte, wenn man etwas genauer hinsieht. Ganze Gruppen lassen sich bequem in eine einzige geräumige Gummizelle für literarische Tobsüchtige unterbringen. Und wenn die Insassen denn durchaus „isten" sein müssen und wollen, so wüßte ich für sie keine bessere Bezeichnung, als die von Girardi erfundene: „Blödisten".
Man glaubt in der That einen ganzen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören!
Während mir uns mit vieler Mühe und Anstrengung allmählich aus der

Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit, dem Wust und Schwulst, der Unklarheit und bildlichen Ueberlastung der Sprache zur Einfachheit, Deutlichkeit, Knappheit und Klarheit durchzuarbeiten versucht haben, machen diese jungen Franzosen, die sich der Wohlthat einer überkommenen Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des Ausdruckes erfreuen, gerade das Gegentheil. Sie versetzen geflissentlich ihr Französisch mit entlegenen Fachausdrücken eines überwundenen Philosophenstils, und wenn sie es auf diese Weise fertigbringen, einm ganz dürftigen Gedanken so aufzubauschen, daß der Wortklang zunächst wirkt, als ob Gott weiß was dahinter steckte, dann meinen sie ein außerordentliches Kunststück geleistet zu haben. Es ist eitel Schwindel, lediglich darauf berechnet, dem Denkfaulen zu imponiren!

Es liest sich freilich verwünscht schwer, was die jungen Leute da schreiben, und überall bleibt man an irgend einer schrullenhaften Floskel kleben. Giebt man sich aber die Mühe, verstehen zu wollen, und kommt man endlich dahinter, was der unklare Kopf etwa gemeint haben mag, und was er, da er darüber selbst nicht zu klarer Einsicht gekommen ist, in verschwommenen Andeutungen nur errathen läßt, so macht man die betrübende Wahrnehmung, daß es eigentlich gar nicht der Mühe verlohnt hat, sich den Kopf zu zerbrechen. Die Nuß war freilich hart zu knacken, aber der Kern ist wurmstichig und geschmacklos.

Der Hauptvertreter des Zola'schen Naturalismus in der Kritik, Gustave Geffroy, ein Mann mit gesundem Urtheil, ein klarer Kopf, sagt sehr richtig: in den Dichtungen dieser Jüngsten höre man wohl etwas Harmonisches murmeln, rauschen und surren, man misse nur nicht recht, was. „Und wie soll ich mich," fährt er fort, „für Dinge interessiren, die ich nicht verstehe? Und noch schlimmer steht die Sache, wenn es mir mittels zahlloser Nachschlagebücher und Aufschlüsse gelingt, dahinter zu kommen, was eigentlich gemeint ist. Denn dann finde ich schließlich doch nur Gedanken, die wirklich zu dünnschichtig sind, um einer solchen Arbeit zu lohnen." Der alte Leconte de Lisle charakterisiert kräftig und treffend die ganze neue Richtung mit dem einen Worte: „Totale Verfinsterung der Sprache, der Klarheit und des gesunden Menschenverstandes."

Am ehrlichsten sind vielleicht die Anhänger des „Magismus", die wenigstens das Eine vor den Andern voraus haben, daß sie erklären, sie seien sich selbst darüber im Unklaren, was sie eigentlich wollten und was sie machten. Willenlos folgen sie dem so allgemein beliebten dunklen Drange. Natürlich spielen da mystische Schwärmereien eine Rolle.

Der Unkundige wird sich nach dieser Definition von dem Wesen des Magismus freilich kaum eine wahre Vorstellung machen können. Aber auch der kundige Adept geräth in einige Verlegenheit, wenn man ihm die Pistole auf die Brust setzt und ihn fragt: Was ist denn eigentlich Magismus? Ja

sogar der Kundigste von Allen, der Hohepriester dieses dichterischen Geheim-cultus, Jossphin P6ladan, der sich eine chaldäische Würde beigelegt hat und sich „Sar JosSphin PÄadan" nennt, läßt uns darüber im Unklaren. „Sar" soll, wie man mir sagt, im Chaldäischen ungefähr soviel heißen wie Wirklicher Geheimrath mit dem Prädicate Ercellenz.

„Was Magismus ist?" antwortet der merkwürdige Sur auf Huret's Frage. Ich gestehe, daß ich auf die Antwort gespannt war. Ich las nun Folgendes: „Der Magismus ist die äußerste Cultur, die Synthese, die alle Analysen voraussetzt, das höchste combinirte Ergebniß der mit der Empirie vereinigten Hypothese, das Patriciat der Intelligenz und die Krönung der Wissenschaft mit der Kunst." Nun wissen wir es also ganz genau! Also das Patriciat der analytischen Synthese, die Krönung der Empirie mit der Hypothese der Wissenschaft — ich glaube, so war's ja wohl? Man kann das durcheinanderschütteln und durcheinandermürfeln wie man will, es bleibt immer gleich verständlich. In demselben Stile ist die ganze Aussage des Sar Josöphin Pöladan gehalten!

Als Huret ihn über den Naturalismus interpellirt, will Pöladan vermuthlich sagen, er hasse diese Literatur, die für ihn der Ausdruck der Rohheit und des Pöbels sei, und dafür findet er folgenden Satz: „Ich erblicke im Naturalisinus den Synchronismus des allgemeinen Stimmrechts und den antiästhetischen Protagonismus der Canaille." Das geht ja auch!

Mit diesen „ismen" und „isten" thut sich etwas! Diese eigenthümlichen Substantivbildungen sind bei dem ganzen gegenwärtigen Geschlechte der französischen Schriftsteller und vor Allem bei den Jüngsten geradezu zu einer widerwärtigen Marotte geworden. Der Ausdruck für das Gefühl der „höheren Wurschtigkeit", um das durch Bismarck literaturfähig gewordene Wort hier zu citiren, heißt jetzt im Französischen der „ruevLodisiv^ oder der „xutisiue", gebildet aus ,>je m'soöcks" und dem unübersetzbaren Ausruf des Pariser Janhagels „2nt!", was in deutscher Nachbildung ungefähr mit „Wasblasedrauferei" oder „Kehrmichnichtdranerei" wiedergegeben werden könnte. Es giebt auch jetzt im Französischen ein „äquoibonisms", eine „Zuwelchem zweckerei"! Heiliger Littrö!

Von Sar Josöphin Pöladan, der der Führer seiner kleinen Gemeinde zu sein scheint, ist manchmal sogar in deutschen Blättern die Rede gewesen. Die Andern erfreuen sich des Nngekanntseins in den weitesten weisen. Zu diesen gehört der junge Paul Adam, ein prächtiger Typus des Magismus, ein Flüchtling ans dem Lager der Naturalisten, der nun in der Dichtung der vierten Dimension herumulkt, die Wunder des Spiritismus für erwiesene Phänomene hält, an Tischrücken, Geisterklopfen und dergleichen „Du-Prelismen" glaubt und unter der geheimnißvollen Gewalt einer höheren Kraft seine noch unverstandenen Dichtungen niederschreibt. Aber was macht er sich daraus, daß er noch nicht verstanden und gewürdigt wird? „Ich schreibe ja nicht," sagt er, „um mich zu zerstreuen oder um die Leute zu unterhalten. Mir

wäre es sogar vollkommen gleichgültig, wenn ich augenblicklich gar nicht gelesen würde; denn ich habe die Ueberzeugung, daß in fünfundzwanzig bis dreisig Ichren die fünfzehnhundert Leser, die wich augenblicklich schon verstehen, zu zehntausend angewachsen sein werden, und daß es in demselben Verhältniß so weitergeht."

»Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt, dag ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?"

Paul Adam unterschätzt übrigens seine Gabe, die Mtwelt zu belustigen. Für ihn sind — er hat die französische Liebhaberei der Aufzählung — die Gipfel der Literatur: Moses, Aeschylos, Virgil, Dante, Rabelais, Shakespeare, Goethe, Flaubert und Laforgue. Jawohl, Laforgue! Vielleicht könnte er auch sagen: Adam der Alte, Homer, Ronsard, Moliöre, Äinger, Byron, ^eon Treptow und Adam (Paul) der Jüngere.

Eine erheblich größere Bedeutung als diese kleine Secte haben die „Symbolisten" und „Niedergängler" qder „Verfallsler", wie Johannes Scherr D^Oaclents und Döc!»gso.tiLtoL vielleicht übersetzt haben würde. Auch diese Bezeichnungen sind übrigens nichts weniger als zutreffend. Die Meisten erklären denn auch ganz ehrlich, sie müßten eigentlich selbst nicht, wie sie zu dem Namen „Symbolisten" gekommen seien; und wenn sie unmittelbar befragt werden, was sie denn eigentlich unter dem Begriff des Symbolismus verstanden wissen möchten, so erklären die Einen, die Ehrlichen: darauf wüßten sie beim besten Willen nichts zu erwidern, während sich die Andern in ästhetisirenden Unverständlichkeiten und bombastischen Phrasen abquälen, aus denen man ungefähr errathen kann, daß sie etwa meinen, was Goethe mit seiner mundervollen Klarheit ausgesprochen hat: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Es ist überhaupt merkwürdig, wie der Leser des Huret'schen Buches, man darf beinahe sagen, bei jeder einzelnen charakteristischen Aeußerung dahin gedrängt, ja, dazu gezwungen wird, sich der Goethe'schen Weisheiten zu erinnern. Alles, aber auch Alles, was diese Jüngsten als allerneueste Erfindungen ihres kühnen und originellen Geistes ausgebrütet zu haben wähnen, Wes das hat unser Goethe in seinem stillen Weimar vorgeahnt, gewußt und von seiner olympischen Höhe mit lächelndem und überlegenem Wohlwollen abgethan. Die ganze Baccalaureus-Scene des zweiten Theiles des „Faust" könnte als eine unvergleichliche und herrliche Satire der Bestrebungen dieser „Neusten", die sich „grenzenlos erdreusten", betrachtet werden. Und bei dem Abschiede von jedem Einzelnen möchte man ausrnfen:

»Original, fahr' hin in deiner Pracht I —
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dumme«, wer was Kluges denke»,
Was nicht die Vorwelt schon gedacht.'

Wenn diese jungen Herren von den mitlebenden Meistern der Dichtung, namentlich von Zola, sprechen, so glaubt man den harmlos rührend frechen Baccalaureus und seinesgleichen leibhaftig vor sich zu sehen und zu hören. Da führt der Eine zum Beweise der Thatsache, daß dieser gute Zola gänzlich veraltet und verschimmelt sei, daß seine neuesten Schriften ungenießbar und längst überwunden seien, die erschütternde Thatsache an, daß sich in der Redaction „seines Mattes" — ein Blatt, dessen Titel über die Biertische des Lateinischen Viertels hinaus nicht bekannt geworden ist — nicht ein einziger Mitarbeiter gefunden, der es über sich vermocht habe, die ,,Löte bumain«" mit genügender Aufmerksamkeit zu lesen, um darüber öffentlich zu sprechen!

Ein Anderer, der allerdings mit dreiundzwanzig Jahren loszufledern begonnen hat und jetzt schon nahezu achtundzwanzig Jahre alt ist, sagt zu Huret von den Symbolisten, die etwas bekannter geworden sind: „Sie haben die Leute ja gesehen und wissen, wie es um sie steht. Als ich mit ihnen noch verkehrte, wackelten sie schon mit dem Kopfe! Der Eine war beinahe vierzig Jahre alt, ein Anderer hatte sogar die Mitte der Vierzig schon überschritten! Die sind also gründlich fertig! Die haben längst Alles gegeben, was sie haben geben können." Genau so zieht der brave Baccalaureus die Altersgrenze für das wirklich Tüchtige:

»Das Alter ist ein kalte« Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat Einer dreißig Jahr bomb«,
So ist er schon so gut wie tobt.
Am besten wär's, Euch zeitig tobtzuschlagen."

Die ganze wüste Opposition der Zola-Abtrünnigen gegen ihren früheren Freund und Meister läßt sich ebenfalls nicht verständlicher machen, als durch die Worte des Mephisto:

„Wenn man der Jugend reine Weisheit sagt.
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das Alles derb an eigner Haut erfahren.
Dann dünleln sie, es läm' aus eignem Schopf;
Da heiht es denn: der Meister war ein Tropf."

Es ist auffällig, daß diese jungen Leute, die vor den Andern, von denen sie die Ueberzeugung haben, nicht controlirt werden zu können, sich so geberden, als ob sie ihren Goethe am Schnürchen hätten, niemals auf den naheliegenden Einfall gekommen sind, zwischen dem Gebaren der jüngsten Poeten Frankreichs und dem des Baccalaureus eine Parallele zu ziehen. Einer der „Döcadentisten", und zwar einer der gediegensten und unterrichtetsten, der Belgier Maeterlinck, bezeichnet sogar Goethe'sche Dichtungen als die grundlegenden Werke des Symbolismus, und er nennt außer dem zweiten Theil des „Faust" „einige Goethe'sche Erzählungen, insbesondere sein berühmtes .Märchen aller Märchen'".

lieber die Jüngsten und Neuesten im literar. Franlreich. — 35^
Nun giebt es fteilich keine Goethe'sche Dichtung, die diesen Titel führt, aber er macht sich gut; und wenn man auch die entlegeneren Goethe'schen Werte im Kopf hat, wird man vielleicht errathen, daß Maeterlinck wahrscheinlich die siebente und letzte der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", von Goethe schlechtweg „Das Märchen" genannt, meint, dessen räthselhafte Symbolik für die neue Dichtelschule jenseits der Vogesen einen ganz besondern Reiz haben mag. Meyer von Waldes hat all die ergötzlichen Deutungen, die diese Dichtung erfahren hat, zusammengestellt. Die wichtigsten Deutungsversuche, die in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe mitget heilt werden, geben dem Leser die erfreuliche Gewißheit, daß er nach deren Kenntnißnahme von dem „Märchen" noch ein bischen weniger versteht als zuvor. Und Goethe selbst hat das vorhergesehen. Er schreibt im September 1795 an Schiller: „Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen als so viel Räthsel dem Mthselliebenden willkommen sein." Auch Schiller verspottet in seinen Xenien schon im Voraus die Ausleger:

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn alle? ‚Das Märchen, mein Freund.'"

Ist es nicht charakteristisch, daß diese Herren Symbolisten neuesten Schlages gerade diese Goethe'sche Dichtung herauskrabbeln und als den Katechismus ihrer dichterischen Glaubenslehre in besondern Ehren halten? Goethe hat doch wirklich recht viel Anderes geschrieben, aus dem jugendliche Dichter erheblich mehr lernen könnten.

Bei den meisten der „Symbolisten" ist übrigens von wirklichem Symbolismus so gut wie nichts zu verspüren, und da sie über den Begriff des Symbols und dessen Zusammenhang mit ihrer eigenen Schöpfung im Dunkel hilflos umhertappen, halten sich die namhaftesten Dichter dieser Schule mehr an das Aeußerliche, an die Form, um sich von den dichterischen Andersgläubigen, namentlich denjenigen, die mit den Klassikern und Romantikern einige Fühlung behalten haben, deutlicher zu unterscheiden. Ja, man darf beinahe sagen, die sogenannten symbolistischen Dichter sind einfach die Dichter der freieren Form.

-ü 1°
->:

Man weiß, die starre Form der Dichtung ist in Frankreich bisher mit einer Strenge gewahrt worden, die uns geradezu unbegreiflich erscheint. Nach den Auffassungen, die dort bisher als die allein maßgebenden betrachtet worden sind, giebt es einfach keinen Vers, der mehr als zwölf Silben zählt. Es giebt keinen Vers, in dem ein Hiatus vorkommt.*) Die unentbehr-

,,A» »uit ä'llus vo^eUo en 8on edsmin burt««,"

lehrt der brave zopfhafte Noileau, dessen Vorschriften in der ,,^rt poöticzus" noch immer all die unanfechtbaren Orlenntnisse des technisch-poetischen Obertribunals respcctirt welden.

lichsten sprachlichen Wendungen sind dadurch in der französischen Dichtung unmöglich geworden. Man darf z. B. in der gebundenen Form niemals sagen: „il v ä," eu," „j'äi 6t6," u. s. n>."

Es giebt ferner keinen französischen Vers, der nicht orthographisch richtig, also nicht blos für das Ohr hörbar, sondern auch für das Auge sichtbar, mit einem andern gereimt ist. Während uns die Assonanz vollkommen genügt, ist es dem französischen Dichter sogar schon versagt, einen Singular mit einem Plural zu reimen! „Roi" reimt nach den strengsten Regeln vollkommen gut init „sklroi". Der ganz ebenso ausgesprochene Plural „rois" reimt aber absolut nicht mehr mit „söroi", ebensowenig wie der Plural „lloissts" mit dein ganz gleichlautenden „ckoit", obwohl das Schluß-s absolut unhörbar ist. Ein solcher Reim wäre ein grober Fehler, den sich kein einziger Dichter bisher hat zu Schulden kommen lassen.

Unreine Reime, die bei unsern Klassikern beinahe ebenso oft vorkommen wie die reinen, jedenfalls so oft, daß wir sie gar nicht mehr bemerken („neu", „sei"; „vieren", „Bäckerthüren"; „zieht", „blüht"; „erbittern", „erschüttern"; „Dichterhöhe", „Nähe"; „vergönnt", „Element"; „glühn", „hin"; „Blätter", „Götter"; „Bühnen", „Maschinen"; „Schnelle", „Hölle"; — allesammt aus dem „Vorspiel auf den, Theater"; „Höh", „See"; „stell", „Geheul"; „zurückekehrt", „gehört"; „befiehlt", „hinweggespült"; „heulen", „Weilen"; „Wasserhöhle", „Seele"; „Rande", „wandte"; „rief", „Felsenriff"; „Rede", „Oede"; „Gefühl", „Spiel"; „kühn", „hin"; — aus dem „Taucher",, oder gar Assonanzen, bloße Lautanklänge, die unsern größten Dichtern unter Umständen als Ersatz für den Reim vollauf genügen („Haus" und „schaust", „beschäftigt" und „bemächtigt" u. dergl.), sind in der französischen Reimsprache einfach undenkbar, vollkommen unverständlich. Es würde für das Ohr des französischen Lesers nicht einmal wahrnehmbar werden, wenn mit der Zusammenstellung von Wörtern wie etwa „ri^e" und „661 UAe" „rill,?'' und ,/>c:v.ms", „Keurs" und „trörs" auch nur die Absicht, etwas Reimverwandtes herzustellen, verbunden sein sollte. Selbst beinahe vollkommen gleichlautende Wörter, die sich nur durch das freilich nicht ganz „stumme", aber doch kaum hörbare s unterscheiden, wie „p«ir" und „pc>rs", „mer" und „m5rs", „aro" und „ar<ius", „soi" und „sois", sind nicht blos schlechte und unzulässige, es sind überhaupt gar keine Reime!

Besteht dagegen zwischen den Schlußbuchstaben der Reimwörter die von den Gesetzgebern des französischen Parnaß als unerläßlich erachtete Uebereinstimmung, so ist den Forderungen für den Reim Genüge geschehen, — ohne alle Rücksicht auf die Aussprache und den Lautklang! Also „pis" und ‚FIs", „net" und „sittistait" sind, wenn auch nicht gerade sehr schöne, doch ganz correcte und zulässige Renne.

„Naänme, vonlez-vnng <zns ‚js von» psrls n^?
He vn» f»?«ns g'üßir suis mal »a<«/nit."

„OK! vräirosrit, tout «eis »'«st risu su prii <Zu /ZK:
Lt »i vous I'svis^ vu, von» äiris^: O'sst disn x«.^"
Wenn auch der leichtfertigste Reimschmied bei uns auf den Einfall käme, Verszeilen mit den Wörtern „nett" und „jäh" oder „Spieß" und „nie" auslaufen zu lassen, so würde kein deutscher Leser sich vorstellen können, das? das Reime sein sollen. Im Französischen aber reimen die den deutschen Nicht-Reimen ganz genau entsprechenden Wörter, weil sie eben im Schluß-buchstaben orthographisch übereinstimmen. Es sind freilich ziemlich dürftige Reime, aber immerhin sind es Reime.

Es giebt auch keine französische Dichtung mit zwei oder mehr auf-einanderfolgenden männlichen oder mit zwei oder mehr aufeinanderfolgenden weiblichen Reimpaaren. Also eine Reimstellung in einem französischen Gedichte etwa wie die folgende: „8sutiWsut", „8eu1sm«ot", „soir", „voir", „ovsillös", ,^ÄviUse", ,^>ois", ,,8«i«'', wäre ein durchaus unleidlicher Ver-stoß gegen die Regel. Die Reime müssen vielmehr unbedingt abwechseln, männlich, weiblich; also: „ssutimevt", „8eulem<>vt", „sveillSs", „Käbillös", „8oir", „voir", ,.M«"> „soie". ,,^oio" und „sois" sind für das Ohr allerdings männliche Reime, für das Auge aber, das in der französischen Prosodie das entscheidende Votum abgiebt, sind es weibliche.

In der strengen Dichtung, in der dramatischen vor Allem, die, bis auf verschwindend wenige Ausnahmen, nur den Alexandriner kennt, müssen die männlichen und weiblichen Reimpaare ganz regelmäßig abwechseln; männlich, weiblich, wie ich es eben angegeben habe. In der freieren Form der Lyrik darf sich zwischen ein männliches Reimpaar ein weibliches einschachteln oder umgekehrt. Da märe also eine Reimstellung wie die folgende statthaft: ,,ssn-twisllt", „Svoillöe", „KabiUve", „ssulomMt". Die Regel aber, daß beim Eintritt eines jeden neuen Reimes männlicher und weiblicher Reim un-weigerlich zu alterniren hat, duldet keine Ausnahme!

Alle diese Pedanterien der französischen Versbaukunst sind allerdings schrecklich, und schon die Dichter der Julirevolution haben, damals freilich noch ziemlich zaghaft, gegen diese Tyrannei anzukämpfen versucht; namentlich hat Alfred de Musset sich über den thörichten Zwang der Unterordnung des Gedankens unter die Gewalt des herrischen Versbaus bitter beklagt, er hat sogar einigemal mit absichtlichein Uebermuth dagegen verstoßen. Wer das war doch nur ein Ausnahmefall. Im Allgemeinen beschränkten sich die da-maligen Anstürme? gegen die Legitimität des klassischen Verses darauf, die Cäsur, die im klassischen Alexandriner immer in der Mitte des Verses nach dem sechsten Fuße angebracht ist, durch den sinnlichen Inhalt zu verschieben und den Reim weniger hörbar zu machen.*) Als ein klassisches Beispiel für

„<jus tou^ours <!»»,>> vos ver8, le ««»» eoupällt Iss mots,
.^uspsnäs I'dsmistioKo; sn msrque le rspos."

diese freiere, cäsurverachtende Behandlung des Alexandriners könnten die Victor Hugo'fchen Verse gelten:
„Oll äisäit: qui sollt»Iis? O'oil vislllslIt-ils? 11« sollt
Oem c>ui pärsissollt, csul qui zugsut, esui >>ui vont,"
Wenn man diese Verse so liest, wie sie dem Sinne nach gelesen werden müssen, so ist allerdings von der Cäsur keine Spur mehr zu bemerken und der Reim für das Ohr kaum noch wahrnehmbar. Aber immerhin entsprechen diese beiden Alexandriner den Regeln der französischen Verstechnik vollkommen.
Die Symbolisten dagegen gehen viel weiter. Sie zählen nicht mehr die zu dem Alexandriner erforderlichen Silben an den Fingern ab, sie schreiben Verse von vierzehn, sechzehn Füßen.
.Was soll denn da» Zählen, das Wägen, da« Grollen?
Bei alledem kommt nichts heraus."
Es kommt ihnen auch gar nicht darauf an, einen gehörigen Hiatus, der das empfindliche französische Ohr tödtlich beleidigt, anzubringen, wenn es ihnen gerade paßt. Auch mit dem Reim schalten und walten sie in größter Freiheit. Diejenigen, die sich der längst festgestellten und als unveränderlich betrachteten strengen Form der französischen Dichtung, die selbst von Victor Hugo, Musset, Lamartine, Barbier, Augier in Ehren gehalten ist, noch heute bedienen, wie Coppöe, Sully-Prud'homme, MendSs :c., haben ganz Recht, wenn sie von ihrem Standpunkt aus erklären: das, was die Symbolisten machen, sei überhaupt keine Poesie in gebundener Form, es sei nichts Anderes, als sonderbare Prosa mit einigen mehr oder minder auffälligen Reimen.
Länger, als mir lieb ist, habe ich mich bei diesen Aeußerlichkeiten der französischen Verskunst aufhalten müssen. Der Fernstehende würde ohne diese eingehendere Auseinandersetzung kaum begreifen können, was das heutige Dichtergeschlecht in Frankreich in die zwei feindlichen Lager spaltet, die sich leidenschaftlich befehden: die Aelteren, vornehmlich die „I>srr,!.88isri8", die wie auch die kühnsten Romantiker an den Boileau'schen Satzungen festhalten, die Jüngsten, namentlich die „Symbolisten", die in der Anwendung des freien Verses das Hell für Frankreichs neue Dichtung erblicken.
Für uns hat dieser ganze Streit über die Versform nur ein geringeres Interesse.
Wir sind von unseren Klassikern selbst zur freisten Auffassung der poetischen Form erzogen worden, und unsere Sympathien sind daher naturgemäß mehr für die Jungen, als für die Diejenigen, die an den Ueberlieferungen der klassischen Form für nun und alle Zeiten unbedingt festhalten zu müssen glauben.
Aber die jungen „Symbolisten" dürfen sich nur ja nicht einbilden, daß sie mit ihren Fordemngen der freieren Behandlung des Alexandriners etwas Funkelnagelneues und Originelles ersonnen haben! Wenn sie in der Weltliteratur ein bischen besser Bescheid müßten, als dies thatsächlich der Fall

ist, so würden sie vielleicht in Erfahrung gebracht haben, daß schon vor sechzig Jahren Ferdinand Freiligrath diese Freiheit für den Alexandriner nicht blos theoretisch beansprucht, sondern auch von den Wohlthaten dieser Freiheit den herrlichsten praktischen Gebrauch gemacht hat:

.Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — Solch ein Thier bewältiget kein Schah . . .
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da!
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boilean gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!
Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen säubern Alten.
Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenrih
DeS Sinai; — zerbrecht, Springriemen uud Gebiß! —
Du jagst hinan, da klafft die Ritze!'-

Unbegreiflich, daß sechzig Jahre erforderlich gewesen sind, um den Widerhall dieser donnernden Verse über den Rhein zu tragen, und daß Diejenigen, die jetzt dasselbe, nur weniger gut sagen, sich für Neuerer halten und der Freiheit eine Gasse zu brechen wähnen.

Noch durch eine andere Aeußerlichkeit suchen sich einzelne der Jüngsten in einen deutlich erkennbaren Gegensatz zu den Naturalisten zu stellen. Gegenüber der naturalistischen Sprache, die auch vor den häßlichsten Ausgeburten des Argot der Kneipen, Künstlerateliers, Kasernen und Verbrecherspelunken nicht zurückschreckt, macht sich in der Dictum einiger der französischen Poeten neuesten Datums leider mit störender Absichtlichkeit das Bestreben geltend, durch Wiederaufnahme außer Curs gerathener Wörter und Wendungen des alten Französisch dem allerdings einigermaßen verlotterten und charakterlos gewordenen Stile der heutigen französischen Schriftsprache eine reizvolle Eigenart, Wohllaut, Rundung und Kraft zu geben.

Gegen ein solches Bestreben läßt sich grundsätzlich sicherlich nichts einwenden. In allen Cultursprachen zeigt sich die betrübende Erscheinung, wie kräftige, gesunde, bezeichnende Ausdrücke, die in der Vergangenheit gang und gäbe waren, mit der Zeit von späteren Geschlechtern ganz vergessen werden. Die berufenen Priester des Heiligthums der Sprache, die hervorragenden Dichter aller Länder, haben es daher auch immer als eine emsthaste Aufgabe betrachtet, gegen das ungerechte und unverdiente Schicksal dieser mohlgerathenen Stieflinder der Sprache anzukämpfen. Sie haben sie aus dem tiefen Schutt, unter dem sie begraben lagen, hervorgeholt und das Alte, das gewöhnlich viel besser und tüchtiger mar als das Neue, das sich an dessen Stelle gesetzt hatte, wieder zu Ehren gebracht. Es braucht nicht daran er-

innert zu werden, welche Schätze Goethe für seinen „Götz" aus der Sprache der Reformation gerettet hat. Wir brauchen auch auf die Neueren, auf Gustav Freytag in seinem Werke „Die Ahnen", auf Richard Wagner in den Dichtungen feiner Musikdramen nur zu verweisen.

Aber mit der ernsten gewinnbringenden Arbeit dieser Goldgräber läßt sich das thürichte Herumbuddeln der albernen Narren, die vergnügt find, wenn sie Negenwürmer finden, nicht vergleichen. Einige der Werke unferer jungfranzösischen Dichter wimmeln von kindischen Spielereien mit entlegenen, schwer verständlichen Wörtern, von Archaismen und dialektischen Schnurrpfeifereim, die keinen andern Werth haben, als dah sie in Vergessenheit gerathen oder nur in einen» engen Bezirke überhaupt gebräuchlich oder endlich nur von den Kennern der französischen Sprachmutter zu verstehen sind. Da wird das rühmenswerthe Bestreben, die Sprache der Gegenwatt durch wiedergehobene Schätze aus der vergangenen Sprache zn bereichern, zu stärken und zu verschönen, zur lächerlichen Manierittheit, zur Verschrobenheit und Ziererei.

Was soll man von dem Französisch eines Saint-Pol-Rour-le-Magnifique, der sich, wie das von ihm selbst sich beigelegte und dem großartigen Medicäer Lorenz» il Magnifico entlehnte Prädicat fchon erkennen läßt, zur Schule des Magnisicismils rechnet — einer jener großartigen Dichterschulen, in der er vermuthlich der Director, der Hauptlehrer, der Hilfslehrer und einzige Schüler ist —, was soll man von dem Französisch dieses Herrn sagen, der sich wahrscheinlich für furchtbar originell hält, wenn er für die einfachsten, natürlichsten und statthaftesten Ausdrücke der französischen Umgangssprache fragwürdige Latinismen und überflüssige Alterthümeleien anwendet, die keine andere Eigenschaft als die des Befremdlichen besitzen?

Dieser Saint-Pol-Rour beantwortet Hurets Brief. Das einfache Wort „Isttrß" genügt ihm nicht, auch „spttro" ist ihm noch zu gewöhnlich, „Lpiittole" erscheint ihm bedeutender; und dieses Wortes bedient er sich. Er hat eine offenbare Freude daran, wenn ihm so schöne Eigenschaftswörter wie „vsruzto" „imp»viäs", „wdiäe" einfallen, wenn er von einem Freunde und Genossen nicht als von „ami" oder „compnßiwn", sondern von seinem „compuinF" spricht, wenn er das im heutigen Französisch nur im Participe ,,«uudul»ut" gebräuchliche Verbum in die vollen Rechte eines in allen Zetteil coujugirbaren Verbums einsetzt und für ,,marctwi-" lieber „amdulLr" fagt. Was sollen diese Schrullen, die durchaus werthlos sind und keinem Menschen Vergnügen machen als dem davon Befallenen?

Dieser „Magnificist", dem übrigens von mancher Seite eine wirkliche Begabung nachgerühmt wird, scheint mir doch, nach seiner „Epistul" zu uttheilen, der Verschrobenste von Allen zu sein. Seine Sentenzen sind manchmal zum Todtlachen. Er schreibt: „I^e podw 68t le Zn^s-bumms 'io ln, I^lnit«?', was wohl kaum anders zu übersetzen wäre, als: „Der Dichter ist der Hebeammerich der Schönheit."

Er behauptet, daß unsere jetzige Literaturzeit gewissermaßen die Wehen

der Wiedergeburt einer neuen goldenen Literatur darstellt, und daß also unsere Gegenwart dieselben ungewöhnlichen Erscheinungen aufweist, wie die Tage vor der Renaissance. Um das zu beweisen, stellt er in der beliebten französischen Manier verschiedene Namen auf, die für ihn die bezeichnenden Träger der Ideen sind. Da finden sich denn folgende Zusammenkoppelungen: Montaigne-Taine, Macchiavelli-Zola, Paracelsus-Huysmans,Kopernikus-Octave Mirabeau, und endlich Luther-Richard Wagner. Man könnte auch noch sagen: Herakleit-Wilhelm Busch, Sokrates-Gilka u. s. w. Uebrigens habe ich den guten Magnifico in Verdacht, daß ihm bei der Zusammenstellung von Luther und Richard Wagner die Berliner Weinftrma von Lutter >K Wegner vorgeschwebt hat, von der er gehört haben mag, da sie ja die Stammkneipe des wunderbarerweise in Frankreich bekanntesten deutschen Schriftstellers E. T. A. Hoffinann gewesen ist.

lind solche Leute verlangen, daß man sie ernst nehme!

Wenn sie wenigstens etwas leisteten! — Aber wo sind ihre Leistungen? „Das Lied, das Lied hat Flügel!" sagt einer unserer liebenswürdigsten Dichter. Die Gedichte Victor Hugos, Alfted de Mussets, Franyois Copv6es n. s. w., die Dramen Augiers, Dumas', Sardous, die Romane der Goncourt, Zolas, Daudets, Maupassants und Bourgets sind vom Lande ihrer Geburt aufgeflogen und haben ihren Zug über die ganze civilisirte Erde genommen. Weshalb missen denn selbst Diejenigen, die an der französischen Literatur ein besonderes Interesse nehmen, von den Allerbedeutendsten dieser Jüngsten so gut wie nichts? Woher kommt es, daß sie diesen Namen überhaupt zum ersten Male in dem Huret'schen Buche begegnen? Sollte das nicht daran liegen, daß diese Leistungen an sich nicht bedeutend genug sind, um die Aufmerksamkeit der weiten Kreise der Gebildeten zu verdienen?

Wir Femstehenden sind höflich genug, diese Auffassung in die bescheidene Form einer Frage zu kleiden. Die Nahestehenden und Kundigen, und unter ihnen der Kundigsten einer, Emile Zola, brauchen weniger vorsichtig zu sein und sprechen diese Ansicht als eine unwiderlegliche Thatsache in der bestimmtesten Form aus.

„Wer sind denn die Leute," sagt er, „die uns Naturalisten bei Seite schieben und vernichten und auf den Trümmern des Naturalismus eine neue Literatur aufbauen wollen? Ich kenne sie ganz genau! Seit einem Jahrzehnt verfolge ich ihr Thun und Treiben mit wirklicher Sympathie und Theilnahme. Es sind ja recht nette Leute, die ich sehr gern habe, um so mehr, als sie ungefährlich sind, und als sich in ihrer Schaar auch nicht ein Einziger befindet, der uns verdrängen könnte. Ich lese ihre Arbeiten, lese ihre kleinen Revuen, so lange sie erscheinen, und immer wieder lege ich mir die Frage vor: Wo wird denn nun eigentlich die mörderische Kugel gegossen, die uns

zerschmettern soll? Vor etwa zehn Jahren hörte ich von gemeinsamen Freunden: ‚Der größte lebende Dichter ist Charles Morice! Passen Sie nur auf, was uns der noch geben wird, passen Sie nur auf? Nun, ich habe gewartet und aufgepaßt und nichts erspäht. Ich habe einen Band zusammengestellter Kritiken von ihm gelesen, ganz geschickt in den Wendungen, aber von lächerlicher Voreingenommenheit und Parteilichkeit. Das ist aber auch Alles. Sie sagen mir jetzt wiederum, nächstens würden seine Gedichte erscheinen. Immer die alte Leier! Nächstens! Gerade wie die Socialisten. Hören Sie nur ihre Reden: in sechs Monaten sind sie am Nuder. Das sagen sie schon seit Jahren. Und es rührt und rückt sich nichts vom Fleck."

Wenn Zola unfern Heine besser kennte, würde er nicht verfehlt haben, daran zu erinnern, wie Heine sich beständig über Platen lustig macht, daß dieser von seinen künftigen Werken, von den prahlend angekündigten Odysseen und Iliaden, die er dereinst schreiben werde, den Mund vollnimmt:

„Hier ist Rhodos! Komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Od« trolle dich und schweigt.
Wenn du heut nicht tanzen kannst."

„Augenblicklich," fährt Zola fort, „wird wieder von Moröas als dem großen Zukunftsdichter gesprochen. Von Zeit zu Zeit macht sich unsere Presse, die mitunter zu ulken liebt, den Spaß, irgend eine Berühmtheit in ihren Spalten loszulassen, um sich selbst daran zu belustigen und Andern einen Schabernack zu spielen. Wer ist denn dieser Moröas? Was hat er denn eigentlich gethan, um eine so unsagbare Unverschämtheit zu besitzen? ‚Victor Hugo und Ich; Ich und Victor Hugo!' Sollte man es für möglich halten! Ist das nicht der reine Blödsinn? Er hat drei oder vier kleine Lieder geschrieben, in der Art des Bsranger, das ist aber auch Alles. Alles Uebrige ist auf die Rechnung eines närrischen Wortsuchers und Grammatikers zu setzen, der nichts kann und keine Jugend besitzt. Alle diese jungen Leute wirken auf mich wie Nußschalen, die auf dem Niagara tanzen. Sie haben nichts unter sich als eine gigantische und nichtige Prätension."

Beim Abschiede giebt Zola dem Interviewer den freundschaftlichen Ruth, den Huret auch befolgt hat: die in der Tageszeitung erschienenen Aufsätze der „Enquete" zu einem Bande zusammenzustellen. „Ich muß das Buch durchaus in meiner Bibliothek haben," sagt er, „sei es auch nur, um eine Erinnerung an diese Bande von Haisischen zu bewahren, die, da sie uns nicht verschlingen können, sich gegenseitig auffressen." Wiederum begegnet sich Zola in diesem Ausspruch unbewußt mit einem deutschen Dichter und mit dem allerbesten:

»Jeder solcher Lumvenhunoe
Wird vom zweiten abgethan.
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an."

Daß Zola diese jungen Leute nicht überaus freundlich beurtheilt, ist nicht eben verwunderlich. Wird er doch selbst von ihnen mit einer Nesvect-losigkeit und verächtlichen Geringschätzigkeit behandelt, die in früheren Zeiten, als in Frankreich die erbittertsten literarischen Fehden noch niit dem Floret in behandschuhter Hand, nicht aber init dem Knüttel in der schwieligen Faust ausgefochten wurden, unmöglich erschien.

Hören mir nur, wie der von Zola genannte Dichter und Kritiker Morice vom Roman und den modernen Romanschreibern spricht.

„Der Roman," sagt er, „ist die Fäulniß des Epos, und das Epos selbst, das Heldengedicht, ist ja auch nichts Anderes, als das literarische Lallen und Stammeln der Völker, als sie noch in den Windeln lagen . . . Zola könnte ruhig aufhören zu schreiben, er ist fertig! . . . Maupassant würde gescheidter thun, an der Börse Geschäfte zu machen, als in der Literatur . . . Und was die Bühnenschriftsteller anbetrifft, so sind die Dumas und Sardou längst todt und begraben, wenn sie auch noch Skandal machen und Unfug treiben. Sie sollten endlich sich ruhig verhalten."

Einige Andere machen, wie sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, über Zola auch viel richtige und zutreffende Bemerkungen und haben dessen große Schwächen wohl erkannt. Man kann Josöphin Caraguel nicht Unrecht geben, wenn er sagt: „Sie wissen, wie Meister Zola Reclame macht. Seinen Widersachern versagt er jede Gerechtigkeit, feine Nacheiferer schiebt er bei Seite, und nur den knechtischen Götzendienern erkennt er die Existenz-berechtigung zu. Und nun erst seine Nachbeter mit ihrem engen Gesichts-kreise, ihrem kindischen Pessimismus, der langweiligen Breite ihrer Be-schreibungen!" u. s. w.

Lucien Descaves, der Verfasser der ,,8«u8-0t7s" — eines pamphlet-artigen Buches, das viel Lärm gemacht und auch im Auslande Beachtung gefunden hat —, findet, daß Zola allmählich erlahmt. Seit „Terminal" sei er in deutlich erkennbarem Niedergange begriffen. „Er macht auf mich den Eindruck eines großen Bauunternehmers, der in den literarischen Arbeiter-vierteln mächtige sechsstöckige Miethskasernen aufführt. Immer dieselbe Raum-vertheilung, dieselben Treppen, dieselben Thören und Klingeln. Zur Zeit seiner ersten Romane war er ein Architekt, der geschmackvoll eingerichtete Räume herzustellen verstand; jetzt ist er der Maurerpolier, der auf Bestellung hin liefert, was geliefert werden muß. Er schreibt seine Romane wie Zeitungsartikel und mit derselben Leichtigkeit, wie man eine beliebige Ver-mischte Nachricht schreiben würde. Heute sind dreihundert Zeilen nöthig? Da sind sie! Er liefert eben seinen jährlich fälligen Roman pünktlich ab."

Zola beruft sich beständig auf seine kolossalen Erfolge, das heißt auf den unerhört starken buchhändlerischen Absatz. Die ersten fünfzig- bis sechzigtausend Eremplare der Romane von Zola werden bekanntlich stets ans den ersten Ansturm genommen, und bei den erfolgreichsten überschreitet der buchhändlerische Absatz die Hunderttausend. Auf diese Thatsache verweist

Zola beständig zur Erhärtung seines literarischen Genies. Demgegenüber bemerkt der schnoddrige Paul Adam ganz richtig: „Das beweist eigentlich recht wenig! Zola sollte daran denken, daß auch Ohnet und Daudet ungefähr ebensoviel verkaufen, und daß diese trotzdem von den Künstlern, die nicht gerade bei ihnen zu Tisch essen, nicht übermäßig hochgeschätzt werden. Er sollte vor allen Dingen daran denken, daß von den hunderttausend Käufern der ‚Nana' neunundneunzigtausendneunhundert sich für zwei Franken fünfundsiebzig das Vergnügen gönnen wollen, die vier oder fünf sinnlichsten, schlüpfrigsten und gemeinsten Stellen, die in dem Buche enthalten sind, herauszufischen. Von den Hunderttausend bleiben etwa Hundert übrig, die an dem Buche künstlerisches Wohlbehagen finden."

Nur eine sehr geringe Anzahl von Schriftstellern haben dem von Huret an sie gestellten Verlangen nicht entsprochen. Zu diesen gehört Jean Richepin, der den Eindruck, den die Lectüre der von Huret veröffentlichten Zeitungsartikel auf ihn macht, mit den Worten wiedergiebt: «Ihre Enquete vergegenwärtigt mir das Bild eines fauligen Sumpfes mit gallig bitterm Wasser, mit einigen aufrechtstehenden Stieren und einigen wiederkäuenden Ochsen, zu deren Füßen die Frösche ihr furchtbares Gequake ertönen lassen: ‚Jch, ich, ich, ich!' Den Leuten, die darumstehen, mögen Sie vielleicht Spaß inachen; den wahren Literaturfreunden kann es nur ein schmerzliches Schauspiel sein."

Der Witzigste von den Jüngsten schreibt an Huret nur eine Zeile: „Lassen Sie mich mit Ihrem Interview ungeschoren. Sie missen ja, was ich sagen werde: ‚Nur meine Freunde und ich haben Genie/ Und wenn ich sage, meine Freunde — Herzlichen Gruß!"

Was dieser junge Mann hier in eine scherzhafte Form kleidet, ist eine sehr ernste Wahrheit. All diese kleinen literarischen Gevatterschaften und Coterien erklären so volltönig wie nur möglich, daß sie allein im Besitz der einzigen, wahren und echten Dichtung seien, und daß es außerhalb ihrer Clique kein literarisches Seelenheil und überhaupt keine Dichtung gebe.

„?ar n«8 lai», pross st vers, tout v»u8 ssr» soumi8,
5Iul n'äurs, äs I ssprit Iinrs nous st nas »,nns,"

Wie oft ruft man, nmm man diese kleinen Kerlchen sich aufblähen sieht, wenn man ihr thörichtes Gewäsch, ihre Fratzenhaftigkeiten und Verzerrtheiten liest, aus: Ist denn kein Moliöre da, der diesein Geschmeiß mit seinem köstlichen Humor, mit seinem wunderbaren Geschmack, mit seiner Klarheil und Tüchtigkeit ein Ende macht! Der mit all diesen „isten" neuesten Schlagc-5 gerade so verfährt, wie der geniale Spötter mit den Trissotins, Vadius und den Precieusen des Hotel Rambouillet!

Aber ach! auch in dem einst so heitern Frankreich, das ehedem so stolz

auf sein gottbegnadetes Lachen war, ist der rechte Frohsinn, der aus dein Herzen kommt, erloschen. Die liebenswürdigsten und anmuthigsten Schriftsteller lassen die Köpfe hängen, werden schwermüthig und nehmen ein trauriges, tief beklagenswerthes Ende.

Der arme Guy de Maupassant, der Dichter der geistvollsten, schärfsten und zugleich lustigsten Satire, die vielleicht in diesem Jahrhundert geschrieben morden ist: „Louis äs suit"!

Als Huret Guy de Maupassant besuchte, mar der Dichter entschieden schon schmerkrank. Huret ahnte es nicht und hielt die ziemlich schroffe Abweisung, die er erfuhr, für eine Aeußerung ungerechten Poetendünkels. Die Persönlichkeit des Dichters enttäuscht den Journalisten. Er sieht einen unbedeutend wirkenden kleinen Maun vor sich mit starkem, bräunlich gelbem Schnurrbart, der, sobald Huret das Gespräch auf Literatur lenken will, gelangweilt und ärgerlich sich abwendet und langsam wie ein spleeniger Engländer sagt: „Ach, um Gottes willen, lassen Sie mich mit der Literatur zufrieden! Ich leide an heftigen Nervenschmerzen und will übermorgen nach Nizza abreisen. Der Arzt hat es mir dringlich angerathen. Ich kann die Pariser Luft nicht vertragen, diesen ewigen Skandal, dieses unruhige Treiben. Ich bin wirklich hier sehr krank!"

Huret macht einige theilnehmende Redensarten und versucht, auf den Gegenstand, der ihn dazu veranlaßt, Maupassant zu besuchen, zurückzukommen. „Ich spreche wirklich nie von Literatur," antwortet Maupassant. „Ich schreibe, wenn es mir Spaß macht, aber ich spreche nie davon. Ich verkehre auch gar nicht mit Schriftstellern. Ich stehe auf gutem Fuß mit Zola und Goncourt, aber ich sehe sie sehr selten und Andere überhaupt nie. Ich kenne nur noch Dumas, aber wir haben gar keine literarischen Berührungspunkte und sprechen deshalb auch nie davon. Es giebt soviel andere Dinge, über die man sich unterhalten kann. Lassen Sie mich mit den literarischen Katzbalgereien zufrieden! Meine Freunde haben mir einen Sessel in der Akademie zugesichert; auf achtundzwanzig Stimmen (von den vierzig) durfte ich nnt Sicherheit zählen. Ich habe dafür gedankt, ebenso für Orden. Alles das interessirt mich nicht. Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir nicht von Literatur. Ich bitte Sie sehr darum."

Maupassant compliinentirte den Interviewer dann hinaus, und dieser ließ den Unwillen über den ungnädigen Empfang, den er gefunden hatte, in seinem sonst sehr objectiven Berichte deutlich durchschimmern. Bei einer nächsten Auflage wird er, nachdem er jetzt weiß, daß der arme Maupassant schon damals unbedingt sehr schwer krank mar, und daß er keine Komödie gespielt hat, als er von seinein Nervenleiden und seiner Ruhebedürftigkeit sprach, vielleicht einen erklärenden Zusatz zu machen für seine Pflicht halten.

Im Ganzen muß man, wenn man ^die Lectttre des Buche 5 vollendet hat, denen beistimmen, die da erklären, daß diese Untersuchung ohne irgend welches Resultat geblieben ist. Das war auch vornherein zu erwarten. Einen

Ausgleich der Gegensätze, eine versöhnliche Stimmung unter den Gegnern herbeizuführen, Mßverständnisse aufzuklären, Irrthümer zu vernichten, die Anerkennung der Gegner zu erzwingen, das geht weit über die Fähigkeit und über die Kraft des Berichterstatters hinaus, der es lediglich als feine Aufgabe erblickt hat, ohne irgend welche Voreingenommenheit fachlich und nüchtern das zu wiederholen, was er bei den Besuchen der älteren und jüngsten Schriftsteller feines Landes vernommen hat. Und diefe Aufgabe hat Huret meisterlich gelöst. Es ist bemerkensmerth, wie rücksichtslose Verurtheilung, Schonungslosigkeit im Angriff, Grobheit, Ueberhebung, Respektlosigkeit und Unduldsamkeit ausschließlich auf der Seite der Allerjüngsten und Derjenigen, die am wenigsten leisten, zu finden ist, während die älteren, bekannten und berühmten Schriftsteller und Dichter zumeist mit Milde und Wohlmollen urtheilen, den Versuchen der Jüngsten wirkliche Theilnahme entgegenbringen und sogar für das, was sie nach ihrer Auffassung für Verirrungen und für Schlimmeres halten, noch begütigende Worte suchen und finden. Die freundlichsten Richter sind Claretie, Goncourt, Catulle MendZs, Silvestre,Prud'homme, der alte Vacquerie:c. Huret selbst zieht die Bilanz mit den Worten: „Bei den Jüngeren, die sich auf Kosten der Aelteren mästen wollen, Verherrlichung der neuen Versuche, Herunterreißen der anerkannt tüchtigen Kunstwerke." Und Ernest Renan laßt seine Kritik dieser Jüngeren in das eine Wort zusammen: „Daumenfutscher" — „<Ü6 8ont 6s8 eulautF c>ai 86 8ucsnt 1s pouoo".
Mit diefem Worte Renans fchlieht das Buch. Es mag auch den Abschluß unferer Besprechung bilden.

Aus dem mittelalterlichen ötudentenleben an deutschen Universitäten.

von
Anton Ohroust.
— Graz. —

^n viel höherem Grade als der modernen, verleihen der mittelalterlichen Universität die Studenten ihr eigenthümliches Gepräge. Diese Thatsache erklärt sich sowohl aus der Gründungsgeschichte der ältesten Universitäten, als auch aus dem Verhältnis) zwischen Lehrern und Schülern, das jenes strengen Gegensatzes entbehrte, der in dieser Hinsicht die heutige Universitätsverfassung beherrscht.

Wohl ist man von der Anschauung zurückgekommen, daß die Studenten allein die Gründer jener ältesten Universitäten seien, nach deren Muster die jüngeren gestaltet wurden; man darf heute vielmehr mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß die ältesten Hochschulen fast durchgehends sich an schon vorhandene Schulen anschlössen, deren Lehrer und Schüler den Kern für das neue «tuäium abgaben, das, da es nicht einseitig auf das theologische oder juristische Studiuni oder gar auf den mittelalterlichen Elementarunterricht, das Trivium, ausdrücklich beschränkt war, allgemeines Studium, Ftuckium sssnsi-alL, im Gegensatz zum Particularstudium genannt wurde.

Von den zwei Universitäten, die von jeher als typische Muster für ihre mittelalterlichen Genossinnen gegolten haben, ist die Bolognas aus der dortigen Stadtschule hervorgegangen, die von Paris aber aus jenen freien Schulen, vornehmlich auf der Seine-Insel bei Notre-Dame, die, unter dem Schutz und der Aufsicht des Bischofs und des Domcapitels stehend, schon im zwölften Jahrhundert sich eines bedeutenden Rufes und großen Zuspruchs erfreuten. Die Gründung der Universität Paris geschieht in der Weise, daß

2sH Anton thronst in Graz,
UM die Wende des zwölften Jahrhunderts die Lehrer jener Schulen zu einer Körperschaft, der uuivei-kitas m»^i8tiuruw, zusammentreten, die erst etwas-später eine Gliederung in die vier Facultäten erfährt, von denen hier freilich nur die theologische und die artistische — unsere philosophische — höhere Bedeutung gewinnen; denn wie in Bologna das Rechtsstudium, so wird in Paris vorzugsweise die Theologie gepflegt. Zu beiden ist aber die artistische Facultät nur eine Vorstufe; sie ersetzt dem Mittelalter jene Schulen, die heute fast ausfchließlich der Vorbereitung auf das Universitätsstudium dienen. Der hervorragendste Kenner des mittelalterlichen Unterrichtswesens, F. Paulsen, vergleicht sie einem Obergymnasium, das aber der Universität einverleibt ist. Mit dem Studium der sieben freien Künste, der urtes liberalsF — daher der Name der Facultät — begann für den vielleicht zehnjährigen Knaben das Universitätzstudium, nicht selten der Unterricht überhaupt; ebenso wie auf einer beliebigen Stadt- oder Klosterschule wurde er hier mit den Grundlagen der mittelalterlichen Wissenschaft, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik bekannt gemacht, vom Triuium stieg er zum Ouadrivium (Arithmetik, Geometrie^ Astronomie und Musik) auf. Wer nicht gar zu unwissend auf die Universität kam, konnte in etwa vier Jahren den Abschluß der artistischen Studien in der Würde eines Nnßizrsr artiuni erreichen, der nunmehr selbst die sieben freien Künste zu lehren berechtigt war. daneben aber auch, wenn er Lust hatte, als Student auf einer der drei übrigen Facultäten, die sich die höheren nannten, weiteren Studien obliegen, — Lehrer und Schüler in einer Person vereint zu sehen, ist der Gegenwart allerdings ungewöhnlich, obgleich sie das äoceuäa äiLoiinus noch immer gern im Munde führt.

An sich muhte die Artistenfacultät durch die Zahl ihrer Mitglieder, Lehrer und Schüler, die übrigen Facultäten überragen, dazu kam, daß die Mitglieder der höheren Facultäten meist Angehörige der Artistenfacultät verblieben, so daß die Zahl der Artisten der Zahl der Studenten an der mittelalterlichen Universität überhaupt ziemlich gleichkam.

So wird es begreiflich, daß die Gliederung der Studenten nach den Facultäten zu Anfang unbekannt war; für sie trat eine Eintheilung in die vier Nationen ein, die sich, ohne Jemanden zu übergehen, auf die Artistenfacultät allein beschränken konnte. So war es wenigstens zu Paris, wo die Scolaren — etwas später als die Lehrer — sich nach den Nationen der Franzosen, Picarden, Normannen und Engländer (später Deutschen) schieden. Man sieht leicht, daß diese Eintheilung nichts mit dem zu thun hat, was wir uns heute unter einer Gliederung nach nationalen Gesichtspunkten vorstellen; sie ist eine zu Zwecken der Verwaltung und der Disciplin getroffene rein äußerliche Viertheilung der Gesammtheit der Pariser Scolaren und der Magister der Artisten nach der Himmelsgegend der Heimat des Einzelnen. An der Spitze der Nation steht der Procurator, das Haupt aller vier ist der Nector, der zu Anfang durchaus nicht Oberhaupt der Universität ist, die sich vielmehr geraume Zeit ohne ein solches behalf. Er ist zunächst

der Führer der Studenten, dann, was ziemlich gleichwerthig war, Vorsteher der Artistenfacultät; von dieser Stellung aus unterwirft er sich allmählich die übrigen Facultäten, deren Decane lange vor ihm den Vorrang behaupten, und gewinnt endlich die Herrschaft über die gesummte Universität. Aber während auf den italienischen Universitäten, deren Entwickelung ich hier nicht verfolgen kann, der Rector ausschließlich von den Studenten und aus den Studenten gewählt wurde, ging er in Paris ausschließlich aus den lehrenden Magistern der Artistenfacultät hervor, die übrigens auch das active Wahlrecht in ihre Hände zu bringen wußten.

Weder die Vereinigung der Lehrer in den Facultäten, noch die der Scolaren in den Nationen macht für sich allein die Universität aus. Diese ist vielmehr eine freie, genossenschaftliche Vereinigung der Lehrenden und Lernenden zu gemeinschaftlicher Erreichung wissenschaftlicher Zwecke, zu gemeinsamen« Schutz und gemeinsamer Abwehr. Das Wort, das heute noch unsere höchsten Bildungsanstalten bezeichnet, will von Anfang an die Einheit und Gemeinsamkeit der Interessen von Lehrern und Schülern zum Ausdruck bringen.

Das Wesen dieser Interessen beruht aber in der Wahrung der akademischen Freiheit, die die Universität durch so viele Privilegien der geistlichen und weltlichen Gewalten erworben hat. Jene Freiheit ist dem Mttelalter, das nichts von unserer Lehr- und Lernfreiheit weiß, der Inbegriff aller der Rechte, welche jener Genossenschaft die völlige Unabhängigkeit von den übrigen Mächten im Staate zusichern, das ist des besondern Gerichtsstandes vor dem Rector in Civil- und Criminalsachen, des Rechts sich selbst ein Oberhaupt zu küren, sich selbst Gesetze zu geben und das Vermögen der Universal selbständig zu verwalten. Die Fülle von Freiheiten und Vorrechten, die Kaiser und Päpste, Fürsten und Bischöfe um die Wette auf die Universität häuften, giebt einen Begriff von der hohen Wertschätzung, von der ehrfurchtsvollen Scheu, die jene Zeit der Wissenschaft entgegenbrachte, keinen geringeren der Eifer, mit dem man aller Orten an die Gründung von Universitäten ging.

Die geistige Mutter aller unserer deutschen Universitäten ist die Pariser. Unter ihren Scolaren sind von jeher die Deutschen stark vertreten; dem Wandertriebe unseres Volkes folgend, durchziehen sie halb Europa, um an der echten Quelle der Weisheit den Erkenntnißdrang zu stillen. Geistliche und Weltliche aller Stände, ergraute Männer und unbärtige Knaben, suchen die entlegene Stätte der Gotteswissenschaft auf und lauschen begierig jener Lehre, die die welterobernden Absichten der weltentsagenden Kirche zum ersten Mal in ein großes geschlossenes System bringt, bis einer jener Pariser Studenten, kein geringerer als der deutsche König Karl IV., das Studium aus Frankreich auf damals deutschen Boden verpflanzt.

Sowie Prag, sind auch Wien, Krakau, Heidelberg, Köln und Erfurt, die deutschen Universitäten des XIV. Jahrhunderts, getreulich dem Pariser Muster nachgebildet. Es fehlen weder die vier Facultäten noch die vier

Nationen, die in Deutschland freilich nie jene Vedeutung gewonnen haben, wie auf den französischen und vollends auf den italienischen Universitäten. Leipzig, 1704 gegründet, ist die letzte, welche diese Gliederung der Scolaren durchführt; dafür hat sie sich hier und in Wien bis ins neunzehnte Jahrhundert erhalten.

Noch eine andere Einrichtung war von Paris nach Deutschland ver» pflanzt worden, die Vursen. Ursprünglich sind sie Wohlthütigkeitsanstalten, wie die Sorbonne aus frommen Stiftungen hervorgegangen und bestimmt, den armen Scolaren und den beaufsichtigenden Lehrern Wohnung und Lebensunterhalt für geringes Entgelt oder um Gotteslohn zu bieten. Die Vortheile dieses Zusammenlebens, die dadurch erleichterte Ueberwachung der Scolaren, bestimmten die Universitätsbehörden, das Aufkommen solcher Bursen zu begünstigen. Man richtet solche in den Universitätsgebäuden ein (Collegio.) oder gestattet den Magistern der Artisten-Facultät zur Mehrung ihres Einkommens Privatbursen zu eröffnen; schließlich wird jeder Scolar, mindestens aber die Angehörigen der Artisten-Facultät verhalten, in einer Vurse oder einem Collegium zu wohnen. Die Vedeutung dieser Anstalten erhellt am besten aus der Thatsache, daß der Name der ältesten Pariser Vurse zur Bezeichnung dieser Universität selber geworden ist.

Die ganze Entwickelung zielt dahiu, die Universität in eine Anzahl von Convicten oder Internaten aufzulösen (jede beherbergt dreißig bis vierzig Scolaren), die nicht nur die Aufsicht über die Studenten erleichtern, sondern auch einen Theil des Unterrichts abnehmen, wie dies auf den englifchen Universitäten noch heute geschieht.

Auf die Ausbildung des mittelalterlichen Universitätsmesens, besonders aber des Studententhums haben sie einen bedeutsamen Einfluß geübt. Sie haben es dem Mittellosen erleichtert, die langen Studienjahre zu überstehen, sie haben bei Lehrern und Schülern die Einfachheit der Lebensführung auch dann erhalten, als im fünfzehnten Jahrhundert der zunehmende Wohlstand in allen Ständen zu Genußsucht und Verfchwendung führte, sie haben den geistigen Wechselverkehr zwischen Lehrenden und Lernenden, die derselbe Tisch speiste, dasselbe Dach deckte, beständig gemacht und haben, wie sie selbst nur auf Grund des ehelosen Lebens der Lehrer und Schüler bestehen konnten, vor Allem beigetragen, der Universität in ihrer äußeren Erscheinung ein kirchliches Gepräge, das ja nicht zum geringen Theil auf dem Cölibat beruhte, auch dann noch zu bewahren, als die Wissenschaft, die hier gelehrt wurde, aus einer Dienerin der Kirche längst zu einer selbständigen Macht geworden war. Eine Schilderung des mittelalterlichen Studentenlebens wird, wie sie von ihnen ausgehen muß, auch immer auf sie zurückkommen müssen.

Wer die Universität bezog und nach Erlegung der vorgeschriebenen Taren, die nach dem Stande des Aufzunehmenden bemessen wurden, beim Rector die Immatriculation erwirkt hatte, war verpflichtet, sich binnen kurzer Frist einer Burse oder einem Eollegium anzuschließen, wollte er nicht aus der Matrikel alsbald wieder gestrichen werden. Nur vornehme Standespersonen,

hohe kirchliche Würdenträger, die wir bis zur Reformation nicht selten imter den Studenten finden, endlich solche, die bei ihren Eltern wohnten, waren (in Leipzig gegen Erlaubnisschein) von diese». Zwange frei, der aus dem jugendlichen Alter der meisten Scolaren verständlich wird.

Bevor der Ankömmling in die Gemeinschaft der Combursalen aufgenommen wurde, hatte er sich, wenn er noch Aachant war — so hieß der, der zum ersten Male die Universität bezog — der Ceremonie der Devosition zu unterziehen, von der unsere Fuchstaufe ein sehr harmloses Ueberbleibsel ist. Die älteste Beschreibung des Vorganges giebt das viänuäls scolarium, ein mittelalterlicher Wegweiser für Studirende, der in lateinischen Wechselreden den Neuling in die wichtigsten Verhältnisse des Universitätslebens einführen will, ein Unternehmen, das auch heute noch mir nicht unzweckmäßig schiene. Dem Bachanten wird eine Ochsenhaut übergeworfen, in der zwei stattliche Hörner befestigt sind, große hölzerne Zähne, die man ihm einsetzte, und mächtig lange Ohren vollenden die Ausstattung. Dann wird das Opfer in die Versammlung der Bursenmitglieder und Magister gebracht, die zuerst das unbekannte Wunderthier anstaunen, dann endlich unter sehr anzüglichen Redensarten als Beanus*) erkennen und voll Mitleids ihm zu einem besseren Dasein zu verhelfen versprechen. Das Hauptstück der nun folgenden Deposition ist das Absägen der Hörner, das sinnbildlich die Ablegung der Rohheit des Bachanten bedeuten soll; dann wird mit einer mächtigen Zange der Bachantenzahn ausgebrochen, der Bart mit hölzernem Messer geschoren, nachdem er mit einer Salbe, die verzweifelte Aehnlichkeit mit Schuhwichse hatte, eingerieben worden war. Unter diesen und ähnlichen Quälereien droht der Beanus zu unterliegen; man versucht mit einer Mixtur, deren Zusammensetzung anzugeben mir erlassen werde, ihm Lebenskraft einzuflößen; als dies vergeblich scheint, wird ihm die Beichte abgenommen, die natürlich eine Reihe sehr bedenklicher Geständnisse zu Tage fördert. Endlich wird der Bean absolvirt, worauf einer der anwesenden Magister an den Deponirten eine Ansprache hält, welche die symbolische Bedeutung des ganzen Vorgangs erörtert; auch von Luther ist eine solche erhalten. Ein Festschmaus auf Kosten des Neuaufgenommenen beschließt die Feier. — Ursprünglich war die Depositen ein von den Universitätsbehörden nicht nur anerkannter, sondern für die Aufnahme sogar geforderter Act; als aber dabei die Rohheit überhandnahm, schritt man gegen die Auswüchse ein; später konnte man für Geld sich davon loskaufen.

Die nächste Sorge des neuen Studenten war, jene Vorlesungen anzunehmen, die für die Erlangung des ersten akademischen Grades nöthig waren. Aber schon damals behalf man sich dabei mit dem geringsten zulässigen Ausmaß und hoffte überdies noch durch Anwesenheit in der ersten

*) TaS Wort wird zusammengebracht mit de« zäune, davon unser „Gelbschnabel", wohl auch mit altfr. beer, da» Maul aufsperren, also soviel wie „Maulaffe".

und letzten Stunde seinen Pflichten genügt zu haben. Noch besser war es, wenn man bei einem gutmüthigen Magister die Vorlesungen und die ebenso obligatorischen Disputirübungen ganz schwänzte, obgleich die Universitätsstatuten darauf Relegation setzten. Wer in Greifswald öfter als dreimal in der Vorlesung fehlte, mußte sie neu annehmen.

Der Stundenplan der mittelalterlichen Universität ist ein fester; die für die Prüfung nöthigen Hauvtcollegien wurden Vormittags gelesen, mitunter sing man schon um 5 Uhr früh an, die übrigen Nachmittags; Donnerstag und Sonntag waren frei; am Sonnabend fanden die Disputirübungen statt. Für das Verhalten in der Vorlesung giebt es zahlreiche Vorschriften, der Scolar soll seinen Text, den der Magister erklärte, aufgeschlagen vor sich haben, zuni mindesten sollten drei zusammen einen solchen besitzen. Bänke in den Hörsälen waren zu Anfang ein unbekannter Lurus, noch das älteste Wiener Universitätssiegel zeigt die Scolaren vor dem Katheder auf dem Boden sitzend. Späterhin ist es ein Ehrenvorzug, in der ersten Bank zu sitzen (Grafenbank), der aber durch eine höhere Einschreibegebühr erkauft werden mußte. Während der Vorlesung sind Zeichen des Beifalls und des Mißfallens untersagt, die Scolaren sollen sich — so sagen die Statuten — verhalten wie schweigsame Jungfrauen.

Nach zwei Jahren konnte sich der Scolar der Artistenfacultät zur ersten Prüfung melden. Vorher mußte er schwören, sich an den Examinatoren nicht zu rächen, auch seine Schulden gezahlt und die Vorlesungen ordnungsmäßig besucht zu haben. Wer schwach in den Wissenschaften war, that gut, die prüfenden Magister zu einem Schmaus vorher zu laden: das von mir erwähnte Manuale bietet dafür die entsprechenden Einladungsformeln. Glückte es, so gewann der Scolar den Titel eines Baccalarius und damit das Recht, beziehungsweise die Pflicht, selbst Wiederholungsvorlesungen zu halten, während er gleichzeitig auf die Magisterprüfung studirte, die er nach weiteren zwei Jahren ablegen konnte.

Nach den Berechnungen Paulsens, der in einem Aufsatz über „die Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mttelalter" zuerst eine Zusammenfassung des weit verstreuten Materials unternommen hat, mag ungefähr der vierte Theil der Scolaren den ersten akademischen Grad erlangt haben, den heute nur noch die englischen Universitäten verleihen; von den Baccalarien erstrebte wieder nur ungefähr ein Viertel die Vollendung der artistischen Studien, die in der Magisterwürde gipfelten, deren Trüger nach Ablauf einer bestimmten Zeit vollberechtigtes Mitglied der Facultät wurde und zur Abhaltung der ordentlichen, d. h. für die Prüfung geforderten Vorlesungen befugt war; daneben mochte er, wenn er Ehrgeiz hatte, sich jetzt den theologischen oder juristischen Studien zuwenden, die nach sechs bis zehn weiteren Jahren zum Gipfel aller akademischen Größe emporführten, zun, Doctorat der Theologie. Wie selten aber ein derartiges Ereigniß war, lehrt

die Umständlichkeit und das große Aufheben, das man von einer solchen übrigens sehr kostspieligen Doctorvromotion machte.

In Wien versammelten sich Rector und Decane, Magister und Scolaren vor dem Hause des Doctoranden und geleiteten ihn in feierlichen, Zuge unter dem Schall der großen Glocke nach der Stephanskirche. Im Beisein des Hofes und der städtischen Behörden eröffnete der Kanzler der Universität, dem als Vertreter der geistlichen Gewalt die Ertheilung der Licenz*) nach erfolgter Billigung des Candidaten durch die Facultät zustand, mit einer Ansprache an den Doctoranden die Feierlichkeit. Auf des Kanzlers Aufforderung besteigt jener das Katheder und bittet um Ertheilung der Abzeichen der Doktorwürde, worauf er deni Promoter Platz macht, der ihn zum Doctor proclamirt. Dann erheben sich alle anwesenden Doctoren der Theologie von ihren Sitzen und bilden einen Kreis um den Doctoranden, der dann tnieend die Abzeichen der Würde entgegennimmt, das aufgeschlagene und geschlossene Buch als Sinnbild der Lehre und Forschung, den Bruderkuß zum Zeichen der Eintracht und das Doctoibarett als Abzeichen der erlangten Würde. Dann besteigt der neue Doctor nochmals das Katheder und hält einen Vortrag. Unter Trompeten- und Paukenschall und Glockengeläute wird er feierlich nach Hause geführt. Den Abschluß der Feierlichkeit bildet der Doctorschmaus, bei dem es so hoch herging, daß das Concil von Vienne eine obere Grenze der aufzuwendenden Summe festsetzte.

Auch die Promotionen der Juristen wurden mit großem Gepränge gefeiert; als ein Italiener 1463 zu Basel die juristische Doctormürde erlangte, veranstaltete er neben anderen Festlichkeiten sogar ein Turnier auf dem Münsterplatz. Eine einzige juristische Promotion zu Wittenberg zieht sieben Schmause nach sich; an einem davon nehmen auch die Damen der Universität theil, nach dem Mahle wird getanzt.

Einen solchen Schmaus, der in der akademischen Sprache prauäium HlistotsUg hieß, gab natürlich mit geringerem Aufwand auch der neue inilßiLtLr artiuru; meistens aber thaten sich, um an den Kosten zu sparen, gleich mehrere zusammen. Noch im sechzehnten Jahrhundert legt die Artistenfakultät auf dieses Fest großes Gewicht. Ini Grunde wird es von der Facultät auf Kosten der neuen Magister veranstaltet; der Decan bestimmt, wenn dies nicht schon die Statuten thun, wer zu laden sei, doch hat er hierbei im Einverständniß mit den Festgebern zu handeln, und soll nicht gegen deren Willen Personen herbeiziehen; er allein oder die ganze Facultät bestimmen das Gasthaus, wo der Schmaus stattfinden soll, falls er nicht in der Burse abgehalten wurde, desgleichen hat er die Verhandlungen mit dem Wirth zu pflegen.

Die Statuten von Leipzig setzen dazu fest, wie viele Gänge zu reichen seien, von welcher Sorte Wein und Vier sein sollten. Die Festsetzungen darüber

*) D. h. der Gilllulmiß, allenthalben zu lehren, was den wesentlichen Inhalt des akademischen Grabes ausmachte.

wurden in ein eigenes vom Decan der Artistenfakultät geführtes Buch mit dem bezeichnenden Titel: „über oulinsriu8" eingetragen.
Die Promotionen waren nicht die alleinige Gelegenheit zu Festschmäusen; alle feierlichen Universitätsacte, Versammlungen und Wahlen, wurden mit einem Schmaus beschlossen; selbst die Prosa des Examens wurde angenehm unterbrochen durch die von den Satzungen vorgeschriebene anständige Erfrischung, die hoffentlich auch den zu Prüfenden zu Theil wurde.
Bei der Dürftigkeit des mittelalterlichen Alltaglebens, bei der durchschnittlichen Annuth von Lehrern und Schülern waren die Schmause für Viele die einzige Gelegenheit, sich einmal gütlich zu thun.
Denn was mir sonst aus Statuten, aus den Briefen der Dunkelmänner und aus gelegentlichen Aeußerungen über die Beköstigung in den Bursen und Kollegien hören, steht zum Aufwand bei jenen Schmausen in geradem Gegensatz. Zweimal des Tages geht man zu Tisch, um 10 Uhr nimmt man das vrauäium, um 5 Uhr die ceoa. Bei beiden Mahlzeiten spielen Grütze, Gemüse und mageres Rindfleisch die Hauptrolle, dazu trank man, wenn es hoch herging, Dünnbier*). Jede Burse führte ihre eigene Küche; zu dem Aufwand trug Jeder nach Verhältnis; bei, nur die Armen, welche als tsmuli Hausdienerdienst versahen, wurden dafür freigehalten — Klagen über spärliche und schlechte Kost begleiten uns bis zur Aufhebung dieser Convicte.
Auch sonst hat man die Combursalen nicht verwöhnt; das geineinsame Speisezimmer, auch für Wiederholungs- und Disputationsübungen verwendet, ist nicht selten der einzige heizbare Raum des Hauses; die Schlafkammern der Scolaren blieben ungeheizt; dafür legte man ihrer wohl zehn und zwölf in eine Kammer. Bei solcher Vertheilung versteht man, wie eine ganze Universität, das gut dotirte Greifswald, mit Hörsälen, Aula, Berathungszimmer, Bibliothek, Carcer, etlichen Professorenmohnungen und Studentenkammern, unter ein Dach gebracht werden konnte; um nichts luxuriöser war die Basler Universität eingerichtet.
Früh, bei der Primglocke, die in Wien aus Rücksicht für das Schlafbedürfnis; der Jugend eine Stunde geläutet werden soll, stand man auf, schon wegen der zeitigen Vorlesungen, früh ging man zu Bett, das Hantiren mit Lichtern und Fackeln wurde ungern gesehen. Mit dem Schall der Wachtglocke, um acht oder neun Uhr Abends, wurde die Burse geschlossen: den Hausthorschlüssel hatte der Vorsteher der Burse in sorgfältige Verwahrung zu nehmen. Wer nach der Thorsperre heim kam, hatte eine Geldstrafe zu entrichten. Ein- und Aussteigen durchs Fenster war aufs Strengste verpönt.
Der Vorsteher der Burse (Conventor) war für das Verhalten der ihm

*) Die Statuten des großen Leipziger CollegiumS von 1412 setzen genau fest, wie oft im Jahre eine Extraspeise auf den Tisch zu kommen habe mit Wein und Frückten, dreimal alljährlich giebt es gebratene Gänse, für Jeden ein Viertel. Wer auswärts speist, soll seinen Antheil an die Uebrigen fallen, aber nicht abholen lassen.

Anbefohlenen den Universitätsbehörden verantwortlich. War er zu nachsichtig gegen Vergehen der Scolaren, brachte er sie nicht zur Anzeige, um sich starken Zuzug zu gewinnen, so schloß ihm der Rector die Burse, d. h. er verbot den Unioersitätsllngehörigen, in ihr zu wohnen. Aber auch wer die Scolaren ungebührlich benachtheiligte oder sie aus einer anderen Burse in die seine zu locken suchte, erfuhr solche Ahndung.

Das Leben in den Vursen und Collegien, die gewöhnlich im Universitätsgebäude selbst sich befanden, hat durchaus klösterlichen Zuschnitt. Täglich wird die Frühmesse gehört, gemeinsame Andachten find vorgeschrieben, während der Mahlzeit wird aus einem Erbauungsbuch vorgelesen. Wer Streit bei Tisch erhebt, muß in Leipzig mit zehn Groschen Strafe büßen; erst nach Erlegung des Strafgeldes wird ihm sein Antheil weiter gereicht. Lautes Gehaben, Musik und weltlicher Sang werden als unangemessen verwiesen. Vergehen gegen die Hausordnung bringt ein Aufseher, der Lupus, den der Vorsteher insgeheim aus den Scolaren erwählt, zur Anzeige. Auch wer sich vom Lupus beim Gebrauch der deutschen Sprache betreten läßt, die in den Convicten bis ins achtzehnte Jahrhundert verpönt war, hat diese Verachtung der Sprache Ciceros am Ende der Woche mit einer Geldstrafe zu sühnen, nicht minder auch, wer sich unbefugt in der Küche des Hauses zu schaffen macht. Geldstrafen spielen in der akademischen DiZcivlin überhaupt eine große Nolle. Wer in der Burse die Wände bemalte, das Holzwerk beschädigte, wer heimlich die Burse verlieh, wer verdächtige Personen ins Haus brachte, wer um Geld spielte, wurde zu Gunsten des gemeinsamen Säckels der Burse um Geld gestraft; aber auch Naufhändel, selbst Todtschlag konnten auf diese Weise gesühnt werden, wenn die schwerste akademische Strafe, die Relegation, in Gnaden nachgesehen wurde, welche zumeist auch die Auslieferung an die weltliche (landesherrliche oder städtische) Gerichtsbarkeit zur Folge hatte. Solche Geldstrafen machten einen Theil der Einnahmen der Uniuersitätskasse aus, ein Theil davon floß in die Tasche des Pedells, einer für die mittelalterliche Universität sehr wichtigen Persönlichkeit.

Er übt im Namen des Nectors die Polizeigewalt über alle Angehörigen der Universität, er hat die Aufsicht über das Carcer, besorgt die Ladungen, fahndet auf Nachtschwärmer und nimmt Verhaftungen vor. Seine Entlohnung für eine so vielseitige Thätigkeit findet er in einer Prämie für jede Anzeige, außerdem in einer Collecte, zu der alljährlich alle Universitätsangehörigen nach festen Sätzen beizutragen haben. Der entsprechenden Bestimmung fügen die Wiener Statuten von 1389 noch bei: „aber Alle ermahnen wir, besonders aber die Adeligen und die sich wie Adelige halten, daß sie noch über den bestimmten Ansatz hinaus sich dem Pedell nobel und freigebig erweisen mögen."

Er war in der That ein vielgeplagter Mann, namentlich auf den großen Universitäten wie Wien, Köln, Leipzig, Erfurt, wo einige tausend

Studenten unter seiner Obhut standen*). Nicht seine geringste Mühe war es, darüber zu wachen, daß die Mandate des Rectors wegen der Kleiderordnung und wegen des Waffentragens gehörige Beachtung fanden; denn dem Clericus, dem halbgeistlichen Studenten, standen weder wellliche Kleider noch blanke Waffen an. Bei jeder Verlautbarung der Satzungen wird den Scolaren immer wieder eingeschärft, daß sie nicht einhergehen sollen mil Schnabelschuhen, mit Ueberröcken, welche zu kurz seien, mit Mänteln, die kaum die Schultern bedecken; desgleichen verboten waren die geschlitzten und bunt gefütterten Beinkleider, die allzu langen Aermel, die farbigen Barette, die man allenfalls den Adeligen hingehen ließ, wie später in Tübingen den Juristen die Schnabelschuhe. Die Wiener Statuten dringen darauf, daß die Scolaren sich schon äußerlich von den Bürgern unterscheiden, sie müssen den langen dunkeln Rock mit Aermeln tragen, dazu Kugeln, eine Art Kapuze, und (Gürtel. Erst 1513, nach einer der großen Universitätsfehden, dem lateinischen Krieg, gestattet ihnen Max I. diese Zeichen des clericalen Standes abzulegen. Später kam die Landsknechttracht unter den Studenten in Schwang; im XVI. Jahrhundert wettern die Statuten gegen die zu weiten Beinkleider, wie sie die Feinde der Christenheit, die Türken trugen, und gegen die kleinen Mäntel, worauf die Tübinger Studenten zuni Hohn sich in Bademäntel drapiren. Am Ende des XVII. Jahrhunderts dringt die französische Hoftracht auch auf den Universitäten ein; mit den Kleiderordnungen verschwinden die Klagen über die Eitelkeit der Studenten, ja im XVIII. Jahrhundert findet sogar ein Umschlag ins Gegentheil statt. In der Zeit des Naturburschenthums geht man in Jena mit Schlafrock und Nachtmütze ins Colleg. Das Verbot des Waffentragens dagegen wurde nicht an allen Universitäten gleichmäßig gehandhabt. Sehr strenge war man in Wien, wo sogar der Besitz von Waffen untersagt war; andere Universitäten gestalteten den Scolaren stillschweigend dieses Ehrenrecht des freien Mannes und traten dagegen erst dann auf, wenn die Raufhändel mit der Bürgerschaft kein Ende nehmen wollten oder zu Mord uud Todtschlag geführt hatten. Kein Verbat blieb aber unwirksamer als dieses, zumal die Studenten sehr oft auch wirk-

*) In einem der Briefe der Dunkelmänner (ll., 46) wird die Zahl bei Studenten i» Wien und Köln auf je viertausend, in Leipzig und Enmt auf je zweitausend angegeben. Paulsen warnt mit Recht vor den übertriebenen Angaben der Zeitgenossen über den Besuch der Unipersitälen, deren beschränkte Naunwerhciltnisse schon Mißtrauen gegen hohe Freguenzziffei» empfehlen; auch die obigen Zahlen, die der Zeit von 1bl5 einsprechen sollen, sind eher zu hoch gegriffen. Wie sich in Leipzig die Studenten ans die einzelnen Facultäten ueriheilen, erfahren wir aus einem Bericht der Iuristenfacultäl an Herzog Georg, der in das eiste Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts gehört Sie giebt die Zahl ihrer eigenen Studenten auf hundert an, die der thcologifcden Facullät auf sechs bis sieben, der medicinischen gar nur auf vier bis sechs: alle übrige» Scolaren gehörten zur Ariistenfacultät. Ed ist anzunehmen, daß damals auf den übrigen deutschen Uniuersitiiten das Verhältnis; für die höhere» Facultäten auch nicht diel günstiger war.

lich der Waffen zur Vertheidigung gegen die aufsässigen Bürger und Handmerker bedurften. Als 1654 den Jenensem das Waffentragen untersagt wurde, nahmen diese das Verbot des Rectors wörtlich und ließen sich ihre Degen auf Schubkarren nachschieben. — Im Ganzen haben die Studenten das Recht des Waffentragens behauptet, wenigstens bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, ja eine Erinnerung an dieses Recht haben die farbentragenden Verbindungen in unsere Tage herübergerettet.

Zweifellos hat die Sitte, Waffen zu tragen, vielfach den blutigen Ausgang der Naufhändel unter den Studenten verschuldet, aber diese Ausschreitungen waren im Ganzen selten, wenigstens bis zum 30 jährigen Krieg. Das Duell, der Zweikampf unter Beobachtung feststehender Förmlichkeiten, ist am Ende des XVI. Jahrhunderts aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt morden, tritt erst nach dem großen Krieg, der Deutschland auch in Art und Sitte ins Joch der Franzosen schlug, häufiger auf und erreicht im XVIII. Jahrhundert an den norddeutschen Universitäten seinen Höhepunkt! aber noch 1815 schlagen die 350 Studenten der Universität Jena in einer Woche 147 Mensuren. Kein Wunder, daß sorgsame Eltern sich scheuten, ihre Söhne überhaupt noch auf die Universität zu schicken, und ein Gönner der Studien, Herzog Rudolf August von Braunschweig, kennzeichnet schon am Ende des XVII. Jahrhunderts in einein Brief an v. d. Hardt, den Geschichtschreiber des Constanzer Concils, die verschiedenen Universitäten mit den Versen:

»Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Leipzig mit gesundem Leib,
Von Helmstädt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht studirt auf allen."

Erst als die Roth des Vaterlandes den Studenten zu ernstem, heiligem Zweck die Waffen in die Hand drückte, brach jene höhere Auffassung von Mannesmuth und Mannesehre sich Bahn, die auf den Schlachtfeldern sich bemährt hatte; es ist kein Zufall, daß gerade von Jena aus die Reform des deutschen Studententhums ihren Ausgang nimmt.

Im Ganzen gewährt das Zusammenleben der mittelalterlichen Studenten ein Bild selten getrübter Eintracht, was zu allen Zeiten ein sicheres Kennzeichen starken Standesgefühls ist; dafür standen die Scolaren in umso schlechterem Einvernehmen mit den sonstigen Bewohnern der Universitätsstadt, denn der große Sinn, der in den italienischen Städten Bologna, Padua, Siena die Bürgerschaft beseelte, die in den mit namhaften Opfern erhaltenen Universitäten Kleinode ihres Gemeinwesens sahen, hat in den deutschen die längste Zeit gefehlt. Nur mit Neid sahen Bürger und Rath auf die Privilegien der Universität, ans den besonderen Gerichtsstand und auf die Steuerilnd Abgabenfreiheit aller ihrer Angehörigen, d. h. nicht blos der Lehrer und

Studenten, sondern auch der Diener, der Abschreiber, später der Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler, der Apotheker und Wundärzte, selbst der Wäscherinnen, die alle mit ihrem Gesinde und ihrem liegenden Gut als Universitäts-Verwandte im Schutz der akademischen Freiheit standen. Man bedachte die Schädigung des Stadtsäckels; die Tübinger Wirthe ärgerten sich, daß die Lehrer, die einen Weingarten besaßen, das Recht des steuerfreien Ausschankes hatten; Jahrelang stritten sich der Leipziger Stadtrath und die verschiedenen Universitätscollegien wegen der steuerfreien Einfuhr des Bieres; die Bürgerschaft wurde immer empfindlicher gegen Ausschreitungen der Scolaren, gegen nächtliche Tumulte, die trotz aller Klagen beim Rector nicht entsprechend geahndet wurden. Kämpfe zwischen der Stadtwache und den Studenten warm tägliche Vorkommnisse, die aber nicht imnier zu Gunsten Letzterer ausgingen. Fiel einer der Scolaren, der sich vielleicht bei einem nächtlichen Ständchen überraschen ließ, den Schergen in die Hände, da vergaßen diese zu leicht der Verpflichtung, ihn dem Rector auszuliefern, und setzten ihn in das Stadtgefängniß, aus dem ihn öfter erst lange Verhandlungen mit dem Stadtrichter befreiten; in Greifswald ließ man darüber einen Studenten im Kerker erfrieren.

Fühlt sich die Universität in ihren Rechten und Freiheiten durch solche Unbill verletzt, so sucht sie als kirchliche Anstalt zunächst den Schutz der geistlichen Gemalt, des Bischofs, der als Kanzler der Universität auch die Pflicht hatte, die Privilegien der Universität zu wahren, wendet sich auch mit Klagen an den Landesherrn und droht endlich, wenn ihr nicht Recht wird, mit jenem eigenthümlichen Kampfmittel, das in der Geschichte der mittelalterlichen Universität eine so bedeutsame Rolle spielt, mit dem Verlassen der Stadt, einer Art geistigen Interdicts.

So zogen einst die Bologneser Studenten aus, als die Stadt dem aus den Studenten allein gewählten Rector die Annerkennnng versagte, und gründeten Palma; so wird von Oxford aus Cambridge gegründet, und aus der Prager Universität erwächst durch den Abzug der Deutschen die Leipziger. Auch in Wien hat man miederholt daran gedacht, zu diesem äußersten Mtttl zu greifen, Lehrer und Schüler waren darin durchaus eines Sinnes, denn auf der Wahrung der akademischen Freiheit schien Allen das Gedeihen des Studiums zu beruhen.*)

1451 hatte in Wien die Spannung zwischen Universität und Bürgerschaft

*) Für diese Auffassung besonders bezeichnend ist eine Rede, welche vi. ssone in Gegenwart des Knifüisten Friedrich hielt, als dieser den ersten Versuch machte, der Univeisität Leipzig Statuten vorzuschreiben: u. A. eitläite er: „Unsere Univeisität beruht ebenso wie die Pariser auf den Privilegien und Freiheiten; in diese hat si<t> Niemand zu mischen, weder der König noch der Kanzler; sie hat das Recht sich selber Statuten zu geben, sie abzuändern, zu veibessein nach der Zeiten Nothdmft und dn Art der Geschäfte, und darum heißt sie gefreite Univeisität."

wieder einmal die äußerste Grenze erreicht; der Rector, bemüht die Zwistigkeiten beizulegen, ruft die Vermittelung des Landesmarschalls an und sendet zu ihm eine Abordnung, bestehend aus dem Decan der Artisten, Johann Huber von Freinstadt, und vier Scolaren als Vertretern der vier Nationen an der Universität. Auf dein Rückweg werden die Abgesandten von bewaffneten Bürgern überfallen, drei der Scolaren retten sich, den vierten, der in die Hände der erregten Menge gefallen ist, befreit zwar der Decan, er selber aber wird zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und durch Stiche schwer vermundet; blos die Tonsur, die den Geistlichen erkennen läßt, hält die Bürger von einer folgenschweren Mordthat zurück. Auf die Kunde von dem Geschehenen versammelt sich die Universität, die Einstellung der Vorlesungen wird beschlossen und eine Deputation an den Landesherrn abgesandt, die Bestrafung des Frevels verlangte. Friedrich IV. läßt die Abgesandten zwar nicht vor, den kaiserlichen Röthen aber eröffnet der Wortführer, der berühmte und hochangesehene Theologe Thomas Ebendorfer von Haselbach, daß Lehrer und Studenten entschloffen seien, Wien zu verlassen, wenn sie gegen die Angriffe der Bürger, an denen der Stadtrath selbst Theil habe, fernerhin ungeschützt blieben. Das feste Auftreten bleibt nicht ohne Wirkung, Friedrich läßt sich herbei, zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln. Zum Unglück kommt es noch am selben Tag zu einer Schlägerei zwischen Studenten und Bürgern, bei der einer der letzteren schwer vermundet wurde. Kaum wird dies in der Stadt bekannt, so eilt die ganze Bürgerschaft zu den Waffen, während die Studenten auf Befehl des Rectors sich in die Bursen zurückziehen. Vor einer der Bursen in der Riemerstraße wird eine vorübergehende Schaar von Bürgern mit Pfeilen beschossen, sofort wird die Burse gestürmt, von deren Insassen sieben ergriffen (die übrigen hatten sich über die nächsten Dächer gerettet) und vor den Stadtrichter geschleppt, der über sie sogleich die Todesstrafe ausspricht; ein Zufall nur hindert die Ausführung des Urtheils. Erst am andern Morgen sind die Gemüther so weit beruhigt, daß Verhandlungen angebahnt werden können, in deren Verlauf auch die Gefangenen die Freiheit gewinnen.

Schlimmer verlief ein ähnliches Ereigniß zu Erfurt im Sommer 1510.
Es hatte sich ein Streit zwischen Studenten und Landsknechten erhoben, in den sich zu Gunsten dieser auch Bürger und Handwerkergesellen mischten. Die Studenten, in der Minderzahl, ziehen sich in das große Collegium zurück, das sich iin Universitätsgebüude befand. Wie in Wien, so schießen sie auch hier auf die Menge, die draußen tobt, aus Handbüchsen. Die Bürger, dadurch noch mehr gereizt, schleppen zwei Kanonen herbei und richten sie gegen die Universität, das Thor wird gesprengt, die Menge ergießt sich ins Haus, plündert es und tobt seine Wuth, da die Studenten entwichen waren an Kathedern und Bänken und sonstiger Einrichtung aus. Alles wird vernichtet, auch Archiv und Bibliothek. — Die Universität steht zwar auf die dringenden Vorstellungen des Erfurter Ruthes von dem Plan ab, Erfurt zu verlasseil, aber sie kann nicht hindern, daß viele Scolaren nach Leipzig und

Wittenberg abziehen. Seit dem Studentenlärm verbleicht der Glanz der einst so berühmten Universität.
Mit den Gesellen der Handwerker leben die Studenten beständig auf Kriegsfuß. 1471 senden die Leipziger Schustergesellen der Universität in aller Form einen Absagebrief, nicht minder kampflustig erweisen sich die Schneider. Einer der großen Leipziger Excesse, der allerdings schon ins Jahr 1533 fällt, nimmt damit seinen Anfang, daß am Pfingstmontag drei Schneidergesellen einen Angriff auf fünf junge Studenten machen und zwei davon tödtlich verwunden. Wiederholt erklären die Leipziger Studenten, daß sie ohne Waffen wegen der Feindseligkeit der Handwerker nicht bestehen und darum dem Waffenverbot nicht Folge geben könnten. 1478 unternehmen zu Greifswald die Schmiedegesellen die Erstürmung der Artistencollegien, wie der Berichterstatter argwöhnt, auf Anstiften einiger Rathsmitglieder. — Bei Ansflügen in die Umgebung giebt es auch Kämpfe mit den Bauern, in Wien besonders mit den übermüthigen Weinhauem, deren urwüchsige Grobheit lind Rauflust sich schon damals nicht ungern bethätigte.
Es darf aber nicht verkannt werden, daß die Studenten ihrerseits vielfachen Anlaß zu gerechten Klagen der Bürgerschaft boten. Es half wenig, daß die Universitätsstatuten nächtliche Ruhestörung hintanzuhalten suchen, den Studenten zur Nachtzeit das Betreten der Straßen nur ausnahmsweise und mit Lichtem gestatten, den Besuch der Schenken ganz untersagen, desgleichen die Theilnahme an den Festen der Bürgerschaft, besonders an den Tänzen auf dem Nathhaus und im Freien und an den Hochzeiten, bei denen Studenten sich auch ungeladen einfanden.
Das Tanzen an sich scheint man damals mit dem Stand des Clerikers nicht für unvereinbar gehalten zu haben. Die Studenten entschädigten sich späterhin dadurch, daß sie selber Tänze veranstalteten, so zu Tübingen und Wittenberg, nicht selten ini Anschluß an Promotionsfeierlichkeiten. Der Stammbaum unserer Studenten- und Iuristenbiille reicht ins sechzehnte Jahrhundert zurück. Sehr alt sind die Umzüge in der Fastnacht, die freilich zu vielen, Vtuthwillen und Aergerniß Anlaß gaben und daher fast in allen Statuten untersagt sind. Geholfen haben aber weder diese noch die anderen Verbote, wie die unzähligen Einschärfungen am besten beweisen. War der Klagen gar kein Ende, so entschlossen sich die Universitätsbehörden ein Exempel zu statuiren und relegirten den einen oder anderen der Rädelsführer.
War so dem Scolaren der Schutz der Universität gekündigt, fürchtete er die Nachstellungen rachsüchtiger Philister, stand er irgendwo zu tief in der Kreide oder trieb ihn nur die Wanderlust, so schnürte er sein Bündel und ward zum fahrenden Gesell. Während der durchschnittlich fünfjährigen Studienzeit fünf Universitäten besucht zu haben, ist unter mittelalterlichen Studenten etwas Gewöhnliches, die Seßhaftigkeit unserer akademischen Jugend lag ihnen nicht im Blute; ist doch das erste Privileg, dessen sich die Scolaren rühmen, Barbarossas Authentica, nach dem Anfangswort die Illldit» genannt.

stets als Grundstein der akademischen Freiheit betrachtet, eine'Verbriefung der Freizügigkeit.

Aus den engen Verhältnissen einer kleinen Universitätsstadt, aus den Fesseln drückender Discivlin erwächst die Sehnsucht nach dem ungebundenen Wanderleben des fahrenden Schülers. Um Reisegeld braucht er nicht viel zu sorgen, mildthätige Seelen findet er überall, in Bauernhäusern wie in Pfarrhöfen und Klöstern; sein geistliches Gewand, das er daheim mit Unmuth getragen hat, hier wird es ihm zum Segen. Vollends wer aus den Brennpunkten des Geisteslebens kommt, wer in erregten Zeiten Neues berichten kann, der wird auch aus den Schlössern des Adels nicht meggewiesen. Fette Bissen und klingender Lohn werden dem Bringer guter Nachrichten zu Theil.

In diesem freien Wanderleben wurzelt die Poesie der fahrenden Schüler, die freilich lange vor Entstehung der Universitäten begründet ward; aber der Ton, den die Lieder des Erzpoeten und die earniinä Luruna anschlagen, klingt nach durch alle Jahrhunderte bis in unsere Zeit herein; die sangbarsten unserer Studentenlieder sind zum guten Theil Wanderlieder.

Doch den Schattenseiten dieses sorgenlosen Wanderlebens dürfen wir uns nicht Verschließen. Zu leicht wird aus deni wandernden Scolar ein Vagant, der jahraus. jahrein von einer Stadt zur andern zieht, nur von? Bettel sich ernährt, den er nicht einmal selbst übt, sondern von Jüngern, oft kleinen Knaben, üben läßt, die ihm von Gutgläubigen zur Obhut und zur Unterweisung in den Anfängen der Wissenschaft anvertraut werden. Je größer die Zahl dieser kleinen Schützen ist, desto bequemer lebt ihr Herr und Meister; den kleinen Burschen, die in den Dorfstraßen Lieder singen und Gaben heischen, giebt Jeder gern, aber sie müssen Alles ihrem Zwingherrn abliefern, der ihnen dafür trockene Brotrinde übrig läßt und sie höchstens dafür lehrt, Hühner und Gänse zu stehlen.

Ein anschauliches Bild eines solchen Wanderlebens bietet uns die Lebensbeschreibung des Thomas Platter, des armen Hirtenknaben aus dem Visv-Thal, von der G. Freytag in den „Bildern" eine umfangreiche Inhaltsangabe geliefert hat. In tiefster Armuth, in völliger Einsamkeit mächst der Kleine auf, ein Ofen ist ihm so fremd, daß er auf seiner ersten Wanderschaft die im Mondlicht glänzenden Kacheln eines solchen für die Augen eines Kalbes hielt. Von seinen Gaisen weg kommt er zu einem Pfarrer in die Lehre, bei dem er nichts lernt, als bei den Bauern uin Eier betteln und das »»Ivs singen. Da die Kost schmal, die Prügel reichlich waren, folgt er gern der Einladung seines Vetters, eines Bachanten, der also erst auf die hohe Schule ziehen wollte und verspricht, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, zu Anfang auch Unterricht im Latein zu ertheilen. Als Schütze führt nun Platter ein achtjähriges Wanderleben; init seinein Bachanten durchzieht er Deutschland kreuz und quer, von Passau bis Straßburg, von Breslau bis Zürich und Luzern, hungernd und frierend, bettelnd und stehlend. Die Enten und Gänse, die Platter, der in seiner Heimat solches Gethier nie gesehen, für zischende

Teufel hält, sind vor ihm und seinesgleichen ebenso sicher, wie vor dem Fuchs; ein Stück Tuch, das irgendwo ergattert worden war, wird ein Jahr lang iininer wieder gutherzigen Leuten vorgewiesen, um den Macherlohn zu erbetteln, bis endlich Einer, der zufällig zum zweiten Mal um die Beisteuer angegangen wird, den Betrug erkennt. Die Bachanten, — es hatten sich ihrer mehrere zusammengethan — können das Zusammengebettelte gar nicht auskehren, aber erst wenn das Brot schimmlig wurde, überlassen sie es den Schützen, allein wehe diesen, wenn sie eine Gabe ihren Herrn verheimlichen. Endlich entschließt sich Platter, seinem Peiniger zu entlaufen, dieser aber, der an dem treuherzigen Knaben, dem die Leute gerne spendeten, eine gute Pfründe verlor, setzt ihn, durch halb Deutschland nach, zum Glück vergeblich. Achtzehn Jahre alt kommt Platter erst zu einem ordentlichen Schulunterricht; bei Myconius in Zürich muß er jedes Wort des Terenz durchdecliniren und conjugiren. Dann treibt ihn die Noth von der Schulbank in die Werkstatt, er wird Seilerlehrling und studirt während der Arbeit den Plautus, dessen einzelne Blätter er mit einer Holzgabel an dem zu fertigenden Seil befestigt. Später wird er Corrector einer Buchdruckerei, dann selbst Buchdrucker und endlich Nector der Lateinschule zu Basel. Seinen Sohn Felix, der gleichfalls eine Lebensbeschreibung hinterlassen hat, kann er schon zu Montpellier Medicin studiren lassen, dieser wird einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit.
Wir erfahren nur von denen, die sich aus Noth und Elend durchrangen zu einein menschenwürdigen Dasein; wie viele jedoch hinter dem Zaun verdarben oder froh sein mußten, irgendivo in niedrigen Diensten ein dürftiges Leben zu fristen, bleibt fast jedoch verborgen. Aber auch starken Naturen, wie Platter, bleibt als Wahrzeichen einer harten Jugend voll Entbehrungen und Erniedrigungen die unruhige Unternehmungslust und die argwöhnisch reizbare Empfindlichkeit, die aus gleicher Ursache so viele der Reformatoren kennzeichnet.
Gewiß ist aber Platter doch nur Einer von den Vielen, die den Weg zu reicherem Wissen, zu besserer Lebensstellung sich durch Dornen und Disteln zu bahnen gewußt haben, an sich kein unverächtliches Zeugniß dafür, welchen Werth das Mittelalter höherer Bildung beimaß. Freilich kam ihnen allen zu Gute, daß dem angehenden Geistlichen — als solcher wurde der Student noch lange später allgemein betrachtet — die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit frommer Leute aller Stände sehr weit entgegenkam. Das Bettlerthum ivarf keinen Makel auf den Studenten, hatte doch die alte Kirche selber diese Art des Erwerbs in den Bettelorden geheiligt und forderte sie doch mit Nachdruck die Almosenspende als Zeichen werkthätiger Nächstenliebe, als einm der Wege zum ewigen Heil. Ein wohlhabender Mann, wie Bullinger, bedenkt sich nicht, seinen Sohn auf theilweisen Unterhalt durch Bettel anzuweisen, nicht aus Kargheit, sondern damit dieser das Los der Armuth aus eigener Erfahrung kennen lerne und später um so lieber Mildthätigkeit übe.
Solche arme Studenten machten freilich nur selten den ganzen Universitätscurs durch; wenn sie das Baccalariat erworben haben, die meisten sogar

noch früher, verlassen sie die Universität und übernehmen ein niedriges geistliches Amt, für das ihre Kenntnisse genügen, um vielleicht nach Jahren, wenn ihnen inzwischen das Glück gelächelt hatte, auf die Hochschule wieder zurückzukehren und ihre Studien zu vollenden, die sie in der kirchlichen Hierarchie zu höheren Stellen befördern. Das ist es ja, was dein mittelalterlichen Studium vor Allem zu seinem kirchlichen Gepräge verhilft, daß die mittelalterliche Kirche nicht blos eine Reihe von Stiftungen hervorruft und fördert, die dem armen Scolaren wenigstens einen Theil der Mittel zum Unterhalt gewähren, fondern daß sie ihm nach beendigten Studien auch eine Versorgung in ihrem Dienst, in Pfarreien oder Klöstern, zu bieten weiß. — Als die Reformation eine Menge geistlicher Aeinter überflüssig macht, eine Menge von Pfründen eingehen läßt, da leeren sich die Universitäten. Die reichen Abteien und Canonicate in den Domstiften, die früher den studirten jüngeren Söhnen des Adels zufielen, sind vom Landesherrn eingezogen, die vielen Klöster, die die Aermeren und Niedrigeren aufnahmen, sind verödet. Sehr nachdrücklich muß dann Luther die Eltern an ihre Pflicht mahnen, die Kinder, wenn sie sonst begabt sind, studiren zu lassen, und er unterläßt nicht hinzuweisen, daß auch die neue Kirche der Arbeiter und Streiter bedürfe für Seelsorge und Lehramt.

Als die Wogen des religiösen Streites sich ebnen, hebt sich auch wieder der Zufluß zu den Universitäten. Freilich sind es nicht mehr dieselben Stände wie im Mittelalter, deren Söhne die Hochschulen bevölkern. Die mit der religiösen verbundene sociale Umwälzung hat vor Allem den Bauemstand getroffen, er hat nicht mehr die Mttel, seine Söhne studiren zu lassen; der Handwerker- und Kleinbürgerstand befindet sich nicht in besserer Lage: am zahlreichsten finden mir auf den theologischen und philosophischen Facultäten, deren enge Verbindung noch immer anhält, die Söhne von Lehrern und Geistlichen, die damals jene Pastorendynastien begründen, die in der Folge für die Entwicklung der Cultur im protestantischen Deutschland eine bedeutsame Erscheinung geworden sind. In der juristischen Fakultät — die medinische hat damals noch jeder Bedeutung entbehrt — finden wir dagegen die Söhne des Adels und des wohlhabenderen Bürgerstandes, denen der Staat nunmehr Rang und Einkommen zu bieten hat.

Die Wandlungen in Lebensanschauung und Sitte, die seit der Reformation der Zeiten rascher Wechsel mit sich bringt, spiegeln sich im Studentenleben getreulich wider. Der reformatorische Emst in Lehre und Leben, der den Studenten sogar die geistliche Tracht gewahrt wissen will, wird durch das kleinliche Gezänk der Theologen den höheren Ständen verleidet, die, auf abstracte Erörterungen ohnehin nicht sehr erpicht, sich bald wieder jener naiven Genußsucht zuwenden, die, nur etwas entgeistigt und vergröbert, sich aus dem Mittelalter herübergerettet hatte. Auf den Universitäten reißt jetzt die Trunksucht ein, die Raufhändel mehren sich, die Klagen über unsittlichen Lebenswandel der Studenten nehmen kein Ende. Während des

großen Krieges, der so viele deutsche Universitäten auch unmittelbar heimsuchte, wächst die Verrohung, die nach dem Eindringen der französischen Sitte, des «, I» incxis-Wesens wohl gemildert wird, da nunmehr rafsinirter Egoismus den sittlichen Zustand der höhereu Gesellschaftsschichten kennzeichnet. Es ist die Zeit, da der Pennalismus ins Universitätsleben eindringt; an die Stelle der regellosen Raufhändel tritt immer mehr das Duell, die Anfänge des Comment, der doch eigentlich aus der welschen Freude am Formenkram stammt, entspringen dieser Zeit. Die Vorliebe an geheimen Verbindungen, die besonders am Anfang des XVIII. Jahrhunderts alle Kreise beherrscht, kommt in den Studentenorden zum Ausdruck, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch die Landsmannschaften abgelöst werden. Wohl hält sich in diesen kleinen Verbänden manch alter löblicher Brauch, der aber nicht entschädigen kann für die Kleinherzigkeit der Gesinnung, die in diesen ängstlich abgezirkelten Kreisen großgezogen wird. Was an physischer und geistiger Kraft damals auf dem Paukboden und im Bierdorf zwecklos vergeudet wurde, dessen wurde man erst inne, als die große Katastrophe des deutschen Volkes und dessen Wiedererhebung in den Freiheitskriegen dein jungen Volke neue bessere Ideale schuf und es empfänglich machte für die größeren Pflichten gegen ein größeres Kunze.

Aus der Begeisterung der Freiheitskriege sind nicht nur unsere modernen Universitäten, die damals die geistige Führung unseres Volkes übernahmen, hervorgegangen, auch unser modernes Studenthum ist in und aus der gehobenen Stimmung jener großen Zeit entsprungen.

Erinnerungen an den Grafen August von lVerder.
von
Gebhard Kernin.
— Darmftadt. —
<Sck,i„b,)
IV.

I>> General von Werder am 21. Mai 1866 an der Spitze seiner Division von Stettin ausrückte, um zum ersten Male als UAWH« Truppenführer an einein Kriege teilzunehmen, sah er den kommenden Dingen mit hoher Spannung, aber zugleich mit fester Entschlossenheit entgegen. Im Allgemeinen stand er auf den: Standpunkte, das; Alles, was König Wilhelm und seine treuen Berather Bismarck, Moltke und Roon beschlossen, zum Wohl des Vaterlandes ausschlagen müsse. General von Conradp erläutert dies näher in folgender Art:
Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war das große Ziel, welches sich Preußen gesteckt. Deshalb mußte es stark sein. So wunderbar es Werder erschien: fest stand doch, daß die Idee eines einigen Deutschlands, für welche in den dreißiger Jahren so viele begeisterte Männer als Staatsverbrecher, der Demagogie angeklagt, in die Gefängnisse geworfen worden, daß dieselbe Idee jetzt vom Könige selbst und seinen Rüthen zum Ausgangspunkt preußischer Politik genommen wurde. Weil aber Oesterreich der alte Nebenbuhler Preußens in Deutschland, sich naturgemäß für eine solche Gestaltung der deutschen Verhältnisse nicht erwärmen konnte, mußte es zwischen beiden Reichen zum Conflict kommen. König Wilhelm mar tief abgeneigt, gegen den alten Bundesgenossen aus den Freiheitskriegen aggressiv vorzugehen; er mar aber ebenso abgeneigt, sich von Oesterreich

niederhalten zu lassen in seinen Bestrebungen, dem Hader und der Mißgunst der deutschen Männer unter einander, dem unberechtigten und die deutsche Kraft lähmenden Kampf der Sonderinteressen ein Ende zu machen. Jetzt war der deutsche Bund der kranke Mann. König Wilhelm und Bismarck scheuten selbst die bitterste Medicin nicht, um die gründliche Heilung herbeizuführen.

Wir können hier nicht in die Schilderung die einzelnen Erlebnisse des Generals von Werder und seiner Truppen in Böhmen und Mähren eingehen und werden nur eine Uebersicht derselben geben. General v. Conrady hat zu seiner Darstellung hauptsächlich ein Kriegstagebuch benutzt, welches der damalige Generalstabs-Offizier der Division, Major (heute General-Lieutenant z. D.) v. Quistorp geführt und für das vorliegende Werk zur Verfügung gestellt hat; es ist später vom General von Werder selbst geprüft und mit Bemerkungen versehen worden, da es für den Druck bestimmt war, aus dein jedoch nichts geworden ist.*)

Das Hauptgefecht des Generals im Feldzug 1866 mar der Kampf bei Gitschin am 29. Juni. Er durfte mit den Erfolgen dieses Tages wohl zufrieden sein und schrieb darüber an seine Schwester Folgendes: „Bei Gitschin haben wir Alle ein rasendes Glück gehabt, es tonnte uns recht schlecht gehen. Wir haben Alle, ich nicht ausgenommen, viele Fehler gemacht, — der liebe Gott wollte platterdings, daß wir siegen sollten. Unsere Schuldigkeit aber haben wir Alle gethan, so weit sie darin besteht, nach bestem Wissen und Gewissen die Sache anzufassen und durchzuführen. Der König hat sich wiederholt sehr anerkennend gegen mich ausgesprochen. Mein Versuch, das Verdienst von mir abzulehnen und den tapferen Truppen zuzuwenden, half nichts. „Die Truppen müssen doch geführt werden," meinte er. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als die mir dargereichte Hand zu küssen!"

Das Glück des Generals von Werder und der Preußen überhaupt bei Gitschin, von welche!» der General in diesem Schreiben spricht, erscheint leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß in diesem Kampfe zwei preußische Divisionen (die 3. und 5.) gegen das österreichische 1. Corps und das sächsische Armee-Corps, also gegen eine doppelte Uebermacht fechten mußten. In eineni späteren Briefe — vom August 1866 — kommt General von Werder nochmals auf das Gitschiner Gefecht zurück und sagt dabei Folgendes: „In einem Deiner Briefe bedauerst Du, daß von der 3. Division in

-) Dies« Thatsache ist gewiß zu bedauern, fit ist auch in anderen Fällen vor» gekommen. Uns persönlich ist z. N. bekannt, das auch der Chef des Generalftabes de« 5. damals von General von Steinmetz geführten Armee-Corps, Oberst von Wittich (der spätere Commandeur der 22. „Kilometer-Division" im Kriege 1870/71) über den Felb,ug 1866 ein ausfühiliches Tagebuch versaht hat, das nicht veröffentlicht worden ist. Der berühmte Verfasser hat dasselbe dem ritterlichen Prinzen Friedrich Karl von Preuhen mitgetheilt, welcher mit besonderem Interesse von ihm Kenntnih genommen hat, wie uns General o. Wittich selbst 1869 erzählte.

den Zeitungen so wenig zu Horm ist. Mir ist das ganz lieb. Diese Mittheilungen sind zum großen Theil sehr ungenau und laufen mitunter auf Uebertreibungen hinaus; sogar erweisen sie sich als reine Tartaren-Nachrichten, wie z. B., daß ein Unteroffizier von: Husaren-Regiment mit einigen Husaren persönlich über 300 Gefangene gemacht habe. Alles Unsinn, und wenn es wahr wäre, brauchte es immerhin keine Heldenthat zu sein. Hatte ich bei Gitschin Zeit gehabt, so würde ich ganz allein auch einige hundert Gefangene haben machen können. Sie lagen im Kornfelde, streckten die Hände in die Höhe und riefen Pardon! Pardon! Einige Offiziere kamen an mich heran sich zu ergeben. Ich verwies sie auf die Zukunft. Hätte ich nur ein Paar Ordonnanzen bei mir gehabt, so schleppte ich sie fort. So aber überließ ich sie Anderen; wahrscheinlich sind sie der 5. Division Tümpling in die Hände gefallen. Entkommen konnten sie ja keinesfalls. Wollte man aus jeder Mücke einen Elevhanten machen, so gäbe es für Viele Stoff genug. Das ist aber eines ordentlichen Soldaten unwürdig und stimmt auch wirklich nicht mit dem überein, was die 3. Division in Wahrheit gethan. Es ist blutwenig. Daß wir nicht Gelegenheit gehabt mehr zu thun gleich anderen, ist, was mich betrübt. Der Feldzug mar zu kurz."

Am 3. Juli wurde die Entscheidungsschlacht des ganzen Feldzugs geschlagen: die von Königgrätz. General v. Werder nahm an derselben mit seinen Truppen mehrere Stunden hindurch Antheil, doch mar diese Theilnahme nur eine passive. Seine Division mar zur Unthätigkeit gezwungen, hatte jedoch immerhin einen Verlust von 7 Offizieren und 418 Mann; sie machte einige Gefangene, errang aber keine Trophäen. Der General schrieb darüber Folgendes:

„Wir haben ein Paar Dörfer mit Sturm genommen, sie waren nicht stark besetzt und dann 5 Stunden im heftigsten Granatfeuer gestanden, so gut, aber schwach genug gedeckt, wie es eben ging. Allerdings hätten wir Tausende verlieren können, es blieb aber bei 400 bis 500. Wir waren zur Action nicht bestimmt. Ein Vorgehen, wie es von einzelnen Abtheilungen versucht wurde, entsprach meiner Ansicht über die allgemeine Gefechtslage nicht und wäre ein unverantwortliches Hinopfern gewesen. Daher hatte ich alle Ausfälle gegen die feindlichen Batterien verboten. Als die Umgehung des Kronprinzen näher rückte, gingen wir vor, der Feind zog aber so rasch ab, daß wir wenigstens ihn nicht mehr zu erreichen vermochten und die Verfolgung der Cavallerie überlassen mußten. . ."

An seinen Bruder schrieb der General:

„ . . Daß ich aber den Granaten nicht erlegen bin, ist fast ein Wunder zu nennen. Bei Königgrätz standen wir, die 3. Division, im tollsten Granatfeuer. Das Schnellfeuer mar betäubend, dennoch waren bei mir nur geringe Verluste, etwa 500 Mann. Jnfanteriefeuer fluscht besser. Bei Gitschin, wo meine Division das Glück hatte, einen weit überlegenen Feind zu werfen, wo aber Jnfanteriefeuer vorherrschend war, hat sie viel mehr Leute, nament-

lich viele Offiziere, verloren. Bei Königgrätz kosteten mir die Paar Ausfälle, die von einigen Führern in ihrem Eifer aus der einigermaßen gedeckten Position gegen die feindlichen Batterien gemacht wurden, und das Weg: nehmen einiger Dörfer am meisten. Der 5 stündige Aufenthalt des rein passiven VerHarrens im Granatfeuer machte mehr einen moralischen Eindruck, der aber glänzend überwunden ist. Meine Leute machten Witze oder sie schliefen, während die Granatsplitter um sie herumwirbelten wie Erbsen."

Der Feldzug ging vorüber, und General v. Werder kehrte etwas unzufrieden mit dem Berlauf der Dinge in die Heimat!) zurück. Zum ersten Male hatte er Gelegenheit gehabt, sich als Führer zu erproben, und wie er sein ganzes Leben hindurch an seiner Vervollkommnung arbeitete, so war er nun eifrig bemüht, seine Fehler zu erkennen, um sie fortan zu vermeiden. Einer solchen strengen Selbstkritik durfte er später hervorragende Leistungen verdanken.

General v. Conrad,) giebt hierbei folgende recht aufrichtige Schilderung der Eigenschaften Werder's: „Praktisch beanlagt, mit einem zähen Körper, von hohem Pflichtgefühl, dem größten Wohlmollen und der Bereitschaft, stets für seine Untergebenen einzutreten, fern von jeder Eitelkeit, ausgestattet mit der besonderen Gabe, Ansprachen an die Truppen zu halten, besaß er Eigenschaften, welche dem gemeinen Mann und dein jüngeren Theil der Offiziere unbedingtes Vertrauen zu ihrem kleinen General einflößten. Aber ein unbezähmbarer Thötigkeitstrieb und die Neigung, zu sprechen, führten ihn in der Aufregung des Gefechts dazu, überall selbstthätig einzugreifen, viel zu befehlen, und da er sich nicht immer auf sein Gedächtniß verlassen konnte, ließ er oft über Unwesentlichem das Wesentliche unberücksichtigt. Ein seiner wohlwollenden und kameradschaftlichen Gesinnung sonst fremdes herrisches Wesen seiner Umgebung und Untergebenen gegenüber ließ ihn in der Action oft ganz unnahbar erscheinen, so daß sich Jeder hütete, sich mit einer Anfrage ihm zu nähren.

Er ritt meist einen großen Goldfuchs mit mächtigen Gängen, so daß seine Umgebung ihm kaum folgen konnte. Bei seiner Neigung, Alles befehlen zu wollen, und bei einer Nervosität, die ihn in Unruhe erhielt, waren Adjutanten und Ordonnanzen stets unterwegs, und da er seinen Geueralstabs-Offizier in derselben Weise verwendete, befand er sich meist allein, und bei seinem Beschäftigungs-Bedürfniß griff er in die Details da ein, wo er sich gerade befand. Das war freilich immer die gefährlichste Stelle. Darüber aber verlor er den Ueberblick über die allgemeine Situation und die Verwendung seiner Truppen, und da sein Generalstabs-Offizier von ihm fortwährend verschickt wurde, war schließlich Niemand beim Stabe, der über die Truppen Auskunft geben konnte. So entstanden leicht Verwirrung und für die Truppen Unzuträglichsten, die bei einer geregelten Befehlsertheiluna z» vermeiden gewesen wären."

Das waren allerdings, wie General v. Conrad« offen ausspricht, nickt

geringe Fehler. Allein in seiner mehrfach von uns hervorgehobenen ehrlichen Selbstprüfung, der sich Werder stets unterwarf, konnten ihm selbst dieselben nicht entgehen, und daß er sie künftig zu vermeiden suchen würde, hatte er sich nicht allein gelobt, sondern sollte er auch bald glänzend beweisen.

Die preußischen Führer, von denen am Feldzug 1864 nur verhältnißmäßig wenige theilgenoinmen hatten, waren dagegen mährend des zwar nur kurzen, aber höchst lehrreichen Krieges 1866 fast sämmtlich ins Feuer gekommen. Man hatte im Allgemeinen viel gelernt und war nun eifrig bemüht, im Hinblick auf einen kommenden, noch größeren Krieg die gesammelten Erfahrungen besonders auf dem taktischen Gebiet nutzbar zu machen. General von Werder wurde ein großer Förderer der kriegsgemäßen Ausbildung, besonders bei der Infanterie. In erster Linie hielt er jedoch darauf, daß die bewährten Einrichtnngen beibehalten und Verbesserungen nur da eingeführt worden, wo es wirklich nothmendig war, — ganz im Sinne des Soldatenkönigs Wilhelm I.

Im Frühjahr 1870 verließ der Divisions-Commandeur von Werder Stettin und gebrauchte die Cur in Karlsbad. Kaum war er zurückgekehrt, so wurde des Dienstes gleichgestellte Uhr durch die Mobilmachung zum Stillstand gebracht: der Krieg gegen Frankreich war vor der Thür. Am 17. Juli schrieb der General an seinen Bruder Folgendes:

„In etwa 8 Tagen rücken mir ab. Wohin und unter wessen Commando — ich weiß es nicht ... So leicht wie in Böhmen wird die Sache wohl nicht werden, aber ich habe das beste Vertrauen, namentlich auf unseren Herrgott, der die Frechen durch uns strafen will. Wenn alle Preußen und Deutschen denselben Geist im Leibe haben wie ich, so muß der Franzose schon vor dem Hauche hinsterben. Aber freilich wird der Kampf viel Opfer kosten, mehr wie im Jahre 1866, schon wegen des Chassepots. Die Chance des Heimkehrens ist geringer. Nun, wie Gott will, aber sollte mir etwas Menschliches passiren, so laß Dir meine Kinder empfohlen sein!"

Diese prophetischen Worte sind wohl sämmtlich zur Wahrheit geworden. Man ersieht daraus auch, daß in den Kreisen der preußischeu Führer die französische Kriegsmacht vor Ausbruch des Krieges nicht unterschätzt und namentlich die Güte des Chassevot-Gewehrs, welche Waffe sich in der That leistungsfähiger erwiesen hat als das Zündnadelgewehr, richtig gewürdigt worden ist. Allerdings aber hat der deutsche Schütze seine Ueberlegenheit über den französischen bewiesen und, was noch sehr wichtig war, hat ferner das deutsche Feldgeschütz das französische glänzend aus dem Felde geschlagen.

General v. Werder wurde am 17. Juli von dem Commando seiner Division entbunden und dem Stabe des Obercommandos der III. Armee zugetheilt, wogegen dienstjüngere Generale das Commando über Armeecorps erhielten. Die Zeit mar aber nicht darnach angethan, um empfindlich zu sein, jetzt galt es zu kämpfen und zu siegen! Und mit solchen Gesinnungen eilte er nach Carlsruhe, um dort, falls die Franzosen etwa bei Straßburg

(bei Maxau war dies thatsächlich beabsichtigt gewesen: nach dein von Marschall Leb oeuf aufgestellten, vom Kaiser Napoleon III. gebilligten Plan*) über den Rhein gehen sollten, den Befehl auf dein rechten Rheinufer über die durch das XI. Armeecorps verstärkten badischen Truppen zu übernehmen. Thatsächlich erhielt er zu Anfang August den Befehl über die zu einem „Corps Werder" zusammengezogene mürttembergische und badische Division, welche den linken Flügel der III. Armee bildete.

Nunmehr begann der Feldzug. Auch hier können wir natürlich nicht auf Einzelheiten der Kriegsoperationen eingehen, dagegen wollen wir die beiden Hauptbegebenheiten in den Erlebnissen des Generals v. Werder und seines Corps während des Feldzuges 1870/71 berühren und deren Bedeutung hervorheben; es sind dies bekanntlich die Belagerung und Eroberung von Straßburg im Sommer und Herbst 1870 und die große dreitägige Schlacht an der Lisaine iin Januar 1871. Damals, in den ersten Wochen des Krieges von 1870/71, hatte der General noch nicht die entfernteste Ahnung von den ihm vorbehaltenen glänzenden Thaten, denn sonst hätte er nicht unmuthig folgende Zeilen in die Heimat gesandt:

„ . . Mein Commando über die Badenser und Württemberger hat aufgehört, weil dieselben wieder zu Spezialzwecken getrennt morden sind. Ich kehre in's Hauptquartier des Kronprinzen zurück. Meine augenblickliche Beschäftigung besteht in Essen, Trinken und Schlafen, — ein mich sehr wenig ansprechendes Leben. Hätte man mir wahrhaft wohlgewollt, so hätte man mir gleich meinen Hinterleuten ein Corps geben sollen. Freilich hatte ich ein solches mährend einiger Tage, aber die Divisionen sind auseinander und ich das fünfte Rad. Indeß ist noch nicht alle Hoffnung auf Verwendung verschwunden!"

Und eine solche Hoffnung erfüllte sich sehr bald, denn bereits am 14. August erhielt er die Nachricht, daß er den Befehl über das Belagerungcorps von Straßburg bekomme, und Tags darauf begab er sich vor die „wunderschöne Stadt", welche für Deutschland zurückerobert werden sollte. Er mußte wieder seinem Charakter gemäß verschiedene Bedenken in sich niederkämpfen, die ihm selbst in Bezng auf die Lösung der neuen großen Aufgabe gekommen waren. Letztere war ihm in der Hauptsache fremd und wenig sympathisch. Aber darnach wird im Kriege ja nicht gefragt, und eine sehr maßgebende Persönlichkeit im Hauptquartier des Kronprinzen (wohl General v. Blumenthal?) hatte Werder, als dieser sich wenig befriedigt von feiner neuen Verwendung ausgesprochen, mit den prophetischen Worten getröstet: „Gehen Sie nur getrost dahin, Sie werden noch erleben, daß Sie in der Campagne den Vogel abschießen!"

*) Man vergleiche die dem Kaiser Napoleon zugeschriebene Broschüre: L«upsgo« 1870: I«, «M8sz, <>ui ont amen« I» espitulstion 6s 8s<I»n ste. SruxeUs», 1370.

Und er schoß nach sechs Wochen den ersten Vogel ab: am Nachmittag des 27. September zog der Feind die weiße Fahne auf dem weithin sichtbaren Münsterthurm auf, nachdem er lange und hartnäckig sich gegen den Belagerer gemehrt hatte. Noch an demselben Tage sandte König Wilhelm aus Schloß Ferriöres an General von Werder das Telegramm:
„Ich ernenne Sie hierdurch zum General der Infanterie. Meinen Glückwunsch. Ihren Truppen verleihe Ich hundert eiserne Kreuze."
Eine besondere Anerkennung gebührt dem General von Werder für die möglichst schonende Art, in welcher derselbe der Stadt Straßburg und ihren Einwohnern gegenüber während der ganzen Zeit der Belagerung aufgetreten ist. Bis zum 22. September — also bis fünf Tage vor dem Fall der Festung — hatte er gegen viertausend Einwohnern das Verlassen der Stadt gestattet; dem Commandanten General Uhrich hatte er mehrmals das größte Entgegenkommen bewiesen, so daß dieser in einem Schreiben an den Großherzog von Baden u. A. folgendes bemerkte:
„Die Beziehungen, die ich seit Beginn der Belagerung zu General von Werder gehabt habe, und die von seiner Seite immer den Stempel der Höflichkeit und Loyalität trugen, geben mir das Vertrauen, daß er mit Billigkeit und als ein ritterlicher Feind das Loos der Ueberlebenden bestimmen wird."
Daß General von Werder besonders darüber sehr froh war, daß seinen Truppen ein letzter, sicher sehr verlustreicher Entscheidungskampf—der Sturm—durch die Uebergabe der Festung erspart blieb, hat er selbst später öfter ausgesprochen; ebenso beeilte er sich dem General Uhrich die Mittheilung zugehen zu lassen, daß er alle Maßregeln treffen werde, um „die Wunden der Stadt zu heilen."
Gegen die zahlreichen Glückwünsche zur Eroberung Straßburgs verhielt er sich sehr ablehnend. Er schrieb darüber bezeichnend das Folgende:
„Weil Straßburg unter jetzigen besonderen Umständen eine große, mehr politische als militärische Wichtigkeit hat, bin ich auf einmal, was man so sagt, ein höllischer Kerl geworden. Wäre jenes nicht, und wir hätten Heldenthaten ausführen können, wenn z. B. Witsch von mir belagert und genommen worden, kein Mensch spräche davon. Aber so ist einmal die Welt. Sie könnten Einen eitel machen, davor aber, denke ich, wird mich Gott bewahren. Ich werde ihm von Herzen dankbar sein, wenn er mich über jenen Punkt hinwegkommen läßt."
Schon am 30. September erging aus dein großen Hauptquartier der Befehl, daß General von Werder mit seinem neugebildeten 14. Armeecorps den Vormarsch gegen die obere Seine antreten solle. Es folgte nun der Feldzug in Burgund, welcher manche Kämpfe und Gefahren, viele Mühen und Beschwerden brachte. Werder zweifelte niemals am Gelingen, doch mochte er dies stets „so billig als möglich haben," wie er sich ausdrückte.
Bei dem Jahreswechsel inachte er wieder eine Aufzeichnung, welche von dem Ernste seiner Stimmung Beweis liefert; darin heißt es u. a.:

„ ... Es war ein merkwürdiges, gewaltiges Jahr, das Jahr 1870. Um eine Bagatelle, die Wahl Leopold's von Hohenzollern zum Könige des unglücklichen Spaniens, entsteht ein Kampf, wie er gewaltiger noch nicht dagewesen. Es ist jetzt ein Ringen um das Leben und Tod, mehr ein Schlachten wie eine Schlacht zu nennen, ein Ringen zwischen Anarchie und Autorität, zwischen Socialismus und Ordnung, die im Königthum allein einen richtigen dauernden Ausdruck finden kann. Noch ist kein Ende abzusehen, und wie es auch kommen mag, ich zweifle nicht am endlichen Siege. Wenn Frieden ist, werden wir erst die Folgen dieses Krieges übersehen können" . . .
In den ersten Ianuartagen erlangte General von Werder Gewißheit darüber, daß seine Gegner sich bei Besanyon fortwährend verstärkten und Angriffspläne hegten. Am 5. meldete er nach Versailles, daß er die Armee Bourbakis vor sich habe, worauf sofort Gegenmaßregeln getroffen und General von Manteuffel mit dem 2. und ?. Armeecorps, sowie der 14. Division nach ClMllon sur Seine gesandt wurde. Zwei Tage später kamen neue Directiven vom großen Hauptquartiere, wonach Werder so lange Widerstand leisten solle, bis das Eingreifen Manteuffel's fühlbar würde, und die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken wäre.
Nunmehr galt es, eine gute Vertheidigungsstellung zu wählen und durch deren Ausnützung die numerische Schwäche der Truppen zu ergänzen, sowie die Stellung selbst durch alle bei Belfort entbehrliche Belagerungsgeschütze zu verstärken. Ueber ihre Wahl hat sich der General in folgender Art ausgesprochen:
„.. .Ich wußte schon, wo ich irgendwo eine leidlich gute Stellung fand. Weiter vorwärts, wie ich gern gewollt, konnte ich nicht mehr; der Feind war bereits gegen Arcen in Anmarsch. Ich hätte ihn angreifen müssen. Bei seiner Ueberlegenheit aber bot sich mir nur in einer energischen Vertheidigung Aussicht ans Erfolg. Griff mich der Feind irgendwo an, so konnte ich sehr leicht auf den Flanken umgangen und dem Feind der Weg nach Belfort geöffnet werden. Die einzige Stellung, die sich mir bot, war die von Chenebier über Hericourt bis Montbeliard."
Am 11. Januar Abends erließ er den Befehl zur Vertheidigung der Stellung, und in der Nacht zum 12. begannen die Truppen sich darin einzurichten. Sie zeigten in diesen verhängnißvollen Tagen bis zu dem letzten Mann eine Entschlossenheit und Zuversicht, die bei den Führen« die Hoffnung auf Erfolg zur Gewißheit machte. Trotz der mangelnden Verpflegung, schlechten Witterung, bitteren Kälte, des Schneewetters verließ die Truppen der Humor nicht. „Wir lassen Keinen durch!" wurde zun: geflügelten Worte. Am 15. Januar begann der Kampf, welcher am 17. entschieden war.
General von Werder nahm die Schlacht mit etwa 42000 Mann an. Sein Gegner verfügte über eine fast vierfache Ueberlegenheit (150 000 Mann), allein dessen Kraft erlahmte bald, auch hatte er sich in der Annahme über die eigentliche Stellung der Deutschen getäuscht. Der Seelenzustcmd Werders geht aus folgenden, nach der Schlacht geschriebenen Zeilen hervor:

„Die drei Tage vor Belfort möchte ich drei Tage aus dem Leben eines Spielers nennen, und zwar eines verzweiflungsvollen, wenngleich der Ausdruck den Zustand nicht richtig bezeichnet. Verzweiflungsvoll war ich nicht, und die Armee noch viel weniger. Ich erkannte aber von Hause aus das Bedenkliche der Lage und hatte eigentlich sehr geringe Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Nur Gott und die Untüchtigkeit und Ungeschicklichkeit des Gegners konnten helfen, sonst mußte er uns fassen. Beides ist zusammengekommen. Gott hat durch den Unverstand des Feindes uns geholfen, und die über alles Lob erhabene Tapferkeit unserer Truppen, die Umsicht und Zähigkeit der Führer."

Der General hat vollkommen Recht, wenn er die Tapferkeit seiner braven Truppen in erster Linie anerkannt sehen will, denn diese hat in der That in den Tagen an der Lisaine Großartiges geleistet. Das ist auch von deutschen Männern aller Parteien richtig gewürdigt worden, und es erscheint uns hier sehr am Orte, daran zu erinnern, wie ein im Auslande lebender Deutscher, der bekannte Jacob Veneden sich schon im Jahre 1871 mit herzlicher Wärme über jene Kämpfe ausgelassen hat. Er schrieb damals:

„In diesen letzten Schlachten ist der Charakter, das Wesen dieses Krieges nur noch lebendiger an den Tag getreten. Das Werdersche Corps, das so eigentlich kein besonderes Corps, sondern nach und nach zu einem kleinen Heer von Heeresabtheilungen aus allen Gauen Deutschlands, Baden, Württemberg, Westfalen, Holstein u. a. zusammengelesen ward, hat ein sehr einfaches, aber munderbar großartiges Schauspiel von festem Muth und unerschütterlicher Standhaftigkeit der Massen dieses kleinen Heeres, des gemeinen Mannes, des Volkes, das in ihm vertreten war, gegeben. Vier Tage haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie die Helden gekämpft — das hätten auch andere Völker gekonnt, die Franzosen vor allen vielleicht auch, — ja, nicht nur gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gefroren, gedurstet, gelitten und überstanden, was je irgend einein Heer geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelnheiten erzählen hört, dem wird es heiß und kalt im Herzen, der staunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist das Volk, es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksgeist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte und dann wieder Tag um Tag unerschüttert und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feind festen Fußes Widerstand leistete. Es überlief uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschaar schlicht und einfach erzählte: „Wir sagten uns: hier kommt Niemand durch! Und es ist Niemand durchgekommen." Es war das Volk, das kämpfte, es war das deutsche Volksbewußtsein, zum Heldenmuth erwacht, das sich den ganzen Feldzng hindurch bewährt hat, das vom ersten bis zum letzten Schuß sich sagte: Hier kommt Niemand durch! Der General von Werder wird einen schönen klangreichen Namen in der Geschichte haben: das „Werdersche Corps" einen schöneren. Gern freuen wir uns, wenn der König-Kaiser dem Führer seinen Lohn in

dem höchsten Orden zuschickt; »vir werden auch ihm eine Dotation freudig gönnen, die ihm etwa bevorsteht. Lohn dem General, Dank dem Heere. Dank! Dank!" . . .

General v. Conrady möchte dem Heldenführer an der Lisaine jedoch nicht den Antheil an der allgemeinsten Anerkennung verkümmert sehen. Er schreibt seinerseits.-

„Die Feldherren von heute agiren, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, hinter den Coulissen. Werder hatte seinen Standpunkt auf der Höhe nördlich Hericourt, zu Pferde, stehend, sitzend, den Schnee von den Stiefeln klopfend — hinter sich den Telegraphen — mit dem leiblichen Auge wenig sehend, alle geistigen Kräfte auf die eingehenden Meldungen concentrirt, geizig in der Ausgabe von Reserven. Das ist die Thätigkeit des heutigen Schlachtenlenkers, der aus seiner persönlichen Zurückgezogenheit allenfalls hervortritt, wenn er, nachdem Alles verloren scheint, mit den letzten Bataillonen, die Fahne in der Hand, sich in den Feind stürzt, um noch eine Wendung herbeizuführen oder ehrenvoll zu sterben. So würbe auch Werder an der Durchbruchsstelle sich persönlich dem Feinde entgegengeworfen haben. Sein Verdienst aber war, daß er, obgleich er die Gefahr seines rechten Flügels erkannte, dorthin nicht eher Hilfe schickte, als bis sie dringend nothwendig geworden, daß er drei Tage sich nicht von der Stelle gerührt und nicht in den Fehler siel, überall selbst sein zu wollen, sondern Vertrauen zu seinen Generalen hatte. Ein Feldherr, der überall sein will, ist gewiß nicht da, wo man nach seinen Vefehlen fragen will. Eine Schlachtlinie von 2'/« Meilen Ausdehnung laßt sich nicht anders leiten. Das Hin- und Hergaloppiren zeigt von persönlicher Unruhe, die sich leicht den Truppen mittheilt. Man muß als Feldherr Stoiker sein, und deshalb wurde auch Werder Doctor der Philosophie bonori« o»u8»!"

Aus dieser, wie uns dünkt, sehr richtigen Würdigung des Verhaltens des Feldherrn Werder in dem großen Entscheidungskampf an der Lisaine kann man ersehen, daß der General mit bestem Erfolge bestrebt gewesen ist, die früher im Gefecht bewiesene Unruhe zu bemeistern und seine Thätigkeit auf das zu beschränken, was er als oberster Truppenführer vornehmlich zu thun und zu lassen hatte, dies dann aber auch in jeder Richtung zielbewußt durchzuführen. Seine Anordnungen für die drei Schlachten des 15., 16. und 17. Januar 1871 müssen als durchaus zweckmäßige, verständige, planvolle Vorschriften angesehen werden; es wirkte somit Alles zusammen: umsichtige Führung, Tapferkeit der Truppen und Soldatenglück, um einen durchschlagenden Erfolg zu sichern.

Gewiß hat (General u. Werder in der Zeit vor dem Kriege 1870 reiflich über die beste Truppenfübrung nachgedacht und sich darüber ein eigenes System gebildet. Ueber diesem im Felde so äußerst wichtigen Gegenstand äußert sich ein geistvoller Militarschriftsteller der neuesten Zeit u. Ä. wie folgt:

Liinnelnngen an «en Grafen August von Weiber. -—- 2Hl.
„Richtige Befehlsführung ist eine schwere Kunst. Im Leben lernt ein Jeder, daß es nicht darauf ankommt, was und wieviel, sondern wie befohlen wird. . . Andere als landläufige Regeln kennt auch die Kriegsführung nicht- es giebt eben keine höhere Weisheit. Die Regeln sind sehr einfach, aber ihre Anwendung im erschwerenden Elemente des Krieges ist darum nicht leicht. Im Kriege knüpft sich an jeden Befehl eine große Verantwortung. Bei guter Befehlsführung ist der Charakter noch mehr betheiligt als die Intelligenz. .. Das Zuviel an Befehlen pflegt nur negativen Inhalts zu sein . . . Schließlich ruhen alle Befehle im Kriege auf sehr unsicherer Grundlage. Sie sind auf die Kenntniß vom Feinde gebaut, und diese ist nie ganz vollständig. Dadurch wird die Befolgung der Regel erschwert: nichts Unausführbares zu befehlen. Wenn diese Punkte gebührende Berücksichtigung fänden, wenn Jedermann nur befehlen wollte, wofür er auch die volle Verantwortung zu übernehmen geneigt ist, wenn niemals blos Negatives befohlen würde, und wenn Niemand mehr anordnete, als sich nach seiner augenblicklichen Kenntniß schon mit Sicher- heit übersehen läßt, märe viel gewonnen. Dann ist noch ein richtiges Maß dafür aussindig zu machen, wie weit man bei Befehlen in die Einzelheiten eingehen darf."
Mit diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die Betrachtung der Vorgänge an der Lisaine abschließen. Wohlverdient war die Anerkennung des allerhöchsten Kriegsherrn, welcher in einer Depesche vom 18. Januar an die Kaiserin Augusta aussprach: „Werder gebührt die höchste An- erkennung und seinen tapfern Truppen", wohlverdient auch das Großkreuz des eisernen Kreuzes, welches später die Bruit, des Helden zierte.
Auch nach diesem großen Siege blieb Werder ebenso bescheiden, wie früher. Aus Anlaß der zahlreichen Beweise von Anerkennung und Be- wunderung, die ihm von allen Seiten zukamen, schrieb der allen Schmeiche- leien abgeneigte Mann Folgendes:
„Diese Ovationen sind mir peinlich, so weit sie meine Person betreffen. Wären wir nach dein tapfersten Widerstand nicht glücklich gewesen, so hätten Zeitungen, Commune« :c. mich und das 14. Corps mit Koth beworfen. Glück ist auch eine Eigenschaft, d. h. wenn Gott nicht mit uns war, so mußten wir das Spiel verlieren. Es blieb nur übrig, im Widerstände auszuharren, also, wenn der Sieg uns fehlte, — zu sterben!"
Auch die öfter auftretenden ungenauen Zeitungsberichte über den Ver- lauf der Kriegsbegebenheiten wurden für Werder mehrfach eine Quelle von Aerger. So gab er über einen Artikel einer deutschen Zeitung folgendes Urtheil ab?)
„Er plappert als Feuilletonist so in's Gelag hinein. Er will Gambetta
*) Man vergleiche das vortreffliche Buch: .Das Voll in Waffen, ein Buch über Heerwesen und Krieasführuna unser« Zeit von Colmar Zfreiherrn von der Goltz, ll. Vreuß. Oberftlieutenant (jetzt Generalmajor) z. 5. 3. Auflage. Berlin, 1890. Aord und E«b. 1^.. 180. 26

2H2 Gebhald Zernin in Varmftadt.
in's gehörige Licht setzen als verabscheuungswürdigen Menschenschlächter. Dabei bedenkt er nicht, daß er dem großen Publicum gegenüber die Thaten der deutschen Armee auf Null reduzirt. So ungefähr, wie er Bourbaki's Armee schilderte, war sie vor Belfort keineswegs. Man wußte mir an Ott und Stelle zu erzählen, wie siegesgewiß diese Leute gewesen waren, weil sie glaubten, als Rächer in Berlin einziehen zu können. Freilich Unsinn, aber doch kein Beweis von Niedergeschlagenheit. Die Artillerie war gut und an und für sich der unsrigen wohl gewachsen. Sie hat das Mögliche geleistet, konnte aber gegen unsere Belagerungsgeschütze nicht aufkommen. Cavallerie fehlte den Franzosen wohl ganz, wäre aber auch hier nicht zur Geltung gekommen. Dieser Mangel hat ihrem Nachrichtendienst großen Schaden gethan".

Was General v. Werder in seinem Abschiedswort an sein 14. Armee-Corps sehr hübsch ausgesprochen hat, kann auch auf ihn selbst bezogen werden. Es heißt darin:

„Mit dem schönen Bewußtsein treu erfüllter Pflicht tonnt Ihr zurückblicken auf Eure Theilnahme an diesen wichtigen, welthistorischen Kämpfen, auf Eure Leistungen, die unter Gottes gnädigem Beistande von reichem Erfolge gekrönt wurden und die allerhöchsten Anerkennungen fanden."

Mit einiger Besorgniß erfüllte den General die Aussicht, commandirender General eines Armeecorps in einer außerpreußischen Residenz (Carlsrube) zu werden. „Ich bin nicht zum Diplomaten geboren" — äußerte er sich zu seiner Umgebung, — „ich bin für einen Hofmann ungeeignet. Wir preußischen Generale von der alten Schule sind die allerschlechtesten Diplomaten, um moralische Eroberungen zu machen."

Ferner wurden ihm die Beweise allseitiger Anerkennung auf die Dauer äußerst peinlich. Er schrieb damals an seinen Bruder: „Uebrigens magst Du sagen, was Du willst, die Ovationen sind mir greulich. Am liebsten ginge ich nach Sibirien. Es ist schwer ein berühmter Mann zu sein, wenn man daran nicht gewöhnt ist."*) <

General v. Werder stand in seinem Ü3. Lebensjahre, als er seine letzte Dienstzeit als commandirender General in Carlsruhe begann. Obwohl sich die Nachwehen des Feldzuges bei ihm ebenso geltend machten, wie bei anderen Feldherrn (so sagte einst der leider früh verstorbene General,v. Goeben zum Schreiber dieser Zellen: „Ich werde immer nach einem Feldzuge trank!").

*) Bisweilen waren in der Thal diese Ovationen nicht gerade taktvoll. So erhielt der General damals aus einem deutschen Weinlande einen antilen Helm und ein Ehrengeschenk von 1000 Flaschen edlen Rheinweins, was ganz wohlgemeint war. Nicht wohlaeieimt war das begleitende Gedicht, dessen letzte Stiovhe lautete wie folgt:

„Dich aber, Mann von Eisen,
Der Du geleistet da«.
Dich wird man ewig preisen,
Deutschlands Leonidas!"

so verließ ihn fem angeborener Diensteifer keineswegs; er bereiste das Land, besichtigte Truppen und Exercirplätze, Kasernen und Turnanstalten, Lazarethe und Militärgesängnisse. Oft überkam ihn große Müdigkeit, so daß er gern wie Falstaff sagen mochte: „Ich wünschte, es wäre Schlafenszeit, und Alles wär' vorüber!" Doch raffte er sich jedesmal auf, überwand das, was er für Schwäche hielt und arbeitete tapfer weiter. Ein Soldat aus der alten preußischen Schule, mit offenem Auge für die nothmendigen Fortschritte in der Ausbildung, übte er auf diese einen großen Einfluß aus. Er trat dem Glauben entgegen, daß, weil im Kriege Alles gut gegangen, nun auch Alles vortrefflich, ja vollkommen sei. Im Gegentheil machte er geltend, daß der Krieg gezeigt habe, wie sehr eine vervollkommnete Ausbildung zu künftigen Siegen nothwendig sei. Seine klar ausgesprochenen Ansichten und Meinungen fanden Eingang und Verständniß.
In ebenso eingehender wie wohlwollender Weise beschäftigte sich der commandirende General mit den persönlichen Verhältnissen seines ganzen Offiziercorps. Mit großer Objectivität beurtheilte er seine Untergebenen bis zuin Lieutenant hinab. Jeden, der ihm nicht genügte, unterzog er einer gründlichen Beurtheilung mit der Erwägung, ob und unter welchen Umständen er noch gefördert werden könnte, da er der Ansicht war, daß Manchem durch Versetzung in andere Verhältnisse nachzuhelfen wäre, welches Mittel sich oft vortrefflich bemährt haben soll. Daß ein so hoher Vorgesetzter gerade in dieser Richtung unendlich viel Gutes wirken kann, ist >klar; General v. Werder hat gewiß auch das Bewußtsein erlangt, nach Kräften das Wohl seiner Offiziere gefördert zu haben. Er hatte das Bestreben, sein 14. Armeecorps auf eine möglichst hohe Stufe der Ausbildung zu bringen, bei seinen Untergebenen ein gutes Andenken zu hinterlassen und dann — das Schwert in die Scheide zu stecken.
Am 12. September 1875 feierte er sein 50 jähriges Dienstjubiläum und wurde durch die Verleihung des schwarzen Adler-Ordens ausgezeichnet. Einige Wochen darauf fand zu Freiburg die Enthüllung des großen Denkmals statt, welches das dankbare badische Land dem General v. Werder und seinen Truppen setzen ließ; Kaiser Wilhelm wohnte der Feier persönlich bei und zeichnete dabei den Helden der Lisaine vielfach aus. Letzterer verstand es, im Lande sich recht beliebt zu inachen, er war wohlthätig, einfach, lebensfrisch und, was ihm besonders die Herzen gewann, „gemächlich."
Im Januar 1879 kaufte der General die Güter Grüssow und Gentzkom bei Belgard in Pommern als Fideicommißgüter, und am 30. März reichte er sein Abschiedsgesuch beim Kaiser ein. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er bei der Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte den Anforderungen seiner Stellung nicht mehr völlig gewachsen sei. Das Gesuch fand Annahme und zwar in sehr schmeichelhafter Form. „Je ehrenvoller die Dienstzeit" — hieß es in dem allerhöchsten Schreiben — „desto größer auch der Anspruch auf Ruhe im Alter; es würde eine Härte gegen einen

hochverdienten Offizier sein, wenn Ich ihm die wohlverdiente Ruhe vorenthalten wollte"; das Schreiben war unterzeichnet: „Ihr dankbarer König Wilhelm." Zugleich wurde der General in den Grafenstand erhoben.*)
General Graf von Werder zog nun aufs Land, um, wie er felbst sagte, „als Ackerbauer ein Einsiedlerleben zu beginnen." Mit schwerem Herzen schied er aus einer in allen Beziehungen bevorzugten Stellung. „Es muß gemacht werden," schrieb er, „also durch! ohne allzugroße Rührung, vielmehr mit der Würde eines alten Kriegers." Als die schönen Frühlingstage von 1879 herankamen, verließ er Carlsruhe, wo er das beste Andenken hinterlassen hat. In Grüssow hat er dann noch acht Jahre das Leben eines Gutsbesitzers geführt, hat die Freuden und Leiden eines solchen genossen und bis gegen Ende 1884 — also bis zum Anfange seines 77. Lebensjahres — sich einer im Ganzen recht kräftigen Gesundheit erfreut. Dann aber begann sein körperlicher Zustand sich zu verschlechtern. Der General, welcher früher stets seine geistige Entwicklung aufmerksam beobachtet und sich selbst einer sehr genauen Selbstprüfung unterzogen hatte, verwandte nunmehr auch auf seinen Gesundheitszustand hohe Aufmerksamkeit. Die von ihm regelmäßig geführten Tagebücher sind angefüllt niit Beobachtungen über seinen körperlichen Zustand, das Wetter und die Wirthschaftssorgen. Unter der liebevollsten Pflege seiner Angehörigen flössen ihm die letzen Lebenstage dahin, bis er am 12. Sept. 1887 — an seinem 79. Geburtstage — in Folge eines Schlaganfalls sanft entschlief. Er mar heimgegangen, nachdem er einen unvergänglichen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte sich errungen; mit ihm starb ein tapferer Feldherr, ein tüchtiger Soldat, ein frommer Christ, ein guter Mensch.
Auch der General Graf v. Werder gehört zu den Helden, von denen der ritterliche Dichter Theodor Körner singt:

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern.
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und stauben treu bei Tugend, Recht und Pflicht!

*) Unter den Entwurf für das gräflich v. Werdersche Wappen hatte Kaiser Wilhelm eigenhändig den Spruch gesetzt:
„Dem Freunde Schuy,
Dem Feinde Trutz."

Nach dem Tode.
Skizze.
von
Auguste tzsuschner.
— Berlin. —

w fuhr aus unruhigem Schlummer auf und blickte verwirrt um. Wie kam sie in den Lehnstuhl? In das fremde Zimmer? Wo war sie? — Ach! — In der Bergroth'schen Klinik am Kronprinzen-Ufer — und dort iin Bett lag ihr Mann schwer erkrankt. Drei Tage nach der Operation. Gestern Mittag noch die günstigsten Aussichten. Und Abends hohes Fieber. Sie durfte bei ihm bleiben. „Aber weder sprechen noch weinen, gnädige Frau. Sich hinsetzen und uns sorgen lassen." Es wurde ihr schwer, zu folgen. Nicht aufzuspringen, wenn er um sich griff, leise stöhnte. Zweimal war der Assistenzarzt Doctor Frank in der Nacht gekommen. Eben öffnete er wieder die Thür — das Geräusch hatte sie aufgeweckt — schob die Vorhänge bei Seite, öffnete das Fenster und trat an das Bett. „Wie geht es Ihnen jetzt, Herr Schröder?" „Mir geht es gut, Herr Doctor." — „Lieber, lieber Franz, erkennst Du mich?" „Meine gute Frau" — hingehaucht mit einem matten Lächeln. „Ach, Herr Doctor," begann sie. Aber Doctor Frank musterte schon am Nebentisch die Flaschen: „Die Medicin muß gleich gemacht werden." — „Ich trage sie selbst in die Apotheke." Hedwig stülpte den Hut auf und lief auf die Straße. Sie dürstete nach einem Athemzug frischer Luft. Stirn und Augen brannten, in den Gliedem lag es wie Blei. Trotzdem ging sie rasch, Flasche und Recept fest in der Hand. Wie rührend seine Stimme geklungen hatte. „Meine gute Frau." Die Thränen liefen ihr die Wangen herab. Armer Franz! — Wird er wieder gesund werden?

Es war halb sechs Uhr Morgens. Die Menschen schliefen noch. Aber die Natur war ganz wach. Der Wind spielte mit dem Wasser, daß es jauchzend gegen die Ufersteine spritzte, und lustig schien die Sonne, als hätte sie nach erquickendem Schlaf die Äugen hell aufgemacht.

In der Apotheke mußte Hedwig warten. Sie setzte sich auf einen Stuhl >und sah den Handgriffen des Gehilfen zu. Eine müde Abspannung kam über sie. Eine Beruhigung in dem sauberen lichten Raum, bei den langsamen Bewegungen des Mannes. Ans dem Nebenzimmer kam ein junger Hund, beschnupperte sie und spielte mit ihrem Kleid. Und der Apotheker sah !so gesund aus. Als sie wieder auf die Straße trat, begegnete ihr ein Paar. Große, hübsche Menschen — der Mann in die Frau eingehängt. Sie sahen sich liebevoll an und lachten herzlich und harmlos. Sie fühlte einen Stich mitten ins Herz. Es gab also noch Menschen, die gesund und vergnügt waren, Abends sorglos einschliefen, Morgens erwachten, mit einander fpazieren gingen — und lachten. Wie lange hatte sie nicht mehr gelacht? Wie lange schon lebte sie mit diesem Angstgefühl, diesem nagenden Schmerz, von Sorgen centneischmer bedrückt? Konnte es noch einmal anders werden? Eine plötzliche Hoffnung überkam sie — eine Lebenssehnsucht. —

— Haftig betrat sie das Krankenzimmer. Ein Blick auf ihren Mann, und ihr Herz stand erschrocken still. Er hatte sich verändert. Per Blick stier, ohne Ausdruck. Schwere Athcmzüge durch den geöffneten Mund. Und auf dem langgedehnten Antlitz eine Farbe — „Ach, Herr Doctor," stammelte sie ängstlich. Doctor Frank antwortete nicht. Ueber den Kranken gebeugt suchte er ihm Champagner einzuflößen. „Er kann sich wieder erholen," meinte der Wärter beschwichtigend. „Kennst Du mich nicht, geliebtes Herz? Ich bin es. Deine Hede." Die starren Augen gaben kein Erkennungszeichen. An der herabhängenden Kinnlade tropfte das Naß herab, das die Gurgel nicht mehr schlucken konnte. Hedwig sank auf einen Stuhl. Eine eisige Kälte kroch ihr den Rücken entlang. Sie hatte noch Niemanden sterben sehen — sollte das?

Sie wagte nicht, es auszudenken. Es erschien ihr wie eine Versündigung an dem, der da lag, der noch lebte. War das noch Leben? Die Hände zusammengekrampft, saß sie und starrte in das geliebte, jetzt so fremde Gesicht. Mit Angst und Entsetzen, mit einer seltsamen athenweklemmenden Neugierde betrachtete sie den Todeskampf des Wesens, das ihr Welt und Dasein bedeutete. Vor zwei Jahren mar er zum ersten Mal operirt morden. Schon damals mit Lebensgefahr. Seitdem hing das Damoklesschwert eines Unglücks über ihrem Haupt. Oft hatte sie in schlaflosen Nächten davor gebebt. Sich halb blind geweint bei dem Gedanken, ihn verlieren, von ihm Abschied nehmen zu sollen — auf immer. Und jetzt keine Throne. Auch kein Wort, keine zärtliche schmeichelnde Pflege, wie sonst in seinen Schmerzensstunden. Wie gelähmt saß sie da, die Augen in seine Züge gebohrt. Sie sagte sich- „Es ist Dein Mann, der da liegt — er stirbt — Du bleibst

allein — es ist Alles, Alles aus!" Und es drängte sie, ihm zu Füßen zu knieen, seine Hand zu küssen — Noch ein letztes Wort — ein Abschiedsblick. Aber die fremden Menschen mit ihren geschäftsmäßigen kalten Mienen schüchterten sie ein. Sie gingen hin und wieder, Doctor Frank, der Wärter, andere Aerzte, andere Wärter, sie machten halblaute Bemerkungen, sahen auf die Uhr, fühlten seinen Puls, sein Herz. Es war wie ein böser Traum, unmöglich, unwirklich, es lag ihr wie ein Nebel auf dem Verstand. Sie saß und dachte eine Weile gar nichts. Dann zählte sie das Tapetenmuster. Da hinten in der Ecke waren die Carreaus schief an einander geklebt. Und auf einmal fiel ihr das blaue Kleid ein — mit einer weihen Weste weiter gemacht tonnte es noch ganz gut war es möglich, hatte sie in dem Augenblick daran denken können? — „Es ist Dein Franz — Dein Alles — er liegt im Sterben — im — Sterben." Hirn und Herz waren wie gelähmt. Sie empfand gar nichts. Mechanisch blickte sie ihn an, die Finger in einander vertraut. Eine plötzliche Veränderung in seinem Gesicht. Die verglasten Äugen schlössen sich, ein milder Ausdruck glättete die gespannten Züge. Gewaltsam raffte sie sich auf, trat an sein Vett. „Franz," sagte sie leise und faßte feine schlaffen Hände. „Schläft er?" Zu dem Arzte, der hinzugetreten. „Es ist Alles vorbei. Er ist todt." Und er band ihm ein weißes Tuch um den zurückgesunkenen Kopf. „Franz ist todt — Dein Mann ist todt — er wird niemals mehr zu Dir sprechen — Du wirst ihn nie mehr wiedersehen — niemals mehr." Sie bohrte sich die schmerzlichsten Vorstellungen wie ein Messer in die Vrust. Vergeblich. In ihr war Alles fühllos. Eine Leere, als hätte man ihr das Innere geraubt, als sei sie uur noch eine seelenlose Hülle. Sie trat an das Bett. Eine Scheu überkam sie vor dem langgestreckten regungslosen Körper. Das war ihr Franz nicht mehr, der ewig wechselnde, rastlos Lebendige. Mit einem langen sehnenden Blick umfaßte sie die starre Form. „Lebe wohl, Geliebter, Theurer." Sie beugte sich auf feine Hände, aber sie scheute sich, seine Lippen zu küssen in Gegenwart der fremden Männer. Die gingen uniher, ordneten, stellten, blickten sie an und flüsterten. Sie fühlte, sie mar störend. Die Zeit jener Leute war gemessen. Sie gehörte den Lebenden. Mit dem Todten waren sie fertig. Sie ging. Sie verließ das Zimmer, in dem er ihr gestorben, wie sie jedes andere Zimmer verlassen hätte. An der Schwelle wankte sie. Doctor Frank, der sie begleitete, legte den Ann um sie. „Dieses schnelle Ende war ein Glück für ihn, es hat ihm viel Leiden erspart. Fassen Sie sich, gnädige Frau, denken Sie auch an Ihre Gesundheit." Sie sah ihn erstaunt an. War sie nicht unnatürlich herzlos gefaßt? Und ganz gesund, während er . Aber kein Wort hätte sie antworten können. Nur ein Wunsch in ihr. — „Nach Hause — allein sein." — „Sie können in diesem Zustande nicht nach Hause gehen. Ich lasse einen Wagen holen. Sie müssen auch etwas essen, sich erholen. Bitte hier in meiner Wohnung." Er öffnete die Thür mit dem Drücker. Willenlos

folgte sie. Obgleich sie ihn haßte. Was eben oben in der Klinik geschehen, was ihr Leben auf immer zerstört — ihm war es das Alltägliche, sein Beruf. Seine Pflicht gegen den Fremden mar erfüllt, er war vergessen. Hier gehörte er sich an. Ein Lächeln ging über sein Gesicht, als er seine Kinder in ihrem Zimmer toben hörte. Er führte Hedwig in seinen Salon und überflog mit einem wohlgefälligen Blick die geschmackvolle Einrichtung. Daß sie Alles bemerkte, daß sie fühlte, wie ihr Verlust ihm nichts bedeutete, daß er nur einer Anregung bedurfte, um eine Unterhaltung mit ihr anzuspinnen. Erschöpft lehnte sie im Sessel. Die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Aber sie trank den Kaffee, den man ihr brachte. Sie mar erbärmlich genug, Hunger zu fühlen und eine Stärkung, nachdem sie etwas genossen. Endlich der Wagen, zu dem sie der Arzt geleitete. Die Sonne, die ihr vorhin das Herz erleuchtet, that ihr weh. Sie schloß die Augen, um sie nicht zu sehen, nicht die Menschen, die liefen und lachten, als habe sie nicht eben ihren Mann verloren — ihr Lebensglück.

Zu Hause trat ihr ihr Schwager entgegen, der gekommen war Nachricht zu holen. „Franz ist soeben gestorben." Er drückte ihr tieferschüttert die Hand. Sie hätte ihm um den Hals fallen sollen, weinen, jammern. Unmöglich. Die Kehle mar zugeschnürt. Heiß und trocken drängten sich die Augen aus den Höhlen. „Ein Glück, daß Du das Kind hast." — „Das Kind" — sie hatte es ganz vergessen. Nur um einen Punkt hatten sich feit Stunden ihre Gedanken gedreht. Und ihr erstes Gefühl war — „Warum das Kind? Ich will keine Pflicht mehr — allein nur allein — im Schmerz wühlen — darin untergehen." Als sie aber an das Bettchen trat, in dem die kleine Erna mit gerötheten Bäckchen schlief, als das Kind die braunen Augen aufschlug, — die Augen ihres Franz schienen sie ihr plötzlich — als es jauchzend aufsprang, sie umarmte „Mamadi, liebes Mamadi," da riß etwas in ihrem Innern. Sie sank an der Kleinen hin, vergrub ihr Gesicht in ihrem weichen, warmen Körper, und wimmerte: „Unser Papa ist todt, in dem fremden Hause ist er gestorben. Er hat uns verlassen — mir sind jetzt ganz allein. Oh, daß ich nun auch sterben könnte." Je mehr Erna schmeichelte «Nicht weinen, Mamadi, — Erni wird brav sein — sehr brav," desto wüthender schüttelte sie der Schmerz. Stromweise stürzten die Thränen herab, aufschreiendes Schluchzen durchzuckte sie. Das Kindermädchen stand rathlos dabei. „Gnädige Frau sollten die kleine nicht so aufregen, sie sieht ganz blaß aus." Hedwig fuhr auf. Natürlich, immer die Rücksicht auf Andere. Aber es brachte sie zu sich. Und das war gut. Denn sie hatte viel zu thun. Mit Schaudern dachte sie, als sie ihre behaglichen Räume durchschritt, daß er, der Alles geschaffen und eingerichtet, dort lag in der kahlen Stube, bei den gleichgiltigen Menschen. Ihn heimholen, so rasch als möglich.

Ihr Schwager wollte ihr alle Mühe abnehmen. Sie litt es nicht. Das Letzte für ihren Mann zu thun. Niemand sollte es ihr wehren. Sie zog sich an, sie fuhr von Amt zu Amt. Wieder war ihr Unglück nur eine ge-

schäftliche Angelegenheit, eine Geld- und Zeitfrage. Oft trieb sie's sich hinzuwerfen, zu schreien, aber sie blieb tapfer. Mit fester Stimme gab sie alle Antworten und Bestellungen. „Wenn ich zu Hause bin — in wenigen Stunden." Aber zu Hause besann sie sich wieder der Pflichten, die sie gegen ihn hatte. Ihn allein betrauern, allein bestatten, wie sie ersehnte, durfte sie nicht. Sie mar seinem Andenken schuldig, es nach seinem Sinn zu ehren. Er hatte die Menschen geliebt. So sollten ihm die Ehren werden, die sie ihin noch zu ertheilen hatten. Sie zwang den schmerzenden Kopf zu weltlichen Gedanken. Wer ihm wohlgewollt an angesehenen Persönlichkeiten, wessen Theilnahme ihn erfreuen würde, könnte er sie mahrnehmen. Sie schrieb Brief auf Brief. Immer dieselben traurigen Motte — bis sie ihr jede Bedeutung verloren. Dazwischen kamen Verwandte, Freunde. Sie sagten die gewöhnlichen Worte, trösteten eine Untröstbare. Sie ließ sich umarmen, küssen — mechanisch. Nur manchmal traf sie ein Ton, daß sie hinausstürzen mußte, sich ausweinen.

Als es dämmerte, fuhr sie nach dem verhaßten Hause. Sie brachte es nicht übers Herz hinaufzugehen. Im Wagen harrte sie seiner, folgte dann dem schwarzen Gefährt, das ihn barg. Vor ihrer Wohnung trieb es sie weg. Nicht anzusehen, wie man ihn heraushob, ihn hineinbrachte. Sie lief in eine Seitengasse, und stand zitternd, zerbrochen vor Weh. Ihr Blick siel auf einen Blumenladen. Hinein und zusammengerafft, was sie an duftenden Blüthen fand. Er hatte die Blumen so geliebt. Langsam, zögernd ihrem Hause zu. Die Flutthüren waren weit geöffnet, den düsteren Gast zu empfangen, der eingezogen. Gedämpftes Weinen tönte ihr entgegen. Sie trat scheu ein. Eine Hand schloß hinter ihr die Thür. Sie war allein in ihrem Wohnzimmer. An der Gaskrone brannten alle Flammen. Die Möbel, waren an die Wand gerückt und im Erker, seinem Lieblingsplatz, stand auf Stühlen ein schlichter, schwarzer Sarg — ihr Mann. Mit einem Stöhnen, als müßte sie ein Herzkrampf ersticken, sank sie an ihm hin. „So kommst Du mir zurück, mein armer Franz." Sie überstreute ihn mit Blumen. „Und ich schlechte Person lebe noch — Du bist todt und ich lebe — oh verzeih' mir — wie gern läge ich an Deiner Stelle, mein Geliebter, mein einziges Glück."

Irgend Jemand faßte sie und zog sie hinaus. Sie wußte nichts mehr. Nicht ihr Bewußtsein, ihre Kraft war geschwunden. — Um am nächsten Morgen zurückzukehren. Eine unwahre, überspannte ‚«raft. Sie sprach mit Jedem, erzählte, ging umher. Es brannte in ihr wie ein Fieber, daß sie nicht allein sein, nicht schweigend ruhen konnte. Jede Blume, jeden Kranz trug sie ihm zu, legte sie ihm auf den Sarg, und sprach schmeichelnd zu ihm: „Siehst Du, wie man Deiner gedenkt, wie man Dich liebt, sieh' diese herrlichen Rosen, diese Maiglöckchen, Deine Lieblingsblumen." — Am Begräbnißtag half sie ordnen und schmücken. Sie hatte vergessen, daß sie ihn allein bestatten

wollte. Ein Rausch war über sie gekommen, sein Andenken zu ehren. Sie zählte die Briefe, die Kranze, die Menschen. Wie er sich freuen würde, wenn er wüßte — Plötzlich kam sie auf einen Moment zu sich, sagte sich „Was für eine Koniödie — fühle ich so, oder spiele ich eine Rolle?" Und dann riß sie sie wieder mit sich, die Neroenreizung, die aufs Höchste geschraubte extasische Erregung. Nur draußen auf dem Friedhof, als der letzte schreckliche Augenblick sich nahte, als man den Sarg hinaustrug in das weite Feld, als man ihn abhob, und er ihren Blicken entschwand, da siel alles Fremde ab, da fühlte sie jammernd: Er wurde ihr genommen — auf immer — sie war allein, trotz all' der Menschen, die sie umgaben. Und sie sah ihn liegen in den schmalen Brettern, sie sank mit ihm in die feuchte Erde. Jede Scholle siel ihr auf das eigene Herz. Plötzlich erwachte in ihr eine wilde Sehnsucht ihn herauszureißen — ihn noch einmal zu sehen. Vielleicht war er nicht wirklich todt. „Franz — Franz!" schrie sie, und trat an den Grabesrand, Ihre Freunde — wie sie sie haßte in dein Augenblick! — zogen sie weg. Sie faßte sich, ihre Augen folgten ihni hungernd, fest kramvfte sie die Hände zusammmen, wie um sich selbst festzuhalten. Nun war Alles aus. Er lag tief unten im Dunkeln — sie kehrte zurück in das helle Leben.

Er war todt — sie lebte. Sie empfand es als eine Sünde, als eine Untreue. Es empörte sie, als Abends Freunde und Verwandte sich bei ihr zusammenfanden, als die Lichter brannten, Speisen aufgetragen wurden, als man sprach, sogar lachte. Und eine Genugthuung war es ihr, als sie Nachts schlaflos dalag, in qualvollen geistigen und körperlichen Schmerzen, den Schrei nach Erlösung auf den Lippen.

Nun der erste Rausch vorüber, wandelte sich ihr Herz in Bitterkeit. Die Besuche der Freunde folterten sie. Das Gesicht in traurigen Falten, redeten sie mit gedämpfter Stimme, wischten sich die Angen. Und in den Ecken besprachen sie die letzte Gesellschaft, Theater, Landpartieen. Warum auch nicht? Sie kehrten heim zu ihren Frenden, ihren Plänen. Was wußten sie, wie der zu Muthe war, die nichts mehr ihr eigen nannte — kein Glück — keine Sorge. Keiner zwar, der ihr nicht sagte: „Wie gut, daß Sie das Kind haben. — Beschäftigung ist das beste Heilmittel. Das wird Sie abziehen und zerstreuen." — Vortrefflicher Rath! Eich mit der Vergangenheit abfinden. Ein Strich darunter, und mit den schalen Lebensresten ein neues Dasein begonnen. — Alles nur das nicht, nur nicht die jämmerliche Nüchternheit, die leere Oede der getrösteten Ergebung. Nach der Leidenschaft des Grams, der Wollust des Schmerzes, in der sie sich berauschte bis zur Bewußtlosigkeit. Jeder Gegenstand, der ihm gehört, den er berührt, der an ihn erinnerte — und erinnerte sie nicht Alles an ihn? — wurde ihr zur Reliquie. Ihre ganze Wohnung ein Schrein, in dem sie ihn verehrte. Alle seine Photographien« — mit keiner ganz zufrieden — und seine Briefe — sie besaß jeden Zettel, jedes flüchtige Wort, das sie miteinander getauscht. Den ganzen Tag über zitterte sie, daß es Nacht würde, daß sie ungestört, unbeobachtet zu ihm eilen

Nach der» Todc,
könne. Und dann versenkte sie sich in seine Liebesworte, in diese geschriebenen Zeugen ihres heißen innigen Glückes. Wie sie sich geliebt hatten, unverändert wie am ersten Tag. Nein — nicht unverändert. Bewußter, leidenschaftlicher von Jahr zu Jahr. Das mar ihr Stolz gewesen, ihr heimlicher dankbarer Stolz. Dafür trug sie gerne manche Laune, manches Ungemach. Was wußten Jene, die sie trösten wollten, von ihrer Ehe, von diesem Miteinanderleben, Jneinanderaufgehen. Verzweifelnd küßte sie sein Abbild, seine Schrift. Ein Liebessehnen ergriff sie, wie sie es in den letzten Sorgenjahren nicht mehr gekannt. Sie streckte die Arme nach ihm aus, so jung noch, so liebebedürftig, und einsam für immer. Nie mehr in seinen Armen liegm, nie mehr seine beglückende Nähe fühlen — nie mehr!
Des Morgens trieb es sie dann zu ihm. Aber draußen an dem blumengeschmückten Hügel mar er ihr weiter entfernt, als in dem Heim, das seinen Stempel trug. Und immer sah sie ihn tief unten in dem engen Sarg, die schwere Erde auf der Brust. Mit unerträglichem verzehrendem Mitleid. Und wieder nach Haus, und mit fiebernder Unrast neue Nahrung gesucht für ihren Herzenshunger, ihre krankhafte Erregung. Das Kind — was ging ihm ab? Die Mädchen pflegten es. Sein Lachen und Jubeln schnitt ihr oft genug wie Messer durch die wunde Seele. Und sein Recht sollte ihm werden. Reichlicher, großmüthiger, als ihr Mann es je geplant. Nur nicht jetzt — nicht gleich. Von Gram erschlafft, ganz entnervt von unaufhörlichem schmerzvollem Grübeln scheute sie die Berührung des nüchternen praktischen Lebens. Aber eine innere Stimme mahnte und mahnte — da entschloß sie sich plötzlich. Sie ging zum Rechtsanmalt. Zu einem ganz fremden. Nur kein bekanntes Gesicht. Bedrückt saß sie im Wartezimmer — zunl ersten Mal als Witwe. Die Gleichgiltigkeit des Anwalts gab ihr die Ruhe wieder. „Sie wünschen gnädige Frau?" Mit einem Blick auf ihre Karte, die sie ihm hineingeschickt. — „Ihren Rath. Ich möchte — ich bin — ich habe meinen — Mann verloren. Ich bin seine Universalerbin, und möchte nun auch mein Testament machen. Meine Tochter zur Erbin einsetzen. — „Ihr Kind ist ja Ihre natürliche Erbin." — „Es ist ein angenommenes. Seit zweieinhalb Jahren. Wir wollten es adoptiren, aber ich weiß nicht, ob ich schon das Alter" — „Darf ich fragen, wie alt?" — „Vierunddreißig." — „Da müssen Sie allerdings noch sechs Jahre warten." — „Darum möchte ich sofort" — „Haben Sie auch reiflich überlegt? Sie können noch ein Mal Heirathen, noch eigene Kinder bekommen." — Wie von einem Schlag getroffen fuhr Hedwig zusammen. — „Es ist meine Pflicht, Ihnen das vorzustellen. Also zu Ihrer Erbin wollen Sie das Kind einsetzen? — „Abzüglich verschiedener Legate." — „Sie sind vielleicht so freundlich, die Sache nach Ihrem Sinne ein wenig aufzuschreiben und mir zu bringen. Dazu das Testament Ihres Gatten, und die Papiere der Kleinen. Sie heißt?" — „Erna." — „Und mit dem Vatersnamen?" „Sie trägt den unfern." — „Aber noch nicht zu Recht. Wie heißen ihre

Eltein?" — „Ich weiß es nicht." — „Sie kennen den Namen Ihres Kindes nicht?" — „Mein Mann brachte es — er hat Alles geordnet." — „Aber Sie besitzen doch seine Papiere?" — „Ich habe nichts gefunden." — Er sah sie befremdet an. — „Hatte Ihr Mann keinen Rechtsanwalt?" ^ „So viel ich weiß, in den letzten Jahren nicht." — „Oder Freund?" — „Er war sehr befreundet mit Doctor Leydecker." — „Dem bekannten Vertheidiger? Vielleicht ist der unterrichtet. Wollen Sie? — oder soll ich lieber? Ich werde mich also mit ihm in Verbindung setzen, und Ihnen sofort Mitthellung machen." Er nahm einen Stoß Akten, in denen er blätterte. Hedwig war entlassen. Sie ging mit einem Gefühl tiefer Beschämung. Wie albern mußte sie dem Mann erschienen sein, wie kindisch. Ein richtiges Frauenzimmer. In Untenntniß über die wichtigsten Lebensfragen. Aber konnte sie ihm sagen, erklären, wie es sie stets geschmerzt, kinderlos zu sein! Hauptsächlich ihres Mannes wegen, weil derselbe so lebhaft wünschte — namentlich in der letzten Zeit — „Man könnte doch ein Kind annehmen. Sie würden älter, das Haus würde mit der Zeit öde, ein Kind würde Frische und Heiterkeit hineinbringen." — Jedes Wort that ihr grausam weh. Sie genügte ihm also nicht mehr, — sie war nicht jung genug — und sie war doch immer guter Laune, leicht beweglich, zeigte sich nie verstimmt, unlustig. Aber würde sie im Stande sein, seinen Wünschen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen? — Dann kam plötzlich die tückische Krankheit. Diese stechenden bohrenden Schmerzen in den Eingeweiden. Das Herz hätte sie sich aus dem Leibe reißen können, um ihm eine frohe Minute zu verschaffen. — Wieder fing er an: „Es wäre auch für Dich ein Glück, wenn wir ein Kind annähmen, ein lustiges kleines Mädel, es würde Dich erheitern. Ich habe eigentlich schon eins auf dem Strich. Bei einem Geschäftsgang habe ich es entdeckt. Ganz klein noch, aber so herzig, ich hätte es längst mitgebracht, ich wagte nur nicht" — Sie schwieg. Es lag in ihrer Natur zu schweigen, wenn sie etwas tief erregte. Tage und Wochen lang mußte sie es in sich verarbeiten, ehe sie ruh'g darüber sprechen konnte. Als sie eines Tages von einem Ausgang heimkehrte, fand sie eine Gruppe in ihrem Wohnzimmer. Auf dem Sofa ein weißes, zappelndes Bündel. In stummer Bewunderung davor ihre beiden Mädchen. Und darüber gebeugt ihr Mann — in den Augen einen Ausdruck! — Heiß schoß ihr ein Gefühl ins Herz — etwas wie Haß, daß er ihr das angethan — — Er trat ihr verlegen entgegen. „Ich wollte es Dir nur einmal zeigen, es braucht nicht hier zu bleiben —" Nach einer Pause — „Sogar Mathilde ist schon ganz verliebt in die Kleine." Sie antwortete nicht. Kaum daß sie das rosige Kindergesichtchen sah, durch den Schleier von Thränen, die ihre Augen füllten. Natürlich blieb es im Hause. Der Groll gerade, der Hedwig erfüllte, wurde Ernas Fürsprecher. Sie schämte sich seiner als einer unedlen eifersüchtigen Regung. Sie wollte das Kind nicht entgelten lassen, daß man es ihr aufgezwungen. Aber ihrem Mann konnte sie nicht so schnell verzeihen. Sie

ging jeder Erklärung aus dem Wege. Mit dem Stillschweigen, das bei ihr der einzige Ausdruck ihrer Kränkung mar. Wie auf Uebereinkunft wurde Ernas Name kaum genannt. Dann, nach einigen Wochen, als sie sich endlich entschloß zu fragen, erklärte Franz. „Es ist vielleicht am besten. Du nimmst an, das Kind märe vom Himmel gefallen. Eltern hat es ohnehin nicht, in ein paar Jahren dürfen wir es adovtiren, dann ist es Dir ganz wie ein eigenes." — Wie ein eigenes. Niemals! Das müßte eine andere Liebe sein. Etwas Opferwilliges, fast Sanatisches, wie sie es für ihren Mann empfand. Aber sie war dem Gefchöpfchen gut. Es war von lieblicher Anmuth, gesund, lustig. Und es war hilflos, von ihrer Güte abhängig. Es gab ihr auch keinen weiteren Anlaß zur Eifersucht. Kurz nach seiner Ankunft im Hause erkrankte Franz heftiger. Er wurde operirt. Seitdem kränkelte er. Ganz mit sich beschäftigt, verlangte er die ausschließliche Theilnahme seiner Frau. Es fielen sogar Vorwürfe, daß sie ihn über dem Kinde vernachlässige. Und wenn klein Erna ihn mit ihrem drolligen Wesen zum Lachen brachte, war Hedwig ihr dankbar, als einer Verbündeten gegen den Kampf mit Schmerzen und Verstimmung. Zuweilen sprach er davon, das Testament zu ändern, das Kind zu bedenken. Aber das Thema war peinlich, so lange er so krank war. Später — sowie er gesundete. Und plötzlich das Ende Konnte sie das Alles dem Anwalt erzählen? Wär' es ihm nicht erst recht unverständlich gewesen? Was verstand ein Mann von den verwirrten Empfindungen der Frauenseele. „Praktische Sachen behandelt man praktisch — die verwünschte überspannte Empfindsamkeit!" Wie oft hatte ihr Mann so gescholten. Und hatte er nicht Recht? Er war todt, sie stand allein, und wußte nichts von dem Kind, das wie ein eigenes in ihrem Haufe aufwachsen sollte. In den Jahren der Sorge, der unaufhörlichen Erregung, mar ihr das gar nicht aufgefallen. Jetzt konnte sie's nicht begreifen. Sie sann und sann nach einem Anhaltspunkt. Abends beimAuskleiden sagte sie zuMathilde: „WissenSie noch wie Erna ins Haus kam?" Es war mehr ein lauter Gedanke, als eine Frage. — „Na ob, wir haben uns ordentlich erschrocken." — „Mein — der Herr brachte sie." — „Der Herr brachte sie in einer Droschke, gnädige Frau waren eben aus." — „Daß nie Jemand nach ihr gefragt hat — ich hatte immer den Kopf so voll — aber es ist doch sonderbar" — „Wie, meinen, gnädige Frau?" — „Hat vielleicht Jemand nach ihr gefragt?" — „Nein ^ ja — ach Gott ^- gnädige Frau werden es wohl selbst wissen — nur weil der Herr es damals so streng verboten hat." — „Was hatte er verboten?" — „Daß mir der gnädigen Feau erzählen sollten —" „Was denn? Nun — ich wünsche eine Antwort!" — „Ach — es war nur — wie die olle Frau mal kam, die durchaus die Erna sehen wollte. Aber der Herr — er kam grab dazu — wurde furchtbar böse. Gnädige Frau wissen, wie böse er werden konnte. Rausgeschmissen hat er sie, und wenn sie nochmals kommt, ruft er die Polizei." — „Ich erinnere mich jetzt — wie hieß sie Hoch — Frau — Frau?" „Frau Blume aus die Bartelstraße,

HÖH Auguste Hauschner in Verlin.
sagte sie, daß sie heißt." — „Es ist gut, — nein, heute nicht die Haare durchkämmen — ich habe Kopfschmerzen."
Ihr Stolz verbot ihr, das Mädchen weiter auszufragen. Und doch wie sonderbar, daß ihr Mann ihr verheimlicht — Frau Blume aus der Nartelftraße, sie hatte den Namen nie gehört. Sie stand aus dem Bett auf, sie wühlte in den Büchern und Papieren ihres Mannes, — nichts — Frau Blume aus der Vartelftraße. Es verfolgte sie — im Adreßkalender nichts — vielleicht verzogen. Schlaflos verbrachte sie die Nacht.
Am nächsten Morgen fuhr sie nach der Bartelstraße. Sie mußte — es ließ ihr teme Nuhe. Trepp' auf, Trepp' ab, von Haus zu Haus.
„Hier nicht, vielleicht daneben." „Vielleicht auf 'm Hof oder gegenüber."
Schmutzige Dienstboten öffneten ihr, Weiber, den Säugling auf dem Arm, freche Männer in nachlässiger Kleidung. Speisendunst, Seifenqualm, der Geruch allerlei Gewerbe strömten ihr ins Gesicht, Kindergeschrei, Hundegekläff mischten sich in die Auskunft. Angeekelt, übermüdet, war sie jedesmal entschlossen umzukehren. Und immer trieb es sie weiter. Trotz der Erschöpfung, trotz des Drucks auf Kopf und Herz, trotz des Gefühls, als thäte sie etwas Unrechtes, etwas Gemeines. Nur noch wenige Häuser.
„Wohnt hier im Hause eine Frau Blume?" — „Nee, die wohnt hier nich. Wat soll sie denn sin? Schneiderin?" „Ich weiß nicht — ich glaube nicht — ich glaube — sie hatte ein Kind in Pflege — vor drei Jahren — ein kleines Mädchen." — „Weeht du wat Vater, von 'ner Frau Blume, die in die Bartelstraße jewohnt hat, und 'n kleenes Mächen in Pflege hatte?" — Der Mann maß einer Nachbarin Kartoffeln in den Korb. — „Nee, ick nich. Sie vielleicht Frau Schulze? Sie sind doch hier jeboren, und kennen jeden Stein in die Bartelstraße." — „Blume? — eene Hab' ich jekannt, die Hebamme. Nebenan hat sie jewohnt, bei Mielke's, Hof drei Treppen, aber die is verzogen zu ihre Tochter. Wat wollten Sie denn von ihr, liebe Dame?" — Sechs neugierige Augen hefteten sich auf das blasse, schwarzverschleierte Gesicht. Eine feine Dame, die nach der alten Hebamme Blume fragte! — „Ich wollte" — Ja was wollte sie denn eigentlich? — „Ob oben ihre Adresse zu erfragen ist?" — „Kann schon sin. Wenn Sie sich hinaufbemühen wollen. Aber es is 'ne eklich hohe Treppe." — Ja, hoch war sie. Die Füße trugen sie kaum mehr. An einer Thür klebte eine Karte: „Ernst Mielke, Tapezierer." Sie klingelte. Ein Mädchen öffnete. „Ein Augenblick, ich mache gleich auf." Sie schloß von innen eine andere Thür auf, die gleichfalls in den Flur mündete. Hedwig trat in einen Raum, gute Stube und Musterlager zugleich. Ein Divan mit nachgeahmtem Teppich, zwei Iute-bezogene Lehnstühle, auf dem Tifch ein paar bunte Illustrationen. Die Proben der letzten Tapeziermode in der Bartelstraße. Sie sank auf einen Stuhl, gedankenlos stierten die Augen auf die Blatter. Da kam ihr ein Gedanke. Nur nicht wieder diefes neugierige Staunen bei ihrer Nachfrage. „Sie sind mir von einer Bekannten empfohlen, sagte sie

dein eintretenden Handwerker. „Ich will meine SchlafzimmermSbel neu beziehen lassen. Ich wohne in der Nähe, und da ich gerade vorüber komme —" — „Da kann ich etwas sehr Schönes empfehlen. Habe gerade gestern eine Garnitur abgeliefert, an eine sehr feine Herrschaft. — Rieke, bring doch mal die Muster von der blauen Cretonne, die der Herr Direktor gekriegt hat — oder vielleicht Jute, auch sehr schön, aber nicht so haltbar." Auf der Schwelle erschien die dicke Ehefrau. Ein Kind am Arm, eins an der Schürze hängend. „Sie müssen schon verzeih« meine Dame, ick bin jrad beis Wäschespülen, da bin ick Angst, det sie nich ins Bottich fallen." Sie reichte ihrem Mann ein Packet Kattunmuster, und blieb neugierig und schwatzbereit stehen. Hedwig nahm sich zusammen. „Was für ein hübsches Kind. Wie alt bist Du mein Junge?" „Drei is er jewesen im März. Na Märchen, jieb doch die Dame ein Händchen." — „Ich weiß nicht — Sie kommen mir so bekannt vor. Ich muß schon einmal hier gewesen sein, von unserem Verein. Es hatte sich eine Frau gemeldet zur Kinderpflege — eine Frau Blume glaube ich." — „Ach die Blume'n. - Ja die hat bei uns jemohnt. Na da war's och nich besonders aufjehoben. Man soll zwar 'ner Todten nichts Böses nachsagen." — „Ist die alte Frau gestorben?" — „Vor vierzehn Tagen in Dramburg bei ihre Tochter, wohin sie verzogen is. Sie hatte noch 'nen Schrank bei uns, mit 'n paar Kleidern. Jott bei uns is ihr nichts wegjekommen." — Todt — welche Enttäuschung. — „Sie hatte damals — vor drei Jahren — ein kleines Mädchen bei sich — blond nnt schwarzen Augen." — „Woll die Em«? Der hat es jut jegangen. Der ihre Mutter mar bei die Blume'n in den Wochen gestorben, jrad wie ick mit meim Märchen zu liegen kam — still Junge, ick gehe ja schon — und weil der Vater, ein verheiratheter Mann, mit seine Frau keene Kinder nich hatte, hat er die Erna ins Haus jenommen." — „Ein verheiratheter Mann?" — „Ja wat Allens in Berlin vorkommt. — Na am Ende, menn's die Frau recht war." — „Woher wissen Sie?" — „Von der Blume'n selbst. Erst that sie sehr jeheimnißvoll und wollte es nich wahr haben. Aber sie wird woll zu ville Jeld haben 'rauspressen wolln. Da is der Herr woll eklich jewordn, hat ihr 'rausjeschmissen, und mit die Polizei jedroht. Fuchswild is sie een Abend jekommen, und hat Allens 'rausjebluddert. Feine Leute, draußen im Thiergarten. — Wie hießen sie doch jleich, Vater?" — „Jnkomodir die Dame doch nich mit den fremden Angelegenheiten. — Das ist gerade ein sehr schöner Stoff, dm Sie in der Hand haben, gnädige Frau. Nicht zu hell, und doch frisch." Hedwig mar aufgestanden. — „Mr gefallen diese Muster nicht recht. Ich werde lieber noch einmal zu Heese gehen und andere holen. Bitte schreiben Sie auf, miö viel Sie brauchen." Sie ließ sich Maß und Preis auf einen Zettel schreiben. —

Langsam ging sie die steile Treppe hinab, vorbei an dein Grünkramkeller, aus dem ihr das Ehepaar neugierig nachblickte. Langsam ging sie

H06 Auguste Hauschnei in Nerlin,
bis zum nächsten Droschkenplah. Wie sie nach Hause gekommen, wußte sie nicht. Dem Mädchen, das ihr die Thür öffnete, sagte sie: „Mir ist sehr schlecht, Mathilde, machen Sie mir das Vett auf. Und wenn Besuch kommt, ich bin für Niemanden zu sprechen." In dem verdunkelten Zimmer warf sie sich angekleidet auf das Vett. Zuerst ein wohlthätiges Gefühl — das schwindende Bewußtsein. Bald aber wieder Besinnung und Klarheit.
Also ihr Mann war Erna's Vater. Er hatte ihr das Kind seiner Geliebten ins Haus geschmuggelt. Seiner Geliebten. — „Mein Mann hatte eine Geliebte." Sie sprach es laut vor sich hin. Vielleicht faßte sie es dann eher. — Erna war dreieinviertel Jahr alt. Also vor vier Jahren, Als sie zu ihrer kranken Mutter gerufen wurde. Wie schwer wurde ihnen die Trennung. „Das Leben ist so kurz, Menschen, die sich lieben, müssen mit jedem Augenblick des Zusammenseins geizen." Oder war es nur sie, die das gesagt? Und als selbstverständlich angenommen, daß sie Neide dasselbe dachten und fühlten? Wie gut sie sich an den Abend ihrer Abreise erinnerte. Sie stand am Fenster und wartete auf den Wagen, der sie nach dem Bahnhof führen sollte. Draußen stürmte der Herbstwind, der Regen klatschte gegen die Scheiben. Wie eine trübe Ahnung beklomm es ihr Herz. Franz war damals schon leidend. Wie würde er sie entbehren — wer würde ihn pflegen, ihn erheitern? — Dann die bangen Wochen bei der Mutter. Angst, Sorge, vermachte Nächte. Dazu die Sehnsucht nach Franz. Als einziger Lichtpunkt seine Briefe — feine guten zärtlichen Briefe. Endlich zu ihm zurück. Ungern ließ die Mutter sie ziehn. Mit schweren Kämpfen riß sie sich los. Erst ini Coup6, als die Abschiedsthränen getrocknet, kam ihr das volle Bewußtsein: „In ein paar Stunden bist du bei ihm." Wie thöricht, wie sinnlos verliebt sie in ihn war. Wie sie <m seinem Halse hing, — wie sie, von all der Erregung bis ins Innerste aufgewühlt, ihn überschüttete mit heißen Liebkosungen. Allein, wie sich jetzt wußte, im dunkeln Zimmer, versteckte sie das Gesicht tief in die Kissen. Sie fchämte sich. Was mochte er von ihr gedacht haben. Er, der von einer Andern kam. Der unter ihrer überströmmenden Leidenschaft vielleicht gelächelt hatte: „Die Weiber sind doch alle gleich." Wie er sie wohl kennen gelernt hatte, diese Andere — und wie sie wohl aussah. Gewiß war sie hübsch und jung. Jünger als sie. Die Jugend gilt ja den Männern Alles, besonders wenn sie selbst altern. Gedanken, Erfahrungen kamen ihr plötzlich — wie von einem Zauberftab berührt, riß der Schleier, der ihr bisher Schmutz und Gemeinheit verhüllt. Sie marterte ihr Gedächtnis; nach der Zeit, die ihrer Rückkunft folgte. Nichts, das ihr aufgefallen. Launen und wechselnde Stimmungen war sie bei ihm gewohnt. Und nie fragte sie, woher er kam, wohin er ging. Eher hätte sie sich selbst beargwöhnt. —
Es litt sie nicht im Bett. Sie stand auf und schlich in ihr Wohnzimmer. War das noch der gewohnte Raum? War sie noch dieselbe Frau?

Nach dem Tode.
Gealtert fühlte sie sich — fremd ihre Umgebung. Wie ein Hohn all seine Bilder, seine Andenken. Und ihr Heiligstes — seine Briefe. Alle raffte sie zusammen und schloß sich wieder mit ihnen ein. Blatt um Blatt las sie. Wie glühende Nadeln bohrten sich ihr die Worte ins Herz. So offen — so zärtlich. Eine Erfahrenere hätte sich betrügen lassen. Betrügen — pfui, wie gemein! Lügen — nichts als Lügen. Sie warf sie in den Kamin, sie zündete sie an. Hell flammten sie auf, rollten sich zusammen, verkohlten, zerfielen — grell beleuchtet hier und da ein Wort — dann Alles grau. Sie kauerte mit stieren Augen davor. Als die Gluth verlosch, sank sie wimmernd zusammen. Nun hatte sie nichts mehr von ihm — ihr ganzes Leben hatte sie auf dem Rost verbrannt — Erinnerung — Vertrauen — Liebe. Qualvolle Tage, noch qualvollere Nächte. Immer nur der eine Gedanke. Peinigendes Wühlen in der Vergangenheit. Wann hatte er sie zuerst betrogen? Was war noch ihr eigen? Bielleicht nicht einmal ihre wonnige Brautzeit, das strahlende Glück ihrer Flitterwochen. Nach dem blinden Glauben — der blinde Zweifel. Alles in ihr beschmutzt, vergiftet.
Ein Brief kam von Doctor Leydecker „Geehrte gnädige Frau! Ich höre von meinem College«, daß Sie die Legitimationspapiere ihrer Pflegetochter suchen. Ihr Herr Gemahl hat sie mir anvertraut. Geburts- und Taufschein, Sterbeurkunde der Mutter. Wann darf ich mir erlauben, Ihnen dieselben zu bringen? Ich wagte bisher nicht, Ihre Zurückgezogenheit zu stören. Sagen muß ich Ihnen schon heute, daß Sie mit Ihrer edlen Absicht ganz im Sinne Ihres Gatten handeln. Oft sprach er mir dm Wunsch aus, das Testament zu Gunsten der Kleinen zu ändern. Aber er fürchtete, Sie zu verletzen. Er wollte warten, bis Sie das Kind so lieb gewonnen, daß Sie selbst verlangten"
Hedwig lachte bitter auf. Diese Rücksicht, die einem bösen Gewissen entsprang. Und dem Freund hatte er anvertraut — Der wußte natürlich — ebenso wie ihre Mädchen — wie alle Freunde. „Merkwürdig, wie Em« Ihrem Manne gleicht", hatte man ihr oft gesagt. Und iie hatte gelacht. — Närrin, die sie war — blöde blinde Närrin — zun? Betrogenwerden geschaffen. Wenn man nicht vielleicht glaubte, daß auch sie — daß mit ihrer Zustimmung Und es nagte und bohrte in ihr, zu erfahren, wer Jene gewesen, wie sie ausgesehen. Wie mit Peitschen trieb es sie nach der Bartelstraße — zu forschen — vielleicht sogar eine Photographie. — Und doch wäre sie eher gestorben als noch einmal — Ebensowenig wie sie es vermocht hätte, nochmals die Mädchen zu fragen. Schattenhaft schlich sie umher. Ein höfliches Lächeln auf den Lippen — äußerlich ruhig, doch ohne Antheil für ihre Umgebung, nur der inneren Stimme lauschend. Dem Kind ging sie aus dem Wege. Sie haßte es nicht. All ihr Groll erschöpfte sich gegen ihren Mann. Aber sein Anblick erregte bis zum Wahnsinn ihre krankhafte Neugier. Erna hatte Franz' Äugen, aber die goldenen Haare, die rosige Haut, der kleine Mund — Minutenlang konnte sie ihr ins Gesicht starren. Und wenn

dann die Kleine sich verschüchtert an sie schmiegte, schleuderte sie sie von sich wie sengendes Feuer. Dieses weiche warme Fleisch — diese zärtliche Schmiegsamkeit — waren sie das Erbtheil der Mutter? Fieberheiße Phantasieen verfolgten sie — Tag und Nacht sah sie Gestalten, Bilder, ihren Mann mit der Anderen. Oh daß er lebte, daß sie ihm ins Gesicht schleudern konnte ihren Zorn, ihre Verachtung. Aber er war gestorben. Ihre zerfleischende, vergiftende Eifersucht galt einem Todten. Den sie vor sich sah in sündiger sinnlicher Gluth — er lag tief unten in der Erde — dem sie heimlich grollte in ohnmächtiger Wuth, den beweinte sie äußerlich in langwallendem Schleier, das Muster einer trauernden Witwe. Seit Wochen war sie nicht mehr bei ihm gewesen. Oft wenn sie gegen Morgen in kurzem Schlaf Vergessen gefunden, sagte sie sich in traumverwirrtem Erwachen: „Ich muß zu ihm ^ schnell — er wartet." Bis sie sich erinnerte — nein sie konnte nicht — Und doch marterte sie die Sehnsucht. Der innere Kampf schärfte alle Gefühle zu verzehrender Leidenschaft. Sie dachte ans Sterben — Ruhe — Ruhe im Gehirn, im Heizen, im Blut — Schlafen — schlafen — nichts n»ehr fühlen. Sie überlegte ernsthaft. Sich vom Balcon stürzen — deutlich hörte sie den schweren Schlag, sie sah sich blutüberströmt zerschmettert. Oder aus dem Wasser gezogen werden — umstanden von Gaffern — Häßlich — häßlich. Sich. Gift zu verschaffe» fehlte ihr der Witz. Blieb nur noch der Revolver. Aber auch den zu kaufen mar sie zu lässig, zu entschlußlos. Nur noch fähig zu brüten, zu grübeln. Für die Welt war ihre Trauer das Schild für jede Absonderlichkeit. Nur ihr Mädchen sah die Veränderung ihres Wesens, ihre vollständige Verstörung — und sie hatte ihre Gedanken. Wer sie wagte nicht. — Ein dumpfer Druck lag auf dem Haushalt. Selbst Erna's Kinderjauchzen verstummte. Schwül innen und außen. Mit Gewitter und Gluti, war der Sommer eingezogen. Die Hitze steigerte Hedwigs Qualen, schlaflos vermachte sie die Stunden auf dem Balcon. Aber sie sah Gestalten in den dunkeln Schatten, sie hörte Laute in dein Rauschen der Bäume. Eines Nachts überwältigte sie das Angstgefühl. Menschen sehen — lebendigen Athem hören. Sie flüchtete in das Kinderzimmer. Die Lampe brannte. Mathilde saß wachend an Erna's Bett. — „Wünschen gnädige Frau etwas?" — „Nein — ja — ich wollte nur — ist Erna krank?" — „Sie ist schon seit ein paar Tagen nicht recht. Heut wollte sie durchaus nicht einschlafen. Sie weinte und verlangte nach ihrer Mamadi. Jetzt ist sie ruhig. Aber die Händchen sind ganz heiß. Wenn sie nur kein Fieber kriegt." Hedwig trat näher heran. Die Kleine athmete schwer. Auf den heißen Bäckchen standen noch ein paar Thronen. Mit den geschlossenen Augen war sie ihr weniger das Kind von Franz. Nur ein hilfloses, leidendes Geschöpfchen. Ein unerträgliches Mtleid ergriff sie, mit sich, mit der Kleinen, mit all der Creatur, die lebte, um zu leiden. „Arme kleine Erna, wie wohl war' uns Beiden, wenn wir todt wären." Mathilde schluckte ein paar Mal wie um etwas hinunterzuwürgen. „Verzeihen Sie gnädige Frau, aber wenn das bei uns

im Haus so weiter geht, so kann dazu Rath werden. Gnädige Frau zehren sich ja rein auf. Erna geht auch ordentlich ein. Als ob das Kind fühlt, daß es — gnädige Frau verzeihen schon — das es im Wege steht. Und gnädige Frau dürfen nicht böse werden — aber so sehr ich an die Herrschaft und an das süße Kind hänge — und wenn ich auf der Stelle fort müßte — ich muß meine Meinung einmal sagen — es drückt mir schon lange das Herz ab. Es war ja nicht recht vom Herrn — gewiß nicht — und gnädige Frau haben es sicher nicht nm ihn verdient. Aber die Männer sind nun einmal so — und er war doch sonst immer gut zur gnädigen Frau, und hat gethan, was er ihr an den Augen absehen konnte — Und, verzeihen gnädige Frau meine Unverschämtheit, und daß ich so rede wie ich's verstehe. Aber wenn gnädige Frau den Herrn wirklich so schrecklich lieb gehabt haben, sollten Sie doch nicht so nachträglich sein — Erna ist doch immer sein Kind und ein theures Andenken — und wenn der Herr sehen könnte"

„Wie können Sie sich unterstehen?" Die Empörung hat ihr die Worte verschlagen — Sie zitterte vor Wuth und Schmerz. An ihre Schande, ihren heimlichen Gram so roh zu rühren — das Blut stieg ihr roth in die Schläfen, als ob sie sich auf das Mädchen stürzen wollte. Mathilde wich erschrocken zurück. Wurde die Frau wahnsinnig? — — Plötzlich ein Umschlag. Hedwig griff nach den« Herzen, schwankte — und ehe das Mädchen beispringen konnte, hatte sie sich auf den Fußboden geworfen und weinte — weinte wie am Todestage ihres Mannes schüttelte sie der Weinkrampf das Schreien, das Schluchzen, flössen die Thränen stromweise die Wangen herab. Durch das Geräusch erweckt, fing auch Erna an bitterlich zu weinen, ihre Mama zu rufen. Mathilde wickelte sie in ihre Decke und legte sie neben die Schluchzende auf den Teppich. „Bitte Deine Mama, daß sie Dich wieder lieb hat." — „Bitte bitte, liebe gute Mama, habe Erna wieder lieb —" Mit übermenschlicher Anstrengung rang Hedwig nach Fassung, sie erhob sich mühsam, legte das Kind sanft auf seine Kissen, und schleppte sich in ihr Zimmer, dem Mädchen wehrend, das ihr folgen wollte. War es eine Ohnmacht? war es der bleierne Schlaf der Erschöpfung? — Sie mußte nichts von sich, viele Stunden. Sie erwachte elend und zerschlagen. Aber der Druck auf den« Herzen schien leichter. Das Gift das ihre Gedanken durchätzte, gemildert „Wenn die gnädige Frau den Herrn wirklich so geliebt hat, sollte sie weniger nachträglich sein." — War es wirklich nur die Liebe, durch die sie so litt? War es nicht auch die verletzte Eitelkeit — die Empfindlichkeit über seinen Undank. War er ihr denn wirklich so verpflichtet? Schuldete sie ihin gar nichts? — „Er war doch sonst immer gut zur gnädigen Frau." — Verdankte sie ihm nicht zahllose glückliche, beseligende Stunden, das Aufblühen aller seelischen Empfindungen? Sie hatte durch ihn die Liebe kennen gelernt, mit allen ihren Wonnen und Schmerzen. Das konnte ihr Niemand rauben. Und was sie für ihn gethan, fo lange er lebte — es entsprang ihrer Natur, es war kein Verdienst. Jetzt zum ersten Mal sollte sich ihre

H^v Auguste Hauschner in Verlin.
Liebe bewähren — nach seinem Tode. — Tagelang lag sie — regungslos, wortlos, und rang mit ihrem Herzen. Mathilde pflegte sie. Sie sprachen nicht zusammen, sie holten keinen Arzt. Die Seele mußte gesunden. Eines Morgens erhob sich Hedwig zeitig und kleidete sich zum Ausgehen. Lange und innig küßte sie Erna. Dann fuhr sie zu ihm. Nach fünf Wochen zum ersten Mal. An der, Schwelle des Friedhofs zögerte sie. Ihr Herz klopfte, als sollte er ihr lebend entgegentreten. Würde ihr Groll an seinem Orabe wieder aufleben — würde er sie wieder durchrütteln, der entsetzliche vernichtende Kampf? Nun stand sie vor dem Hügel. Noch schmückte ihn kein Stein. Nur eine Tafel mit seinem Namen, seinem Geburts- und Todestag. Ihr Lebensschicksal in den wenigen Worten. Und da überwältigte es sie — in Liebe — in Sehnsucht — in wehmüthigem Viitleid. Sie sank auf den Rasen — sie brückte das Gesicht in die blühenden Vlumen — sie küßte die feuchte Erde — und sprach mit ihm — lange — lange — — Als sie aufstand, legte sie die Hand auf das Kopfende — „Wie mein eigenes — Franz" — Sie hatte sich mit ihm versöhnt. Sie hatte ihm verziehen. Win es ihr jemals gelingen zu vergessen?

Klimatische Veränderungen.

von
G. WeiMrodt.
— Wien, —

o viel ergiebt sich aus den Forschungen der geologischen Wissenschaft mit Gewißheit, daß die klimatischen Bedingungen, der Erde in früheren geologischen Perioden andere waren, als sie es jetzt sind, und eS hat wohl die Frage eine Berechtigung, ob dieser Wechsel innerhalb der historischen Zeit nachgewiesen werden kann. Es ist der Versuch gemacht worden, klimatische Veränderungen jeder Art festzustellen, Veränderungen sowohl, die die gesammte Erd-Oberfläche berühren, als solche, welche sich nur auf beschränkten Gebieten geltend machten und dann auf eine bestimmte Thätigkeit, z. B. auf die Anpflanzung oder auf die Ausrodung von Wäldern zurückzuführen waren und diese Frage ist in ein neue? Stadium getreten, seit man das zahlreich vorhandene meteorologische Material in der Richtung verarbeitet hat, um durch dasselbe söculare Schwankungen deS Klimas nachzuweisen. Die Veränderlichkeit der Gletscher hat diese Möglichkeit wahrscheinlich gemacht und Forel, Richter und Lang haben dargethan, daß diese Veränderlichkeit in Wechselbeziehung zu gleichen Veränderungen in der Masse gefallenen Wassers und in der Temperatur der Alpcnmelt steht. Toch sind die letztgenannten Veränderungen keine Eigenthümlichkeit blos der Alpen, sondern Brückner hat im Jahre 1887 erwiesen, daß die nämlichen Schwankungen in der Regenmenge in allen Ländern der nördlichen Hemisphäre beobachtet werden können, und zwar läßt sich dieser Beweis nicht nur durch die Wassermenge, wie sie der Wassermesser anzeigt, führen, sondern auch durch die lange dauernden Schwankungen in dem Wasserstand der Flüsse und Meere. Aber auch die Gebiete der südlichen Halbkugel nehmen, so weit wenigstens aus den betreffenden vereinzelte» Beobachtungen zu schließen, Theil an diesen Veränderungen und die Untersuchungen Siegers (Wien) über die Schwankungen der Seen und Meere haben neuerlich constatirt, daß solche Verschiedenheiten in der Regenmenge sich über die ganze Oberfläche der Erde ausbreiten.

Denselben Schwankungen, nur nicht so vrononcirt, unterliegt die Temperatur der Luft: diese Schwankungen erfolgen — das ergiebt sich aus den Untersuchungen über die winterliche Dauer der EiSbedeckung der Flüsse — so ziemlich in demselben Rhythmus wie in den Alpen.

Wir sind im Besitz eines meteorologischen Materials von ungefähr «00 Stationen, die zusammen 25 00« Beobachtungsjahre umfassen, und auf Grund diese» Materials läßt sich bkhaupten, daß das Slima aller Länder gleichzeitigen Veränderungen unter-

G. weisbrodt in Wien,
worfen und daß die Zahl derjenigen Gebiete, wo das nicht zutrifft, eine verschwindend geringe ist — die Küstenstriche nämlich. Je mehr man in das Innere der Länder eindringt, desto bemerkbarer werden die Schwankungen. Im laufenden Jahrhundert bilden die Jahre 1815, 1850 und 1881 ungefähr die Mitte von relativ feuchten, und die Jahre 183« und 1860 die Mitte von relativ trockenen Perioden.
Ob diese klimatischen Schwankungen absolut periodisch sind oder ob ihre Dauer von Periode zu Periode variirt — das zu wissen ist natürlich von grobem Interesse, Eine lange Reihe von Aufzählungen, die sich auf den Beginn der Zeit der Weinlese beziehen und die bis auf das Jahr 1209 zurückgehen, so wie Wasserstandsmessungen (seit dem Jahr 1700) in Seen und Flüssen gestatten, die mittlere Dauer einer Schwankung mit 36 Jahren zu bestimmen.
Die beobachteten Veränderungen in der Regenmenge müssen auf analogen Veränderungen der Windrichtung und des barometrischen Drucke? beruhen. Sorgfältige und lange Jahre hindurch in Europa und im nördlichen Asien angestellte Beobachtungen über den atmosphärischen Druck berechtigen zu dem Schluß, daß säculare Veränderungen des Barometerstandes vorhanden sind. Beobachtungen auS dem Jahre 1826 conftatiren, daß in der gemäßigten Zone des alten Continents jede Regenperiode (von 1841 bis 1855) von einer Verringerung aller Luftdruck-Unterschiede und jede trockene Periode (von 1326-184« und von 1856-1865) von einer Erhöhung derselben begleitet ist, und das findet ebensomohl für die Druckunterschiede von Ort zu Ort, als für die jährliche Schwankungsgröße statt. Die Aenderungen im Druck erklären nicht nur die normalen Schwankungen der Regenmenge, sondern auch das Auftreten und Wieder» verschwinden von Regionen mit abweichendem Verbalten. Diese Druckänderungen ihrerseits nun können keinen andere Ursache haben als einen Wechsel in der von der Erde empfangenen Wärmemenge; nur eine Steigerung der letzteren kann den Contrasl zwischen dem Festland und dem Ocean innerhalb einer trockenen Periode verschärfen. Die Temperatur-Aenderungen sind aber auch ein Beweis des Wechsels der durch die Erde empfangenen Wärmemenge.
Die Schwankungen deS KlimaS sind übrigens noch nicht unter dem Gesichtspunkt ihres Zusammenwirkens und ihrer Gleichzeitigkeit behandelt, und doch ist das Thema von großer Bedeutung; denn jene Schwankungen beeinflussen das Niveau des Fluszwassers, oie Dauer deS Winterfrostes und also auch die Schifffahrt, und sie haben nicht weniger große Bedeutung (besonders in den continentalen Gebieten) für die Landwirthschaft: ein Beweis dafür ist die starke Zunahme des Anbaus der trockenen Landstriche im westlichen Nordamerika, eine Zunahme, die mit der Vermehrung der Regenmenge der letzten trockenen Periode (um das Jahr 136« herum) zusammenfällt.

Illustrirte Bibliographie.

«lbrecht Dürer von Anton Springer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

»Als Anton Springer am 31. Mai 1891 starb, hinterließ er das Mamifcript des .Albrecht Dürer' vollständig druckfertig, hatte auch die Art der Drucklegung mit der Verlagsbuchhandlung vereinbart, sowie die Werke DürerS bestimmt, welche als Illustrationen in sein Buch aufgenommen werden sollten, und hatte auch die ersten Correcturabzüge nachgesehen." So berichtet im Nachwort des BucheL der Sohn, welcher die Herausgabe besorgt hat. Als die letzte Gabe eines bedeutenden Gelehrten empfangen wir somit das vorliegende Werk und nehmen es in seiner Eigenart mit pietätvollem Danke auf. In einem Bande von dem mäßigen Umfange von 164 Seiten hat Anton Springer das Bild von Dürer entworfen, wie es sich ihm aus seinem ein Leben lang dauernden Studium des großen deutschen Meisters gestaltet hatte. Bereits gegen Ende der sechziger Jahre hatte er, wie wir in seiner Lebenserzählung lesen, den Plan zu einer Monographie über Dürer gefaßt. Da er von der gleichen Absicht Moritz Thaufing'S hörte, welcher sich auf die seiner Aufsicht unterstellte Sammlung der Albertina in Wien stützen konnte, legte er mit der Uneigennützigkeit deS Forschers, der nur die Sache im Auge hat, seinen Plan zurück. Inzwischen hat Thausing'S Buch auf die Dürerforschung nach allen Seiten hin befruchtend und anregend gewirkt, zum Theil gerade deshalb, weil seine Ausführungen zu mannigfachem Widerspruche Anlaß gaben. Für die allgemeine Verbreitung der Kenntniß von Dürer's Kunst ist in den letzten zwei Jahrzehnten mehr geschehen, als je zuvor: wir erwähnen nur die monumentale Ausgabe von Dürer'S Zeichnungen in Facsimilenachbildungen, welche Friedrich Livpmann begonnen hat, die vorzüglichen Reproduktionen der Reichsdruckerei, nach den beste» Abdrücken ausgewählter Kupferstiche, sowie die äußerst dankenswerthe Nachbildung seiner vier Holzfchnittfolgen durch die HelioS-Gesellschaft in Berlin. Wer sich in die tiefsinnige, gemüthSreiche Kunst unseres deutschen Meisters vertiefen will, kann auch als Privatmann sich eine beinahe vollständige Reibe feiner Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnnngen in vortrefflichen Nachbildungen anschaffen oder findet sie in jeder MuseumSsammlung. Möchte nur endlich auch ein Corpus seiner malerischen Werke in guten photographischen Aufnahmen und würdiger Ausstattung zu Stande gebracht werden! — Diesem Stande der allgemeinen Kenntniß von Dürer's Kunst trägt auch Springer'S Buch Rechnung; es ist geschrieben mit der stillschweigenden VorauSsetzuug, daß seinen Lesern der Name Dürer nicht unbekannt an« Ohr schlage und daß sie in der Lage sind, durch die Betrachtung von Originalen oder Nachbildungen seiner Werke, die ana»

3'
Â«

lysirenden Ausführungen de? Verfassers zu controliren, die gegebenen Andeutungen weiter auSzusvinnen. Nicht etwa, als ob das Buch irgendwie einen fragmentarischen Charakter trüge oder nicht in allen Theilen gleichmäßig ausgebaut wäre! Vielmehr

Dürer» Selbstbildnis (!<9Z>. Gemälde im Museum zu Madrid,
A„I: Albrechl Diirer von Anton Springer. Berlin, G. Srolesche Berlagsduchhondlung.
flieht die Darstellung, wie dies bei einem Meister des gesprochenen und geschriebenen Worte», wie Springer, selbstverständlich ist, im schönsten Gleichmaß dahin und nimmt von Anfang bis zu Ende den Leser zu herzlicher Anthcilnahme gefangen, DaS Buch ist eben von einem innigen Dürer»Verehrer für ebensolche geschrieben, oder der Verfasser

erwartet wenigsten«, seine Leser für die gleiche Verehrung gewinnen zu können. Von dem wissenschaftlichen Werthe de» Buche», welche» auf der genauesten Kenvtnih der heutigen Forschung sich aufbaut und doch überall selbständig vorgeht, wollen wir an dieser Stelle nicht reden; die» muß dem Namen de» Verfasser» gegenüber als etwa» Ueberflüssige» erscheinen. Wer sich, als Mann der Wissenschaft oder als Freund Vater» ländifcher Kunst, mit Albrecht Dürer beschäftigen will, wird mit stets gleichbleibendem Interesse diese von innerer Wärme erfüllte, harmonisch abgerundete Darstellung lesen und dem Verfasser für das abgeklärte Bild eines groben Kunstlers, da« er vor feinen Augen entstehen läßt, herzlichen Dank wissen.

Dir heilige Antonius, «uvferstich,
Zins: Wbrecht Diirer von Anton Springer. Berlin, S. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Das Buch ist, ganz im Geiste Anton Springer'«, mit einer groben Anzahl treff-licher Nachbildungen von Dürers Werken in sorgfältigster Auswahl ausgestattet. Von den »kritischen Anhängen", welche nach deS Verfassers Absicht der Erzählung folgen sollten, hat er leider nur noch die kurze Einleitung am Tage vor seinem Tode nieder-schreiben können. Zur Ergänzung hat der Herausgeber ein „Verzeichnis; der Studien und Entwürfe zu Dürers ausgeführten Werken", sowie ein „Verzeichnis; der im Text besprochenen Werke Dürer»" hinzugefügt. Hoffentlich erlebt das schöne Buch reckt bald eine zweite Auflage, wobei denn auch die leider recht zahlreichen Schreib' und Druck-fehler deS Texte» ihre Verbesserung finden mögen! «.
Rene Reinicke.
Unter den jüngeren Münchener Malern, die fetzt den ungewöhnlich glänzenden Stab der Zeichner der »Fliegenden Blätter" bilden, gehört »eben dem herrlich«, Oberländer, neben dem meisterlich charakterisirenden Harburger, dem flotten Schlittgen «. ?c. Rens Reinicke unzweifelhaft zu den begabtesten und beachten?» wcrthesten. Die Bilder Reinicke» sind von packender Lebenswahrheit. Sie bekunden ein ungewöhnlich scharfes Auge in der Beobachtung des Charakteristischen und find mit

einer Sicherheit und Leichtigkeit hingeworfen, die Erstaunen und Bewunderung erregen. Alle Eigenschaften, die diesen vorzüglichen Künstler auszeichnen, treten in dem Album „Spiegelbilder aus dem Leben" (München. K. A. Ackermanns Kunstverlag), in dem 41 „Sccncn aus dem Highlife und dem Volke" in tadellosen Reproductionen nach den Originalen in Oelmalerei und Tuschzeichnung vereinigt sind, in wahrhaft glänzendem Lichte hervor. Wenn man die« Album durchblättert und die einzelnen Bilder betrachtet und wieder betrachtet, so bedauert man fast, daß es der geniale Künstler bei dieser doch immerhin etwas flüchtig hingeworfenen und skizzenhaften Behandlung hat bewenden lassen. Viele darunter dürsten es ruhig darauf ankommen lassen, sich in der vornehmsten und anspruchsvollsten Gestalt des Kunstmerks zu zeigen. Aber vielleicht liegt wiederum gerade in der skizzenhaften Flottheit der Behandlung ein besonderer Reiz. Wie lebensvoll wirken all' diese Gestalten I Wir kennen sie alle! Wir sind ihnen hundertmal begegnet, auf der Straße, im WirthshauS, im Theater, im Salon — überall. Wir haben auch wohl dies und das an ihnen als eigenthümlich, als „komisch" im Berliner Sinne des Wortes flüchtig wahrgenommen, aber eS ist uns nicht besonders aufgefallen. Jedenfalls ist es nicht haften geblieben: unser Blick hat die Erscheinungen eben nur gestreift und ist alsbald, von anderen Gegenständen angezogen, weiter gehuscht. Jetzt erst wird uns durch den Künstler, der das von uns früher achtlos Gesehene mit seinem scharfen Blicke durchdrungen und das Flüchtige mit seinem gehorsamen Pinsel gebannt hat, das Geheimnis; offenbart. Jetzt erst wird uns klar, weshalb der Mode-Herr mit seinem gekrümmten Rücken ein bischen lächerlich auf uns gewirkt hat: der Bursche hat ja eine ganz polizeiwidrige Haltung! Und das reizende junge Mädchen, das die Kleider zusammenrafft und in den Wagen steigt, um zum Balle zu fahren, — wir hatten eS freilich nur auf einen Augenblick im Vorübergehen erspäht, aber das schnell vorübersausende Bild hatte uns dock angenehm berührt. Kein Wunder! Rens Reinicke giebt uns den gewünschten Aufschluß: das wunderhübsche Mädchen in dem duftigen Ballkleioe, von der Wagenlaterne grell beleuchtet, ängstlich besorgt, daß ihre empfindliche Toilette beim Überschreiten des Trottoirs und beim Besteigen der Equipage nicht beschädigt werde, — diese Juaend, diese Anmuth, dieser helle Schimmer in der unfreundlich dunkeln, schmutzigen Straße, — eS ist wirklich ein reizendes Bild, das durch die Hand des Künstlers nur aufgefrischt zu werden braucht, um wieder in der vollen Kraft der VergegenwSrtigung vor unserem geistigen Auge zu erstehen.

Wenn wir diese Blätter beschauen, wissen wir in der That nicht, welchem einzelnen mir den Vorzug geben sollen. Wir erfreuen uns ebenso sehr am Toilettenreichthum und der Vornehmheit des Publikums, daS den Ersten Rang des Hoftheaters einnimmt, wie an den wohlsituirten Insassen des Zweiten, wie endlich an der Aufmerksamkeit und Dankbarkeit der braven Bürgersleute des Dritten Ranges, Wir lack>en herzlich über den Pierrot und seine lustige Begleiterin, die eben vom Maskenball kommen und, von dem Temperaturwechsel unangenehm berührt, mit hocherhobener Rechten laut und vergeblich nach einer .Droschke!" brüllen. Wir lachen auch über die „Kaffeehausscherze", die vielleicht gar nicht gut sind. Aber das Lachen steckt an, und die Münchener Kellnerinnen sind so urvergnügt, daß man sie nicht ansehen kann, ohne in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen. „Allgemeine"? DaS ist nicht ganz richtig. Eine der Kellnerinnen ist etwas abseits sitzen geblieben, die lächelt kaum. Das arme Ding hat ein Tuch über die Wangen gebunden: es leidet an Zahnschmerzen. ES zieht ja so fürchterlich in dem verwünschten Cafs!

Ganz köstlich sind auch die Pferdcbahnbilder, unter denen namentlich die beiden letzten — „Coinplett" durch die Lustigkeit der Gruppe auf der vorderen Plattform, und „Nachtomnibus" durch die vorzügliche Charakteristik der beiden Insassen, des verschlafenen alten Herrn und der nachdenklichen jungen Schönen — bemerkenSwerth sind. Bei einigen Blättern (der ergötzlichen Darstellung der „Kunstkritiker" in der Ausstellung u. A.) streift die Lustigkeit der Darstellung die Caricatur. Das ist durchaus kein Unglück und soll keineswegs eine Rüge sein. Bei einem so ernsten und vielseitigen Künstler wie Rens Reinicke, der die schaurigsten Tragödien de» Alltagslebens so tief erfaßt, so bedeutend schildert („Dämmerung": zwei Obdachlose auf der Bank an einer belebten Promenade, der eine schon in tiefem Schlaf, in unbequemer Sitzung, de» Kopf mit dem halboffenen Munde nach hinten; der andere, zerschlagen vom zwecklosen Herumlaufen, noch wach, in unerquicklichem Brüten) — bei einem solchen Künstler kann eS vielmehr als ein Lob gelten, wenn man ihm nachsagt, daß er sich auch für die tolle

Nord und Süd.
Laune Empfänglichkeit bewahrt hat und dem lustigen Einfall den übermüthigsten Aus»
druck zu geben weiß.
Sollen wir unter den in diesen »Spiegelbildern aus dem Leben" vereinigten
Blättern durchaus SineS herausgreifen und ihm den ersten Preis zusprechen, so würde
unsere Wahl auf das »Aschermittwoch" benannte fallen. Der Morgen dämmert eben
herauf. ES ist so etwa gegen 6 Uhr. Die Gaslaternen brennen noch. Vor einem
herrschaftlichen Hause hält die Droschke. Der Herr, dessen Frackschößc unter dem
modisch-kurzen Ueberzieher hervorsehen, steht mit krummem Rücken da und sucht das
Fahrgeld zusammen, neben ihm die hübsche junge Frau, trotz des molligen warmen
BallumhangS fröstelnd, — Beide von den Strapazen der lustigen anzulangen Nackt
abgespannt, ein wenig verkatert und in sichtbarem Verlangen nach der Behaglichkeit
und Ruhe der Schlafstube. Diese Grupve der Uebernächtioen wird von einer alten
Frau beobachtet, die etwa zwanzig Schritt von ihnen entfernt am Boden kauert und
ihre harte, karg bezahlte Arbeit des Lumpensammelns am grauen, kalten, nassen,
häßlichen Wintermorgen einen Augenblick unterbricht, um zu sehen, wie die da mit
ihrer schwierigen Arbeit, das Geld für den Droschkenkutscher abzuzählen, fertig werden.
Diese alte Proletariern,, die nichts Bombastisches, nichts Deklamatorisches hat, ist iu
ihrer Einfachheit und Echtheit von ergreifendster Wirkung.
So bekräftigt denn dies Album im Einzelnen wie im Ganzen die Meinung,
die wir uns von Rens Reinicke schon nach seinen Zeichnungen für die »Fliegenden
Blätter" hatten bilden dürfen, daß wir nämlich in ihm einen Künstler von schärfster
Beobachtung der Wirklichkeit, von überaus glücklichem Erfassen des Charakteristischen,
von empfänglichstem Sinn für den Ernst und den Scherz des Daseins, — dazu
einen hervorragenden Zeichner und Maler zu begrüßen haben. Wenn er in Paris
geboren wäre, — ja dann! ... ?. 1^.
Bibliograph
Llvl» Hermanns »um. Von einem
Juden Deutscher Nation. Erster Theil.
Berlin, Verlag vonRichardWilhelmi,
Dieser Titel enthält das vollständige
Programm einer kleinen Schrift, welche
einen werthvollen Beitrag zu der Literatur
über die Judenfrage liefert. Sic ist in
einem warmen Ton gehalten, und eS be-
rührt besonders wohlthuend, daß sie auch
dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt.
Der Spuk von WjolSk. Roman von
Karl Greg. Dresden und Leipzig,
Heinrich Minden.
Ans etwas phantastischem Hinter»
gründe, in einem düsteren Grafenschloß
deS südlichen Rußland, spielt sich eine
tragische Geschichte ab. Der »Spuk" ist
der Spielteufel, dem die Grafen Jelzin
rettungslos verfallen sind. Der Verfasser
arbeitet mit etwas starken Effecten: Bruder»
haß, Juwelendiebstahl, Wahnsinn und
ähnliche Dinge veranlassen die Schluß-
katastrovhe. Doch hat er den russischen
Nationalcharakter in den beiden feindlichen
Brüdern Dimitri und Michael Jeljin gut
getroffen. In manchen Einzelheiten fehlt
der Erzählung die geschlossene Durch»
sührung; so wird das Motiv des klirren-
den, zerspringenden Glases, das im An-
ische Notizen.
fang als unheilkündendes Zeichen eine
solche Rolle spielt, nachher völlig ausge-
geben. Selbst zart besaitete Leserinnen

brauchen sich aber vor dem Buche nicht zu fürchten; denn grausig ist nur der Titel, von einer Gespenstergeschichte ist nicht die Rede. tV.

Die Wilde Madonna. Novelle von Julius Freund. Berlin, Richard Wilhelmi.

Der Schauplatzder vorliegenden Novelle, das Riesengebirge, wird uns von dem Verfasser mit all der Liebe, die der Schlesier für seine schöne Gebirgswelt hegt, vor Augen gestellt. Wir lernen diese sowohl im Zauber der Morgenfrühe, als auch beim Abendweben kennen, und mit charakteristischer Kraft weiß der Verfasser den Aufruhr der Elemente bei einem abendlichen Gewitter zu schildern.

Mit Interesse folgen wir dem LebenSgang der Heldin, der »Wilden Madonna", eine? leidenschaftlichen Mädchens, das sich selbst in die GebirgSeinsamkeit verbannt hat, um hier von dem Schmerz um vn» loreneS Lebensglück zu gesunden.

Der tragische Ausgang, mit dem die Novelle schließt, wirkt mildernd und versöhnend. NI2.

Gin müdes Herz. Erzählung von Ossip Schub in. S. Aufl. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart.

Die oft gehörte Künstlergeschichte hat Ossip Schubin noch einmal erzählt, allerdings gut erzählt: Ein talentvoller, armer Maler, eine hübsche, einfache Italienerin. Zuerst viel Liebe und sehr wenig Geld, dann viel Geld und wenig Liebe; schließlich Eifersucht, Trennung und Selbstmord deS verschmähten WeibeS: Erwachen der Reue beim Gatten mit darauf folgender Nachahmung deS Beispiels, das die einst so heiß Geliebte ihm gegeben. — Empfindsame Seelen werden die Leidensgeschichte der armen Künstlerkau und daL tragische Ende des PaareS nicht ohne Rührung lesen. Den aufmerksamen Leser werden hie und da einige stilistische Uncorrectheiten, wie sie bei Ossip Schubin Mode sind, stören. 0. >V.

Unter altem Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die letzte der hier gesammelten Erzählungen ist den Lesern von ‚Nord und Süd' bereit» bekannt. Der Verfasser wandelt die Bahnen Gottfried Kellers, ohne seine Selbständigkeit einzubüßen. — Seine Erzählungen sind reife Früchte eines echten epischen Talentes, — s.

Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Von Otto Freih. von Völderndorff,München,C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung OskarBeck.

Wer die Bekanntschaft dieses alten Münchner's noch nicht in der Münchener (früher AugSburger) Allgemeinen Zeitung gemacht hat, wo seine Plaudereien während der Jahre 1872—1891 allmählich veröffentlicht worden sind, wird es nicht bereuen, wenn er in einer müßigen Stunde zu dem jetzt vorliegenden stattlichen Bande greift, der sie gesammelt enthält. Er lernt einen in Staats- und Welthändeln wohlerfahrenen, mit stattlicher Bildung ausgerüsteten oairischcnJuristen kennen, d,'r von dem festen Boden der geliebten Heimat aus— ein Partikularist genannt zu werden würde er sich wahrscheinlich energisch verbitten — mit heiteren Augen den Weltlauf betrachtet und bald nach dieser, bald nach jener Seite seine humoristischen Streiflichter darauf fallen läßt. Lesenswerthe Erinnerungen an Münchener Verhältnisse und Persönlichkeiten aus früherer Zeit wechseln ab mit satirischen Besprechungen gleichzeitiger Ereignisse, bei denen ein schalkhafter Humor

und gesunder Verstand oft den Nagel auf den Kopf treffen; dazwischen schieben sich frisch empfundene Reisebilder und gelegentlich auch eine mit gründlicher Belesenheit zur Erledigung gebrachte wissenschaftliche Schrulle. Alles in Allem nehmen wir am Schlüsse des Bandes von dem kernigen Alten, der so vornehm empfindet und so klar denkt, mit Hochachtung und Dankbarkeit Abschied und wünschen ihm noch manches Jahr harmloser Plouderlustl A, 8.

«lumPe»Dnmpe und andere Märche«. Von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien- Gesellschaft (vorm. I. F. Richter),

DaS Büchlein enthält drei Märchen voll Sinnigkeit und reizender Schalkhaftigkeit. Wenn wir darauf hinweisen, daß das eine derselben: ‚DaS junge Ehepaar" in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist, glauben wir das Beste zur Empfehlung deS Büchleins gethan zu haben.

0. V.

Schlehdorn nnd Rosen. Von Paul Herzsohn. Lenden, Brill; Leipzig, K. F. Köhler.

Der Verfasser dieser Gedichtsammlung zeigt seine Belesenheit durch eine große Anzahl eingestreuter CItate aus fremden Literaturen; unter seinen eigenen lyrischen Dichtungen sind viele recht ansprechend. Bei anderen stört thcils der Mangel an Originalität (manche erinnern stark an Heinrich Heine oder Friedrich Bodenstedt!), theilS der Mangel an fein durchgebildetem Geschmack, namentlich in Bezug auf die sprachliche und metrische Form. Zum Beweise citire ich folgende Verse: schon sie schwimmt — Bewegung seh' ich, S. 18; Rosen und Muscat ich schlürf' S. 37; Rothe Rose, dich ich aussuch', S. 83; AehnicheS findet sich nicht selten. Der Verfasser hätte seine Gedichte nach Inhalt und Form strenger sichten sollen, wenn er sie der Oeffentlichkeit vorlegen wollte. Die Ausstattung ist glänzend, aber der Druck stellenweise unsauber und nicht scharf ausgeprägt. 6r.